





V. 1056. b. (32.)



Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Zweiunddreißigster Theil.

K—KARABULAKEN.

Leipzig:

F. A. Brodhause.

1882.



AE 27

AG

Sect. 2

V. 32



Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Zweite Section.

H—N.

Zweiunddreißigster Theil.

K—KARABULAKEN.

K.

(Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.)

K. Der Sprachlaut **k**, **j. B.** in nhd. kanne, kunst, gehört zu den Gutturalen, d. h. zu denjenigen Lauten des linguopalatalem Artikulationsgebietes, bei denen der hintere Theil des Zungenrückens gegen den weichen Gaumen artikuliert. **K** ist der tonlose Verschlußlaut (Explosivlaut) dieser Artikulationsstelle, **g** steht ihm als der tönende gegenüber. Dem **k** und **g** entsprechen als Reibelaute (Spiranten) der (tonlose) ach-Laut in unserm nhd., dach, loch, tuch, und der tönende Spirant, den man in gewissen Theilen von Norddeutschland für intautendes **g** nach **a, o, u** in tage, bogen spricht (**ʒ** nach Sievers' Lautbezeichnung). Innerhalb des gutturalen Artikulationsgebietes hat man wieder zwei Abtheilungen zu machen, das vordere, an das palatale angrenzende Gebiet und das hintere, nach dem unteren Rande des weichen Gaumens zu liegende, und man spricht demgemäß von vorderen und von hinteren Gutturallen; die ersteren sind in den europäischen Sprachen sehr häufig, zu ihnen gehören **j. B.** unser nhd. **k, g** vor **a, o, u**, wie in kanne, kopf, galle, gut, hintere Gutturale sind **j. B.** das qaf (**ʒ**) der Araber, das q der Georgier, das tsehe ch im Schweizerischen Allemannisch. Als **k**-Laute bezeichnet man und schreibt man vielfach auch solche Sprachlaute, die durch Artikulation des Zungenrückens gegen den harten Gaumen gebildet werden. Diese Laute stellt man jetzt richtiger als „Palatale“ den Gutturallen entgegen. Es sind **j. B.** die **k-** und **g**-Laute, die die Italiener in chiaro, chiosa, ghiotto, die Slawen vor den weichen (palatalem) Vocalen **e, i u. i. w.**, wie in russ. kidát, gíl, und wir Deutsche in kind, gift u. f. w. bilden; als Spiranten stellen sich diesen zur Seite **j. B.** unser (tonloser) ich-Laut in mich, frech, und der (tönende) Reibelaut **j**, wie er stellenweise in Nord- und Mitteldeutschland in wiegen, legen gesprochen wird.

In den indogermanischen Sprachen sind **k**-Laute von jeher, so weit wir zurückblicken vermögen, vorhanden gewesen. Bis zum J. 1870 schrieb man der indogermanischen Grundsprache drei gutturale Explosivlaute zu (**k g gh**). Seitdem ist, namentlich durch die Untersuchungen von **G. J. Adolot** und **H. Fick**, festgestellt worden, daß es in der indogermanischen Ursprache zwei

Gutturalfreihen gab, die in den einzelnen Sprachzweigen mehr oder minder scharf auseinander gehalten worden sind und die man jetzt meistens als **k¹-Reihe** (**k¹ g¹ gh¹**) und **k²-Reihe** (**k² g² gh²**) unterscheidet. Sehen wir hier von den ursprünglichen mediae und mediae aspiratae ab, so ist **jundásh** für **urindogermanisch** **k¹** die gewöhnliche Lautvertretung in den einzelnen Sprachzweigen folgende: 1) altindisch **ç** (palataler Spirant), altsaktrisch **ç**, altpersisch **ç** (interdentaler Spirant); 2) armenisch **s**; 3) griechisch **ç**; 4) lateinisch **c** (**k**); 5) altirisch **c** (**k**); 6) gothisch **h** und **g** (**h** im Anlaut und wenn der dem **k¹** vorausgehende Sonant von Haus aus den Hochtön hatte, sonst **g**); 7) altbulgarisch **ç**; slawisch **sz**, lettisch und altpreussisch **ç**. Für **k¹** in gewissen Lautverbindungen gelten in einigen Sprachen noch besondere Gesetze. Beispiele:

Altindisch **ç**: catám „hundert“ = indogerm. *k¹mtó-m, dáça „zehn“ = indogerm. *dék¹m, k¹-t wird **çt**: vedisch **asáç** „acht“ = indogerm. *ok¹tó, k¹-t wird **çs**: 2. Pers. Sing. Präs. **vákš** „du wünschst“ = indogerm. *vek¹si. Altsaktrisch **s**: satem „hundert“, dasa „zehn“, k¹-t wird **çt**: **asá** „acht“, k¹-t wird **çt** (der lautliche Werth von **ç** im Unterschied von **s** ist nicht genau bestimmbar): **vasi** „du wünschst“. Altpersisch **ç**: suzra-Eigennamen = altsaktr. suzra- „roth“, altind. cukra- „hellerfarbig“; vid- „Elan“ = altsaktr. vis-, altind. viç-. k¹-t wird **wof**, wie im Altsaktrischen und Neupersischen (vergl. **astema-** und **haslum** „der achte“), zu **çt**; Beispiele im Altpersischen nicht vorfindlich. k¹-t wird **ç**: **niy-apisám** „ich schrieb“ = *apik¹-s-am, sarmatischer Werth, Wurzel im Altindischen **pic-**. In den übrigen Consonantverbindungen erscheint **k¹** als **ç**: aspa- = altsaktr. aspa-, altind. açva- „Pferd“.

Armenisch **s**: san „leer“ (aus *sven) = altind. śána- „Rangel“ = **tiss** „zehn“ = altind. dáça. Griechisch **ç**: **εκατόν** „hundert“, **δέκα** „zehn“, **οκτώ** „acht“, **δέσπομα** „ich werde sehen“ = altind. drakšyámi von Wurzel **derk¹**.

Latetnisch **c**: centum, decem, octo, dixi (Wurzel **deik¹**).

Altirisch **c**: cét „hundert“, deich n- „zehn“

für älteres *decen. k¹+t wird et, später oht: oct, später ocht „acht“, k¹s wird zu ss: dess „recht“, vgl. griech. δεσμός, lat. dexter, altind. dākṣina-, altslaw. dašina-, altbulg. desinū.

Germanisch h und g: gotisch hund „hundert“, taibun „jehn“, altau „acht“, sagrs „pfeifend“ für *pak-rō-s von Wurzel pak- im lat. pacisci, altind. pāca- „Band, Pfeife!“, u. f. w. Wegen des durch die ursprüngliche Akzentverschiebung bedingten Wechsels zwischen h und g vergleiche man auch ahd. 1. Pers. Sing. Wāt. zēh „sieht“ („sehen“) = altind. didēca, 1. Pers. Plur. zigum = altind. didicimā.

Slawisch s, litauisch š (lett. und altpreuß. s): altbulg. sridice, lit. sirdis, lett. sirds, altpreuß. Accus. Sing. siran „Herz“, vgl. lat. cor, griech. καρδιά; altbulg. deseti, lit. dešimtis, lett. desmit „acht“, altpreuß. osmi, lit. asztūni, lett. astūni „acht“, altpreuß. Acc. asman „octavum“; Insn. altpreuß. nesti, lit. nešti, lett. nest „tragen“, vgl. ένεχείν. k¹+s wird slav. s, lit. sz: altbulg. desinū „recht“, lit. deszinē „rechte Hand“ = altind. dākṣina- u. f. w. (s. oben), altbulg. figat. Mor. neši „ich trug“, lit. šut. nešiu „ich werde tragen“ = *nek¹+šjō.

Für k¹ gelten complicirte Gesetze. Das Wichtigste lehren folgende Zusammenstellungen.

In Arischen k und g, und zwar entspringt c in der arischen Grundsprache aus k vor palatalen Vocalen (e, i). Altindisch „wer?“ = indogerm. *k¹ō-s, uktā „gesprochen“ = indogerm. *uktō-, vaksyāmi „ich werde sprechen“ = indogerm. *vek¹+šjō. Dagegen ca „unb“ = indogerm. *k¹e, pañca „fünf“ = indogerm. *pénk¹e, cid Parikel zur Hervorhebung u. f. w. = indogerm. *k¹-d. Iranisch k: kas in altslaw. kas-cid, altpers. kas-ciy. Vor anderen Consonanten ging dieses k in der iranischen Grundsprache in ž über: altpers. suzra-, altpers. suzra = altind. cukrā-, altslaw. uzta = altind. ukta-. Beachtenswert ist, daß, während k¹+š und k²+š im Indischen unterchiedlos in kš zusammengefallen sind, sie im Iranischen als š und kš getrennt erscheinen: altslaw. š ž. B. in dašina-, ž ž. B. in vaxšyā = altind. vaksyāmi. c: altslaw. ca, altpers. cā = altind. ca, altslaw. pañca = altind. pañca, altslaw. -cid, altpers. -ciy = altind. cid.

Armenisch k: kerp „Körper“ vgl. altslaw. kehrp-, lat. corpus; akn „Auge“ vgl. lat. oculus, griech. ὀφθαλμ., got. augan-.

Griechisch κ vor indogerm. a und vor Liquiden: καλός „schön“ = altind. kalya-, κρός „Fleisch“ = altind. kravis-, κλέπτω „ich stehle“ = lat. clepo, altpreuß. au-klīpts „verborgen“. Vor dunklen Vocalen und in Consonantengruppen wird k¹ als qu zu π, π: δ-παῶς, πᾶς, ποτερός vom Interrogativstamme k¹ō-; πούνη = altslaw. kaenā- β. „Strafe“, ἔποιμα ἔφομαι σκόδαμ „folgen“ von Wurzel sek- in lat. sequi, altind. śucate; πεπτός = altind. paktā- „geföhlt“. Vor palatalen Vocalen wird k² als erweichtes (mouillirtes) qu zu τ, τ: δ-ττι, τι = altind. cid, τē = altind. ca, πέντε = altind. pañca; auf erweichtem qu beruht auch σσ =

k²+j: πίσσω „foche“ = *pek²+jō: ὄσσε „Augen“ = *ok²+je.

Italisch. Die häufigste Vertretung ist im Lateinischen qu, im Umbriischen und Oskischen p: lat. -que, umbr. ośf. p(e) = griech. τῆ; lat. quis quid, umbr. ośf. pis pid = griech. τῆ; lat. sequor = griech. ἔπομαι. Aus qu wird vor anderen Consonanten c: sectari qui sequor. Es läßt sich für c eine ältere Stufe qu nicht nachweisen, i. B. cancer (Stamm cancro) = altind. karka-, karkin-, coxa = altind. kākṣha-.

Keltisch ursprünglich qu, das im altirischen zu c, im altgallischen und in den britannischen Dialecten zu p wird: altir. cethir „vier“, altgall. petor-ritum „vier-räderiger Wagen“, altdrittann. Ierouacalla Name einer Stadt, altsymt. petgaur, corn. peswar, breton. pevar = lat. quatuor u. f. w.; altir. cruim, hymt. pryf „Wurm“ = altind. kṛmi- lit. kirmsis; altir. oóic, hymt. pimp für urfelt. „queque aus urindogerm. pénk¹e.“

Germanisch h, g und hw, gw. h: got. hails „heil“ = altind. kalya-, hila „Rehle“ = lat. clepo (s. oben); g: hals-agma „Gefäßströmung“ vgl. altind. ankā- „Biegung“. hw: got. hvas = altind. kās, leibva „Leibe“ = griech. λείβα, f für hv in got. vulfs = altind. vṛka-s „Wolf“, sidvor „vier“, fünf „fünf“; gw bleibt nur wenn n voraussetzt, i. B. altnord. þringra = mhd. drengen „drängen“, Burg. trenk- in lit. trenkiū, sonst fällt nach bestimmten Lautgesetzen entweder g weg (got. sians „Gesicht“ für *sigwini-s, zum Verbum salhvan „sehen“) oder w (ahd. zwig „Zweig“ = urindogerm. duk¹ō-m.)

Slawisch k, woraus vor palatalen Vocalen č oder c: altbulg. kotoryj „wer?“ = got. hvarar vom indogerm. Stamm k¹ō-, četyrije „vier“, pekā „ich foche“ (= lat. coquo für *quequo *pequo, altind. pācāmi), 3. Pers. pečeti, vlāku „Wolf“ (altind. vṛka-s) Voc. vlāče, aber Locat. vlāče, Romm. Plur. vlāci.

Litauisch k: kās „wer“, keturi „vier“, vilkas „Wolf“, sekū sėkti „folgen“ = lat. sequor.

k¹ scheint in der indogermanischen Grundsprache ein k gewesen zu sein, das in der Gegend, wo harter und weicher Gaumen zusammenstießen, artikulirt wurde; seine Artikulationsstelle nicht zu weit nach hinten zu verlegen ist rathsam wegen der Flüssigkeit im Arischen und Armenischen und Baltisch-Slawischen, da diese auf palatale Artikulation des k¹ hinweisen, andererseits aber empfindlich auch wieder die gutturale Artikulation im Griechischen, Lateinischen, Keltischen und Germanischen, dem k in Urindogermanischen nicht den vollen Werth einer Palatale (etwa wie in italienisch chiesu) zu geben, da eine bedeutendere Verschiebung der Artikulationsstelle nach hinten in so vielen Sprachen zugleich unwahrscheinlich ist. k² scheint in der Grundsprache qu gewesen und im hinteren Gutturalsebiet artikulirt worden zu sein; im Arischen und im Baltisch-Slawischen ging das dem k-Laut anhaftende u consonans (schon frühzeitig durchgängig verloren (vergl. altirisch cethir für *queithir, franz. car = lat. quare).

Literatur über indogerm. k¹ und k²: G. J. Ascoli,

Fonologia comparata del sanscrito del greco e del latino, Torino e Firenze 1870, ins Deutsche überfetzt von Vayjiger und Schweger-Eidler, Halle 1872, S. 29 fg. — A. Fick, Die ehemalige Sprachinheit der Indogermanen Europas, Göttingen 1873, S. 3 fg. — Joh. Schmidt, Jenais Lit.-Zeit., 1874, Art. 201; 1875, Art. 588; 1877, Art. 247. — L. Havet, La question des deux k arioeuropéens, Mémoires de la société de linguistique II, 261 etc. — Hübschmann, Kubn's Zeitschr. XXIII, 21 fg., 384 fg. — Windisch, Kubn und Schlicher's Beitr. VIII, 25 fg. — Müller, Die Palaialtreibe der indogermanschen Grundsprache im Germanischen, Leipzig 1875, Kubn's Zeitschr. XXIV, 427 fg. — F. Müller, Die Curaluralatreibe der indogerm. Sprachen, Sitzungsb. der Wiener Akademie Phil.-hist. Cl., 1878, S. 3 fg. — Curtius, Studien zur griech. und lat. Grammatik VII, 267 fg. — Kluge, Beiträge zur Geschichte der german. Conjugation, Straßburg 1879, S. 42 fg. — Beylengerer, Beitr. zur Kunde der indogerm. Sprachen II, 151 fg. — Dübhoff, Morphologische Untersuchungen I, 116 fg., Paul und Braune's Beitr. VIII, 256 fg. — Collis, Beylengerer's Beitr. III, 177 fg. — Joh. Schmidt, Kubn's Zeitschr. XXV, 1 fg. — O. Meyer, Griech. Grammatik S. 169 fg. — Brugman, Kubn's Zeitschr. XXV, 306 fg., Morphol. Unterjud. IV, 407 fg. (Karl Brugman.)

K (als Schrift- und Zahlzeichen). — Ob das K, der 11. Buchstabe unseres Alphabets, zu denjenigen Zeichen gehört, die mit Sicherheit aus den Hieroglyphen abzuleiten sind, ist noch nicht entschieden. Sicher ist nur, daß dieser Buchstabe bei den Äthiopiern bereits die entsprechende Form und die entsprechende Stelle im Alphabete hatte wie bei denjenigen Vätern, deren Lehrmeister die Äthiopier geworden sind. Der K-Laut wurde nämlich im Äthiopischen durch zwei Zeichen, Kaph und Koph, wiedergegeben, die demgemäß auch in dem griechischen Uralphabete von 22 Buchstaben ihren Platz fanden in der Gestalt von K (später K) und Q. Da aber das Lautsystem der griechischen Sprache zwei Zeichen nicht erforderte, so kam das schließlich außer Gebrauch. Ganz entlernen konnte man das Q allerdings schon aus dem Grunde nicht, weil die Buchstaben im Griechischen ebenso wie im Semitischen einen bestimmten Zahlenwerth haben. Wäre also ein Zeichen mitten in der Reihe einfach gestrichen, so würden dadurch alle nachfolgenden einen anderen Zahlenwerth erhalten haben. Nach längerem Schwanken einigen sich die Griechen schließlich dahin, das Koppa als Zahlzeichen Q für 90 beizubehalten; und nur ausnahmsweise verwendete man noch O, die Anfangsbuchstaben der Stadt, als Brandmarke einer forinthischer Kasse zu einer Zeit, in der die Kleinheerschaft des K im griechischen Alphabete bereits fehlte.

Zu denjenigen Städten und Stämmen, welche am längsten K und Q nebeneinander verwendeten, gehörten die doriisch-äolischen Colonien in Großgriechenland, von denen die italischen Völker ihr Uralphabet erlie-

ten, das schon aus diesem Grunde beide Buchstaben umfaßt haben muß.

Auf italischem Boden entstand dann noch ein drittes Zeichen dieses Lautes dadurch, daß der dritte Buchstabe des Uralphabets (γ) erst für G und C gemeinschaftlich, und dann ausschließlich für C angewendet wurde, nachdem (wenigstens im Lateinischen) das aus C differenzirte G zum selbständigen Buchstaben geworden war, und den durch Entfernung des Z freierwerdenden sechsten Platz im Alphabete erhalten hatte. Die italischen Völker haben also eigentlich drei Zeichen für den K-Laut: C, K, Q; die meisten aber entfernten schon früh das Q, das sich nur im Lateinischen und den allerältesten etruskischen Inschriften nachweisen läßt; das K dagegen wurde in den meisten italischen Alphabeten beibehalten; nur die Falisker und in später Zeit auch die Etrusker pflegten in ihren Inschriften regelmäßig das K durch C zu ersetzen. Selbst den Lateinern fehlte das K durchaus nicht, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist; die Spuren dieses Buchstabens sind besonders deutlich in der älteren Zeit. Noch kürzlich wurde aus dem Equilium eine sehr alterthümliche Inschrift*) gefunden — bis jetzt die einzige bekannte lateinische, welche von rechts nach links geschrieben ist — die noch regelmäßig das K an derselben Stelle zeigt, wo wir nach der jüngeren Orthographie ein C erwarten würden, z. B. *pakari* und *fedo*. Später tritt der Gebrauch des K im Lateinischen allerdings sehr zurück, war aber doch keineswegs bios auf fremde Namen, wie Karthago, beschränkt, sondern noch in der Kaiserzeit sind Schreibungen wie *kamenae*, *kanabae*, *kalandae*, *kandidatus*, *kapus*, *karsinimus*, *kastra* etc. durchaus nicht ungewöhnlich, namentlich in Inschriften.

Zu Abfäzungen wurde das K im Griechischen sowohl, wie im Lateinischen häufig benutzt, z. B. für *καλ*, *καίσαρ*, *καλαμών*, *καταθύσιος* (θεός), *κόλπος*, und ähnlich in dem Spottverse:

Κήτης Κακίδωνος Κίλιος τριμ κάππα κάιστρα, welcher durch den vom Apostel Paulus (s. d. Titus I, 12) angeführten Verse des Epimenides von Kreta seine Erläuterung findet:

Κήτης αἰὲν ψεύσται, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί. Das dreifache K fand auch noch Verwendung in dem Sprüchwort *κακὸν κόρακος κακὸν φῶν*.

Im Lateinischen, wo die Vornamen durch die Anfangsbuchstaben angedeutet wurden, bezeichnete K Kaeso, ebenso wie C Caius und Q Quintus. Außerdem war K, d. h. calumniator, das Brandmal, das man verheimlichenen Sklaven auf die Stirn drückte; und endlich ist K (alendae) eine der häufigsten Abfäzungen in den zahlreichen und inschriftlich erhaltenen Kalendern der Römer.

Als Zahlzeichen bezeichnet K im Äthiopischen ebenso wie im Griechischen 20; ganz selten, z. B. bei der Zählung der homerischen Gefänge, 10.

*) Annali del Instituto, 1880, p. 150 etc. Rhein. Museum, 1881, N. F. 36, S. 235 fg. *Φερμας* 16, 225 fg.

Ueber das K in den neueren Sprachen ist wenig hinzuzufügen; hier entscheide über das Vorhandensein oder Fehlen dieses Buchstabens der Umstand, ob sie ihr Alphabet von den Griechen oder von den Römern erhalten haben. Zu den ersteren gehören die Armenier, Georgier, Kopten, Weisen, Russen und Neugriechen. Die Eigenthümlichkeiten des lateinischen Alphabets finden wir in dem der romanischen Völker wieder; denn weder die Franzosen und Spanier, noch die Italiener pflegen bei einheimischen Worten ein K zu schreiben, sondern gebrauchen statt dessen *qu* und *ch*, um den K-Laute ausgedrückt. Die Deutschen und Engländer verwenden neben dem C und Q auch noch das K, und es ist charakteristisch, daß wir in denjenigen Vokabeln, die am frühesten Eingang in unsere Sprache fanden, das lateinische C durch K ersetzen, so z. B. *corona*, Krone; während die später recipirten Fremdwörter sich enger an die fremdartige Schreibweise anschließen durch Beibehaltung des C.

(V. Gardthausen.)

KAAB (genauer *Kāb*). Vermohammedanischer arabischer Eigename. Unter den Trägern desselben ist der berühmteste *Kāb ibn Zoheir*, der Sohn des Mō'allakā-Dichters (s. Zoheir). Er war ebenfalls einer der bedeutendsten arabischen Dichter, bekannt ist er aber insbesondere auch durch die Geschichte seiner Opposition gegen Mohammed. Seinen Bruder Wudheir, welcher sich diesem angeschlossen hatte, verpöthete er mit einigen bitteren Versen, denen der Prophet so reichte, daß er Kā'b für vogelfrei erklärte (im J. 630 n. Chr.). Wudheir ließ ihn von dem Todesurtheil, welches die unbefonnenen Poeten unter den damaligen Verhältnissen (Mekka und Taif) waren bereits in Mohammed's Händen und ein ernstlicher Widerstand gegen ihn nirgends in Arabien mehr möglich) in die äußerste Gefahr brachte, unterrichten, und Kā'b entschloß sich, die Verzeihung des Propheten zu erbiten. Er begab sich zu ihm und reichte ein mit den Worten *Bānat So'ād* („Geschrieben ist die Geliebte *So'ād*“) anfangendes Gedicht, in dessen Mitte er in glänzender Wendung auf das Lob des Propheten überging. Mohammed war insbesondere von einem Verse so entzückt, daß er dem Dichter seinen grünen Mantel als Geschenk zuwarf, und ihm daneben vollständige Vergebung gewährte. (s. Ibn Hishām, Leben Muhammed ed. Wüstenfeld p. 887 ff.) Der Mantel, nach welchem das Gedicht auch wol das Mantelgedicht (*kasidat-el-borda*) heißt, soll nach Kā'b's Lob von den Erben an den Khāffen Mu'awija verkauft und als kostbarer Schatz weiter vererbt sein, bis er bei der Eroberung Bagdads durch die Mongolen unter Hulagu 1258 verbrannt worden sein soll. Trotzdem wird er als Reliquie in Constantinopel gezeigt. — Von früheren Ergebnissen des Kā'b wird noch berichtet, daß er, von dem berühmten Helden Zeid-el-cheil ein in Kampfe gesungen genommen, sich durch sein berühmtes Pferd Kumait loslaufen mußte (Cassini de Perceval, Essai sur l'hist. des Ar. II, 635); nach seiner Befreiung hören wir nicht weiter von ihm. — Das Gedicht *Bānat So'ād* ist eines der berühmtesten und bestbehaltenen der arabischen

Literatur geblieben, in unzähligen Handschriften erhalten und vielfach commentirt (s. *Sudschū Ghalfa* IV, 521 fg.); herausgegeben ist es außer im Ibn Hishām a. a. O.) von Lette (Caab ben Zoheir, *Carmen panegyricum in laudem Muhammedis*. Item Amralkeisi *Moallakah* etc. *Lugd. Bat.* 1748. kl. 4.), *Freitag* (Caabi ben Zoheir *Carmen in laudem Muhammedis dictum*. *Halae* 1823 [resp. Bonnae 1822]. 4.; einen *Calcuttaer* *Drud* o. J. erwähnt noch *Jenfer* I, Nr. 435) und mit Ibn Hishām's *Commentar* von *Guidi* (*G'emaleddin ibn Hissām Commentarius in Carmen Kā'bi ben Zoheir Bānat Su'ād appellatum*. *Lips.* 1871. 8.); überfetzt von *Rückert* (*Hamassa* I, p. 152 ff.). Andere Gedichtfragmente von ihm finden sich in den arab. Anthologien, einen vollständigen *Diwan* (mit *Commentar* des *Tha'lab*), der 32 Gedichte begreift, Fragmente mit im Ganzen ca. 600 Versen enthält, hat *Socin* im *Orient* gekauft (*Zischr.* d. *biscl.* *Morgenl.* *Gesellsch.* XXX, 714 f.).

(O. Loth; A. Müller.)

KAABA (genauer *kāba*) ist der Name des in Mekka befindlichen Nationalheiligtums der Araber, welches durch Wobammed zur Wallfahrtsstätte des Islam wurde. Es ist ein viereckiges Gebäude von mäßigen Dimensionen (s. u.), größerer Höhe als Breite und Tiefe und mit einem flachen Dache, jobas es einem erhöhten Würfel gleicht (daher der Name Kā'bi, arabisch Knöchel, Würfel), umgeben von einer Anzahl von Nebenheiligtümern, welche mit ihm zusammen inmitten eines länglich viereckigen, von einer großen Säulenhalle umschlossenen Hofes stehen. Der ganze Complex von Gebäuden heißt *el meschedid el harām*, „die sacrosancten Moschee“, die Kā'ba selbst wird von den Theologen officieel lieber *beit Allāh*, „das Haus Gottes“ genannt; den Namen Kā'ba auf das Ganze zu übertragen ist ungenau, doch wird es angemessen sein, die Nebenheiligtümer hier mit zu bezeichnen.

Die Entstehung der Kaaba ist nach Zeit und Veranlassung unklar. Die Tradition schreibt sie dem Abraham zu, der das Heiligthum mit Beihilfe des Ismael, des angeblichen Stammvaters der nördlichen Araber, gegründet habe, wie die Theologen behaupten, um dem reinen Monotheismus den noch Mohammed als „Religion Abraham's“ bezeichnende eine Stätte zu erhalten; dieser Bestimmung wäre sie dann freilich gränzlich entfremdet gewesen, denn selbst mohammedanische Schriftsteller können dem Koran gegenüber nicht leugnen, daß zur Zeit des Propheten und lange vorher die Kā'ba eine Stätte des Götzendienstes war. Die älteste arabische und unzweideutige Nachricht über ihre Errichtung findet sich bei *Diodor*, III, 43, der von einem *leidyv* *hysarokos* *rimōmevov* *enō* *kāvavov* *apōvav* *mesōtērovov* spricht; damit kann nur die Kā'ba gemeint sein. Aus den Worten *Diodor*'s ergibt sich aber von selbst, daß die Gründung viel weiter, vermutlich schon in die vorchristliche Zeit zurückreicht. *Hibdon* und *Ley* (*De templi Meccani origine*, Berlin 1849) werden durch verschiedene Gründe, aber nicht stichhaltige Combinationen auf das Jahr Christi v. Chr. geführt; *Dozy* läßt in seinem geistvollen, viel

zu wenig beachteten, wiewgleich in seinen Resultaten doch nicht überall gesicherten Duche „Die Israeliten zu Messa“ (Deutsche Uebersetzung, Leipzig 1864) den messianischen Cultus und damit die Ka'ba bereits zur Zeit David's oder gar Saul's von den aus Palästina vertriebenen Simoniten gegründet sein, während v. Mal'gan (Meine Wallfahrt nach Messa, Leipzig 1865, I, 373) aus der Troilosigkeit der Umgebung Messas den Schluß zieht, daß der Ort irgend einem aegyptischen Einflusse, wahrscheinlich einem vorchristlichen Anadoreten sein Dasein verdankt haben müsse. Jedenfalls hängt die Entstehung der Ka'ba mit der Verehrung des berühmten schwarzen Steines (s. u.) zusammen, welche sehr alt sein laan — Steinbild war von jeher in Arabien einheimisch (A'ehl, Vordial. Religion der Araber, S. 69 sq.). Bei der Entwidlung des Cultus sind aber in diesem Falle auch Handelsinteressen mächtig gewesen (Eytzinger, Alte Geographie Arabiens passim, besonders S. 222 sq.): in den drei heiligen Monaten, in welche die Wallfahrt (etwa Mitte Februar bis Mitte Mai) war Landfriede, während dessen die Handelskaravannen unbehelligt von Raubansällen der Beduinen von Südarabien nach den Häfen des Rothen Meeres ziehen konnten, in welchen die Veranschlagung, vor allem des Weibrauchs, nach Aegypten stattfand. Als im ersten Jahrh. n. Chr. die alte Weibrauchstraße infolge des von den Römern bevorzugten directen Seeweges verödete und Messa stark zurückging, verminderte sich natürlich auch das Ansehen des Heiligthumes; immerhin blieb es der religiöse Mittelpunkt der mit den Herren Messas, den Koraischiten (s. d.), zu Handelszwecken verbundenen umwohnenden Stämme. Genauere Angaben über die Schicksale des Heiligthumes vor Mohammed, auf die man sich verlassen könnte, fehlen; was von den verschiedenen Stämmen und Personen, in deren Besiz, bzw. Verwaltung die Ka'ba gewesen sein soll, berichtet wird, ist fast durchweg sagenhaft. Doch steht fest, daß die Ka'ba ursprünglich nur aus vier einfachen, unbedachten Mauern von Mannshöhe bestand, darin befanden sich der Hauptgöze der Meskaner, Sobal, und einige andere Gottheiten: der eigentliche Zweck der Ka'ba war aber wol von Anfang, dem schwarzen Stein als Ehrenplatz zu dienen. Nach einer Tradition soll schon damals der Gebrauch bestanden haben, die Ka'ba mit einer nach allen Seiten herabhängenden Bedeckung (kiswa) zu versehen, welche ursprünglich wol die Stelle des fehlenden Daches vertrat. Letzteres scheint erst bei einem Neubau hinzugefügt zu sein, den die Koraischiten zu Mohammed's Lebzeiten (der Sage nach auch mit seiner Bewilligung) unternahmen, und welchem das Holz eines gestrandeten byzantinischen Schiffes, sowie ein auf dem letzteren befindlich gewesener griechischer Baumstamm dienen mußten; dabei wurde auch das Gebäude erheblich höher gemacht. Um diese Zeit lag die Verwaltung des Heiligthumes und die Fürsorge für die jährliche Wallfahrt den Häuptern angehöriger meskanischer Familien ob, in welchen die einzelnen Befugnisse als Ehrenämter forterbten, und denen sie auch Mohammed nach der Einnahme Messas im J. 630 be-

ließ. Ueberhaupt begnügte sich der Prophet, die Sögenbilder aus der Ka'ba entfernen zu lassen, alles andere blieb, wie es war, und der Cultus des schwarzen Steines und die Wallfahrt wurden als integrierender Theil in die Religion des Islam aufgenommen (s. über diese Gebräuche unter M o h a m m e d). Das Gebäude selbst ist aber mit der heiligen Stadt weiterhin manden Wechsellällen und mehrfachen Zerstörungen ausgesetzt gewesen; außer den gleich zu erwähnenden Unglücksfällen berichten die Chronisten (vgl. Wüstenfeld, Die Chroniken der Stadt Messa, 4 Bde. Leipzig 1857—61) alle paar Jahre von Ueberschwemmungen, welche durch unangünstige Terrain in Messa häufig großen Schaden anrichteten. Zum Schutze dagegen legte schon der Khalife Omar im J. 638 n. Chr. einen Damm an; gleichzeitig begann er die bis dahin nicht an die Ka'ba heranreichenden Häuser abzubreden und einen freien Platz zu schaffen, der dann später allmählich zu seiner jetzigen Größe erweitert und (so schon unter Döman 647) auf allen vier Seiten mit Säulengängen umgeben wurde. Zunächst brannte die Ka'ba indeß bei der Belagerung Messas unter dem Gemahlstaten des Ibn el-Zubeir im J. 683 nieder (wobei der schwarze Stein durch die Hitze des Feuers in drei Stücke zerbrach). Ibn el-Zubeir ließ sie wieder aufbauen, und zwar nach der einen Seite etwas verlängert und bis auf 27 Ellen erhöht; nach der Vernichtung des Ibn el-Zubeir stellte indeß der Statthalter Hadjischadsch ibn Jusuf auf Befehl des Khalifen Abdemelik den ursprünglichen Grundriß wieder her, während die Höhe blieb, und die Dimensionen dieses Baues sind seitdem bei jeder Herstellungsänglichkeit innegehalten worden. Die Khalifen ließen es im allgemeinen an Versehen und Verschönerungen nicht fehlen, die Säulengänge um den freien Platz wurden mehrfach vergrößert, später mit Ibrümen versehen; die Terrassen, mit denen die Ka'ba behängt ist und die nur in der Wallfahrtszeit fünfzehn Tage lang entfernt bleiben, wurden von den Khalifen jährlich erneuert und bestanden oft aus kostbaren Stoffen. Hierin folgten nach dem Untergange des Khalifates die ägyptischen und türkischen Sultane, und so ist die Verleibung der Kiswa zu einem Attribute der Souveränität über Messa geworden. Bei den Aufständen der Äliten unter Wämün und Mufä'id in den Jahren 815 und 865 wurde der Tempelschlag geplündert; noch schlimmer hausten die Karmaten (s. d.) im J. 930, die sogar den schwarzen Stein herausbrachen und mit sich fortnahmen. Erst nach 22 Jahren (951) gaben sie ihn zurück; aber schon um 1023 wurde der Stein von einigen persischen Kägern von neuem herausgerissen und in drei Stücke zerfallen, die man indeß wieder, wie schon früher, durch eine Silberfassung vereinigte. Der Verfall des Khalifates und die Differenzen zwischen den einzelnen aus demselben hervorgehenden Staaten wirkten natürlich unangünstig auf die Verhältnisse des Heiligthumes, für welches dann aber die ägyptischen Sultane, besonders Bibars (1269), zu sorgen sich angelegen sein ließen. Im J. 1399 zerstörte ein Brand die Nord- und Westseite der Ka'ba umgebenden Säulenhallen, doch war bereits 1402 die Wiederherstellung auf

Kosten des ägyptischen Sultans el-Nâsir erfolgt. Eine gründliche Ausbesserung des Daches der Ka'ba erwies sich 1551 als nothwendig und wurde auf Befehl des Sultans Soliman im folgenden Jahre vorgenommen; aber auch die umgebende Säulenhalle wurde baufällig und mußte vollkommen neu aufgeführt werden, was 1572—77 durch großartige Kunstigen Selim's II. und Murad's III. ermöglicht ward. Am schlimmsten wurde aber die Ka'ba durch eine Ueberschwemmung im J. 1626 mitgenommen, welche, außer anderen großen Verwüstungen in den übrigen Gebäuden, drei Seiten der Ka'ba zerstörte, sodaß sie nach Begrümdung der übriggebliebenen Seite 1627 gänzlich neu aufgeführt werden mußte. Seitdem folgten größere Veränderungen an der Ka'ba nicht vorgenommen zu sein.

Beschreibungen des jetzigen Zustandes der Ka'ba mit ihren Nebengebäuden findet man in den Reiseverken des Ali Bey, Burckhardt's, Burton's und o. Maljan's, neben denen die aus ihnen abgeleiteten Schilderungen Ruit's (L'Asie de Mahomet, I. ed., II. 35 fg.) und Sprenger's (Leben Mohammed's II., 340) zu nennen sind. Mäne finden sich bei Ali Bey, Burton und nach ihnen Ruit; letzterer, Ali Bey und d'Ohsson geben Ansichten. Nach diesen Quellen (ich folge vornehmlich Burckhardt) steht die Ka'ba in einem länglichen Viereck, das ca. 500 pariser Fuß lang und ca. 350 breit ist und von der Säulenhalle (der Moschee) umschlossen wird. Die Außenwand der Moschee wird direct von den daran gebauten Häusern der Stadt gebildet und ist unregelmäßig, ebenso, obwohl nicht so stark, das innere Viereck; der Raum zwischen beiden ist mit einer dreifachen, an der südöstlichen und südwestlichen Seite zum Theil vierfachen Reihe von Säulen umgeben. Diese tragen Arcaden mit Spitzbogen und einem Dach darüber; achtzehn Zugänge führen zwischen den Häusern zur Moschee, sieben gepflasterte Wege von dieser über den inneren Hof nach der Ka'ba und ihren Nebengebäuden. Die Ka'ba steht nicht genau in der Mitte (nach Burckhardt 115 Schritte von der nördlichen und 88 von der südlichen Colonnade entfernt). Sie ist ein längliches massives Gebäude (nach Burckhardt 18 Schritte lang, 14 breit und 35—40 Fuß hoch; Burton gibt 22 Schritt = 55 englische Fuß zu 18 Schritt = 45 Fuß; Ali Bey: östliche Seite 37 pariser Fuß 2 Zoll 6 Linien, westliche 38 Fuß 4 Zoll 6 Linien, nördliche 29 Fuß, südliche 31 Fuß 6 Zoll, Höhe 34 Fuß 4 Zoll); die Ecken weisen ungesähr nach den vier Himmelsecken (Burckhardt fand die eine Seite nach N.N.W. $\frac{1}{2}$ W. liegen). Sie ist aus großen Steinblöcken gemauert und steht auf einer zwei Fuß hohen Basis, welche eine sich scharf neigende Ebene darstellt; ihr Dach ist flach und in der Ferne hat sie das Aussehen eines vollkommenen Kubus, der den Eindruck ziemlicher Höhe macht, da die übrigen Gebäude sämmtlich absichtlich niedrig gehalten sind. Die einzige Thür, welche den Eintritt gestattet und jährlich zwei- oder dreimal geöffnet wird, ist an der Nordseite und etwa 7 Fuß über der Erde, sodaß man zum Hineingehen eine hölzerne Treppe gebrauchen muß. Auf der nordöst-

lichen Ecke ist der schwarze Stein, der einen Theil der scharfen Ecke des Gebäudes bildet und etwa 4 oder 5 Fuß (Burton 4 Fuß 9 Zoll) über der Erde eingemauert ist, sodaß er von den Pilgern bequem gefüßt werden kann. Er bildet ein unregelmäßiges Quadrat, etwa 7 Zoll im Durchmesser (Ali Bey: 6 Zoll auf 8 Zoll 6 Linien; eine Abwägung gibt derselbe und nach ihm Ruit) mit einer wellenförmigen Oberfläche; infolge der oben erwähnten mehrfachen Zersplitterungen ist er jetzt aus etwa einem Duzend kleinerer Steine zusammengesetzt, die mit wenigem Mörtel verbunden und an der Oberfläche ganz glatt sind. Seine Farbe ist tief röthlichbraun, beinahe schwarz, seine Dualität hat man bisher nicht feststellen können (Burckhardt hielt ihn für Lava, Burton für einen Meteorstein, Ali Bey für Basalt, Maljan schwankt zwischen letzterer und ersterer Annahme; vgl. Dozy S. 12); er ist von einem erhöhten Rande (wie es scheint aus einer Art röthlichbraunen Gement) und einer silbernen Einfassung umgeben; ihn zu fassen ist der wichtigste Theil der Ceremonie des siebenmaligen Umlaufs (s. das Nähere unter Mohammed). — In der südöstlichen Ecke (Raka eljoman) ist ein anderer Stein, etwa 5 Fuß vom Boden, $1\frac{1}{2}$ Fuß lang und 2 Zoll breit, von grauer Farbe (daher „der weiße Stein“ im Gegensatz zum andern); dieser wird nicht gefüßt, sondern nur mit der Hand berührt. — Auf der Nordseite bei der Thür der Ka'ba ist eine Höhlung im Boden, groß genug, daß drei Personen darin sitzen können. Die Stelle (*el-madschan* genannt) soll der Standort Abraham's beim Bau der Ka'ba gewesen sein, und es ist verdienstlich hier zu beten. — An der Westseite befindet sich eine halbrunde Mauer, 5 Fuß hoch und 4 Fuß dick (*el-Hatim* genannt), deren zwei Enden bis 3 oder 4 Fuß an die Ka'ba herantehen und innerhalb deren Ismael und Hagar begraben liegen sollen; dieser Raum heißt *el-hidschir*, und wurde von Ibn el-Zubeir zur Ka'ba hinzugezogen (s. o.). Von den vier Seiten der Ka'ba hängt die Kiswa (s. o.) herab, die aber das Dach frei läßt. — Um die Ka'ba herum ist ein etwas verletztes Pflaster, welches ein unregelmäßiges Oval bildet; es wird von 32 vergoldeten Säulchen umgeben, zwischen denen Stablampe aufgehängt sind, und dem weitere zwei immer etwas erhöhte Pflaster folgen. Innerhalb dieser befinden sich die Nebengebäude. Zunächst ist NW. der Ka'ba ein vieredriges Gebäude, in welchem sich der Brunnen *Semsem* (vgl. Dozy S. 137), der Sage zufolge die Quelle der Hagar, befindet. Obwohl das Wasser schlecht und schwer verdaulich ist, gilt es doch für verdienstlich und heilsam davon zu trinken, was denn auch kein Pilger verläßt. Nicht weit vom Semsem und genau N. der Ka'ba steht das „Thor des Heiles“ (*Bâb es-selâm*), ein leichter Rundbogen, etwa 15 Fuß weit und 18 Fuß hoch, welcher den eigentlichen Eingang zu den heiligen Gebäuden bildet. Zwischen ihm und der Ka'ba ist das *Makâm Ibrahim*, „der Standort Abraham's“, ein kleines Gebäude, auf 6 etwa 8 Fuß hohen Säulen ruhend, mit einem Giebel von etwa 4 Fuß dahinter, welches in eine Pyramide aufläuft und den „Stein Abraham's“ enthält; auf ihm stand Abraham

auf dem oben erwähnten Fleckel-Madtschen, und ein Abdruck seines Fußes soll sich in dem Steine befinden. Derselbe ist übrigens auch mehrfach entwendet und der Gefahr der Zerstörung ausgesetzt gewesen; eine Inschrift in unbekanntem Charakter auf ihm, welche der Chronist Fälsch abgezeichnet hat, versuchte Doy (S. 155 fg.) zu entziffern. — Auf der Seite des Wafam, nach der Ka ba blickend, steht die aus weißem Marmor gebaute Kugel (Nimbar), auf welcher Freitags- und an Festtagen gepredigt wird. W., D. und S. stehen drei kleine Gebäude, in denen die Jnämre der orthodoxen Sekten Gebetsversammlungen zu halten pflegen und die Makdam Hanefi, Hambaki und Maliki heißen; die Schächiten haben ihr Wafam in einer Oberstufe des Ermitzgebäudes. Schon außerhalb des Wafams, zwischen dem Bäd es-salam und der Nordostecke der Säulenhalle, sind noch zwei kleine geschmacklose Kuppelgebäude (el-kobbetin), welche als Aufbewahrungsort für allerhand Geräthe dienen.

Ein zweites, auf Befehl Mohammed's gestiftetes Heiligthum gleichen Namens befand sich in Kegrän, s. Sprenger, R. Moh. III, 467; Causin, Essai sur l'hist. des Ar. I, 160. (A. Müller.)

KAADEN (Kaanad, Cadan, Caduna), königliche Stadt im nordwestlichen Böhmen, am Fuße des Erzgebirges, am linken Ufer der Eger (50° 22' 42" Br., 30° 56' 2" E. Ferro), führt im Wappen eine Stadimauer mit drei Thürmen, über dem mittleren einen geschlossenen Helm, unten ein offenes Thor mit Fallgatter, auf dem linken Thurme den böhmischen Löwen, auf dem rechten den österreichischen Adler. Nach der Volkszählung vom 31. Dec. 1880 zählt die Stadt 6332 Einwohner (3223 männliche und 3109 weibliche) deutscher Zunge, die neben Handel und Gewerbe auch die Landwirtschaft betreiben. Unter den Gewerben ragt die Handshuhfabrikation und Schuhwaarenherzeugung hervor. Stark besucht werden von den Landwirthen der fruchtbaren Umgebung die Wochenmärkte, auf welchen ein lebhafter Handel mit Getreide, Obst und Kleinvieh betrieben wird. Die Stadt ist mit allen Nachbarstädten durch ein gutes Straßennetz verbunden. Ueber die Eger führt eine im Jahre 1880 neubauete Brücke von Eisenconstruc-tion; die nächste Eisenbahnstation — Kaaden-Brunnersdorf — der Buzschlader Eisenbahnlinie Prag-Karls-bad liegt eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Gegenüber der Station befindet sich die Kaaden-Brunners-dorfer Zuckerfabrik, ein Aktienunternehmen. Die Stadt besitzt vier Kirchen und zwei Klöster (Trinitarier und Elisabethinerinnen). Gut entwickelt ist das Schulwesen, welches ein Communalschulprogramm, eine Landesada-musikschule, eine Volk- und Bürgerschule, eine Waisen-hauschule und einen Kindergarten aufweist. Zwei Spitä-ler sorgen für die öffentliche Krankenpflege, und ein eigener Armenfond für das Armenwesen. An Vereinen bestehen ein bürgerliches Schützen-corpor, Gesangsverein, Feuerwehrcorps, Veteranenverein, Turnverein, Anspän-zung- und Verschönerungsverein, eine Dreibrigade des wener Schulvereins und einige Geselligkeits- und Wohl-thätigkeitsvereine. Ueberdies besteht ein gemeinlicher Spar-

und Vorschußverein und eine städtische Spargasse, die im Jahre 1879 einen der Stadt zu gemeinnützigen Zwecken zur Verfügung stehenden Reingewinn von 33,831 fl. 68 Kr. erzielte.

Kaaden hat eine reiche historische Vergangenheit, welcher gegenüber die gegenwärtige Bedeutung der Stadt einen theilweisen Rückgang beurfundet. Wenn auch nicht an das Camburg, welches gelegentlich der Jäger Karls des Großen nach Böhmen genannt wird, angeknüpft werden darf, und ebenso wenig die Gründungsgeschichte des erfindersischen Chroniken Havel zum Jahre 821 Glauben verdient, so läßt sich doch fürs 12. Jahrh. (zu 1183 und 1186) der Bestand eines königlichen Castells und einer Parochie in Kaaden nachweisen. Am Fuße der Burg entwickelte sich aus dem ursprünglichen Burgsteden allmählich ein sächsisches Gemeinwesen, welches unter Ottokar II. (1253—1278) den Charakter einer freien königlichen Stadt erlangte. König Johann, noch mehr aber Karl IV. hatten Kaaden mit bedeutamen Privilegien aus, welche der Stadt im 14. Jahrh. zu bedeutendem Wohlstande verhalfen. Aus der karollinischen Zeit, in welcher Kaaden Hauptplatz der am Eger war, mag die ursprüngliche Anlage des durch seine Größe (4240 □ = Acker) noch jetzt imponirenden Marktplatzes stammen. Die Hussitenkriege unterbrachen diese Periode des glücklichen Gedeihens, und im Jahre 1421 wurde die Stadt von einem Fabrikantenkaufen erfürmt. Doch blieb die Bürgerchaft auch nachher gut deutsch und katholisch und geriet doch wegen mit Georg von Wobledrad in einen heftigen Conflict (1467), der mit der Vertreibung einer großen Anzahl von Bürgern und der Massenconfiscation ihrer Güter endete (vergl. Hologie der Kaadner gegen Georg von Wobledrad von P. Schlessinger — in den Mittheilungen des Vereins der Geschichte der Deutschen in Böhmen, Jahrg. XIII, S. 126 fg.) Von den Königen zuerst an die Bobrowitz, später an die Schlick verpfändet, wendete sich die Stadt bereits im Jahre 1524 mit aller Entschiedenheit zum Protestantismus und beteiligte sich an dem bekannten Aufstande der Stände gegen Ferdinand I. Sie verlor deshalb infolge des blutigen Landtags von 1547 ihre alten Erredothame und mußte ein Fönale von 3000 Schock Weisnisch zahlen. Der Dreißigjährige Krieg brachte Kaaden zu noch größerem Verfall. Der kaiserliche Commissarius Hans Holf von Wolfstein rüdte im Jahre 1626 mit einem Föhnlein Soldaten in Kaaden ein und besorgte das Geschäft der Gegenreformation gerade nicht in der glimpflichsten Weise. Zweimal bestanden im Verlaufe des Krieges die Sachen die Stadt, 1642 quartierte sich Carl Lortsensohn und 1648 Königsmark in Kaaden ein. Im nächsten Jahrhundert litt die Bürgerchaft vielfach im Oesterreichischen Erbfolgekriege und in den Schlessischen Kriegen. Im Jahre 1742 (14. October) entwickelte sich in der Nähe der Stadt ein Kampf zwischen den Franzosen unter Mallebois und dem kaiserlichen Befehlshaber Goulay, in welchem 200 Franzosen fielen. Eine erbeutete französische Standarte wird noch jetzt in der Franziskanerkirche aufbewahrt. Am 20. April 1758 kam es vor den Thoren

Kaadens zwischen den Preußen und Oesterreichern zu einem heftigen Scharmüel, worauf die feindlichen Truppen die Stadt besetzten und brandstakten. Weitere Kriegsschäden erlitten die Bürger im November desselben Jahres und wiederholt im Jahre 1762. Der letzte schwere Schicksalschlag ereilte Kaaden am 1. October 1811 durch eine gewaltige Feuersbrunst, welche 473 Häuser, darunter Kirche und Rathhaus, einäscherte. In weiterem Kreise bekannte historische Ereignisse, die sich an den Namen der Stadt Kaaden knüpfen, sind: die Zusammenkunft Kaiser Albrecht's I. mit einigen Kurfürsten am 17. Aug. 1297, und der Kaadener Friede, unter welchem jener in der Stadt am 29. Juni 1534 abgeschlossene Vertrag des Kaisers mit einigen deutschen Reichsfürsten verstanden wird, durch welchen die Wahl Ferdinands I. zum römischen König gegen Verzichtleistung der Habsburger auf den Herzog Württemberg gesichert werden sollte. — Verühmte aus Kaaden stammende Männer sind: der gelehrte Mathematiker Bantoleon Kirbiger von Kirbitz, der als erster Missionär (Zesluit) aus Böhmen 1626 zu Massau in Asten starb, und der noch lebende Hofrath Dr. Jos. Köhner (geb. 1809), medizinische Celebrität und Gründer des Kinderhospitals in Prag. Johann Sanbel, der langjährige Staatschreiber von Kaaden, übersetzte Josef's i. s. d. Geschichte Chronik ins Deutsche (1596).

(Eine in unserer Jahrhundert von Urban von Urbanstadt verfaßte ausführliche Geschichte Kaadens liegt im Manuscripte im k. k. Hofbibliothek. Die 1857 gedruckte „Monographie der Stadt Kaaden“ von R. G. Meyer beruht auf Auszügen aus Urbanstadt's Werke.)

(L. Schlesinger.)

KAADNER GRÜN. Unter diesem Namen wird in der Nähe von Kaaden am Fuße des geologisch hochinteressanten Burberges eine grüne Erde bergmännisch gewonnen und zumeist nach England versandt, von wo eine aus dem Rohmaterial durch ein bis jetzt geheim gehaltenes Verfahren bereitete sehr feine grüne Farbe in den Handel gebracht wird. (L. S.)

KAARTA, der nordöstliche Theil des Berglandes von Senegambien (s. d.), begrenzt im N. durch die Wüste Sahara, im D. von Bathuna, im W. durch Diansou und Diomboho, und im S. und SO. durch den Balhoy, Zulabugu und Dianqunte, eine zumeist fruchtbare und gut cultivirte Landschaft. Die Haupterzeugnisse bestehen in Baumwolle, Tabak und Gemüsen, welche geminnt man in den Thälern, während die Berglehnen dem Getreidebau gewidmet sind. Kaarta bildete früher ein selbstständiges Reich, ist dagegen jetzt mit dem Bambaralande Cegu (s. d.) ein den Fulbe unterworfenen Staat.

Die Bevölkerung, fast ausschließlich aus Mandingo (s. d.), welche hier als Bambara bezeichnet werden, bestehend, treibt lebhaften Handel mit Gold und Eisenstein. Hauptstadt ist Kioko. Wie in der Mehrzahl der Staaten, welche von diesem Volke gegründet sind, theilen sich die Bewohner in Mohammedaner oder Sudrin (wahre Gläubige) und in Heiden, die man hier auch Sonaki oder Djaaar (Granatapfelrinne) nennt. Die Heiden sind weit zahlreicher als die Mohammedaner, und die

Regierung des Landes liegt in ihren Händen. Obgleich die schwarzen Mohammedaner bei wichtigen Angelegenheiten häufig um Rath gefragt werden, sind sie doch von der Verwaltung ganz ausgeschlossen. Diese leitet der Kansu oder König mit seinen hohen Staatsbeamten, unter denen der Tarbanna oder Thronerbe den ersten Rang einnimmt. Auf diesen folgen die Alkaiden oder Provinzialstatthalter, welche auch Alimos genannt werden. Unter den Freien gelten die Sklavenhalter für die Vornehmsten. Die Sklaverei ist hier, wie in allen benachbarten Staaten, weit verbreitet, und oft begegnet man Zügen von Sklaven, welche zugleich als Kastrirter verwendet werden.

Jedem Freie wird die größte Ehrfurcht gezollt. Stirbt der König, so gelangt der älteste Sohn auf den Thron, wenn er volljährig ist. Ist kein Sohn oder nur ein unmündiger vorhanden, so übertritt die Regierung auf den Bruder oder den sonstigen nächsten Verwandten des Verstorbenen, der jedoch nicht Regent oder Vormund des Minderjährigen, sondern König wird.

(Richard Oberländer.)

Ka'b, s. Kaab.

☞ Ka'ba, f. Kaaba.

KABALE (Cabale), aus dem jüdischen kabbala (s. Jüdische Literatur), wurde anfanglich im Sinne von „Geheimlehre“ gebraucht, so bei deutschen Schriftstellern im 16. und 17. Jahrh., bekam dann die jetzt allein gebräuchliche Bedeutung: „räthselvolles Handeln“, „Intrigue“.

(R.)

KABARA, Hafenstadt des 7. Nilm. davon entfernt Timbuku (s. d.) am linken Ufer des Niger, besteht aus gegen 400 Honhäusern und Kohlhütten, in denen etwa 2000 Seelen, meist Sourbay (s. d.) wohnen. Die kurze Strecke zwischen Kabara und Timbuku ist völlig öde und führt den unheimlichen Namen U-r-i-m-a-n-d-e-s (er hört es nicht), nämlich nicht das Angestrichelte des Einzelnen, der dort in die Hände der Räuber fällt.

(Richard Oberländer.)

KABARDA, d. h. der Kabardinische Bezirk, liegt im westlichen Theile des Tereckischen Gebietes im asiatischen Rußland und umfaßt einen Flächenraum von 178 000 Meilen. Der jetzige Bezirk besteht aus der ehemaligen großen und kleinen Kabarda und wird im Süden vom Hauptgebirgsrücken des Kaukasus, vom Elborus an bis zum Berge Bassi-Mia begrenzt, während die Flüsse Kassa und Terek die nördliche Grenze bilden. Die große Kabarda zerfällt ihrer Lage nach in zwei geognostisch verschiedene Theile: in das Berggebiet und in das Gebiet der Ebene. Ersteres wird von dem nördlichen Abhange des Kaukasus und von dem ihm parallel laufenden, unter dem Namen Tschornie Gory (Schwarze Berge) bekannten Gebirgsrücken gebildet. An der Grenze des Kabardinischen und Kubanischen Gebietes erhebt sich vor dem Hauptgebirgsrücken des Kaukasus bis zu einer Höhe von 18,571 Fuß die mit ewigem Schnee bedeckte Tschadimasse des Berges Elborus, von der bedeutende Gletscher sich der Ebene zu erstrecken, unter denen der Bassanische der bedeutendste ist. Auf dem Kaukasusgebirge selbst

befinden sich außerdem noch mehrere sehr hohe, nicht ausgemessene Gebirgsspitzen, wie der Ulu-Kul, der Dongus-erun, die Lokura, die Passif-tma und der Agyshtan, welcher letztere eine absolute Höhe von ca. 16,000 Fuß haben mag. Die Schwarzen Berge erheben sich bis zu einer Höhe von 3—5000 Fuß und bestehen aus Conglomeraten, Sandstein, Dolomit, Kreide und Jurafals. Wie der kaukasische Gebirgsrücken sind auch die Schwarzen Berge von engen Thälern durchschnitten, die reich an Wald und Weidestellen sind. Die nördlichen Abhänge der Schwarzen Berge dehnen sich zwischen diesen Flußthälern etwa 28—33 Kilom. weit aus, indem sie sich allmählich verflachen und mit der großen Ebene vereinigen, welche durch den unteren Lauf der Malka und den Terel gebildet wird. Diese unter dem Namen der Kabardinsischen bekannte, fast ganz horizontale Ebene enthält eine Areal von etwa 1200 □ Werst und ist eine der fruchtbarsten in ganz Kaukasien, obwohl die Waldvegetation daselbst gänzlich fehlt. Die ganze Kabarda ist gut bewässert. Außer den schon genannten Hauptflüssen, der Malka und dem Terel, sind noch nennenswerth der Uruç, der Reßen, der Argudan, der Urwan, der Kaitisch, Tschegem, Bassan, Sundenen und Pobjumof. Alle diese Flüsse fließen durch tiefe Schluchten in die Ebene hinab und bewässern dieselbe auf das vollständigste. Die kleine Kabarda nimmt den ganzen Winkel auf der rechten Seite ein, der durch die Krümmung des Terel gebildet wird, und wird von zwei nicht hohen, einander parallel laufenden Gebirgsrücken durchschnitten. Der erste von ihnen, von Klaprotz „Belantscha“ genannt, zieht sich vom rechten Ufer des Terel längs der Osetnischen und Tschetschensischen Grenze hin und bildet eine Fortsetzung des Karabag. Die nördliche Seite dieses Gebirgsrückens ist mit niedrigem Gestrüppe bedeckt. Der zweite Gebirgsrücken (bei Klaprotz: Aras) läuft parallel zum ersten und dem rechten Ufer des Terel (17 Kilom. von demselben entfernt), beginnt bei der Station Pritschibaja und endet außerhalb des Bezirks in dem durch die Vereinigung des Terel mit der Sunsha gebildeten Winkel. Die ganze Oberfläche der kleinen Kabarda ist wald- und wasserarm, hat jedoch einen fruchtbaren Boden und ist reich an herrlichen Weiden.

Die Einwohner, nach der letzten Zählung 46,785 Seelen, stehen unter einheimischen Fürsten, unter welchen die Geschlechter der Dschinbot, Mesof, Chatachschof und Kaitoi die vornehmsten sind. Ihre Sprache weicht von der der übrigen Bergvölker sehr ab und hat nur mit der der bewanderten Abchonen Aehnlichkeit. Zur einheimischen Bevölkerung gehören die Kabardinzen (Kabertai) oder wie sie sich selbst nennen „Abge“, einer der bedeutendsten Tscherkessensämme, sojann die Uruspjemzen, an Smanetten grenzend, unter dem gemeinsamen Namen „Balsar“; die Tschegem und die freien Smanetten benachbarten Ghulan, sowie die Gemeinde Bwinqaj. Außerdem gibt es noch 4650 Russen, 410 Juden und 244 Deutsche in dem Gebiete, die theils in der Festung Kaitisch leben, theils in der Umgegend derselben angesiedelt sind. Die Kabardinzen bilden den Hauptbestandtheil der Bevöl-

terung, da ihre Zahl sich bis auf 31,000 beläuft. Sie bewohnen die ganze kleine Kabarda, die Gegend der großen Kabarda und die Schwarzen Berge. Die Zahl der vornehmlich in der Bassansischen Schlucht wohnenden Uruspjemzen übersteigt nicht 5000, während die in den Schluchten der nördlichen Ausläufer des Kaukasus lebenden Balsaren 4500 Seelen fast sind. Die Abstammung der Kabardinzen ist in Dunkel gehüllt. Einige glauben, daß sie ursprünglich in der Krim und in Südrussland lebten, und von hier durch die Krimischen Tataren verdrängt wurden. Sie selbst leiten ihre Abstammung von Kes, einem Auswanderer aus Arabien, ab. Nach Ptolemäus wohnten früher in dieser Gegend die Troglodyten (Höhlenbewohner) und Komades. Im 4. Jahrh. dehnten die Abasgi am Schwarzen Meere ihre Herrschaft über diese Gegend aus, woher die Aehnlichkeit der Sprache rühren mag; im 8. Jahrh. erscheinen hier unter Chazarischer Oberhoheit die Kabari, von denen die Kabarda wahrscheinlich ihren Namen erbalten hat, und im 9. Jahrh. wurden hier die Kassogen (unstreitig die Kasach, wie die Oseten die Kabardinzen nennen) vom russischen Großfürsten Smdatoslaw besigt und so die Grenze Rußlands bis zum Kaukasus ausgedehnt. Das Land wurde nun auch Kafaschia genannt. Die russische Herrschaft wurde im 11. Jahrh. durch die Polomzer zerstört; die Türken bemächtigten sich aller kaukasischen Gegenden bis im Norden des Terel und Kuban, und nun wurde auch die unter Justinian von georgianischen Mönchen eingeführte christliche Religion mit dem Mohammedanismus vertauscht. Von dem früheren christlichen Cultus finden sich noch manche Reste alter griechischer Kirchen und Grabsteine in der Form der alten griechischen Kreuze mit griechischen Inschriften; doch blieb das Volk immer noch fast ganz dem Heidenthum ergeben und nur der Glaube an einen einigen Gott und die Fasten gingen zu ihm über, während die Fürsten vollenkommen Mohammedaner wurden. Im 13. Jahrh. nannten die Einwohner unter der Herrschaft der Seltschen Horde der Tataren und hatten den Namen „Circassier“, aus welchem Worte der heutige Name „Tscherkess“ entstanden ist. Nach der Abwerfung des tatarischen Joßs kommt darauf im 16. Jahrh. der Name „Kabarda“ wieder auf, bis im 17. Jahrh. unter der Türkenherrschaft der Name Circassien wieder hervortritt. Jetzt stand die Kabarda zunächst unter den Krimischen Khanen, denen sie als Tribut jährlich ein schönes Mädchen oder Pferd oder auch einen kostbaren Panzer senden mußte. Im Jahre 1708 empörten sich die Einwohner gegen die Krimischen Tataren und begaben sich unter die Vormüßigkeit der Porte. Im Kriege mit den Türken unterwarf endlich Katharina II. die Kabarderei, und Georgiewsk, eine nicht unbedeutende Festung, wurde nun die Hauptstadt des kaukasischen Gebiets, das jedoch seine eigenen Fürsten behielt. Nach den in den Jahren 1804 und 1822 erfolgten Empörungen stückelten viele dieser Fürsten in das Trans-Kubanische Gebiet, das damals noch nicht den Russen gehörte, und infolge dessen wurde Stawropol zur Hauptstadt Kaukasens erhoben, um von hier aus

die Ischereffen besser beobachten zu können. — Im allgemeinen erkennen alle Kabardinzen die Oberhoheit der russischen Krone an, zahlen jedoch keine Abgaben, sondern entrichten nur einen kleinen Tribut an die Administration des Grenzcorons. Die herrschende Religion ist die mohammedanische. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist die Vieh- und Sechszucht. Aus der Wolle bereiten sie grobe Filzdecken und das sogenannte Ischereffentuch. Sie ziehen wenige, aber sehr schöne Pferde auf, die ihrer Ausdauer wegen berüchtigt sind. Der Ackerbau bedrängt, trotz der Fruchtbarkeit des Bodens, nur die örtlichen Bedürfnisse. Bezugsweise wird Hirse, theilweise auch Weizen, Reis und Gerste angebaut. Einer großen Blüte erfreut sich die Bienenzucht, besonders in der kleinen Kabarda, wo es viele Familien gibt, die 500—1000 Bienenstöcke besitzen. Fuchs- und Marberpelze, Luchtröde und Füllmäntel werden für daumwollene und leinene Kleider, Hüden, Casjan und andere Waaren von den Armeriern eingehandelt. Einen nicht unwichtigen Handelszweig bildet der Verkauf von Holz und Holzwaaren. Das Holz geht nach Njalgorst, Georgiewesl und andere Orte. So wurde in den Jahren 1847 und 1848 Holz und Holzwaaren aus dem Kabardinsischen Gebiete für 80,122 Rubel ausgeführt. Auch die von den Kabardinzen verfertigten Gewerke haben unter den Bergvölkern einen starken Absatz. Zu den seltenen Produkten der Kabarda gehört auch der Moschus. Das Bisamthier, von welchem es gewonnen wird, hält sich in den höheren Regionen der Abhänge des Kaukasus auf, doch ist der von diesem Thiere gewonnene Moschus nicht so wirksam wie der chinesische, ostindische und persische.

Die Urspinyen und Ballaren sind überhaupt von friedlichem Charakter und haben unter ihren Dorfältesten eine demokratische Verfassung. Abgaben entrichten sie nicht. Da sie den höchstgelegenen Theil des Bezirks bewohnen, so besitzen sie weder ausgedehnte Weidetrassen, noch fruchtbares Ackerland, sind daher gezwungen, ihr Getreide von den Kabardinzen zu kaufen und das Salz, sowie andere Waaren aus dem Kaschikinsischen Kreise zu beziehen, wogegen sie im Auktatsehe Tuch, Wolle, Filzdecken, Honig, Wachs und andere Landesprodukte liefern. Die Verwaltung des Bezirks befindet sich in der Festung Nalschik (1384 Einwohner). Die im Bezirke liegenden Kofatenstationen sind Prischibtschaja mit 988, Kotlarewtschaja mit 656 am Terel, Alexandrowschaja mit 671 am Flusse Kelen, Uruchtschaja mit 415 am Flusse Uruch und die Smejschaja mit 1191 Einwohnern an der Sneska. (A. v. Wald.)

KABARTA (nicht Kabarda) wird von den Tartaren zuweilen der obere Lauf des Flusses Belbel oder Kabarta-su in der Krim genannt, der in zwei Armen, dem Ufensbach und dem Wujul-Ulen, aus den Schluchten der Zaita herausströmt, bis zum Dorfe Aibat die Richtung nach Nord-West verfolgt, sich dann unterhalb dieses Dorfes nach Westen wendet und oberhalb der Sernafopolschen Bucht sich nach einem Laufe von 56 Rilom. in das Schwarze Meer ergießt. Das Belbel'sche Flussthäl ist reich an Obst- und Weinärten. In der Nähe der

Mündung der Kabarta befinden sich die Ruinen alter Burgen, die von den Genesen zum Schutze ihres Handels erbaut worden waren. Die Gegend zwischen den Quellen des Belbel und der Katscha heißt Ischerefftsche. In ihr nomadisirten der Säge nach im Alterthum die Kabardinzen oder Ischereffen. (A. v. Wald.)

Kabbala, Geheimelehre der Juden, (s. unter Jüdische Literatur.)

KABELN oder KABELLUNG heißt das Kräuseln des Wassers, welches entsteht, wenn entweder zwei entgegengesetzte Strömungen aufeinanderstoßen oder der Wind gegen den Strom bläst. Dester verrieth eine KABELLUNG auch Untiefe im Wasser, an denen sich der Strom reißt. Wenn deshalb Schiffe ihren Ort nicht genau kennen und KABELLUNG sehen, suchen sie ihr aus dem Wege zu gehen. Die KABELLUNG kann bisweilen so heftig werden, daß die Wellen schäumen und von weitem wie Brandung aussehn. (R. Werner.)

KABEL nennt man auf Schiffen die schwereren Taae von über 12—15 Cm, welche früher als Anker-taae benutzt wurden, jetzt aber lediglich zum Befestigen der Schiffe in den Häfen, zum Fortziehen derselben in engen Fahrwassern oder zum vorübergehenden Anfern mit leichten Anfern (Werp- oder Wurfanfern) dienen, wenn man bei Gegenwind oder Windstille nicht von der Strömung fortgezogen werden und gleich wieder zum Untersegelachen fertig sein will. Die gewöhnlichen Taae bestehen aus drei oder vier Strängen, welche ihrerseits wieder aus einer Zahl dünnerer getheilter Hanffäden, den Kabelgartern, zusammengesetzt werden. Die Kabel-taae dagegen sind aus je drei Strängen zusammengesetzt, die wieder aus drei Strängen bestehen, mithin aus neun im Ganzen. Dadurch läuft die Richtung der Hauptstränge entgegengesetzt wie beim gewöhnlichen Taaerwerk und man nennt deshalb Kabeltauerwerk linkssegelachen, während das andere rechtssegelachen heißt. Zum gewöhnlichen Anfern dient man sich schon seit Anfang dieses Jahrhunderts allgemein der Ankerfetten, die sich besser handhaben lassen und haltbarer sind als Kabeltau. — Kabelgat heißt an Bord der Raam, wo nicht nur die Kabeltaue, sondern auch das übrige Taaerwerk des Schiffes aufbewahrt wird und das unter der speziellen Aufsicht des Bootsmanns steht. — Kabellänge ist das Maß eines Kabeltaues von 120 Faden oder 720 rheinl. Fuß, den haben = Klafter zu sechs Fuß gerechnet. Man schätzte danach früher die Entfernungen zwischen Schiffen und andern Gegenständen, während es jetzt immer gebräuchlicher wird, nach Metern zu schätzen. (R. Werner.)

KABEL (Telegraphenlabel) heißen die unter der Erde und unter dem Wasser geführten Telegraphenleitungen. An solche Leitungen sind ganz andere Anforderungen zu stellen als an oberirdisch geführte Leitungen, und deshalb unterscheiden sie sich in ihrer ganzen Einrichtung von den letzteren, durch ihre Einrichtung und ihre Lage aber erhalten die Kabel zugleich Eigenschaften, welche die ihrer Benutzung zum Telegraphiren sich in eigenthümlicher Weise fähigbar machen.

Da sowohl das Wasser wie der feuchte Erdboden

Leiter der Electricität sind, so kann man in ihnen als Leiter für die elektrischen Telegraphenströme nicht blanken Metalldraht verwenden, weil man doch denselben nicht bloß an einzelnen Punkten isolirt fügen und übrigens außer Berührung mit der Feuchtigkeit halten kann, wie dies bei oberirdischen Leitungen ausführbar ist. Es muß daher der Leiter auf seiner ganzen Länge zunächst mit einer isolirenden Hülle überzogen werden; jeder mit einer Isolirschicht beladene Leiter wird eine Kabelader (oder ein überzogener Draht) genannt, durch die feilartige Verbindung mehrerer solcher Adern oder entseht eine Kabelliche. Weder die Ader noch die Lipe sind ohne weiteres als Telegraphenleitung brauchbar, sie müssen vielmehr theils zur Beschaffung der erforderlichen Festigkeit beim Verlegen in größere Bassetischen noch mit einer Schutzhülle versehen werden; dadurch erst wird die Ader oder Lipe zum Kabel.

Als Material für den eigentlichen Leiter in den Kabeln wird fast ohne Ausnahme möglichst chemisch reines Kupfer verwendet. Es ist nämlich die Dike der Isolirschicht, welche dem Leiter zur Erzielung eines bestimmten Isolationsgrades gegeben werden muß, proportional der Dike des Leiters; bei dem hohen Preise des Isoliermaterials ist man demnach genöthigt, den Leiter aus möglichst gut leitendem Metall herzustellen, damit er bei vorgeschriebenem Leitungsvermögen möglichst geringen Durchmesser zu haben braucht.

Anfänglich benutzte man einen einfachen Draht. Da indessen bei der verhältnißmäßig geringen Dike des Leiters die Gefahr eines Bruchs desselben nahe liegt, beim Bruch des Drahtes aber das Kabel unbrauchbar wird, so zieht man es (seit 1856) vor, als Leiter eine aus mehreren (meist 3 oder 7) dünneren Drähten (von 0,6 bis 0,7 mm Dike) auf besonderen Seilmaschinen zusammengepreßte Lipe zu nehmen. Der bei dem Zusammenbrechen zwischen den einzelnen Drähten bleibende Zwischenraum wird, damit er nicht mit Luft erfüllt bleibe, mit Chatterton Compound, d. i. einer Mischung aus Guttapercha, Theer und Harz, ausgefüllt; man zieht dazu den mittleren Draht durch die ermärte Mischung, welche dann die um diesen sich legenden Drähte verdrängen und in die Zwischenräume treiben.

Als Isolator wird jetzt fast ausschließlich die 1843 durch Dr. Montgomery in Europa bekannt gewordene und 1847 zuerst von Werner Siemens zur Kabel fabrication verwendete Guttapercha benutzt, der eingetrocknete Saft des besonders auf den malayischen Inseln heimischen Guttaperchabaumes, *Isaonandra gutta*. Von diesem Stoffe wird in England jährlich durchschnittlich 1 Million Kilogramm eingeführt. Für die Kabel fabrication muß der Rohstoff sehr sorgfältig gereinigt werden; er wird dazu erst auf Schneidemahchinen in kleine Späne zerissen, darauf in heißem Wasser zur Auscheidung von Sand u. s. w. mehrmals gewaschen und getrennt und endlich durch Drabrische gepreßt, darauf wieder gewaschen und getrennt, schließlich in dünnen Blatten geformt und nun in Kellern, gegen Licht und Luft geschützt, als Halb-

fabrikat aufbewahrt. Mittels Pressmaschinen wird der Draht mit Guttapercha anmpreßt und dabei wird die vorgewärmte Lipe durch eine feil eben durchlassende Oeffnung in den Kopf der Presse auf der einen Seite eingeführt, um auf der andern Seite durch eine um die gewünschte Dike des Ueberzugs weitere Oeffnung wieder auszutreten; dabei wird mittels des Kolbens in dem oberhalb des Kopfes befindlichen Stiefel der Presse auf die darin befindliche ermärte und ermehrte Guttapercha ein Druck ausgeübt, daß sie die Lipe oder den einfachen Draht schlauchförmig umgebend mit ihm austritt. Bedarfs Gemäßlichung eines ununterbrochenen Betriebes sind zwei Stiefel vorhanden, die abwechselnd benutzt werden. Der aus dem Kopfe austretende überzogene Leiter wird in einem langen Wasserbade mehrmals hin und her geführt, bis er sattam abgeabht und erhärtet auf eine Rolle aufgewickelt werden kann. Bei längeren Kabeln wird der Ueberzug nicht auf seine ganze Dike mit einemale gegeben, sondern aus mehreren Lagen (von $\frac{1}{2}$ bis 1 mm Dike) hergestellt, und bevor dabei eine neue Lage aufgebracht wird, wird die vorhergehende durch Bestäuben mit den Fingern vorsältig auf etwa in ihr vorhandene schadhafte Stellen gepreßt und diese nach Erfordern ausgebessert. Sehr sorgsam müssen auch die Verbindungen (Stichungen) zweier Adern zu einem längeren Stück ausgeführt werden; es werden dabei die Drähte jeder Drahtliche gereinigt und zusammengeleitet, jede Lipe darauf zugeschnitten und beide verlöthet, mit seinem Verbindet unwickelt, wieder verlöthet, nochmals unwickelt und verlöthet und endlich mit Compound und mit mehreren Lagen Guttapercha überkleidet.

Der Luft und dem Lichte ausgesetzt, namentlich bei etwas höherer Temperatur, verdirbt die Guttapercha und wird brüchig. Die Kabeladern und Ligen erhalten daher als schützende Hülle zunächst eine einfache oder doppelte Umspinnung mit Jute oder — wo zugleich ein bester Widerstand gegen starken Zug beschafft werden soll — von Manillaband. Diese auf einer Seilmaschine gegebene Umhüllung schließt die Ader oder Lipe dicht ab und verhütet zugleich, daß die Guttaperchahülle von den nun noch aufzubringenden Eisendrähten berührt wird. Die in die Erde zu legenden Kabel bekommen eine Umhüllung von bis 4 mm starken verzinnten Eisendrähten. Bei Flußkabeln kommt über diese Hülle noch eine zweite aus Eisendrähten von bis zu 10 mm Dike, als Schutz gegen die Schiffsanter, ja es werden die Flußkabel bei Bedarf selbst in gusseiserne Ruffen eingeschlossen, welche aus je zwei der Länge nach sich aneinander sühenden halben Röhren bestehen und ähnlich wie die Glieder einer Kette aneinandergerichtet werden. Von den Seeabeln bedarf nur das Uferende eine je nach der Uferbeschaffenheit mehr oder minder dicke Hülle als Schutz gegen Beschädigungen von außen nach der Verlegung, das Tiefseeabel dagegen bedarf eine solche Schutzhülle, damit es ohne Verlegung den Zug aushalten kann, welche die beim Verlegen von Schiffen nach dem Meeresgrunde hinabreichende Kabelänge auf das eben vom Schiff ablaufende Stück ausübt; die Tiefseeabel sollen daher bei thunlichster Leichtig-

feit möglich große Zugfestigkeit besitzen; einmal glücklich verlegt, sind sie kaum noch Beschädigungen ausgefetzt.

Um eineitheils die Guttapercha der Erdkabel noch besser von der Luft abzuschließen, anderentheils die Eisenschuhhülle bei im Wasser liegenden Kabeln noch wirksamer, als dies schon durch die Verzinkung der Drähte geschieht, gegen Oxidation zu sichern, wird das Kabel mit einer Asphaltpaste und Theeremischung bedekt. Da ein derartiger Ueberzug aber am Eisen schwer haftet und namentlich bei Biegungen leicht Risse bekommt und abblättert, umhüllt man das asphaltirte Kabel mit Jutesafer. Um den Asphaltnüberzug aufzutragen, wird das aus der Seilmaschine, in welcher die Eisendrähte um dasselbe gesponnen werden, austretende Kabel, ehe es auf die Triebtrommel, die dasselbe aus der Maschine zieht, gelangt, durch ein Bad von geschmolzener Asphaltemischung hindurchgezogen und nach dem Abstreifen des überschüssigen Stoffes mit Jutesäden leicht umspinnen. Diese pressen sich in die zähflüssige Masse des Asphaltes ein und bilden mit derselben eine dichte und feste Hülle. Hiernach wird das Kabel abermals durch die Asphaltemischung gezogen und der überflüssige Stoff wieder abgeföhren. Damit dann die einzelnen spiralförmigen Lagen des so behandelten Kabels beim Einlegen in die zur Aufbewahrung des fertigen Erzeugnisses dienenden großen runden eisernen Bottiche (tanks) nicht aneinander haften, wird es nach dem Asphaltriren durch eine wässrige Schleimkräuter-Mischung gezogen.

Früher öfter, jetzt nur noch selten, ward für Kabel Kaufschuf als Isolator benugt. Die beste der mit Kaufschuf isolirten Leitungen ist die Hooper'sche Ader. Das gut gereinigte Kaufschuf wird in dünne Platten gewalzt, diese zu Streifen geschnitten und letztere in Schraubenwindungen um den verzinneten Leiter herumgewickelt. In der Hooper'schen Ader sind zwei solche entgegengesetzte gewickelte Lagen aus reinem Kaufschuf vorhanden; über dieselben werden nach dem von Siemens erfundenen Verfahren zwei entlang dem Drahte gelegte Streifen vulkanisirten (mit Schwefel und Schwefelblei gemischten) Kaufschufs beim Durchgange durch geföhnte Walzen aufgedrückt, indem die Walzen zugleich das in der Breite Ueberflüssige von den Streifen abschneiden; bei der zweiten derartigen Befestigung liegen die entstehenden beiden Längsnähte um 90° von denen der ersten Hülle entfernt. Darüber kommt eine Bewickelung der Ader mit einem in Kaufschufflösung getränkten Wollensstreifen und dann wird die auf Rollen aufgewickelte Ader unter dem Druck von einigen Atmosphären mehrere Stunden lang einer Temperatur von etwa 120° C. ausgefetzt, damit die verschiedenen Lagen sich vereinigen.

Als Schuhhülle wurde von Siemens die Kabeln, welche besonders leicht sein sollten, eine Schutzhülle aus drei schraubenförmig gewickelten, einander ein Stück übergreifenden Kupferblechstreifen verwendet. — Für Hauleitungen genügt oft eine ähnliche Bewickelung mit getheertem Band, miunter gibt man darüber noch Flecht-

werk aus Hanffäden. — Für Militärzwecke verwendet man vielfach einen siebenadrätigen Leiter mit 2 Guttaperchahüllen, darüber eine doppelte Lage von Hanffäden und endlich ein Geflecht aus solchen. Militärlafeten gibt man oft zwei Leiter, die als Hin- und Rückleitung dienen, oder auch man benugt die äußere Stahlhülle als Rückleitung.

Von besonderem Interesse sind die Kabel für die in der Zeit vom März 1876 bis Juni 1881 gelegten unterirdischen Linien im Gebiete der deutschen Reichs-Telegraphenverwaltung. In der für die großen Linien jetzt angenommenen Bauart besteht die Seite des Kabels aus sieben Guttaperchadrahten. Der Leiter in jeder Ader ist eine aus 7 gleich starken Kupferdrähten gewickelte Lige und mit 2 Lagen Guttapercha isolirt, deren zweite einen Durchmesser von 6 mm hat. Um die einzelnen Guttaperchadrahten voneinander unterscheiden zu können, ist die mit Nr. 1 bezeichnete Ader beim Umpressen der Guttapercha mit einer feinen Längsmark in Gestalt einer geringen Erhöhung des Isolationsmaterials versehen, die mit Nr. 2 bezeichnete dagegen hat zwei derartige Längsmarken oder Rippen dicht nebeneinander. Die übrigen außenliegenden Adern Nr. 3, Nr. 4, Nr. 5 und Nr. 6 werden in der Richtung, welche durch Nr. 1 und Nr. 2 angedeutet ist (vom Anfang des Kabels gegen das Ende hin gesehen in der Richtung, wie der Uhrzeiger läuft), gezählt, während die mittlere Ader Nr. 7 ist. Zwischen je zwei Adern liegt ein Jutesafer der Länge nach, um den Zwischenraum auszufüllen, woraus dann die Umwickelung mit Jutesäden folgt. Ueber diese ist die Schuhhülle, bestehend aus 20 je 3,75 mm starken verzinneten Eisendrähten mit gegen die Richtung der Jutesäden umgekehrt gerichtetem Trall angewunden, diese endlich wird von der Asphalthülle bedekt und bildet mit ihr das fertige Kabel, dessen Stärke etwa 32,5 mm beträgt.

Durch die besondere Thätigkeit des derzeitigen Leiters des Reichs-Postamts, Dr. Stephan, wurde mit den ausgiebigen Mitteln, welche das Reich bewilligt hatte, dieses ungeheure unterirdische Netz in einer Bauzeit von etwa 5½ Jahren vollendet. Die Linien sind zu etwa gleichen Theilen von den Firmen Siemens & Halske und Herlen & Guilleaume ausgeführt worden. Während ersterer das Kabel mit Ausnahme der zu Anfang erforderlichen Länge vollständig in ihrer in Berlin zu diesem besonderen Zwecke errichteten Kabelfabrik herstellten, bezogen letztere die Adern aus England und beschränkten sich darauf, dieselben in ihrem zu Wülheim a./N. gelegenen Werkswerk mit der Schuhhülle zu umwickeln. Nachfolgende Zusammenstellung gibt ein Bild des großartigen in 5½ Jahren fertiggestellten Netzes der unterirdischen Leitungen, durch welches jetzt 221 deutsche Städte, darunter die Haupt-Handels- und Wasserplätze, verbunden werden, dessen weiterer Ausbau und dessen weitere Ausdehnung auf die süddeutschen Gebiete nur noch eine Frage der Zeit sein dürfte, und dem das Ausland mit sich anschließenden Linien gewiß bald folgen wird.

	Einien km	Leitungen km
Berlin · Halle · Cassel · Frankfurt a. Main · Mainz (7 Adern)	595,174	4 166,218
Halle · Leipzig (4 Adern)	35,460	141,840
Berlin · Hamburg (Kabel I, 7 Adern)	297,999	2 085,918
Berlin · Hamburg (Kabel II, 7 Adern)	297,999	2 085,918
Hamburg · Kiel (7 Adern)	100,262	701,824
Frankfurt a. Main · Straßburg i. El. (7 Adern)	262,677	1 838,739
Berlin · Magdeburg · Hannover · Köln (7 Adern)	693,186	4 852,302
Barmen · Köln (4 Adern)	54,985	219,940
Hamburg · Cuxhafen (4 Adern)	130,764	523,058
Hamburg · Bremen · Oldenburg · Emden (7 Adern)	284,575	1 992,025
Bremen · Bremerhaven (4 Adern)	59,198	236,782
Sande · Wilhelmshaven (4 Adern)	11,166	44,744
Köln · Coblenz · Trier · Metz (7 Adern)	325,032	2 281,174
Coblenz · Mainz (7 Adern)	91,783	642,481
Metz · Straßburg i. El. (7 Adern)	185,814	1 299,293
Berlin · Dresden (7 Adern)	236,201	1 654,037
Thorn · Danzig (7 Adern)	229,573	1 607,011
Danzig · Königsberg i. Pr. (7 Adern)	189,244	1 325,408
Berlin · Thorn (7 Adern)	418,031	2 926,217
Berlin · Breslau (7 Adern)	369,346	2 585,422
Stettin · Danzig (7 Adern)	368,341	2 578,367
Berlin · Stettin (7 Adern)	155,930	1 086,610
Köln · Aachen (7 Adern)	71,121	497,847
	5 463,950	37 372,511

Die Legung der Linien von den beiden Firmen fand wie folgt statt:

Einien	in der Zeit vom	
Berlin · Halle; (F & G*)	14. März	bis zum 24. Juni 1876,
Leipzig · Halle · Cassel · Frankfurt a. M. · Mainz; (F & G)	6. März	„ „ 14. Juli 1877,
Berlin · Hamburg · Kiel; (S & H**)	1. April	„ „ 31. October 1877,
Berlin · Magdeburg; (F & G)	3. September	„ „ 29. October 1877,
Frankfurt a. Main · Straßburg i. El.; (S & H)	1. April	„ „ 5. August 1878,
Magdeburg · Hannover · Köln, einschließlich der Linie Köln · Eberfeld · Barmen; (F & G)	1. April	„ „ 23. September 1878,
Hamburg · Harburg · Cuxhafen; (S & H)	16. September	„ „ 20. November 1878,
Köln · Coblenz · Trier · Metz; (F & G)	1. April	„ „ 26. Juni 1879,
Hamburg · Bremen · Oldenburg · Emden, einschließlich der Theilstrecken Bremen · Bremerhaven und Sande · Wilhelmshaven; (S & H)	1. April	„ „ 25. Juli 1879,
Metz · Straßburg i. El.; (F & G)	25. Juni	„ „ 14. August 1879,
Coblenz · Mainz; (F & G)	18. August	„ „ 27. September 1879,
Berlin · Dresden; (S & H)	11. September	„ „ 15. November 1879,
Berlin · Breslau; (S & H)	12. April	„ „ 7. August 1880,
Thorn · Danzig · Königsberg i. Pr.; (F & G)	1. Mai	„ „ 7. August 1880,
Stettin · Danzig; (F & G)	9. August	„ „ 7. November 1880,
Thorn · Müncheberg; (S & H)	9. August	„ „ 20. November 1880,
Berlin · Stettin; (S & H)	25. April	„ „ 8. Juni 1881,
Köln · Aachen; (F & G)	9. Mai	„ „ 26. Juni 1881.

*) F & G bedeutet Feltz & Wulfsaume.

**) S & H bedeutet Siemens & Halske.

Seitdem diese Kabel im Betrieb sind, werden allwöchentlich einmal der Leitungswiderstand des Leiters, die Isolation und die Ladungscapacität gemessen, damit man beständig über die Güte des Kabels unterrichtet bleibe. Ähnliche Messungen werden fortlaufend bei der Fabrication und Auslegung der Kabel vorgenommen, damit man in beiden Fällen auftretende Fehler sofort entdecken und beseitigen kann.

Die Legung der Landkabel ist verhältnißmäßig einfach. Die einzelnen Kabel aufeinanderfolgenden Arbeiten werden von getrennten Arbeiterabtheilungen ausgeführt, so daß bei einer durchschnittlichen täglichen Fertigstellung von etwa 3,2 km bei Herstellung des deutschen Neges die Länge der Baustraße fast 15 km Länge erreichte. Die erste Abtheilung wirft den Graben aus; doch werden diejenigen Stellen, welche wegen besonderer Hindernisse Aufenthalt verursachen, rechtzeitig durch besondere Arbeiter in Angriff genommen. Das in Längen von je 1000 m auf hölzernen Trommeln gelieferte Kabel wird von einer zweiten Abtheilung entlang des Grabens in gerader Linie abgerollt und in den Graben eingeworfen, der Graben aber zugestüttet und festgepflastert, schließlich die Straßenoberfläche wieder in Stand gesetzt. Dann folgt die sorgfältige Veröthung der Kabelenden an den oben genannten Stellen, wo die übereinandergerissten Enden zweier benachbarter Kabelstücke aneinandergehoben werden. Die Verbindungsstelle wird mit einer darübergehobenen eisernen, gut verzinnten Verbindungsmuffe gegen die Luft abgeschlossen. Umständlicher ist die Legung in Städten, wo vielfach Kanalisations-, Gas- und Wasserleitungsröhren mit dem Kabel unterfahren werden müssen.

Schwieriger ist die Auslegung von Seekabeln; dieselbe wächst mit der Tiefe und mit der Kabellänge. Bei Legung längerer Kabel benutzt man besonders für diesen Zweck gebaute Kabelschiffe, welche mit den nöthigen großen Behältern für das Kabel in einer dasselbe nicht gefährdenden Entfernung von den Dampfseffeln versehen und mit der nöthigen Maschinerie zum Auslegen und etwa erforderlichen Wiederaufnehmen des Kabels ausgerüstet sind. Zu den während der Legung regelmäßig vorzunehmenden elektrischen Messungen müssen die Meßinstrumente in einem besonderen Meßzimmer an Bord sein. Das Schiff muß besonders leicht lenksam sein, wenn Störungen und Unfälle bei der Legung vermieden werden sollen.

Die ersten größeren Versuche mit Kabeln für unterirdische Telegraphenleitungen wurden, aber mit sehr entmuthigendem Erfolg, bereits in der Rheinseite der elektrischen Telegraphie gemacht. In den Jahren 1847 bis 1850 wurden in Preußen mehrere unterirdische Leitungen hergestellt; dieselben enthielten einen einfachen Kupferdraht, welcher mit vulkanisirter, d. h. mit Schwefel vermischter Gutta-percha umspritzt, mit einer Schutzhülle oder nicht versehen war. Die bei diesen Leitungen andernwärts, besonders in Oberitalien, bei der Fabrication begangenen Fehler wurden sofort erkannt, und schon 1851 legte Siemens eine brauchbare unterirdische Leitung mit Bleischutzhülle für die berliner Polizei. Tropdem dauerte es noch

25 Jahre, bis Landkabel von größerer Ausdehnung gelegt wurden, obwohl die mit der Zahl der Drähte bei oberirdischen Telegraphenlinien wachsenden Schwierigkeiten im Bau und in der Unterhaltung, und die bei diesen Leitungen durch die Witterungsverhältnisse, namentlich durch heftige Stürme, herbeigeführten häufigen Betriebsstörungen sich längst in empfindlicher Weise fühlbar gemacht hatten und durch die Erfahrungen an Unterseekabeln hinlänglich bewiesen war, daß die Technik in der Fabrication jener Fehler zu vermeiden gelernt hatte, welche für die ersten unterirdischen Leitungen so verhängnisvoll geworden waren.

Rascher mochte man Kabel als unterirdische Leitungen zu verwenden, denn eine andere Möglichkeit zur telegraphischen Verbindung von durch Meere getrennten Ländern gibt es nicht. Und nachdem erst kleinere Unternehmungen glücklich durchgeführt waren, schritt man bald zu größeren und größeren. Die Versuche zur Fortleitung der Electricität unter Wasser mittels isolirter Leiter für telegraphische Zwecke reichen zurück bis auf Sömmering und auf Schilling, schon zu Anfang dieses Jahrhunderts. Einen Gutta-perchadraht verfertigte 1848 Werner Siemens im Rhein und im fließer Hafen, sowie Armstrong im Hudson. Das erste Seekabel wurde am 28. August 1850 von Dover nach Cap Grévez an der französischen Küste in 10 Stunden glücklich gelegt; es bestand aus einem einfachen, etwa 12,2 mm starken Gutta-perchadraht, welcher einen etwa 1,2 mm dicken Kupferdraht enthielt; nur die kurzen Ueberenden besaßen eine Schutzhülle, ein stark wandiges Bleirohr, das einen schwächeren Gutta-perchadraht umschloß. Man vermochte auf diesem Kabel zu telegraphiren, doch schon am Tage nach der Legung war es auf dem felsigen Boden an der französischen Küste durchgerieben. Am 25. September 1851 ward zwischen Dover und Calais dann ein Kabel mit 4 durch Gutta-percha isolirten kupfernen Leitern und einer aus 10 Eisendrähten von 7,2 mm Dicke gebildeten Schutzhülle verfertigt; dieses Kabel ist über 25 Jahre im Betriebe gewesen. 1852 ward England und Schottland mit Irland durch ein Kabel verbunden; ebenso Neubraunschweig mit der Prinz-Edwards-Insel im St.-Korvenbusen. 1853 wurden Kabel von England nach Belgien und Holland gelegt und von Seeland nach Fünen und von Fünen nach Friedericia. Im Jahre 1854 begannen die Arbeiten im Mittelmeere; zunächst wurde Piemont mit Corsica, und weiter Corsica mit Sardinien verbunden, 1855 aber Sardinien auch mit Afrika, ferner 1857 Sardinien über Malta mit Corfu, 1859 Sicilien mit Malta, und 1861 Malta mit Alexandria. 1855 war bereits ein Kabel durch den St.-Korvenbusen nach Cap Breton zu legen versucht worden, der Sturm hatte den Versuch vereitelt, und erst 1856 glückte er mit einem leichteren Kabel. Nach gründlichen Vorarbeiten, namentlich Sondirungen, lebten sich hieran 1857 und 1858 die ersten Bemühungen, zwischen Amerika und Europa den telegraphischen Verkehr zu ermöglichen, was nur für 23 Tage gelang. Im Schwarzen Meere wurden während des Krimkrieges 1855 zwei Kabel zwischen Varna und Balaklava und zwischen Varna und Constantinopel verfertigt.

Der Weg nach Indien ward 1865 und 1866 durch Kabel im Rothen Meere und im Arabischen Meere vervollständigt. Am 19. Juli 1865 dampften die Carolina mit den Uferenden und der Great-Guernsey mit dem Tiefseefabel von der trischen Küste ab nach Neufundland zu, legten zwar über 2000 km Kabel aus, mußten aber trotzdem umkehren und das Unternehmen unvollendet lassen. Endlich 1866 glückte es nicht nur, im Juli ein neues Kabel durch den Atlantischen Ocean zu legen, sondern auch (im September) das von 1865 zu vervollständigen. Die beiden Unternehmungen von 1865 und 1866 kosteten zusammen 24 000 000 Mark. Ausgebaut ward das atlantische Rep. 1869 durch ein Kabel von Brext nach der Insel St.-Pierre und von da nach Durbury in Massachusetts, 1873 und 1874 durch zwei Kabel von Irland nach Neufundland, 1875 durch das Kabel der Direct United-States-Cable-Company, dessen Leiter aus 11 einen härteren Mitteldraht umgebenden dünnen Kupferdrähten bestand und dessen Stärke von den Uferenden nach der Mitte zu in 8 verschiedenen Abflüssen abnahm, und das von Irland nach Neufundland und von da nach New-Hampshire läuft, 1879 durch ein Kabel von Brext nach St.-Pierre und von da nach Massachusetts und Neufundland, 1880 durch eine Ergänzung des zum Theil unbrauchbar gewordenen Kabels von 1866.

Nach Südamerika führt seit 1874 ein Kabel von den Küsten Portugals über Madeira und St.-Vincent nach Pernambuco, von da aber lausen Kabel nördlich nach Para, südlich bis Montevideo; über die Anden ist dann die Verbindung mit Valparaiso hergestellt, von wo aus kürzere Kabel zwischen den Städten der östlichen Küste gelegt sind. Ueber die westindischen Inseln endlich steht Florida mit Guyana in Verbindung.

Von Athen an der Südspitze Arabiens aus erstreckt sich ein aus 7 Theilstrahlen bestehendes Kabel über Janjibar und Mozambique bis nach Natal. Andererseits zieht Athen durch Kabel über Suez, Alexandria, Malta, Gibraltar mit Vigo in Spanien und Falmouth in Verbindung und nach Indien hin zunächst mit Bombay, während von Madras aus über Singapur, Australien und Neuseeland, sowie China, Japan und Sibirien bereits erreicht und an das Welttelegraphennetz angeschlossen sind. Nur der Sille Ocean wird zur Zeit noch nicht durch ein Kabel für den Weltverkehr überbrückt.

Die Länge der den verschiedenen Regierungen und Kabelgesellschaften gehörigen Unterseeleitungen bezieht sich nach der vom Berner internationalen Bureau der Telegraphen-Verwaltungen im Journal Telegraphique, Band 3 (1877) S. 575 und fg. gegebenen Zusammenstellung auf 420 Regierungskabel von einer Gesamtlänge von 8226 Kilometer, mit einer Leitungslänge derselben von 10 606 km, und 149 Gesellschaftskabeln von 110 281 km Gesamtlänge mit 121 370 km Leitungslänge. Nach L. Wolff's Zusammenstellung hatten die Kabel der englischen Compagnien Ende 1879 eine Gesamtlänge von 121 222 km. Bemerkenswert sei noch, daß im Vergleich zu den Landkabeln nur einige ältere und

kürzere Unterseeabel mehr als einen Leiter haben, wie sich schon daraus ergibt, daß die Länge der Kabel so wenig von der Länge ihrer Leitungen abweicht.

Das Telegraphiren auf den Kabeln wird beeinflusst durch das elektrische Verhalten der Kabel. Der Leiter besitzt zunächst für den elektrischen Strom einen gewissen Widerstand, welcher mit dem Namen Kupferwiderstand belegt wird. Die isolirende Hülle ist ferner kein vollkommener Isolator; der Widerstand, den sie dem Durchgange des Stromes bietet, heißt der Isolationswiderstand; dieser Widerstand der Guttapercha und des Kautschuks nimmt mit der Temperatur ab, während der des Kupfers mit der Temperatur wächst; der Isolationswiderstand wächst ferner mit der Zeitdauer der Stromgebung und mit dem Druck, unter welchem das Kabel steht. Endlich bildet das Kabel eine große und deshalb schon durch schwache Electricitätsquellen eine starke Ladung annehmende Leidener Flasche, deren eine Belegung der Kupferdraht ist, während die andere von der Schutzhülle und der diese umgebenden Schicht des feuchten Erdbodens, bez. des Wassers, gebildet wird; daher besitzt das Kabel eine gewisse Capacität der Ladung. Diese drei: Kupferwiderstand, Isolationswiderstand und Capacität, sind die elektrischen Constanten des Kabels. Die oberirdischen Linien nehmen zwar auch eine gewisse Ladung an, aber diese ist so schwach, daß sie höchstens bei sehr langen Leitungen das Telegraphiren beeinflusst. Die Ladung nimmt ab, wenn das Verhältnis des Durchmesser der Kabelhülle zu dem des Leiters zunimmt; dieses Verhältnis liegt bei Kabeln gewöhnlich zwischen 2 und 4, und innerhalb dieser Grenzen ist die Ladung ungefähr umgekehrt proportional jenem Verhältnisse. Beim Anlegen einer Stromquelle an das Kabel wird nun ein Theil des Stromes dazu verbraucht, um das Kabel zu laden, und dies bewirkt eine Schwächung des weitergehenden Stromes und eine Verlangsamung der Fortpflanzung, eine Verzögerung des Stromes; nachweislich vergeht nämlich eine merkbare Zeit, bis der Strom von einer Stelle des Kabels zu einer anderen kommt, und zugleich sind die gleichzeitig an verschiedenen Stellen aufstretenden Ströme um so schwächer, je weiter diese Stellen vom Kabelanfang entfernt sind. Wird der Anfang des Kabels an den einen Pol einer constanten Batterie, sein Ende an Erde gelegt, so steigt am Ende die Stromstärke nach einer bestimmten Curve an und erreicht erst nach Verlauf einer gewissen Zeit ihre volle Größe. Je empfindlicher demnach der am Ende aufzustellende Telegraph ist, desto früher nach dem Anlegen des Kabels wird derselbe das abgegebene telegraphische Zeichen hervorbringen. Nach der Stromgebung und der Ladung bei dieser entlastet sich das Kabel wieder und zwar am raschesten, wenn auch der Kabelanfang an Erde gelegt wird. Am empfangenden Ende des Kabels verlängert der Entladungstrom den zeichengebenden, weil er mit ihm gleichgerichtet ist. Am dem Stromgebenden Ende dagegen ist der Entladungstrom dem Telegraphiestrome entgegengesetzt gerichtet. Je rascher die Entladung sich vollzieht, desto rascher kann eine neue

Stromgebung folgen. Die anzuwendenden Telegraphenapparate müssen daher so eingerichtet werden, daß sie den Verlauf der Entladung thunlichst beschleunigen, andererseits aber müssen sie dem Einflusse der starken Ladungs- und Entladungsströme entzogen werden, sofern diese sie beschädigen, bez. das Telegraphen stören könnten. Die Entladung der Kabel wird mitunter auch dadurch beschleunigt, daß man nach jedem zeichengebenden Strom einen kürzeren oder schwächeren entladenden Strom in das Kabel schickt; dieser muß natürlich die entgegengesetzte Richtung haben wie der zeichengebende.

(K. E. Zetzsche.)

Kabeljau, Kabliau, Seefisch (Gadus Morrhuus), f. Gadoides.

KABINET (Cabinet), im politisch-staatsrechtlichen Sinne, bedeutet zunächst das Arbeitszimmer des Fürsten als solchen oder überhaupt des Regierungschefs, von wo aus derselbe seine persönlichen Entscheidungen in Staats-sachen erläßt, oder wo er sich mit seinen vertrauten Räten über Regierungsgeschäfte, d. h. über die ihm als Staatsoberhaupt zukommenden Geschäfte, berät, oder ihrer Arbeitshülfe sich bedient. Darüber hinaus bezeichnet Kabinet auch die Summe oder die Versammlung der in solchen engeren Rath berufenen Personen selbst. Handelt es sich um Dinge, welche zu beschließen oder anzuordnen dem Souverän persönlich und ausschließlich zukommt, so erscheint das Kabinet (sowellen auch wol Geheimes Kabinet genannt) als eine Person mit dem Träger der Souveränität selbst. Was vom Kabinet ausgeht, ist eben vom Fürsten ausgegangen, und es existirt dann weder rechtlich noch politisch irgend ein Unterschied, ob dieser allein oder mit Zuziehung von Gehüfen (Kabinet-Secretäre, Kabinet-Räte, Kabinet-Minister) die Geschäfte erledigt. Die Staatsorganisations-Politik oder die Lehre vom System und von der Hierarchie der Staatsbehörden nimmt alsdann hieron gar keine Notiz; sie beschränkt sich vielmehr darauf, für die verschiedenen Verwaltungszweige die überall nothmässigen Gliederungen (Ober- und Unterbehörden), namentlich an höherer Stelle die Ministerien und über denselben das allgemeine oder Staatsministerium zu fordern oder anzuordnen, braucht also zur Vollenkung der Hierarchie nichts Weiteres mehr als den Fürsten, und das Kabinet ist alsdann eben der Fürst. Aber die große, freilich nach Verschiedenheit der Verfassungen auch verschiedlen zu beantwortende Frage ist: welches sind jene dem Fürsten persönlich oder ausschließlich zukommenden Geschäfte und Entscheidungen? Welches ist der — unter staatsrechtlichen oder politischen Gesichtspunkten — zu ziehende Kreis, jenseit dessen jenes autoritative Handeln aufhören und die wenigstens theilnehmende Thätigkeit eigentlicher Staatsbehörden eintreten soll? Einen solchen — ob weiter oder enger gezogenen — Kreis und das Lebensfeld desselben hat man in Auge, sobald man von einer Kabinet's-Regelung im mißbilligenden Tone spricht, namentlich dadurch den Gegensatz zu einer in regelmäßigen, gesetzlich bestimmten Formen sich bewegenden begründet. Eine Kabinet's-Regelung in diesem Sinne ist diejenige, die zum vorherrschenden

Charakter das Walten des alleinigen Eigenwillens des Fürsten hat und die höhere Gewalt des persönlich vertrauten, neben oder über den eigentlichen Staatsbehörden eingesezten engeren Rathes, des Kabinet's-Rathes. Ein solches Kabinet nähert sich begrifflich der sogenannten „Gamarilla“, obgleich zwischen beiden immerhin der Unterschied bleibt, daß das Kabinet aus eigens zu Regierungsgchüfen des Fürsten ernannten und in dieser Eigenschaft offen auftretenden Männern besteht, also eine bekannte und anerkannte Macht ausübt, wogegen die Gamarilla bloße Hofpleneer und Hünflinge — auch Weichtröter und Weiber nicht ausgeschlossen — in sich begreift, welche auf die Entscheidungen des Fürsten durch was immer für Mittel bestimmend einwirken. Solche Einwirkung ist naturgemäß fast immer eine unheilvolle, von schlimmen Folgen begleitet. Die Gamarilla sehen wir fast ohne Ausnahme den Fürsten mit Mißtrauen und Abneigung gegen die im Interesse des Rechts und des Gesamtwohlthums waltenden Behörden, in constitutionellen Staaten namentlich gegen die pflichtgetreuen Landstände erfüllen, an die Stelle echter Regierungsinteressen jene des Egoismus und der Parteilichkeit setzen, zum Frommen derselben arglistig die furchtsame Leidenschaft oder Raune aufreizen, solchergestalt also der wahren, offenkundigen Regierung eine verborgene und unlautere entgegensetzen und entweder die gesetzlichen Autoritäten zu Werkzeugen jener selbstthätigen oder Faction'sinteressen herabwürdigen oder das loyale Walten und die edelsten Bestrebungen derselben durch dunkle Gegenmachinationen vereiteln.

Neben diesem theils gleichgültigen, theils verwerflichen Sinne haben nun aber die Worte Kabinet und Kabinet's-Regelung auch eine staats- wie völkerrechtlich vollständig tadellose und hochwichtige Bedeutung. In constitutionellen sowie wie in absoluten Staaten spricht man, wenn von auswärtigen Angelegenheiten und von den Beschließungen der Staaten untereinander die Rede ist, durchgängig vom Kabinet als einem mit Regierung gleichbedeutenden Begriffe, und man benennt es in der Regel nicht nach dem Staate selbst, sondern nach dem Elbe der Regierung, also nach der Hauptstadt oder der gewöhnlichen Residenz des Regenten. So sagt man z. B. das Kabinet von Berlin, von St. Petersburg, von St. James, früher auch das Tuilerien-Kabinet u. f. w. In den Verhandlungen der Staaten untereinander stellt die Regierung die Persönlichkeit des zum Staate vereinigten Volkes vollständig dar, und übt auch der constitutionelle Monarch das Recht des Krieges, der Friedensschlüsse, der Bündnisse und anderer internationaler Verträge, der Genehmigung oder Verwerfung von ständischen Beschlüssen, der Stellensetzung, der Oberaufsicht, der Bevollmächtigung in der Eigenschaft als Inhaber der vollziehenden Gewalt, ohne directe Theilnahme der Volksvertretung aus. Daher nennt auch er die Gesandten und erscheinen jene der fremden Staaten nur als an ihn gesandt; und daher ist im diplomatischen Schriftwechsel niemals vom Staate die Rede, sondern nur vom König (oder wie sonst benannten Monarchen) oder von dem

Königs Hof, Kabinet oder Minister. Alle diese Begriffe begreift man unter der Gesamtheit der Kabinet's-Sachen. Das Kabinet in diesem Sinne ist nun aber, wie schon bemerkt, nicht zu verwechseln mit jenem weiter oben besprochenen, nämlich mit dem bloß aus Gehülfen der persönlichen Geschäfte des Fürsten bestehenden. In dem letzteren nämlich, wiewol es dem Wesen nach nichts anderes sein soll als eine Kanzlei zur Ausfertigung der Resolutionen des Fürsten, mag derselbe zwar die Meinungen oder Rathschläge seiner Diener einholen und danach sich richten; aber nach außen hin erscheint davon nichts, sondern es gilt alles als sein rein persönlicher Entschluß. Dort aber sind die Räte oder Kabinet's-Mitglieder zugleich verantwortliche Staatsbeamte und wirkliche Theilnehmer des — obgleich nur im Namen des Fürsten thut zu machenden — Beschlusses, für dessen Untadelhaftigkeit einzustehen sobann allernächst die Obliegenheit des ihn mit unterzeichnenden Ministers ist. In diesem Sinne können also auch in konstitutionellen Monarchien Kabinet's-Direktors oder Kabinet's-Befehle erlassen werden, denn diese Ausprüche bedeuten dann nichts anderes, als daß es Regierungsbefehle seien, gefaßt ohne Mitwirkung der Kamern, soweit es die Konstitution erlaubt oder vorschreibt. Diesfalls ist es dann auch gleichgültig, ob sie gefaßt oder erlassen werden unter Beirath sämtlicher Minister oder nur eines Theils derselben. Auf das Recht oder die Amtsobliegenheit, im Kabinet dem Regenten Vortrag zu erstatten, bezieht sich der Titel Kabinet's-Minister. Diejenigen Minister dagegen, welche zu solchen Vorträgen nicht berufen sind, sondern bloß den Ministerialberathungen beizuhelfen, heißen zuweilen, im Gegensatz zu jenen, Konferenzminister oder auch Staatsminister oder Minister schlechthin. Hiernach haben die soeben erwähnten Kabinet's-Direktors oder Kabinet's-Befehle, wenn sie in der durch die Konstitution dem königlichen Willen überlassenen Sphäre und unter Verantwortlichkeit der dafür einstehenden Minister ergehen, weder rechtliches noch politisches Bedenken gegen sich; nur ist es Aufgabe der Konstitutionspolitik, jene Sphäre genau zu umschreiben und der Ueberschreitung derselben einen wohlbestimmten Damm entgegenzusetzen.

Selbstverständlich ist in absoluten Monarchien die Autorität des Kabinet's eine weit ausgebehntere, denn sie umfaßt hier neben der vollen Regierung's oder Exekutivgewalt auch noch die gesetzgebende. Insofern dann das Kabinet nicht aus dem Gesamt-Ministerium besteht, oder insofern nicht wenigstens die betreffenden Minister darin dem Vortrag haben, bildet sich daraus sehr leicht eine Kabinet's-Regierung in der oben bemerften verwerflichen Gestalt. Das eigentliche Ministerium und der Staatsrath sinken alsdann zu bloß begutachtenden Stellen, ihre von einer weisen Organisationspolitik geforderte Autorität zur Schillingewalt herab, und der über ihnen stehende Kabinet's-Rath oder der etwa zum geheimen Vortrag im Kabinet ausschließlich berufene einzelne Minister beherrscht von dort aus und ohne alle Verantwortlichkeit den ganzen Staat. Ueberhaupt ist es

für ein Volk ein demüthigender und den Absolutismus in grellem Lichte zeigender Zustand, wenn Verordnungen, welche für das Wohl oder Wehe ganzer Provinzen oder des gesammten Staates entscheidend sein können, zumal aber, wenn politische und Rechtssache, welche doch nach ihrem vernünftigen Begriffe nichts Anderes sein sollen als Ausprüche des Gesamtwillens oder des allgemeinen Anerkennnisses, unter dem Titel von Kabinet's-Befehlen erlassen werden, als Ausdruck des persönlichen Willens oder auch des Unselbstbewußt und Aneignung beanspruchenden Dafürhaltens eines einzelnen Mannes und als Illustration zu dem berühmtesten Worte: „l'état c'est moi.“

Des Fernern ist hier noch der sogen. Kabinet's-Schreiben zu gedenken, als einer der in der Diplomatie üblichen Formen der zwischen den Fürsten untereinander gehenden Mittheilungen. Die feierlichste Form derselben ist die des Kabinet'sschreibens. In diesem erscheint der Titel des mittheilenden Souveräns und die Formel „Wir“. Auch wird das Schreiben vom Minister contrasignirt. Die einfachen Kabinet's-Schreiben dagegen nähern sich mehr dem Lenz von Privat Schreiben, und der Fürst, der sie allein unterzeichnet, rehet von sich nur mit „Ich“. Eine noch vertraulichere Form endlich haben die eigenhändigen Schreiben, welche jedoch nicht häufig vorkommen.

Zum Schluß muß hier noch auf die gefährlichen Verfassungen der Gerechtigkeitssphäre durch Kabinet's-Juristik, d. h. durch Einwirkungen der Regierung auf die Leitung und Beurtheilung von einzelnen Civil- und Criminalprocessen, eingegangen werden. Die den Schutz der Rechtsordnung genießenden Güter, Zustände und Verhältnisse zählen mit unter den natürlichen Voraussetzungen des Staates und bedürfen deshalb einer von allen politischen Wanblungen unabhängigen parteilosen Beurtheilung durch selbständige, nur dem Gesetze gehorchende Organe. Ein persönliches Regiment, in welches die höchste Gewalt immer ausgehen muß, kann seiner Natur nach nicht die zur Rechtspflege erforderliche Stetigkeit besitzen, indem hier die allgemeinen Ereignisse, Veränderungen in der Person des Fürsten oder seiner Umgebung und sonstige unberechenbare Vorgänge einen Wechsel der Stimmung zur Folge haben. Die Urtheile dictirt dann nicht der unabänderliche Wille, nach dem Gesetze einem Leben das Seine zu gewähren, sondern die Rücksicht auf Nebenwende, die politische Voreingenommenheit, die Vorliebe für Begünstigte, die Abneigung gegen Mißliebige, oder dergleichen, wol wenigstens Laune. Unter den germanischen Nationen galt denn auch von jeher der Grundsatz, daß der Fürst der Gerechtigkeitssphäre nur seinen Schutz und seine vollziehende Gewalt (den Mann) leiste, während die Urtheile von den Angehörigen eines jeden Rechtskreises, vom Volke oder von Männern aus demselben (den Schöffen) gefunden wurden. Selbst diejenigen, welche, wie die Lehnteute, Ministerialen und gutsherrlichen Unterthanen, in einem Abhängigkeitsverhältnisse standen, bildeten unter der Leitung des Ober- oder Schutzherrn das Gericht für ihre Genossen. Wenn

nun auch im Fortgange der Zeiten die alten Volks- und Ständegerichte durch ständige, gelehrte und allgemeine Justizbehörden ersetzt wurden, so galt doch die Unabhängigkeit der letzteren, folglich der Ausschluß aller Kabinets-Justiz, als unzweifelhaftes Grundrecht. Was speciell Deutschland angeht, so luden hier schon die Reichskreise wiederholt die Reichsgerichte gegen den Einfluß des kaiserlichen Hofes sicher zu stellen. Rückfichtlich des Reichsstaatsmergerichts war den Ständen ein Visitationrecht eingeräumt, und wegen des Reichshofrathes mußten die Kaiser in den Wahlcapitulationen geloben, daß sie sich jeder Einmischung in die Rechtspflege enthalten wollten. Auch in den deutschen Territorien war für die Unabhängigkeit der Gerichte durch den Ständeausschuß der Juristen, durch die Actenverwendung selbst an unwürdige Spruchcollegien und durch die Möglichkeit der Schwerverfälschung bei den Reichsgerichten, oder wenigstens bei landesherrlichen mit den nämlichen Attributen ausgestatteten Obergerichten gesorgt. Das neuere deutsche Staatsrecht fand, abgesehen von den Geschworenengerichten und von sonstiger Zuziehung des Volkelements zur Rechtspfegung, begüßliche Garantien sowohl in der Deutschen Bundesacte (Art. 12) und der Wiener Schluß-Acte (Art. 29), als auch in den Verfassungsurkunden der meisten Einzelstaaten und deren Zusagen einer unabhängigen Justiz. Auch das Betreten unserer Zeit, die sogen. administrativ-contentiosen Sachen der Entscheidung der Verwaltungsstellen zu entziehen, und sie entweder den ordentlichen Gerichten oder einer besonderen Behörde, den Verwaltungsgerichtshöfen, zu überweisen, gehört hieher. Alle diese Vorkehrungen schloßen freilich die Möglichkeit fürstlicher oder ministerieller Eingriffe in die Unabhängigkeit der Gerichte nicht völlig aus. Das Recht, die Beamten zu ernennen und an andere Stellen zu versetzen, das Anlagennopol der vom Justizministerium abhängigen Staatsanwaltschaft, der Einfluß, welchen die Verwaltungsbehörde auf die Bildung der Geschworenensitzen ausübt, sind alle ebenso viele Gelegenheiten zu Einmischungen in die Rechtspflege zu betrachten; jedoch hat die Geschichte der deutschen Gerichte wenigstens in neuerer Zeit glücklicherweise nur selten einen Fall der Kabinets-Justiz zu verzeichnen gehabt. Gleichwohl wiederholt auch noch das Deutsche Gerichtsverfassungsgesetz (§. 1) ausdrücklich die Bestimmung, daß „die richterliche Gewalt durch unabhängige, nur dem Gesetze unterworfenen Gerichte ausgeübt wird“; und da noch heutiger staatsrechtlicher Anschauung die Kabinets-Justiz unter den Begriff der Justizverweigerung überhaupt fällt, so könnte dieselbe in Gemäßheit der Deutschen Reichsverfassung (Art. 77) vorkommenden Falles auch zur Verhandlung beim Bundesrathe des Deutschen Reiches gebracht werden.

(*Altrecht Just.*)

KABINET. Ursprünglich wird mit dem Worte Kabinet ein Nebengemach, ein kleines Zimmer bezeichnet. In fürstlichen Schlössern, die meist Säle und große Prunkgemächer enthalten, nannte man Kabinet das gewöhnliche Wohn- oder Arbeitszimmer des Fürsten. Im Gebiete der Kunst wird Kabinet im Gegenfatz zum

Museumsaal oder zur Galerie aufgefaßt. Während diese durch die stabile Aufstellung von Kunstgegenständen eine Art Oeffentlichkeit besitzen, will man mit dem Worte Kabinet einen kleineren, abgeschlossenen Aufbewahrungsort für gewisse Arten von Kunstobjecten bezeichnen. Historisch haben sie sich entwickelt aus den fürstlichen Kabinetten oder aparten Gemächern, in welchen fürstliche Kunstfreunde und Kuriositäten-Sammler ererbene kostbare, kunstvolle und seltene Werke der Kunst und Wissenschaft, auch launenhafte Gebilde der Natur und andere Curiositäten aufstellten, um sie bei der Hand zu haben, sich an denselben zu ergözen, dieselben vornehmten Besuchern zu zeigen. Aus solchen fürstlichen Kabinetten haben sich schließlich die Museen entwickelt. Bei dem knappen Raume eines Kabinetts konnten darin natürlich nur Gegenstände geringen Umfangs aufbewahrt werden, Edelsteine, Goldschmiedarbeiten, Ringe und Medaillen, Miniaturen, kleine Gemälde oder Kupferstiche. Solche Gegenstände, die wegen ihres geringen Umfangs den Sammlungen in den großen Sälen nicht einverleibt wurden und die man auch ihres hohen Werthes wegen in das Kabinet aufnahm, nannte man Kabinetsstücke. Später blieb an dieser Bezeichnung nur der Begriff der Vorzüglichkeit oder Seltenheit haften, wie man unter dem Ausdruck Kabinetsmaler entweder einen Künstler versteht, der für ein fürstliches Kabinet beschäftigt ist (also so viel als Hofmaler) oder einen Künstler, der nur so Geringes geteufelt hat, daß man dessen Arbeiten einer besonderen Aufbewahrung werth hält. In unseren Museen finden wir neben Galerien oder Sälen auch Kabinete. Man spricht — eigentlich mit Unrecht — von einem Antikenkabinet. Dagegen sagt man richtig: Kupferkabinet oder Münzkabinet, da die Kunstobjecte, welche den Inhalt dieser Sammlungen bilden, ihrer Natur nach nicht in einer offenen Galerie aufgestellt werden können, sondern in Portefeuillen und Kästen aufbewahrt und abgeschloßen bleiben müssen.

(*J. E. Weeseley.*)

KABIRA (*εὐ κάβιρα*), großes Dorf (*καμπούλιον*) in Pontos, am Sidrande der fruchtbaren vom Iris und Lykos durchströmten Ebene Bhanarotia am Abhange des Gebirges Kemur Dagh (Strabo XII, 3, 30 sagt: *καὶ εὐ ἀρὴ τῆ καμπούρα τοῖ Παγαδρόν*, wo Παγαδρὸς der allgemeine Name aller pontischen Gebirge ist), 150 Stadien südlich vom Zusammenflusse der beiden Flüsse. Bis jetzt ist die Lage des Ortes nicht wiedergefunden; Hamilton (Travels in Asia Minor I, 345; vgl. Ritter, Erdkunde XVIII, 226, 230) dachte an den Ort Kischik Komera am Lykos. Der Name könnte semitisch sein (kabr, groß), wenn die Veredlung der Anwendung semitischer Etymologien auf diesem Gebiete erwiesen wäre. Die gewöhnliche Ansicht, daß der Ort ein Heiligthum des Mondgottes *Μην Οὐρανίου* enthalten habe, beruht auf einem Mißverständniß von Strabo XII, 3, 31: *ἔχει δὲ καὶ το ἱερὸν Μηνὸς Φανόκων καλούμενον, τὴν Ἀμυρίαν καμπούλιον, πολλοὺς ἱεροδούλους ἔχουσαν καὶ ζώων ἱερῶν οὐκ.* Das Subject von *ἔχει* ist hier nicht Kabira, sondern Pythodoris, Königin von Pontos, der auch America gehörte. — In Kabira hatten die pontischen Könige einen

Palast; Mithradates VI. bewahrte hier seine Gefangenen. In der Nähe lagen Bergwerke und Jagdgründe. Im Frühjahr des J. 72 hielt Mithradates die Position von Kabira längere Zeit gegen Vercullus, bis die pontische Reiterei durch die Römer vernichtet wurde, und als Mithradates fliehen wollte, sein ganzes Heer sich auflöste (Plut. Luc. 15 fg., App. Mithr. 79 fg., Guttrop. VI. 8). Kabira mit den königlichen Schätzen und dem Staatsgefängnis fiel in die Hände der Römer. Pompejus gab ihm wie zahlreichen anderen pontischen Ortschaften die Organisation einer griechischen Stadt und benannte es Diospolis. Der Ort blieb im Besitz der pontischen Könige. Die Königin Pythodoris (7 v. Chr. — 19 n. Chr.) wählte ihn zur Residenz und kaufte ihn Sebaste um (Strabo l. c.; vgl. im allgemeinen E. Rubin, Städt. Verf. des römischen Reichs II, 249). Seitdem wird der Ort von seinem Schriftsteller mehr genannt; doch besäßen wir autonome Kupfermünzen aus der Kaiserzeit mit der Legende *KABHPΣN*, die ihm angehören (*Monnet* II, S. 347 no. 98 fg.). Daher kann Kabira weder mit dem zuerst bei Plinius erscheinenden Orte Keosalsarea (s. Alfart) am rechten Ufer des Bosporos (so Mannert und Forbiger) noch mit dem in der späteren Provinz Armenia prima belegenen Sebastopolis (Plin. VI, 3, 8. Hierogl. und in den Bischofsverzeichnissen S. 703) identisch werden, von denen beiden wir gleichfalls zahlreiche Münzen besitzen. Auch passen die Angaben über die Lage von Kabira zu keinem dieser beiden Orte.

(*Edvard Meyer.*)

KABIREN (*Κάβιροι*). Der auf den verschiedensten Punkten Griechenlands und Kleasiens bezugte Kult dieser rätselhaften Gottheiten zählt zu den hervorragendsten Erscheinungen im griechischen Religionswesen, besonders wegen des weitreichenden Einflusses, den er in den Mythen von Samothrake ansetzte. Doch wurde seine Bedeutung von den älteren mythologischen Forschern — so von Heyne, Creuzer, Schelling („Die Gottheiten von Samothrake“) — noch beträchtlich überschätzt, obgleich er wohl sie über ganze Vermuthungen und lustige religionsphilosophische Konstruktionen nicht hinauskamen. Mit geförderter Methode wurde das Problem zuerst angegriffen von Welcker (Aeschyl. Tril. S. 157 fg.), ohne daß er, von einem einsichtigen, durch betrogene Studien bedingten Standpunkte ausgehend, zu einer unparteiischen Schätzung der gesamten Uebersieferung gekommen wäre. Grundlegend durch einschneidende Kritik gegen seine Vorgänger, vornehmlich aber durch die Sammlung, Sichtung und Ordnung des ganzen weithin zerstreuten Materials wurde die auch heute noch unentbehrliche Arbeit Lobed's *Mythogr.* II, S. 1109—1348 (bes. S. 1202 fg.). Die erste bedeutendere Entdeckung aber wurde gemacht von D. Müller, der *Proleg.* S. 145 fg. (vgl. *Urchom.* S. 434) in meisterhafter Untersuchung die historischen Grundlagen des Kabirenentums klar legte. Jedoch hat man seine Resultate theils stillschweigend bei Seite gelassen (Gerhart, *Proleg.* u. a.), theils ohne genügendes Eingehen auf die gegebenen Beweismittel ausdrücklich angezweifelt (Lobed, *Myt.*, S. 1252, sowie der Verfasser

der letzten wenig gelungenen Monographie über die Kabiren, Neubäuser, *Cadmilus* S. 16 fg.), und nur H. D. Müller hat *Mythol.* v. gr. (Stämme I, S. 294 fg. II, S. 382 fg. (vgl. *Philol.* XIV, S. 129—134) die Untersuchung im Sinne D. Müller's mit bestem Erfolge weiter geführt. Mehr ist, abgesehen von einigen epigraphischen Arbeiten, an Literatur aus neuerer Zeit nicht zu verzeichnen.)

Das von der Religionsgeschichte in ihren festen Besitzstand aufzunehmende Hauptergebnis der bisherigen Forschungen ist folgendes. Die Kabiren, besonders wegen der handhüchsiglich wie inschriftlich bezeugten antiken Parallelbennennung *κεφαλοὶ θεοὶ* semitisch als die „Kabirim“ die „Großen, Mächtigen“ zu beuten¹⁾, sind die Stammgottheiten der tyrischen Völkerstämme — bei Herodotus noch *Πελαγοί*, sonst auch nur *Τυρῆνοι* genannt —, eines Stammes von barbarischer, vermutlich orientalischer Herkunft, der aus seinen Eigen in Ipeksalios und Böditen durch hellenische Völkerstämme verdrängt, einerseits nach Makedonien, andererseits nach Aithen, auf die Inseln des Ägäischen Meeres (bes. Imbros, Lemnos und Samothrake), sowie an die Küste von Jonien und der Propontis wanderte und überall, wo er sich ansiedelte, den Dienst seiner Götter verbreitete.²⁾ So mußte die Kabirenreligion auf den verschiedenen Eigen ihrer Träger je nach den historischen Bedingungen, unter welche sie trat, theils verkümmern, theils sich umgestalten und erweitern; und es ist von vorn herein wahrscheinlich, daß hiermit die besonders von Lobed mit Recht hervorgehobene Proteusnatur der „hohen Kabiren“, die „niemals wissen, was sie sind“ (Goethe) im Zusammenhang steht. Es scheint also gerathen, die gesammte Tradition, soweit möglich, nach dem Locale zu theilen und in historischer Reihenfolge zu besprechen. Wir beginnen mit der bedeutendsten, von den böthisch-attischen Völkern herührenden Cultstätte.

Als ältester Sitz erscheint Ipeben (Ephor. b. Strab. IX, 401), wo nach *Paus.* IX, 26, 1; 25, 5 ein Heiligthum der Kabiren sowie ein Hain der Demeter Kabiria bestand. Die Legende erzählte, Demeter sei hier zu den thebaischen *Κάβειροι*, d. h. zu den Kabirendienern³⁾, gekommen und habe ihnen mit einer

1) Eine gute Uebersicht über die aufgestellten Ansichten (bis D. Müller) in *Pauli's Realencycl.* II, 2 fg.; einzig in ihrer Art ist die dichterische Veremigung jener vorhistorischen Recken durch Goethe in der klassischen *Walburginnicht* Faust II, 2. Als *Curiosum* sei erwähnt die noch ganz auf Creuzer's Schelling'schem Standpunkte ruhende Schrift *Wilmanns*, „Die Πελαγοί als Semiten“ (1860). 2) Darüber hat sich jetzt wohl alle competenten Gelehrten einig, vgl. H. D. Müller I, 296; v. Guelfing II, Beitr. I, 92; Schmidt ann. Griech. Myth. I, 11; II, 386. 3) Durch die Thatsache, daß sich alter Kabirencult auf allen Hauptinseln des Stammes und nur dort vorfindet, ist von D. Müller a. a. D. die oben wiedererhobene Ansicht mathematisch bewiesen: nur darin kann er, daß er die barbarischen *Πελαγοί* (Herod. I, 57) mit den Kabiren identifizirt; H. D. Müller I, 294. *Helldorf's* *Zeitschr.* 123, S. 298 fg. 4) Die Namen *Kinaios* und *Proteus* scheinen aus der späteren semitischen Kombination der Kabiren mit Hepphät herübergenommen zu sein, da *Kinaios* ein Beiname des

geheimnißvollen *κατακρυφίαν* ihre Weiße als Geschenk zurückgelassen. Hier scheint mythisch ausgedrückt, was *H. D. Müller* a. a. D. selbständig durch religionsgeschichtlich-Forschung erwiesen hat: nämlich daß die irdischen Kabirenbener von den Kadmeern in Theben die Hermes-*Demeter*-Religion annahmen. Leider haben sich, abgesehen von den schon Anmerkungen des *Pausanias*, genauere Nachrichten über das Wesen dieses Dienstes in Theben nicht erhalten¹⁾; denn die Verehrung der Harmonia als Göttin sowie die Verehrung des *Hermes* als *Kadmos* (wie in *Samothrace*: *D. Müller*, *Proleg.* 146) ist nicht auf diesen Kreis beschränkt und die Vermuthung, daß der *Deiphus*mythus der Kabirenreligion angehört (*Philol.* XIV, S. 134) hat *H. D. Müller* nicht weiter verfolgt. Zu vermehren haben wir nur noch, daß allem Anschein nach die *Triferae* den ihnen stammigen *Apfrodite*dienst in *Boötien*, wie in ihren späteren Ansiedelungen, verbreitet haben (*Fieders*'s Jahrb. 1881, 123, S. 298 fg.), sowie daß ein Zeugniß ihres Verkehrs mit den Kadmeern in der von *E. Timpel* (*Fied.* Jahrb. Suppl. XI, S. 696 fg.) als *Metamorphose* der *Demeter* erwiesenen *Apfrodite* *Pandemos* der *Kadmeia* erhalten ist, und begleiten nunmehr den frühzeitig aus Theben verdrängten Stamm auf seinen Wanderzügen.)

Zu *Attika* zunächst, wo er sich am *Phmettus* ansiedelte, wurde ihm nach *Herodot*'s ausdrücklichem Zeugniß die Einführung der *ithyphallos*'schen Bildung des *Hermes* zugeschrieben.²⁾ Wenn aber die Spuren eigentlichen Kabirendienstes hier wider Erwarten schwach sind³⁾, so erklärt sich das zur Genüge durch die abgeordneten Wohnsitze des Stammes und seine baldige Vertreibung, sowie durch die auch in der Sage ausgesprochene feindselige Stimmung der ansässigen *Völkerschaften* (*Herod.* VI, 136). Ausgebüßigt, aber auch vermehrt wird die *Trabition* auf den späteren Inselreisen der *Triferae*, am ausdehntesten dort, wo sie noch in historischer Zeit nachweisbar sind, im *Norden* des *Ägäischen Meeres*.

¹⁾ Herodotus ist und Bremersens b. Arch. sein Feuer aus dem lemnischen *Motholos* holte: *Preller* S. 707.
²⁾ Auch die *Notiz* *Paus.* IX, 22 über den offenbar von Theben herkommenden Kult der *Kabiren* in *Antisbona*, wo sie gleichfalls in der Nähe des *Demeter*tempels ihr Heiligthum hatten, gewährt seine weiteren Aufschlüsse. Sehr bemerkenswerth ist dagegen das *Epigramm* des *Diodor*, *Anall.* II, 185: εὐερον ἔχον ἄντρον, Βοιωτῶν αὖτ' οὐ κάβειρον κτλ., in welchem der *Kabir* (man beachte die *Einbildung*) als *Metier* in *Stegeshöhle* gelehrt hat am *Styphos* bei *Armate* (*Leisios* . . . *κείριον*) gelehrt wird: *Ps.* S. 1256. ³⁾ *Frhe* *Herodotus* form bekam bei halbvergessene irdische Kult erst zur Zeit des *Epaminondas* durch *Meibom*, ohne daß man deshalb mit *L. b. d. a. a. D.* und *Preller* I, 707 diesen *Wandermann* für den *Gründer* halten dürfte: vergl. die *Bemerkungen* *Welfer*'s *Österr.* III, 189 und *D. Müller*'s S. 153 fg. Für *altgriechischen* *Kabirenkult* sprechen auch die sehr *bedeutenden* Namen *Καβίριος* und *Καβίριος* aus *Theben* und *Langens*: *Welfer* *Beleg* a. v. ⁴⁾ *Herod.* II, 51: τὸ δὲ ἔργον τὸ ἐπιλάμαθ' ὀρθῶς ἔργον τὰ αἰθρία πορεύειν . . . ἀπὸ Πλαγίων κρημῶν κτλ. ⁵⁾ *Ἀθηνῶσι καρλιόβωτος* (*καρλιόβωτος*), παρὰ δὲ τούτων ἄλλοι . . . ὄντες δὲ τὰ Καβίριον ὄνομα μνηστέον . . . αἰδὲ τὸ λέγει κτλ. ⁶⁾ *C. I. Gr.* 2206, wo ein *Uphator* *Chios* erwähnt wird *ἵστος γενόμενος τῶν ὄνων μεγάλων Ἰσοδότου Καβίριου*: *Reuhänder* S. 4. *Wegl.* auch *D. Müller*, *Österr.* II, 72 *Verd.*

Dem ersten alterthümlichen Rest von Kabirendienst begegnen wir auf der Insel *Paros*, die nach *Rilaner* bei *Steph. Byz.* s. v. auch *Ἀμυράδος* und *Καβείριος* genannt wurde⁷⁾, angeblich ἀπὸ Καβείριον τοῦ μεγάλου τῆν ἄκρην τῆ Ἀμυρῆ τῆς θυγατρὸς; von ihm sollten auch die *Demeter*priester auf *Paros* *Καβείριον* heißen: *Her.* s. v. *Rob.* S. 1223, *Wadd.* C. I. Gr. II, p. 346, 2384. Der Zusammenhang zwischen diesen Bezeichnungen, die eine hybride Weiterbildung aus *Kabar* (= *Καβείριος*) zu sein scheinen, und der *Kabirenreligion* ist längst erkannt (*Preller*-*Blow* I, S. 696, 2). So erscheint *Demeter* wiederum mit den *Kabiren* verbunden, und auch ihr frühzeitig durch *Dionysos* verdrängt alter Gatte *Hermes*-*Kadmos* hat sich hier, wenigstens in heroischer Verklappung, in der *Sokalratibion* erhalten.¹⁰⁾

Indem wir uns mit einer bloßen Erwähnung der späten und spärlichen Zeugnisse für den *Kabirenkult* auf den ionischen *Archipelageln* *Delos*, *Syros* und *Gios* begnügen und nur die *Thatsache* hervorheben, daß hier unverkennbar, wie in der römischen *Inskription* von *Abarná* (*Ann.* 8), auch die *Dioskuren* als *Kabiren* betrachtet werden¹¹⁾, wenden wir uns weiter zu der wichtigsten nordischen Inseltrias, zunächst nach *Imbros*.

Die Insel *Imbros*, noch zur Zeit der *Perseerkriege* von den *Perlagern* bewohnt (*Herod.* V, 26), war nach *Steph. Byz.* (vgl. *Strabo* p. 209) ἰσθὴ Καβείριον καὶ Ἐπιού und *Amblisch* *Vit.* *Pythag.* 151 nennt die dortigen *Mysterien* in einer Reihe mit den *eleusinischen* und *samothrakischen*. Hier tritt nun, der älteren *Anschaung* entsprechend, die in *Paros* ganz zurückgebrachte männliche *Gottheit* in den *Wirkpunkt* des *Dienstes*. Abgesehen davon, daß *imbrische* *Münzen* den *Hermes* in *ithyphallos*'cher *Bildung* mit *Stab* und *Schale* zeigen und daß denselben *Gotte* mehrere dort gefundene *Wirkbilder* (inschriftl. *Genze*, *Reise* auf den Inseln des *Äthal.* *Meeres* S. 95), ist eine *dominante* Stellung in den *Mysterien* inschriftlich bezeugt (cf. *κεκαλυμμένων Ἐπιού ἐγ' ἰσθῶν Οὐλιανῶν*, *Genze*, S. 96), sowie auf drei am besten von *Keil*, *Philol.* Suppl. II, S. 598 fg. besprochenen späten *Steininschriften* mit den großen *Göttern* *Kadmos* (*Kaquelios*) angerufen wird.¹²⁾ *Demeter* wird man in

⁷⁾ Es sind dies unter den vielen mitgetheilten Namen der Insel die einzigen, die an religiöse Verhältnisse Bezug haben. ¹⁰⁾ Ebenen der *Sokolratibion* in *Paros* wie in *Samothrace*: *Klauber* *Wen.* S. 333 fg.; *Ps.* *Hgl.* S. 1223. *Wadd.* bei *parische* *Curatoren*, *Wohn* der *Paros*, in *Lemnos* mit den *Kabiren* verbunden, wird sich aus als *Hermes*erbes erwiesen. ¹¹⁾ *Mus* *Delos* wird *C. I. Gr.* 2270 ein ἰσθὴς ὄνων μεγάλων erwähnt; die dortige *religiöse* *Reise* *Amblisch* p. 151 neben die *eleusinische*, *imbrische*, *samothrakische*. *Ans* *Gios* *trium* eine *θωϊκὴ* *μεγίστη* *gewidmete* *Inskription* *C. I. Gr.* 2221a. *Der* *Insel* *Syros* *angehörig* ist eine *Wähne* mit dem *Bilde* der *Dioskuren* (von deren *Wohnung* die *Kabiren* *ihre* *Werkstätten* von *Syros* bei *Strabo* p. 209 noch nicht weiß) und bei *Verbindung* *Kabίριον* ὄνων = *Συριαν*, *Müller* *Wieseler*, *Denkm.* 821; *wichtig* für uns ist das dortige *Demeter* *C. I. Gr.* 2437⁵⁾. *Wieder* bei *Preller*-*Blow* S. 100, S. 107. ¹²⁾ Die *Inskription* *lancet* nach *Keil* *ὄνοι* *μεγέλου*, *ὄνοι* *δυνατοῦ*, *ἰσχυροῦ* καὶ *Κακειλιῶ* *ἀνά*, *Ἰστροῦ* *Καβίριου* *Καβίριου* *Ἰσοδότου* *Ελευθερῶ* *Καβίριου*; in dieser *Fassung* von *Namen* und *Beinamen* *dehnt*, wie *Zeit* *demerit*, eine

dem matronenhaften Kopfe der auf dem Revers ein Hermesbild tragenden Münze bei Gouze, Taf. XX, 11 erkennen dürfen, und auf die wertvollste Combination von Dioskuren und Hermesbildern deuten die zu beiden Seiten des Hermesstabes erscheinenden Dioskurenhüte Taf. XX, 9. Aus der Heroomythologie der Insel ist Genion (*Hom. Il. XXI, 4*) zu erwähnen, dem wir in Samothrake wieder begegnen werden: Klauen, *Men. S. 331*.

Verwidelter gestalten sich die Verhältnisse in Lemnos, wo die Tyriser nach den Mythen einwanderten und erst durch Mithrades unterworfen oder vertrieben wurden (*Herod. I, 136* fg. Rhod., *Res Lemn. p. 43*). In dem dortigen Kabirenculte scheinen sich nämlich, wie schon D. Müller, *Proleg. S. 154* gesehen hat, die tyrischen Gottheiten Hermes-Kadmos, Demeter, vielleicht auch Aphrodite mit den aithemischen Göttern, besonders Hephäst, verbunden und vermischt zu haben. Die Bedeutung des Hermescultes wird auch hier durch mannichfache Anzeichen, wie den Namen des Vorgebirges Hermaion und des letzten Pelagierentönigs Hermon, das Auftreten des Kadmos in lemnischen Göttergenealogien, sowie die Münzen der Stadt mit Stad- und Widder (Gouze, Taf. XX, 3 fg.) verthätigt; und so wird man denn auch in dem Kabiren Gurmudon bei Konnos, auf dessen Beschüger und Lehrer XXXVII, 690 der Gott selbst genannt wird, eine heroische Metamorphose des nach Hesiod unter gleichem Namen verehrten Hermes erblicken dürfen.¹² Dem Gotte gegenüber tritt auch hier die Göttin Juräd; eine halb vermählte Ehe läßt sich erkennen *Schol. Pind. Ol. XIII, 74*, wo Mäda der Demeter in Verein mit den lemnischen, auch fabrisch genannten Nymphen Dyster darbringt, um eine Hungersnoth abzuwenden, und auch die *poüs zalaxi* auf dem Maxiphege zu Myrina wird man als Demetersymbol auffassen müssen.¹³ Diese wohlbekannte fabrische Göttergruppe, zu der sich nach Maßgabe der Münzen (Gouze, Taf. XX, 5) auch hier die Dioskuren gestellt, wurde nun in verschiedenartigen Genealogien durch Kadmos und die Proteusgotter Kabira (vielleicht Aphrodite) in Verbindung gebracht mit dem alten Herrn der Insel Hephästos.¹⁴ Wie weit dadurch ihre cerealiische Natur,

die auch in den Fragmenten aus Hesychius' Kabiren Klar zu Tage tritt (*Robek, p. 1207* sq.), beeinflusst und verändert ist, läßt sich nicht mehr ausmachen. Dunkel ist auch das Verhältnis der als Stammgöttin der lemnischen Tyriser bezeugten Ariemio zu den Kabiren (*Plut. Virt. mul. 9*, *Quaest. gr. 21*). Ueber die Mythesien, die nach dem apokryphen Bindarfragmente *Psitol. I, S. 429* der erdgeborene Kabireos selbst gegründet hatte, sind nur sehr spärliche Nachrichten erhalten, so besonders die schönen Verse aus Attius' *Philoctet* 526 f. Kibb., in denen die *celsa Cabirum delubra* und ihre *mysteria pristina cistis concepta sacris*¹⁵ auf Lemnos gepriesen werden. Die fuhnen Vermuthungen Weiders und Neubäusers über Form und Inhalt dieser Verse entbehren jeglicher Grundlage; nicht einmal die seit Weider, *Tril. S. 247* fg. herrschende Annahme, daß das von Philostratos, *Heroic. p. 740* beschriebene neunzigjährige Hauptfest der Lemnier, welches zugleich Jahresfest und Sähnfest ist und besonders durch die alterthümliche Cereemonie der Feuerunterung charakterisirt wird, zu den Kabirenmythesien gehöre, ist hinlänglich gesichert¹⁶, und jedenfalls sind seine der Sephästreligion (Weider *S. 289*) zugehörigen Grundelemente vortyrisch (*Engel, Apocryt. II, S. 265* f.). Ebenso un sicher ist die Stellung des lemnischen Festes der Iannia (*Hes. s. v.*). Nur so viel scheint gewiß, daß es, wie die freitliche Iannia, der Ino-Perkotha galt; was um so bemerkenswerther ist, als wir Spuren ihres Wesens in Samothrake antreffen werden und bereits D. Müller, *Proleg. S. 371* die Umwandlung der Kadmosgotter in die rettende Schiffersgöttin den tyrischen Pelagern zugehörigen hat.¹⁷

Die Betrachtung übersichtlicher Verhältnisse hat und nunmehr eine Reihe von Gesichtspunkten eröffnet, von denen aus wir auch die eben so reiche wie verwickelte und widersprechende Tradition der „heiligen Insel“ *Samothrake* (*Diod. III, 55*), des Sines der vielberufenen Mythesien, und nuydar zu machen hoffen dürfen. Vollkommen gesichert ist auch hier der Cult des Hermes und der Demeter, dieser durch das Demeterheiligtum am Hafen und mancherlei mythische Spuren, besonders in

direct von Sephäst und Kabire (sic) abstammen; Konnos nennt als Ehre die Sephäst und der Kabira zwei Kabiren, Gurmudon und Klau; vergl. oben Num. 13, während nach *Saroba a. a. O.* die Kabirennamen „musklich“ waren. Die dunkle und widerspruchsvolle Tradition ist immer noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Wel besonders durch die Details bei Konnos bestimmt, deutet *Veller I, 145* die lemnischen Kabiren als vulkanische Kräfte, wozu schon *Robek p. 1243* sq.

12) So nach *Wegler*; die Handschriften bieten *castra concepta a*, wovon eine sehr hässliche Erklärung bei *Weider, Tril. S. 256*, 17) *Wegler* selbst hat es später bevestiget, vergl. *Götterlehre III, 181*. Was *Neubäuser S. 74* fg. vortringt, hat seine Beweiskraft. 18) Es gewinnt die Verbindung der Ino mit den Kabiren und der Demeter bei *Litanius* pro *Aristoph. I, 447: Ἰεκενικὴ καὶ ἀσπαστικὴ τὰ ἀσπαστικὰ τὸν εὐαριστῶνα, τὰ τῆς ἰσοῦς τὰ τοῦ παιδίου τὰ Κασπίων τὰ ἀσπαστικὰ* eine eigene Bedeutung, und diesen Verhältnissen mag es jugendlichen sein, wenn die Sthenie, die *Wegler* nennt bei *Dionysos* neben Ino, Tochter des Kadmosus genannt werden (*Theon ad Arat. Phaen. 171* sq.).

ket Gebet. Das Heringessen der Patiden und der Trianen in dieser Kreis wird man mit *Weider* und *Keil* aus der Theophraste jener Periode (2. bis 3. Jahrh. n. Chr.) herleiten, obgleich uns für die letzteren die pergamenischen Kabiren eine derselben Zeit angehörige Analogie bieten werden. Die Namen der Kabiren selbst, die nach *Saroba X, 210* musklich waren, werden man genannt sein.

13) Seinen Bruder *Olion* (vergl. *2. B. S. 1250*) hante man mit *Ares*, dem Vater des thesaliischen *Alkon*, in Verbindung setzen (über dessen Cult in Lemnos vergl. *Hied., Jahrb. 123, S. 300*)¹³. Als lemnisch erweisen sich beide durch ihre Verbindung mit Hephäst, obgleich sie Konnos als *politeus* von Samothrake bezeichnet. 14) *Wegler. Soph. fr. 348* *Daf., Rhod. S. 12*, *Paroemolog. I, p. 365*; über die Bedeutung dieses Symbols in der Kabirenreligion unten Num. 26.

15) Nach *Neubäuser* bei *Saroba p. 309* zeigt Sephäst mit der Kabira den Kadmos, hierer drei Kabiren, *αὐτὸν ἑρμαῖος Καβίριος/δης; Ἡερεῖς ἴψος* ib. läßt die drei Kabiren und drei fabrischen Nymphen

der Jafonage, jener durch Münzen mit dem Widder-
symbol und durch die hier nicht ausführlicher zu be-
handelnde Heroenage der Inſel, in der zahlreiche mit
Hermes eng verwandte Geſtalten auftreten, wie ſein
Sohn Saos, der älteſte Beförderer der Inſel (vgl. Pflow
bei Pflerſer S. 322¹⁾), ferner Kadmos und Jaſon-Jafon,
der auch mit Cetion identifizirt wird (Neuhäufer, S. 14 ſg.
Müller, Orch. S. 261²⁾). Daß Hermes auch in den
Myſterien ſelbſt eine hervorragende Rolle geſpielt hat,
zeigen die werthvollſten Bemerkungen Herodot's II, 51
ſowie das Erſcheinen des Kadmos in der myſiſchen
Göttergruppe und ſo ſehen denn auch die erwaͤhnten
Geroen, zum Theil geradezu Kadren genannt, in engſter
Beziehung zu dieſem Religionſtreife; für Demeter be-
weist das Gleiche nicht ſonſt das leitendwiegende Zeugniß
ſpäter Schriftſteller³⁾, als die Sage vom Kadren oder
Kadrentener Jaſos-Jafon, der in Samothrake als ihr
Zuhle wie als Verbreiter ihrer Myſterien angeſehen
wurde (Dion. Hal. I, p. 50, 12. Eusth. ad Od. V, 125:
Neuhäufer S. 32 ſg.). Wenn nun die Samothraker ſich
ſtatt jener Gottheiten von Stopas Aphrodite und Phoebos,
allem Anſehen nach für ihre Myſterien, als Kultpaar
bilden ließen (Plinius, Hiſt. nat. XXXVI, 25), ſo wird
dieſe Aphrodite, wie die hebräiſche Pandemos, als eine
durch angeſchloſſene fremde Elemente verurſachte Meta-
morphoſe der Demeter, Phoebos als der eithlich umge-
deute und in den Kreis der vollſtändigen Aphrodite
gezogene Hermes iſthypallaktiſch aufzuſaſſen ſein (Stekelen-
ſki's Jahrb. 123, S. 298 ſg.). Daß aber in den Myſ-
terien ein Götterpaar, „mas et femina“⁴⁾, den Mittel-
punkt des Kultes bildete, ergab ſich aus den Bemerkun-
gen Varro's L. L. IV, p. 17 mit voller Sicherheit.⁵⁾
Neben dieſen Hauptgottheiten ſehen auch hier nicht die
Dioſkuren, die jedoch von Varro a. a. D. — in unver-
kennbarer Polemik gegen eine hergebrachte Meinung —
ausdrücklich von den *du magni*, den *deoi duvavol* unter-
ſchieden und in der Sage der Inſel als Mythen derſelben
aufgefaßt werden.⁶⁾ Zweifelsloß iſt auch die neuerdings
beſonders von Uſener, Rheln. Muſ. XXIII, S. 318 ſg.
angenommene Zugehörigkeit der jernphthiſchen Artemis-
Gefate zum Kadrentenkult, ebenſowenig wie ſich in Lemnos
eine ſolche Beziehung der Artemis erkennen läßt. Dagegen
iſt erwieſen, daß urſprünglich ſelbſtändige Elemente aus
der Religion der Dardanier in den ſamothrakſchen Ka-
birenſtreife ſich eingedrängt haben (D. Müller, S. 154),
ſo beſonders Aphede und ihr dunkel Gefolge, Attis, die
Korybanten, die idaiſchen Daktylen u. a., zugleich aber

auch ihre göttlichen Zöglinge, Zeus und Dionyſos⁷⁾;
die große Mutter, von deren Bedeutung zahlreiche ſamo-
thrakſiſche Münzen Zeugniß abgeben (Gonge, S. 72),
ſcheint mit der Kadrentemetet geradezu identifizirt zu
ſein (Eob. Agl., S. 1224 ſg.), wie ſie ja auch im Na-
tionalglauben bald mit der Demeter zukommenloß⁸⁾.

In die Geheimniſſe der Myſterien geträten einige
beachtenswerthe Zeugniſſe einen wenn auch ſtützigen und
beſchränkten Einblick. So hat unſer Maler Schol. Apoll.
Rh. I, 917 die „myſtiſchen Namen“ vertragen als „*Ἀσάος*,
Ἀκόνιασος, *Ἀκόνιαστος*.“⁹⁾ Es ſind dieſes offenbar An-
rufungen der bei den Kult-handlungen als gegenwärtig
gedachten Gottheiten und Bunden hat, Ägypten V,
S. 251 (vgl. v. Guſſimand, Beitr. I, S. 92) von ganz
anderem Standpunkt aus die beiden letzten im Anſchluß
an den eithſen Ruf *ἄς ταις* (d. i. Dionyſos) ſehr
anſprechend gedeutet als „würdig Gehörtes“ und
„würdig Gehörte“¹⁰⁾, ſodaß uns hier das von V.
D. Müller auf dem Wege religionsgeſchichtlicher For-
ſchung erſchloſſene ſamothrakſiſche Kultſymbol für Hermes-
Demeter, Eith und Kub, unverfehrt erhalten wäre¹¹⁾;
weniger ſicher ſcheint die Deutung des erſten vieldeu-
tigſch überlieſerten Namens als „würdiger Herr.“ Wür-
tiger noch, weil einen direkten Aufſchluß über das Weſen

22) Vergl. Scholl. Apoll. a. a. D.; Etym. Gud. p. 289:
Eobed p. 1224 ſg. Von einem Gulte des Zeus ſindet ſich trotz
Pflerſer S. 698 keine Spur, ebensowenig von dem des Diony-
ſos. 23) Die oben angeführten Anſichten beſtätigt der ſamo-
thrakſiſche Heronmythos, nach welchem Kadmos die ſamothrakſiſchen
Weihen empfangen und ſich auf Samothrake mit Harmonia ver-
mählt haben ſollte; die Götter — alſo zunächſt die auf der Zeit
verehrten, inſonderbare die der Myſterien — nahmen an der hoch-
zeit Theil und brachten Geſchenke dar, Demeter Getreide, Her-
mes die Reiter, Athene ein Halsband, Elektra — die Mutter der
Brant und Gemahlin der Zeus — die Orgeln der großen Mütter-
mutter: *Diad.* V, 48; 49. Abgesehen von der mol erſt ge-
zeit der attiſchen Seefahrtſchaft eingewandten Athene, ſah alle nur
erwähnten Gottheiten auf der Inſel eithelmig; ſehr bemerkens-
werth iſt die Zuſammenſtellung von Demes und Demeter, ſowohl
die klar ausgeſprochene Scheidung der Aphede-Organen von den ſelben
auf jenes Paar bezüglichen Weihen. 24) Die wichtigſte Stelle
lautet: *μυσθηρὰ δὲ τῶν Λαυδομένων τοῖς Καβηρίοις, ἃν Μινωίτις
ἔργησεν καὶ τῶν Ὀλύμπια: τίς τῶν ἀγῶντων Ἀφροδίτης,
Ἀκόνιαστος, Ἀκόνιαστος. Ἀφροδίτη ἄρ' οὐκ ἔτερον ὀνόματι
Ἀκόνιαστος δὲ ἢ Παντοκράτωρ, Ἀκόνιαστος δὲ δὲ Ἀδριανὸς
καὶ Ἰσχυροῦς τίς τῶν κακάμων δὲ Λογίης ἔτερον, ἃς ἱεροῖς
Διονυσιαῖοις. Βεῖ Μινωίτις fanden ſich offenbar nur jene drei
Kultgötter vor; der nach einer anderen Quelle eithlärte Kad-
mos Kadmos gehört jedoch demgegen nicht zu jenen, weil er nicht my-
ſtiſch iſt; und ſo iſt auch die Zahl nicht authentisch. Zweifelsloß
iſt auch die Zuſammenſtellung der gegebenen Interpretation (S. D. Müller,
Philol. XIV, 132), wie im beſten Falle von dem ſhönen Einſicht
der Kleinfachen Zeugniß abgeleitet (vergl. Artemidor b. Strabo IV, 4,
p. 198). 25) Andere Deutungen von Weidker, Götterl. I, 229:
Neuhäufer S. 58; S. D. Müller, Philol. XIV, 134; Sone
in. Kub's Zeitschrift X, 103; Struve, Bilderreiſe von Kleinf.
S. 74 (verfehrt). In dem räthelſchaftlichen -agos darf man inſeinenfall
einen beſtimmten Gott, wie Orös, vermuthen; über beſondere
beſtenfalls ſiehe vergl. Schömann, Opus. II, 85. 26) Vergl. S. 2.
Müller, Myth. II, 285, 347, 354. Auch in Lemnos erſchien
das Kultſymbol, vergl. oben Num. 14. Interſſant in dieſem Zu-
ſammenhange iſt die Inſchrift *Ἰαυαῖος τρωποῦσας, Ἐεσθ 694*,
Zeil zur Syll. Inscr. Booot. S. 584.*

19) Scholl. Apoll. Rh. I, 917; Eob. 1222 ſg. 20) Wenn Varro
dieſes Paar im Verlaufe für caelum et terra, Supplicator und Juno er-
klärt, ſo wird man darin kaum mit Ahenus Philol. XXIII, 208
überſteigende Myſteriennamen — am wenigſten die ſprachwiſſenſchaftlich
konſtruirten *ἄας* und *ἄα* — Demeter, wie bei Uſener, Rheln.
Muſ. XXIII, 332) — vermuthen dürfen; vergl. Eobed p. 1244 ſg.
21) Auch Herodot ſcheint ſie nicht zu den Kadren zu rechnen, vergl.
Eob. p. 1212. S. D. Müller ſetzt ſie I, 215 aus Samos her;
bedenklich bleibt dabei ihr Auftreten auf den anderen Inſeln. Viel-
leicht ſind ſie urſprünglich — Amphion und Zethos? — vom Peſtaube
her mitgebracht.

des Dienstes während, ist die von *Ephorus* Schol. Eur. Phoen. 7 mitgetheilte Thatfache, daß man noch zu seiner Zeit in den samothrassischen Mythen die Harmonia suchte²⁷⁾, welche hier also göttliche Geltung hat, wie in Theben, und als Stellvertreterin der in dem Vulgärymythos gesuchten Europa (= Demeter) austritt, vgl. G. D. Müller II, S. 366. Wir haben hier augenscheinlich den Rest eines alten Frühlingsfestes vor uns²⁸⁾, welches hervorgegangen ist aus einem Jahresmythos und so die Beziehungen der samothrassischen Gottheiten auf das Leben der Natur, auf das Werden und Vergehen im Wechsel der Jahreszeiten außer Frage stellt. Die im Winter verschwundene und unter dem Bann finsterner Mächte stehende Göttin wurde im Frühjahr von dem schicksallich harenden Bräutigam, dem *Hermes-Kadmos*, gesucht und wiedergefunden: und in diesen Zusammenhang ist schließlich als Abschluß die auch nach *Samothrace* verlegte Hochzeit des *Kadmos* und der *Harmonia* einzureihen, die ursprünglich — wie im *Kritik* *Kadmos* gezeigt wird — ein echter *legos* *γῶμος* gewesen ist²⁹⁾. Auf diese alterthümliche Auffassung des Naturganges, nach welcher Frühlingsleben und Jahresfruchtbarkeit unter dem Bilde des in geeigneter Ehe verbundenen Götterpaars gedacht wird, ist denn auch die isophrastische Bildung des *Hermes-Kadmos* und der auf sie bezügliche *legos* *γῶμος* der *Tyrsener* zu beziehen, sowie die oben vermutete Bereicherung der Gottheiten unter dem Symbole des jugendlichen Stiers und der nährenden und gebärenden Kuh (S. D. Müller II, S. 355). Von dem Verlauf der Mythenfeier können wir uns etwa folgendes, freilich wenig vollständige Bild machen. Der Eingeweihte mußte zunächst vor dem *legos* eine Weihe ablegen (*Plut.* *Apopht.* p. 197, 228), um dann unter nicht genau festzustellenden Ceremonien gereinigt und geheiligt zu werden.³⁰⁾ Indem er abdann in die Gemeinschaft der *μύσται εὐσέβεις* aufgenommen wurde, empfangt er gewisse Symbole als Unterpfand der göttlichen Erbes, so nach *Scholl. Apoll. Rh. a. a. D.* eine purpurne Binde³¹⁾, viel-

leicht auch einen eisernen Ring, das „*serreum Samothracium*“ (*Lucret.* VI, 1042; *Plin.*, *Nat. hist.* XXXIII, 6). Das *Welen* und *Wirten* der Gottheiten wurde dem *Mythen* abdann durch mimisch-dramatische Gebärden, wie das *Stuchen* der *Harmonia*, näher gebracht, und dabei schienen später Elemente aus dem *Abolcult*, wie der orgiastische *Korybantentanz* und die esthastische *Wuff* von *Flöten*, *Cymbeln* und *Pauken* (*ὄργανα*) eine große Rolle gespielt zu haben.³²⁾ Mit der *Weihe* waren vermuthlich mannichfache Vortheile verbunden. So wurden dem *Mythen* Flußflüsse über die *Zukunft* geboten (*Rob.* S. 1291) und vor allem war ihm die *Hülfe* der *Mysteriengötter* in *Lebensfahr*, besonders *zur See*, gewiß.³³⁾ Die Ausdehnung und Bedeutung der *Mythen*, die in hellenischer und römischer Zeit den *Gesessenen* an *Aufsaum* nachstanden, wird uns besonders durch die neuerdings von *Longe* veröffentlichten *Inchriften* veranschaulicht, auf denen uns *Römer* und *Barbaren* neben *Makedonern* und *Griechen* und offizielle *Felsgesänge* von mehr als *zwanzig* *Städten* aus dem *ganzen* *Bereiche* des *nördlichen* *Meeres* begegnen.

Die übrigen Spuren des attisch-böotischen *Tyrsenerstammes* und seiner *Gottheiten* gewähren uns *feinen* *weiteren* *Ausschluß* über das *Wesen* des *Gultes*, abgesehen etwa von den *pergamensichen* *Kabiren*, die in dem *merkwürdigen*, aus dem *Zeitalter* der *Antoine* stammenden *Drafsprüche* des *Apollo* *Gryneios* C. I. G. 3538 als *Verwandte* der *Titanen* (*Amros*) und *Kureten*-*Korybanten* (*Samothrace*) erscheinen, wenn sie nach der *Art* der *späten* *Phologie* und *Theotrasie* *Söhne* des *Uranos* genannt und als *Zeugen* der *Geburt* des *Zeus* *gesehen* werden.³⁴⁾ Wir wenden uns also zu den *engverwandten* *thessalisch-makedonischen* *Belagern*, die in *Makedonien* an *einigen* *Punkten*, wie in *Kreston* oberhalb der *späteren* *Thessalonie*, noch in *Herodots* *Zeitalter* *ansässig* waren (*Herod.* II, 51). Das der *Ursitz* dieses *Stammes* *gleichfalls* *Theben* gewesen sei, ist nicht ohne *weiteres* *anzunehmen*, besonders da hier der an die *Kadmea* *anknüpfende* *Gaben* *einbrütlicher* *Uebelsterkung*, den wir *bisher* im *Gult* des *Hermes-Kadmos* und der *Demeter* *gefunden* *haben*, *abreift*. *Freilich* *könnte* *man* *diese* *Thatfache* *auch*

27) Bemerkenswerth ist die Notiz des *Salaphtalos* 43, daß die (von G. D. Müller gleichfalls als *Demeterweib* erwiehene) Io von den *Bewohnern* von *Argos* *gesucht* wurde wie hier *Harmonia*. 28) Nach *Krusäuser* *S.* 130 ist als *Heiligt* *Orth* und *Frühling* *gleich* *möglich*; für den *letzteren* *entscheidet* *hier*, *wichtiger* *als* *Krusäuser*, *auch* *Vetler* *S.* 706¹⁾. Eine *andere* *Auffassung* des *Heilbrauchs* bei *Wider*, *Krit. Kol.* S. 67 fg. 29) Verschiede *Sinn* hat *auch* die *Bühnlichkeit* des *Jaoses* und der *Demeter* *auf* *Samothrace* (*Krit.* p. 1222 sq.); sehr *versteht* *aber* *hat* *man* *die* *durch* *historische* *Beziehungen* *entsprechende* *Erklärung* *von* *seinem* *Tode* *auf* *die* *Mythen* *bezogen*. Das *gegenwärtige* *Verhältnis* der *eng* *verwandten* *Behalten* des *Hermes*, *Kadmos*, *Kadmos*, *Jaoses* a. s. w. läßt sich nur durch *genauer* *Eingehen* *auf* *den* *saemischen* *Stammesmythos* *bestimmen*. 30) Der *Name* *des* *Einweihers* *scheint* *wohl* *oder* *wohl* *gewesen* *zu* *sein*; *vergl.* *hes. a. v.* *Prototyph* *erscheinen* *die* *Kabiren* *selbst* *als* *andere* *Wesen* *in* *den* *Helas* *Angalos* *Mythos* *Schol. Theoc.* II, 12, 36. *Weitere* *über* *die* *Einweihungs* *bei* *Robed* p. 1290 sq.; *Krausen*, *Krit.* S. 328 fg. 31) Diese *sollte* *nach* *demselben* *Geschichtsmann* *in* *der* *Gestalt* *des* *Leutesbeschlusses* *bestehen* *den* *Mythen* *Dionysos* *erziet* *haben* — *merkwürdig* *genug* *bei* *den* *oben* *mitgetheilten* *Vermuthungen* *Müller's* (vergl. *auch* *Urbom*.

S. 454) über *Leutothea*. *Dieser* *scheint* *auch* *der* *ursprünglich* *genüß* *nicht* *nur* *im* *Leutesgauer* *wirkende* *Götter* *der* *Mythologie* *zu* *gehören*.

32) Ueber die weitgehenden Vermuthungen *Kathgeber's* *Ann. dell' Inst.* 1856, p. 86 *vergl.* *Michal's* *fiel.* *Jahrb.* 79, S. 456. 33) Schon die *Megaronen* *haben* *Apollon*. *Rh.* I, 916 *Hülfe* *in* *der* *Kabirenweihe* (*Krausen* S. 329). *Nauphische* *Aristoph.* *Pac.* 278; *vergl.* *Ufner*, *Myth.* *Bu.* XXXII, 319. *Wehr* *bei* *Robed* p. 1218 sq. 34) *Belager* *und* *Kabiren* *in* *in* *Troad*: *Müller*, *Proleg.* S. 151. *In* *Thrygien*: *Weg* *Kabireos* (*Strabo* X, p. 472); *Kadmos* *Weg* *und* *Hing* (*Strabo* XII, p. 578); *Demet* *Hing* *und* *Thal* *mit* *der* *Larvia* *Virilonis*, *welche* *Strabo* p. 620, 621 *für* *den* *Eig* *des* *Hippothos* *hält*, *der* *II* *B* 841 *den* *Arcton* *die* *griech.* *Thalysos* *zuführt*; *Harmonia* *am* *Strom* *im* *Dain* *Attikon* *Steph.* *Byz.* a. v. *Ass.*, *und* *Käpsos* *Stadt* *in* *Bontos* *Strabo* XII, p. 556. *Willkür* *wird* *sich* *Krausen* *nach* *als* *die* *Urchheim* *des* *Stammes* *bestimmen*. *Sie* *ist* *auch* *der* *zweifellose* *Kabiren* *in* *an* *Wion* *erzählt* *(neben* *Mythobis)*, *Dion.* *Hul.* I, 50.

auf der Natur der Zeugnisse erklären, die alle aus der Zeit des sinkenden Heidenthums stammen und sich auf den künftigen, fremden Ginfüssen doppelt aufgesetzten Staatscult von Theßalonike zu beziehen scheinen. Am ausführlichsten berichtet *Clemens Alex.* Protrept. p. 12 = *Euseb. Praep. Evang.* II, 3: *εὐθείας δ' ἐποπτεύουσα καὶ τὰ Κορυβαίων ὄραμα, τὸν τρίτον ἀδελφὸν ἀποκτείναντες οἱ τοὶ ἡγεῖται τὸν νεκρὸν φοινικὰ ἐπικαλυψάντες καὶ καταδείξαντες ἐκαστῶν φηρόντες ἐπὶ χαλκῆς ἀσπίδος ὑπὸ τὰς ὑποστάσεις τοῦ Ὀλύμπου... Καβείρους δὲ τοὺς Κορυβαντας καλοῦντες καὶ τελετῶν καβαριῶν καταργηλοῦσιν αὐτῶ γὰρ τοῦτ' αὖ ἀδελφοκτονίαν τὴν κλισίῃ ἀνολομίνω, ἐν ᾗ τὸ τοῦ Λιουδῆου αἰδοῖον ἀπέκτετο ἐς Τυβήνην κατήγαγον... αἰδία καὶ κίστρην ὄφρα μὴν παραδειμῶς Τυβήνοιο, δαήτ' man diesen verschümmelten Dionysos auch Attis genannt habe; den Kern des Berichtes wiederholt *Arnob. V, 19* und *Firmicus, De err. prof. rel. p. 15 W.*, der noch hinzusetzt: „hic (sicut von den Brüdern gemordet) est Cabirus, cui Thesalonicensis quondam cruento cruentis manibus supplicabat“³⁷. Wir erkennen hier deutlich, daß ähnlich wie in Samothrate der altheimische Kabirenname übertragen ist auf eingebrungene kleinasiatische Religions Elemente, und zwar — so scheint der zweite Theil der Nachricht zu deuten — bei der Verdrängung ihrer Träger mit den tyrennischen Pelasgern; zugleich ist klar, daß nur der eine Kabir als Gott zu betrachten ist, während die beiden anderen als menschliche Götterdiener erscheinen.³⁸ So berichtet denn auch *Lactantius I, 15, 8 Macedoniae summae veneratione coluerunt Cabirum, und einen Kabiren erkliden wir auch auf den Münzen der Stadt in jener ausdrücklich als Κάβειρος bezeichneten rathselhaften Gestalt, deren Attribute gleichmäßig auf unterweltliches, barchsisches und korybantisches Wesen hindeuten.³⁹**

Wir sind am Ende der von D. Müller nachgewiesenen Spurensreihe pelasgischen Kabirendienstes angelangt und müssen nun noch einige Stätten erwähnen, wo dieser Cult spät eingeführt und nicht auf volkstümlicher Grundlage erwachsen zu sein scheint, so besonders Milet und Andania. In Milet wird er durch eine der thessalonicischen ganz ähnliche Legende aus Abrygien hergeleitet; nur soll das Gland des Landes unter dem Drucke eines grausamen Tyrannen die eigentliche Veranlassung zur Einföhrung der rettenden Heilgötter ge-

wesen sein.³⁷ Andania verbanft nach *Suppe* seine unter den inschriftlichen θεοὶ μεγάλου vermuteten und in den Mythen neben (?) Hermes und Demeter verehrten Kabiren gar erst dem Methapod, einem Zeitgenossen des Epaminondas. Höchst bemerkenswerth ist dabei die Thatfache, daß hier Hermes und Demeter gepaart und als Mittelpunkt der Mythen erscheinen, was wir nach vielsachen Anzeichen auch für Samothrate und die ganze thessalisch-amothrasische Cultreihe angemessen haben.³⁸ Die Ueberlieferungen über den Kabirencult in anderen Ländern sind theils zu dürftig, um ein Urtheil zu erlauben — so die Zeugnisse von Kabiren in Etrurien³⁹ —, theils offenbar auf willkürlicher Interpretation und Identification fremder und griechischer Gottheiten entstanden — so besonders die späten Nachrichten über die phönizischen Kabiren, die trotz der weitesthaften Darlegung *Lobeck's S. 1265—1279* noch neuerdings als vollgültige Zeugnisse behandelt und zum Ausgangspunkt der Betrachtung genommen sind.⁴⁰ Abgesehen von diesen zweifelhaften Elementen schließt sich die ganze Tradition in der That eng an die von D. Müller nachgewiesenen Tyrennerstämme an und scheidet sich danach wie von selbst in die oben zusammengestellten immer ausgedehnter und complicirter werdenden Gruppen, ohne daß ein wesentlicher Rest an Material zurückbleibt. Ursprünglich scheint der Kabirenname, außer den etwaigen älteren Stammgottheiten der Tyrenner, dem Hermes und der Demeter gegolten zu haben, die nachweislich den Mittelpunkt des Mythendienstes bilden; die Leichtgläubigkeit aber, mit der er wahrscheinlich noch von den Tyrennern selbst auf ganz andere Wesen, wie besonders die Dioskuren, übertragen wurde⁴¹, beweis, daß er seiner Bedeutung nach nicht mit der Natur jener Gottheiten verträglich war, sondern ganz allgemein — was nur die oben gegebene Etymologie berückfichtigt — die göttlichen Herren und Schützer des Stammes bezeichnete. (*O. Crusius*).

KABRIOLET, leichtes zweiräderiges, mit einem Pferde in einer Gabelschweif bespanntes Fuhrwerk mit

37) Zu den bestrittenen Miletissen kommen zwei phrygische Jünglinge, Lotos und Damos, mit den in einer Gitter verwebenen Kabirenhelmschürzen, deren gläubige Aufnahme das Bel rettet; *Nicol. Dam. Hist. Gr. fr. III, 388, 54.* 38) So in der Inschrift des Methapod *Foss. IV, 1, 7 Ἡρμῆος Ἐρμῆος Ἐρμῆος [αὐτῆς] ἔξ ἀδελφῶν Ἰαχύνωνος καὶ κρυβοῦστος Κοβείας; in der Mithrasinschrift S. 33 Ὁραῖνος ἔξ ἡν ἀδελφῶν οὐν ἐκείνου, Ἐρμῆος κριῶν κτλ., ähnlich 3.70. — Auf willkürlicher Interpretation beruhen die amphisichischen Kabiren: *Lobeck p. 1233.* 39) Vergl. Müller, *Gruter II, 70 fg. ed. Deed.* 40) *Seib. Dunder. Weich. V, 62* hält die iberischen Kabiren für die „acht großen Götter der Phönizier“ *Movers I, 528, 161.* 41) Von den phrygischen in Miletus mit Cult fortwährenden Urmittelem der Kabirendienstigen (Dioskur, Herakl., Ares) sind wohl zu unterscheiden die Speculationen und Interpretationen der Theologen, die hier besonders viel Verwirrung angerichtet haben. Wenn in der Tradition auch gewisse aus ägyptischen Wesen Kabiren genannt werden, so sind das theils unvollständige Wesen der alten Gottheiten (Hermes, Zeus, Ares), theils deren mythische, noch bekannter Sprachgebrauch (wie die Barchen, Kybiren; *Rehnsäuer S. 112*) mit gleichem Namen besetzte Verehrer (die iberischen Κάβειροι, die Korybanten u. s.).*

35) Unverkennbar sind die prototypischen Beziehungen auf anderweitig bezeugte Festbräuche; sonst ist eine sichere Interpretation im Einzelnen nach der Natur der Ueberlieferung unmöglich. Verische und Anstöße dazu bei *Wieseler S. 250; Büttel. III, S. 179; Krause S. 330 fg.; Reinhard S. 72.* Man vergl. die milische Legende *Num. 37, 36* Müller *Wieseler, Denkm. 818 fg.* Gistönisch ist der dem Unterweltsherrn eigene Schlüssel, wahrscheinlich auch der Hammer, wie beim etruskischen Eboron; barchsisch das Rhion, fordbanisch die nur einmal nachgewiesene Kriegerracht (*Wieseler p. 819*). Bemerkenswerth ist die Bezeichnung des macedonischen Königsphanes an den samothrasischen Mythen: *Lobeck p. 1256.*

Sitz für zwei Personen. Die Last desselben liegt in der Mitte auf der durchgehenden eisernen Achse. Das Kabinett stammt aus Frankreich, wo es früher namentlich in Paris als Viehfuhrwerk — Fiacre — gebräuchlich war. In Deutschland ist es lediglich herrschaftliches Fuhrwerk. (William Löbe.)

KABUL heißt der größte, etwa 65 geogr. Meilen lange Nebenfluß des Indus von der rechten Seite. Derselbe entspringt mit dem einen Quellflusse wahrscheinlich bei Sar-i-Chashmah, in 34° 21' nördl. Breite und 86° östl. Länge, nahe nördlich von Ghajni, in etwa 2560 m oder 7880 par. Fuß Höhe, beim Schuridana-Passe, und fließt nach Nord-Ost als ein überall durchflußbarer Strom. Sein Weg führt zunächst, nach 13 geogr. Meilen Laufes, zur Stadt Kabul und wendet sich unterhalb derselben nach Ost-Süd-Ost, wo er südlich an den Gebirgen der Kafkänder hinfließt, bei Kabul in 1950 m Höhe. Bei Sandamat sind 1300 m Höhe, 20 km südlich vom Flusse, am Nordfüße des Sakh-Kuh; und 5 km östlicher hat der Fluß bei Dschellalabad 584 m Höhe, sodas eine Stufe von 1300 m Höhe plötzlich absinkt in ein Land von ganz anderer Natur führt. Bei Atak (Attos), wo der Kabul in den Indus mündet, hat er 272 m Höhe, sodas derselbe im Ganzen auf jede Meile über 28 m fällt. Oberhalb Peshawars umfließt er die Khaybar-Berge auf deren Nordseite. 20 km östlich von Kabul nimmt er rechts den Zogar auf, der ihn zu einem reichenden Gewässer macht; und weiter östlich zahlreiche Gebirgsflüsse, welche ihm vom Süd-Kuh oder Spin-Koh (beides heißt „Weißes Gebirge“) zufließen. 8,7 geogr. Meilen unterhalb Kabuls mündet links der vom 4030 m hohen Khamat-Passe im Hindu-Kusch herabkommende Pandshir, zu welchem von Süd-Westen her der etwa vom Trak-Passe desselben Gebirges kommende Gorband (der alte Gobyas) tritt. Von folgen links aus Kaschkan der Tagao, der Mischang und der im Lande als der eigentliche Hauptstrom geltende, gegen 70 geogr. Meilen lange Kunar oder Bellan oder Kaschar-Fluß (der Choaßes oder Coas der Alten); er entspringt aus dem Sattiboi-See an der Südgrenze von Waßan und durchfließt als Pachun oder Mastubsch-Fluß das Land Tschitral.

Bei Mischni tritt der Kabul in das Peshawar-Thal und theilt sich in einen nördlichen Arm, Aduzai genannt, und in einen südlichen, den Nagaman. Der erstere empfängt hier im Lande der Jassoffai links, in drei Armen, den das Land Enat durchströmenden Enat (den Soasus der Alten), welcher wiederum rechts den Pandshora (Gurassus) aufnimmt; er heißt Lanbat-Sin, d. h. Kleiner Fluß, im Gegensatz zu dem östlichen von Norden herabkommenden Großen Sin oder Indus. Der Nagaman theilt sich bei Nusi wiederum in verschiedene Arme, welche sich bei Paki wieder vereinigen, mo er auch von Süden her den Bata aufnimmt; und dann vereinigen sich bei Duobandi beide Arme. Darauf fließt er nach Ost-Süd-Ost und mündet bei Atak in den Indus. Von der Quelle bis Dschellalabad hat der Strom Werth für die Bewässerung; von da an aber gedährt er den Holz-Flößen

und solchen mit ausgeblasenen Fellen sichere und schnelle Fahrt. Von Duobandi bis Atak ist der Strom fahrbar für Boote von 40 bis 50 Tonh. Ein wenig oberhalb Dschellalabads ist er auf der Straße nach Pughman in der trocknen Jahreszeit zu durchfuren, und beim Dorfe Kus, am rechten Ufer, befinden sich Fährten. Gegenüber von Dschellalabad ist eine im April schwierige Furt, und dann folgen bis Duobandi die Fährten von Geshika, Kalpura, Abghana, Dafa, Prang (Aduzai-Arm), Ghaili-Banda (Nagaman-Arm). Die Fährten unterhalb Duobandis sind: 1) Nigata nach Ghaili-Banda, 2–6 Boote; dies ist die Hauptfähre zwischen Peshawar und Jassoffai durch Hachtnagar. 2) Dohri Jarda nach Sakh Alam, 2 Boote; wenig im Gebrauche. 3) Ghaisaki nach Pirpai und Jafel, 2 Boote, ebenso. 4) New nach Ati-Kaoichara, die größte für die Verbindung mit Jassoffai, bei heissem Wetter 6–8 Boote; bei kaltem Wetter, auch bisweilen das ganze Jahr, besteht eine Schiffsbrücke unterhalb der Fährte. 5) Mirribanda nach Atara, 2 Boote; die beliebteste zwischen dem Ostheil der Jassoffai-Ebene und den Ghataks. 6) Jabangira nach Scharob, 2 Boote; es können auch 8 oder 12 von Atak befozt werden. — Der Kabul fließt in den indischen Weiden, auch vielleicht 1800 Jahre a. Chr., Kusha, und so auch noch zu Alexander's Zeit; die griechische Transcription ist Kophes oder Kophen. (Nach Suter.) (G. A. v. Kloden.)

KABUL, die Ortopana der Schriftsteller aus Alexander's d. Gr. Zeit, identisch mit des Ptolemaus Gabura (im Persischen noch jetzt Kaabur), ist die Hauptstadt des Reiches Afghanistan und liegt, mit Ausnahme der Vorstädte, rechts am Kabul, 2 km oberhalb der Einmündung des Zogar, zwischen dem Saif-Kuh und dem Baghman-Gebirge, in 34° 30' nördl. Breite und 86° 44' östl. Länge und in 1950 m Höhe (fast in der Höhe des St. Gotthardt-Hospitals), also mit langen und strengen Wintern; es liegt 395 km vom Atak, 304 km von Peshawar, 509 km im Nord-Osten von Kandahar, 366 km von Khilat-i-Ghilzai, 141 km von Ghajni, 165 km von Dschellalabad, 565 km im Südosten von Balkh, 800 km östlich von Herat. Man schätzt die Zahl der Häuser auf 9000, die der Einwohner auf gegen 60000. Es liegt höchst malerisch am West-Ende einer weiten Ebene, im Winkel an der Vereinigung der Höhenzüge Koh-Tacht-Schah und Koh-Kodisha-Safar, in gutbewässerten, fruchtbaren, von schönen Gärten mit Aorn- und Maulbeerbäumen, Cypressen, Rosen und Jasmin erfüllter Landchaften. Sein Umfang mag fast 5 km betragen, aber eine Ringmauer ist nicht vorhanden, obwohl man Spuren alter Wälle sieht. Von den ehemaligen sieben Thoren sind nur noch zwei. Am Süd- und Süd-Ost-Ende bildet die Citadelle Bala-Hissar gewissermaßen eine besondere kleine Stadt, die von bastionirten Mauern umgeben ist, und innerhalb deren die Wohnung des Herrschers steht. Diese Festung ist an sich und durch die Werke recht ansehnlich, wird aber von Höhen in der Umgebung beherrscht; sie umschließt das feste Schloß, das Palais des Herrschers, die Administrations-Gebäude, ausgebreitete Gärten und etwa tausend Häuser nebst einem

Bazar. Die eigentliche Stadt besteht aus der Altstadt, deren Häuser elende Baumerke sind, und in ausgedehnten und vollreicheren Vorstädten neuerer Entstehung. Eine derselben, Tschandol genannt, wird von den Nachkommen der türkischen und persischen Ansiedler bewohnt, welche Radir-Schah hierher verlegt hat, und welche als Kifil-baiden, d. h. Rothmägen, bekannt sind; man schätzt deren Zahl auf 10—12000. Die Stadt zerfällt in Methallas oder Viertel und diese wieder in Kulfchah, deren jedes umschlossen und mit Thoren versehen ist, die bei Unruhen geschlossen werden. Die Straßen sind echt asiatisch, d. h. eng und düster, aber gepflastert. Merkwürdige Gebäude sind nicht vorhanden; der Bazar von Ali Murhän, der Stolz der Bewohner, ist 1842 zur Strafe durch die Engländer mit Pulver gesprengt worden, aber wieder hergestellt. Dieser Tschahr-Tschata genannte Bazar, der westliche Theil des Darwazi-Rahori-Bazars, besteht aus vier bedeckten Säulenhallen, jede 46 m lang, 15 m breit und 12,5 m hoch, und war ehemals mit Gemälden verziert. Im südlichen Theile der Stadt zieht sich der 1,1 km lange Schor-Bazar vom Bala-Hissar nach Westen. Die Stadt besitzt nur ein Colleg, aber 14 oder 15 Carak oder Karawaneraias und jährliche Hammans oder öffentliche Bäder, welche aber unsauber und infolge schlechten Brennmaterials stinkend sind. Ueber den Fluß führt, gerade auf den Haupt-Bazar hin, die Pul-Kischti, d. h. Ziegelbrücke, die nicht unbedeutend, aber schlecht erhalten ist; westlicher, wo der Fluß zwischen zwei Bergen die Stadt berührt, liegt die befestigte Brücke des Sirdar Jaban Chan, auch wol die Brücke Kasir Chan's genannt. Weiterhin und ausserhalb der Stadt liegt eine andere feste Brücke, deren Erbauung Baber zugeschrieben wird; sie verbindet Bala-Hissar mit den königlichen Gärten, ist aber sehr verfallen. Eine vierte feste Brücke liegt in der Nähe und läuft auf Baber's Grab zu. Nahe östlich der ersten befindet sich die Pul-Käwa, ein hölzerner Steig, der auf ausgehöhlten Baumstämmen liegt.

Das gesammte äussere Geschäftsleben concentrirt sich in den von Menschen wimmelnden, schattigen Bazars, aber die Industrie ist von geringer Beträgung; Kabul fabricirt nichts, was nicht anderwärts besser hergestellt würde. Von Bedeutung als Handelsplätze sind ausserdem nur noch Ghazni, Bamijan, Tscharkisar, Kogar und Tschellalabad. — Kabul ist mit gutem Wasser reichlich versehen; das des Flusses ist schon klar, wird aber in der Stadt und unterhalb derselben wegen der zahlreichen Verunreinigungen nicht getrunken; deshalb führen Seitenkanäle von oberhalb um die Stadt, wie auch vom Kogar her. Brunnen sind in der Stadt äusserst zahlreich, ihr Wasser ist aber nicht beliebt. Die Sümpfe im Norden der Stadt sind nicht günstig und veranlassen im Herbst Fieber; indessen kann die Stadt nicht ungesund genannt werden. Sie hat herrliche Luft und fruchtbar, köstliche Umgebung. Das Thermometer stand 1839 um 4 Uhr Morgens und 3 Uhr Nachmittag:

zu Ende August auf	7,5	bis	23,5	—	22,5	bis	35,5	°C.
im September	10	„	17,5	—	21,5	„	32,5	„
1. bis 14. October	1,5	„	13,5	—	17,5	„	33,5	„

Der Ort ist durch seine von Baber gepriefene Lage zu allen Zeiten für den Transithandel von Bedeutung gewesen, weil hier hindurch die Straße von Bessen nach Indien und die von Norden nach Kandahar führt. Zahlreiche Armenier und Juden haben einen Theil des Handels in Händen. Namentlich hat Kabul den größten Pferdemarkt des Landes.

Die Stadt wird zuerst bei Alexander's Zuge (als Ortopana) erwähnt. Strabo nennt sie das bathrische Trivium, wahrscheinlich weil hier die Straßen von Alexandria am Kaufhaus von Norden her, die von Bamijan von Bessen und die von Alexandria der Arce (Gerat) zusammenstreffen. Die Lage der alten Stadt war vermuthlich eine etwas östlichere, an einer jetzt Begränzt genannten Stelle. Eine andere Begränzt genannte Stelle liegt 56 km nördlich von Kabul, wo Masson eine Hülle von Münzen und Alterthümern ausgegraben hat, und die er für die Metropole der Alexandria ad Caucasum hält; eine dritte Begränzt genannte Stelle liegt 3 km westlich von Tschellalabad, wo des Ptolemäus Dionysopolis stand; und eine vierte westlich von Beshkhar, an der Stelle des alten Bursaschapura. — Zu Ende des 15. Jahrh. schlug Baber seinen Herrsitz in Kabul auf; eine Viertelstunde von der Stadt entfernt befindet sich sein Grab. Seit Ende des 18. Jahrh., als Timur Schah den Sieg der Durran-Häuptlinge hierher verlegte, ist Kabul statt des früheren Kandahar die Hauptstadt von Afghanistan, und spielte als solche eine wichtige Rolle in den britisch-afghanischen Kriegen. Am 7. August 1839 betrat Schah Schuja, der verbannte Sohn des Timur Schah, von der britischen Armee begleitet, als Emir die Stadt. Diefes und das folgende Jahr blieben die Truppen unbedeutend in Kabul. Aber am 2. Nov. 1841 brach eine Rebellion der Bewohner und afghanischen Soldaten gegen den Schah aus, und dieser wurde ermordet. Am 21. Dec. wurde der engl. Resident Sir William Mac Naghten von Akbar Chan verdrätherischerweise erschossen, als man wegen Jurisdiction der Truppen unterhandelte. Am 6. Jan. 1842 diese unter feierlich gegebener Garantie des Schahs ab, 4500 Soldaten mit einem Gefolge von 12000 Seelen. Von allen erkrankte nur Dr. Broden Tschellalabad, und später wurden 95 Ghengane von den Afghanen herausgegeben. Am 15. Sept. 1842 kam General Pollock mit der Kavallerie-Armee in Kabul an, nahm ohne Widerstand die Citadelle Bala-Hissar, und die Brücken blieben bis zum 12. October, wo die Stadt entleert ward; zumo aber wurde der Pracht-Bazar in die Luft gesprengt. — Nach dem Vertrage von Gandamak im Mai 1879 wurde ein Dritte als Resident in Kabul stationirt; dies war Major Cavagnari (später Sir Louis), der vom Emir Yusuf Chan schenbar freundlich bewillkommen wurde; aber die Fanatiker erhoben wieder ihr Haupt, vielleicht von irgend einer Seite angetrieben, und griffen am 3. Sept. 1879 durch Volksmassen und Truppen die britische Residenz an, und nach tapferer Gegenwehr fiel der Resident nebst seiner Gefolge. Im October schon marschirte General Roberts den Kuram aufwärts und belagerte Kabul.

Gitabell und Palast wurden zum Theil geschleift; der Emir Daul, des Einverständnisses verdächtig, ward entsetzt und als Staatsgefangener nach Indien geschickt; die Stadt aber blieb ein Jahr lang in britischer Occupation. Ein neuer Emir, Abdur Rahman Ghân, wurde eingesetzt, und die Truppen verließen nach Belug der Straße, im August 1880, die Stadt. (G. A. v. Klöden.)

KABULISTAN, d. h. Kabul-Land, ist der vom Kabul durchströmte Theil von Afghanistan, in welchem die Hauptstadt liegt. Streng genommen ist darunter nur zu verstehen der Bereich westlich von dem in 584 m Höhe gelegenen Dschellalâbâd bis zum Hindu-Kusch und bis Pamjân und nach Süden bis an die Grenze der Provinz Chagani gegen Kandahar. Ein alter Name dieses Reiches ist auch Zabulistan oder Zabulân. — Der Haupttheil ist natürlich die fruchtbare Ebene im Norden und Nord-Osten von Kabul. Im Norden und Westen der Kabul-Ebene bildet das 30 geogr. Meilen lange Kängenthal Parwan, Pandschir, Gordan, das sogenannte Kôhistan, d. h. Gebirgsland, das von räuberischen Tadschik-Ansiedlern bebaut wird. Gordan ist unendlich reich an den mannichfaltigen Blumen und Sträuchern; Parwan ist ein enges, gewundenes Thälchen mit Bergen an den Abhängen, in welchem man viele Maulbeerbäume zucht; und ähnlich ist Pandschir. Die flachere Gegend, wo sich die drei Ströme dieser Thäler vereinigen, ist das Kôh-Idamân, d. h. der Saum der Berge. In der östlichen Ecke, am Pandschir, liegt das berühmte Keig-Kamân, Höhen aus lösem Büstenlande, die eine Musik hören lassen wie die tönende Sand am Sinai. Dieses Kôh-Idamân mißt 50 und 11 km. Das von Dörfern und Bergen erfüllte Gebiet ist überaus fruchtbar; aber die Bewohner sind auch hier äußerst unruhige Tadschiks. Der nordwestliche Theil, die Ebene von Begram, ist von unübertrefflicher landschaftlicher Schönheit. Hauptort ist Tscharkar; reizend gelegen ist das terrassenförmige Itakâl. Es ist kaum zu bezweifeln, daß hier das Alexandria ad Caucasum (bei Dpiân, nahe bei Begram) gelegen habe. — Die mittlere Temperatur von Kabulistan schwankt 27° C. zu sein, aber es kommen auch 17 und 33° C. vor. In den Bergen fällt schon im September Schnee; mit den Regen im Mai tritt ein jauerischer Wechsel ein. Der August bringt übergroße Hitze. Das im Süden des Kabulflusses von Westen nach Osten ziehende, 25 geogr. Meilen lange Gebirge Safid-Kuh schneidet im Winter das im Westen gelegene Schneeland von dem östlich gelegenen indischen Regenlande. Sein 4830 m hoher Schneegipfel Sikaram ist einer der Berge, wo die Arche Noah haben geliebt sein soll. Ueber das Gebirge führt der 2440 m hohe Baitwar- und der 3414 m hohe Schurturgardan-Paß.

(G. A. v. Klöden.)

KABYLEN, eigentlich Kabâl, d. h. Verbündete (Bural des arab. Wortes k'bâl, Bund, Vereinigung), heißen die Berbern in Algerien im allgemeinen, vorgezogen aber die im Küstengebirge hausenden Stämme derselben, während ihre Stammgenossen im inneren Gebirge Kurcs unter dem Namen Schauja (Chaouia),

d. h. Hirten, in den südl. Oasen Wabi-K'ir, Lemafin, Bargia u. s. w. unter dem Namen der Beni-Mezab oder Mezabiten, in der Wüste Sahara als Tuareg oder Imoscharh, in Marokko als Amazirghen, Schiluh, Kispiraten u. s. w. bekannt sind. In Algerien dürfte ihre Kopfhaut zwar nur etwa 500,000 betragen; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß gerade ihnen in Nordafrika die Zukunft gehört und die europäische Kolonisation vor allem diesen bisher vernachlässigten berberischen Theil der Bevölkerung zu gewinnen trachten muß, indem sie ihn wieder in die Herrschaft über die Ebene, sein ursprüngliches Bestimmung, einsetzt. So ausgeübt aber auch der Verbreitungsgebiet des merkwürdigen Volks ist, nennt man Kabylenland oder Kabysien doch nur den meist sehr hohen, mit Felsblöcken besetzten östl. Theil der Küstengebirgskette vom Med-Sahel, an dessen Ränderung Bugia liegt, bis zur Mündung des Med-Sebaou, und unterdehnt hier wieder Großabylien (la Grande-Kabylie) oder den westlichen, fast ganz zur Provinz Algier gehörigen Theil, welcher vom Med-Scher bis zur Mündung des Med-Sahel reicht, und Klein-abylien (la Petite-Kabylie), den östl. Theil, in der Provinz Konstantine mit dem 1961 m hohen Großen Babor. Großabylien, ein großartiges, fast alpines Bergrevier, ausgezeichnet durch Wasserreichtum, üppige Vegetation, dichte Bevölkerung und guten Anbau, zählt 75 Bewohner auf den Quadratkilometer und wird durch den Hauptgrat des Djebelcheras, des wichtigsten Theils des tellischen Atlas, im Kella-Khedidja 2308 m hoch, in zwei Hälften getheilt. Kabysien hatte lange seine alte Unabhängigkeit fast gänzlich bewahrt. Die planmäßigen Expeditionen der Franzosen begannen zwar schon 1842 unter Marschall Bugeaud, aber erst mit der im Mai 1857 unter Randon erfolgten Unterwerfung des nördl. Theils von Großabylien sah man die sämtlichen Stämme der Kabysien als völlig unterworfen an.

Zur kaukasischen Rasse gehörig, sind die Kabysien im allgemeinen mittleerer Statur, mager, dabei von starkem Knochenbau. Sie haben wenig Bart und die Haare sind bei den meisten schwarz, ebenso das lebhaft, stehende Auge von wildem Ausdruck. Ihre sonnenbrannte Haut spielt vom Dunkelbraun ins Schmutzige. Der Kopf ist ziemlich rund und ahnelt, wie die Gesichtsbildung, nicht den orientalischen, sondern eher den mittlereuropäischen Völkern. Sie haben feste Wohnsitze, treiben weniger Viehzucht als Spatenwirtschaft, Oliven- und Obstkultur und bebauen die Thäler und Bergabhänge mit großer Sorgfalt. Ihre Industrie besteht in Fertigung von Ackergeräthen, Messern, Waffen, Schießpulver, Haits und Burnissen, Teppichen, Leder, gestochenen Kratten, Holz- und groben Töpferwaaren. Fast alle Stämme haben Wassermühlen und Ölpresen zur Verwertung der Früchte der das ganze Gebirge bedeckenden Olivenwälder. Der Honig und das Wachs des Landes sind vorzüglich. Charakteristisch ist ihr Handelsgeist und ihre Liebe zum Gelderwerb. Die Wutrade gilt ihnen als Ehrensache und kann nicht durch Geld abgekauft werden. Dagegen besteht in dem Anaya (Sicherheitspaß, Geleitsbrief) eine sehr wohlthätige Ein-

richtung, welche in einem Lande und bei einem Volke, das unaufhörlich von Feinden drungrig wird, und wo es für die Reisenden keine Sicherheit gab, nicht genug gepriesen werden kann. Der Anapa wird durch irgend einen Gegenstand repräsentirt, den ein Kabyle dem anderen gibt; eher wird der Empfänger Frau, Kinder und Haus verlassen, als sich dieses Geschenk entäußern. Ein unter den Schutz des Anapa gestellter Reisender ist vollkommen sicher, und über einen Stamm, welcher sich etwa eine Verlegung desselben zu Schulden kommen ließe, würde sogar alle anderen herfallen, um ihn auszurotten. Die Wirksamkeit des Anapa reicht, je nach dem Einflusse dessen, von dem er ertheilt worden ist, mehr oder weniger weit; kommt er von einem Arabus (Priester), dann ist er gut zur Reise durch ganz Kabylien, und der Inhaber zeigt ihn allemal bei den Arabus der verschiedenen Stämme vor, durch deren Gebiet er kommt. Prügel- und Todesstrafe, Sklaverei an Volksgenossen sind ihnen unbekannt; für alle gilt Gleichheit der Strafe, ohne Rücksicht auf den Stand. Gastfreundhaft wird gegen jedermann, ohne Unterschied der Nationalität und der Religion, geübt. Die Gesamtheit einer Familiengruppe (Stemme, Clan) wird als Gharuba bezeichnet. Jede Gharuba, aus welcher die Debera (Drschala) besteht, erwählt aus der Mitte ihrer Angehörigen einen Dhaman. Dieser ist ihr Vertreter, Sachwalter, Hüfsprediger im Gemeinderathe, und ihr verantwortlicher Stellvertreter und Bürge. Letzteres ist die eigentliche Bedeutung des Wortes. Jeder Kabyle, der einem anderen eine Summe darlehnt, verlangt, daß der Schuldner ihm zwei Dhamans, Bürgen, stelle.

Eine aus mehreren Deberas bestehende Dorfgruppe wird als Arch bezeichnet. Jedes Dorf hat einen Amin, Vorsteher, Schulzen, welcher der Reihe nach aus jeder Gharuba gewählt wird. Er sorgt für die Vollziehung der schriftlichen Gesetze, deren Gesamtheit den Kanun bildet. Der Amin darf keine Entscheidung aussprechen und keine Strafe oder Geldbuße zuerkennen ohne Beirath seiner Beigeordneten, der Dhamans. Dieses Tribunal wählt einen Schriftführer, Ghojscha, welcher das Protokoll aufnimmt, und überhaupt den Verkehr mit den französischen Behörden besorgt. Seine Befolgung besteht in Naturalabgaben, z. B. Feigen, Oliven u. s. w. Der Oberste des Stammes, Amin-el-umena, wird von der franz. Behörde ernannt; er muß die Ordnung aufrecht erhalten, darf sich aber nicht in die Angelegenheiten der Dorfgemeinde mischen, die sich selbst regiert und verwaltet, gemäß den Bestimmungen ihres Kanun.

Die Gemeindefasse wird in der Dschama (Moschee) aufbewahrt und vom Ulli (Geschäftsmann) verwaltet; in dieselbe fließen die Geldbußen und die Abgaben, welche bei Geburten, Verheirathungen und Sterbefällen zu entrichten sind.

Als die Franzosen in Algerien nach dem Muster der brit. ophind. Sepoys eine indische Truppe gründeten, gaben sie derselben den Namen der kriegerischen Sanawab, woraus das Wort Zuare (s. d.) entstanden ist. Vgl. *Hanoteau* und *Letourneau*, = La Kabylie et

les coutumes kabyles» (2 Bde., Par. 1873). Ch. *Thierry Mieg*, Six semaines en Afrique, Paris 1861. (Richard Oberländer.)

KABYLEN (sprachlich). Die Kabylen reden eine grammatisch reinen, lexikalisch aber mit vielen zumrüb arabischen Lehnwörtern gemischten Dialekt der Berbersprache. Sie besitzen weder eine eigene Schrift, wie die ihnen verwandten Tuareg, noch eine eigentliche Literatur und bebienen sich, wo nöthig, zu Aufzeichnungen in ihrer Sprache der arabischen Buchstaben. Das Lautwesen der Sprache ist anscheinend nicht nur mundartlich, sondern auch individuell schwankend, die Articulation oft unklar, die Zahl der unterscheidbaren Laute aber sehr groß. Vocale: a, e, i, o, u, zum Theil mit Trübungen;

Consonanten: k, kh (χ), h, h' (arab. ح) k' (ق) g, t' (غ), ng; t, th (ث) d, d' (ذ) t' (ك), dh (د), n; f, b, m; ç (ص), tch, dsch, ts, dz, s, z (= weich s), sch, z, h; l, r, y, w. Die Wohllauts-(Sambbi)Gesetze beschränken sich fast ganz auf den Consonantismus. — Gleich seinen Schwesterdialekten verfügt das Kabyllische über einen Formenapparat, der in seiner Mannichfaltigkeit an den semitischen gemahnt; es hat Vocalanwandt und Consonantendoppelung im Wortstamme und überdies Prä- und Suffixe. Es besitzt zwei Genera, Masculinum und Femininum, letzteres in den meisten Fällen auch das sächliche Geschlecht vertrittend, und zwei Numeri, Singular und Plural. Das Genus findet auch in den Fürwörtern der 2. und 3. Person und in den Verbalformen für die 2. pers. pl. und die 3. pers. sing. und pl. Ausdruck. Die Formen für Geschlecht und Zahl sind mannichfaltig, z. B. ul, Herz; ulaw, Herzen; ikerr, Schaf; akraren; akli, Heger; aklan; amschisch, Kaprimuschasch; igider, Adler; igudar. Das Femininum der Substantiva wird meist mittels vor- und nachgefügtet th abgeleitet: igider, Adler; thigiderth, weiblicher Adler; im Plural wird lediglich th dem Plural des Masculinum vorgesetzt: igudar, die männlichen Adler; thigudar, die weiblichen Adler, — oder es finden Wechsel des Inlauts und Suffixe Anwendung. — Eine eigene Kasusform findet sich nur bei Substantiven, welche mit a anlauten. Wenn diese als Subject hinter dem Verbum stehen oder eine der Casuspartikeln b (Genitiv), i (Dativ) oder seg (Ablativ) vor sich haben, so verandelt sich ihr Anlaut in u oder au. Der Genitiv wird sonst nach je nach dem betreffenden Substantivum oder Pronomen, durch die Hilfsörter g, en, ne, in, n, a, ausgedrückt; der Accusativ ergibt sich aus der Wortstellung. — Die persönlichen Fürwörter erscheinen in drei Formen: einer selbstständigen und zwei affigirten, je nachdem sie als Possessive einem Substantivum oder als Objecte einem Verbum nachgefügt werden. Dazu kommen die subjectiven Pronominaffixe und Präfixe der Verbalconjugation. Letztere ist bei aller Mannichfaltigkeit in den Formbildungen doch arm; der Wortstamm vertritt den Imperativ, das conjugirte Wort ist zeitlos (Aorist), ein ihm vorgefügtes ad, at bildet das Futurum. Sonstige Tempora und Modi

forwie das Passivum fehlen; dagegen ist kein Mangel an Mitteln zur Bildung abgeleiteter Verba. Die Syntax ist einfach: das Prädical kann sowohl hinter als vor dem Subjecte stehen, das Attribut steht nach, und das Object folgt auf das regierende Verbum. Satzverbindungen sind durch Relativwörter darstellbar, aber wenig gebräuchlich, — bloße Anreihenreihung bildet die Regel. Ein Verbum substantivum und einige copulative Partikeln dienen zum Ausdruck der Modalität. Hülfsmittel: *A. Hanoteau, Essai de grammaire Kabyle. Constantine 1858.* 8. (*J. H. Delaporte*), *Dictionnaire français-berbère. Paris 1844.* 4. *Cruzat, Essai de dictionnaire français-kabyle (Zouaoua).* Alger 1873. 12. (*G. von der Gabelentz*.)

KACHELN, aus getriebenem Ebon dargestellte, vierkantige, weiß, grün, braun u. s. w. gefärbte Platten, mit denen der Hauptkörper der ähönernen Lefen (Kachelöfen) hergestellt wird. Auf der Vorderseite sind sie entweder eben oder gerade und heißen dann Platte oder Tafelkachel, welche die größten Seitenflächen des Ofens bilden, oder sie sind mit Vertiefungen (Kochkacheln) oder mit Reliefs versehen. Außerdem unterscheidet man Eck-, Fries- und Gesimskacheln, welche den oberen und unteren Rand des Ofens bilden. Zur Umföschung werden zwischen letzteren Kacheln schmale Leisten kacheln angebracht. Die Kacheln sind auf der Vorderseite theils glazirt, theils unglazirt. Erstere nennt man Schmelz- oder Glanz-, letztere Biskuitkacheln. Die auf der inneren Seite glazirten werden matte Kacheln genannt; dieselben werden zu den mehr Ruß ansetzenden Zugföhen verwendet, weil sich der Ruß von glazirten Kacheln leichter abkehren läßt. An der Rückseite haben die Kacheln einen erhöhten Rand mit Wulst, den sogenannten Hals oder Kumpf. In die dadurch gebildete Vertiefung wird Lehm gedrückt, oder es werden Eisenklammern oder Drähte zur Verbindung der einzelnen Kacheln eingelegt. In der Herstellung farbigglazirter und reich mit Ornamenten und Figuren verzierter Kacheln war das Mittelalter weit vorgeschritten; später gab man den weißglazirten Kacheln den Vorzug, während man in neuester Zeit, namentlich in Witten, häufig wieder farbige, reich mit Reliefs versehene Kacheln verwendet.

(*William Löbe*.)

KACHETIEN oder bei den Eingeborenen Kischiqui, eine Landschaft in dem Salawatsky Krai (Frankensafischer Gegend) des asiatischen Rußlands. Unter diesem Namen verstand man die zur Provinz Georgien gehörige Gegend, welche den östlichen Theil des jetzigen Gouvernements Tiflis und zwar die Kreise Salatafsk, Signach, Telaw und einen Theil des Kreises von Ulljawiopol bildet. Kachetien wurde von den Orientalen „Gurdischan“ (vom Flusse Kur) genannt. Die Russen verdrehten diesen Namen in Orussia, die Westeuropäer nannten es Georgien, weil die Einwohner gute Ackerbauer waren; die Armenier nennen es Wraflan oder Uraflan. Nach der Meinung einiger Gelehrten soll der Name Kachetien persischen Ursprungs sein und „Goldenes Blatt“ bedeuten, vom persischen Kachet, d. h. Hirnan,

den die nach Georgien Reisenden von dem persischen Schah erhielten. Doch ist diese Ableitung unstreitig irthümlich. Den westlichen Theil dieser Provinz oder des alten Königreichs Georgien nennen die Einwohner Karthwel, die Russen und andere Europäer Kartalinien. Die Einwohner, größtentheils Grusinier, werden eingetheilt in 1) Adel, 2) Geistlichkeit, 3) Familien der niederen Stände, wozu die Kaufleute, Handwerker und Ackerbauer gehören. Eine Ausnahmestellung nehmen die deutschen Colonisten in Martinsfeld und Peterhof ein. — Kirchenleute sind die Bauern, welche durch die grusinischen Zaren den Kirchen und Klöstern zugewiesen sind. Ihre Zahl beläuft sich auf e. 10000 Seelen. Sie besitzen die besten und ausgedehntesten Ländereien in Kartalinien und Kachetien.

Der Kreis von Signach, eingeschlossen vom Kur-Flusse und vom taufassischen Gebirgsrüden, beginnt von den Ufern des Kur und ist eine wellenförmige, von Hügeln durcgezogene Fläche. Der Boden wird in Hinsicht der Fruchtbarkeit in den oberen und niederen eingetheilt. Der letztere hat nach den äußeren Zeichen eine größere Tragbarkeit. Starke Hitze im Sommer und sehr mäßige Kälte im Winter machen ihn geschätzt, alle Erzeugnisse warmer Länder hervorzubringen, allein im allgemeinen ist der Boden zu trocken, so daß er im gegenwärtigen Zustande fast nur Korn hervorbringt. In den niedrigen Gegenden, besonders um Alafan, die auch durch Canäle bewässert werden, ist die Fruchtbarkeit größer; jedoch gibt es auch ganz wüste und unbewohnte Gegenden in diesem Kreise. Die Abhänge der Berge werden vom Vieh beweidet. Andere Gegenden sind kumpfsü, namentlich die Gegend von Zimachara am Fuße der Gebirge und im Districte Dampala am Laufe der Jora. Die Ebene von Schiran hat einen sehr guten Boden, aber die große Hitze macht sie auch sehr unfruchtbar, so daß sie selbst nur in geringer Menge von Kindern beweidet werden kann. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter steigt die Kälte zuweilen bis auf 15° R. Heftige Winde und starke Regen und Regenschauer wechseln miteinander ab und machen das Klima von Signach besonders im Februar, März und April unangenehm. Im Sommer ist wegen der großen Hitze der August und September die bequemste und für die Gesundheit gefährlichste Zeit. Gewässer sind hier nur die beiden Flüsse Alafan (Magosius der Alten) im Osten und die Jora (Gambyses bei den Alten) im Westen. In beiden Flüssen werden Störe, Welse und Lachsforellen gefangen; den Hauptnuten aber gewöhnen sie durch ihre Weibchen an beiden Seiten. Außer den Hausthieren gibt es Wölfe, Füchse und Schakale fast überall; Panther und andere wilde Thiere sind nicht einheimisch, kommen aber oft aus anderen Gegenden herüber. Unter den wilden Vögeln sind besonders die schönen Falanen bemerkenswerth. Giden, Linden, Ahornbäume, Giden, Buchen sind die gewöhnlichsten Waldbäume. Der Wald beginnt an der nördlichen Grenze des Telawskischen Kreises am Alafan und in den östlichen Theilen an dem sogenannten Jarischen Brunnen. Mineralien werden nicht gewonnen,

doch gibt es einige Salz-, Schwefel- und Eisenquellen, welche zur Heilung von Krankheiten benutzt werden. Die meisten Einwohner wohnen in Dörfern, welche im ganzen Kreise zerstreut sind. Derjenige Theil, welcher die hügeligen Erhebungen am Kur bewohnt, heißt Ulanamara, der andere, welcher auf die Ebene beschränkt ist, Znamara. Die an der östlichen Seite liegenden Dörfer heißen Klych. Die Einwohner letzterer, von Lesgischen Stamme, waren von jeher gefährdet als grausame Verwüster der Umgegend; allein seit der Einnahme Grusien's durch die Russen ist die Sicherheit wiederhergestellt. Das Land liefert reiche Ernten an Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Baumwolle und Maulbeeren. Mit besonderem Erfolge wird der Weinbau betrieben. Kachetien ist die einzige transkaukasische Gegend, wo guter Wein wächst. Das Vieh der Kachetier besteht in Büffeln, Rindern, Pferden, Schafen, Eseln und Schweinen. Das dortige Rindvieh ist vorzüglich. Unter den Pferden sind die Karabaghsischen die vorzüglichsten. Auch die Bienenzucht ist von Bedeutung. Die Jagd liefert Warden und Füchse; der Fischfang ist unbedeutend. Unter den Städten ist die bedeutendste die Kreisstadt Signach (10320 Einw.), unter dem 41° 6' N. B. und 63° 19' D. L. am Flüsschen Anaghskewi. Sie hat eine bedeutende Festung auf einem hohen, von tiefen Schluchten umgebenen Berge. Sie wurde vom byzantinischen Kaiser Heraclius erbaut, um die Kachetier gegen die räuberischen Einfälle der Lesgier zu schützen. Neben der Stadt befindet sich eine große Menge von schönen Weingärten. Handel wird getrieben mit russischen Fabrikaten, persischer Seide, lesgischen Luchern, baumwollenen Waaren, Stahl- und Kupferfabrikaten, Fischen, Salz, Zucker, Thee und Rum.

Der Kreis von Tselaw ist gebirgiger als der von Signach. Die Berge bestehen größtentheils aus sandigem Kalkstein, der zur Uebergangs-Bildung gehört. Der höchste Theil des Gebirges ist der Berg Jirwa, welcher sich am Anfange des Octobers mit Schnee bedeckt. Die Berge sind größtentheils mit Raubwäldern aus Eichen, Buchen, Erlen, Hahnenäulen, Pflaumen und Schlehen bedeckt. Der schönste Theil des Tselaw'schen Kreises ist das große Kachetische Thal, aus zwei kleineren Thälern bestehend, Schigjuiti Kacheti und Piraketi. Eine Wertwürdigkeit derselben ist, daß häufige Hagelwetter das Thal heimsuchen. Die Regenwolken ziehen über die kalten Gebirge des Kaukasus und schlagen sich als Hagel nieder. Die Hauptflüsse sind wie im Signach'schen Kreise der Alasan und Jorakus. Der Alasan ist hier kaum 3—4 Fuß tief und 140 Fuß breit. Von der linken Seite fallen in denselben die Bäche: Butsa, Duritsch, Kusigara, Tschelli, Zabori, Kopota und Stori, von der rechten Seite: Ilio, Turdo, Kischkewi. Alle diese Bäche fließen in breiten steinigen Betten, die im Sommer fast trocken sind. Die Jora fließt parallel mit dem Alasan und ist oft bis 350 Fuß breit. Sie ist reisender und tiefer als der Alasan. Schiffbar sind beide Flüsse nicht, doch wird Bauholz darauf nach dem Signach'schen Kreise gefloßt. Producte sind hier Hornvieh, Pferde und

Schweine, in den Waldgebirgen: Hirsche, Steinböde, wilde Ziegen, Schakale, Füchse und Hasen; von Pflanzen: Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Färberrotthe, Saffran und Hopfen. Von Bauholz kommen Eichen, Buchen, Erlen, Walnüsse, Birnen-, Pflaumen-, Apfeln-, Süßkirsch-, Kastanien- und Prinosenbäume vor; aus dem Mineralreiche: Thonerde, Kalk, Salz und Steinöl. Eine Schwefelquelle befindet sich zwischen dem Dorfe Schabriyan und den Ruinen der alten Stadt Gremi. Die Einwohner bewohnen das Land sparsam, so daß nur c. 8—9 männliche Seelen auf die □ Meile kommen. Sie sind mit der russischen Regierung zufrieden, weil sie Ordnung und Sicherheit statt der Willkür einführen, sie sind indeß nicht sehr bilsam. In der Stadt Tselaw (6209 Einw.) ist eine geistliche Schule, wo russische und grusinische Sprache, Religion und Rechnen gelehrt wird. Die Natur bietet hier alle Bequemlichkeiten des Lebens dar, doch sind die Wohnungen mehr Kellern oder Ställen ähnlich, obgleich ein Ueberfluß an Bauholz ist. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht aus Weinbau, theilweise auch aus Erdenbau. Die Weinerte ist Mitte September oder besser im October. Es gibt weiße, große längliche und dunkle Beeren, letztere, Saperami genannt, liefern den besten Wein. Die besten kachetischen Weine im Tselaw'schen Kreise werden gebaut bei den Dörfern Konobli, Jindobli und Duareli, Gulugla und Achmet. Die Viehzucht ist aus Mangel an Weiden gering; Fischfang ist im Alasan, wo er der Krone gehört. Der Haupthandel besteht in Wein nach Tiflis.

Vgl. Klaproth, Beschreib. der russ. Prov. S. 60—69. Hartzhausen, Transkaukasien, I, 123, 130. Eichwald, Reise auf dem caasp. Meer und in dem Kaukasus, 2 Bb. 1834—1838, I, Abth. II, S. 411. (A. v. Wald.)

KACHEXIE nennt man einen krankhaften Zustand des Menschen, welcher sich durch ein fahles, elendes Aussehen und allgemeine Abmagerung und Ernährungskennzeichen, und auch meistens mit einem gewissen Grade geistiger Depression verbunden ist. Derselbe beruht auf einer hochgradigen Ernährungsstörung, welche durch eine im Verhältniß zur Ausgabe nicht hinreichende Zufuhr von Nährmaterial bedingt ist. Die Kachexie ist entweder die directe Folge von hochgradigen Säfterverlusten (nach schweren Krankheiten, excessiven Blutungen, geschlechtlichen Ausschweifungen, namentlich Onanie), oder sie ist als Folge von chronischen Erkrankungen des Gesamtorganismus, den sogenannten Dyskrasien, zu betrachten. In letzterer Hinsicht sind besonders zu erwähnen: Skrophelose, Syphilis, Tuberculose, Krebs, Leukämie, Bronchitum (Addison'sche Krankheit der Nebennieren), Malaria infection, sowie verschiedene Metallintoxicationen (Blei, Quecksilber, Arsen; Berg- und Säulenkrankheiten), endlich der Mißbrauch geistiger Getränke (namentlich des festsaltigen Branntweins). Eine Heilung der Kachexie ist nur da möglich, wo es möglich ist, die Ernährungsstörung, beziehungsweise die zu Grunde liegende Dyskrasie zu beseitigen; Besserung dagegen wird nicht selten erzielt, wenn der Kranke unter in jeder Hinsicht passende

hygienische Verhältnisse gebracht werden kann. Im allgemeinen ist demnach die Vorbersege günstiger bei der direct bedingten Kaserie.

Als besondere Form ist zu erwähnen die *Kachexia exophthalmica*, Nafedon'sche oder Graves'sche Krankheit, eine Erkrankung, welche höchst wahrscheinlich auf einer Affection des sympathischen Nerven Systems beruht und durch das gleichzeitige Vorkommen von Hervortreibung der Augäpfel (Blosaugen), Anschwellung der Schilddrüse (Kropf) und gesteigerte Thätigkeit des Herzens charakterisirt ist. (Alfr. Krug.)

KADES (a. Geogr.), hebr. Qädesch, vollständig Kades-Barnä, Dertlichkeit in der Wüste südlich von Palästina. Das Kades-Barnä mit Kades gleichbedeutend ist, lehrt z. B. 4 Mos. 32, 8, vergl. mit 13, 26; 5 Mos. 9, 23, vergl. mit 4 Mos. 20, 2 fg. Nach 4 Mos. 13, 26 entandte Mose von Kades aus Kundschafter in das Land Kanaan, ohne Zweifel, um sodann direct nördlich vorzubringen; das Wüsten des Volkes nöthigte ihn zum Aufgeben dieses Entschlusses (vergl. darüber auch 4 Mos. 32, 8; 5 Mos. 9, 23 und Jos. 14, 7). Eine von Kades aus an den Gomiterkönig gerichtete Bitte, daß er Betrad den Durchzug durch sein Land gestatten möge, blieb erfolglos (4 Mos. 20, 14 fg.; Richter 11, 16 fg.), und so sah sich Mose genöthigt, von Kades aus wieder südlich zu ziehen, um das Land der Gomiter zu umgehen. Nach Kades wird von der Uebersetzung aus der Tod und das Grab Mirjam's, der Schwester Mose's (4 Mos. 20, 1), und die Geschichte vom Haberwasser (4 Mos. 20, 2 fg.; 27, 14; 5 Mos. 32, 51; Gsch. 47, 19; 48, 28) verlegt. Ebenfalls beruht es auf richtiger Erinnerung, daß sich zu Kades lange Zeit das Lager (oder richtiger Hauptquartier) des aus Aegypten ausgewanderten Volkes befand (4 Mos. 20, 1; 5 Mos. 2, 14, wo die 38 Jahre, die bis zur Ueberschreitung des Bades Sared verfloßen, fast ganz auf den Aufenthalt in Kades gerechnet sind). Fraglich ist dagegen, ob der Name Kades, der eigentlich „Heiligthum“ bedeutet, schon vor Mose existirte oder erst in Erinnerung an den Standort der sogenannten Bundeslade daselbst aufkam. Nach 1 Mos. 14, 7 wäre der alte Name en mischpat, d. i. „Gerichts- oder Entscheidungsquelle“, gewesen. Dies könnte auf eine uralte Drakelstätte deuten; wahrscheinlicher ist jedoch, daß sich auch dieser Name nur auf die Wirksamkeit Mose's in Kades bezieht.

Trotz der häufigen Erwähnung von Kades ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Lage desselben definitiv zu bestimmen. Aus 1 Mos. 14, 7 ergibt sich, daß es nördlich von Et Paran lag, daher es 4 Mos. 13, 26 in die Wüste Paran verlegt wird. Wenn es dagegen 4 Mos. 20, 1; 33, 36 der Wüste Sin zugetheilt wird (Walm 29, 8) ist sogar von einer besonderen Wüste von Kades die Rede, so erklärt sich dies einfach aus dem Schwanken in der Benennung dieser Wüstenstriche bei den verschiedenen Pentateuchschristlichen. Aus 1 Mos. 16, 14 ist nichts zu entnehmen, ebenso wenig aus den Grenzbestimmungen 4 Mos. 34, 4; Jos. 15, 3; Gsch. 47, 19;

48, 28. Wenn dagegen 4 Mos. 20, 16 Kades als eine „Stadt an der Grenze des Gomitergebietes“ bezeichnet wird, so scheint dies für eine Lage westlich von der sog. Arabah, der südl. Fortsetzung des Todten Meeres, zu sprechen. Robinson (Palästina III, 140 fa., 171 fg.) hielt daher Kades für identisch mit dem heutigen Ain-el-Waibe (Weibe), ca. 60 Kilometer SSW. vom Todten Meere. Für eine so weit östliche Lage könnte vielleicht auch Jos. 10, 41 angeführt werden; aber die ganze Hypothese verträgt sich kaum mit 5 Mos. 1, 2, nach welcher Stelle vom Horeb bis Kades elf Tagereisen gerechnet wurden. Dies führt auf eine Lage weiter nach Westen zu und zu einer solchen stimmt auch 1 Mos. 20, 1. Rowlands fand 1842 in den Nüzümeh-Bergen eine Quelle Namens Ain Qades (vergl. Williams, The holy city I, 464) und diese ist seitdem von den meisten mit dem alten Kades identificirt worden. Die Dertlichkeit wurde 1870 von Palmer näher untersucht und die Lage der drei Quellen, die nach ihm Ain Gadis heißen, auf 30° 34' nördl. Breite und 40° 41' östl. Länge bestimmt; vergl. Palmers, The desert of the Exodus (Cambridge 1871), S. 269 fg. der deutschen Ausgabe (Gotha 1876). Eine dritte Hypothese hat Brehelin (Erucas III zu Delitzschs Commentar über die Genesis, 4. Aufl., Leipzig 1872, S. 574 fg.) sehr scharfsinnig zu begründen versucht. Nach ihm ist Kades identisch mit dem Däbiä, welches der arabische Geograph Maqdisi eine Tagereise von Hebron in der Richtung nach Petra zu ansetzt. Wesselin bestimmt dieses Däbiä auf ca. 31° 5' nördl. Breite und 52° 45' östl. Länge (von Ferro); aber so viel Triffliges er auch für seine Hypothese geltend gemacht hat, so unterliegt sie doch noch stärkeren Bedenken als Robinson's Identificirung von Kades mit dem weit südlicher liegenden Ain-el-Waibe. (E. Kautsch.)

KADET. In Frankreich wurden in alter Zeit Jünglinge angesehenen Familien, meist die jüngsten Söhne adeliger Geschlechter, welche gewisser militärischer Vorrechte theilhaftig waren, z. B. in einem regulären Corps ohne Besoldung und unter Bedingungen verhältnismäßiger Unabhängigkeit zu dienen, cadets genannt. Das Militärinstitut der Kadetten reicht bis in den Anfang des 17. Jahrh. zurück, aber bis zu Ende dieses Jahrhunderts war es ein beschränktes, denn z. B. eine Erbnation von 1670 verbot, gleichzeitig mehr als zwei Kadetten in irgend einer Compagnie zuzulassen. In dieser Eigenschaft begannen Vauban und Fabert ihre Laufbahn. Aber 1682 erhielt die Institution eine Ausdehnung, da Ludwig XIV. in diesem Jahre mehrere Compagnien junger Edelleute bilden ließ, um ihnen die Ausbildung zum Kriegsmann angedeihen zu lassen. Der König besoldete für jede Compagnie einen Lehrer der Mathematik, einen Zeichenlehrer, einen Lehrer der deutschen Sprache, einen Tanzlehrer und zwei Fächmeister. Diese Compagnien Kadetten waren Schulen, in welche Söhne von Kellern, die „nobel“ lebten, im Alter von 15 bis 20 Jahren Aufnahme fanden und wenn sie die Fähigkeit zur Befehlshabererlangung hatten, zu Unterleutenants, Fähnrichen und Cornets ernannt wurden. Die vom Minister Louvois er-

richteten sechs Kadettencompagnien bildeten das corps de cadets, welches schon in den ersten Jahren 4000 Kadetten zählte, deren Unterhalt fast ausschließlich vom Könige bestritten wurde. Das Institut erfuhrte sich daher großen Beifalls; als aber 1687 etwa ein Drittel der Kadetten mit dem Officierpatent in die Regimenter eingereiht wurde, gingen von den Oberjen unzählige Klagen über die Neuangestellten ein, weil diese den Geist der Indiscipline und der Verschwendung in die Truppentheile getragen hatten. Gleichzeitig zwangen den König die bedeutenden Kosten der Kriege, alle nicht durchaus erforderlichen Ausgaben zu beschränken, und man dachte daran, die Unterhaltungskosten für die Kadetten zu vermindern. Schon hatte man angefangen, die sich Präsentirenden nicht mehr unentgeltlich aufzunehmen, von ihnen eine Pension von 60 Thalern zu fordern und sie zu zwingen, ihre Einberufung vom Hofe zu erlösen. Die dadurch ersparenden Kosten schreckten viele ab und veränderten selbst den Charakter der Institution, da man unter den neuen Bedingungen auch Jünglinge aufnahm, die nicht Edelleute waren. Von 1692 ab wurden keine neuen Jünglinge mehr aufgenommen, sodas nach zwei Jahren die Compagnien aufgelöst waren. Im J. 1726 erneuerte der Minister Leblanc den Versuch Louvois' und errichtete 6 Compagnien Kadetten zu Metz; jeder, der in dieselbe eintreten wollte, mußte den Beweis seines Adels führen oder der Sohn eines im Dienste befindlichen Officiers sein. Eine Ordonnanz von 1729 reducirte diese 6 Compagnien auf zwei, ohne indeß den Selbstatenat zu vermindern; eine weitere Ordonnanz von 1732 schmolz das Ganze in eine Compagnie um. Der zweite Versuch war demnach noch weniger glücklich als der erste, sodas ein Decret vom 22. Dec. 1733 zum zweiten male die Kadettencompagnien aufhob. Der Cardinal Fleury sah zwar von einer Erneuerung der Schöpfung Ludwig's XIV. ab, theilte aber jedem Regimente eine Anzahl Kadetten zu, d. h. Jünglinge, welche das Officiersbrevet erstreben und dieses unter der ausschließlichen Leitung von zu diesem Zwecke designirten Geistlichen erlangen sollten. Das Ministerium Argenson unterstützte diese Einrichtung des Cardinals Fleury. Inzwischen war 1751 auf dem Champ de Mars zu Paris eine Militärschule gegründet worden, die alle Erwartungen, welche man von den Kadettenschulen hegte, erfüllen konnte; sie wurde aber bald von dem Kriegsminister Grafen Saint-Germain in Folge der Mißbräuche, zu denen sie Anlaß gegeben, und des schlechten Geistes, der in ihr herrschte, unterdrückt. An ihrer Stelle wurde durch Ordonnanz vom 25. März 1776 in jeder Compagnie der Infanterie, der Cavalerie, der Dragoner und der Chasseurs die Stelle eines cadet-gentilhomme begründet. Die Inhaber dieser Stellen sollten nach dem Eingehen der Officiere à la suite die Function von Souslieutenants erfüllen; sie mußten adeliger Geburt oder Söhne von Officieren höheren Grades sein, zuerst den Dienst eines Gemeinen mit Ausnahme der Arbeitsdienste thun, waren unter der Aufsicht eines von dem Oberst auszuwählenden Officiers casernirt, trugen die Uniform mit besonderen Abzeichen und mußten

alle Unterofficiersgrade durchlaufen, bevor sie Officiere wurden. Eine königliche Ordonnanz bestimmte, daß die cadets-gentilhomme durch die Officiere höchstschon und als Kameraden behandelt würden, und daß die Soldaten Reiz des Unterschiedes eingedemt sein sollten, welcher zwischen ihnen und den cadets-gentilhomme bezüglich der Geburt und der Bestimmung besteht. — Diese Einrichtung behand nicht lange, denn schon am 17. Juli 1777 erschien eine Ordonnanz, welche die Wiedererrichtung eines Corps der cadets-gentilhomme zu Paris und die Bildung eines Unterrichtscurses für diese jungen Edelleute befohl. Die Kadetten wurden aus den besten Gliedern der Militärschulen der Provinzen ausgewählt und frei erzogen, erhielten das Souslieutenantspatent mit vollendetem 16. Lebensjahre, konnten aber zur Vervollständigung ihrer Ausbildung noch in der Schule bleiben. In den Gebäuden, die noch heute die Militärschule des Champ de Mars heißen, zählte man höchstens 120 Kadetten. Mit der Revolution verschwanden die Kadetten in Frankreich.

Von Frankreich aus ist mit der Institution auch der Name Kadet in die meisten Staaten Europas übergegangen und zwar in den besten Formen, die sich dort abwechselnd gefolgt sind, nämlich die Kadettenschulen, Kadettenanstalten, Kadetten-corps einerseits und die Regimentskadetten andererseits. Bei den ersteren liegt die Absicht vor, die Kadetten von der Erlernung des Kriegsdienstes in Reith und Giech, also in steter Verbindung mit unebenbürtigen Genossen, zu befreien; bei den letzteren fällt diese Rücksicht fort. Die Kadettenschulen waren daher anfänglich wesentlich Exercitien-corps; erst im Laufe der Zeit legte man ihnen den Charakter wissenschaftlicher Schulen bei, die daneben auch die soldatische Ausbildung der Jünglinge im Auge behielten. Gegenwärtig bilden die Kadettenanstalten meist Erziehungs-institute mit Internat, die ihren Gliedern den wissenschaftlichen Unterricht guter Schulen bieten und dieselben von Jugend auf an Ordnung und Gehorsam gewöhnen, sie durch Turnen, Fechten, Schwimmen, Reiten, Tanzen, Exerciren förderlich für ihren späteren Beruf vorbereiten und zu treuen Dienern ihres Fürsten und Vaterlandes erziehen sollen. Sie haben somit den Zweck, einen geeigneten Ersatz des Officierscorps sicherzustellen, bilden aber gleichzeitig eine Art von Wohlthätigkeitsanstalten, indem sie verdienten Officieren und Staatsbeamten die Erziehung ihrer Söhne erleichtern.

Die Begründung des preussischen Kadettencorps geschah durch den Großen Kurfürsten, der in Golberg, Magdeburg und Berlin Kadettenanstalten in einer Stärke von zusammen 80 Kadetten errichtete. König Friedrich Wilhelm I. vereinigte 1716 die Colberger und 1719 die Magdeburger Anstalt mit der Berliner, während Friedrich II. 1764 ein Kadettenhaus in Stolpe und 1776 ein anderes in Gulin errichtete und auch mit dem Wallenhaus zu Potsdam eine Kadettenanstalt verbinden ließ. König Friedrich Wilhelm II. gestattete, daß in dem Kadettenhaus zu Potsdam auch Söhne nichtadeliger Officiere aufgenommen werden könnten, und errichtete 1793 eine

Kadettenanstalt zu Kalisch. Friedrich Wilhelm III. genehmigte für alle Anstalten die Einreibung der Söhne adeliger und nichtadeliger Officiere, ließ nach dem Frieden von Tilsit die Jöglinge der Kalischer und Culmer Anstalt nach Berlin und Stolpe überführen, löste 1811 das Kadettenhaus an letzterem Orte auf und stellte nach dem Frieden die Anstalt in Culm wieder her. Während der dem Pariser Frieden folgenden Jahre machte sich die Nothwendigkeit der Errichtung neuer Kadettenhäuser geltend, die in Wahlstatt und Bensberg begründet wurden, und nach der insolge der Ereignisse des Jahres 1866 eingetretenen Vergrößerung des Staatsgebietes und der Armee fand die Neuerrichtung von Kadettenhäusern in Ploen und Dranienstein statt, sodas gegenwärtig außer der inwäsenden im October 1873 von Berlin nach Groß-Piktorsfelde verlegten Hauptkadettenanstalt sechs Vorkadettenanstalten zu Bensberg, Culm, Dranienstein, Ploen, Potsdam und Wahlstatt bestehen; letztere können zusammen über 1200 Jöglinge aufnehmen, während die Hauptanstalt einen Fassungsraum für 800 Officere gewährt. Der Keprplan des Kadettencorps ist insolge der königlichen Cabinetsordre vom 18. Jan. 1877 mit demjenigen einer Realschule I. Ordnung (mit Latein) so weit in Uebereinstimmung gebracht, als es die eigenthümlichen Verhältnisse des Kadettencorps irgend zulässig erscheinen ließen. Die Vorkadettenanstalten theilt man in Classen Sexta bis Tertia, die Hauptanstalt außer Secunda und Prima auch eine Selecta, in welcher Unterricht in den militärischen Disciplinen nach dem Keprplan der Kriegsschulen erteilt wird. Die Kadetten treten als Portepächtfähriche oder als Officiere in die Armee und liefern etwa 42 Proc. des Gefages für das Officiercorps der preussischen Armee; von ihnen wurden in letzterer angeheilt 1877 — 215, 1878 — 199, 1879 — 186, 1880 — 179, 1881 — 204. In die preussischen Kadettenanstalten werden auch die Söhne der Angehörigen der übrigen deutschen Staaten mit Ausnahme Baierns und Sachsens, welche ihre eigenen Kadettenanstalten besitzen, aufgenommen. Eine Geschichte des preussischen Kadettencorps von v. Crousfaz erschien 1857 zu Berlin.

In Baiern erriehete Kurfürst Maximilian III. zu München das Kadettencorps und ließ es am 1. Juli 1756 eröffnen. Dasselbe bestand unter diesem Namen bis 1778, lebte dann unter verschiedenen Schicksalen in der herzoglich-Bairischen Landesakademie 1778—1790, darauf in der Militärakademie 1790—1805 fort, und erhielt 1805 seinen ursprünglichen Namen zurück. Am 1. Juli 1856 feierte es den Tag seines hundertjährigen Bestehens, aus welchem Anlas Oberleutnant Freiberger v. Schönhub eine Geschichte des Kadettencorps (München 1856) erschienen ließ.

Die Gründung des sächsischen Kadettencorps zu Dresden läßt sich auf den von 1691—94 regierenden Kurfürsten Johann Georg IV. zurückführen, während 1725 eine Kadettencompagnie errichtet wurde. Die neueste Reorganisation des Dresdener Kadettencorps datirt von 1867 und sind für dasselbe die meisten in Preußen gültigen Reglements adoptirt.

In England werden die Jöglinge der 1741 unter der Regierung Georgs II. begründeten Royal Military Academy zu Woolwich, welcher die Ausbildung der Officiere der Artillerie und des Ingenieurcorps obliegt, sowie die Officere des Military College zu Sandhurst, welches die allgemeine militärische Ausbildung vermittelt, Kadetten genannt. Denselben Namen führen auch die Besucher der einzigen staatlichen Militärbildungsanstalt der Vereinigten Staaten Americas, der Militärakademie zu Westpoint, welche in ihrem Wesen eine enge Verwandtschaft mit den preussischen Kadettenanstalten zeigt.

In der österreichischen Armee wurden 1763 die sogenannten Fahnen-Kadetten-Stellen eingeführt, jedoch zu Anfang des 19. Jahrh. wieder aufgehoben, worauf die sogenannten kaiserl.-königlichen Kadetten ins Leben traten. Diese Stellen, deren jedes Linien- und Grenz-Infanterie-Regiment 6, das Bombardircorps 36 zählte, waren nur für Söhne von Officieren bestimmt und wurden vom Kriegsministerium vergeben. Diese Kadetten, im Stände des Regimentsschabes geführt, verrichteten wie die anderen sogenannten Regimentsschabes den Dienst bei den Compagnien, wurden nach ihren Fähigkeiten zu Unterofficiersdiensten verwendet und nach ihrem Range zu Oberofficieren befördert; jede im Regiment eintretende vierte Vacanz zum Unterleutnant war für die kaiserl.-königlichen Kadetten bestimmt. Früher war es den Regimentseinhabern gestattet, diensttaugliche junge Leute — meist adelig oder Söhne von Officieren und höheren Beamten, welche Fähigkeiten besaßen — als sogenannte Regimentsschabes, ohne Verpflichtung einer Dienstzeit und ohne Rücksicht auf die Zahl, bei jedem Truppenkörper aufzunehmen, moegen Söhne von niederen Beamten und anderen Familien, sowie Jünglinge, welche von der Militärstellung nicht befreit waren, als sogenanntes Exproprietis-Gemeine eingestellt werden konnten. Am 1. Jan. 1851 wurde jedoch die Einstellung der letzteren beseitigt und mußten von da ab junge Leute, welche das 16. Jahr erreichten und Kadettenstellen erstrebten, sich bei den Inhabern um die Aufnahme bewerben und sich mit dieser Bewilligung beim nächsten Armee-corps-Commando melden. Erst wenn der Aspirant die vorgeschriebene Prüfung bestanden, konnte seine Einstellung in den von ihm gewählten Truppenkörper erfolgen. Einzelne Regimentsschabescommandeure hatten bei ihren Regimentern aus eigener Initiative die Kadetten in sogenannten Regimentsschabes-Kadettenschulen vereinigt, so z. B. Kinckly bereits 1777; andere Regimenter hatten dies nachgeahmt, doch wurden diese Bildungsanstalten während der Feldzüge am Anfang des 19. Jahrh. unterbrochen, bildeten sich dann wieder, sungen aber erst in den J. 1820—1826 an, allgemein zu werden und einige Regelmäßigkeit zu erlangen, waren dabei aber immer von der persönlichen Initiative Einzelner abhängig. Inzwischen hatte man aber auch die Zusammenfassung der Kadetten in von Staate gegründete Kadettenschulen in Angriff genommen und 1808 eine Kadettencompagnie in Dlmütz, wenige Jahre darauf eine zweite in Graz und 1841 in Mailand ein drittes Kadettenhaus errichtet, welches letztere 1848 einging. Die betreffenden Kadetten wurden zwischen

dem 13. und 15. J. von einem Regiment angenommen, aber sofort der Anstalt überwiesen, in der alle Bedürfnisse des Unterrichts, Kleidung, Kost u. s. w. für sie vom Staate bestritten wurden. Nach vollendetem Lehrkursus traten die Kadetten in die Regimenter ein, um den praktischen Dienst zu erlernen und dann zum Officier befördert zu werden.

Die vorstehend skizzirten Institutionen haben im Laufe der Zeit manche Wandlungen erfahren, aber erst die im J. 1868 ins Leben gerufenen Verfügungen, welche die allgemeine Beförderung einführten, haben einen gründlichen Umsturz der Verhältnisse zur Folge gehabt. Auf die früher bei den Regimentern unter der Leitung der Regimentskommandanten bestehenden Kadettenschulen hatte die Herrensverwaltung bezüglich deren einheitlicher Regelung nicht den geringsten Einfluß zu üben vermocht, da die Ernennung der Officiere zu den Kadetten der Regimentsinhaber gehörte. Jetzt schritt man nach mancherlei Verläufen in dieser Richtung zur Aufstellung stabiler Kadettenschulen nach einem einheitlichen Plane in der Absicht, die nöthige Anzahl einheitlich gebildeter Officiere zu gewinnen. Die Beschaffung der erforderlichen Räumlichkeiten, die Schulung des Lehrpersonals, die Regelung des Zuganges der Schüler bedingten ein schrittweises Vorgehen in dieser Richtung und die inzwischen zu Tage tretenden Erfahrungen auch manche Veränderungen der bereits in Function getretenen Schulen.

Ende 1880 befanden sich die nachfolgenden Kadettenschulen in Thätigkeit:

- für Infanterie: zu Wien, Budapest, Prag, zu Lohjow bei Kaslau, zu Karthaus bei Brünn, Hermannstadt, Preßburg, Lemberg, Agram, zu Liebenau bei Graz, Innsbruck, Triest, Lemberg, Kaschau;
- für Cavallerie: zu Weiskirchen in Währen;
- für die Genietruppe: zu Wien;
- für Pioniere: zu Halmburg.

Die Zahl der Frequentanten ist zwischen 120—400 für jede Schule normirt, nur die Pionier-Kadettenschule zählt deren 80. Im Ganzen waren bei Beginn des Schuljahres 1878—79 in allen Schulen 4340 Frequentanten vorhanden. Die Frequentanten theilen sich in Truppen-Clasen, welche im Alter vom 14. bis zum vollendeten 17. Lebensjahre stehen, und in Frequentanten des Soldatenstandes vom 17. Jahre angefangen. Alle sind casernirt, beziehen Köchnung, Message und Brozgebühr mit einiger Aufbesserung und haben seit Anfang 1877 eine besondere Adjutirung mit speciellem Abzeichen erhalten.

In Rußland besteht mit dem betreffenden Namen nur das finnische Kadettencorps, welches den Adeligen des Großfürstenthums Finsland die Mittel in die Hand geben soll, ihre Söhne erziehen und militärisch auszubilden zu lassen. Etwaemäßig hat dasselbe 120 Jöglinge, von denen nach absolvirtem achtjährigem Course alljährlich etwa 10 austreten. In die Kategorie der Kadettenanstalten gehört aber auch das Bagencorps E. Kaiserl. Majestät, welches bewirkt, den Söhnen verdienter Personen eine Erziehung und eine militärische Ausbildung zu geben, welche für den Dienst in der Garde nothwendig ist. Von

den etwaemäßigen 120 Jöglingen kommen jährlich etwa 10 nach absolvirtem siebenjährigem Course zur Entlassung.

Die in verschiedenen Schriften mit Kadettenanstalten in Parallele gestellten russischen Junferschulen haben wesentlich andere Zwecke als die ersteren, denn sie sollen Infanterie-, Cavallerie- und Kosaken-Junkern, Unterofficieren und Urajanil's (Kosaken-Unterofficiere), mögen sie nun freiwillige oder Leute des Dienststandes sein, die dem Officiere nöthige wissenschaftliche wie auch militärische Bildung geben. Dagegen haben die Militärprogymnasien und die Militärprogymnasien mehrfache Analogien mit Kadettenanstalten. Erstere bereiten die Kinder von Adelligen, welche im Militärdienst leben, in einem sechsjährigen Course zum Eintritt in die Kriegsschulen vor, während letztere die Söhne von Officieren und Militärbeamten für den Eintritt in die Junferschulen geeignet machen sollen und dieselben direct zum Dienste als Unterofficiere entlassen. Ende 1880 befanden von Militärprogymnasien 18 mit zusammen 6560 Jöglingstellen, und zwar 3 in Petersburg, 3 in Moskau und je 1 in Ploßk, Wischni-Rowogrod, Orel, Poltawa, Woronesch, Riew, Drenburg, Omsk, Simbirsk u. s. w., und von Militärprogymnasien 8 mit zusammen 1700 Jöglingstellen und zwar in Petersburg, Moskau, Wislow, Jaroslaw, Neissawetegrad, Drenburg, Omsk und Simbirsk.

Ganz eigenartig ist das Kadettenwesen in der Schweiz gestaltet. Hier werden die Schüler der Elementarschulen, der Realschulen und der Gymnasien, wenn sie das Alter von 12 Jahren und dabei die erforderliche körperliche Begeignetheit erreicht haben, im Frühjahr und Herbst an mehreren Abenden der Wochentage durch Officiere und Exercitmeister militärisch geübt. Die betreffenden Jünglinge werden dann Kadetten genannt. Diese Einrichtung ist eine sehr alte, denn schon 1631 wurde zu Winterthur die erste Kadettenabtheilung gebildet; jetzt zählt man 78 verschiedene Corps, von denen 66 der Infanterie und 12 der Artillerie angehören und die im Ganzen etwa 5000 Clasen umfassen. Für die Kadetten wird ein eigenes, sehr leicht construirtes Gewehr vom Staate geliefert; die einzelnen Corps haben verschiedene Uniformen. Ueber den Nutzen, welchen die Eidgenössische Armee aus dieser Gestaltung des Kadettenwesens zieht, geben die Meinungen weit auseinander; jedenfalls liefern die Schweizer-Kadetten nur ein sehr geringes Contingent an Officieren und Unterofficieren.

Auch in der Marine hat sich der Ausdruck Kadet eingebürgert und zwar als die Benennung der Officiers-Kadetten. Bei der deutschen Marine werden diese Aspiranten als Kadetten zur See theilweise in der Marineschule zu Kiel wissenschaftlich, theilweise an Bord besonderer Schulschiffe praktisch ausgebildet. Nach abgelegtem Examen werden sie zu Seekadetten mit dem Range eines Vortreffsfährnders der Landarmee ernannt und erhalten dann ihre weitere praktische Ausbildung an Bord in Dienst gestellter Schiffe oder auch auf Schulschiffen; nach gesammter dreijähriger Fahrzeit auf See besuchen sie dann behufs Ablegung des Officierezamens



die Marineschule. Die von der kaiserlichen Admiralität herausgegebene Rang- und Quartierliste der kaiserlichen Marine für das 3. 1882 führt 36 Kadetten und 80 Seefadetten namentlich an. — Analoge Einrichtungen bestehen in den Marinen fast aller Staaten, wenn auch unter verschiedener Benennung. In Oesterreich werden die jungen Leute, welche sich der Seecarriere widmen, Seespiranten, in England naval cadets genannt, letztere werden dann zu Midshipmen ernannt, welche in gewissem Sinne den deutschen Seefadetten entsprechen, aber den Secondlieutenantsrang der Landarmee besigen.

(von Löbell.)

KADI ist der aus dem Arabischen in sämtliche islamitische Sprachen übergegangene Titel eines Richters, welcher nach dem Scher'ischerf, dem aus dem Koran und seinen Commentaren abstrahirten göttlichen Recht der Mohammedaner, seine Entscheidungen trifft. Wie die Musik der Rechtsgelehrten und die Imame oder Moftaengleichnisse, werden die Kadi als Sotia, theologische Substanten, auf den mohammedanischen Hochschulen, den Medresse, für ihren Beruf vorbereitet; mit beiden zusammen bilden sie das Corps der Ulema, als dessen vornehmste Mitglieder sie gelten, obwohl das allgemeine Oberhaupt, der Scher'ich-ul-Islam oder Großmufti, immer dem Gelehrten einnimmen wird. Die vom Kadi erlassene Sentenz ist, weil sie als religiöse Satzung gilt, inappellabel, und da ihm zur Begründung eines Urtheils nach dem Scher'ischerf die Ansage zweier mohammedanischer Zeugen ohne Rücksicht auf deren Zuverlässigkeit genügt, so ist klar, daß ihm eine große Mißbräuche ermöglichende Amtsgewalt zusteht. Dagegen ist sein Forum nicht obligatorisch, und ebenso ist er nicht befangen, in contumaciam zu urtheilen; auch dauert seine Amtsdauer an einer Stelle nur ein Jahr. Die sich von seiner Mißgunst bedroht glaubende Partei kann also vor erfolgter Sentenz den Fall bei dem höchsten Gerichtshofe, dem Arz-Duali zu Constantinopel anhängig zu machen suchen, oder sich bis zum Antritt des Nachfolgers außerhalb des Jurisdictionsbezirkes aufhalten. Die am höchsten stehenden Kadi sind die in Constantinopel residirenden Kadilaffer von Rumelien und Anatolien; dann folgen der Kadi von Constantinopel, derjenige von Mekka, diejenigen von Adrianopel, Brussa, Beirut und Kairo, endlich diejenigen von Galata, Ejub (einer Vorstadt Constantinopels), Smyrna, Jensehsehr, Salonik und Aleppo. Weiter sind die Dewlize, d. h. die abwechselnd mit bestimmten richterlichen Commissionen betrauten, und die Mufetfisch, die mit Streitfachen über Wafus (Tobte Hand) Güter beschaffigten Spectalrichter, zu erwähnen, auf welche dann die gewöhnlichen Kadi folgen. Solcher gibt es in der Hauptstadt jedes größeren Verwaltungsbezirkes; überall steht ihnen eine Rechtsteme, ein islamitischer Gerichtshof zur Seite, welchem der Kadi präsidirt. Nach dem Ehrenrath der vornehmeren Kadi, Mola, werden die Jurisdictionsbezirke derselben Kreisweise genannt; man rechnet deren in der Türkei 24. In die seinem Bezirk angehörigen Districts-Verorte entsendet der Kadi seine Raibe, Dele-

giren. In dem mohammedanischen Theile Ostindiens, wo dieselben Einrichtungen bestehen, war früher die Stellung dieser Raibe noch eine so hervorragende, daß die Engländer aus der arabischen Mehrzahl des Wortes, nämlich „Raowab“, ihr „Raob“ gemacht haben. — Schon längst hatte sich fühlbar gemacht, daß zu den moderneren Verhältnissen, wie sie in der Levante in Handel und Wandel, ja sogar im innern Staatsrecht, der Stellung der verschiedenen Religionsgesellschaften zueinander, zur Geltung gelangt waren, der Kadi mit seinen dem frühen Mittelalter entstammenden starren Rechtskategorien nicht mehr passe, und so wurden denn zunächst in Constantinopel, dann aber auch an anderen Haupt-Verkehrspunkten für Straffälle Criminalgerichte (Dschenzat-Medschlis) und für Handelsfachen Handelsgerichte (Tidharat-Medchemess) eingesetzt, auf welche ein großer Theil der früheren Competenz der Kadi überging. Nur in Verlagschafts- und Ehe-Streitigkeiten und den häufigen auf Wafus bezüglichen Fällen blieb seine Autorität vorläufig unberührt. Seine Einnahmen bestehen außer einem kleinen Gehalt in nach Procenten von dem Werthe des Streitobjectes berechneten Sporelta; sie gelten bei manchen Aemtern als recht erheblich. Durch die in den letzten Jahren geschehene Einsetzung von ersteinmaligen Gerichten (Bedajet Medchemess) in den Sandbais und von Appellhöfen (Ätinaf Medchemess) in den General-Statthalterschaften, sowie die Ernennung von Staatsanwälten (Mudba'umumi) für dieselben, dürfte die völlige Beseitigung der Kadi angebahnt sein.

(G. Rosen.)

Kähdingerland, so viel wie Keldingen (s. d.).
 KADJAK (Kadlak gesprochen) ist ein zum ehemaligen russischen Amerika gehörender Archipel in 58° N. Br. und zwischen 152 und 154½° westl. l. v. Gr., von der Halbinsel Alaska durch die Alaksa- oder Scher'ichof-Straße getrennt und in der Fortsetzung der gebirgigen, auch Gold führenden Kenai-Halbinsel gelegen. Ungefährlich der im 160. Meridian gelegenen Schumagin-Insel umfassen sie 162,25 q. □ M. (das wäre etwa die Größe von Gorica). Der Name scheint von dem Gssimo- oder Innuit-Namen Kanidag abzustammen. Zusammengesetzt ist der Archipel aus den Inseln Kadlak Wfognaß, Zugdad, Eissinaf, Wurmethler-Insel (Zwadstlin), Tannen-Insel (Gleow), Wald-Insel (Köno), Schirritoff-Insel oder Ulfamof. Eine kleine Gruppe im N.W. von Schirritoff heißt die Suidbi-Inseln; eine andere am Eingange der Coosf-Einsahrt die Barren-Inseln (Beyploöno); und im Nord-Osten von diesen liegt die Gruppe der drei Schugag-Inseln (nicht zu verwechseln mit dem Schugagf-Golfe oder dem Prinz-William-Sunde). — Zahlreiche längere und kürzere Fjorde schneiden ringsum in die gebirgige Insel ein, deren Gesteinsarten, namentlich vielfach Talk- und Chlorit-schiefer, mit denen der Kenai-Halbinsel übereinstimmen. Die geschützteren Theile der Insel sind mit schönem Wald bekränzt und enthalten, nebst den Rüssen von Coosf-Einsahrt, einen großen Theil der besten Ansehungs- und Gras-Ländereien. Sie sind gut bevölkert und sind Handelsmittelpunct des Alaksa-

Territorium. St. Paul ist nach Lage und Wichtigkeit der Hauptort und verdient viel mehr als Sitta Hauptstadt von Alaska zu sein. Es ist zu verschiedenen Zeiten Haupt-Depot der Compagnie gewesen, aber aus politischen Gründen hielt man den Hauptort so südlich als möglich. Außer St. Paul sind noch drei Dörfer vorhanden an der Drei-Heiligen-Bai, Mognat, Fichten- und Waldbai, und eine Anzahl von Anstellungen Eingeborener. Das Depot der Eis-Compagnie befindet sich auf der Waldbai. Ein häufiger und merkwürdiger Grundzug in diesem Theile der Küste sind die Nadel-Hessen, welche sich fast allenthalben vorfinden. — Auf den westlich von Kadjak gelegenen Etmidi-Inseln und auf Schirriff oder Ullamot hatte die Compagnie eine Factorie. Das Mineralhier (Arctomys Parry) war hier eingeführt worden und hat sich demasgen vermehrt, daß man eine Anzahl von Personen von Sitta als Strafen für leichte Vergehen hierher schickte, um die Helle zu genießen. Auf Wöppoff und Unga in der Schumagin-Gruppe besaßen sich Anstellungen; Unga hat zwei vortreffliche Häfen. Kohlen-Hafen an der Nordseite ist überreich an Kahlbais und für die Fischer ein gewöhnlicher Platz zum Zusammenstreifen.

Im Jahre 1763 entdeckte Glosoff die Insel Kadjak, wo er überwinterte, obwohl die Eingeborenen sich feindlich erwießen; im Mai 1764 verließ er Kadjak. 1794 wurden die ersten Auswanderer aus Sibirien hierher geschickt, 265 Personen ersten Waaren, und da viele bald starben, noch 90. Beim ersten Census, im Jahre 1795, zählte man 3600 erwachsene Eingeborene männlichen und weiblichen Geschlechts. 1796 wurde die erste russisch-griechische Kirche gebaut. 1825 verlegte Schitakoff, der Nachfolger Murawjews, das Hauptdepot der Compagnie von Sitta nach St. Paul auf Kadjak. Seit 1850 zog man mit Erfolg Kinder aus Kadjak und an Cooks-Einfahrt. 1861 wurde die Regierung ausschließlich in die Hände des Hauptdirectors der Compagnie gelegt, und das Territorium wurde in sechs Districte getheilt: 1) Sitta, vom Elias-Berge südlich. 2) Kadjak, vom Elias-Berge bis zur Bristol-Bai, incl. der Schumagin-Inseln. 3) St. Michaels, einschl. Norton-Sund, den Jufon und den Kuskoquim. 4) Unalaska, von den Schumagin-Inseln bis Pribiloff, einschl. der Fuchsb-Inseln. 5) Afa, einbegriffen die Reihe der übrigen Aleuten- und Commanden-Inseln. 6) Kurilen. Der geistliche Hauptort blieb Sitta, und es bestanden sieben Mission-Districte: Sitta, Kadjak, Unalaska, Afa, Kenai, Nushergag und Krivshpaf. Die Kirchen wurden durch freiwillige Gaben erhalten. 11 Priester und 16 Defane waren vorhanden. 1846 gab es 531 christl. Thlinkiten, 1854 nur 38, 1859 nur 42. Schellkoff richtete die erste und zweite Schule in Kadjak ein, in welcher russische Sprache, Rechnen und Religion gelehrt wurde. 1841 wurde in Sitta eine geistliche Schule eröffnet, welche 1845 zum Range eines Seminars erhoben ward: alles aber in sehr schlechtem Zustande. In Sitta war ein Hospital mit 40 Betten, in Kadjak mit 10 eingerichteter; in letzterem waren 1860

eingetreten 550 Kranke, und 12 starben. (W. H. Dall, Alaska and its Resources. Boston 1860.)

(G. A. v. Klöden.)

KADJAKEN (Kadjakisch). Das Kadjakische ist eine dem Eskimo nahe verwandte Sprache. Benjaminow, dem wir eine dürftige Grammatik dieser Sprache zu verdanken haben, theilt dieselbe in sechs Mundarten: Kadjakisch, Alegmatisch, Tschugajisch, Tschagamatisch, Waslegmatisch und endlich die Mundart der sechshen Tschutschen oder Ramollen (wobei zu unterscheiden von den nomadischen Tschutschen, welche sprachlich in gar keiner Beziehung zu jenen stehen).

Da Benjaminow's Angaben über die kadjakischen Lautverhältnisse höchst ungenügend sind, läßt sich nur vermuthungsweise sagen, daß dieselben im Wesentlichen mit denen der Eskimo-Sprache übereinstimmen. Dori wie hier ist die Gutturalkreihe die bestentwickelteste (g, ɣ, ʒ, k, g, ŋ). Unter den Vocalen kennt das Kadjakische nur die folgenden: a, e, i, u, ein Laut, welcher, wohl ähnlich dem schwedischen o zwischen o und u die Mitte hält, und y, welches dem dumpfen i-Laut der slavischen Sprachen entspricht. Das e scheint überdies nur in Verbindung mit folgendem i vorzukommen, sobald es möglicherweise als bloße Schwächung des a anzu- sehen ist.

Seinem Baue nach gehört das Kadjakische zu den agglutinirenden Sprachen. Die Wort- und Formenbildung findet ausschließlich auf dem Wege der Suffigirung statt. Gleich dem Grönländischen besitzt das Kadjakische außer dem Singular und Plural noch einen Dual. Das Possessivverhältnis wird durch gewisse Possessivsuffixe zum Ausdruck gebracht, z. B. adaaq, Vater; adaya, mein Vater; adan, dein Vater; adli, sein Vater u. s. w. Das Verbum soll eine große Anzahl von Formen aufzuweisen haben; doch läßt sich hierüber nichts Bestimmtes mittheilen, da Benjaminow leider unterlassen hat, auf diesen Punkt näher einzugehen.

Die folgende Tabelle der Zahlwörter von 1 bis 10 mag das Verhältnis des Kadjakischen zum Grönländischen und Ramollischen veranschaulichen.

Grönländisch.	Kadjakisch.	Ramollisch.
1 ataseq	alinuk	atašek
2 maydluq	maluk	mal yok
3 piásat	piányu	piányu
4 sisamat	sítaman	ístamat
5 tadlimat	taliman	talimat
6 axíneq-ataseq	axinlín	axwinljq
7 axíneq-maydluq	malxubin	malxuk
8 axíneq-piásat	iljulin	piyayunyn
9 axíneq-sisamat	kuláuyan	axynlik
10 qulit	qulin	kule

Quellen: S. Wenjaminow, Zaméčanja o Kolesenskom i Kadjakskom jazykach. Sanktpeterburg 1841. Fr. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, II, 1, S. 179.

KADLUBEK (Vincentius). Mit diesem Namen wird der um 1160 in Dpatow geborene polnische Chronist Vincentius benannt (der Name Kadlubek wurde ihm als Patronymicum beigegeben). Er war, nachdem er sich auf einer italienischen oder französischen Universität den Magistergrad erworben hatte, — als Magister Vincentius tritt er zuerst in einer Urkunde von 1189 auf — Probst der Collegiatkirche zu Senbomir, und nach dem Tode des Bischofs Julio von Krakau dessen Nachfolger. Als Bischof von Krakau (1208—1218) theilte er sich 1215 an der Krönung des sechszehnjährigen ungarischen Prinzen Koloman und der jungen Tochter des Herzogs Leszek von Krakau zum König von Galizien. Nach mehrjährigen Kämpfen der Ungarn und Polen miteinander und gegen russische Fürsten um den Besitz des Fürstenthums Galizien nach dem Tode des haliziger Fürsten Roman, der bei Zawichost gegen die Polen gefallen war (1205), verbanden sich der ungarische König Andreas II. und der Herzog Leszek zu einem gemeinsamen Vorgehen, nach welchem Koloman mit Salomea, der Tochter Leszeks, sich vermählte und unter dem Schutze von Ungarn und Polen über Galizien herrschen sollte. Nach einer späteren, aber glaubwürdigen Nachricht erhielt der Krakauer Bischof Vincentius den Auftrag, Salomea nach Galizien zur Krönung zu geleiten, welche von dem Papste Innocenz III. dazu beauftragten Erzbischof von Graub unter Theilnahme des Krakauer Bischofs vorgenommen wurde. Wenige Jahre später, 1218, entsagte Vincentius freiwillig der Bischofswürde und zog sich in das von ihm durch eine Schenkung bedachte Cisterzienser Kloster Jedrzejew (Morimundus minor) zurück, wo er im Jahre 1223 starb und begraben wurde. Die Zeit seiner Ruhe, die er in dieser stillen Zurückgezogenheit fand, benutzte er zur Abfassung seiner polnischen Chronik, welche in vier Büchern die sagenhafte Urgeschichte und die beglaubigte Geschichte der Polen seit der Einführung des Christenthums bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts enthält. Die Form der ersten drei Bücher, in welchen der Erzbischof von Gnesen, Johann, und Mathäus, der Bischof von Krakau, über die Urgeschichte und die ältere christliche Geschichte Polens sich unterhalten, von denen der zweite die polnischen Geschichte erzählt, der erste aber Analogien aus der Geschichte des Alterthums anführt, hat Petrus zu der Annahme veranlaßt, der Verfasser dieses Theiles der Chronik sei Mathäus, dessen Arbeit Kadlubek seinem Werke einverleibt habe (Ueber Mathäus von Gnesen, der Cholewa, Witna 1811), eine Annahme, welche durch die Ausgabe der Chronik des Vincentius nach dem Codex Eugenianus von Przejdzicki und durch Feisberg's Buch über Vincentius Kadlubek, Wien 1869, bestätigt worden ist. Der Umstand, daß Johann als Bischof von Breslau und der Krakauer Bischof Mathäus besonders eifrige Verehrer und Förderer des Cisterzienserordens in Polen waren, hat Kadlubek, der selbst durch seine Schenkungen an die Cisterzienserlöster Jedrzejew und Sulejow und noch mehr durch seinen Eintritt in die Gemeinschaft der Mönche zu Jedrzejew seine Anhänglichkeit an diesen Orden

betundet hatte, bewogen, sie als Gewährsmänner und Interpreten der ältern polnischen Geschichte einzuführen. — Das Werk, die erste von einem Polen in lateinischer Sprache geschriebene polnische Chronik, ist eine rhetorisch gehaltene, durch Reminiscenzen aus Justin, Lucan, Cicero, Seneca, Duintilian, Ovid und einer Alexander-Sage ausgezeichnete Chronik, die in der ältern Partie auf Gallus, seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf eigener Information beruht, und für diese Zeit die einzige umfangliche Quelle für die polnische Geschichte ist. Die Urgeschichte des ersten Buches ist nach den Ausführungen v. Ostrowski's (im 17. Bande des Archivs f. österr. Geschichtsforschung) die durch gelehrte Interpretation verunklärte atypische Sage. — Ausgabem der Chronik des Vincentius sind: die von Geburtsort in Dobromil 1612; die von Kowanski 1824; die vom Grafen Przejdzicki, Krakau 1862; die von A. Dulowski, Krakau 1864. — Vgl. Feisberg: Ueber Vincentius Kadlubek in „Polnische Geschichtschreibung des Mittelalters“, Leipzig 1873, S. 49—78. (W. Nehring.)

KADMEA (ἡ Καδμεία), der älteste Theil der Stadt Theben in Böhmen, welcher der Tradition nach von Kadmos, dem eponymen Heroen des wahrscheinlich orientalischen (semitischen?) Volksstammes der Kadmaei oder Καδμαίων gegründet ist und nachdem weitere Stadtbetheilung hinzugefügt und nach der Sage von Amphion und Zethos unmauert worden waren, als Akropolis der ganzen Stadt diente (vgl. Pauz. IX, 5). Sie nahm den westlichsten der von den Mauern des siebenthorigen Theben umschlossenen Hügel ein, so daß die an ihrem westlichen Rande sich hinziehende Befestigungsmauer zugleich einen Theil der Ringmauer der Stadt mit dem nach seiner Lage als Ἰψοστα πύλαι genannten Stadthore bildete; sie war aber auch in den übrigen Rändern gegen die Unterstadt durch eine aus großen Blöden von ziemlich unregelmäßiger Form erbaute Ringmauer abgeschlossen, so daß eine in der Kadmeia liegende Befestigung sich auch gegen die untere Stadt längere Zeit halten konnte, wie dies beim Auffstand der Thebaner gegen Alexander d. Gr. im Jahre 335 der Fall war (vgl. Arrian. Anab. I, 7, 9). — Außer den Befestigungen enthielt die Kadmeia noch verschiedene Heiligthümer: des Zeus Hypsistos, des Zeus Ammon (mit einer von Pindar geweihten, von Kalamis gearbeiteten Bildsäule), der Tyche (welche den Knaben Pitos tragend dargestellt war), der Aphrodite (mit drei alten Schönheitsbildern der Göttin, welche als Reichthümer der Harmonia, der Gattin des Kadmos, betrachtet wurden) und der Demeter Thermophoros; das letztere nahm nach der Tradition die Stelle ein, auf welcher einst das Wohnhaus des Kadmos und seiner Nachkommen gestanden haben sollte. Zu der Zeit, als Pausanias Theben besuchte, d. h. in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., befand sich vor diesem Heiligthume der Demeter der südliche Markt; es war nämlich damals die bewohnte Stadt auf dem Hügel der Kadmeia, den auch das jetzige Sidonische Thra einnimmt, verbrannt, der übrige Raum der Stadt verlassen und mit

Ausnahme der Heiligthümer verdrängt. — Vgl. *Paus. IX*, c. 8, 5; c. 12, 3 fg.; c. 16, 1 fg.; dazu *Bursian*, *Geographie von Griechenland I*, 227 fg.

(*C. Bursian*.)

KADMILOS (Kasmilos), f. Kadmos und Kabiren.

KADMOS, Cadmus. Den richtigen Weg zur Erkenntnis der verschiedenen in der griechischen Götter- und Heroenage auftretenden Wesen dieses Namens³⁾ hat bereits D. Müller gezeigt, *Ordon.* S. 111—115 (vgl. *Proleg.* S. 149 fg.), durch den Nachweis der geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Verbindungen, unter denen jene aus einheitlicher Grundform sich herausgestaltet haben; *Welders*'s Abhandlung „Ueber eine freisirgische Colonie in Theben“ bezeichnet bei vielen glücklichen Einzelbemerkungen dem gegenüber im Ganzen einen Rückschritt. Aus der sonstigen Literatur sind hervorzuheben *Unger*'s „*Uebana paradoxa*“ als Fundgrube entlegener und unwürdiger Notizen, besonders aber die einschlägigen Partien aus *H. D. Müller*'s „*Mythologie der griechischen Stämme*“, in denen D. Müller's Untersuchungen in wesentlichen Punkten berichtigt und ergänzt werden (*I*, 7. 235 fg.; 293—314; *II*, 312—328).

Auszugehen ist mit D. Müller von der Tradition, daß *Hermes* von den Böotern, insbesondere den Thebanern, sowie von den Tyrrenen — d. h. den tyrischen Pelasgern — *Kadmos* und *Kadmilos* oder *Kadmilos*²⁾ genannt wurde (*Lycophr.* 162. 219 mit *Tzetzes* und *Scholl.*; *Ezym. Gud. s. v.*; *Reuhäuser*, „*Cadmilus*“ p. 49 sq.). Dazu stimmt, daß der aus den wichtigsten Cultstätten der tyrischen Kabiren (*Ambrós*, *Vennos*, *Samothrace*) nachweisbare fabrische *Kadmos*-*Kadmilos* ausdrücklich mit *Hermes* identificirt wird, dessen Dienst sich nach dem im *Artif. list*, „*Kabiren*“ zusammengefaßten *Tafaschen* als Hauptbestandtheil der Kabirenreligion erweist (*Scholl. Apoll. Rhod.* I, 917; *Herod.* II, 51). Endlich fällt *Kadmos* auch im *Mythos* mit *Hermes* zusammen, wenn er, wie sonst der Gott, dem *Zeus* im Kampfe gegen *Typhoeus* zur Seite steht, wie schon *Pisander* von *Kamira*, *Phér. Konnos* berichtete (*Lebed*, *Aglaoph.* p. 1253 sq.; *H. D. Müller*, *Myth.* I, 302). Es ist also eine wohlbedeute *Thafache*, daß *Kadmos* eine Bezeichnung des thebanischen *Hermes* war,

unter welchem die argivischen *Kabmer*, schon nach *Ausweis* ihres Namens, ihren Stammgott verehrten; von ihnen scheinen dann die tyrischen *Pelasger* *Cult* und Namen angenommen und auf ihre Inseln übertragen zu haben (*H. D. Müller* I, 294 fg.). Indem nun die *Mythen* dieses Gottes von den Nachfolgern der *Kabmer* in *Theben* und *Umgegend*, den *Böotern*, nicht mehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung verstanden und empfunden, sondern als geschichtliche Vorgänge aufgefaßt und daher mit verwandten Elementen aus der *Stammage* der *Kabmer* verschmolzen wurden, entstand nach *D. Müller*'s einleuchtender Vermuthung (*De Hom.* S. 113) der scheinbar so verschiedene *Herós Kadmos*, dessen am übersichtlichsten von *Apollodor*. III, 1. 4 erzählt *Mythos* wir jetzt betrachten wollen.

Agenor, Sohn des *Phoidon* und der *Libba* und *Bruder* des *Megysterkónes* *Phelos*, hanc in *Europa* (*καταγενομένος εν τήν Ευρώπην*) die *Telephassa* geheiratet und mit ihr den *Kadmos*, *Phoinix* und *Klitiz* gezeugt, sowie die *Europa*, welche nach anderer und älterer Tradition vielmehr *Lochtes* der *Phoinix* sein sollte.⁴⁾ Als nun *Zeus* die *Europa* in *Thebigestalt* nach *Kreta* entführt hatte, sandte *Agenor* seine Söhne aus, um sie zu suchen, mit dem Begehren, ohne sie nicht zurückzuführen; *Telephassa* aber zog mit ihnen, ebenso *Lhafos*, der bald als ihr *Dein*, bald als *Bruder* oder *Geschwister* erscheint. Aber alle Bemühungen der *Ausgewogenen* sind vergeblich, und da sie sich den Weg zur *Heimat* verschlossen sehen, so gründen sie sich neue *Heimstätten*, *Phoinix* in *Phoinikien*, *Klitiz* am *Pyramosflusse* im späteren *Kilikien*, *Lhafos* der der nach ihm benannten *Insel*, *Kadmos*, dem *Telephassa* folgt, in *Thrakien*. Hier starb *Telephassa*; *Kadmos* heirathete sie und zog nach *Delphi*, um das *Drafel* wegen der *Schwester* zu befragen. Der *Gott* antwortete, er solle um die *Schwester* nicht weiter sorgen, sondern sich eine *Bruch* weise *mondförmige* *Frieden* zu beiden Seiten des *Küdens* gegenankehrende *Kuh* aus den *Heerden* des *Belagion* in *Phoikis* zur *Führerin* wählen und da eine *Stadt* gründen, wo sie *erwidert* niederfallen werde.⁵⁾ *Kadmos* entführte oder kaufte diese *Kuh*, wie ihm befohlen, und folgte ihr nach in das spätere *Böotien*, wo sie sich niederlegte an dem *Flusse*, auf dem später *Theben* gegründet wurde. Um die *Kuh* der *Athene* zu opfern, schickte er einige seiner *Genossen* an die *Duelle* des *Arés* nach *Wasser*. Diese bewachte ein *Drache*, Sohn des *Arés* und der *Griem* *Tiphassa*⁶⁾, der den *Zugang* verwehrte und die *Abgeordneten* umbrachte. Da zog *Kadmos* selbst hin und tödtete das *Ungeheuer*. Auf *Athenens* *Rath* aber pflügte er den anstößigen *Acker* (*Hyg.* fab. 178; *Ovid.* *Met.* III, 104) und säete die *Zähne* des *Drachen*, worauf *gepoppelte* *Männer*

1) Eine sichere Deutung ist noch nicht gegeben. *Vielen* Beifall hat *Welders*'s Herleitung von *καδμω* (= *Wölwe*, *Dreier* *schufen* (*Kret.* *Rel.* S. 23 fg.)), vgl. *D. Müller*, *Brevol.* S. 161; ähnlich noch *uerding* *H. D. Müller*, *Indogerm.* *Sprachbau* S. 207. *J. Banaud* faßt *καδμω* wie in *Kaovata* u. a.: *Gurtius*, *Studien* X, 109 fg.) und erkennt in *-μοσ* die *Wurzel* *δμω* (*δωμω*), vgl. *Δδμω*; sodas sich eine für den *Herós* wie den *Gott* der *freigie* einbringenden *Stammes* gleich *passende* *Ver* *deutung* ergeben würde; vgl. jedoch den *Kleinlänern* *Ebnakpov*. Die *Abteilungen* aus *familien* *Sprachgebiete* hat gut zurückgewiesen *Reuhäuser*, *Cadmilus* p. 64 sq., während seine eigene Deutung „*procurator*, *administer*“ (von *καδμω*) wenig glücklich erscheint.²⁾ In dem *Dominianum* erkennt *Welders*, *Kret.* *Rel.* S. 31, vielmehr mit *Recht*, ein *Zeugnis* von der *Aufstellung* des *Hermes* als *Kind*, wodurch dem *Kabirendienste* ein neues *Element* der *altgriechischen* *Stammreligion* (*H. D. Müller* II, 365) zugefügt werden würde.

3) *Vgl. Hom.* II, XIV, 34; *Apollod.* a. a. d.; *Paus.* I, 4, 2; *H. D. Müller*, *Myth.* I, 305. Ueber die in die *Wiel* *gestellte* *Genealogie* vgl. *H. D. Müller* I, 57 fg. 4) *Vgl.* noch *Scholl. Eur. Phoen.* 609; *Arist.* *Ran.* 1256; *Paus.* IX, 2, 1; *Unger* p. 3 sq., *dissortat.* *Halens.* IV p. 27 sq. 5) *Schol. Soph. Ant.* 126. *Bergl.* *R. Tämpel*, *Heckers*'s *Jahrb.* *Suppl.* XI, 695. 706 fg.

auf der Erde hervorzurufen, die man Spartan nannte. Diese erschlugen einander, entweder weil sie unter sich in Streit gerieten oder, nach Herakleides, weil Kadmos, wie Jason, Steine unter sie warf und sie meinten, das hätten einige unter ihnen getan. Nur fünf blieben am Leben und schlossen untereinander und mit Kadmos Frieden und Freundschaft: Echion, Ubaiois, Chthonios, Hypenoron, Pelor, nach *Imagoras Schol. Eur. Phoen.* 670. 942 auch Kreon. Die Blutsünde, die Kadmos durch den Mord des Drachen und der Drachensöhne auf sich geladen ⁶⁾, mußte er dem Ares erst durch achtfährige, dem Zeitraum des „großen Jahres“⁷⁾ ausfüllende Knechtschaft abblößen. Darauf übernahm ihm Athene die Herrschaft von Theben, Zeus aber gab ihm Harmonia, die Tochter des Ares und der Aphrodite (nach andern Elektra: Unger S. 273) zum Weibe. Zur Hochzeitfeier ihrer Schillinge fliegen alle Götter vom Olymp hernieder zur Kadmea, welche Kadmos und seine Genossen im Verein mit den Spartan (Unger S. 13) gebaut hatten.⁸⁾

Auf den ersten Blick erkennt man, daß in diesem Mythoscomplex — den Verfasser absichtlich in englichem Anknüpfen an den antiken Mythographen wiedergegeben hat, ohne die leichter erkennbaren Züge und Unebenheiten zu verdecken und zu glätten — ganz verschiedenartige und widerstrebende Elemente verbunden und in Eins verarbeitet sind. Als Grundlage ergibt sich jener bei Gelegenheit der samothracischen Rabinen besprochene religionsymbolische Mythos der Kadmeer und Turaner, in welchem Herakles-Kadmos⁹⁾ die während der Winterzeit verschwundene Demeter-Europa suchte, widerstand und sich mit ihr in heiliger Ehe vermaßte.¹⁰⁾ Daß dieser Mythos ursprünglich in Boeotien heimisch war, beweist, abgesehen von den oben besprochenen religionsgeschichtlichen Verhältnissen, die thebaische Vocaltradition vom Berge der Europa auf dem thracischen Berge¹¹⁾, sowie

die Thatsache, daß sich Europa in alterthümlich-religiöser Geltung nur in Lebadeia, vielleicht auch in Kopai erhalten hat.¹²⁾ Ein Ueberbleibsel religiöser Symbole ist wol in der durch mondförmige Fiedeln gekennzeichneten Kuh zu erkennen, der Kadmos in dem historisch aufgesaßten Mythos folgt, wie ursprünglich der fugekalteten Göttin selbst.¹³⁾ Dieser religiöse Kern ist nun völlig überwuchert und verdeckt durch legendenartige und historische Elemente, in welchen Kadmos als Stammheros der argivischen Kadmeer aufgesaßt und in durchsichtiger Symbolik ihre von Korben her erfolgte Einwanderung in Theben berichtet wird. In der Stadt blüht vorher neben den Turanern als Herrscher die thrakischen Konen und verwandte Volkselemente (*Paus.* IX, 5, 1), Verehrer des Ares und der durch tyrrenischen Einfluß zur Aphrodite Apotrophia gewordenen Erinyis Typhosia.¹⁴⁾ Ihnen gehörte vermutlich der ursprünglich naturmythologische Mythos vom Drachensampf, sowie die durchsichtige etymologische Legende vom autochthonen Ursprung der edeln Spartengeschlechter.¹⁵⁾ Als nun die Kadmeer in Theben eindringen, tritt zunächst an Stelle eines analogen Wesens aus der Aresregion¹⁶⁾ Herakles-Kadmos als Ueberwinder der durch den Drachen symbolisirten finsternen Gewalten, zugleich aber gewann der Mythos historische Bedeutung, indem der Drache als Repräsentant der alten Einwohnerschaft gefaßt wurde (*Welder, Krit. Kol.* S. 78¹⁷⁾). So scheint sich denn auch im Verhaltniß der Drachensöhne gegenüber Kadmos das Schicksal der Konen widerzuspiegeln, die — wenn die Tradition bei *Paus.* IX, 5, 1 Glauben verdient — nach blutigem Kampfe mit den Kadmeern Frieden schlossen und sich in ihr Gemeinwesen aufzunehmen ließen.¹⁸⁾

11) Val. Welder, *Krit. Kol.* S. 21¹¹⁾, was aus einer sepaischen Münze mit dem Siercipitel auf Carapateien geschlossen wird; merkwürdig genug, daß auch das mythologische hapax legomenon einer Demeter Lauropeos aus Kopai Rammt (*Reil* zur Sylloge inser. Boeot. S. 584). 12) Preller sieht in der Kol. II, 27 ein „Symbol der Anhebelung“; ganz richtig, nur scheint die Wahl des Symbols aus einer Analogie von gleich möglichen durch den allen religiösen Zusammenhang bestimmt, wie in analogen Fällen der Aresnagar: *Kolon.* X, S. 354; *Welder, Krit. Kol.* S. 74, 166. Ganz richtig auch jenes Herakles unklar, welches dem Gottfrier der Europa gleichfalls angehörend wird (*Moschos, Eur.* 84—88). Eine ganz ähnliche Sage von den thebaischen Ophidurern: *Eustath., Hom.* II, 111, 222, p. 408. 13) Val. hierüber *R. Lömper* in *Hied. Jahrb.* Suppl. XI, 696—722 und *Verfasser* das. 123, 295—300. 14) Rägers über die Entstehung und den Charakter der Spartanenamen bei *S. D. Müller* II, 325 ff. und *Lömper* S. 708, 713 ff. Dem Kadmos stehen die Spartan fremd gegenüber; für ihre Ingebeiligkeit zu den thrakischen Konen spricht auch noch ihre Verwandtschaft mit den Medien. 15) *Welder* in *Verfasser*, wenn er die Oeogenen mit Schlangenbar und Etergang tödlet, in deren Gestalt sich alle chthonischen Symbole der Aresreligion (wie besonders Eber und Schlang) verbinden: *Hied. Jahrb.* 125, S. 304¹⁷⁾. Uebertragener Weise legen auch die nur von *Lyoph.* 1206 überlieferten Namen der vom Drachen bezeugten Götter des Kadmos, Deileon und Seriphos (vergl. den Aresheros Veresus auf Seriphos) Beziehungen auf Ares nach. 16) *Weg.* *Lömper* S. 712 ff. Ganz aber geht so die Rechnung nicht auf, insbesondere bleibt unklar, warum die Spartan — auch hierin

6) Die Worte *Myllodor's* *ἀσπ' ἄ κρησῶν* können nicht auf den Drachen allein bezogen werden. 7) Die Gründung der Kadmea wird in allen besseren Quellen vom Ban der Mauern durch Amphion und Zethos unterschieden (Unger p. 15 sq.), jedoch man die innerlich freigelegte Beziehung der sieben Thore auf semitische Religion nicht für eine Pöhlnerthum des Kadmos ansetzen darf. 8) Die Identität des Ares Kadmos mit dem als Gemahl der Demeter erwiesenen Gotte wird bestätigt durch die Tradition, daß Kadmos im Tempel der Demeter Thymophoros gewohnt habe (*Paus.* IX, 16, 5). 9) Europa war Beiname der Demeter in Lebadeia (*Paus.* IX, 39, 4); die Beziehung der beiden im Mythos eng verbundenen Namen aus zusammengehörige Göttern sowie die samothracische Herrscher erhebt die oben widerlegene Auffassung über allen Zweifel. Daraus ist nach *S. D. Müller* nur als Stellvertreterin der von anderer Seite in Beschlag genommenen Europa zu betrachten. Ueber die zuletzt von *Dandker, Gesch.* V, 51 genannten Verträge, Kadmos und Europa: Harmonia als göttliche Wesen der pöhlischen Religion zu einleiten, vgl. *S. D. Müller* I, 299 ff. 10) Europa soll hier, wie in Kreta, von einem Dunde, nach zweifelsvoller Tradition auch von einem Drachen besetzt gewesen sein (Unger p. 329 sq.; *Unger, Rhein.* vol. XXIII, 337), wodurch ihr Wesensthat deutlich als unternichtlich gekennzeichnet wird. So wie die mit Kadmos dem Drachensöhne, der auch als Herr des Dundes genannt wird (Unger p. 401), Herakles Rhamnosch Kandaules Argiphetos sich berühren (Unger S. 335).

Unter den Einfluß der nämlichen historischen Verhältnisse ist die nach Maßgabe der samothrakischen Frühlingsfeier ursprünglich entschieden natsymbolisch gemeinte Ehe des Kadmos und der Harmonia getreten: Harmonia, als Gattin mit dem siegreich eindringenden Kadmos verbunden, wird zugleich als Tochter an das Götterpaar der unterliegenden Nonen angegeschlossen und so die striedliche Vereinigung beider Stämme mythisch dargestellt. Als jüngsten Anknüpfung an den böotischen Stamm des Mythos wird man die Knechtschaft des Helios betrachten müssen, die wol mit Recht von D. Müller, *Dor.* I, 237 aus analogen Gedränden des Apollonkultus zu Delphi hergeleitet ist, zumal Kadmos mit dem vorigen Orakel ausdrücklich in Verbindung gesetzt wird (anders D. Müller, *Dröhm.* S. 213 und H. D. Müller II, 324). Die in der Kadmosage auftretenden Gottheiten Ares und Erinnos Athena Demeter hat K. Tümpel (Heldensagen Jahrb. Suppl. XI, 685—722) nachgewiesen in der räthselhaften aus der Kadmea vereinigten Cultgruppe des Ares und der drei Aphobiten, so daß auch in dieser Hinsicht nicht jenseit dichterische Willkür wie religionsgeschichtliche Verhältnisse die Ausgestaltung des Mythos bestimmt zu haben scheinen.

Mit der Wanderung argivisch-sabwaischer oder überhaupt böotischer Volksstämme wurden bald auch andere, zum Theil weit entlegene Orte in den Kreis des ursprünglich auf Böotien beschränkten Mythos gezogen¹⁷⁾, und so verwandelte sich Kadmos, ähnlich wie Perseus und die Helden der Argonautenauge, aus dem Stammheros allmählich in den lesachrenden Abenteuerer. Von größter Bedeutung ist hier die freitische Sage von der Einführung der Europa durch Zeus, die H. D. Müller II, 317 fg. mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine Wanderung argivisch-sabwaischer Colonisten unter achaischer Führung deutet hat.¹⁸⁾ Der bei Gortyna und auf dem dicitäischen Berge localisirte Europamont¹⁹⁾ gewann auf dem sagenberühmten Gelände besonders durch die Verbindung mit dem hohen Rationalgott eine solche Bedeutung, daß die böotische Localtradition dadurch ganz in Schatten gestellt und Europa von Kadmos in dem vulgärrmythisch für immer getrennt wurde. In Aetia ist ferner nach H. D. Müller (I, 306 fg.) auf organischem Wege durch

Berührung mit den mythisch als Phönizier aufgefaßten Karetu die Ueberlieferung von dem phönizischen Ursprung zunächst der Europa, später des Kadmos erwachsen, welche nach der Zeit D. Müller (*Dröhm.* S. 113) herrschenden Ansicht lediglich durch Trugschlüsse der Berggraben entstanden sein soll.²⁰⁾ Dem phönizischen Kadmos hat man dann — und das ist wol die jüngste Schicht der Sage — die Einführung der Buchstaben-schrift, der Metallbearbeitung und andere Kunstfertigkeiten zugeschrieben²¹⁾, so daß der Held im späteren Rationalbewußtsein in der That als der Culturbringer und Bewirger der Barbarei erscheint, worin ältere und neuere Forscher vielfach seine Grundbedeutung gesehen haben.

Nehr äußerlich an den besprochenen Mythos angeknüpft als mit ihm vermischt ist die in ihren Grundzügen von Apollodor, III, 5, 4 (nearly Unger S. 44—52) erzählte Sage von Kadmos und Harmonia in Lyrien. Nachdem Kadmos lange Jahre in Theben regiert und mit Harmonia Autonoe, Ino, Semele, Agaue und Polydoro²²⁾ gezeugt hatte (*Her.* Theop. 975 fg.), verließ er Theben, von Dionysos vertrieben oder aus Kummer über das Schicksal seines durch den verächmähnten Gott hart gestraften Hauses²³⁾, und zog mit seiner Gattin auf einem Stiergezspann (*Eurip.* *Bach.* 1333; *Steph. Byz.* s. v. *Bovodon*) nach Lyrien. Hier verfallt er den von den Jlyriern bedrängten Ungehoren zum Siege und glücklicher Regierung worden er und sein Weib in Schlangen verwandelt und beide lebten entweder an der Grabstätte fort (*Callim.* fr. 104 fg.; *Ovid. Met.* IV, 600) oder wurden von Zeus ins Elythium (auf die seligen Inseln) versetzt (*Scholl. Pind. Pyth.* III, 153; *Eurip.* *Bach.* 1339); ihr Sohn und Nachfolger in der Herrschaft war der gewaltige, von einer Schlange genährte Ilyrios (Unger S. 51). Das Grabmal des Königspaares zeigte man bei Dyrachion (*Steph. Byz.* s. v. am Trilonthum), und in der Nähe scheint sich ein Heiligthum, wie in

20) Ueber das Griechentum des Kadmos sind sich wol alle Mythologen von Jaoh (vgl. nach Prellers *Biem.* II, 27 und Schömann, *Gr. Mythen.* I, 43) einig. Nur die Hefler haben, von den anlehrenden semitischen Elementen in der achaischen Kultur ausgehend, meist an Kadmos dem Phönizier sich gehalten, so auch Meeres besonders Brandis, *Hermes* II, 258 fg. und Dunder, *Grich.* V, 51. Die Sage protestirt geradezu dagegen, wenn Kadmos Bruder des Phoinix heißt (H. D. Müller I, 305) und Phoinix nach Phönizien zieht, wo also sein Vater Agenor nicht gebürtig haben kann. So verlegt denn auch Krollöder den Sitz des Karetu vielmehr nach Europa, in einer unrichtigen Tradition *Parosmythogr.* Gr. I, app. V, 42 (= *Suid.* s. v. *Dryphis kaxei*) heißt Kadmos gar Sohn des thebischen Danaos. Erst die Berggraben machten die Ansicht von der ausländischen — phönizischen oder assyrischen — Herkunft des Kadmos zur herrschenden; Weider 64 fg.; Unger p. 12. 70. 21) Vgl. Jacobi, *Wörterb.* der Mythol. S. 516 Anm. Auch die Meinung der thebischen Quellen wird auf ihn zurückgeführt; Unger p. 111 etc. Wertwürdig, daß die Buchstabenricht auch von dem mit Kadmos so eng verknüpften Hermes erfinden sein soll. 22) Vgl. Güterboch, *Sohn des Hermes* und *der Polydoro*. 23) Unger p. 51 sq. 385. Nach der fonderbaren eukymenischen Tradition *Zenob.* IV, 46 wurde er gar von den Jlyriern verbannt, weil er seinen Rivalen Einos erschlagen hatte.

den Aioiden verbandt — sich gerade gegenseitig mordeten. H. D. Müller's Ansicht, daß hier eine protoböotische Beziehung auf alte Herkulaner vor Lühne des Drachmordes anzunehmen sei, scheint um so wahrscheinlicher, als *Servius*, *Aen.* I, 317, einen ganz ähnlichen Brauch zur Erklärung des Heros der thebischen Herakles possio überliefert („ut ad elias tumulum . . . propter expiationem pro Imaginem pugnae concurrerant“).

17) Nach Soria (wo Kadmos nach *Paus.* III, 15, 6, ein Heron harte) und Thera scheint die Sage durch die thebischen Regionen verpflanzt zu sein; über Kadmos in Lyrien und Sames (Hesios, *Athralen*) unten mehr. 18) Die Stiergeheiß des Zeus ist der Symbol der Kadmeer entsprung, vgl. *Ann.* II, 12. 19) *Wilder*, *Aet. Sol.* S. 4 fg. Europa am Risse *Herakles* (wiederum unternommen) nach *Sidius*, XI, 9, nach *Fibius Sequ.* vielmehr Harmonia (L. . . ita dicitur quod Harmonia . . . Cadmon ibi obita dicitur), so daß beide Gestalten wieder ineinander überfließen.

Iheben und Sparta, befunden zu haben²⁴⁾; auch der Fluss Kadmos in Thebrotien (*Steph. Byz.* s. v. *Kadmeia*) scheint mit diesem Zweige der Kadmosjage in Verbindung zu stehen. Eben diese lokalen Anknüpfungen machen es schwer glaublich, daß wir hier eine willkürliche Fiction vor uns haben, wie unter anderen Welcker, *Kret. Col.* S. 89 (vergl. *Tril.* S. 116) annahm; vielmehr wird man mit Brellor *Plew II*, S. 26 die Sage mit der von Herodot V, 61 überlieferten Einwanderung vertriebener Kadmeer in Zusammenhang bringen müssen, die zwar gleichfalls angezweifelt ist, aber in zahlreichen auf Böotien und speziell Theben zurückweisenden Spuren in und bei Vorkathos eine Stütze findet.²⁵⁾ Unter den Schöpfungen des Kadmos, den Enkelteer — nach Andeutung ihres Namens „Drachensöhne“ wie die thebischen Eparten²⁶⁾ — wären dann eben jene aousisch-kadmeischen Volkselemente aus Theben zu verstehen, welches einst den Namen Enkeltea getragen haben soll (*Joann. Ant. fr.* 8 = *Malal.* II p. 49, 6). Man bemerke übrigens, wie auch in diesem Sagenzweige die beiden Hauptsymbole des thebischen Kadmosmythus, Kuh und Schlange (letztere mit deutlicher Beziehung aufs Jenensei), nicht ohne Verstandniß für den alten Sinn verwandt werden.

Endlich erzählt man auch auf Samothrake von Kadmos dem Heros und seinem Weibe Harmonia; die vermittelnden Träger der Sage waren hier, wie im Artifel „Kabiren“ gezeigt ist, die von Theben ausgegangenen thessalischen Belasger. Die samothrakische Sage tritt nun, anders wie die kreische und lykische, in schärftren Gegenlag zur thebischen, indem sie Harmonia als Schwester des Darbanos und Jasion, Tochter des Zeus und der Elektra, in das religiös-genealogische System der Umgegend herüberzieht, die berühmte Hochzeit auf die Insel verlegt²⁷⁾ und Kadmos in Beziehung zur Kabirenweibe setzt und als einheimischen König behandelt (*Diod.* IV, 48, 5, 49; *Unger* S. 271 fg.). Es entspricht das ganz den hohen Ansprüchen, welche die „heilige Insel“, die religiöse Metropole der ganzen Umgegend, machte und machen konnte.²⁸⁾

24) Vergl. jedoch *Unger* p. 50 sq. Auch zeigte man schlangenhäuliche Steine, in welche das Haar verwandelt sein sollte: *Ann. Diod.* 44, 115; *Dion. Perieg.* v. 395; *Strabon*, *Geogr.* II, 365, 26) Einwandem sollte angeht sein wie Theben; auch die Amphionus-Beobachtung-Sage war hier heimlich: *Unger* p. 44 sq. (der wol auch von diesem Traditionen zu gering reist); nach dem Enkelteischen Darphya sollte Baton, der Wagenlenker des Amphioros, übergeführt sein (*Steph. Byz.* s. v. „*Apx.*“ u. f. w. 26) Die sprachliche Verwandtschaft von *ixy* (vergl. *Exion* den Eparten) und *ixylos* liegt auf der Hand: *Curlius*, *Übertrag.* der geogr. *Gymn.* Nr. 172. Die von *Unger* p. 25 behauptete *Pertis* v. *Schoff*, *Lycos*, III, 189 (III, p. 201 W., anders bei *Unger* I, p. 100), „*encheihs dicitur draco*“ (vergl. *Nom.* XIX, 332) wird der Hauptfache nach bestätigt durch die Sage von Sikantim dem Roer (*Zenos*, IV, 64 = *Suid.* II, p. 410), in der ein *ixylos* als Verdorrenbräuer und Unglücksdämon antritt, ganz wie der mythische *drakon*. Auch *Ilirius* erscheint nach der oben mitgetheilten Sage (*Unger* p. 51) als Drachensöhne. 27) Das Räthel ist im Artifel *Kabiren* gegeben *Ann.* 23, 28) Eine Vermittelung und Ausgleichung der thebischen und samothrakischen Traditionen verfaßt *H. Gutsch.* p. 10. u. 2. Zweite Edition. XXXII.

Die nicht eben zahlreichen auf die Kadmosjage bezüglichen Kunstwerke stellen meist den Drachenkampf dar und bieten dem Mythologen nichts wesentlich Neues.²⁹⁾ Von Interesse ist nur, daß auf einer Hydria aus Vulci außer einem zahlreichen Götterpersonal dabei auch Harmonia erscheint, so daß die Hand der Götterdichter hier — ganz anders und besser als bei Apollodor — allem Anschein nach als Preis für die Tödtung des Drachen hingestellt wird.³⁰⁾ Freilich ist schwer zu entscheiden, ob man darin eine selbständige Erfindung des Künstler oder die Spur einer alten Sage wird erkennen müssen, in der etwa Harmonia, ähnlich wie ihre Doppelgängerin Europa vom Unterweltshunde, von dem gleichbedeutenden Drachen bewahrt wurde.³¹⁾

KADNIKOW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wologda, 47 Kilom. nordöstlich von Wologda, an der Poststraße von Archangelok nach Petersburg und Moskau und an der Sodinga, einem Zustuffe der Beskma. Bei der Einrichtung des Gouvernements Wologda wurde das an dieser Stelle gelegene Dorf Kadnikow zur Kreisstadt erhoben. Kadnikow hat drei Kirchen, von denen die Kathedrale auf Kosten der Kaiserin Katharina II. erbaut ist, 43 Kaufhäuser, drei Schulen, drei Jahrmärkte und 1583 Einw. Weber in industrieller noch in commercießer Hinsicht ist Kadnikow von Bedeutung, denn der Handel befruchtet sich auf den Kauf von Butter, Reinwand und Fellen (im Werthe von 15,000 Rubel), die von hier aus nach Wologda und Kostroma geführt werden. Ebenso unbedeutend sind die Talgilichfabrik, die Bierbrauerei, die Färberei und eine Pfefferkuchensabrik, in der jährlich 750 Pud Pfefferkuchen im Werthe von 2000 Rubel fabricirt werden. Der Import auf den Jahrmärkten besteht aus Luch, Seidenzeugen, Wolle, Pferden, Getreide, Flach und Del.

(A. v. Wald.)
KADOM, bezirklose Stadt im Lemnifowschen Kreise des europäisch-russischen Gouvernements Tambow, 285 Kilom. im N.N.O. von Tambow an der sibirischen Moskwa in einer niederen Sandebene gelegen, auf der sich zwei Sandhügel erheben, auf deren einem der Kirchhof der Stadt liegt. Kadom gehört zu den ältesten Städten Rußlands. Im J. 1426 wurde es vom Groß-

Ephorus, Schol. *Eurip.* *Phoen.* 7 = fr. 12, p. 235 M. Nach ihm war zwar Harmonia, Tochter der Elektra, auf Samothrake heimlich, wurde aber von Kadmos geraubt und nach Theben entführt, wo sie das elektrische Iher zu Ehren ihrer Mutter benannt haben sollte: *Unger* p. 271 sq.

29) Vergl. D. Müller, *Handbuch der Arch.* §. 412, *Ann.* 3; *Welcker*, *Wite* *Denkm.* III, 386 = 392; *Dydenmann*, *Archäol.* *Zeitung* 1872, S. 35; *Wachsm.* *Mon.* 1881, S. 238, *Taf.* 12. Die Beziehung des Alkionischen Preis auf die Hochzeit des Kadmos (30rga) erscheint zweifelhaft. 30) Vergl. *Welcker* a. a. O. S. 386 fg. Auf demselben Vasenbilde erscheint die altthebische neben dem sibirischen Kadmos bezugte Göttergruppe *Demos*-*Demeter* (*Rora*): *Welcker* S. 389. 31) Vielleicht darf man für die letztere Möglichkeit den euboeischen Bericht der *Derkylis*, Schol. *Eurip.* *Phoen.* 7 anführen, in welchem Harmonia als Tochter eines thebischen Königs *Agasios* bezeichnet wird, *de gortensibus Kadmos Epuror Agasios*: *Q. D. Müller* II, 322.

fürsten Wassilij Wassiljewitsch der Familie Protasow geschenkt wurde später von den Polen eingenommen, im J. 1609 aber vom General Scheremetjew denselben wieder abgenommen. Im J. 1708 wurde Kadom bei der Einteilung Rußlands in 8 Gouvernements dem sarkanschen Gouvernement zugewöhnt, 1719 dem alewischen, 1725 dem Gouvernement Woroneß und erst im J. 1779 zur Kreisstadt des Gouvernements Tambow erhoben. 1787 verlor Kadom seine Stadtrechte. Gegenwärtig hat die Stadt vier Kirchen, 62 Kaufhäuser, eine Elementarschule, sieben Delmühlen, drei Bierereien, eine Eisengießerei, drei Ziegelfabrikation und 7108 Einw. Aus dem bei der Stadt liegenden Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 52,000 Rubel verschifft, namentlich Getreide, Hanffamen, Spiritus und Hornvieh. Von geringer Bedeutung sind die zwei, am 29. Juni und 1. Oct. (a. St.) stattfindenden Jahrmärkte. (A. v. Wald.)

KADSCHAREN, der seit 1794 durch Aga Mohammed Chan aus Masenderan, wo er eine hohe Hofstellung einnahm, in Persien herrschende türksche Stamm, nur mit 3800 Familien, welche aber den größten Theil der einträglichen Aemter innehaben und durch ihren Druck auf die übrige Bevölkerung sich bei dieser sehr unbeliebt machten. Die Kadsharen sind Schahrs-Nischin (Städtebewohner) und ihre Hauptorte Aherabad und Teheran. (s. Aheres im Art. Perser.) (Richard Oberländer.)

KADU (holländisch Kadoe) oder Kedu ist eine gebirgige Binnenprovinz in dem niederländischen Java, im Umfang von aber 2050 □ Kilom. und dicht bevölkert. Der fruchtbare Boden dieser entzückend schönen und gesunden Landschaft liefert durchweg reiche Ernten von Reis und Kasse und den besten Tabak, und der Boden ist so weit durchweg in Cultur, daß es bereits an Bauholz fehlt. Der Hauptort Magelang, in 384 m Höhe, mit 4000 E. und einem gemauerten Fort, liegt an dem hart strömenden Progo in einer der schönsten Landschaften Javas, zwischen dem westlich sich erhebenden Doppel-Vulkan des 3385 m hohen gemaltigen Sumbing nebst dem 3202 m hohen Sanboro, und dem östlich aufliegenden Doppel-Vulkan des 2806 m hohen Merbabu und des 3115 m hohen Merapi. Auch die Dreieckige, Temangong, Medono, Muntielan und Palties, mit europäischen Baumgärten, sind alle sehr hoch gelegen. Die Pferde sind hier größer und stärker als im übrigen Java. — 37 km im Nordosten von dem Hauptorte und dem Progo-Flusse erhebt sich auf einer ziemlich ansehnlichen Höhe die größte und schönste Tempelruine von ganz Java; obwohl fast 13 Jahrhunderte alt, sind ihre Hierarchen doch noch vortheilhaft erhalten. Dieser Buddha-Tempel heißt Woro-Budur, d. i. viele Buddhas. Das Bauwerk ist eine flache, breite Pyramide, deren quadratische Seite 1516 m Länge hat, und es erhebt sich in sechs Terrassen stufenförmig zu 30 m Höhe. Längs jeder Terrasse bildet eine mit Stulpturwerken bedeckte Mauer die nächst höhere Stufe. Auf der obersten befinden sich drei freistehende kleine Terrassen übereinander mit 34, 24 und 14, in Summe 72 runden, glodenförmigen Tempeln, in denen jedem ein Buddha

sitzt; und aus ihrer Mitte erhebt sich eine 15,5 m im Durchmesser haltende, 8,2 m hohe Kuppel und darauf steht eine 9 m hohe Spitzsäule. Das Ganze besteht aus fünflich ineinanderergangenen Trachyt-Quadern. Die Architektur in den Eingangsgeböden, den Treppen und Nischen und Kuppeln ist großartig und zugleich gerlich, aber das Ganze durch eine Fülle von Vorbildern überladen. Auf einer Fläche von 4 und 3,5 Fuß (14 □ Fuß) hat man mehr als tausend Figuren gezeihlt, welche Ceremonien, Processionen, Wagen-Mennen, Schächten, See-gesichte u. s. w. darstellen. Die äußere untere Wand enthält 480 Reliefs. Die schönsten Sculpturen befinden sich an der inneren Wand der ersten Galerie. Alle senkrechten Wände sind mit Reliefs, Arabesken und Girlanden bedeckt. Die Zahl der großen Reliefs beläuft sich auf 2000, die Gesamtzahl der Figuren auf den fünf Galerien auf etwa 20,000. Sammlische Mauern der Galerien tragen reichverzehrte Nischen, in denen überlebendgroße Buddha thronen, im Ganzen etwa 500. Die Compositionen sind sehr mannichfaltig und sinnig, und selbst die kleinsten Einzelheiten von der sorgfältigsten Ausführung. Man glaubt, daß dieses Bauwerk aus der Zeit von a. 600 stamme; aber sein Vorkommen hat eine Ahnung, von wem und aus welcher Zeit es herühre, so ganz haben Kriege, Revolutionen, Dynastienwechsel und Völkerveränderungen alle Tradition vernichtet. — Das auf Kosten der niederländischen Regierung 1874 publicirte großartige Werk, Text von Dr. C. Leemans, gibt auf 393 Tafeln in Nischen-folio-Format alle Einzelheiten dieses merkwürdigen alten Bauwerkes wieder. 500 Exemplare des Werkes sind in die Bibliotheken des Jn- und Auslandes vertheilt worden. (G. A. v. Käden.)

Käfer, s. Coleoptera.

Kaferistan, asiatische Landschaft, s. Kasir.

KÄFERNBURG. Die Grafen von Käfernburg (Käferburg) bilden ein altes mächtiges Grafengeschlecht, dessen Stammburg sithlich von Arnstadt, dem heutigen Schwarzburg-Sondershausen'schen Amte, noch als Ruine vorhanden ist. Als erster Graf erscheint der von Bonifacius zum Christenthum bekehrte Hugo, eifriger Befenner und Wohltbäter des neubegründeten nachbarlichen Klosters Hedruff, der selbst sein Leben im geistlichen Stande beschloß. Um 1040 finden wir Sighart, auch Sizzo genannt, hervorgetreten theilhaft an der Stiftung des Raumburger Toms. Einer seiner Nachfolger, Günther († 1196), verpändete 1188 das Schloß und Gebiet Eigersburg an die Grafen von Henneberg, vermehrte dagegen seinen Besitz durch Heirat mit der Gräfin schaft Hallergrund. Dieser Günther hinterließ fünf Söhne, von denen sich zwei dem geistlichen Stande widmeten: der eine, Albrecht, hatte von 1205 bis 1232, der jüngere, Wilbrand, von 1235 bis 1254 den erbischoflichen Einfluß von Magdeburg inne. Die andern drei Brüder theilten das Geschlecht in drei Hauptzweige: Günther IV. setzte die Hauptlinie von Käfernburg fort, Rudolf gründete diejenige von Hallergrund (dem ebenfalls mütterlichen Besitzthum), die im Jahre 1436 mit dem Bischof Wilbrand von Minden erlosch, und Heinrich schließlich die

Schwarzburger Linie, deren erlauchte Abkommen derzeit noch in zwei getrennten Fürstenthümern die Stammlande beherrschen, auf deren nähere Geschichte einzugehen hier aber zu weit führen würde; wir verweisen dafür auf den Artikel „Schwarzburg“. Zur Hauptlinie zurückzukehren, so theilten Günstler's IV. Söhne den väterlichen Besitz; Günstler V. folgte dem Vater im Familien-Erbe, während Albrecht die neuwordene Grafschaft Grabenswald erhielt und im Jahre 1259 mit Hinterlassung von drei Söhnen und einer Tochter starb. Schon in dieser Generation erlosch der Grabenswalder Zweig, da keiner der drei Söhne männliche Nachkommen hatte. Durch des zweiten Sohnes Friedrich (+ 1309) Tochter kam im Erbe die Herrschaft Wiehe an die Grafen von Drlamünde, während die von dem dritten Sohne Bertold erst durch des Grafen Otto von Hardegg Wittwe, Wilburg, geborene Gräfin von Helsenheim, erheiratete Hardegger Grafschaft durch Gisela, des Bruders Bertold's Erbin, an die Burggrafen von Magdeburg aus dem Stamme der Herren von Duerfurt fiel. Obiger Günstler V. war der Vater von zwei Söhnen, von denen der ältere, Graf Günstler VI., in der Theilung Elgersburg und die Hälfte von Zimenau erhielt, Elgersburg (das bereits seit 100 Jahren verpachtet) jedoch seiner großen Schulden wegen bald an die Henneberger Grafen verkaufte. Der jüngere Sohn, auch Günstler, und zwar der siebente des Namens, besam Arnshadt, die andere Hälfte von Zimenau, Wachsenburg und Schwarzwald, starb 1302 und hinterließ seinen Besitz, da ihm kein Sohn ward, mit Bewilligung des Landgrafen Albrecht seinen beiden Lohnermännern, den Grafen Heinrich von Hohnstein und Otto von Drlamünde, die ihn indes bald an die Grafen von Schwarzburg abtraten und somit dem alten Stamme wieder zuführten. — Dem Grafen Günstler VI. folgte im Jahre 1293 sein Sohn Günstler X., diesem 1308 sein Sohn Günstler XIII., der bis 1354 lebte und einen Sohn Georg hinterließ, der noch 1376 erscheint und Vater war Günstler's XIV., des letzten Grafen von Käfernburg, welcher im Jahre 1385 auf einer Pilgerreise ins Heilige Land starb und sein berühmtes Geschlecht beschloß. — Der noch vorhandene, allerdings schon arg zusammengedrückte Besitz fiel dem Landgrafen Balduin von Thüringen zu, der ihn jedoch den Grafen von Schwarzburg überließ, die diese Wiege ihres Geschlechts bis in die Neuzeit zu halten verstanden haben. — Unter den frommen Stiftungen der Käfernburgs sei noch besonders Kloster Gerontgental erwähnt, in dessen Mauern die herrlichen Ueberreste zahlreicher Glieder des Hauses ruhen. — Der Name ist geschwunden, das Wappen der Grafen, ein gekrönter goldener Löwe im blauen Felde, blüht fort als Schildzeichen der Fürsten von Schwarzburg und die gemeinsame Abstammung gemahnd.

(H. v. Borovitz und Hartenstein.)

KÄFERTHAL, Pfardorf im Kreise und Amtsbezirk Mannheim, Großherzogthum Baden, 5 Kilometer von Mannheim, seit dem 1. Mai 1880 Station der Strecke Frankfurt-Mannheim der Hessischen Ludwigsbahn,

mit Geleiswage und Telegraphenamt. Zwischen hier und Mannheim führt eine eiserne, auf vier Reiterne Weilern ruhende Brücke über den Neckar. Die Zahl der Einwohner, die 1861 erst 2611 betrug, war bis 1880 auf 4400 gestiegen, darunter 2700 Katholiken und 1700 Protestanten; Juden sind nicht vorhanden. Diefen Aufschwung verdankt der Ort theillich der hier blühenden industriellen Thätigkeit. Früher bestand eine chemische Fabrik, jetzt sind vertreten: eine großartige Spiegel-fabrik mit 700 Arbeitern, deren Produkte nach allen Ländern der Erde gehen. Die Fabrik hat Niederlagen in Amerika und Australien. Ferner ist eine Anilin- und Anilinfarbenfabrik mit 150 Arbeitern in Betrieb. Die Fabrikate gehen nach allen Theilen Deutschlands. In kleinerem Maßstabe arbeiten eine Malsfabrik nach dem neuesten System mit 20 und eine Knopffabrik mit 6 Arbeitern. Einen erheblichen Zuwachs seiner Industrie erhält der Ort durch zwei in Entstehung begriffene Anlagen: eine große Fabrik für Ghinin und eine Dampfsegebrennerei. Der mit der größten Sorgfalt gehandhabte landwirthschaftliche Betrieb, der früher durch eine Musterwirthschaft unterstügt wurde, die aber längst eingegangen ist, findet seinen Mittelpunkt im Tabakbau, dessen Production sich auf jährlich 5000 Centner beläuft, die nach Mannheim, Rheinfelden, Heidelberg und Rheingruen verkauft werden. Von öffentlichen Gebäuden sind neben den beiden Kirchen und dem Rathhause besonders das 1877–78 errichtete Schulhaus, ein Muster- und Prachtgebäude mit den neuesten Einrichtungen, hervorzuheben. Im Allgemeinen macht der Ort mit seinen freundlichen Häusern und seiner sorgfältig gehandhabten Reinlichkeit einen sehr vortheilhaften Eindruck. Von Anstalten ist zu nennen eine Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder, geleitet von Barmherzigen Schwestern.

Käferthal wird in einer Urkunde Ludwigs, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogs in Baiern, vom J. 1227 zuerst als Ueberndal genannt. In zwei Urkunden Dito's des Erlauchten, Pfalzgrafen bei Rhein und Herzogs in Baiern, von 1230 und 1236 werden die Bauern von Ueberndal wegen einer Verschlingung mit dem Kloster Schönau als Zeugen aufgeführt. Die einst einen besonderen Anziehungspunkt von Käferthal bildenden englischen Park- und Gartenanlagen des Freiherrn von Reibold wurden 1835 bei Aussterben der Familie von der Gemeinde erstanden, parcellirt und versteigert. Das Reibold'sche Wohnhaus, ebenfalls in Privateigenthum übergegangen, ist merkwürdig, weil Schüller während des Aufenthaltes in Mannheim darin öfter verkehrte und gern in einer Aussicht auf die Bergstraße gewöhnlichen Freitage weilte, weshalb auch der Hügel, auf dem dieselbe stand, früher Schüllerhügel genannt wurde.

(A. Schroot.)

KAFF, Spreu, die beim Entkören der Strohfrüchte gewonnene Umhüllung der Samen. Die Spreu ist ein gutes Futtermittel, die von Hülsenfrüchten nahrungreicher als die von Getreide. Da aber die Spreu die entarteten und kranken Samen, die krafftlos ver-

ändern Blatt- und Stengeltheile, die Befallungspilze und eine Menge Schmutz enthält, so ist sie nicht selten die Ursache des Milzbrandes. Sie muß deshalb vor der Verfüttung sorgfältig gesiebt werden. (William Löbe.)

KAFFA, Káfa (Sidáma, d. h. Geiß in der Gallasprache), ein reich bewaldetes, namentlich mit wilden Kaffeebäumen besandenes wildes Bergland im Süden von Abyssinien, eine Fortsetzung der abyssinischen Alpen. Der auf 5200 m geführte höchste Gipfel, der Woscho, überragt selbst die höchsten Alpenhöher Abyssiniens.

Früher zu Abyssinien gehörig, bildet Kaffa gegenwärtig ein den mohammedanischen Gallasäfern, die, 1537 aus den Savannen des mittleren Südafrika kommend, zuerst in Abyssinien einfielen, unterworfenen eigentl. meist von arabischen Gonga bewohnten, sogenannten Königreich Kaffa, außerdem besteht es aber auch noch aus einer Anzahl kleiner, voneinander unabhängiger Reiche und Republiken, welche sämtlich, ähnlich wie kleine Festungen, mit Wallgräben umzogen sind und besetzte Eingangsthore haben. Someti die Gonga noch nicht zum Christenthum bekehrt sind, entwickeln unter ihnen die katolische Kirche eine lebhafte Missionsthätigkeit.

Hauptstadt ist Gonga (7° 12' nördl. Breite und 53° 43' östl. Länge) am Zusammenfluß des Göße mit dem Woscho gelegen; es besteht zwar nur aus weit zerstreuten Hütten, ist aber der wichtigste Ort dieses Theiles von Afrika und treibt lebhaften Handel mit Ziehh u. f. w., namentlich aber mit Kaffee; haben wir doch in Kaffa die eigentliche Heimat des Kaffees zu suchen.

(Richard Oberländer.)

Kaffa, Stadt im russischen Gouvernement Taurien, f. Feodosia.

Kaffeebaum und Kaffee, f. Coffea und Coffea Arabica.

Kaffeebitter, f. Coffeestoff.

Kaffeesurrogate, f. Coffeesurrogate.

KAFFERN, vom arab. Káfir, d. h. Ungläubiger, ein zu den Bantu gehöriges weitrerweigtes Volk in Südafrika. Alle Vantusämme haben eine dunkle, schwärzlich pigmentirte Haut und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit sehr verschieden ist, aber nie schlicht oder straff wird. Die ebenfalls sehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verschiedensten Schattierungen vom tiefen Sepia bis zum Braunroth; sahle, matte und röthliche Pigmentirungen kommen häufig genug vor und sind als abnorm zu bezeichnen. Der Körper ist meist kräftig entwickelt, der Schädelbau dollschädelhaft und hoch, die Gesichtsbildung bei keiner Rasse nie wirklich europäisch, sondern zeigt einen abweichenden Typus. Mit den Europäern haben sie die hohe Stirn und den erhabenen Nasenrücken, mit den Hottentotten die hervorragenden Backennochen, mit den Negern die aufgeworfenen Lippen gemein; der Darmtrakt ist schwach.

Die Kaffern zerfallen in fünf Völkerstämme: Die Ama-iona im Norden der Kaffernregion, südlich von ihnen folgen die Ama-iyazi, Ama-zulu, Ama-mpondo und Ama-osa. Die im Osten des Kafferngebietes wohnenden Ama-osa und Ama-zulu bezeichnet man als

eigentliche Kaffern, während die in der Mitte wohnenden Stämme als Beshuana und die westlichen als Draherero oder Damara gefaßt sind. Da die Colonisten die vielen fremdartigen Stammnamen nicht gut behalten konnten, so pflanzte sie diesen Theil der Bantu-Rasse nach Art der Araber Kaffern zu nennen; doch hören die Schwarzen diese Bezeichnung ungern.

Die Ama-zulu oder, wie sie sich nach einem früheren Häuptling selbst nennen, die A-Bantu-ba-kwa-Zulu haben den Typus am reinsten bewahrt.

Der Kaffer ist ein ehrlicher Mensch und verabscheut den Diebstahl innerhals seines Stammes, Europäern gegenüber, die er als Eintringlinger betrachtet, wird es damit nicht immer so genau genommen; aber von Ratur ist er keineswegs diebisch. Sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, einen Viehstand zu errichten und denselben zu vermehren. Im Umgang zeigt er sich leutselig und gesprächig; er hat viele Worte der Liebesung und der Schmeichelei. Sein Selbstverwehnen tritt stark hervor; man wird hanbgrifflich gegen den, welcher es verletzt. Er ist sorglos und denkt wenig an den folgenden Tag, weil er weiß, daß er stets als seine Bedürfnisse befriedigen kann. Zum Ackerbau hat ihn die Ratur nicht geschaffen, dagegen ist er ein vortrefflicher Wanderhirt. Als Krieger zeigt er sich unerschrocken und tapfer, er ist von Haus nicht etwa ein blutigerer Barbar. Der Kaffer ist scharfsinnig bis zum Spitzfindigen und im hohen Grade zweifelsüchtig. Er ergeht sich gern in Streitsagen und in seinen Fragestellungen geht er schlaue zu Werke, um die Gegner zu verwirren und zu verwirren. In der Familie gehören alle Angehörigen dem Hauptvater unbedingt; ebenso ist der Häuptling innerhals seines Stammes unumschränkter Gebieter, und sein Ansehen bleibt, solange er den hergebrachten Ueberlieferungen und Gewohnheiten entspricht. Der Kaffer ist insgemein ein hübscher, schlau und kräftig gebauter Mensch, muskelftark und in seinem ganzen Auftreten liegt viel Elastisches. Dagegen sind die Frauen, sobald die erste Jugendblüthe vorüber ist, nicht weniger als häßlich und im höheren Alter werden sie geradezu häßlich.

Eine nationale Eigenthümlichkeit sind die künstlich geformten Haartouren, deren bizarre Art viel zu dem wilden Anstrich der Gesichter beiträgt. Bei den jungen Burschen hängt das Haar wild um den Kopf herum in dünnen, verfilzten Strähnen; das Abzeichen der verheiratheten Männer aber ist der Ring oder Kranz. Zur Anfertigung desselben wird der ganze Kopf geschoren und nur rund um den Scheitel bleibt ein Kranz von Haaren stehen, welcher unter Benützung von Sehen zu einem festen Ringe gestaltet wird. Man überzieht ihn mit einem Gemisch von Kaugummil und Kohlenpulver und sobald er trocken geworden ist, gibt man ihm mit Fett den gehörigen Glanz. Die Mädchen halten das Haar ohne alle Kunststücke einfach kurz; bei Frauen scharf man den Kopf bis auf den höchsten Theil des Scheitels. Dort bleibt ein Haarbüschel stehen, welcher durch Einreiben mit Oel und Fett zu einer dichten Masse, zu einem aufstieigen Wulste oder Knopf

wird. Der Kaffer trägt einen schmalen Schurz, an welchem in gewissen Abständen gedrehte Streifen langhaariger Felle oder die geringelten Schwänze der wilden Kage hängen. Bei unangenehmem Wetter trägt man den auch bei anderen südafrikanischen Völkern üblichen Fellmantel (Karog). Bei friedlichen Gelegenheiten, zu Festlichkeiten, Kriegszügen und zum Krüge pufen sich die Männer in abenteuerlicher Weise auch mit recht grellen Farben heraus und schmücken den Haarfranz mit langen Kranichfedern. Dazu kommen noch Gehänge von Fellstreifen, welche die Brust bedecken, ein Gürtel von Kagenchwänzen und weiße Fellbüchel an Oberarm und Waden. Gleich dem Knaben geht das junge Mädchen bis auf ein Stück gefärbter und bemalter Haut, welches bis kaum an das Knie reicht, gänzlich unbedeckt einher. Dagegen wird der Körper reichlich mit Fett eingerieben und allerlei Schmuckgegenstände mit Vorliebe getragen.

Die Wohnung der Kaffern trägt im Allgemeinen den südafrikanischen Typus, d. h. die bekannte Bielenform mit niedriger Einfriedetür. Bei den Kaffern muß Alles scheinend sein, Hütte, Umzäunung, Feuerstätte u. s. w., es scheint, als ob ihm die Fähigkeit mangle, eine gerade Linie herzustellen. Das Innere der Hütte ist meist sauber und nett gehalten, Milchgefäße aus Büsen, wasserdicht geschnitten, stehen umher; Wurstpfeife oder auch Schiefgewehre hängen an den Wänden. Eine Gruppe von Kaffernhütten nennt man einen Kraal. Man baut den Kraal am liebsten auf einer geeigneten Fläche, damit das Wasser ablaufen kann. Ringsum wird die Gegend gelichtet, damit man die Bewegungen eines herandringenden Feindes übersehen kann. Zunächst wird ein Raum für das Vieh mit einem 2½ Meter hohen, recht starken Zaun umfriedigt, dies ist die Sibaya, eine den Kaffern geheiligte Stätte. Rundum stehen die Hütten, deren gewöhnlich zehn bis vierzehn einen kleinen Kraal bilden. Die, welche dem Eingange zunächst stehen, werden von den Tlenen bewohnt, dem sehr engen Eingange gegenüber, der nachts durch Wäpale geschlossen wird, stehen die Hütten des Häuptlings. Den Tag über ist die Herde unter Abhut der jungen Bürschen draußen auf der Weide, abends treibt man sie in die Umzäunung, woselbst auch von den Männern das Weiden der Kühe besorgt wird.

Der Kaffer pflegt sein Lieblingsvieh auf alle mögliche Weise zu schmücken und fällt dabei manchmal auf Jieraken, welche dem armen Thiere sehr schmerzhaft sein müssen; so schneidet er zum Beispiel Streifen aus der Haut, welche er in Stränge flacht, er sticht die Ohren, bringt die Hörner in allerlei abenteuerliche Gestalten u. s. w. Der Ochse wird nicht bloß als Zug- und Lastthier verwandt, sondern auch zum Reiten benutzt.

Für die Verwaaung ist ein 1½ bis 1¾ Meter hoher, ovaler Schild charakteristisch; er besteht aus roher Dohfenhaut, ist von regelmäßigem Zuschnitt und sauberer Arbeit und hat einen langen Stab in der Längsachse als Stütze, der oben mit dem geringelten Felle eines Leopardenfchwanzes oder anderem Pelzwerke verziert ist. An diesen Stab wird die Haut mit Stüden aus roher

Haut befestigt. Die Wursteule, Kirri, ist allgemein in Gebrauch, oder eigentlich nationale Angriffswaffe ist der Wurstpfeif, der Asagai.

Vielelei Geräthschaften haben die Kaffern nicht. Als Gefäße benutzen sie Kalebassen, flache Schüsseln und Töpfe von Holz, Melkimer u. s. w. In Herstellung von Flechtwerk haben sie eine besondere Geschicklichkeit. Was man in einem anderen Lande zusammenleimt, vereinigersalt, mit Nägeln oder eisernen Bändern vereinigt, wird von ihnen durch Bindewerk zusammengefügt; aus dem hochgewachsenen süßen Cypergras (*Cyperus textilis*) flechten sie Gefäße, welche völlig wasserdicht sind.

Die Stämme stehen unter erblichen, voneinander unabhängigen Häuptlingen; die Verwaltung wird durch eine Anzahl Unterhäuptlinge oder Kähe besorgt, die auf der linken Seite des Kopfes eine Messingplatte tragen. Bei tegangenen Verbrechen ist zumeist die ganze Sippe des Uebelthäters für die Unthat mit verantwortlich.

Die Seele der Bösen banert nach dem Tode fort und sucht die Lebenden zu tödten. Gegen die Anschuldigungen dieser bösen Geister dienen Amulette; auch gibt es Wunderdoktoren, die als Zauberer und Regenmacher in großem Ansehen stehen. Kranke legt man bei einigen Stämmen außerhalb der Umzäunung nieder, damit der Kraal bei ihrem Tode nicht verunreinigt werde. Nach dem Tode wird der Mensch zu einem Geiste, der in der Unterwelt dieselben Dinge, Häuser, Kühe u. s. w. findet, wie hier, doch viel kleiner, denn auch der Mensch ist dann eine Art Zwerg. Nach anderer Ansicht verwandelt sich der Mensch nach seinem Tode in ein Thier, am liebsten in eine Schlange; der tapfere Häuptling wird zum Löwen oder Elefanten.

Der gewöhnliche Kaffer begnügt sich meist mit einer Frau; die Häuptlinge und sonst vermögenden Männer haben deren mehrere, je nach ihren Mitteln. Thut ein Liebhaber die ersten Schritte um ein Mädchen, und es findet sich ein Nebenbuhler, so beginnt eine förmliche Versteigerung in der Art, daß die Bewerber Rinder zu zweien oder dreien dem Brautvater zuwenden und damit so lange fortfahren, bis der eine nichts weiter sendet. Dann wird das Vieh beider Parteien einer genauen Prüfung unterzogen und die Wahl getroffen. Der abgewiesene Liebhaber hat dann wenigstens die Genugthuung, daß ihm das Mädchen selbst, mit dem besten Schmuck angethan, sein Vieh wieder zurücktreibt. Die Hochzeitsgebräuche bestehen darin, daß die älteren Frauen der Sippe des Bräutigams die Braut gründlich schlecht machen, und letztere ihr Mißthun an dem Bräutigam süßt, indem sie ihn höhnt, schlägt und beschimpft. Letzteres geschieht, damit er wisse, daß er bis jetzt noch gar nichts zu befiehen habe. Einige Tage später würde es ihr freilich schlecht bekommen, wenn sie sich dann noch solche Freiheiten herausnehmen wollte. Bei der Hochzeitsceremonie haben der Vater der Braut und der Bräutigam Ochsen zum Festen zu geben. Mit seiner Schwiegermutter darf der Mann niemals ein freundliches Wort sprechen, ja er darf sie nicht einmal ansehen. Will

er durchaus mit ihr reden, so muß dies aus einiger Entfernung gesehen und mit sehr lauter Stimme; hat er aber etwas zu sagen, was kein dritter hören soll, dann stellen beide Theile sich hinter einen Baum, der so hoch ist, daß sie einander nicht sehen können.

Den Colonisten haben die eingeborenen Kaffern viel zu schaffen gemacht. Die Holländer und Engländer wären zwar bereit gewesen, ihnen Ländereien abzukaufen, feste Grenzen zu bestimmen und Wein und Mehl streng zu scheiden; allein den Kaffern war der Begriff des Kaufens nicht deutlich zu machen. Sie räumten gegen so und so viel Stück Vieh den Weißen bestimmte Gebiete ein, aber sie hielten dieses Land dennoch für ihr Eigenthum und wollten nach wie vor die Oberhoheit darüber ausüben. Da selbstverständlich nur von Seiten der Weißen schriftliche Contracte aufgesetzt werden konnten, und beide Parteien in Sprache und Anschauungen voneinander durchaus verschieden waren, so gab es bei allen dergleichen Unterhandlungsversuchen unausgesetzte Mißverständnisse, und als sich um die Boers (holländische Bauern) trotzdem um Graf Rynneit anstellen, kam es 1811 zum ersten Kafferkriege. Die Wilden überfielen die Ansiedler, um ihnen das Land wegzunehmen, und diese wandten sich Hülfe suchend an die Regierung. Die englische Behörde übernahm das Amt eines Schiedsrichters, aber freilich eines sehr partiellischen Schiedsrichters: sie vertheilte den streitigen Grundbesitz, den man District Zureveldt nannte, unter die Boers. Damit war natürlich der Friede nicht hergestellt, sondern der Kampf entbrannte auf beiden Seiten um so erbitterter, bis schließlich die Schwarzen über den großen Fischfluß zurückgedrängt und alles Gebiet jenseit des Stromes in den Händen der vereinigten Holländer und Engländer war.

Nach dem bald darauf folgenden zweiten Kafferkriege zwang Lord Charles Somerset die Kaffern im J. 1819 den Keisammakass als Grenze anzuerkennen. Alle Stämme, die diesseit des Stromes wohnen blieben und sich häuslich niedergelassen hatten, wurden britische Unterthanen. Im J. 1835 brach der sehr blutige dritte Kafferkrieg aus. Die Eingeborenen, wol 12,000 an der Zahl, richteten unter den am Keisammakass wohnenden Landleuten und Viehzüchtern ein entsetzliches Blutbad an, raubten, sengten und plünderten und verließen, mit reicher Beute beladen, das Land. Der englische Statthalter, Benjamin d'Urban, konnte diesen Frevel nicht ungeahndet lassen, und ein heftiger Krieg war die Folge, in dem Tausende von Menschen ihr Leben verloren und große Summen Geldes, sowie auf beiden Seiten großes Verblutstum verlustig ward. Schließlich gelang es dem Gouverneur, die Schwarzen zu besiegen und ihnen ein Stück Land wegzunehmen, das alshald unter die weißen Ansiedler vertheilt ward. Im Mutterlande aber mißbilligte man das Verfahren und, trotz aller Proteste seitens des Gouverneurs und der Colonisten, mußte den Kaffern das Land, das bereits von weißen Ansiedlern besetzt war, wieder zurückgegeben werden. Nicht Friede, sondern dauernde Feindschaft waren die Folge der Maßregel, denn diese unüberlegte Handlungsweise wogte die Kaffern in den Wahn ein, die Engländer

der hätten im Gefühle ihrer Schwäche den ihnen abgejagten Raub fahren lassen und wünschten um jeden Preis Frieden. In der Hoffnung, die verhassten Fremden bis zur See zurückdrängen zu können, brachen die Kaffern den nächsten (vierten) Krieg vom Jaune. Das alte Schaupiel wiederholte sich; in beiden Feiertagern gab es große Verluste an Leben und Eigenthum. Aber nur ein Jahr vermochten die Wilden der Kriegskunst der höheren Rasse Widerstand zu leisten; dann mußten sie sich ergeben und Frieden schließen. Ein Theil der Kaffern ward in englische Bürger verwandelt, denn nun erfolgte zum zweiten male die Annexion jenes Bezirks, den man ihnen bereits einmal fortgenommen und, von falschem Mitleid getrieben, wieder eingeräumt hatte. Der Keisfluß ward als Grenze angelegt; zwischen diesem Strom und dem Keisamma gründete man im J. 1847 eine Provinz, die den Namen Britisch-Kaffraria erhielt. Das Land zwischen dem Keisamma und der Colonie Natal verblieb den noch nicht besiegten Eingeborenen und erhielt den Namen Frei-Kaffraria.

Während in Britisch-Kaffraria, woselbst sich viele Deutsche angeßiedelt haben, sich der Wohlstand mehrte, und namentlich die Fingos, die treuesten farbigen Anhänger der Capolohnisten, einen sehr zufriedenen Theil der Einwohnerchaft bilden, gestaltete sich das Leben in Frei-Kaffraria viel unruhiger, denn die Kaffern sanften fortwährend auf blutige Raube. Namentlich machte ansangs der „Prophet“ Malanna den Engländern lange Zeit viel zu schaffen, später im J. 1857 gestalteten sich unter dem Propheten und Häuptling Krili die Angelegenheiten noch viel ernster, bis endlich den englischen Waffen ein schwer erkaufter Sieg zutheil ward und Ruhe eingekehrt schien.

Da ließ im J. 1871 England seinen Anneziionsgelüsten die Zügel schießen und nahm unter einem Schein Grunde die auf dem Gebiete des Transkeiwaats entdeckten Diamantfelder in Beschlag. Die dadurch hervorgerufene allgemeine Mißstimmung benutzten die Kaffern unter Krili zu einem abermaligen Aufstande, in welchem sie inbessern in mehreren Schlachten geschlagen wurden. Bald waren sie nicht mehr bedacht, Eroberungen zu machen, da sie ihr Hab und Gut, ihre Freiheit und ihr Leben zu vertheidigen hatten. Krili mußte flüchten, die Engländer proclamirten seine Abgebung und demächtigten sich seines Landes, das sie an ihre Unterthanen vertheilten. Trotz energischer Gegenwehr seitens der Nachfolger Krili's blieb diese Anneziun zu Recht bestehen, und seit Juni 1878 steht ganz Kaffraria vom Caplande bis zur Colonie Natal unter britischer Herrschaft, die Bezeichnung „Frei“ ist gestrichen.

Die am 12. April 1877 erfolgte Anneziun der Kapland Transkeiwaal seitens der Engländer war ein weiterer Schritt zur Vervollständigung der offenkundigen Absicht dieses Volkes, ganz Südafrika in britisches Gebiet zu verwandeln, und erregte den Zorn nicht nur der Kaffern, sondern auch der holländischen Ansiedler, der Boers. Zunächst hatte dieselbe den Krieg mit Keshwano, dem Häuptling der Zulukaffern, zur Folge, der, am 11. Jan. 1879 beginnend, nach harten Kämpfen, in denen das Blut

nicht immer auf Seite der Engländer war, am 21. Aug. desselben Jahres mit der Gefangennahme Ketschwaye's endete.

(Richard Oberländer.)

KAFFERN (sprachlich). Kaffrische oder Bantusprachen im weiteren Sinne sind die sämtlichen mehrsyllabischen, präfigierenden Sprachen der sogenannten Kafferrasse. Sie zerfallen in drei Gruppen: 1) eine östliche: Kafir, Zulu, die Sprachen der Barotse, Bayene und Maschona, ferner das Kisuaheli, Kiflamba, Kifisa, Kiposomo und Kijalu umfassend; 2) eine mittlere: Setschuana, Sesuto, Schlapi, Setolongo, Tseka und 3) eine westliche: Bunda, Londa, Herero, Kongo, Dikete, Isubu, Dualla, Mpongue u. i. w. in sich begreifend. Na-ntu = Menschen ist ein in dieser Sprachenfamilie weit verbreitetes Wort. Man hat diese Sprachen nach ihrem hervorsteckendsten Merkmale abtheilende genannt. Sie besitzen nämlich außer den Pronominibus

1. und 2. Person noch deren bis zu acht für die 3. Person, welche je im Singular und Plural in beiden Numeris wiederum je in sechs verschiedenen Formen auftreten, einer selbständigen, subjunctivischen, einer präfigirten, einer subjectiven (der vorigen verwandt), einer suffigirten, einer objectiven und einer possessiven. Eine eigenthümliche Congruenz dieser Elemente bringt nun die Prädicates, Attributs-, Object- und Genitivverhältnisse zum Ausdruck, und dies verleiht den Bantusprachen ihr merkwürdiges syntactisches und lautliches Gepräge. Das Lautlernen dieser Sprachen ist einfach und harmonisch entwicelt; nur das eigentliche Kafir und einige benachbarte Dialekte haben drei der hohlenstimmigen Schalllaute angenommen, den dentalen l, den palatalen j und den lateralen ll. Der Accent ruht meist auf der vorletzten Silbe. Folgende Tabelle zeigt die wichtigsten unter dreizehn Sprachen herrschenden Lautverschiebungen.

Kafir	Tekéza	Setschu- ana	Tette, Sena	Makua	Kisuaheli	Kinika	Hereró	Angola	Kongo	Mpong- we	Benga	Isubu, Dualla
k	k	χ h' g	k	y	k	k	k	k	k	g	...	k
k	h	ky kh'	ng	k g	g	g	ng	ng	ng	k	...	...
ng	ng	k	ng	ng	ng	ng	ng	ng	ng	ng	...	...
h	r	r	t	r	t	h	t s	t	t	g	r	l
nt	n	th	ntt	tt	t	t	nd	t	nt	r	t	t
ti							ti	tschi				
d	l	l	t	...	...	...	nd l	nd l	...	l	...	...
nd	nd	t	...	...	nd	nd	nd	nd	...	nd	...	n
p	h	f h	p	v	p	h v	p	b	...	v	...	w
p	m	p										
mp	b	ph	p	p	...	...	...	...	...	...	...	...
b	b v	b	h mb	h p	w	h	p v	b h	h	v	b	b
ba					ba	ba						
mb	mb	p	...	...	mb	mb	mb	mb	...	mb	mb	mb
mb-	mob-	m-	...	...						
f	f	f h	p	v	f	f	θ' (s)	f ff	f	w	v	...
f			v	l r								
fu			fu ku	ku tu			t	fu				
v	f	b r	...	...	f	f	θ' (s)	f	...	...	...	...
v		ku										
		tschu										
		p										
mv	mf						mb	mf	nv			ngu
mvu							ndndθ'					
χ' l	...	...	s	s	t	ts	k h	s	ss t	t	...	...
s	s tsch	s ts	s	h h	s (ss)	s (ss)	t ty	s k	k ss	zy nty	h	s
										h		
z	t	ts, χ l	dz	d r	dsh z	ts z	θ' h	sch (g)	z	g s dsh	d	r
z												
nz	t	ts	...	...	dy	ts	...	...	nz	ndsh	h	d
nz	mf	p										
l	l	l	r	l	ll h	r, rr l	r	l r	l	n nl ny	d h	d l h
n	n ny	n	...	...	n	n	n	n	n	n	m	m mb
m	m	m	...	...	m	m	m	m	m	m	m	m mb
nx' l	...	...	...	...	nd	ns nts	ndy	nz	ndsh	ndsh	ndsh	ndsh

Die Wortstämme sind meist mehrsilbig; verbale und nominale Ableitungen werden durch Suffixe, seltener durch Präfixe oder Reduplication geschaffen. Nachstehende

Tabelle zeigt die eben erwähnten Präfixe der 3. Person in ihren vollsten Formen.

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.	X.
	sing. plur.	sing. plur.	sing. plur.	sing. plur.	sing. plur.	sing. plur.				
Kafir . .	m ba	m mi	li ma	si zi	n zin	lu —	(ka)	bu	ku	—
Zulu . .	mu ba	mu mi	li ma	si zi	n zin	lu —	{ka}	bu	ku	—
Sezłapi	mo ba	mō me	le ma	se ri	n rin	lo —	{za}	bo	zo	—
Sesuto . .	mo ba	mō me	le ma	se li	n lin	le —	{ka}	bo	li o	—
Tekeza . .	mū va	mū mi	ri ma	tschi —	n thin	li —	—	bu	ku	—
Tette . .	mu va	mu mi	zi ma	tschi psi	n zin	— tu	ka	u	ku	pa
Sena . .	mu va	mu mi	ri ma	tschi pi	n ziu	— tu	ka	u	ku	pa
Makua . .	mu a	mu mi	ni ma	ki —	n —	— tu	ka	u	u	—
Kihiau . .	mu va	mu mi	li ma	ki vi	n n	lu —	—	u	ku	pa
Kikamba . .	mu a	mu mi	i ma	ki i	n n	u tu	ka	u	ku	wa
Kinika . .	mu a	mu mi	— ma	ki vi	n n	lu —	ka	u	ku	va
Suaheli . .	mu wa	mu mi	— ma	ki vi	n n	u —	—	u	ku	pa
Sambala . .	mu wa	mu mi	— ma	ki vi	n n	lu —	ka	u	ku	ha
Bayeye . .	mu ba	mu me	li ma	se —	n zin	lo —	ka	o	ko	—
Hereró . .	mu va	mu mi	e,ori ma	tyi vi	n ŝon	ru tu	ka	u	ku	po
Sindonga . .	mu a	mu mi	e,ori ma	schi vi	n ŝo, n	lu tu	ka	u	ku	—
Nano . .	mu va	mu mi	e,ori va	tyi vi	n ŝon	lu —	ka	u	gu	—
Angola . .	mā a	mū mi	ri ma	ki i	n schin	lu tu	ka	u	ku	—
Kongo . .	mu a	mu mi	ri ma	ki i	n zin	lu tu	ka	u	ku	—
Mpongwe . .	om a	om in	i am	ez i	n sin	o —	—	—	—	—
Dikele . .	mu ba	mi mi	di ma	vi bi	n —	la, ŝa la	dsh, a	bo	—	—
Benga . .	mu ba	mw mi	di ma	vi bi	n n	— lo	e	bo	—	—
Duala . .	mu ba	mo mi	di ma	i bi	n n	l lo	e	bo	—	—
Isubu . .	mo ba	mu mi	di ma	dsh bi	n n	l lo	e	bo	—	o
Fernando Po	bu ba	bu bi	di ba	si bi	n n, i	lu to	e	bo	—	—

Zu bemerken ist aber, daß nicht in einer jeden der Sprachen die Singular- und Pluralpräfixe sich genau wie unter I.—VI. angegeben entsprechen, und daß dasselbe Wort nicht notwendig in allen Sprachen der nämlichen Klasse angehört muß. Allgemeine Grundzüge nach Art der Genderegeln in unsern Grammatiken dürften sich nur für einzelne, verhältnismäßig wenige Kategorien von Substantiven aufstellen lassen. So z. B. gehören die Namen von Nationen unter Klasse I, die von Sprachen unter Klasse IV:

mosuto, der Suto, basuto, die Suto, sesuto, die Sutosprache;
u-muzulu, der Zulu, a-bazulu, die Zulu, i-sizulu, die Zulusprache;
o-muhereró, der Herero, o-vahereró, die Herero, o-tyihereró, die Hererosprache,
mukamba, der Kamba, akamba, die Kamba, kikamba, die Kambasprache u. s. w.

Wie nun diese Pronominal-elemente den Bau der Sprache beherrschen, ergeben folgende Beispiele aus der Zulusprache:

- Kl. I. ntú, Mensch: u-mu-ntu w-etu o-mu-ŷle Mann unser schön
u-ya-bonakala, si-m-tanda. er/sie/it, wir/ihr/lieben
Plur. a-ba-ntu b-etu a-ba-ŷle ba-Leute unsere schönen er/ya-bonakala, si-ba-tanda. —
scheinen, wir/er-lieben.
Variationen hierauf:
Kl. II. tí, Baum: u-mu-ti w-etu o-mu-ŷle u-ya-bonakala, si-w-tanda.
Plur. i-mi-ti y-etu e-mi-ŷle i-ya-bonakala, si-yi-tanda.
Kl. III. zwe, Land: i-li-zwe l-etu e-li-ŷle li-ya-bonakala, si-li-tanda.
Plur. a-ma-zwe etu a-ma-ŷle a-ya-bonakala, si-ica-tanda.
Kl. IV. zwe, Wolf: i-si-zwe s-etu e-si-ŷle si-ya-bonakala, si-si-tanda.
Plur. i-si-zwe s-etu e-si-ŷle si-ya-bonakala. si-si-tanda.

Kl. V. tombi, Mädchen: i-n-tombi y-etu e-n-γ'le i-ya-bonakala, si-γi-t.

Plur. i-zin-t. z-etu e-zin-γ'le zi-ya-bonakala, si-zi-t.

Kl. VI. tanda, Liebe: u-ku-tanda ku-etu o-ku-kulu Liebe unsere große ku-ya-bonakala. a-ba-ntu erkennt. Die Menschen ba-ku-bona, si-ku-bonakalisa, sie dieselben, wir sie zeigen.

Das Zahlensystem ist decimal; doch weichen die Ausdrücke für die Zahlen 6—9 so stark voneinander ab, daß man auf ein älteres, quinäres System zurückschließen darf.

Literatur: W. H. J. Bleek, Comparative Grammar of South African Languages, Pt. I, Phonology, Pt. II, Sect. I, The noun. London 1862 und 1869, 8., ist leider unvollendet geblieben. Einzelsprachliche Grammatiken und Wörterbücher besitzen wir dagegen in großer Menge. — W. B. Boyce, A Grammar of the Kafir Language, 2^d ed. Lond. 1844, 8. — J. W. Appleyard, The Kafir Language. King William's Town 1850, 8. — J. Ayliff, A Vocab. of the Kafir Language. London 1846, 8. — Z. A. Bonap, Anleitung zum Erlernen der Kaffern-Sprache. Onabau 1862, 8. — (Colenso), First steps in Zulu-Kafir. Ekunakanyeni 1859, 8. — Dersf. Zulu-English Dict. Pietermaritzburg 1861, 8. — L. Groul, The Isizulu, a Gramm. of the Zulu lang. Natal 1859, 8. — J. L. Krapp, Outline of the Elem. of the Kisuahili Lang., with special reference to the Kinika Dialect. Tübingen 1850, 8. — E. Steere, Handb. of the Swahili lang. Lond. 1870, 12. — Dersf. Collections for a Handb. of the Yao Lang. Lond. 1871, 12. — Dersf. Collections . . . Shambala Lang. Zanzibar 1867, 12. — Dersf. Coll. . . Nyanwezi Lang. London s. a. 12. — E. Casalis, Études sur la langue Séchuana. Paris 1841, 8. — J. Archbell, A Gramm. of the Bechnana Lang. Grahamstown 1837, 8. — J. Fridoux, A sketch of the Sechuana Gramm. Cape Town 1864, 8. — F. Gahn, Grundzüge einer Gramm. des Herero. Berlin 1857, 8. — H. Brucciotti à Vetralla, Regulae quaedam pro difficillimi Congensium idiomatis faciliori captu. Rom 1659, 8. — A Gramm. of the Mpongwe lang. New York 1847, 8. — Le Berre, Gramm. de la l. Ponguée. Paris 1873, 12. — (Les missionnaires du Gabon) Dictionnaire français-pongouais. Paris 1877, 12. — A Gramm. of the Bakéle Lang., with vocab. New York 1854, 8. — J. Merrick, A Gramm. of the Isubu tongue. Bimbia 1854, 8. — J. L. Mackey, A Gramm. of the Benga lang. New York 1856, 8. — B. M. de Carnateatim, Collecção de observações grammaticas sobre a lingua Bunda ou Angolense. Lisboa 1805, 4. — Dersf. Dicc. da la l. Bunda ou Angolense. Lisboa 1804, 4. — J. Clarke, Introd. to the Fernandian tongue. Berwick-on-Tweed. 1848, 8.

(G. von der Gabelentz.)

Z. Gesell. v. W. u. R. Dritte Section. XXXII.

KAFIR und KĀFIRISTĀN (کافر). Kafir nennt

der Araber jeden Ungläubigen, der nicht den Sagen des Koran folgt; Kāfiristān (کافرستان) bedeutet im Persischen das Land der Ungläubigen im Hindufuß-Gebirge. Dieses Land ist eine wahre terra incognita: kein Europäer ist dahin eingedrungen; alles, was wir darüber wissen, beruht auf Aussagen von Arabern und von Eingeborenen der indischen Grenzgebiete.

Geographische Uebersicht. Das Land bildet ein unregelmäßiges Viereck zwischen 34° 50' und 36° 15' nördl. Br., 70° und 71° 50' östl. Länge v. Gr. Es ist ein Alpengebiet, das in seinem zum Kabulstrom hinabreichenden Bergabhängen den Uebergang zu Indien bildet. Der mächtige Stamm des Hindufuß, die Wasserscheide zwischen dem Egos und dem Indus, gehört mit seinem mittleren Theile vom Flusse Khawāk an bis zum Flusse Dō-rāh (16,500 engl. Fuß), oder vom Uebergange aus dem oberen Thale des Panghir nach Andar-āh bis zum Uebergange aus dem Thale Hinggān in Ober-Citrāl in das Gebiet von Manjān, zu Kāfiristān. Baumähnliche Hochflächen, die nur im Spätsommer gangbar sind, ausgebreitete Schneefelder, welche zahlreiche nord- und südwärts abfließende Bergströme nähren, charakterisiren diese Hochregion, deren niedrigste Abhänge (bis 10,000' hinauf) dicke Nebelwälder bedecken. Von der Hauptfette läuft nach Nordosten mitten durch Bādakhšan ein Gebirgsstamm aus, der im Dašt-i-Gargās und Dašt-i-Khās hart an der Bergung des Kokčā-Flusses enbigt; zahlreicher und mächtiger sind die Gebirgsflüsse, welche südwärts zu dem Zwillingstrom von Kabul und von Citrāl streichen. Die mühselste dieser Abzweigungen bildet die Wasserscheide zwischen dem Unterlaufe des Stromes von Citrāl und einem Hauptflusse des Kabulstromes, dem Alingār; sie trägt zahlreiche Gipsfel von 14—16,000' und enbigt in dem aus Urgestein bestehenden Masse des Sān oder Khund (14,000'), das durch einen Granitknoten mit dem weiter im Südwesten sich erhebenden Kāsmūd (10,000') verbunden wird. Ein nicht minder mächtiger Zweig streicht weiter im Osten aus der Gegend des Flusses Dō-rāh und enbigt gegenüber Asmār und Caghān-sarāi; es ist die Wasserscheide zweier bedeutender Zuflüsse des Stromes von Citrāl. Ein dritter Gebirgsast zieht sich gegen Kilānagar hin. Auch auf der Westseite des Alingār bis zum Panghir-Thale gehen wichtige radiale Ketten vom Hindufuß aus; eine derselben enbigt im Koh-Kāring (12,000') oberhalb Laghman. Alle diese Ausläufer verzweigen sich auch der Durre nach und bilden ein complicirtes System von Gebirgsflüssen, die durch Erosionsthäler (Kaf. gāl, gul; Citr. gol, bedeutet auch „Canton“) in allen Richtungen voneinander gescheiden sind. Der Kāring und das System des Khund mit dem Kāsmūd sind also die südlichen von Westen nach Osten verlaufenden Duerrtel, welche gegen die Alluvialebene des Kabulstromes terrassenförmig abfallen, zu betrachten. — Was die Flüsse (Kaf. nandī, nanni; Citr. sinn) betrifft, so kennen wir nur die Einmündungen der be-

deutenderen Zuflüsse des Kabulstromes genauer. Genannt seien der Nigr-aw, der Tagh-aw (vielleicht der Badr-aw Baber's), der Alingär und der Strom von Citral. Der Alingär, im Oberlaufe auch Sinah und Kôu genannt, entspringt nach Baber in dem Canton Gewär; von seinen Zuflüssen aus dem Khund-Maffio sind die Bäche von Citali und Pariana bekannt; wichtiger ist der westliche Zufluß, der Aliang, der nach Baber in dem Canton Meil entspringt; er vereinigt sich mit dem weit stärkeren Alingär bei Tri-gari in Lagh-män. Der Strom von Citral wird im Unterlaufe auch Fluß von Kämah, von Kumar, von Caghân-sarai genannt; in Citral selbst führt er den Namen Khô, was sehr an Kôz; bei Arianos und Kôz bei Polemalos erinnert; dem Lande der Kasies gehören nur seine westlichen Zuflüsse an, deren Namen uns unbekannt sind. Alle diese Ströme und deren Zuflüsse haben im Oberlaufe ein sehr starkes Gefälle; Stromschnellen und Wasserfälle sind hier überaus häufig; die Schneemassen der Gebirgskämme führen reichlich Wasser zu, bedeutende Mengen von Transportgefäßen gelangen in die unteren Regionen; hier und da wird Silber- und goldhaltiger Sand ausgewaschen. Die Thäler sind meist schmal, der Humusboden (Kaf. büm, pälläl) ist auf wenige Striche eingeschränkt; gährende Abgründe und enge Schluchten, welche mit Holzstegen (Kaf. séu, séu; Citr. ser = Estr. sétu) mühsam überbrückt werden, erschweren die Communication. Die Jahreszeiten haben ungefähr denselben Verlauf wie in Mittel-Europa, daher die Viehzüchtung im Gegenfatz zum tropischen Indien: Frühling (Kaf. wäunt, Kal. basua, Citr. bosün), Sommer (Kaf. nînga, aus Estr. nidäggha, Citr. grîspah), Herbst (Kaf. sürü, sürü; Citr. Sarah) und Winter (Kaf. zê, zin, éran. B.; Kaf. heman, Citr. yomün). Der Regenschall (Kaf. wâs, Kal. bäsik, Citr. boşik) ist am stärksten im Frühjahr und in den Monaten August und September; Hagelwetter sind häufig, im Winter Schneefälle; zur Zeit der Schneeschmelze und der Lavinenstürze (Citr. zêtt) äußert sich die Kraft der Gießbäche verheerend; die Menge der Niederschläge ist im Kasirgebiet stärker als in Citral und Yasin. In den südlicheren Niederungen herrscht im Sommer große Hitze, während die höheren Regionen sich eines gemäßigten, alpinen Klimas erfreuen; daraus ergeben sich bedeutende Gegensätze für die Vegetation. Im Fusse des Khund sind reiche Bestände von Eichen und Nadelbäumen, in den Thalniederungen Oliven- und Granatapfelfflanzen, Walnußbäume und Weizenselder; darüber erhebt sich eine Region dichten Schwarzwaldes mit Fichten aller Art, darunter auch abies Smithiana; weiter hinauf wächst nur Knieholz, spärliche Juniperus-Gesträuche und etwas Futtergras; noch höher sind die Fellen kahl und öde, die Gipfel weiß von Schnee (Kaf. zîm, sîm, mit éran. Nlanut; Citr. him, Paschai im). Dichte Nadelholzwaldbungen sollen namentlich in den oberen Thälern gegen den Hinbutusch, z. B. am Nigr-aw und westwärts von Lut-khô, vorkommen; die südlicheren Striche und die günstiger gelegenen Thäler der

Mittelzone besitzen eine Flora, welche die Griechen unter Alexander als die heimliche wiedererkannten; immergrüne Sträucher, die mediterranen Fruchtgattungen herrschen hier vor; der Weinstock wird überall gezogen, das Getränk soll jedoch übel munden. Von Cerealien wird Weizen, Gerste und Hirse angebaut, Reis gedeiht nur in den feuchten (und heißen) Niederungen Laghman's. Die Felder sind auf den schmalen Terrassen künstlich angelegt, die mangelnde Humuserde wird durch Sand und Dünger ersetzt, jedes Fleckchen Landes wird ausbeutet, die Irrigation ist sorgsam; die Ackerkultur erfordert viel Fleiß und Geduld, der Ertrag ist gleichwohl für die dicke Population ungenügend. Die Bevölkerung Kafiristans wird ungefähr auf 130,000 Seelen geschätzt.

Wir führen hier einige die Flora charakterisirende Wörter aus den Hindufisch-Sprachen an:

„Apfel“, Kaf.: pârura, pârâ, palla; Citr.: pâlogh; (Estr.: phâla).

„Birne“, Kaf., Citr.: tâng; Gowrô: tângu. „Granatapfel“, Kaf.: amâr, amaruk; Paschai: amirik.

„Aprikose“, Kaf.: tsira, tsîri; vergl. Kafschm.: tsér; Djabgh: éiré; Kalt.: üli.

„Walnuß“, Kaf.: yû, yamû; Paschai: ambû. „Weintraube“, Kaf.: drâs, drâs; Citr.: droc; Paschai: dâsik (Estr.: drâksû); vgl. Apazôx. Drot in Kabulistan bei Polemalos.

„Gerste“, Kaf.: zau, zû; Gowrô: yan (Estr.: yava).

„Weizen“, Kaf.: güm, göm (Estr.: godhîma).

Auch hinsichtlich der Fauna treten Gegensätze zwischen der Natur Indiens und der Alpennatur hervor; in den südöstlichen Strichen gibt es mehrere Arten von Affen, ferner Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Schakale, Mainas und Papageien, Moskitos; höher hinauf finden sich Bären, Wölfe, Füchse, wilde Katzen, Wildschweine, Stachelschweine, Igel, Flußottern (besonders in Citral), Murmeltiere; Adler, Geier und Falken sind überaus häufig, auch Wildgänse, Enten; ferner: Rehbühnen, Waldbühnen, Ichtioses, Fasane, Wachelt, Singvögel aller Art. Pferde und Esel sind bekannt, werden aber nur in den breiten Thälern (z. B. in Katâr und Gumbir) gezüchtet. Das Rind der Niederungen ist unansehnlich, höckerlos; in den Bergen gut entwickelt, großbuckelig. Die Schafzucht ist nur bei den Wämas von Belang; die Ziegen dagegen sind von vortrefflicher Rasse und bilden den Hauptreichtum der Kasies. Der Reichthum an Rothwild ist hervorzuheben; Antilopen, Steinböde, Stirke (bara-singas und uriyâs), wilde Esel, Moschusthiere werden in Menge erlegt. Im Ganzen herrscht die Alpenwirtschaft vor; Fleisch, Milch, Käse, Butter bildet die Hauptnahrung der nördlicheren Stämme; auch Honig und Wachs wird in großen Quantitäten gewonnen. Vagabundire und Reptilien sind durch zahlreiche Arten vertreten; die Schlangen gelten für dämonisch und werden nie getödtet (vgl. die Berechnung der Schlangengötter im alten Udyâna). Kälte sind gewöhnlich, dagegen sollen Fische fehlen.

Anbei folgen einige Thiernamen:

„Hund“, Kaf.: sū, sūn, šōn; kūrī, Laghm.: khudūnk.

„Pferd“, Kaf.: ušp, haš; Ğitr.: istōr (iran. W.);

Kaf.: gūrā, gōra; Pašqai: ghōdā (Ğtr.: ghōta).

„Efel“, Kaf.: gōddā; Ğitr.: gordok (Ğtr.: gardabha; Prāfr.: gaddāha).

„Rind“, Kaf.: gō, gā, gāo; Kun. Nar.: gōlang;

„Kalb“, Kaf.: watsala.

„Schaf“, Kaf.: wāmi, vgl. Ğtr. vāma, „Gut, Habt“; daher der Canton: Wāmastān? Pašqai: wī;

Kaf.: mēš; „Widder“, Pašqai: nī (aus nīr „Männchen“); „Lamm“, Kaf.: barī.

„Fleisch“, Kaf.: wāsā; Ğitr.: pai; Nar.: plāng u. f. w.

„Steinbock“, „Antilope“, „Reh“, überh. „Rothwild“,

Kaf.: marang, marang, marā; Ğitr.: maroi (Ğtr.: mrga).

„Bär“, Kaf.: rīc, rīts; Kaf.: its; Koh.: ūc; Ğitr.: ort (Ğtr.: rksā; Prāfr.: rīccha, accha, ikka).

„Ase“, Kaf.: markrō; Ğitr.: mukkul; Pašqai: makakūl (Ğtr.: markata).

„Wilbe Rahe“, Kaf.: pišās, pišās, pušak; Pašqai: pišūndik; Ğitr.: puši.

„Fuchs“, Kaf.: alwākī; Koh.: lambāhi.

„Tiger“, Ğitr.: purdūm.

„Huhn“, Kaf.: kīkūr, kūrūr; Pašqai: kīkkūk.

„Rebhuhn“, Kaf.: žū, žūwai; Ğitr.: kulu; Djb.: žōrzh.

Die wichtigsten Metallnamen sind:

„Eisen“, Kaf.: ūmā; Ğitr.: ūmār; Pašqai: ūmār; Nar.: ūmer; Ğtr.: tsambar.

„Kupfer“, Ğitr.: tūrūm (Acc.: tūrmo); Torw.: tambā.

„Messing“, Kaf.: harila; vgl. harilek, „gelb“.

„Silber“, Ğitr.: drozūm (Acc.: drozmo), v. l.: drōzūm; Kaf.: arūa, rū (Ğtr.: rūpya); čitta, „weiß“.

„Gold“, Kaf.: sorūm (Acc.: sormo); Kaf.: sorun, sūn, sōna (Ğtr.: svarna).

Ethnographische Stellung der Kafirs. Der physische Typus der Kafirs bietet manches Eigene. Die Körpergröße ist im Durchschnitt geringer als bei den Tägik's und Afghanen, dagegen zeichnen sich die Kafirs der Ebene durch sanftere und gefälligere Gesichtszüge, die der Gebirge durch stark entwickelte Muskulatur aus; die Kopfform ist oval, die Gesichtsfarbe rötlich angehaucht; die Farbe der Augen braun oder grau, nicht selten dunkelblau; die Wimpern sind lang, die Brauen verlaufen in regelmäßigen schmalen Bogen und nähern sich stark an der Nasenwurzel; die Farbe des Kopshaars wechselt zwischen schwarz, kastanienbraun und lichtbraun, unter den Knaben und Mädchen soll es auch flachselbige geben. Kröpfe finden sich in einigen Bergcantonen eben so häufig wie bei den Kul'ta's im Himalaya. Die Hinnelung zu dem blonden Typus bildet ein unterscheidendes Merkmal der Kafirs gegenüber den Eingeborenen Indiens und Afghanistans; wir dürfen an-

nehmen, daß sich der Typus der arischen Rasse in dem alpinen Hindufuschgebiete getreuer und länger bewahrt hat als in den fülligeren Klimaten unter den Drawida's und Kuschiten. Diefelbe Beobachtung können wir auch in den benachbarten iranischen Regionen machen: der sächsische Pilger Hwan-tschang berichtet von den Einwohnern von Khwāndāb in Balchan, daß sie die blaugrüne Färbung der Augen von allen Vätern untersehe; der Jesuit Benedikt Hoš traf auf dem Wege von Ambar-āb nach Bābāschān Galca's an, deren Kopf- und Barthaar blond war wie bei den Niederländern; in unsern Tagen beruht Hsifan den blonden Typus der Yaghnōbi's im Sarāškānthal. — Daß die Kafirs dem indischen Zweige der Arier angehören, ergibt sich aus ihrer Sprache; daß sie das Kabulthal bis zum Hindufusch hinaus nicht erst in neueren Zeiten occupirt haben, sondern daselbst seit Beginn der Geschichte hanfen, lehren die Berichte; nur ob sie den Weg vor oder nach ihren Stammesbrüdern, die wir am Indus und Ganges finden, genommen — ob sie sich aus dem Kabulthal hinaus oder über den Hindufusch hinab allmählich verbreitet haben, bleibt unauflöslar. Ohne Zweifel haben sie überall Aboriginesstämme vorgefunden, überfichtlet und absorhirt; als einen vereinzeltcn Ueberrest solcher vor-arischer Einwohner haben wir das Volk der Khāžūna's in Dardīšān zu betrachten, dem eine agglutinirende Sprache und die viefumale Zählmethode eigen ist; letztere finden wir merkwürdigerweise auch bei den Kafirs und Darada's ja selbst bei den iranischen Galca's, vielleicht als Erbftud dieser araischen Aborigines.

Geschichte. In den indischen Schriftwerken finden wir kein Volk genannt, das mit Sicherheit für den alten Grundstod der Kafirs zu halten wäre; die Gandhāra's gehören dem Unterlaufe des Kabulstromes (Ğtr. Kūbā) an, die Murandā's hatten die Thäler am obern Panjkōra und Swāt inne, die Darada's saßen auf beiden Seiten der Indusmündung; einzig die Lampāka's stehen zu den Kafirs in nahen Beziehungen. Bei Ptolemaios nehmen die Λαυβακται ganz ein weites Gebiet zwischen dem Kōzj- und dem Kōzyz- ein und reichen nordwärts bis zu den Κορυβαί im Yamir; mit Sicherheit läßt sich jedoch der Name nur auf das heutige Gebiet von Laghmān oder Lamegān, zwischen den Passagen von Badpas im Westen und Darāta im Osten, beziehen. Vieleicht gehören auch einige Bergstämme dazu; im indischen Epos (M. Bh. II. p. 703) kämpfen die Lampāka's, gleich den Darada's und Khača's, mit Ganges und Knūten; derselben Waffen bedienen sich noch jetzt die Paruna-Kafirs im nördlichen Wāmāschān. Mit Unrecht hat Lassen die Kāmbōka's in den heutigen Kafirs von Kāmōš gesucht; jene werden im Epos wegen ihrer Roffe und Elefantcn gepriesen, diese besitzen keine von beiden. Bei den Usasva-sanketa's, den in sieben Stämme getheilten Hulbigern der Festelage und Liebeszusammenkünfte, werden wir allerdings an die Kafirs erinnern.

So viel ist sicher, daß seit dem ältesten Zeiten der Geschichte das Kabulthale indischen Stämmen angehört hat; eine indische Gründung, Kapica (Ğtr.: „rothbraun“)

an der Vereinigung des Ghorband- und Panghir-Ihales, hatte bereits Kyros in seine Gewalt bekommen; Darioß unterwarf das Kabulbeden und das Hüsnstromland, selbst die Khaça's und Darada's huldigten ihm; die Provinz am Kabulstrom fährt in den Keilinschriften nach dem Hauptvolke der Ebene den Namen Ganhära, die assyrische Version hat dafür Paruparanisana, d. i. Παροπαρισά, Παροπαρισά der Griechen. Als Alexander gegen Indien zog, fand er am untern Kabulstrom das ganbarische Volk der Agvaka's vor; die Nachrichten über Ajsa und Meros sind allerdings mythischer Natur, aber den nächsten Anlaß dazu gab die Kultur der Weinrebe und der mediterranen Obstkulturen, sowie das blondfisige Leben der indischen Bewohner; sonst könnte bei dem dreigipfligen Meros (Est.: Méru, Tri-kakud, -kakubh) auch an den Tiric-mir in Ober-Citral, bei Ajsa an den Canton Nisa in Wamastän gedacht werden. — Wir übergeben die Herrschaft der indo-batriscen Könige und gedenken nur des großen Einflusses der Caka's und Turuska's nach Indien; einer der mächtigsten Fürsten aus dieser fremden Rasse war Kaniska, der um Christi Geburt über Kapica, Ganhära, Kacmira und zahlreiche Nachbargebiete herrschte und die Lehre Buddha's nach Seward forderte; der Buddhismus fand noch in Flor, als Hsuan-Tsang die indischen Lande beging (630—640); damals scheint das Berggebiet von Kampana eine Residenz von Kapica gebildet zu haben; der Pilger besuchte außer Laghman auch Citral (Sin.: Sang-mi, Khüi-wei) und sämtliche Thalgebiete am obern Drus, ins Herz des Kasfirlandes drang er jedoch nicht ein. Während bereits die Araber im Westen siegreich auftraten, erkanden in Kabul und im Pang-äl brahmanische Herrschaften; diesen machte der mohammedanische Amir von Ghäna, Sabuk-tegin, ein Ende (978 fg.) und zugleich drangen afghanische Horden in die bis dahin ausschließlich von Indern bewohnten Niederungen des Kabulbedens ein; in Kamagan und Wschäwar wurden alle Spuren der indischen Kultur vernichtet und gegen die „Ungläubigen“ der Gebirge Glaubenskriege (ghaziyyas) eingeleitet. Seit neun Jahrhunderten sind die Kasfirer ringum von sanftlichen Mohammedanern eingeschlossen, die Blutsfeinde sind an der Lageordnung, und es geht das alte heimische Volkselement immer mehr seinem völligen Niedergang entgegen. — Noch einmal sehen wir indisches Volksthum nach dem Westen vordringen in den stillen Wanderungen der Zigeuner oder Kôm (= Dama, Damära) vom obern Ganges; Kaschmir und Kabulistan waren die nächsten Haltestationen ihrer verachteten Rasse. — Marco Polo (1260) kennt süßlich vom Hindufuß nur die Regionen Pasai (d. i.: Citral mit Kunar) und Dir; ersteren Namen bietet auch Jên-Batuta. Als Timur gegen Indien zog (1408), unternahm er vom Pässe Kbalaf auf einen Zug gegen die Kasfirer von Katsawar (i. Kati); auch Baber (1507—1527) kämpfte mitunter gegen die indischen Kasfirer des Kabulbedens. Als der Jesuitenpater Benedictus Goës (Ende 1603) von Pésäwar nach Carikär und Parwän zog, um von da den Hindufuß zu überschreiten, hörte er von dem Lande

„Kafiristan, in quam Saracenis aditus minime permittitur, adeuntis vero capite puniuntur; agrum esse feracem et uvae copiam reperiri“, und leistete von diesem Weine; in den Kasfirer vermuethet er Christen. Zwei Jahrhunderte später (1808) zog Mounstuart Elphinstone die ersten ausführlichen Nachrichten über die Kasfirer ein.

Topographie der Kasfir-Tribus. Einen indigenen Gesamtnamen haben die Kasfirer nicht; die Worte Kapira und Sapi haben sie von den Mohammedanern adoptirt; die Perser gebrauchen die von der schwarzen oder weißen Kleidung hergenommene Benennung Siyah-pös, Safed-pös; ebenso reden die Afghanen von Tör- und Spün-Käfir. Außer den echten „Ungläubigen“ gibt es zahlreiche Stämme, welche äußerlich den mohammedanischen Glauben angenommen, die alten Sitten jedoch unverfälscht bewahrt haben; man faßt sie als „Halbtlinge“, Pers. Nimca's, zusammen; dazu gehören z. B. die Kaläsi's, die von Lanner beschränkten Cugani's. Die Sassi's (Kaf. Sapi) dagegen oder die „Keinen“ verbinden mit mohammedanischem Glauben auch mohammedanische Sitten; obwohl gleicher Abkunft, sind sie dennoch die geschworrenen Feinde der Kasfirer sowohl wie der Nimca's. — Elphinstone bietet zahlreiche Cantonnamen der Kasfirer, es ist aber schwer, dieselben auf der Karte zu fixiren; noch mehr gilt dies von Raverty's Angaben. Nach Bidbutul zerfallen die echten Kasfirer in vier große Abtheilungen: 1) Käm- oder Läm-gali's, in der westlichen Hälfte des Landes; 2) Wai-gali's, im Centrum und in dem gegen Caghan-sarai streichenden Thale; 3) Bäs-gali's, im Nord-Osten gegen Citral; auch auf der Nordseite des Hindufußes im Quellgebiete des Koka-Drus gibt es eine Kasfir-Tribus; 4) die Kati-gali's. Alle diese Abtheilungen zerfallen in zahlreiche Gauen und Clans, die Wai-gali's z. B. zählen deren 18; die Namen endigen meist auf -gal (Kaf. „Thal, Bachufer“) und -des („Bejirt, Land“). — Am ungenauesten ist der westliche Theil bekannt; hier scheint der Zselam bereits sehr tief ins Land gebrungen zu sein; der Uterlauf der Flüsse ist ausschließlich von Afghanen, Tagik's und Sassi's bewohnt, welche letztere das Paräsi und das Pasai reden, Dialekte des mit dem Pangabi und Hindi am meisten verwandten Kohistani, wozu auch das Laghmani und Kunari gehört. Am Nijr-aw liegt der Ort Ispi, nördlicher die Beste Timurhisar, auf mohammedanischem Boden. Der von Baber angeführten Cantone Meil am obern Alisang, Gewär am obern Alingär wurde bereits gedacht; Raverty führt die Tribus Askin und Aspän an, ferner den Stamm Pandü mit den Orten Mukiwatli, Niwli, Teili, Pandü und Parmawäl. Das Thal Ingär (= Alingär?), ebenso Tapa-gal, Mästa-gal, Wadrü, Sälso, sind bereits von Wäma's bevölkert; die zwei Afghanen, welche 1864 Wamasthän besetzt haben, drangen dahin über Laghman vor; sie errötheten das eisige Gebirge Walimand, die Kasfirer Saider-khäm, Muz-gal und Girdalares. Am Südbahange des Länd-Rajiss wohnen die zum Zselam begehenden Cugani's, etwa 23,000 Seelen stark;

fie besigen Čitali, Pariāna (1000 Häuser) gegen Westen, Kandaak und Semāl am oberen Nūr-darra, Si-gal am oberen Dämene, Sulut am Bache gleichen Namens, Aret (1200 Häuser) am oberen Māzār, Čilās am oberen Čōki gegen Süden, endlich Kordar am oberen Pē-darra gegen Osten. Die Bäche von Nūr an, welchen Ort Baber wegen seiner Naturreize und Fruchtbarkeit preist, ergießen sich in den Unterlauf des Kunarstromes; Baber berichtet, die Kafirer von Pē („gewunden“) erzeugten den starken Wein Khim unter Beimischung von starken Kräutern (= haoma?). Die unteren Thal-niederungen im Westen und Osten haben jetzt Sāsi's inne. Nördlich vom Khund-malšu wohnen die Kafirer von Sānu ober Sān, ihr Hauptort heißt Sānu-glam; vom Khund ober Sān gelangt man dahin über Di-gal oder Dēo-gal, Sir, Kordar, Drōhāk. Weiter hinauf gegen Nord-Osten liegen Nišā-grām, Canēs, Pandēs, Mandēs, Ranc-gal, Mundi-gal, Wāile-gal, Baira-gal und andere Orte der Wāma's, sowie der Wāi-gali's. Die Thalgebiete der letzteren werden von einem mächtigen Zuflusse des Kunarstromes bewässert, welcher oberhalb des Pē-darra gegenüber Caghān-sarāi einmündet; nahe dem Strome liegen die Cantone Kašār (Kaf. Kaša, bei Baber Kātōr) — hier werden Rösse gequēdet —, ferner Gambir (Str. gambhira „ließ“), Trai-gāma („Dreierd“) mit je 1000 Häusern, weiter entfernt gegen Norden Harāns (3000 Häuser), Čūniā, Amēsōs, Pandit, endlich der Hauptort Wāi-gal (8000 Häuser). Die am Kunarstrome zunächst hausenden Nimčō's und Kafirer fördern von den Caravänen, welche aus Čitrāl nach Caghān-sarāi ziehen, den Zoll oder Tribut ein; diese schlagen daher lieber den östlicheren Umweg über Dir ein. Im nördlichen Wāmasān soll eine wilde Tribus Pārūna haufen, welche mit Keulen und Stangen sich wehrt; ihr Hauptort heißt Kištōki („Hölzlinge“); noch weiter hinauf wohnt die Tribus Wāi oder Pāništa, und jenseit des Hindufusflusses die Tribus Kači oder Kači-gali, auch Wiri-gali genannt; ihr Hauptort ist Kalār; sie gehört zu den Safer-dōs, wozu auch die aus Laghmān eingewanderten Mandul und Samāzil gequēdt werden. In dem Sattel Kandah-i-nil soll die Kokča-Quelle der Džus entspringen, ihr nach Nord-Osten gerichtetes lauges und schmales Erosionsthal bildet die natürliche Einfallstraße der Kači's nach Ulur, Kurān, Girm und Bādākchāns; nach Nord-Westen jenseit eines vom Hindufus auslaufenden Gebirgsastes finden wir die von transischen Galčā's bewohnten Hochthäler von Asāngān (bei Firdauš: Sangān), Ančūmān, Murasāč, Pēškān, Paryān, Khwāst und Andarāb, aus denen der Warsāč, Farkhār, Baŋgi und andere Zuflüsse des Džus ihren Ausgang nehmen; estwärts vereinigt sich mit der Kokča bei Girm der Fluß Darra-Yamgān, welcher Mungān bewässert und beim Flusse Dō-rāh entspringt. — Desfließ von dem Gebirgsrücken, der das Gebiet der Wal-gali's begrenzt, finden wir einen anderen Zuflus des Stromes von Čitrāl, dessen Haupt- und Seitenbäher die Bās-gali's bewohnen; ihre Ansiedelungen reichen bis Bir-kot am Strome; die nördlichere Ab-

theilung desselben bewohnt den Canton Kām-ōts (ōts „ober“, Str. uča) oder Kām-dēs mit dem Hauptort Brag-āma-tal (Čitr. Lut-dēh „großer Ort“) und den Dörfern Ama-drōiān, Luluk, Šuya, Absai, Šaid-gal, Abrōns, Madad-gal; die südlichere den Canton Kām-tōz mit zahlreichen Ansiedelungen. Die Bās-gali's sind seit geraumer Zeit dem Herrscher von Čitrāl unterworfen, b. h. sie leisten einen Zehrentribut, bestehend aus einigen hundert Centnern Butter, Honig und Wachs, aus Hellen und groben Filzdecken, silbernen Gefäßen und Silberbändern, Rindern und weiblichen Sklaven; auch hat bereits der Islam wenigstens äußerlich Eingang gefunden. Ähnliches gilt von den Kalāsi's, einem vormal's mächtigen, jetzt aber sehr herabgekommenen und zum Islam bekehrten Stamme, dessen Gebiet von jenem der Bās-gali's durch einen Gebirgsstamm getrennt wird, den die Čitrāl'i's von Bumburēt aus in einem steilen Flusse zu überfließen pflegen; die nördlichere Abtheilung bewohnt Kalas-grām, Bumburēt, Broana, Budirik, Rongnū, Birū, Ghairēt; die südlichere Čingurēt, Sawair, Lol, Sisi und andere Dörfer zwischen Darōs und Nagar am Strome. — Die Anwohner des Flusses von Čitrāl huldigen seit lange dem Islam, vormal's waren sie jedoch der Vartji-Religion, dem brahmanischen Glauben, der Lehre Buddha's ergeben. Wir nennen zuerst die Gabr'i's in Gabrek (vgl. Pers. gabr, gaur, „Feueranbeter“) an der Ostseite des Stromes von Asrēt südwärts bis Šāl, in den Drien Nārisāt, Langarbat, Gad, Pasinger, Malmena, Nawakila, Kalman, Harnoi; die Leute, durch stürklichen Haarbüsch bemerkt, sprechen das Narisati (bei Baber Gabri genannt), das die Mitte hält zwischen dem Bās-gali und den Dialekten am oberen Swāt. — Von Asrēt bis Darōs hinauf wohnen Dangārik's, deren Sprache ebenso wie das Gowrō am Inbus dem Sinā ober Dardā nahe stehen soll. — Dann kommen die eigentlichen Čitrāl'i's am oberen Khō und dessen Zuflüssen. Mül-khō, Tōri-khō und Lut-khō (hier von Drūsp an bis Šōghat); sie sprechen das Khōwāri, den eigenthümlichsten aller indischen Dialekte. Die arabischen Nachbarn in Yasin nennen die Čitrāl'i's Arina, was an das West Alina im Rigveda erinnert. — Die indischen Dialekte am oberen Swāt und Pangkōra, das Torwālāk und Bāskārik, lehnen sich bereits an das Pangābi an und sind leberrste der Sprache von Udjāna (Prāst. Uččānaka), also Dialekte der alten Gandhāra's, ebenso wie das Tirai südlich von Pēsāwer. — Schließlich sei noch der Thatfache gedacht, daß in Ober-Čitrāl neben dem alterthümlichen Khōwāri auch noch ein höchst interessanter transischer Dialekt in Blüte steht, das Yidghāh, vom Bass Dō-rāh südöstwärts auf beiden Seiten des oberen Lut-khō bis Drūsp hinauf gesprochen wird; die Bewohner sind seit geraumer Zeit aus dem Gebiete von Mungān oder dem Yamgān-Thale über den Paš hinabgewandert und haben sich als Reil zwischen die Bās-gali-Kafirer und die Čitrāl'i's eingeschoben; das kleine Vocabular, welches Biddulph bietet, weist Wortformen auf,

die eine Mittelstellung zwischen dem Altäthiopischen und dem heutigen Pasšo einnehmen.

Sprache der Kafir. Fast jede Tribus spricht ihren eigenen Dialekt; gleichwohl haben alle Dialekte dasselbe lautliche Gepräge und denselben Ursprung; es ist eine ungetrübte, ungemischte Präkritsprache, welche die reichen Flexionen des Sanskrit abgelegt und durch Agglutination selbständiger Elemente ersetzt hat; sie theilt mit ihren Schwestern die Vorliebe für nasale Vokale (ä, i, ü), für die Aspiraten (ph, bh u. f. w.) und die Cerebralen (t, d, f u. f. w.); eine Besonderheit ist der häufige Abfall eines Schlußr.

Die Zählmethode nach Stiegen zu zwanzig, sozast z. B. 70 durch $3 \times 20 + 10$ (Kaf. tre-wisü-das, tre-bisi-das, Citr. troi-biser-gos, Yid. saroi-wist-u-las, Kbagun. iski-älter-törom) ausgedrückt wird, bis zur höchsten Zahl 400, d. i. 20×20 (Kaf. wisi-wisi, bisi-bisi), haben alle Hindufutsch- und Pami-sprachen gemein; wir suchen darin eine gemeinsame arische Grundlage (f. o.). Daß jedoch das Kafir, gleich dem Citral, verglichen mit dem Literatur-Präkrit Central-Indiens, ältherthümlichere Formen aus der arischen Epoche aufbewahrt hat, lehrt schon die Betrachtung des Ind. Präf. des Verb. Subst.:

Kaf.	Citr.	vergl.	Zigeun.	Pasi
süm	asüm	isöm, söm	asmi	amhi
süs	asüs	—	asi	—
së, si	asür	isi, si	atthi	—
Pl. smis	asüsi	isäm, säm	asma, amha	—
sik	asümi	—	attha	—
san, sin	asüni	isan, sán	santi	—

Wie mannichfachem Wechsel eine und dieselbe Grundform auch in den präkritischen Sippen an der Kubhä und im Hemagiri mit Notwendigkeit ausgesetzt ist, dafür einige Beispiele:

„Gey“ (Str. hrdaya, Präfr. hiyaya) Citr. hardi, Kaf. hera, Kar. hiçä, Gomrö heyö, Sin. hiö, Torw. hü.

„St, Hobe“ (Str. anda, Kaf. ondrak, Torw. än. Bruder“ (Str. bhrätä, Präfr. bhäya) Citr. brär, Pasçq. brä, Kaf. brär, brär, bis, Tir. bhra, Torw. bhä, Kar. biäyö, Kaf. bhäyā, Pasçai läyā, Kun le.

„Schwester“ (Str. svasar) Citr. isparä (wie ispä „wir selbst“ aus Str. sva), Tir. spaz, Pasçq. ispö, Kaf. aüssi, süs, Sin. säsa, Torw. süi.

„Sohn“ (Str. putra) Tir. putur, Kaf. putr, Pasçq. puðr, Kun. puñi, Pasçai pul, Torw. pu, Sin. puç.

„Dorf“ (Str. gräma, Präfr. gäma), Kaf. gräm, gröm, gläm, läm, Sin. Torw. gäm, Pasçai Kar. läm.

„Lang“ (Str. dirgha, Präfr. digha, Präfr. diha), Kaf. Tir. driga, Pasçai liga, Kar. ligalö, Sin. Yigo, Torw. ðik, Pasçq. luk, Citr. drung (iran.)?

„Recht, gerade“ (Str. řguka, Präfr. uřguya,

Pasfr. erezu), Citr. orsk, Kaf. ügek, Yid. orzuk, orzu, Pasfr. wurz.

„Reiß“ (Str. řveta), Citr. ispero, Kaf. çitta, Sin. šeo u. f. w.

Quellennachweis. Hauptsächlich der Sprache vergleiche die von Leech gesammelten Vocabularien aus dem Dialekten des Kabilberens (Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal, Vol. VII, Calcutta 1838, p. 731. 780—785); die von Rawert gebotenen Kafir- und Kohistanwörter (ebenba, Vol. XXXIII, 1865, p. 267—278); das Vocabularium aus dem Kaläsa und dem Arina (= Citrali, Khöwari), das Zeiner seinem Werke „The races and languages of Dardistan“, Lahore 1876, einverleibt und jüngst (Lahore 1880) unter dem Titel „Kafiristan, Sect. I.“ separat abgedruckt hat; endlich die kurzen grammatischen Abrisse und Wörterangabungen über die Dialekte des Kabilberens und der oberen Indusregion, die wir Buhp durch den „Tribes of the Hindoo koosh“, Calcutta 1880, App. p. III—CLX. E. Trumpp's Arbeit über die grammatische Stellung des Kafir (Zeitschr. d. Deutschen morgenl. Ges. B. XX, 1866, 377—418; Journ. of the royal Asiatic Soc. of Great-Brit. Vol. XIX, p. 1 sqq.) ist der einzige wissenschaftliche Versuch über diese Frage; derselbe Ehre hat die Bearbeitung des von Col. Tanner bei den Cugiani's und Säni's gesammelten Sprachmaterials für das citirte londoner Journal übernommen und wird so die genauere Erkenntnis des Hindufutsch-Präkrit begründen. — Die Lebensweise und die Gebräuche der Kafir sind noch immer am besten geschildert in dem von Ephraime niedergelegten Berichte des Mulla Nağib (An account of the kingdom of Caubul. Lond. 1815); brauchbare Notizen finden sich ferner in den Reiseberichten von Burnes, Vigne, Wolfe, Rawson, Kumbden, Wood, Vellau und in Aufzählungen von Rawert; den Bericht der beiden Afghanen über die Wama's hat Trumpp veröffentlicht. Major J. Buhp behandelt in dem trefflichen Werke „Tribes of the Hindoo koosh“ die ethnischen und sozialen Verhältnisse der oberen Indusgebiete, über die Basçali-Kafir gibt es Notizen in Chap. X (p. 126—133). Das Gebiet der Cugiani's hat zur Zeit der britischen Expedition nach Afghanistan Tanner besucht und darüber ausführlich berichtet (Proceedings of the royal geographical Soc. 1881, p. 278—301). Die besten Karten über Citral und das Kabilberens finden sich bei Zeiner, Buhp, Tanner; doch bleibt hinsichtlich des eigentlichen Kafirgebietes fast alles unklar.

Lebensweise und Gebräuche der Kafir. — Die Nahrung ist vorwiegend animalisch: geflodet oder halb roh getretenes Fleisch (Kaf. anda, annä, andär; Kaf. moss, Tir. mäa u. f. w.) der Kinder, Scheweine, Schafe, vor allem der Ziegen, dann auch aller Waldthiere, z. B. der Bären, Nebelhühner; Fische werden verabscheut. Die Hausthiere liefern Milch (Kaf. zü, zü, zur; der, ür), Lab (Kaf. nü, niwa), Butter (Kaf. nün, Kaf. präcono) und Käse (Kaf. kela, kila, Kaf. pingä); die Vienen Honig (Kaf. maceriki), die Oliven Del (Kaf. anau, anü). Die Obstfrüchte werden frisch und

getrocknet genossen. Mehl wird mit der Handmühle bereitet, der dünne ungeäuertete Brotkuchen bildet die Zussost (Kaf. äü, äwü). Das Quellwasser ist frisch und vorzüglich; Wein (Kaf. čukara, eig. „sauer“, Kal. čukra, Estf. cukta; tin, eig. „scharf“, Estf. tikina) wird pur und gewässert in großen Quantitäten von allen getrunken; er wird in Ziegenhäuten oder in Gefäßsternen aufbewahrt. Die Nachtseiten werden von den Männern sippenweise, oft im Freien, genossen; das Ansehen und der Rang bestimmt die Sitzordnung; man sitzt auf trommelartigen, in der Mittelhöhe ausgehöhlten, mit Ziegenfell überzogenen Holzböden; man greift mit der Hand oder mit Spießen zu; der silberne Weinumpfen geht vom Höchsten zum Niedrigsten in der Runde. Die Leute, stark und gesund, werden meist alt. — Kleidung. Die Männer waschen sich niemals, auch die Kleider werden niemals gereinigt. Der edle Kafir trägt auf bloßem Leibe ein Wams aus vier schwarzen Ziegenfellen mit dem Haare nach außen, meist ohne Ärmel oder mit weiten, aufgetrennten, über den Ellbogen reichenden Ärmeln. Die Kleider tragen darunter noch ein Hemd aus grober Baumwolle und weite Hosen aus gleichem Stoffe, beide mit Blumen in rother und schwarzer Welle ausgehäht; Hosen und Wams hält ein Gürtelriemen zusammen. Die Wama's und Bagali's tragen aus schwarzen Ziegenhaaren gewobene Röcke und Hosen; schwarz, indigo-blaue und braune Wollseide aus Pesäwer sind bei den Nimä's verbreitet. Die Weiber haben lange vom Hals bis zu den Fußknöcheln reichende Kleider, aus Ziegenhaaren gewoben, löst gegürtet, mit langen Ärmeln und farbiger Schärpe; oder ein nur bis zum Knie reichendes Oberhemd aus grober Wolle, gegürtet, darunter enge Hosen, unter dem Knie schwarz, über demselben weiß. Beide Geschlechter gehen oft barfuß, meist tragen sie Halbstiefel und Schuhe aus Ziegenleder oder Ziegenhaaren (Kaf. čärük). Die Männer gehen barhaupt; erst wenn sie Hände erschlagen haben, tragen sie rothe Mützen mit Federschmuck oder Käppchen aus Baumrinde oder, wie die Cugani's, braune Filzhüte mit schmaler Kränze; Turbans haben die Säu's. Die Käfir's scheren die Haare bis auf zwei Locken an den Schläfen und einen langen Schopf von 3 Zoll Durchmesser, der vom Scheitel auf den Rücken fällt. Die Weiber flechten ihr Haar und schlingen die langen dünnen Zöpfe auf dem Scheitel zusammen; ein farbiges Wollschöpfchen bedeckt den Wulst, meist hängt eine Flechte mitten auf die Stirn hinab. Der Kopfschmuck ist mit einem Silberband umzogen und mit Klappen, Perlen und Kauri-Muscheln (cypraea moneta) verziert. Bei den Bagali's tragen nach Bidulph die Eheweiber eine schwarze Kappe mit Zipfeln, aus denen zwei gegen einen Fuß lange Hörner aus Holz, die mit schwarzem Zeug umwickelt sind, aufragen; denselben Hornschmuck fand Svang-yün (520 n. Chr.) bei den baktrischen Ye-tha's Swan-Tsang bei den Tukhara-Weibern in Gemoatla (i. Darrak-i-Aim in Bädakhsän). Die Kaläsa-Weiber haben breite Kappen mit herabhängenden Zipfeln, belegt mit Kauris, aber ohne Hörner. Beide Geschlechter tragen mit Vorliebe Ohr-, Hals-, Arm-

und Fingerringe aus Eisen, Kupfer, Messing, seltener aus Silber und Gold; die Armspannen haben schlangenkopfsartige Verzierungen; aller Schmuck wird zur Zeit der Trauer abgelegt. — Die Waffen sind primitiv. Die Bogen (Kaf. čir, čir, Estf. čir, čir, čir, čir) sind aus Holz, selten aus Horn (sing-drü), $\frac{1}{2}$ Fuß lang, mit einer Darmsehne (Kaf. žbi); die Pfeile (Kaf. kán, Kal. bru, Estf. wešü) von Rohr, leicht, 2 Fuß lang, die eisernen Spitzen und Widerhaken bisweilen verziert; der Köcher am Rücken, aus Leder, enthält 12 Pfeile; die Käfir's schießen wunderbar sicher und kräftig auf 60 Ellen Distanz. Als Schutzwanne dient der Schild (Kaf. karai). Im Lebertag tragen sie rechts einen langen, breiten, etwas gekrümmten Dolch (Kaf. kačra, kačari) von ausgezeichneter Arbeit, mit eisernem Griff und mit Messingbündeln geschmückt; links ein scharfes Messer (kätä, laghm. šel' = Estf. castra) sammt Flint und Zunderrinde. Flinten (tupaka, türk. W.) kommen immer mehr in Gebrauch, sie stammen aus Kkokän und Kašghär; krumme Säbel (Kaf. tarwāl, Estf. kangür) dagegen werden aus Erwat und Aghbanistan eingeführt. Eine nationale Waffe ist auch die Streitart (Baš, kaš) und die Keule. — Die Häuser (Kaf. äma, ämä) an den freien Böschungen der Bergwände sind immer mehr als eins, oft vier- bis sechsstöckig; man steigt von einem Stock zum andern auf einem schiefen, mit eingehauenen Fußritten versehenen Balken hinauf. Die Dächer sind flach. Der Unterbau (Kal. dighra) besteht aus Stein und Holzwerk, der Oberbau nur aus Holz; Thüren (Kaf. dö), Pfosten und das Gerüst sind mit höchstem Schnitzwerk verziert; Kellerräume für Wein, Essig, Butter und Käse sind vorhanden. Feuer wird in der Mitte der Zimmer (Kaf. hannu, Kal. hand) angezündet, der Rauch entweicht durch die Lüftungsräume so gut er kann; in den Häusern bilden Wandbänke (Baš, hän), Stühle (stä), Tische, niedrige Bettgeschäfte (khät), Truhen, Filzteppiche, Trintgeschirre aus gebranntem Thon oder aus Erz mit griechischen Gefäßen und Hälben, Gefäße zur Käse- und Mehlbereitung, Werkzeuge und Waffen. Im Hochgebirge gibt es auch Wohnungen in Höhlen. Die Dörfer (Kaf. gläm; pätaia) sind fast stets an den Berggängen terrassenförmig erbaut, so daß das Dach eines Hauses die Straße bildet, die in das obere Haus führt; die Häuserzahl variiert von 500 bis 1000, einige Orte zählen deren bis 6000. Alle Dörfer sind offen und nur durch die Lage geschützt; Westen gibt es nur am Kabulstrom, in Laghman, Kunar und Citral. — Die Käfir's haben die Gemüthsanlage eines echten Naturvolks; sie sind harmlos, gutherzig, gesprächig und gefällig, Freunde der Musik, des Gesanges und Tanzes; Märchen und Frengelein sind bei ihnen in Schwung; beide Geschlechter und alle Lebensalter nehmen an den gesellschaftlichen Unterhaltungen Theil. Ihre Gastlichkeit ist berühmt, Verrath und Wortbruch unbekannt; der Gast wird von Haus zu Haus geführt und bewirthet; mitunter überläßt der Wirth seinem Gast das eigene Weib für die Nacht. Krämer und Bettelmonche aus Hindufan finden immer Einlaß; sie verkehren selbst mit den Wosammanen außer den

Zeiten der Blutsfehde. Diebstähle sind unbefannt; die Häuser läßt man unbewacht. Mit den Sitten soll es das weibliche Geschlecht nicht sehr genau nehmen; der Ehemann begnügt sich, den Verführer durchzuprügeln und ihm einige Werthsachen oder eine Kuh abzufordern. Im Herbst, wenn alle Vordörfer gesammelt sind, werden die meisten Gelage abgehalten; sie dauern 20 bis 40 Tage, den Schluß bildet eine miternschichtige Orgie, wobei nach Auflösung der Riefenfäden Burfede und Männer, Weiber und Mädchen ohne Wahl der Sinnenlust huldigen. Zu Beginn des Frühlings halten die Burfiden und Mädchen ein Spiel ab, wobei sich die Mädchen außerhalb des Dorfes verstecken, von den Burfiden aufgesucht werden und sich mit Worten tüchtig wehren. Mit Zug gelten daher die Burfiden und Mädchen eines Dorfes für verschifft, die Heiratthen finden immer zwischen entfernteren Dörfern statt. Die Musik ist lärmend, aufregend, wild; in den Tönen der Trommeln, Trommeln und Pfeifen mischt sich der schrille Gesang der Tänzer. Getanzt wird von allen, bald einzeln, bald paarweise, bald in Gruppen gegeneinander oder in verschlungenem Reigen um die Spielleute herum; dabei werden die Schultern gehoben, die Glieder und Köpfe geschüttelt, der Boden mit Hefigkeit getampft; die Männer jüden die Messer, schwingen die Streitdäbe und Keulen über dem Kopfe oder feuern die Flinten ab; einige accompagniren mit Schellen und Gahaguetten. — Außer dem Spiele, der Jagd und dem Ackerbau ist es der Krieg, der die Männer beschäftigt. Stehen unter den einzelnen Tribus sind häufig, die Blutrache ist an der Tagesordnung; allgemein ist jedoch der Kampf mit den Mohammedanern der Grenzgebiete; die Kafirzäptlinge ihres Feinde, die Gefangenen opfern sie unter Ceremonien ihren Götzen, Tödtung eines Säsi gilt für die rühmlichste Handlung. Hat ein Stamm den Rachegug beschlossen, so versammelt sich alles wie zu einem Feste, ein Vordere begeistert die Männer (wird) durch Aufjählung aller von den Mohammedanern verübten Bluthaten zur Rache; die Streitbaren ziehen von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, singen und trinken Wein; sie suchen den Feind unvorbereitet zu überfallen; gar mancher fällt in die Hände des Gegners, weil sie die Wachen in der Nacht vernachlässigen; verfolgt, spannen sie den Bogen ab und machen mit ihm ungläubliche Sätze von Fels zu Fels. Bei der Heimkehr werden die Streitbaren von den Mädchen erwartet, welche Obst im Busen bergen; wer einen Feind erschlagen hat, darf sich der Früchte bemächtigen; die Beuteleuten dagegen werden von den Weibern mit Kuhmilch und Asche besworfen, beim Wafse erhalten sie knappe Portionen über den Rücken hingestreut. Wer viele Feinde erschlagen hat, erhält eine rotze Stkrumbe mit einer gleichen Zahl von Kauris, oder eine Silberfette, bei den Djermahlen doppelte Portionen, und das Recht, bei Tänzen die Streitart zu schwingen; allgemein ist auch die Sitte, daß die Brauen sich Wafse (kein) errichten mit so vielen Querbolzen (sänt) und Ringen, als die Zahl der von ihnen erschlagenen und verwundenen Säsi's beträgt. Wenn zwei Männer einen Streit haben, wird derselbe vor allen Clan-

genossen durch einen Ringkampf entschieden, die Gegner umarmen sich zuerst. Wird mit einem Säsi ein Friedebund geschlossen, so wird eine Ziege geschlachtet, beide genießen das zubereitete Fleisch des Thieres, beide beißen dann einander sanft in die Herzgegend; oder es wird ein Goldschmud in ein Wassergefäß getaucht, beide lassen einige Tropfen eigenen Blutes hinein und trinken davon — und der Vertrag ist geschlossen (sün-wäräk, -äwu, „Goldwasser“). Zum Geuze werden nach europäischer Art die Hände geschüttelt. — Stände. Könige und erbliche Stammhäupter gibt es nicht; Timur hatte solche allerdings vorgesehen (odä, odä-sü). Gegenwärtig gibt es nur einen durch Heidenhuth und durch Festgelage erreichbaren Abel. Wer wenigstens 4 Feinde erschlagen hat, muß, um als Hei (bahadir) zu gelten, noch 200 Ziegen, 6 Kinder, einige Centner Korn, Reis und Käse, und sehr viel Wein den Gläubigen schenken. Um Hauptling (süränwäli, sömönwäli, „Goldvogel“) oder Nachhab (kösä, vgl. Sotr. Gyaishä „der Stärker“) zu werden, muß er innerhald der nächsten 3 Jahre 80 Felle geben, wobei immer mehr Ziegen geschlachtet und immer größere Quantitäten an Brod, Käse und Wein verschickt werden; bei der Ernennung wird die große Trommel (mandü, mandur) getrübt und viel getanzt; bei den Mahzeiten hat er den ersten Platz, eine lange maßfreie Silberfette ist sein Schmud. Alles wird durch Bezauberung der Dorfstellten und der reichen Nachhabers entschieden; diese sind die Führer im Kampfe. Ein Reicher besitzt im Durchschnitt 1000 Ziegen, 300 Rinder, 10 Gesinbefklaven. Ratten gibt es nicht; selbst die Bristerwürde versteht kein besonders Ansehen. Nur eine Art Feloten ist vorhanden, die Abkömmlinge der Aborigines des Landes; sie beschäftigen sich mit der groben und feinen Sämdbearbeit, mit Weberei, Lederbereitung, Holschmidelei und mit dem Tragen der Lasten (dabei ist Name härt). Zahlreich sind auch die Gefinbefklaven (läwa, Bagä, pätsa), die sich aus den Gefangenen eigenen Stammes rekrutiren; sie werden gut behandelt und begleiten den Herrn im Kampfe. — Die Feindschaftsgebäude sind sehr verschieden. Hat ein Burfide unter den Mädchen eines bewaobarten Dorfes seine Wahl getroffen, so scheidt er dem Vater der Erwählten eine Ziege; wird diese geopfert, so ist der Antrag angenommen und der Bräutigam darf seine Braut fortan ungehindert besuchen. Am Hochzeitstage scheidt dieser die Hochzeitseisenke, Ziegen, Schmud und Hausrath, Riefenfäden und Victualien für den Schmaus; das Fest wird in beiden Dörfern abgehalten. Ist der Schmaus und der Tanz beim Vater der Braut zu Ende, so erhält diese ihre Ausstattung und dazu einen Korb mit süßen Früchten; vom ganzen Dorf unter Singen und Tanzen begleitet, begibt sie sich in das Dorf und Haus des Bräutigams und gilt ohne weiteres für sein Weib (strä, strä, Kal. strä-gä), höchtens, daß der Gehband hier und da durch Zusammenbindung zweier Fichtenreiser von der Größe der Brautleute symbolisch bekräftigt wird; wird die Ehe nachmals gelöst, werden die Reiser gebrochen. Am nächsten Morgen scheidt der Vermählte dem

Schwiegervater den eigentlichen Kaufpreis — oft bis 20 Kübe; die Braut darf ihres Vaters Haus vor fünf Jahren nicht besuchen. Die Purfchen betrauen zwischen dem 20. und 30., die Mädchen im 15. oder 16. Jahre. Weiberei ist erlaubt; jedoch gestatten sich nur die Begüterten diesen Luxus und bringen es auf 4 bis 5 Weiber. Die Stellung der Frau ist frei von allen Extremen; sie arbeitet reichlich im Hause und bestellt den Acker; der Mann pflegt die Hausarbeit, jagt, sicut und nimmt an den Dorferksammlungen Theil. Die Zeit der Reinigung und des dreißigtägigen Wochenbets verbringen die Weiber in Gemächern außerhalb des Dorfes; sie werden dann gebadet und unter Tanz und Musik ins Haus zurückgebracht. Der Säugling erhält den Namen desjenigen seiner Verfabren, bei dessen Kennung er zu saugen beginnt. Vater (Kaf. tala, tät) und Mutter (sä, mö, nän) genießen hohe Achtung, ebenso die Geschwister der Aetern und die Schwiegereltern (säsür, „Schwiegerwater“); von den Geschwistern werden die Erstgeborenen und älteren besonders ausgezeichnet. — Todtengebräuche. Stirbt ein Kafir, so wird der Leichnam gebadet und in reine Lächer gefüllt; daneben liegen die Waffen, ein hölzernes Abbild des Todten und der Sarg oder die Schachtel aus Fichtenholz; während die Weiber und Gesindsklaven weinen, stellen die Männer Gesichte an und preisen die Thaten des Verstorbenen; nach ein oder zwei Tagen wird der Leichnam rund um das Dorf getragen und zu einer von Bäumen beschatteten Höhle auf die Berge gebracht; dort wird er in den Sarg gelegt, dieser mit Holzspalten geschlossen und mit großen Steinen beschwert; das Begräbniß schließt stets mit Schmaus, Gesang und Tanz; beim Tode von Machthabern wird die große Trommel gerührt, auch die Pfähle mit den Symbolen der erschlagenen Feinde werden beim Sarge eingerammt. Einmal im Jahre wird ein Gedächtnis gefeiert, wobei die Mannen Speisung erhalten. Die Auslegung des Todten erinnert an alt-iranische Sitten; sie findet sich aber auch bei sibirischen Völkern (Türken, Samojeden, Tungusen). — Religion. Die Kafir's sind nach den Berichten der Mohammedaner bid-Verehrer; gleichwohl stellen sie an die Spitze der Götzen eine unsichtbare Hauptgottheit, die sie verschiedenen benennen, bald Yam-räi, Im-rä, Imb-rä (s. i. Yama-räga?), bald Di-gän oder Deogän (Str. dëva-glana, „großer Gott“), bald thakar („ehrwürdig“), oder einfach de, di („Gott, Himmel“). Der Imra von Kändës wurde auf einer Anhöhe im Gestalt eines vier Fuß hohen, einen halben Fuß breiten feineren Pfostens (Imra-thän) verehrt; die Stätte (Imrä-käma) galt für heilig, alle Opfern wurden hier verrichtet. Auch wird das heilige Feuer aus Zweigen der Käkär-Fichte bereitet, dann wischt der Opferpriester (sä, hazär-malik) Wasser, Butter, Körner oder Weizenmehl, das Blut des Opferthieres, endlich Wein — Salz mangelt dem Laube — dreimal durch die Flamme an den heiligen Pfosten, wobei er und die Gemeinde Weiderformen recitiren. Außer Ziegen werden auch Kühe geschlachtet, das Blut wird auf dem Feuer gelocht, das Fleisch hinzugeworfen und dann halb roh verzehret; zuletzt

werden die Knochen verbrannt; Wein wird viel getrunken. In Säau-glam befindet sich ein Tempel (but-täida) des Di-gän mit einem Idel aus geschlitztem Golze; es reist die Junge, schneidet Grimassen und schwingt zum Schlage auswendig die Keule; die Stelle des Augapfels ist verguldet; im Tempel hängen Weibegaben und Vestecktüde, Waffen und Gefäße vieler Decennen. Im Dorfe Muzgal wird ein Holzidol mit Silberaugen, Pulis-panu („Mannweifen“) verehrt; ihm opfern die Wäma's bei Widwachs und Krankezeiten Ziegen; Weiber dürfen nur aus der Ferne zutreten; diese wenden sich an das Steindol Matika-panu („Mutterweifen“) im Dorfe Säider-läm in allen Familienangelegenheiten; ein drittes Steindol Adrak-panu („unsichtbares Weifen“) befindet sich in Girdalare. In fiberner Vogelgestalt wird der Gott Taräzin („Sternfallt“? Garuda?) verehrt; andere Holzidole sind Surüya, Lämäni, Pandü. Außerdem werden vierhundert mal vierhundert Dämonen, männliche und weibliche, hölzerne und feinerne, angerufen; es sind theils Naturgesichter aller Art (fast jedes Gewässer, jedes Gehölz hat seinen Schutzegeist), theils verkörperte Helden und Machthaber, die sich durch ihre Thaten und Hestspenden den Weg zum Paradies der Kafir's erschlossen haben. Bei Espinkstone finden wir zahlreiche Namen solcher Genien, z. B. Gez, Bagez, Mäni oder Mandi, Parsu, die sieben Brüder Parädik und ebenso viele Parün's, die Erdmutter Kumäi (kumäri? Gür, kumoro, „Mädchen“), Sarauzu, Ništi, Mara-sürri (surya, „Sonne“?), Inderüi (vgl. Indra?). Jede Tribus hat ihre eigenen Heroen. (Wilhelm Tomasehek.)

KAFATAN ist im Türkischen die Benennung eines bis über die Waben hinabreichenden, schlafrostähnlichen Männer-Kleidungsstücks, welches mit seinem Namen Gemeint ist wie der verschiedenen Türkenstämme und der von ihnen beeinflussten centralasiatischen, so der oskurpäischen Völker gemeint ist. Der ursprüngliche Stoff des Kafatan ist ein Baumwollen- oder Seiden-Zug, resp. ein halb-baumwollener Seidenatlas, welcher, in lebhaften Farben gestreift, für diesen Zweck an verschiedenen Stellen der Levante, namentlich in Brussa und Damaskus, in großer Menge producirt wird. Man hat sich daher den Kafatan zunächst als Unter- oder Hauskleid und für den Verkehr im Freien mit einem Pelze oder doch einem aus Wollstoff verfertigten, den atmosphärischen Einflüssen unmitttelbar ausgelegten Rode überdeckt vorzustellen. Eine besondere Bedeutung gewann der Kafatan, als die zum Islam übergetretenen und die Sitten und Gebräuche der alt-mohammedanischen Culturvölker sich aneignenden Türkenstämme ihren Kafatan mit dem Chyl'a, dem arabisch-persischen Ehrenkleide, identificirten, welches längst von den orientalischen Dynastien als Ausrüstungsgegenstand in der Weise unserer Ordensdecorationen consecrirt worden war und in der vulgär-arabischen Aussprache Chäl'a und das Wort Gala gegeben hat. Der Kafatan wurde somit ein vor dem Publikum mit Stolz zu tragendes Prunkgewand; auch unterschied man seitdem einen Ust-Kafatan, Ober-Kafatan, und einen Isch-Kafatan, Unter-Kafatan. Die im Serail von Constantinopel bis Anfang

dieses Jahrhunderts festgehaltene Fiction, daß die Gesandtschaften der christlichen Mächte Huldigungsgeschenke darbringende Basallen-Botschaften an den Sultan als „Schatten Gottes auf Erden“ seien, machte den Kasan auch für die europäische Diplomatie bedeutsam. Die fremden Vertreter durften vor dem Großherrn nur, sozusagen, in seiner eigenen Uniform erscheinen und mußten es sich gefallen lassen, bei feierlichen Anlässen den Degen abzulegen und mit ihrem Gefolge den ihnen zu diesem Behufe verabfolgten sogenannten Ehrenfahnen anzuhelm, gewöhnlich ein wenig werthvolles Kleidungsgestück aus dünnem Baumwollengewebe von weißlicher Farbe mit großen blaßgelben Blumen in durchworfener Stoffeide und fast bis zur Erde herabhängenden Seidenschürzen, unter denen ein Edliger den Armen freien Durchgang gewährte. Durch die seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts zur Geltung gekommene neue türkische Tracht, den Sürkül, ist der Gebrauch des Kasians sehr beschränkt worden, jedoch wird er von den Ulema, von dem Handwerker- und Krämerstande in den Städten und in vielen Gegenden Anatoliens von der Landbevölkerung noch festgehalten.

(G. Rosen.)

KAGENECK. Das noch jetzt in Ruinen sichtbare Bergschloß dieses Namens unweit Colmar im Elsaß ist die Wiege dieses alten ritterbürtigen Geschlechts. Nach Zerstörung der Burg siedelte es um 1250 nach Straßburg über, wo es durch Jahrhunderte hohe Würden im Stabregimente bekleidete. Als erster Stammherr der beglaubigten Filiation erscheint Ritter Claus, der sich 1258 im Stabregimente befand. Als im J. 1261 die Domherren zu Straßburg bei damaligen Streitigkeiten des Bischofs mit den Bürgern des Ersteren Partei hielten und viele davon aus der Stadt zogen, waren die Kageneck auch mit darunter. Hans v. Kageneck war 1271 Stadtmelster, Ricard 1337 Probst zum Jungen Peter in Straßburg. Erhard befand sich unter den fünfzehn Rittern des Unterelsaß, welche über den gemachten Landfrieden 1355 einen Landtag zu Colmar hielten. Stephan, unter dem Heere Leopold's von Oesterreich kämpfend, fiel 1386 bei Tempach, Thomas und Claus erfuhren auf dem großen 1390 zu Straßburg gehaltenen Turnier. Hans tritt 1414 mit dem Markgrafen Bernhard zu Baden nach Gelnhausen zum Concil, nachgehends war er wegen der Stadt Straßburg als Unterhändler bei dem Vertrage, in dem sich die Schwelger mit dem Herzoge von Savoyen verglichen. Ein anderer Hans wurde 1451 von der Stadt Straßburg mit 300 Fierden dem Kaiser Friedrich III. zur Krönung nach Italien beigegeben und ein dritter Hans sammt seinem Bruder Moritz in dem Kriege wider Herzog Karl den Kühnen von Burgund, da sowohl die Stadt als der Bischof von Straßburg nebst den Vorberösterreichischen Lanzen, Elsaß und Breisgau, den Gibngrossen Hülf leisten, am Tage vor der Schlacht bei Murten 22. Juni 1476 wegen tapferen Verhaltens zu Rittern geschlagen. Des genannten Moritz Sohn, Reinhold v. Kageneck, ist der nähere Stammvater der noch heute blühenden Linie. Seine Nachkommen des jüngeren Zweiges verließen zum Theil im Elsaß, nachdem sie daselbst von der französischen Krone

unterm 6. Aug. 1773 den Freiherrenstand anerkannt erhalten hatten, bis zur Revolution, die ihnen ihre linksrheinischen Besitzungen raubte, sie selbst aber nach Baden vertrieb. Der ältere Zweig hatte durch Aussterben der Herren v. Pfors im Breisgau großen Besitz geerbt; sich dieserhalb dorthin gewendet, den Besitz durch Kauf wie Belehnungen (besondersweise die wichtige Wald-Vogtei über den Schwarzwald) selten des Hauses Oesterreich gemehrt und war zu großem Ansehen in der neuen Heimat gekommen.

Dem entsprechend erhob Kaiser Leopold I. den Johann Friedrich v. Kageneck, Herrn zu Münzingen, Mödingen und Hühbheim, mittels Diploms d. d. Wien 22. Sept. 1671 und mit der Intitulatur „Wohlgelobten“ in den Reichsfreiherrenstand. Erwähnungswürdig von seinen Nachkommen sind Johann Heinrich Hermann Freiherr v. Kageneck (gest. 1744), Landcomthur des Deutschen Ordens und kaiserlicher fürstlich hoch- und deutschmeisterlicher Geheimrath, später kurpfälzlicher Statthalter des Herzogthums Neuburg, geheimer Konferenzminister und zuletzt Oberbetschammerpräsident; dann Franz Heinrich Wendelin, ein Sohn des Freiherren Georg Sebastian Reinhard und der Josepha Maria Franzisca geborenen Frein von Ulm zu Mittel-Brach, der sich dem geistlichen Stande widmete und 1733 als Domherr von Eichstätt und Augsburg erscheint; schließlich der f. f. Kammerer Friedrich Fridolin Freiherr v. Kageneck, der am 8. Jan. 1771 den Reichsgrafenshand an sein Haus brachte. Dieser ist der Vater des Grafen Heinrich Hermann (gest. 1790), sowie einer Tochter Beatrix Antonie Aloysia (geb. 1755, gest. 1828), der Mutter des Fürsten Clemens Witternich. Graf Heinrich Hermann theilte durch zwei Söhne seinen gräflichen Stamm in zwei Zweige, deren älterer das in und um Freiburg im Breisgau gelegene Fideicommiss des Hauses zulebt, während der jüngere seinen Wohnsitz zu Schloß Weiler bei Stegen hat, aber beiden Linien gemeinsam die Grundbesitzschaften Münzingen, Weichheim, Stegen und Unter-Identhal gehören. Das gesammte Geschlecht bekennt sich zur katholischen Lehre und hat viele treue Diener der Kirche hervorgebracht. Sein ältestes Stammwappen zeigt einen silbernen Schrägkreuzbalten im rothen Felde; aus dem Helm wächst ein roth gefiederter Wappenschwanz in rother Stulpmütze, der auf Brust und Hüfte mit silbernem Schrägkreuzbalten belegt ist.

(H. v. Borwitz und Hartenstein.)

KAGOSIMA (auch Kiusiu), bestiegte Hafeninsel der südlichen der größeren japanischen Inseln, liegt im Hintergrunde des gleichnamigen Golfes, der schönen Insel Sakura gegenüber. Wegen Ermordung des Engländers Richardson durch die Begleitung des Fürsten Schimadzu und wegen Vertragsbruchs ward die Stadt im J. 1863 beschloßen und unter schwere Contribution gelegt. Bekanntest und in jeder Beziehung wichtig ist die auf derselben Insel gelegene Stadt Kagasaki (s. d.).

(Richard Oberländer.)

KAGUL oder Formosa, Stadt in der europäisch-russischen Provinz Besarabien, $4\frac{1}{2}$ Millom. vom Pruth entfernt, liegt in einer eben baumlosen Steppe, hat eine

griechisch-orthodoxe und eine Raabkolonienkirche, zwei Synagogen, eine männliche und eine weibliche Volksschule und 4916 Einw., darunter 713 Raabkolonien verschiedener Sektten und 353 Juden. Die Einwohner treiben Ackerbau und Getreidehandel mit dem Auslande. Kagul gehörte bis zum J. 1856 zum russischen Plessarabien, kam dann an Rumänien und ist seit dem Berliner Vertrag vom 13. Juni 1878 wieder russisch geworden. (A. v. Wald.)

KAHATH, der zweite Sohn des Levi (1 Mos. 46, 11; 4 Mos. 3, 17; 1 Chron. 5, 27; 6, 2 fg.; 23, 6. 12) und somit Enkel des Patriarchen Jakob. 2 Mos. 6, 17 fg. (4 Mos. 3, 17 fg.) werden als Söhne Kabath's genannt: Amram, Jizhar, Hebron und Uziel. Von Amram stammten Aaron und Mose, von Jizhar unter anderen Korah. Infolge dessen wird weiterhin z. B. Jos. 21, 4 fg. unterschieden zwischen solchen Kahathitern oder Söhnen Kabath's, welche (als Söhne Aaron's) priesterliche Befugnisse hatten, und solchen, welche nur Levitiendienste verrichteten. Nach 4 Mos. 3, 27 lagerten die 8600 Kahathiter an der Südküste der Eitstöhütte und hatten die Gerüste des inneren Heiligthums zu versorgen (vergl. die genaue Detailirung ihrer Pflichten 4 Mos. 4, 4 fg. und 7, 9). Jos. 21, 4 fg. und 1 Chron. 6, 39 fg. werden die Städte aufgezählt, welche an die Kahathiter abgetreten werden sollten (13 an die priesterlichen, 10 an die übrigen Söhne Kabath's). Nach 1 Chron. 6, 18 stammte der davidische Sangesmeister Heman aus den Kahathitern; 2 Chron. 29, 12 wird ihrer unter Hiskia (im 8. Jahrh.), 34, 12 unter Josia (um 624) gedacht. — Alle die vorstehend erwähnten Stellen gehören indess erst den spätesten Bestandtheilen der alttestamentlichen Geschichtsbücher (nämlich im Pentateuch und Josua dem sogenannten Priestercodez) an, was schon daraus hervorgeht, daß bis zum Theil von einer Erwähnung in Priester und dienende Leviten sonst nirgends die Rede ist, vielmehr wird dieselbe erst Gen. Kap. 44 angefündigt. Deshalb sind jedoch die oben erwähnten Namen keineswegs eine bloße Fiktion des Priestercodez, sondern nur eine Zurückdatirung der levitischen Gesetzbücher und Familien, wie sie nach dem Theil unterschieden wurden, auf die mosaische Zeit. Nur aus dieser Annehmung an noch bestehende Verbindnisse erklärt sich, wie 1 Chron. 6, 7 fg. die Genealogie der Söhne Korah's, des Enkels Kabath's, bis zum 8. Gliede verfolgt werden konnte, während doch 4 Mos. 16, 32 alle Korawiten von der Erde verschlungen worden waren. Letztere Angabe würde nicht ignoriert worden sein, wenn sie nicht durch die thatsächliche Existenz von Korawiten noch in nachexilischer Zeit widerlegt gewesen wäre. (E. Kautzsch.)

Kahira, s. Kairo.

KAHLA, Stadt im Saal-Eisenbergere oder Westkreise des Herzogthums Sachsen-Altenburg, in schöner Lage an der Saale, über die eine 1563 erbaute Steinbrücke mit eisernem Zwischenaub führt, 14 Kilom. von Jena, 23 Kilom. von Rudolstadt entfernt, Station der Saaleisenbahn mit fester Raderampe, Telegraphenstation, Amtsgericht, Steuer- und Rentamt, Schiedmannamt, Fortbildungsschule, Klein-

kinderbewahranstalt, Spöthital. Die Zahl der Bewohner, die 1875 2758 betrug, war 1880 auf 2999 gestiegen, darunter 2995 Protestanten und 4 Katholiken. Den Haupterwerbssweig der Stadt bildet die industrielle Thätigkeit, die verhältnismäßig mannichfaltig ist. In größeren Maßstabe wird aber nur die Porzellanfabrikation betrieben, die in zwei Establishments 225 Arbeiter zählt. Außerdem gibt es eine Bappenfabrik mit 10, eine Wollspinnerei mit 15, eine Wascheisenfabrik mit 6, eine Räucherkerzenfabrik mit 6, eine Buntleberfabrik mit 4 Arbeitern. Der ziemlich lebhaft Handelsverkehr (Vertrieb der Fabrikate, Butterverkauf u. f. w.) wird durch 5 Viehmärkte, 4 Jahrmärkte und die sogenannten Fastenmärkte gehoben. Als Sehenwürdigkeit der Stadt ist die Sammlung des Alterthumsforschenden Vereins, enthaltend Waffen, Münzen, Gefäße, Sculpturen, Fabnen, Manuscripte u. f. w. zu erwähnen. Die schöne Umgebung der Stadt lockt viele Touristen an, namentlich die herrliche Fernsicht vom Bergschloß Leuchtenburg, welche das Saalthal und darüber hinaus bis zum Thüringer Wald umfaßt (s. unten). Außerdem sind hübsche und merkwürdige Punkte: der Bornberg, Pfaffenberg, Birkenhain und der am rechten Saalufer schon ins Flußbett abfallende Dohlenstein, der 1780 und 1828 furchtbare Bergsturz ins Thal sandte und viele Weinberge vernichtete.

Der Ursprung von KahlA, in alten Urkunden Kaal, Koabel, Kole, Gelo u. f. w. genannt, ist, wie der so vieler anderer Städte Thüringens und der Lausitz, auf eine gegen das Vordringen der Slawen errichtete Befestigung zurückzuführen. Diese Befestigung wurde später in eine Burg umgewandelt, von der aber jetzt nur noch ausgedehnte Kellerräume und der Name des „die Burg“ genannten Stadtheils Zeugniß gibt. Dieser Stadtheil erhebt sich auf dem nordöstlichen Ausläufer des Walpersberges (Walpurgisberg), da, wo er steil gegen die Saale abfällt. Die Burg wird, soweit bekannt, zuerst in zwei Urkunden aus den Jahren 1333 und 1411 genannt. Nach der ersten genannten Urkunde überlassen die Herren von Leuchtenburg das Haus Leuchtenburg, Schloß und Stadt KahlA, die Stadt Koba, die Kavenburg u. f. w. dem Grafen zu Schwarzburg, um zwölfhundert Schod Groschen Brager Fehrigung. In diesem Stadtheil befindet sich auch die der heiligen Margaretha geweihte Kirche, die in ihrer jetzigen Gestalt in den Jahren 1411—1413 gebaut worden ist. In dieser Kirche predigte Luther am 23. Aug. 1524. Die Gottesackerkirche wurde 1486 vollendet. Ein Godescalvus de Kalle tritt als orlamündischer Basall urkundlich 1184—1206 auf. Nach dem Chronisten Nicolaus v. Eythgen wird Kalne civitas esse oppidum 1344 im Grafenreize erobert und zerstört. Eine ersturter Chronik, im Verein mit dem schwarzburger Chronisten Jovius, verzeist diese Zerstörung in das Jahr 1345. In dem den Grafenreize beendigten Frieden verzeist der damalige Besitzer der Stadt KahlA, Graf von Schwarzburg, Herr zu Arnstadt, auf KahlA, Graf von Schwarzburg, Herr zu Siergers, Landgrafen Friedrich von Thüringen. In KahlA wurde am 1. Sept. 1554

der Erbvertrag abgeschlossen, nach welchem die gefürstete Grafschaft Henneberg gegen Uebertnahme von 130,470 fl. Schulden der letzteren, nach Aussterben des Hauses Henneberg in den Besitz des Ernestinischen Hauses überging. Kaiser Karl V. ertheilte diesen Erbverträge am 22. Jan. 1555 zu Brüssel seine Bestätigung. Im Jahre 1528 befähigte Kurfürst Johann die Privilegien der Stadt mit der Bemerkung, daß er wohl verursacht gewesen sei, dieselben wegen der nur Kurzem stattgehabten Empörung (Unfug 1524, veranlaßt durch Karlstadt) aufzuheben. Infolge einer 1636 zu Jena grassirenden Pest ward die dortige Universität auf kurze Zeit nach Kahlja verlegt.

Die Leuchtenburg erhebt sich eine halbe Stunde von der Stadt auf dem rechten Saaluser, auf einem schroffen, die ganze Gegend beherrschenden Bergfelsen. Das imposante Bauwerk ist von fünf Thürmen überragt, von denen jedoch nur der Hauptthurm, zu dessen Höhe 152 Stufen führen, aus der ältesten Zeit stammt. Merkwürdig ist ein uralter 350 Fuß tiefer Ziehbrunnen. Das Ganze ist mit einer 1400 Fuß im Umfang messenden Mauer umschlossen. Auf dem Burghof befindet sich eine geschmackvoll eingerichtete Restauration, welche im Sommer vielfach zu längerem Aufenthalt benutz wird. Die herrliche Aussicht umfaßt zunächst das Saalthal, in dem Jena mit dem Fuchsthurm und der Lobbaburg, Gramante, Schloß Weisburg und Rudolstadt als Glimpfe hervortreten. Derselb schreift das Auge bis zu den voigtländischen Bergen und westlich über den Thüringer Wald bis zum Schneefopf und dem Rißelbach. Die Leuchtenburg wurde im 9. Jahrh. als Bollwerk gegen die Sorben erbaut. In älteren Zeiten gehörte die Feste den Herren v. Lobbaburg; so wird 1221 Hartmann v. Leuchtenburg, Herr des obern Schlosses Lobbaburg, Präsident des Landgerichts u. s. w. genannt. Im thüringischen Grafenkrieg wurde die Burg sammt Kahlja 1345 vom Landgrafen Friedrich genommen und geschleift. Wieder aufgebaut kamen Stadt und Befestigung in den Besitz der Herren von Wipleben, die sie 1392 durch den Markgrafen Friedrich von Meißen erobert wurden und nun an Sachsen fielen. Im J. 1365 kommt Otto Gold als Vogt zur Leuchtenburg vor. Später heißen die Vögte Amtmann und endlich Burgrichter. Der letzte war Friedrich Franz Julius Weigner 1844—1849. Dann diente die Burg zur Civilversorgung und war zuletzt Strafanstalt, die 1871 aufgehoben wurde.

(A. Schroot.)

KAHLDEN, KALDEN (Kalende), ein altes abliges Geschlecht der Insel Rügen, das hier bedeutenden Grundbesitz besaß und zum Theil noch innehat. Edon in den frühesten Zeiten hat es sich von Pommern einerseits nach der Fauffsig und Schöfien, andererseits nach Mecklenburg und Westfalen gemenet und in allen diesen Landen städtische Güter erworben. — Erich von Kalende auf Renz wurde nach der Ermordung des Landvogts von Rügen, des Ritters Kawan Barnewow, im Jahre 1471 an dessen Stelle gewählt; sein Sohn Jaroslaw v. Kalende besetzte dieselbe Würde 1536—54, sowie sein Enkel Erich von 1558—60 ein Zeichen, daß die

Mitglieder dieses Geschlechtes neben ihrer Macht auch schon früh diejenigen persönlichen Eigenschaften besaßen, die im Laufe der Zeiten der Familie Ansehen erhalten haben. Dieser heimatlichen Linie entsproß der im Jahre 1713 geborene Henning Alexander v. Kahlben, der sich in den Schlesienschen Kriegen als preussischer General-Major und Inhaber eines Infanterie-Regiments durch seinen Muth wie seine umsichtige Führung einen vorzüglichen Namen erwarb. Seiner beherzten Leibesgröße wegen hatte ihn König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1738 als Fähnrich bei seiner polbamer Kienegerade (Leib-Regiment) ange stellt. Hier avancirte er zum Lieutenant und wurde nicht lange darauf, als König Friedrich II. seine Leibgarde neu organisirte, bei dieser zum Premier-Lieutenant ernannt. Seine besondere Befähigung brachte ihn in die unmittelbare Nähe des Königs, den er, nachdem er unter die Flügel-Adjutanten aufgenommen, in allen drei Schlesienschen Kriegen begleitete. In der Schlacht bei Soor nahm er, obgleich bereits verwundet, eine feindliche Batterie; in den Schlachten von Meidenburg, Prag und Kollin, hier als Oberst theilnehmend, brachte der Tag von Kollin ihm neue Wunden. Am 5. December 1757 commandirte er bei Leuthen eine Brigade aus dem rechten Flügel und trug nach des Königs Ansicht nicht wenig zur Erringung des Sieges bei. Jorndorf setzte seiner glänzenden und ruhmreichen Laufbahn endlich ein Ziel. Als Führer der Avantgarde beim Beginn des Kampfes durch einen Schuß in den Fuß schwer verletzt, war er nicht zu bewegen, das Commando abzutreten, blieb in Thätigkeit bis zum Ausgange der Schlacht, starb aber tags darauf während der Amputation am 22. October 1758. Der große König lebte ihn besonders und gab ihm viele Beweise seiner persönlichen Zuneigung. So hatte er ihn mit dem heingefallenen Waldowischen Lehen Gottberg im Kreise Pritz befehlet. Durch seine am 12. August 1749 erfolgte Vermählung mit Sophia Friederika v. Kannenberg, Erbtöchter des Dberhofmeisters der Königin und Erbmarischalls des Fürstenthums Minden und seiner Gattin Charlotte Albertine, geborene Gräfin v. Hinfenstein, traten nach dem am 22. Mai 1762 erfolgten Tode ihres mütterlichen Großvaters seine beiden Söhne Leopold Wilhelm Ferdinand und Ernst Friedrich Wilhelm Alexander v. Kahlben in den Besitz des Kaamenbergschen Erbes, des Stammhauses Kannenberg und des Gutes Buischow, beide im Fürstenthum Halberstadt gelegen, sowie von Himmelreich im Wendenischen. — Der König übertrug hierauf unterm 15. Juni 1764 die Erbmarischall-Amt des Fürstenthums Minden an diesen Zweig des Kahlbenschen Geschlechtes, vereeblich nach dem Rechte der Erstgeburt, was auch seitens König Friedrich Wilhelm's II. am 14. Januar 1787 befestigt wurde. Dagegen diese Linie noch derzeit zu Iden und Krampe blüht, besitz sie das seit 1840 den Freiherren v. v. Red zugehende Erbannt nicht mehr.

Von dem auf Rügen verbliebenen Stamme sei noch Balthasar Ernst Alexander Ferdinand v. Kahlben erwähnt, der als Lieutenant bei den Ansbach-Bairer-Dracönern von seinem mütterlichen Oheim, dem General

Major Georg Balhafar v. Normann zu Landdberg, Herrn aus Poppelwitz auf der Insel Rügen, zum Erben berufen, am 4. December 1789 die königlich-preussische Genehmigung erhielt, die Namen und Wappen beider Familien als „Kahlen v. Normann“ zu verbinden. Die Wappenzusammenstellung zeigt uns den Schild gespalten, in der vorderen Hälfte erscheint Normann, hinten dagegen das Stammwappen; die beiden Helme dem entsprechenden.

Stammwappen: Im silbernen Felde wie auf dem Helme ein vorwärts gestellter rother Löwenkopf; Deden: roth-silbern. (H. v. Borwitz und Hartenstein.)

KAHLENBERG oder KALENBERG heißt gegenwärtig der vorliegende der nordöstlichsten Berggipfel des an der steiermärkischen Grenze sich durch Miederösterreich bis zur Donau bei Wien hinziehenden Wiener Waldes. Der langgestreckte Rücken dieses Sandsteinberges erreicht in seinem höchsten Punkte 438 Meter, ist durch eine sanfte bewaldete Einseitigkeit mit dem Leopoldberge, welcher sich zur Donau abfällt, verbunden und führt auch den gegenwärtig weniger gebräuchlichen Namen Josephsberg. Diese beiden Berge haben im Laufe der Zeit ihre Namen geändert, indem der Leopoldberg diesen Namen erst seit dem Jahre 1694 von Kaiser Leopold I. führt und früher Kahlenberg hieß, während der heutige Kahlenberg ursprünglich und zwar bis zum Jahre 1639 Schweinsberg hieß, von da an Josephsberg und gegenwärtig allgemein Kahlenberg heißt. Auf der Wien zugekehrten flacker abfallenden Seite trägt der Kahlenberg das kleine Dörfchen Josephsdorf, welches 32 Einwohner zählt, zu der eine Stunde entfernten Orts- und Pfarrengemeinde Kahlenbergerdorf am Fuße des Berges an der Donau gehört, dem Gerichtsbezirke Währing und dem politischen Bezirke Hernals zugetheilt ist. In den älteren Zeiten gehörte der Kahlenberg unter dem Namen Schweinsberg dem Stifte Klosterneuburg, welches denselben im Jahre 1628 dem Kaiser Ferdinand II. abtrat. Dieser übergab ihn in demselben Jahre den Cameralbauern zu eigen und fügte diesem Geschenk 36,000 Gulden hinzu, wobei jene im Jahre 1629 mit dem Baue eines Klosters beginnen konnten. Dieses wurde in Gestalt eines Klosters aufgeführt und bestand nach seiner Vollendung im Jahre 1639 aus 20 abgeordneten Häusern, einer Kirche und einem Priorate nebst Gastgebäuden. Von nun an hieß der Berg Josephsberg. Schon im Jahre 1683 wurde das Kloster durch die Türken zerstört. Im September 1683 besetzte das Heer, welches zum Entsatze Wiens von den Türken unter dem Vortänigle Johann Sobieski erschienen war, den Kahlenberg und in den Ruinen des Klosters wohnten die Heerführer der Weste bei, bevor sie zum entscheidenden Kampfe hinabzogen. Das Kloster erhob sich alsbald wieder aus seinen Trümmern und bestand bis zum Jahre 1782, in welchem es von Kaiser Joseph II. aufgehoben wurde. Der Kahlenberg wechselte seit dieser Zeit mehrmals seine Besitzer und bietet seit dem Anfange unseres Jahrhunderts mit seinen niedlichen Klosterhäusern infolge der gefunden und schönen Lage des

Ortes und der Umgebung, sowie der herrlichen Aussicht, wiener Sommergärten einen angenehmen Aufenthalt. In neuester Zeit ist der Kahlenberg in das Eigentum der Kahlenberg-Eisenbahn-Gesellschaft übergegangen, welche im Jahre 1872 die Concession zur Anlage einer doppelgleisigen Zahnradbahn nach dem Systeme Rigi erwarb, den Bau im folgenden Jahre begann, im Jahre 1874 beendete und dem Betriebe übergab. Die Bahn zieht sich von Ausdorf an der Donau über Hellenbach, Grünzing und Kraxenwald bis auf das Plateau des Berges zunächst dem daselbst befindlichen Hotel. Das Neigungsverhältnis variiert zwischen 1:30 und 1:10. Die Curven haben den gleichen Radius von 180 Meter. Die Fahrzeit beträgt 30 Minuten. Das neue Hotel Josephsdorf ist selber mit allem Comfort, Restauration, Bädern, Aussichtsturm und 60 Fremdenzimmern versehen worden. Fast gleichzeitig mit der Zahnradbahn war eine Drahtseilbahn angelegt worden, welche sich von der Donau am nordwestlichen Fuße des Leopoldberges auf die Einseitigkeit hinaufzieht, welche den Kahlenberg mit dem Leopoldberge verbindet. Auf dieser 760 Meter langen doppelgleisigen Bahn verkehren große Waggon mit je 100 Sitzplätzen, wovon immer gleichzeitig der eine sich aufwärts, der andere abwärts bewegt. Die Fahrt, bei welcher die beträchtliche relative Höhe von 243 Meter erreicht wurde, währt fünf Minuten. Dem Publikum standen somit für die Auf- und Abfahrt zwei verschiedene Eisenbahnen zur Benutzung. Da aber viel Verkehrsanhalten die Frequenz zu gering war, brachte die Kahlenberg-Eisenbahn-Gesellschaft im Jahre 1876 die Drahtseilbahn zum Zweck der Hüsen käuflich an sich, legte aber die Concession für dieselbe, die Bahnerhaltung unverhältnismäßig große Geldopfer gekostet hätte, zurück und beschränkte sich selber auf den Betrieb der Zahnradbahn. Der Leopoldberg, welcher sich von dem 157 Meter hohen Donauspiegel noch um 266—423 Meter über dem Meere erhebt, hat eine größere historische Vergangenheit als sein Nachbar. Leopold III., der Heilige, erbaute sich im Jahre 1101 auf demselben eine Burg und verlegte seine Residenz dahin. Diese Burg war die nordöstliche in der langen Reihe der Weste, welche an den Halingängen in den Wiener Wald bis gegen den Emmering hin zum Schutze gegen die Einfälle der Magyaren angelegt waren. Von einem Fenster dieser Burg wurde der Gemahlin Leopold's III., der Markgräfin Agnes, im Jahre 1106 der Schiefer entweicht, dessen Wiederauffindung acht Jahre später die Gründung des Hochherrlichen Klosterneuburg veranlaßte. Als Heinrich Jasomirgott seine Residenz nach Wien verlegt hatte, diente der Leopoldberg nur noch selten dem Landesfürsten zum Aufenthalt. Die Burg wurde vor der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1529 gesprengt und Kaiser Leopold I. erbaute an der Stelle derselben im Jahre 1694 die Kirche, welche noch heute steht. Kahlenberg und Leopoldberg haben heute hauptsächlich nur touristische Bedeutung, indem sie eine herrliche Fernsicht bieten, deren Peripherie der Wisamberg, die Kleinen Karpaten, die Hundsheimer Berge,

das Leithagebirge, Rosalingebirge, der Hochschwabgipfel, Schneeberg, Gollen, Anninger u. s. w. bilden, innerhalb welcher der Blick zunächst im Vordergrunde über ganz Wien und die Donau, sowie über das Marchfeld und die Wiener Ebene hinüberweist. Wojarz, der ein häufiger Besucher des Kahlenberges war, schrieb auf demselben seine Zaubersprüche. (Vgl. Grosz, A. Z., Der Kahlenberg und seine Umgebung. Wien 1832; Vogl, J. N., Der Kahlenberg bei Wien und seine Bewohner. Zweite Auflage. Wien 1846.)

Nach dem Kahlenberge führt der nordöstlichste Theil des Wiener Waldes, welcher in schönstem Waldschmucke prangt, ganz unpassend den Namen Kahlengebirge. Dieses beginnt von der Ernte zwischen Siebring und Weidling am Bach und fällt nach kurzem Verlaufe steil gegen die Donau ab. Sein höchster Gipfel ist der Hermannkogel, 542 Meter. Viele Schriftsteller haben dem Mons Caelius der Alten mit dem Wiener Walde, dem Kahlengebirge und selbst mit dem Kahlenberge identificirt. A. Schmidt ist in einer in den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften in Wien, phil. hist. Classe, Bd. XX, 1856, S. 338 ff., niedergelegten Abhandlung zu dem Resultate gelangt, daß nach Ptolemäus, welcher für die Erklärung des Mons Caelius allein maßgebend ist, unter diesem Namen alles zwischen der Donau und den Karawanken längs der pannonischen Ebene sich erstreckende Gebirge zu verstehen sei. Die Verbindungsstelle dieses Namens für das Kahlengebirge ist eine Erfindung späterer Zeit, welche durch eine irrige Copie der Karten des Agathodämon veranlaßt wurde.

Von der Sulzwiese in der Einfassung zwischen dem Kahlenberge und Leopoldsdorfe führt durch die tief eingeschnittene Schlucht des Bodings- oder Waldgrabens ein Weg zur Ortschaft Kahlenbergerdorf, welche 548 Einwohner zählt, mehrere hübsche Landhäuser und Fabriken besitzt und Stationsplatz der Franz-Josephs-Bahn, sowie der Local-Donau-Dampfschiffahrt ist. Hier soll der Herrer Weigand von Heben als der sogenannte Pfaff oder Pfarrherr von Kahlenberg, ein Günstling Herzog Otto's des Fröhlichen, um 1330 gelebt und seine lustigen Späße und Possen getrieben haben. Diese Schwänke wurden von einem sonst unbekanntem Philipp Frankfurter, welcher zu Wien lebte, am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts zu einem Gedichte verarbeitet und von Wilhelm Johann Widmann im „Peter Leber oder der andere Kahlenberger“ im sechzehnten Jahrhundert gewissermaßen fortgesetzt. Die poetische Darstellung ist in beiden Gedichten etwas ungescholten, im Ganzen aber lebendig und volksmäßig. Durch ihren Inhalt sehen diese zwei Gedichte in Verwandtschaft mit Stricker's Amis und mit Salomon und Marsof. Daß die Helden beider Gedichte wirklich existirt haben, ist kaum zu bezweifeln. (Vgl. Karrenbuch. Herausgegeben durch v. d. Hagen (Halle 1811); Soedke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, S. 116; Koberstein, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 5. Aufl. Bd. I, S. 319; Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur, S. 277.)

(Ferd. Grassauer.)

KAHLERT (Carl Wilhelm), Doctor der Medicin und Geburtshülfe, k. l. ordentlicher Professor der Studienlehre und Veterinärpolizei zu Prag, wurde geboren im Jahre 1776, widmete sich der Heilkunde und wurde an der Universität Prag als Professor der Studienlehre und Veterinärpolizei angestellt. Seine Wirksamkeit hat sowohl durch seine mündlichen Vorträge als durch seine Schriften den vortheilhaftesten Einfluß auf die Landwirthschaft und insbesondere die Viehzucht in Böhmen gehabt. Als Veterinär-Schriftsteller machte sich Kahlert zuerst vortheilhaft bekannt durch einzelne Fragmente über Thierheilkunde, welche in dem Wirthschaftskalender aus die Jahre 1826, 1827 und 1828, herausgegeben von de. k. l. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag, enthalten sind. Sehr verdient machte er sich auch durch schriftliche Vorträge über die Dreifrankheit der Schafe in eben jenem Kalender und durch seine Schrift „Praktische Anleitung zu einer naturgemäßen Geburtsbüthe der landwirthschaftlichen Thiere“ (Prag 1830). Außerdem schrieb Kahlert noch „Die Futterkrankheiten der nutzbarsten Haus- & Säugethiere“ (Prag 1843); „Die Schafwollwäße, eine systematisch geordnete geschichtliche Darstellung aller bisherigen Ergebnisse und Unternehmungen in Bezug auf Wollwäße mit den neuen Mitteln, nebst Beurtheilung ihrer Erfolge“ (Leipzig 1842); „Die Hüfnerpest, der Hüfnerrot“ (Prag 1838); „Ein neues Karstoffbüchlein zu dem alten mit veranschauligter Beantwortung der Frage: Woher es kommen mag, was unsere Karstoffeln heutigen Tages nicht mehr so halbar sind als sonst, leichter faulen und verderben? Necht ein neuer Vorschlag: Wie diesem Uebel am ehesten abuhelfen sein dürfte“ (Prag 1841). Kahlert starb am 13. October 1844. (William Löbe.)

Kahlköpfigkeit, s. Alopecie.

KAHLUR, auch Kahlur, eigentlich Bilaspur, ist einer der kleinen Gebirgsstaaten unter politischer Oberaufsicht der Pandjabs-Regierung, zwischen 31° 12' 30" und 31° 35' 45" nördl. Breite und zwischen 94° 6' und 94° 38' östl. Länge, 14 geogr. □ Meilen = 777 □ Kilometer, mit einer 1876 auf 60,000 geschätzten Bevölkerung. Die Gurkhas in Ripal haben zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Land überfallen, wurden aber 1815 durch die Briten wieder vertrieben, die den Radjäs wieder in den Besitz von Bilaspur einsetzten. Als 1847 bis 1848 das Pandjabs erobert ward, wurde der Radjäs in dem Besitz von Kahlur bestätigt, das rechts am Satledj liegt; er war mit den Sikhs verbündet gewesen und zahlte ihnen Tribut. Die britische Regierung verzichtete auf den Tribut, verlangte aber vom Radjäs, daß er den Transit-Zoll in seinem Gebiete abschaffe. In Anerkennung seiner Dienste während der Revolution erhielt der Radjäs ein Ehrenkittl im Werthe von 500 Rpd. Sterl. und das Recht auf eine Ehrenlade von 7 Kanonenschüssen. Der gegenwärtige Radjäs, Hira Chand, ein Radjaspute, ist um 1835 geboren. Sein Einkommen beläuft sich auf 10,000 Rpd. Sterl. Die Hauptprodukte des Landes sind Opium und Korn; fabricirt werden Wollenwaaren. (G. A. v. Klöden.)

KAIHN ist ein verhältnißmäßig leicht und meistens aus Lannenholz gebauet, für Personen- oder Waarentransport bestimmtes Fußfahrzeug ohne Kiel, mit flachem Boden und von verschiedenen Dimensionen. Während der gewöhnliche kleine Kahn zum Personenverkehr und zum Fischen 4—6 Meter lang ist, gibt es auf unsern großen Strömen, der Elbe, Oder, Weichsel, solche für Waarentransport, welche mehrere tausend Gennner tragen. Bei gutem Winde fahren sie unter einem Segel und haben zu diesem Zwecke einen sehr hohen Mast, der sich aber beim Passiren von Brücken u. s. w. niederlegen läßt. Zum Rudern sind diese großen Kähne nicht eingerichtet, sondern werden bei mangelndem Winde entweder mit Stangen geschoben oder am Ufer mit Lauen durch Menschen oder Vögel gezogen. Wegen ihres flachen Bodens haben die sämtlich vorn und hinten spitz geformten Kähne einen sehr geringen Tiefgang, der trotz schwerer Belastung selten einen halben Meter übersteigt und deshalb das Befahren der Flüsse auch bei sehr niedrigem Wasserstande gestattet. Das Wort Kahn ist deutschen Ursprungs. (R. Werner.)

KAIHNBEIN. Diesen Namen haben wegen ihrer Gestalt zwei Knochen des menschlichen Körpers erhalten: a) Das Kahnbein (Os naviculare s. scaphoideum) der Handwurzel ist der erste Knochen der ersten Handwurzelreihe, welcher mit dem untern Ende der Speiche im Handgelenke in Berührung ist, und außerdem an das Mennebin, das Kopybein, das große und kleine viereckige Bein löst. b) Das Kahnbein (Os scaphoideum s. naviculare) der Fußwurzel liegt am innern Fußrande. Dasselbe steht nach hinten mit dem Kopfe des Sprungbeins, nach vorn mit den drei tellerförmigen Beinen in Verbindung, und es berührt auch noch durch eine kleine Stelle das Würfelbein.

(F. W. Theile. — A. Winter.)

KAIHNFÖRMIGE GRUBE. In der Anatomie des Menschen werden drei Stellen wegen ihrer länglichen, kahnförmigen Gestalt mit diesem Namen belegt: a) die kahnförmige Grube (Fossa navicularis s. Morgagni) der männlichen Harnröhre; eine 4 bis 8 Linien (1.—15.2 Millimeter) lange Erweiterung im Eicheltheile der Harnröhre, die sich beim weitaus Trippler zuerst zu entzünden pflegt und einen Ansammlungsort für den Tripplerichleim bildet. b) Die kahnförmige Grube (Fossa navicularis) der weiblichen Scham. Die beiden großen Schamlippen werden nämlich am hinteren Ende durch das sogenannte Schambändchen oder Lippenbändchen vereinigt, ein dünnes queres Fältchen von der Breite einiger Millimeter und 1—1½ Linien (1.—2.5 Millimeter) Höhe. Zwischen diesen Bändchen und dem tiefer liegenden Scheideneingange findet sich diese kahnförmige Grube, welche bei unvertiegtm Jungfernbändchen tiefer erscheint. Dasselbe verschwindet durch das bei der Geburt gewöhnlich erfolgende Einreissen des Schambändchens. c) Die kahnförmige Grube des äußern Dyles (Fossa scaphoidea s. navicularis s. innoimata, Scapha). Dasselbe verläuft zwischen den zwei Hervorragungen der Leiste und Gegenleiste. (F. W. Theile. — A. Winter.)

KAI (franz. Quai, engl. Quay) bezeichnet ein künstlich gegen Abbruch und Ueberfluthung gesichertes Ufer, welches insbesondere der Vermittelung des Schiffverkehrs mit dem Landverkehre dient.

In Deutschland führen derartige gesicherte Ufer mitunter auch den Namen der Rajen, Rajunen, Bollwerke. Das Wort „Bollwerk“, unfrüher älter als „Bühmwerk“, ist speciell in der Nordseegegend zwischen Ems und Elbe neben „Raj“ das gebräuchlichere für jede Uferbefestigung eines Hafens. Mehrfach finden wir das Wort Kai auch für die künstlich gesicherten Ufer innerhalb Städten, für die ganze Straße und die sie einseitig begrenzende Häuserreihe als Straßenbezeichnung denunt, gleichgültig, ob das Ufer Handelszwecken dient oder nicht, so die neuen Kais in Prag u. s. w.

Zur Vermittelung des Land- und Wasserverkehrs finden wir die Kais häufig mit Anlande- und Vorrichtungen ausgestattet. Zum Befestigen der Schiffe ordnet man Schiffslänge in der Wand der Ufermauern, Schiffshalter oder Haltepfähle hinter der Kaimauer an. Zum Zweck vorübergehender Befestigung beim „Verholen“ des Schiffes widelt sich die Leine desselben mitunter um eine am Quai-Ufer befindliche Winde, das Gangspill, zum Schutz der Ufermauer beim Anlegen des Schiffes dienen die Reibhölzer, welche entweder vorübergehend angelegt, oder wie bei den Quaimauern von Portsmouth, Grestemünde, Kiel, fest an denselben angebracht sind, oder durch eingerammte Prellspfähle, welche sich durch zwischengelegte Polster gegen die Mauer ziehen, ersetzt sind, endlich bei starkem Wasserwechsel durch schwimmende Hölzer repräsentirt werden.

Zur Vermittelung des Personenverkehrs dienen für die Schiffsmannschaft Leitern, welche auf je eine Schiffslänge, also auf mindestens 70—80 Meter je eine am Kai in der Mauer vertikal angebracht sein müssen, ferner Treppen zum Anlegen von Booten, welche fest in der Mauer konstruirt oder beweglich angeordnet sein können. Den Verkehr mit größeren Schiffen vermitteln die Anlandebrücken, welche sich mit dem einen Ende an den Quai, am andern auf das Schiff oder einen im Wasser schwimmenden Ponton stützen. Mitunter ist dieser Ponton zu einer großen Plattform, einem schwimmenden Kai erweitert, so zu Hamburg, wo acht einzelne eiserne Pontons in ihrer Länge zusammengeluppelt einen 205 Meter langen schwimmenden Kai bilden, welcher zum Anlegen der Boote dient und mittels dreier Brückenklappen mit festen Brückenpfeilern verbunden ist. Die großartigsten Anlagen dieser Art finden wir zu Liverpool und Birkenhead.

Die Construction der Kais kann als Nothbehelf in Gestalt einer hölzernen Uferbefestigung geschehen, sie wird zweckmäßiger, wie an den Victoriadocks zu London, als eiserne Pfahlwand, meist aber als Ufermauer durchgeführt. Die Höhe der Kaimauer hängt von den verschiedenen Wasserständen, der durchschnittlichen Größe der diese Ufer besuchenden Schiffe u. s. w. ab. Bei großen Seefahrzeugen liegt das Deck etwa 3—4½ Meter über Wasser. Kann die Terralanhöhe frei gewählt werden,

so ist die Mauerkrone stets über den höchsten vorkommenden Wasserpiegel und 2,5—3,5 Meter über den gewöhnlichen mittleren Wasserpiegel zu legen. Die Kronenbreite der Kalmaturen ist, wo große Schiffe in Betracht kommen, nicht unter 1—1,5 Meter zu wählen, damit sie dem Anprall der Fahrzeuge widerstehen kann. Die Lösung der wasserfestigen Mauerfläche hat zwei direct entgegengeetzte Interessen zu vermitteln. Die Rücksichten der Stabilität, Materialersparniß und gleichmäßiger Inanspruchnahme des Baumaterials erfordern feste Dossungen, die Abnutzung durch die Verwitterung und das bequemere Anlegen der Schiffe erschweren das Gegenteil. Der gedrückteste Anlauf der Mauern ist 1:12; doch erscheint auch noch 1:8 zulässig.

Besonders wichtig ist die Fundirung der Mauern, sie kann im Trocken oder unter Wasser erfolgen; bei gutem Baugrunde wird das Mauerwerk direct auf den Baugrund gesetzt, bei minder tragfähigen kommen Betonfundamente, liegende Röhre, bei schlechtem Mablöthe, welche bei Constructionen dieser Art oft ganz gewaltige Dimensionen erreichen, in Anwendung.

Bei in größerer Tiefe guter Baugrund zu finden, so verankert man das Mauerwerk pneumatisch mittels Geißen, teuf Brunnen ab u. f. w. Man sehe hierüber besonders die einschlägigen Artikel über Fundirung.

Literatur: Handbuch der Ingenieur-Wissenschaften (Leipzig 1880), III. Band: Wasserbau; Gagen, Handbuch der Wasserbaukunst (Berlin 1863), III. Band.

Zum Uebrigen wird speciell auf die Literatur über Häfen verwiesen. (Fr. Steiner.)

KAIBALEN, ein Volk, das im asiatischen Russland, Gouvernment Tomsk, am oberen Jenisei jenseit Abakan zu beiden Seiten jenes Flusses unweit der Sajanischen Berge ansässig ist und in 15 Stämme eingetheilt wird, die den Ueberrest einer großen Horde ausmachen. Ihre Gesichtszüge verhalten mehr einen tatarischen als samojedischen Typus, sowie auch ihre Sprache, wenn sie auch viele samojedische Ausdrücke enthält, eine tatarische Mundart ist. Sie beschäftigen sich zumest mit Viehzucht und wohnen daher auch in beweglichen Zelten. Das Vieh muß sich auch im Winter selbst Nahrung suchen, nur das schwächere nehmen sie unter ihre Zelte. Nur selten treiben die Kaibalen Ackerbau; dann bauen sie sich statt der Jurten hölzerne Hütten und halten sich wol auch Hausgeflügel, das man sonst bei einem nomadirenden Volk selten anzutreffen pflegt. In Hausgeräth, Kleidung, sowie in ihren Sitten und der Bereitung ihrer Speisen stimmen sie vielfach mit den Kasanowarschen Tataren überein, in deren Nähe sie wohnen. Die Ertride und Taus zur Befestigung ihrer Zelte und zu anderen Zwecken verwenden sie aus wildem Flach und aus Brenneffeln.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren nur noch 400 Individuen männlichen Geschlechts vorhanden, jetzt mögen sie wol gänzlich ausgehorben sein. Früher dem Schamanismus huldigend, waren sie später sämmtlich zur griechisch-katholischen Religion bekehr. (Richard Oberländer.)

KAIDAK, Alt-Kaidak oder Starje Kaidaki, ein Fleden im europäisch-russischen Gouvernment Jesaterinoflan, 13¹/₂ Kilom. südöstlich von der Stadt Jesaterinoflan. Der Fleden ist behalv wichtig, weil hier die berühmten Katarakte, Wasserfälle, Borogen oder Stromschnellen des Dnjepr begiinnen, welche seit den ältesten Zeiten die Schifffahrt auf dem Dnjepr so sehr erschweren. Diese Wasserfälle entstehen daraus, daß sich von den Kapsen her eine Granitlage, die den Bug, Dnjepr, Inzul und Dnjepr durchkreuzt, von Westen nach Osten durch das südliche Russland zieht. Die Wasserfälle vom Kaidak bis Borog anfangend bilden eine Distanz von 10 Meilen, sind zwar bei hohem Wasserstande im Frühling von kleinen Schiffen sogar hinab als hinauf zu befahren, allein in älteren Zeiten wurden gewöhnlich die Schiffe ausgeladen und die Waaren zu Lande fortgeschafft, bei den schwierigsten Stellen auch die Schiffe selbst, und erst nach Ueberwindung dieser beschwerlichen und wegen der räuberischen Völker auch gefährlichen Passage legte man die Schiffe wieder ins Wasser, um dann auf dem ruhigeren Strome weiter zu fahren. Die Ufer des Flusses beherren auf diesen Stellen auch circa 70 Fuß hohen Granitfelsen. Die relative Höhe dieser Wasserfälle ist folgende: 1) Bei Staroi Kaidak 8' 6"; 2) die Woloschnowa sobor 2' 9"; 3) der Borog Surfsoi etwa 8 Kilom. weiter 3' 6"; 4) der Borog Sachannoi 9' 2"; 5) die Sabot Streltscha, wo eine Felseninsel sich befindet, 1' 1"; 6) der Borog Smonesoi 4' 9"; 7) der Borog bei Anjagine am Einflusse der Borona, welcher auch Technjesoi genannt wird, 4' 2"; 8) der Hauptfall bei dem Dorfe Wassiljewski, der Renajesjeski Borog oder Renajitz genannt, 12' 2". Hier ziehen die hohen Granitfelsen des rechten Ufers schrägsich durch den Strom bis zum linken Ufer und zwar theilweise mit Wasser bedekt, theilweise sich über den Wasserpiegel erhebend. Hier stoßen sie an zwei Felseninseln, zwischen denen und dem Vorgebirge Monafirski am rechten Ufer der Dnjepr in einer Länge von 2800 F. mit ungeheurer Schnelligkeit hindurchströmt. Unterhalb dieser Inseln zieht sich vom linken Ufer eine ganze Reihe von 6—7 hohen Felsen durch den Strom. An diese schlägt das Wasser mit ungeheurer Gewalt und Geräusche an, in Folge dessen sich am Ende des Wasserfalls in der Mitte des Flusses ein Wirbel bildet, durch welchen das Fahrwasser geht. Dies ist die gefährlichste Stelle für die Schifffahrt, deshalb auch „Ad“ (Hölle) genannt. Ein Fahrzeug kann hier selbst bei dem schwächsten Winde zertrümmert werden. 9) Der Fall bei Borona, Woronowa Sabor 2' 2"; 10) die Krinawa Sabor 2' 4"; 11) der Borog Wolynofski 5' 7"; 12) der Budiljewski Borog 4' 10"; 13) der Rischnoi Borog 3' 5"; 14) der Nischnoi Wolyn Borog 7' 10". — Nach Eroberung des südlichen Russlands suchte Katharina II. durch Sprengung der Felsen diese Hindernisse der Schifffahrt hinwegzuräumen, und die Kaiserin war deshalb 1787 den 20. Mai selbst in Kaidak, allein durch den schnellen Abfluß des Wassers wurden die wenigen fahrbaren Zwischenräume nur noch niedriger. Erst in den 3. 1811—1825

wurden die Bemühungen mit mehr Glük erneuert, namentlich der Kaibafche Fall, 250 Faden lang, durch eine Kammerfchleufe, und der Renafyifche, 160 Faden lang, durch einen Derivationskanal fahrbar gemacht. — Neu-Kaibafi oder Koidafi, deutfche Colonie im europäifch-ruffifchen Gouvernement Zefaterinoflaw, am rechten Ufer des Dnjepr, 10 $\frac{1}{2}$ Milm. fübftlich von der Stadt Zefaterinoflaw, mit 1721 Einw. Am Ufer fowol wie im Fluffe befindet fich hier eine ungeheure Menge von Granitblöcken, die den Fluß faft bis zur Hälfte ausfüllen und dämmen, doch beginnen die eigentlichen Waflerfälle erft zwanzig Werft weiter abwärts bei Starpe Kaibafi.

(A. v. Wald.)

KAJEN, femännlicher Ausdruck für Rippen mit Bezug auf die Kaen. Wenn die an ihre Bläße an den Verlängerungen der Maßen (Stengen) gebracht oder von diesen herab an Deck genommen werden follen, fo kann dies nur in nahezu lothrechter Lage gefchehen, während fie zum Gebrauch nur waagrecht bänigen können. Letzteres wird durch die Toppenanten vermittelt, Laue, welche von den Enden der Kaen nach der Spitze des Maßes oder der Stengen führen. Außer diesen Toppenanten hängt die Kaen in der Mitte auch noch an einem andern Laue, dem Fall. Bindet man dies etwas nach der einen Seite der Kaen feft und läßt die Toppenant an der entgegengelegten Seite los, fo kippt oder lait die Kaen, fie hängt auf und nieder und kann nach Abstreifen der Toppenanten am Fall auf das Berdek niedergelassen werden. In umgekehrter Weife lait man die Kaen, wenn fie aufgebracht ift, indem man fie horizontal in die vorher in geeigneter Länge befeftigten Toppenanten fallen läßt.

(R. Werner.)

KAIFA, ein Städtchen der fyrifchen Küfte, ungefähr in der Mitte zwifchen der Einmündung des Rifon in das Meer und dem Karmel-Gap auf der nördlich das Karmelgebirge umfläumenden Ebene gelegen, heißt eigentlich Haifa und verdanft die Umgeftaltung des Namens theils der Schwierigkeit für die Paläftina befuchenden Romanen, das Harf afpirire h der Araber auszufprechen, theils der Nehmlichkeit mit dem Namen des aus dem Neuen Testament befannten Hohenpriefters Kaiphas, zu deffen Geburtsort die fittlofe Legende es hat machen wollen. Kaifa ift Borort einer nach ihm benannten Nabije des ehemaligen Paläftinif, jegigen Sanchfats Alfa, welches nach der neuen Provinzialorganisation der Türkei felber dem Wilajet, d. i. der Generalftatthalterfchaft Suria (Syrien) unterthut. In Alfa befindet fich auch das erftinnaländifche Gericht (Nedajet-Mechkemo-ssi), an welches die Bewohner Kaifas fich zu wenden haben. Man rechnet die Bevölkerung auf wenig über 1000 Seelen, darunter etwa 10 Proc. Melkiten (unirt-griechifche Araber), welche eine kleine Gemeinde bilden; die übrigen find Araber und wenige magrebitifch-jüdifche Familien. Die Stadt lebt vom Landbau und Handel; der Fifchfang und die Schifffahrt find nur gering. Etwas Getreide, Olivenöl und Baumwolle wird von da nach andern Plätzen Syriens, felten unmittelbar nach Europa

ausgeführt. — Das Alterthum kannte an derselben Stelle eine Ortschaft, welche anfeheinend wegen des dort betriebenen Feigenbaus den griechifchen Namen Epfaminon führte. Der heutige Name kommt zuerft bei Eusebius in der erften Hälfte des 4. Jahrh. in der Form Hifa (*Hafa*) mit dem einen hauchenden Anlaut begleidenden spir. asper vor, woraus Hieronymus (Onom. s. v. Jafthie) mit Unterdrückung des Hauchlauts Epfa machte. Die Form Caphas stand in der Kreuzfahrtszeit fchon völlig feft; fo fchreiben Saenulfus, fe Willermus etc., fo Jacobus de Vitriaco u. f. w. Der Ort wird im Mittelalter häufig erwähnt, gelangte aber nie zu erheblicher Bedeutung. In neuester Zeit ift Kaifa wegen der Nähe des Karmel-Klofters, welches von da aus befucht zu werden pflegt, und feit der regelmäßigen Befahrung der fyrifchen Küfte durch europäifche Dampferlinien wegen feiner Erhebe häufiger genannt worden, welche letztere, wenn auch fandig und nach Westen offen, doch wegen des Vorgebirges gegen fübliche und fübweftliche Stürme Sicherheit bietet und demnach den für Alfa und Safa bestimmten Fahrzeu gen gelegentlich einen Anferplatz gewährt. Ein Versuch, Ende der fechziger Jahre von württembergifchen Seefähren gemacht, in der Umgegend Kaifas eine deutfche Colonie zu gründen, mußte, nachdem Mifern die Betriebsmittel verfhlungen und Krankheiten viele Theilnehmer hingerafft hatten, wieder ausgegeben werden.

(G. Roen.)

KAIFONG, Kai-fung-fu, gut gebaut, feft befeftigte Hauptftadt der chinefifchen Provinz Che-nan oder Ho-nan (ehemals Yen und Yu, die Mitte Chinas), unter 34° 52' nördl. Br. und 132° 13' öftl. L. unweit des Gelben Fluffes (Hwang-ho) gelegen. Da die Stadt unter dem Niveau des Fluffes liegt, ift fie fchweren Ueberschwemmungen häufig ausgelegt. In einer derselben follen 300,000 Menfchen in den Fluten untermommen fein; feit jener Zeit hat die Stadt niemals wieder ihren früheren Glanz erlangt, und beherbergt jetzt vielleicht faum noch 80,000 Einwohner. Früher als Sig der Zuden in China befannt, foll die jübifche Gemeinde zur Zeit nur noch faum 200 Köpfe zählen. Unter der Dynaftie Sang war Kai-fong deren Refidenz und Landes-hauptftadt; jetzt treibt fie blühenden Handel und zeichnet fich durch den Gewerfleiß feiner Bewohner aus.

(Richard Oberländer.)

KAIK nennt man in der Türkei ein zum Befahren jeder Art von Gewäflern bestimmtes Boot, welches fich von den verwandten Fahrzeu gen, der Raona und Refusa, hauptfächlich durch langgeftrckte Bauart auszeichnet, und demnach wegen der Fortbewegung mehr auf Ruder als auf Segel angewiefen ift. Der Kair, welcher faft ausschließlich für den Transport von Personen und nur ausnahmeweife von Waaren benugt wird, fezt ein verhältnißmäßig ruhiges Fahrwafler voraus, wie es, abgesehen von Flüssen und Landfeen, z. B. der Bodorus und die Propontis bieten, denen in der Nähe Conftantinopels gelegene Küftenortschaften, fofern fie nicht von Dampffchiffen berührt werden, täglich mittelst der sogenannten Bafarfaifs

(Marktsähne) zahlreiche Geschäftsteile mit in Handgepäckform verpackten Landesproducten der Hauptstadt zufenden. Bekannter und wichtiger sind die Kails, welche den Verkehr über das Goldene Horn und den Bodorus vermitteln; dieselben sind für Constantinopel ebenso charakteristisch wie die Gondeln für Venedig. Diese Kails sind gegen ihre Länge besonders schmal und so leicht gebaut, daß die Fahrgäste, um nicht umzufahren, sorgfältig das Gleichgewicht beobachten und sich sitzend oder liegend verhalten müssen. Die Form des hinten und vorn spitz zulaufenden Bootes ist sehr elegant und wird noch gehoben durch geschmackvolle Bemalung der Außenwände mit Gelb- und violetter Vergoldung mit Vergoldung. Für den oder die Bootsführer, Kailsdai geheißen, sind in der Mitte, quer die Seitenwände verbindend, ein oder mehrere Sitzbreiter angebracht. Die gefällig geschnittenen Ruder werden durch einen unter dem Griff befindlichen ovalen Holzrumpf mit dem kurzen innern Theile gegen den langen äußern in Gleichgewicht gesetzt; sie bewegen sich an Lederriemen, welche sie an aus der Bootswand vortragenden Pfählen befestigen. Indem der Kailsdai sie handhabt, wendet er dem im Hinterteil aus dem Boden sitzenden Fahrgaste das Gesicht und der Spitze des Bootes den Rücken zu; er hat also beim Fahren beständig die Augen nach rechts und links hinter sich zu wenden, um auf den belebten Wasserflächen nirgends anzustoßen. Die Bewegung ist leicht und sehr rasch. Die kleinsten Kails nehmen nur einen Fahrgast, die größeren mehrere auf. Nach der Zahl der Ruderbänke wird das Boot drittschiff, fiftschiff, achtschiff u. s. w., d. h. Eins, Zwei, Dreipaar er genannt und verschiedn flassifizirt; mit dem Vierpaar beginnt das Staatsboot. Während bis zum Dreipaar er je ein Kailsdai beide zusammengehörigen Ruder handhabt, kommt bei höhern Zahlen auch wol auf jedes Ruder ein Mann. Die höchsten Postenbeamten, die Posthalter und Gefandtschaftschefs pflegen mit sieben Paaren und einem hinter den Fahrgästen am Steueruder sitzenden Steuermann, Reis, zu fahren. Die kleinen bedürfen keines Steuerers, und werden durch entsprechende Bewegungen des Ruders gelenkt. Einis Zehnpaarers bedient sich nur der Großherr, welcher auch allein das Recht hat, einen Balbadin zu führen. Sein Kail, weiß, mit reicher Vergoldung, vorn mit großem goldenem Adler verziert und unter besagtem, aus Goldsäulen ruhendem Balbadin den Herrscher zum Freitagsgottesdienst nach irgendeiner Moschee führend, gewährt von 20 in weißen Atlas und Seidenzeuge gekleideten, wegen ihrer Schönheit, Kraft und Ebsidigkeit erlesenen Jünglingen gerudert, einen von den Besuchern Constantinopels viel bewunderten Anblick. (G. Rosen.)

KAIMAKAM, aus dem Arabischen Kaim-makäm, an der Stelle (Jemandes) stehend, bedeutet im Türkischen im allgemeinen einen Stellvertreter und ist seit Einführung des Tanimat zum Titel des Präfekten eines Sandschaks oder Departements geworden. Die Sandschaks, in welche die osmanischen Eroberer die neu gewonnenen Gebiete zerlegt hatten, und deren Statthalter als Sandschaks Beyes ursprünglich direct von der Staatsregierung resorcierten, waren in späteren Zeiten zu größeren Verwaltungsb-

körpern, Hajets oder Wilajets (ungenau Paschaliks) geheißen, unter Wäliis, Generalstatthaltern, gewöhnlich mit dem Titel Pascha, vereinigt worden und hatten dann von den letzteren ernannt und durchaus abhängige Bögüs, die Russellime oder Mutessellime, als Administratoren erhalten. Die neuere türkische Provinzialorganisation bedieß nicht nur die Eintheilung in Wilajets, sondern bildete noch durch Zusammenfassung mehrerer solcher den geographischen Ländernamen entsprechende Gesamterverwaltungen; den Wäliis aber wurden im Interesse größter Centralisation der Staatsgewalt wesentliche Befugnisse entzogen. Unter andern wurden die Russellime abgeschafft, und die Posten ernannt in den Sandschaks selber die Administratoren, für welche nunmehr der Titel Kaimakam, gleichsam Vertreter des Wälii, aufkam, und welche zu den letzteren in das Verhältnis lediglich amtlich untergeordneter Staatsdiener traten. — Christliche Sandschak-Präfekten haben wol den gleichwertigen Titel Bey erhalten; als geringere Titel für denselben Posten gelten Wubasit und Emir, als ein höherer Mutessarrif. *) Wie dem Wälii, so steht auch dem Kaimakam ein aus den ortseingewiesenen Notabeln gebildetes Wehshis (Regierungscollegium) zur Seite. Wegen seine Entscheidungen geht die Berufung an den Wälii, welcher ihn auch durch seinen Kapu Kaja bei der Posten vertritt und überhaupt die Gesamtinteressen der Provinz wahrnimmt. Kaimakam ist nur ein amtlicher, nie ein persönlicher Titel, wie solche in der Türkei dem Namen des Inhabers abhängig werden; man findet unter den Kaimakam Balbadas, Beyes, Efendis und Agas. Ein in dem hohen Range eines Aufstieher stehender Kaimakam ist in seltenen Fällen wol zum Wälii ernannt und somit vorübergehend der betreffende Sandschak aus seinem Wilajet-Verbande gelöst worden. — Kaimakam ist auch ein militärischer Titel und bedeutet als solcher den Oberstleutnant als Vertreter des Miralaj, d. h. Obersten. (G. Rosen.)

Kaiman (Zool.), s. Crocodilus.

KAIMASCHEN, Kamatschizen, Kamassinen, ein beinahe ausgehobener Stamm des famojischen Zweiges der uraltaischen Völker, nomadischen im asiatischen Ausland um Kasan und Kamok (s. Samojeden). (Richard Oberländer.)

KAIN (biblische Geschichte), hebr. Qäjin, nach 1 Mos. 4, 1 so. der erstgeborene Sohn des Adam und der Eva. Heranzuwachen bebaut er den Acker, während sein Bruder Abel die Schafe hütet. Ergreimt darüber, daß Gott das Opfer Abels gnädig aufnimmt, daß seinige dagegen verschmäht, erhebt er sich trotz der an ihn erlangenen göttlichen Warnung meuchlerisch wider seinen Bruder und erschlägt ihn. Ungeachtet seines freien Zugangs wird er hierauf von Gott hinweggeführt von dem Boden, der das Blut seines Bruders aufgenommen; ja die Erde soll ihm, dem unsittlich und schuldig Umbergetriebenen, überhaupt keinen Ertrag mehr geben. Als sodann Kain flücht, daß ihm Unerrätliches auferlegt sei, und daß er wol der

*) Nach dem neuesten türk. Nänamen (Staatskalender) verdrängt dieser Titel den des Kaimakam.

ersten besten Mörderhand zum Opfer fallen werde, wird ihm lebensfähige Bestrafung dessen verheißen, der sich an ihm vergreifen würde, und diese Verheißung noch durch ein besonderes Zeichen verbürgt. Dieses sogenannte Kain-Schloß ist nicht notwendig ein Feldes an Kain (ein Brandmal, scheinbar vgl. u. dergl.), sondern kann nach dem Hebräischen auch ein Wahrzeichen bedeuten, welches Gott dem Kain gab; allerdings auch ein Wahrzeichen für andere, „damit ihn nicht erschläge Jeder, der ihn fände“. Verbannt auf dem Angesichte Gottes wohnt sich Kain nach dem Osten und wohnt im Lande Nod (v. l. „Nacht“). Hier erzeugt er einen Sohn und benennt denselben Chanok (Genok); ebenso benennt er auch eine bald darauf erbaute Stadt. Durch Chanok wird Kain der Ahnherr der sogenannten Kainiten oder Kainitischen Linie (1 Mos. 4, 17 fg.) im Gegensatz zu der Sethitischen Linie (1 Mos. 5, 3 fg.; s. darüber unten). Der fünfte der Kainiten ist Kamech, dem von zwei Weibern drei Söhne geboren werden, und zwar von Aba Jubal, der Stammvater aller Romaden, und Jubal, der Stammvater aller Fasen- und Schalmeispieler; von Zilla dagegen Tubalrain, der Meister in allerlei Erz- und Eisenarbeit.

Diese uralte Erzählung hat frühzeitig mancherlei Fragen und nicht minder mancherlei verkehrte Erklärungen veranlaßt. Schon der Name Kain hat sehr verschiedene Deutungen erfahren, da das Wort sonst im Hebräischen der Speer bedeutet, anderseits an das aramäische qənoš „Schmied“ oder an das hebr. qin „Trauerlich“ anlingt. 1 Mos. 4, 1 wird der Name auf den Stamm qain „schaffen, erwerben“ zurückgeführt. Sprachlich näher liegt der nach Ausweis des Arabischen gleichbedeutende Stamm qin oder qin, und so erhalten wir für Kain die einfache Bedeutung „Geschöpf“ (Sohn); dies ist um so wahrscheinlicher, als neuerdings auch Abel (hebr. häbel) in dem assyrischen hablu „Sohn“ als Appellativum wieder aufgefunden worden ist. Für gänzlich mäßig halten wir dagegen die Versuche, in Kain und dem von ihm Erzählten die Reste hebnischer Theogonien, resp. meteorologischer Mythen nachzuweisen (vgl. J. B. Goldzyber, Der Mythos bei den Hebräern, Leipzig 1876, S. 129 fg.); nach welchem der Brudermord als Naturmythos eigentlich den Kain der Taghimel, d. i. Kain, mit dem dunkeln Nacht- oder Wolfenbimmel abbildet. Gelegt auch, daß dem Mythos von Kain und Abel jemals in vorhebräischer Zeit eine solche Bedeutung innegeohnt hätte, so ist doch in der biblischen Gestalt der Erzählung jede Spur davon vermischt und darum auch jede Möglichkeit der Herausdeutung eines andern Sinnes als des in den Worten selbst liegenden geschwunden. Dieser Sinn aber ergibt sich deutlich aus dem Zusammenhange mit 1 Mos. 3, welches Kapitel von demselben Erzähler herrührt. Es soll in dem Bilde Kain's die Steigerung der Sünde von bloßer Uebertretung eines bestimmten Gebots zu blutiger Gewaltthat geschildert werden. Die Sünde ist als eine gewisse Nacht hingestellt, die einem schlafenden Thiere gleich vor der Thür lauert, um den unbedacht Heraus-

tretenden zu überfallen; dennoch aber vermag der Mensch durch das rechte Verhalten die Herrschaft über sie zu behaupten (1 Mos. 4, 7). Dagegen steigert sich mit der Größe des Verbrechens zugleich der Trost des Sünders nach der That, aber nicht minder auch der Fluch, der ihn trifft. Sollte Adam im Schweiße seines Angesichts den Ertrag des Bodens genießen, so soll die Erde dem Kain überhaupt ihre Früchte verweigern. Unstet und flüchtig soll er umherirren, ein fester Zeuge von der Macht des bösen Gewissens. Gegenüber der Wichtigkeit dieser Lehren kommen die Widersprüche nicht in Betracht, die sofort aufzutauchen, wenn man den Maßstab strengere Geschichtlichkeit an die Erzählung legen wollte; so die Furcht Kain's vor der Blutrache (Vers 14), während doch außer ihm nur seine Kettern auf der Erde sind. Daß dem främern Bruder der Beruf des Hirten, dem gottlosen dagegen die Bebauung des Acker's zugeschrieben wird, mag mit der uralten Verachtung zusammenhängen, die der freie Romade dem an die Scholle gebundenen Bauer zollt; keinesfalls aber waltet dabei zugleich die Tendenz vor, das wirksamere blutige Opfer von Abel, das geringere Speisepfeffer dagegen von Kain darbringen zu lassen. Vielmehr kann nach dem ganzen Context der Erzählung die ungnädige Aufnahme des Opfers Kain's nur in der mangelhaften sittlichen Beschaffenheit des Opfernenden erblickt werden, und eine solche wird Vers 7 deutlich vor- ausgelegt.

Daß bei der ganzen Erzählung vom Brudermord in ihrer jetzigen Gestalt das religiös-ethische Moment Hauptsache, alles andere Nebensache ist, lehrt vor allem die Unbefangenheit, mit der der Erzähler Vers 17 den Haben der Urüberlieferung wieder aufnimmt. Der unstet und flüchtig Umherirrende erscheint jetzt auf einmal als Familienvater und Städtebauer (der Name der Stadt deutet vielleicht auf das indische Kanoge); in das sechste Glied seiner Nachkommen fällt der Ursprung des Romadentums, die Erfindung der Musikinstrumente und der Metallbearbeitung. Und zwar werden Jubal, Jubal und Tubalrain als Ahnherrn aller Romaden, Musiker und Metallarbeiter bezeichnet, unbekümmert darum, daß nachher die ganze Menschheit bis auf eine Familie von der Flut verflungen wird. Nach der üblichen Auffassung nun soll 1 Mos. 4, 17—24 gelehrt werden, daß Städtebau, Viehwirtschaft und Künste (zu denen sich freilich auch das Romadentum gesellt!) von der gottentfremdeten Linie der Kainiten ausgegangen und daher von vorn herein mit dem Fluche Gottes behaftet gewesen seien; in dem sogenannten Familienliede werde dann ebendrin das freche Bösen auf die rohe Gewalt der Waffen verherrlicht. Dies alles aber liegt unserem Erzähler offenbar fern, denn er kennt eben nur diese Patriarchenlinie; überdies hat man längst erkannt, daß die 1 Mos. 5, 3 fg. (aus anderer Quelle) mitgetheilte Linie der frommen Patriarchen, die an Adam's dritten Sohn Seth anknüpft, fast ganz dieselben Namen enthält. Aber nur auf Grund dieser andermweitigen Gestaltung der Urgefahrten war es möglich, daß man von Kainiten im Gegensatz zu den Sethiten redete.

(E. Kautzsch.)

Kainardschi, Ort in Bulgarien, s. Kütschük-Kainardschi.

KAINATSCH, ein großer See auf der Halbinsel Kamtschatka im Irkutskischen Gouvernement (russ. Sien), der nebst dem kulchokjangischen See daselbst nach dem Aberglauben der Kamtschadalen durch einen Rostritt im Gesteine des Berges Schwelz (wie bei den Griechen die Hippotrene auf dem Hellen durch den Fußfall des Pegasus) entstanden sein soll. Die Kamtschadalen erzählen, daß durch diesen ihren Pegasus der Berg Schwelz, sich von seiner früheren Stelle erheben, in drei Sägen gesprungen sei und nach dem dritten Sage sich auf der gegenwärtigen Stelle festgesetzt habe.

(Richard Oberländer.)

KAINIT, monoklin krystallförmiges, meist aber dorb, in selbständigen oft mächtigen Schichten vorkommendes Mineral, zu den sogenannten Abraumfalten der Steinsalzlager von Staßfurt und von Kalusz in Galizien gehörig. Es besteht aus schwefelsaurem Magnesia mit Chlorcalcium und Wasser, von der Formel: $MgSO_4 \cdot KCl + 3aq$, entsprechend 32,3 Schwefelsäure, 16,1 Magnesia, 15,7 Kalium, 14,2 Chlor und 21,7 Wasser. Der Kainit ist eine der reichhaltigsten Abraumfalten und wird zur Gewinnung von schwefelsaurem und kobaltfreiem Kalk benutzt. Im Jahre 1869 wurden nahe 14 Millionen Kilogramm Kainit in Staßfurt gefördert. Zum Düngen wird er theils in rohem Zustande verwandt, theils auch durch einfaches Calciniren als „rothe Kalk-Magnesia“ in den Handel gebracht.

(E. Geinitz.)

KAINITEN (auch Kajaner oder Kainisten) ist der Name eines Zweiges der gnostischen (s. d. Artikel Gnosticismus) Sekte der Ophiten (s. d. Artikel). In dem die Ophiten den Jaldabaoth oder Welterschöpfer allerdings aus der Sophia herorgehen und daher an ihrer Lichtkraft in gewissem Grade theilnehmen, aber zugleich mit der Behauptung, er sei der unabhängige Beherrscher der Welt, der Erkenntniß des in Wahrheit höchsten Principis entgegenarbeiten lassen, lag es nahe, in der Geschichte des Alten Testaments diejenigen Handlungen und Personen als schlecht anzusehen, welche das Wohlgefallen des Welterschöpfers gewinnen, als gute dagegen diejenigen, welche von ihm geübt und bestrahlt werden. Vor allem die Schlange konnte nicht mehr als Werkzeug oder Incarnation des bösen Principis, als Versucherin zu Irthum und Sünde aufgefaßt werden, sondern als Incarnation Christi oder der Sophia selbst, welche die Menschen eben durch den Ungehorsam gegen den Welterschöpfer zum Guten und zur wahren Erkenntniß hinführen wollte. Diesen Gedanken haben die Kainiten¹⁾ besonders durchgeführt, weshalb es auch wahrscheinlich ist, daß die Verehrung der Schlange und die Benennung „Ophiten“ ursprünglich nur bei ihnen sich gefunden habe und erst später auf verwandte Sekten übertragen worden sei, auf welche sie nicht paßten. (Vgl. besonders d. Artikel Sethiten und Peraten.)

Auch sie stellen (vgl. *Epiphanius* Haer. XXXVIII) an den Anfang der Geschichte zwei Mächte, eine stärkere und eine schwächere. Jene ist die Weisheit, *Sophia*, diese

der Welterschöpfer, den sie *Uterga* = uterus nannten, nach Baur u. die Schöpfung als die Welt des Geburtswechfels zu charakterisiren. Beide Kräfte verbanden sich mit der Eva; die stärkere zuegte mit ihr den Kain, die schwächere den Abel. Deshalb stritten auch beide miteinander und Kain, der Sohn der stärkeren Kraft, tödtete Abel, den Sohn der schwächeren. Gleichwie Kain, so stammen von der höheren Macht auch Esau, die Korachiten und Sodomiten, deren Verwandtschaft die Kainiten sich rühmen. Diese hätten die wahre Erkenntniß besessen, und da der Welterschöpfer sie verfolgte, habe die Weisheit sie zu sich gezogen in ihr höheres Reich. Unter den Aposteln ehren sie vor allen den Judae. Denn mögen einige von ihnen Christus von der niederen Macht ableiten, andere in ihm den Gesanten der höheren Macht sehen, durch dessen Kreuzestod die Weltfürsten ihrer Macht entkleidet wurden, jedenfalls ward Judae, mag er nun in Christus die niedere Macht bekämpft, oder insolge seiner höheren Einsicht den Tod Christi beschleunigt haben, durch seinen Verath der Urheber uners Heils. Deshalb stand unter ihnen im höchsten Ansehen eine Schrift, „Evangelium des Judae“ genannt. Neben anderen Schriften gegen den Welterschöpfer benutzten sie noch das „Anastasion Pauli“. Dasselbe enthielt die „unfassbaren Worte“, welche Paulus nach 2 Cor. 12, 4 vernahm, als er in den dritten Himmel entführt ward.

Auch schandbare Laster werden den Kainiten als Folgerung aus jenen Anschauungen schuld gegeben. Jeder müsse die höhere Macht ergreifen und von der niederen sich lossagen; das aber könne er nur, wenn er die ganze Sufenleiter der Lasterhaftigkeit durchmache (s. d. Artikel Karpokratie). Ja, sie lehren, daß jedem Laster ein besonderer Engel vorstehe, den sie bei Ausübung der That selbst anrufen. Als Anrufungsformel überliefert Epiphanius, Haer. XXXVIII, c. 2: *O deiva egypte, katagynai sou to kyrov: si deiva khoula, zetares sou tyu nozou*, Irenaeus I, 31: *O tu angele, abutor opere tuo. O tu illa potestas, perficio tamen operationem.* — Weltgeborer Antinomismus lag ja freilich in der Auffassung gerade der vorerwähnten Personen des Alten Testaments als Träger der höheren, wahren Erkenntniß, als Vorläufer der im Christenthum zum Durchbruch kommenden Offenbarung begründet, dennoch wird sich nicht mehr feststellen lassen, wie weit die Anschulbigungen sitdlicher Geizner begründet sind, welche die Kainiten in ihren Versammlungen die wildeste Sodomitei treiben und von jedem Eintretenden fordern lassen, daß er den Namen Jesu verstaue. (B. Pünjer.)

KAINSK, Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tomsk, unter 52° 27' nördl. Breite und 36° östl. Länge, 583 Kilometer Westnordwest von Tomsk, an dem Einflusse des fließenden Kamenka in den Om,

1) Den ausführlichsten Bericht über sie gibt Epiphanius, Haer. XXXVIII, dagegen Hippolytus, Phil. VIII, erwähnt sie kaum; auch Irenaeus I, 31 und Theodoret, h. f. l. I, haben wenig Eigenthümliches. 2) Vgl. Baur, Die christliche Gnostik, S. 199. Nam. Tab. 1835.

in einer sumpfigen und wenig bevölkerten Gegend gelegen. In geringer Entfernung von der heutigen Stadt war im Jahre 1722 eine kleine hölzerne Festung, unter dem Namen Kainski-Pas, zum Schutze gegen die räuberischen Ueberfälle der Kaimüden und Kirgisen angelegt. Die bei dieser Festung entstandene Ansiedelung wurde im Jahre 1772 nach dem Orte verlegt, wo das heutige Kainak steht, und 1804 zur Kreisstadt des neu eingerichteten Gouvernements Tomsk erhoben. Die Stadt hat zwei Kirchen, 34 Kaufläden, drei christliche und zwei jüdische Schulen, eine Talgschmelzerei, eine Eisenhütte, fünf Talglichtfabriken, zwei Webereien, eine Ziegelbrennerei. Die Einwohnerzahl beträgt 5524, die hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht treiben. Viele Einwohner beschäftigen sich auch mit dem Waarentransport auf der großen sibirischen Poststraße, an der Kainak gelegen ist.

Der Kreis Kainak zählt auf einem Flächenraume von 1411 $\frac{1}{2}$ □ Meilen nur etwa 90,000 Einwohner, von denen der größte Theil aus Verbannten besteht. (A. v. Wald.)

KAIPHAS, richtiger Kajaphas (*Kαϊάφας*), ist der Name eines jüdischen Hohenpriesters Joseph, der bei der Verurtheilung Jesu eine Rolle spielte. Im Neuen Testament erscheint Kaiphas (d. i. wahrscheinlich das aramäische *kajepha*, „Unterdrückung“, keinesfalls so viel als *képha*, „Fels“) nur unter diesem seinem Beinamen; doch vertritt Matth. 26, 3 Befamtheit mit seinem wirklichen Namen. Nach Josephus (Antiquit. 18, 2, 2) wurde Kaiphas um 18 n. Chr. von dem römischen Procurator Valerius Gratus eingesetzt und erst 36 n. Chr. durch den Proconful Vitellius wiederum beseitigt (vgl. Antiquit. 18, 4, 3). Diese lange Amtsdauer erscheint ihm so auffälliger, als sich vor und nach Kaiphas nur wenige Hohenpriester länger als ein Jahr in ihrer Würde behaupteten, indem von 15—70 n. Chr. nicht weniger als 18 amtierten. Nimmt man hinzu, daß Kaiphas auch während der ganzen Herrschaft des grausamen und willkürlichen Pontius Pilatus (26—35 n. Chr.) im Amte blieb, so wird man nicht zweifeln können, daß er leblich wegen seiner Schwäche und Charakterlosigkeit so lange geduldet wurde. Auch die Evangelien lassen es an verschiedenen Stellen durchbilden, daß während jener ganzen Zeit nicht Kaiphas, sondern der 15 n. Chr. abgesetzte Hannas oder Ananäs (nach Joh. 18, 13 Schwelgerprocurator des Kaiphas) als der eigentliche Hohenpriester betraachtet wurde; vgl. Luk. 3, 2, wo Hannas und Kaiphas nebeneinander als Hohenpriester genannt werden, und Apostelgesch. 4, 6, wo sogar Hannas allein als solcher bezeichnet wird. Ebenso lehrt es Joh. 18, 15—23; doch zeigt Vers 13, daß dem Evangelisten trotzdem Kaiphas als der wirkliche Hohenpriester gilt (vgl. hierzu die gründliche Erörterung von Schürer, „Die *ἀρχιερεῖς* im Neuen Testament, Theologische Studien und Kritiken“, 1872, S. 593—657). Daß der Beschluß, Jesus gefangen zu nehmen und hinzurichten, wenigstens mit auf Veranlassung des Kaiphas gefaßt wurde, ergibt sich aus Matth. 26, 3 und Joh. 11, 49 fg.; nach letzterer Stelle sprach er dabei

unbewußt das prophetische Wort aus, es sei besser, daß ein Mensch für das Volk sterbe, als daß das ganze Volk verderbe. Wenn Jesus nach der Befangennehmung laut Joh. 18, 13 zuerst zu Hannas und nicht (wie Matth. 26, 57 berichtet) zu Kaiphas geführt wurde, so könnte es sich dabei nur um ein Privatverhör gehandelt haben. Jedenfalls war es Kaiphas, der das entscheidende Verhör anstellte und durch das Zerreißen seiner Kleider das Signal zur Verurtheilung gab (vgl. Matth. 26, 59 fg., Mark. 14, 63 fg.). Wie bei dieser Gelegenheit, so muß Kaiphas auch bei dem Verhör des Petrus und Johannes (Apostelgesch. 4, 6) als Hohenpriester den Vorsitz geführt haben. (E. Kautsch.)

KAIRO, die Hauptstadt Aegyptens, heißt eigentlich *Nybe*-*el*-*schäira*, *Nybe* die Siegreiche, und verbandt in aus dem Weivort umgebildeten, schon zur Zeit der Kreuzfahrer bei den Culturvölkern des Westens zu allgemeiner Geltung gelangten Namen den Einfluß der italienischen Seefahrten, welche damals den Handel mit dem Orient beherrschten. Lateinisch wurde derselbe durch Cayrum wiedergegeben, während in dem französischen le Cairo sich eine Erinnerung an den arabischen Artikel erhalten hat. Bei den Einheimischen hat die Stadt immer *Nybe*, im Bulgararabischen der späteren Zeit zu dem heutigen Namen *Nasr* verderbt, geheißen, in welchem Worte sich der altsemitische Landesname Aegyptens, bei den Juden wegen der Zweiteilung in Ober- und Unterägypten in der Dualform *Nyrim*, erhalten hat. Das aber das Epitheton an die Stelle des eigentlichen Namens getreten, ist aus dem Vorhandensein eines andern *Nybe* (s. u.) zu erklären, welches von den Arabern durch das Weivort *el*-*atika* unterchieden wird. — Kairo liegt 12 Kilometer oberhalb der großen Bifurcation des Nil und des beginnenden Delta auf dem rechten Stromufer da, wo die Vorhöhen des Rufaitan-Gebirges in die gegen das Mittelmeer sich vorstreckende reiche Niederung auslaufen, in einer für die Landeshaupstadt vorzugsweise geeigneten Gegend, und bildet den natürlichen Vereinigungspunkt der beiden großen Administrationskörper, in welche das heutige Aegypten zerfällt, d. h. des Saïd oder Nil, Oberland, wie die südlich von der Stadt belegenen Gebiete genannt werden, und des Dschod, Tiesland, die nördlichen Gebietstheile und vornehmlich das Delta. Nur 7 Kilometer weiter stromaufwärts auf dem linken Ufer hatte das alte Memphis gelegen und diesem gegenüber auf der rechten Stromseite die nach dem Untergange des alten unterägyptischen Königreichs in der römischen Kaiserzeit zu Bedeutung gelangte Stadt Babylon, welche von den Arabern *Bablium*, jedoch auch *Nybe* genannt wurde, und deren Einnahme durch Amr Ibn-el-*As* unter dem Khalifat Omar's im J. 638 die Unterwerfung Aegyptens durch den Islam entschied. Seit Jahrtausenden ist das Land somit gewohnt gewesen, in ein und derselben Gegend seinen eigentlichen Schwerpunkt zu sehen. Von der Zerstörung durch das Heer Amr's erholte sich Babylon nicht, und an seine Stelle trat eine Stadt, die aus dem Feldlager der Araber entstand, und demnach ursprünglich *Fostä*, *Gezeli*, genannt wurde, auf welche sich aber bald der Name *Nybe* übertrug. Nil

Sie der arabischen Statthalter des reichen Landes, welche schon in abfälliger Zeit, zum Theil nur dem Namen nach abhängig, über die Einkünfte frei verfügten, gelangte diese Stadt zu hoher Blüthe. Nichtsdestoweniger legte 330 Jahre später der fatimidische Kalid (Selberr) Dschohar, als er sich im J. 969 Aegyptens bemächtigt hatte, wenige Kilometer nördlicher eine neue Stadt an, auf welche er von vornherein mit dem Namen Myhr den Charakter einer Landeshauptstadt übertrug, und der er, weil die Gründung unter dem Horosop des Planeten Mars geschah, den die Araber el Kahir, den Siegreichen, nennen, den Beinamen el Kahir theilte. So entstand Kairo, nach welchem der fatimidische Khalif Mo'is'idinillah bei seiner Uebersiedelung von Kairovan in der Verdereit nach Aegypten im J. 973 sofort seine Residenz verlegte, während Hoscht, das selberrige Myhr, unannehmlich mit dem schon erwähnten Deltort el'asifa, das Alte, besetzt, seine Bedeutung verlor und nur als Sieg des Koptischen Patriarchats ferner das Dasein einer Landstadt fristete. Heute heißt es bei den Arabern Madt elskabima, bei den Europäern Alkairo. — Die neue Stadt wurde in einer schon damals reich angebauten, mit Dörfern überfönten Ebene angelegt, deren alle gleich in sie aufgenommen wurden; sie umfaßte sogar Birkhof, Teiche, von solcher Ausdehnung, daß, nachdem der Nil, welcher zur Zeit seiner Ueberschwemmung auch sie mit Wasser füllte, in sein Bett zurückgeführt war, die gewöhnlichen Feldfrüchte in ihnen gebaut wurden. Einen fernerer Zuwachs erhielt sie noch durch Salabin, welcher u. a. das jetzige Südquartier Laitun, damals eine gesonderte Drikschaft, mit dem ebemaligen Residenzschloß und großer Moschee der Tulumiden, hinzufügte und sich auch sonst um sie verdient machte, indem er, um sie gegen Angriffe der Kreuzfahrer zu sichern, ihre ursprüngliche Wehmmauer in eine noch jetzt vorhandene feste Feinneer verwanzelte und ihr mittels eines hölzernen Quoducts von Hoscht her Nilwasser zuföhrte. Ihren höchsten Glanz entfaltet die Stadt gegen den Schluß und bald nach Beendigung der Kreuzzüge unter den Mamlukensultanan, als der Handel Europas mit der Levante eine früher nie geahnte Ausdehnung gewonnen hatte, und Aegypten ausschließlich den europäisch-indischen Waaren Austausch vermittelte. Die Entdeckung des Seeweegs nach Ostindien durch die Portugiesen und noch mehr die Eroberung Aegyptens durch die Türken that der Weltstellung Kairo's großen Abbruch; doch blieb es, nachdem es, eine nach der anderen, die Dynastien der Fatimiden, der Ghubiden, der Bahriten und der Ibracasser in seinen Mauern geborgen und Jahrhundertlang die Hauptstadt eines vom Nil bis zum Euphrat sich erstreckenden Reichs gewesen war, auch als Centralpunkt des nach ihm benannten, in einer gewissen Autonomie belassenen türkischen Wilajet Myhr immer von großer Bedeutung, und einen ungenachten Aufschwung erfuhr es, seitdem es im Anfang dieses Jahrhunderts durch Mehemed Ali wieder zum Siege einer die Hülfquellen Aegyptens mit Kraft zur Geltung bringenden Dynastie geworden ist. Vor Mehemed Ali hatte die zurückgegangene Bevölkerung den für Wohnungen be-

stimmten Raum innerhalb der salabinischen Umfassungsmauer nicht mehr angefüllt; jetzt wuchs und verdichtete sich das ungeheure Straßennetz. Unter andern wurde die Hofelike, der größte der alten Birkhof, ein Platz von 450,000 □Fuß, welcher bisher in der trocknen Jahreszeit zu nationalen Lustbarkeiten und Festausgängen gedient, im Winter aber zu Saaten benutzt worden war, gegen die Ueberschwemmung gesichert und allmählich in einen von herrlichen Boulevards durchzogenen, mit schattender Baumallee gezierten Stadtheil verwanzelt. Bald sagte die Mauer nicht mehr das Häusermeer; nach dem 3 Kilometer von der Stadt entfernten Gartenhofen von Schubra mit prächtigen Anlagen und der benachbarten Hasenstadt Kairo's, Bulak, bildete sich eine Villenstraße; es entstand eine ganz europäische Vorstadt, Ismailia, mit Palästen, Theatern, eleganten Läden, Hotels und Kaffeehäusern, sodast das heutige Kairo einen Raum von fast 28 □-Kilometern einnimmt. — Was die Bevölkerung der Riesentadt anbelrifft, so ist dieselbe eine sehr gemischte. Schon in Hoscht, der ersten großen arabischen Niederlassung auf ägyptischem Boden, hatten sich der ethnographisch bemerkenswerthe Proceß vollzogen, durch welchen die koptische Ration dem Einfluß der griechischen Bildung entzogen wurde, um dafür viel vollständiger demjenigen des Araberthums zu erliegen. Die Assimilierung war fast vollendet, als die Stadt Dschohar's das arabisch redende, mit Rationalarabern verauichte Aegyptieropf aufnahm. Das Koptische erhielt sich nur in der Kirche, und für diese blieb Hoscht der Mittelpunkt. Mit den Fatimiden erfolgte eine massenhafte Werberneuerung nach Kairo. Auch die ägyptischen Fellahs des gefamanten Niltals und die Kubler des Südens sind seit Jahrhunderten dahingeköhmrt. Dazu kamen nordische Volkselmente; Kurden, Kaufleute, Edelknechten und osmanische Türken wurden zu verschiedenen Epochen von den Gewaltschaben in großer Zahl dort angesiedelt; dann sind noch die Juden zu erwähnen und seit der Eroberung Selim's die Griechen, sowie die den Kopten confessionsverwandten Armenier, die Abessinier und die zahlreichen Neger aus dem Sudan. Den Schluß macht die allerdings mehr fluctuirende als eigentlich sesshafte, aber nichtsdestoweniger einflußreiche und wichtige europäische Colonie, zu welcher Italien, Frankreich und England, in neuerer Zeit auch die Schweiz und Deutschland ihre Contingente geliefert haben. Die Zahl der nicht-orientalischen Fremden wurde im J. 1872 auf 19,120 Personen angegeben. Die allgemeine Werlesprache war immer und ist noch heute die arabische; doch hört man auch viel türkisch, und von europäischen Sprachen italienisch, französisch und englisch reden. Die Gesamtbewönerung betrug im J. 1846 rund 200,000 Personen, darunter 121,000 Wobammenbaner, 60,000 Kopten, 4000 Juden, 8500 Europäer incl. der Griechen, 2000 Armenier und 4000 mit der römischen Kirche unire Orientalen (Kopten, Griechen und Armenier). Im J. 1872 zählte man 349,883 Einwohner; gegenwärtig dürfte das vierte Hunderttausend längst überschritten sein.

In den alten Stadtheilen zeigt sich der allgemein orientalische Charakter, wenn auch durch locale Besonder-

heiten, wie sie Klima und Geschmacksrichtung bedingten, vielfach mobilisirte, in seltener Vollkommenheit. Die Straßen sind eng und unregelmäßig, aber sie überraschen ebenso sehr durch die mannichfaltige Originalität der baulichen Einzelheiten wie durch die in ihnen sich bewegenden Menschen. An den Privatbauten fallen am meisten die vorprunkenden Holzecker, Maichrabieje, mit ihrem fein geschmigten Fenstergittern auf, welche in den Nebenstraßen hier und da so weit gegeneinander vortragen, daß gegenüber Wohnende sich dadurch die Hände reichen können. Wie somit die Straße schattig, so ist das Innere der Wohnungen kühlvoll und dem regenlosen Lande angemessen, die Dächer sind flach. Die Basarstraßen, häufig gegen die Sonne durch ein Eichthraub von Holz oder nur durch übergespannte Matten und Teppiche geschützt, sind jahresreich; die berühmteste ist die Wuski, an welcher zuerst auch Europäer wohnen und Läden eröffnen dürfen, welche aber seit dem Aufblühen des Geseßesviertels ihre Wichtigkeit verloren hat. Außer der Wuski sind bemerkenswerthe: Bazar el-Ghorich und Ghän Ghall für Kleider, Stoffe, Siederien und Waffen; el-Hamfau für europäische Manufacturen, Tuche und Seide; el-Terbich für magrebitische Waaren, Feß, Burmus u. v. w.; el-Asfabi für Wolle, Baumwolle, Baumwolle; Silk-essilab für Waffen aller Art; Silk el-Idaum'a, der Freiheitsmarkt, für Gespinnel. Besonders reich ist Kairo an Prachtbauten aus den verschiedensten Epochen, namentlich Moscheen, Mausoleen, Sebils (öffentlichen Brunnen), Palästen und Theatern. Die älteste Moschee ist die Fatimische, von Ahmed Ibn Tulun, autonomem abbasidischem Statthalter Aegyptens, schon im J. 879, also 70 Jahre vor Gründung der Stadt, erbaut und sammt dem gleichnamigen Quartier erst von Saladin mit letzterer vereinigt. Der Plan derselben ist von jeher als demjenigen des Haräm von Mekka, allerdings ohne den eigentlichen Kern dieses, nämlich das in der Mitte des Hofes befindliche Beit-Allah mit dem Kaaba-Stein, nachgebildet betrachtet worden und findet sich auch sonst in islamitischen gottesdienstlichen Bauten jener frühen Epoche wieder. Wie in Mekka, so tritt auch hier der Gläubige nicht in einen geschlossenen Raum, sondern auf einen vierseitigen Freihof von ungefähr 250 Fuß im Quadrat, von eleganten, auf schlanken Säulen ruhenden Arcaden umgeben, letztere auf der nördlichen, westlichen und südlichen Seite mit doppelter, auf der Mekka zugewandten östlichen Seite aber mit fünfacher Säulenreihe. Die Arcaden sind durchweg im Epigraphentheil, wenn auch mit leiser Annäherung an die runde, die Basis verengende Fußstufenform, das älteste Beispiel jenes Stils, welcher sich drei Jahrhunderte später in Europa einbürgerte und dort in der Gothik eine neue, Säunen erregende Verwerthung erhielt. Derselbe Bodenerhebung, auf welcher die Fatimische steht, el-Katäijeh, trug auch das Residenzschloß der Tuluniden, von welchem interessante Reste unter dem historisch nicht aufzuklärenden Namen Kal'at el-Räbid, Widderbürg, gezeigt werden. — Die älteste Moschee der Fatimidenzeit ist die Afschar, im J. 970 von Dschabar, dem Gründer der Stadt, selber angelegt, aber nachher vielfach umgebaut und vergrößert,

ein der Fatimiden ähnlicher, aus stattlichen Säulengängen bestehender Bau, mit einer ausgezeichneten Bibliothek und berühmter Hochschule verbunden, welche für arabishe Pöhlologie und Gottesgelehrtheit als die beste des Orients betrachtet wird. Zu derselben Gattung von Moscheen gehört noch diejenige des dritten fatimidischen Kalifen, Hafim-bi-emr-Allah, im J. 1003 im östlichen Stadttheile erbaut, aber leider zum Theil in Ruinen liegend. Einen vollkommeneren Baustil weist die nun folgende Hassanische auf, im J. 1356–59 von dem Baachien-Sultan el-Meliken-Käfir Hassan, einem Enkel Kaläün's, erbaut und als die schönste aller Moscheen Kairo's betrachtet, ein quadratisches Hypäthrum mit reich ornamentirten, hoch überwölbten Hallen nach den vier Seiten, der größten und prachtvollsten an der Ostseite, und durch diese mit dem herrlichen Dom des Mausoleums Hassan's in Verbindung gesetzt. Unter den übrigen, nach Hunderten zählenden Moscheen der Stadt sind noch besonders beachtenswerth diejenige des Sultans Kaläün, 69 Jahre vor der Hassanischen im J. 1287 erbaut, mit einem Irennhaufe, dem Musikan, verbunden und das Grab des Erbauers einschließend, ferner diejenige des circassischen Sultans Bertak, um 1393 erbaut, diejenige des unglücklichen Sultans el-Ghori, welcher 1517 bei Aleppo gegen Selim II. fiel, und dessen Leichnam in dem daneben befindlichen Mausoleum befangen worden sein soll, endlich diejenige Mehmed Ali's, auf der von Saladin angelegten Citadelle, dem hochauftragenden südböhmischen Stadtbefehl, der erste, ein voll und wenig origineller, aber fernhin sichtbar, stattlicher Bau mit weisfassender Kuppel in dem Stile, welchen die türkische Kunst nach dem Muster der alten Sophienkirche zu Constantinopel für Prachtbauten jener Art zur Geltung gebracht. — Die Grabdenkmäler Kairo's reichen weniger weit zurück als die Moscheen; von den Fatimiden ist keins, von den Ghubien nur eins, dasjenige des Salib Ghüb, gest. 1250, erhalten. An Mausoleen der baharischen und circassischen Mamluken aber ist so viel das Innere der Stadt wie auch ihre Umgebung reich; es sind diese letztern, welche den Reisenden als Kbalisengräber gezeigt zu werden pflegen. Ausgezeichnete Bauwerke dieser Art sind in der Stadt das Grab des Balbar, gest. 1277, sowie dasjenige des Käfir Wodhammed, im J. 1299 errichtet und außerhalb des Dithores in einem jetzt vom Wüstenlande überwehten Terrain gelegen, bemerkenswerth wegen der die Kuppel tragenden, an die Gothik erinnernden und dem saragunischen Stil sonst fremden Pfeilerbündel; ferner das Grab des el-Afchar Abu-n-Käfir Kaibai, des 19. Sultans der circassischen Mamluken (gest. 1496), dasjenige des Bertak u. a. m. Ebenfalls außerhalb der Stadt, aber in südlicher Richtung, befindet sich das von Saladin erbaute und mit einer Moschee verbundene Mausoleum des Imam Schafei's, des Stifter's der nach ihm benannten orthodoxen Gelehrten-sekte, schon aus der Ferne an dem hochauftragenden Dome kenntlich, und in der Nähe desselben die Grabstätte Mehmed Ali's und seiner Familie, ein aus zwei mittel Corridors verbundenen Kuppelgemächern bestehendes Gebäude. — Die öffentlichen Brunnen von Kairo sind im

allgemeinen eine reiche Fundgrube für das Studium der sarazenischen Ornamentik; eine besondere Erwähnung verdienen zwei neuere, der Sebül des Iuffin Pascha und derjenige des Ismail Pascha, zweier Söhne Mehemed Ali's. Weniger zeichnen sich des esthetischen Charakters ihrer Anlage wegen die Paläste aus; auch werden die meisten mehr wegen der Kostbarkeit der inneren Einrichtung als der Gebäude wegen besucht. Aus den Fenstern des von Mehemed Ali angelegten Residenzschlosses auf der Eltabelle genießt man eine herrliche Aussicht über die Stadt mit ihren unzähligen Kuppeln und Minarets und über das Nilthal bis zu den Pyramiden von Giseh und Saïara. Leider ist der von Dschahar erbaute Palast der fatimidischen Kalifen, el Kafrein, die Doppelburg genannt, welchen nachher Saladin glänzend ausbauen ließ, bis auf einen noch als Gerichtssaal, benutzten Theil, eine Ruine. Besser erhalten sind von den Bauten Salabin's die in der Umsfassungsmauer desselben angebrachten geschmiedeten Thore, namentlich Bab Sualleh, durch welches man nach dem Stadttheil Tal-lunieh gelangt und Bab-en-Kair, das östliche Thor, durch welches alljährlich der Auszug der Pilger nach Mekka geschieht. Zu den Schenswürdigkeiten Kairo's in weiterem Sinne gehören die auf Ausflügen von da zu erreichenden Punkte: Heliopolis mit seinem Obelisk, Mitairo, die Zinet Koda mit dem alten Nilmesser, der versteinerte Wald im Rufatam-Gebirge, endlich Giseh, Abufir und Saïara, je mit Pyramiden, Schlingen, Kassen und Felsengräbern.

Der gewaltige Einfluß moderner europäischer Ideen drängt das orientalische Leben Kairo's immer mehr in den Hintergrund. Während daselbst dem Altägyptischen das gelehrte Interesse der ganzen civilisirten Welt zu Theil kommt, wird das arabische Mittelalter ungebürlich vernachlässigt. Herrliche Denkmäler sarazenischer Kunst fallen in Trümmer und verschwinden, ohne daß die Regierung davon Notiz nimmt. Auch die orientalische Gelehrsamkeit erfährt dorthier keine sonderliche Anregung, und schwerlich dürfte deshalb die Hochschule der Al-har-Moschee hinfür viele Blüten treiben. Dagegen geschieht Alles, um die Stadt mehr und mehr den Anforderungen der heiligen Weltkultur gerecht werden zu lassen. Kairo ist die Residenz des Khedive und der Sitz der Regierung, sowie der höchsten Civil- und Militärbehörden Aegyptens. Sämmtliche Großmächte und mehrere Mächte zweiten Ranges sind daselbst durch Generalconsulate und diplomatische Agentenschaften vertreten. Eisenbahnen verbinden die Stadt mit Alexandria und Damiette, mit Suez und mit Sult. Der 1877 eröffnete Kanal Jomailia erleichtert den Austausch der Natur- und Kunstzeugnisse anderer Welttheile gegen die unerlöpfligen Reichthümer der Nil-länder. Durch ein in Kairo bestehendes internationales Tribunal sind die Rechte des fremden Kaufmannsandes gegen die Unsicherheit der orientalischen Justizpflege geschützt worden. Kairo besitzt ein Museum*, dessen Schätze

an ägyptischen Alterthümern noch beständig durch neue Funde vermehrt werden, eine geographische Gesellschaft, eine medicinische Hochschule, eine Kriegsakademie, vier arabische Volksschulen, zwei Hospitäler, eine Börse, ein Bank und mehrere Theater. Die bereits von Saladin angelegten Aqueducte sind neu ausgebaut und vermehrt worden und versorgen die Stadt ausreichend mit den wohlriechendsten Nilwasser. Die nach dem Muster der pariser Boulevards aufgeführten neuen Straßen haben Trottoirs und Gasbeleuchtung und werden von Staat- und Geschäftswagen befahren wie diejenigen einer europäischen Großstadt. Als kommerzieller Mittelpunkt der Nordost-Afrika, als Hauptetappe des europäischen Verkehrs mit Indien und Hinterasien, als Ausgangshäute der wissenschaftlichen Erforschung der Länder des ägyptischen Alterthums, sowie der ethnographisch so wichtigen Nubergebiete, als einheimische Hochschule der arabischen Philologie, endlich als nachhaltigste Muster Sammlung zu Kenntniß der Entwicklung der sarazenischen Kultur befißt es eine von Jahr zu Jahr mehr anerkannter Bedeutung, welche in der raschen Zunahme der Bevölkerung und dem immer mehr gesteigerten Fremdenverkehr ihren Ausdruck findet. (G. Ross.)

KAIRWÂN, KIRWÂN, KAIRUAN, den Nabamitanern heilige Stadt im Innern von Tunis, wo Tunis die größte und volkreichste Stadt dieses Landes, in sumphig-salziger, ungesundur Ebene, der Centralpunkt eines nicht unbedeutenden Handels und bekannt durch die hier gefertigten vortreflichen gefärbten Cassiane, Wollwaaren, fusperne Gefäße u. s. w. Die heilige Stadt, welche kein Andersgläubiger betreten darf, ist gegen früher sehr herabgekommen und zählt nur kaum noch 12,000 Einwohner.

Im J. 675 durch Dschah-en-Nâfi mitten in einem Urwald gegründet, ist Kairwân in späteren Jahren nachlich gebaut und stark befestigt worden. Von ihrem ursprünglichen Glanz zeugen noch einige 20 Moscheen, unter denen die Große oder Dschah-Moschee, die auf 500 Ornamenten ruht, für die heiligste in ganz Nordafrika gehalten wird; außer den Moscheen finden sich in Kairwân noch einige 50 Jabias (den Heiligen geweihte Kapellen) der Marabu-Kubbas. (Richard Oberländer.)

KAISARIEH, d. h. Caesarea, ist der (nach griechischer Aussprache) unverändert gebliebene Name der Hauptstadt einer Landschaft im innern Anatolien, seitlich durch eine, in der Türkei herkömmliche Uebersetzung, dieser Landschaft selbst, welche, einen Theil des alten Kappadociens einnehmend, nach der gegenwärtigen Provinzialorganisation der Türkei einen Sandjag der Generalstatthalterchaft Angora bildet. Dieser räumlich nicht sehr ausgedehnte Sandjag erstreckt sich über die Wassertheile zwischen dem Kyzil-Drum, dem alten Halys, im Norden, und den Samanlia-Sul, einem dem Salhün, dem Canal der alten Geographen, in Cilicien zufließenden Gewässern im Südosten und umfaßt nach dem türkischen Staatshandbuche (Sâhnâme von J. 1297 d. H.) die folgenden Kasas und Kahlies: 1) Kaisarieh mit Sary-Dschib, 2) Demeli, 3) Dschifereh, 4) Dschafschu, 5) Kara Dschib.

* In der Hofenvorstadt Balak.

Die größte Merkwürdigkeit der Landschaft ist der sich in ihr erhebende 3841 Meter hohe Ardschik Daghy, der Argäus der Alten, ein erschauernd Bulkan und unstreitig der höchste Berg Kleinasien, von dessen Gipfel, wie dem Strabo berichtet wurde, man zugleich das Schwarze und das Mittelländische Meer zu erblicken glaubte. Die Bodenbeschaffenheit des Sandstaßes ist sehr verschieden, weite Strecken sind mit vulkanischen Schladen, mit Lava, Trachyt, Basaltblöcken und Borphyrgeröll derartig übersät, daß von Anbau nicht die Rede sein kann; außerdem umlagern den Argäusregel weite Sumpfstellen, die sich im Winter zum großen Theil durch stagnirende Gewässer in Seen verwandeln, und deren Miasmen im Sommer Krankfeiten erzeugen. Die den besagten Uebelsünden nicht unterliegenden Stellen, selber der bei weitem geringere Theil der Bodenfläche, sind ausnehmend fruchtbar und da, wo Incursionen räuberischer Nomaden, der Kurden von Osten und der Turkmänen von Westen, nicht stattfinden, vorzüglich angebaut. Unter den Bobenerzeugnisse ist nebst den gewöhnlichen Getreide- und Obstarten, Weizen, Feigen, Granaten, Melonen und Pasteten hauptsächlich die Gelbbeere (Rhamnus tinctoria) zu erwähnen, welche mit Galbäpfeln, Traganth, Krapp und Sultana-Koffinen den vornehmlichsten Exportartikel bildet. Auch viel Steinsalz und Gips wird gewonnen, dagegen ist gutes Trinkwasser selten. Die Einwohner des Sandstaßes sind vorwiegend mohammedanische Türken; jedoch bilden auch die Armenier ein hartes Bevölkerungsselement; weniger zahlreich ist die griechische Nationalität vertreten. Die Hauptstadt Kaisarieh löst 8000 Häuser zählen, darunter 5000 türkische, 2500 armenische und 500 griechische. Die Armenier besitzen zwei Kirchen, die Griechen ein Kloster, in welchem das Grab des heiligen Basilus gezeigt wird. Die Stadt liegt auf den nördlichen Vorhöfen des Ardschik, oberhalb der Niederung des fließenden Karafu, des Melas der alten Geographen, welchen Strabo irrigerweise zu einem Nebenfluß des Euphrat macht, während er sich in Wirklichkeit der natürlichen Boden-gestaltung gemäß nach kurzem nördlichem Laufe mit dem Sarmsak-Su vereinigt und so westwärts dem benachbarten Galys zufließt. Kaisarieh, von jeher ein wichtiges Emporium für den kleinasiatischen Binnenhandel, ist ein sehr alter Ort. Sein ursprünglicher Name war Mayasa; unter demselben wird es nicht selten als die Hauptstadt, ja die einzige Stadt Kappadokiens erwähnt. Den Namen Caesarea, welcher ohne auf Jahrhunderte den früheren zu verdrängen, allmählich der vorwiegende geworden ist, erhielt es zu Ehren des Kaisers Alerius; Strabo, welcher zu Augustus Zeiten schrieb, konnte es daher nur als Mayasa kennen. Unter den römischen Kaisern gelangte es zu großer Blüte, hatte aber gelegentlich von den mit den Römern in fast ununterbrochenem Kriege befindlichen Persern zu leiden. Nach der Niederlage Valerian's wurde es von dem Saffaridenkönig Sapor theilweise zerstört, aber in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts von Justinian glänzend wieder aufgebaut. Im J. 1067 wurde es von dem Seltschukiden Kulkumisch erobert und folgte nun den wechselnden Schicksalen d. d. n. 2. Dritte Section. XXXII.

den Geschicken des Reiches Rum, bis es an die Osmanen kam, welche es gegen 500 Jahre besessen haben. Der Mittelpunkt eines größeren Verwaltungsbezirks scheint es unter türkischer Herrschaft nie gewesen zu sein, dagegen hat es immer mit den umliegenden Districten einen besondern Sandstaß gebildet, welcher bisweilen der Generalstatthalterchaft von Konia, bisweilen, wie gegenwärtig, derjenigen von Angora, beigezählt wurde. Zur Zeit ist Kaisarieh Sitz eines Mutessarif und eines erzbischoflichen Gerichtes, welches dem Appellationsgerichte von Angora untersteht. (G. Rosen.)

Kaiser. 1. Kaiserthum.

KAISER (Friedrich), dramatischer Schriftsteller der wiener Volksbühne, ward am 3. April 1814 als Sohn eines österreichischen Offiziers in Bistrah geboren, besuchte das akademische Gymnasium in Wien und absolvirte den philosophischen Course der wiener Universität. Die als Praktikant beim f. f. Hofkriegsrath begonnene Beamtenlaufbahn gab er auf, um sich der Theaterdichtung zu widmen, einer Laufbahn, welche er schon 1835 mit der Fosse „Hans Gasenpoff“ betreten hatte. Von 1839—59 war er officiell angestellter Theaterdichter des Leopoldstädter Theaters unter den Directionen von Carl, Nestoy und Traumann. Seine Fruchtbareit war außerordentlich, wurde aber zum guten Theil von matriellem Bedürfnis erpresst. Außer einem Monatsgehalt von 24 Gulden erhielt er nur 48 Gulden Honorar für ein neues einen Abend füllendes Werk. Die Erfolge, welche in der langen Reihe seiner Poesen und Volksschauspiele den Dramen: „Wer wird Antunant?“ (1840), „Die Schute des Armen“, „Der Kastelbinder oder zehntausend Gulden“, „Ein Fürst“, „Junfer und Knecht“ (sämmlich 1850 im Druck erschienen, aber früher aufgeführt), ferner den späteren „Die Frau Wirthin“ (1861), „Zwei Testament“ (1862), „Des Krämers Löcherlein“ (1862), „Palais und Irreuhau“ (1863), „Der Mensch denkt“ (1866), „Leute von der Banf“ (1867), „Hans Rohrmann oder Gasus und Sempronius“ (1867), „Der bairische Hefe!“ (1868), „Alle Schuden“ (1868), „Vater Abraham a Santa Clara“ (1870), „General Laudon“ (1874) zutheil wurden, vermochten nicht, den Autor in eine behagliche Lebenslage zu versetzen, er kämpfte fortgesetzt mit der schlaglichen Armut. Auch die Verdüsse, welche er machte, sich durch einige andere literarische Arbeiten, wie den historischen Roman „Ein Pfaffenleben“ (1872, eine Bearbeitung des Lebens Abraham a Santa Clara's, das er schon früher dramatisirt hatte) und „Inner dem alten Fritsch und Kaiser Joseph“ (Wien 1873) oder die aus persönlichen Erinnerungen geschöpften Schriften „Theaterdirector Carl, sein Leben und Wirken“ (Wien 1854), „Friedrich Bestmann, Gelehrter, Emped und Trauriges aus seinem Leben (Wien 1866), „Lüner fünfzehn Theaterdirectoren; bunte Bilder aus der wiener Bühnengewelt“ (Wien 1871) aus der Abhängigkeit vom Theater einigermaßen zu befreien, blieben vergeblich. Während in jüngeren Jahren Kaiser eine populäre Figur Anknüpfen gewesen (am 15. März 1848 hatte er hoch zu Ross, von Trompetern begleitet, die Constitution verständig), lebte er in späterer Zeit vergessen, bedrängt, mußte Schulden halber

ein paarmal aus Wien flüchten und starb am 7. November 1874 in einer kleineren Vorstadt in solcher Dürftigkeit, daß er nicht einmal ein Bett hatte, sondern auf ein paar Stühlen liegend sein Ende fand. Die Dramen Kaiser's entbehren freilich jeder poetischen Vertiefung und künstlerischen Ausführung, aber es war immerhin eine wenn auch nicht zur Reise gelangte Erfindungskraft und mancherlei Lebensbeobachtung in ihnen enthalten, um ihnen momentane Bühnenerfolge zu sichern, und auf alle Fälle verschafften in späterer Zeit schlechtere Stücke als die Kaiser'schen ihren Verfassern Wohlstand, während dieser Autor beständig mit dem drückenden Mangel zu kämpfen hatte. Seine Entwidlung fiel in den Umchwung des wienner Geisteslebens und wienner Lebens, in den er sich nicht vollständig zu finden vermochte, und die lange Reihe seiner Arbeiten enthält keins jener Elemente, welche poetischen Werken die Dauer sichern. (Adolf Stern.)

KAISER (Friedrich), sehr bedeutender holländischer Astronom und Professor in Leyden, geb. 10. Juni 1808 in Amsterdam, wurde im J. 1826 Observator an der Sternwarte in Leyden, ohne jedoch in dieser Stellung Gelegenheit zu finden, in der Wissenschaft, deren Erbe er einst werden sollte, umfassendere Studien zu machen, da die dortige Sternwarte nicht nur aller Hülfsmittel damals entbehrte, sondern ihm auch von seiten seines Vorgesetzten abthätlich Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Seinen Ruf als Astronom begründete er durch eine im J. 1835 herausgegebene Abhandlung über den Kometen von Halley, welche sowohl wegen ihrer Deutlichkeit wie auch wegen ihrer Vollständigkeit als musterhaft anerkannt wurde; denn der Weg, welchen der Komet am Himmel beschrieb, stimmte genau mit der von Kaiser gegebenen Berechnung. Im J. 1837 wurde er Director der Sternwarte in Leyden, die sich von dieser Zeit an aus ihrem Verfall erhob, und zwei Jahre später Mitglied der Royal Astronomical Society in London. Mit Hülfe des Mikrometers begann er die wiederholte Messung einer Reihe von 39 Doppelsternen, die von Bessel und Struve einige Jahre vorher, und zwar von jedem besonders gemessen worden waren; in der kleinen Abhandlung: „Erste Messungen mit dem Mikrometer“, wies Kaiser zur Evidenz nach, daß die wahrscheinlichsten Fehler seiner Messungen kleiner waren als die der beiden genannten Astronomen. In weiteren Kreisen wurde sein Name aber erst durch sein populäres Werk: „Der Sternhimmel“ bekannt (De Sterrenhemel, Amsterdam 1843, 2 Theile), ein Werk, das verschiedene Auflagen erlebte. Als Fortsetzung zu diesem Werk schrieb er „Geschichte der Entdeckungen der Planeten“, ein Werk, das eine äußerst interessante und angenehme Lektüre darbietet, obwohl gerade diese Arbeit weniger allgemeine Anerkennung fand als sein „Sternhimmel“. In praktischer Hinsicht machte er sich durch die Verbesserung des Prismenokkels verdient, und die Einrichtung der leuchtenden Sternwarte mit ihren von Kaiser selbst erfundenen, theils verbesserten und in höchst zweckmäßiger Weise aufgestellten Instrumenten erregte die Bewunderung aller fremden Besucher. Seine Abhandlungen über die Contraction und den

Werth der verschiedenen Instrumente sind deshalb auch die schönsten Producte seines scharfen Verstandes, so besonders seine Untersuchung über den Mikrometer mit doppelt Bildern von Arvo, mit besten Hülfe er Sech's Annahme von der ätherischen Gestalt des Saturnrings erfolgreich widerlegte. Mit dieser praktischen Seite seiner Thätigkeit hing auch seine Ernennung zum Vertheiler der Instrumente der niederländischen Marine zusammen, in welcher Stellung er die erprobtesten Dienste leistete und namentlich durch eine Verbesserung des Compass sich ein großes Verdienst erwarb. Erst im J. 1860 ließ Kaiser seinen Lebenswunsch, die Erbauung einer neuen Sternwarte, erfüllt, die denn auch vollständig nach dem von ihm entworfenen Plane eingestrichet wurde. Von dieser Zeit an batiren seine meisten und wichtigsten Beobachtungen, die in den Jahren 1866, 1870 und 1872 erschienen, „Annalen der Sternwarte in Leyden“ (Haag) veröffentlicht sind. Im J. 1867 wurde Kaiser von der niederländischen Regierung als Bevollmächtigter zu den in Berlin geführten Verhandlungen über die europäische Gradmessung gesandt und hier zum Präsidenten der astronomischen Commission und zum Mitgliede der ständigen Commission ernannt, welche mit der Regulierung der zur Ausführung der Gradmessung vorzunehmenden Arbeiten betraut war. Kaiser starb am 28. Juli 1872. Im J. 1840 war er zum Professor in Leyden und 1843 zum Mitgliede der Königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

Kaiser war durchaus Autodidakt, einen eigentlichen Lehrer in der Astronomie hat er nicht gehabt, und die überraschenden Resultate, die er trotz der Beschränktheit und Unvollkommenheit seiner Hülfsmittel zu Tage brachte, erhöhen seine Bedeutung nur desto mehr. Trotz schwächlicher Gesundheit entfaltete er doch eine riesenhafte Arbeitskraft; die lange Reihe der von ihm verfaßten Abhandlungen und der unermüdete Eifer, mit dem er alle seine Beobachtungen, Entdeckungen und Berechnungen bekannt machte, würden ihm allein einen Ehrenplatz unter den Astronomen aller Zeiten sichern.

Vgl. „Levensschets van Frederik Kaiser door J. A. C. Oudemans“ im Jaarboek van de Koninklijke Akademie der Wetenschappen, 1875, p. 39 ff. (Th. Wenzelburger.)

KAISERCHRONIK ist der erst später aufgetragene und üblich gewordene Titel eines dem 12. Jahrhundert angehörenden mittelhochdeutschen Gedichtes in kurzen Reimpaaren, das in 17,296 Versen die Geschichte der römischen Kaiser und deutschen Könige von Cäsar bis auf Konrad III. (gest. 1147) behandelt. Es ist in zahlreichen Handschriften des 12.—15. Jahrhunderts überliefert. Die dem urprünglichen Text am nächsten stehende Bekannte Handschrift ist von Diemer herausgegeben (1. Leipzig) 1871, den Text enthaltend, Berlin 1849). Eine kritische Ausgabe nach allen Handschriften hat Wassmann herausgegeben (3 Theile, Durlinburg und Leipzig 1849—54), und in wülkürlicher Textgestaltung, ohne das Handschriftenverhältniß selbsterleutend zu haben. Er führt als von ihm benutzt 12 Handschriften und eine Anzahl Bruchstücke

auf (III, 4 sq.). Fernere Bruchstücke wurden veröffentlicht von Diemer (Sitzungsber. d. Wiener Akad., Phil.-hist. Kl., Jahrg. 1851, S. 450—61), Lezer (Zeitschr. f. deutsches Alterth., XIV, 503—525) und Schönbach (Iaf. XIX, 208—210). Von den vollständigen Handschriften haben acht den älteren Text, beginnend: In des almehtigen gotis minnen, vier enthalten eine bis auf Friedrich's II. Tod (1250) fortgeführte (eine reicht noch weiter bis auf Kubolf von Habsburg 1274) und bald danach entstandene Umarbeitung mit einer neuen Vorrede, beginnend: Hôch geleppter Altissimus. Diese Umarbeitung ist hauptsächlich aus den größeren Ansprüchen einer späteren Zeit mit Rücksicht auf Vermaß und Reim hervorgegangen. Ein Streben, den Reim zu glätten, tritt auch schon in den noch den alten Text enthaltenen Handschriften gelegentlich hervor. Der Versbau des ursprünglichen Verses ist, wie in den Gedichten der damaligen Zeit, noch sehr ungerichtet, das Maß von vier Hebungen wird nicht immer erreicht, öfter überschritten, namentlich am Schluß eines Abschnittes in der Erzählung scheinen übermäßig lange Verse beliebt zu sein. Auch sind ungleich lange Zeilen durch den Reim gebunden. Der Reim selber ist vielfach unvollkommen, sowohl vorallich als auch consonantlich ungenau; besonders alterthümlich ist, daß in zweifelsigen Worten bisweilen noch bloß die Endungen reimen.

Der poetische Werth der Kaiserchronik, als Dichtung im Ganzen aufgefâßt, ist sehr gering, als Geschichtswerk ist sie für die Quellenforschung fast ganz unbrauchbar, doch ist sie wichtig als erstes Geschichtsbuch in deutscher Sprache, noch bedeutamer als durch Alter und Umfang hervorragende, den Geschmack der Zeit kennzeichnende Sammlung von Sagen, Legenden und Novellen. Denn die Kaisergeschichte ist vielfach nur der Faden, an dem in buntem Wechsel diese Erzählungen aufgereiht sind, die in ihrer häufig die seltsamsten Schicksale vorkührenden wunderbaren Verknüpfung charakteristisch sind für das an eigenen wunderbaren Ereignissen reiche Mittelalter der Kreuzzüge. Das eigentlich Historische ist dabei auf die willkürliche Art behandelt. Die Reihenfolge der Kaiser ist vielfach gestört, ihre Namen sind entstellt, viele fehlen ganz, Thaten des einen sind auf den andern übertragen, das Chronologische liegt vollständig im Argen, Gegebenheiten, die Jahrhunderte auseinanderliegen, werden in geschichtlichen Zusammenhange gebracht, auch an Ueberführchen im Einzelnen fehlt es nicht. So folgt, um ein Beispiel dieser abenteuerlichen Geschichtschreibung anzuführen, auf Nero ein Kaiser Tarquinius, der von dem Fürsten Gollatinus aus Triet gerettet wird, wodurch Gelegenheit geboten ist, die Geschichte der Lucretia des dritten einzuflechten. In ähnlicher Weise finden sich von Sagen des Alterthums noch die von Marcus Curtius, der hier Iovinus heißt, unter Caius, von Mutius Scävola, Dnatus genannt, unter Vitellius, die Geschichte von dem ehernen Stier des Phalaris von Nero erzählt. So ist nun auch eine große Anzahl von Legenden und legendarischen Erzählungen eingeschaltet. Einige dieser epischen Erzählungen wachsen vollständig aus dem

Rahmen der Kaisergeschichte heraus, insbesondere der Roman von Faustianus (an Kaiser Claudius' Stelle als dessen Bruder tretend) und seinen Söhnen in Verbindung mit der Disputation zwischen Simon Petrus und Simon Magus, die Sage von Herzog Adelger von Baiern mit der eingeflochtenen Thiermäre vom bezogenen Hirsch (unter Everard), die Silvesterlegende unter Constantian, endlich die Geschichte der Ercenia, Tochter des angeblichen Kaisers Narcissus (auf Heraclius folgend). Letztere hat einen Umfang von beinahe 1500 Versen; der an die Recognitiones S. Clementis sich anlehnende Faustianus und der Silvester füllen bald je 3000 Verse. In der letzten Partie der Kaiserchronik nach Karl dem Großen, wo die geschichtliche Wahrheit größer wird und die richtige Reihenfolge der Kaiser beobachtet ist, treten auch diese epischen Erzählungen jurid. Der Verfasser scheint zum Schluß zu eilen, der trodene Chronikentwurf hebt sich sichtlich ab von der stellenweise zu poetischer Lebendigkeit sich erhebenden behaglichen Breite in den Epikoden.

Es liegt nahe, sich diese schon vor der Kaiserchronik als selbständige Dichtungen existirend zu denken (vgl. dazu Scherer in den Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgesch. der German. Völkcr, VII, 31 sq. und XII, 85 sq.). Am Ende des Silvester findet sich auch mitten in der Chronik ein vollständiger Schluß:

10634 sq. Swer das liet virmomen habe,
der sol ein pater nostra singen
in des heiligen goster minne
zo lobe sancto Silvestro dem heiligen hêren u. s. w.

die Abschnitte von Adelger und von Ercenia finden sich in einigen späteren Handschriften in Umwidmung selbstständig herausgehoben; Schwab (Ercenia, Berlin 1853) hat letztere für sich als Gedicht in sechszeiligen Strophen hergestellt herausgegeben; während er denselben Strophenbau auch im Adelger durchzuführen sucht, nimmt Wetzhofer (Untersuchungen über die deutsche Kaiserchronik, München 1874, S. 18 sq.) in anderen, ebenfalls der bairischen Localgeschichte angehörenden Partien Vleder von zwöfz- und achtzeiligen Strophen an; Ködiger (Jahrb. f. dtsch. Alterth., XVIII, 157—159) hat innerhalb der Disputation der Silvesterlegende ein Lied in sechszeiligen Strophen mit daktylischem Abgange entdecken wollen. Es ist aber überall sehr leicht, aus kurzen Reimpaaren, in denen die Reim des „Reimebrechens“ minder gübt ist, wenn man noch dazu nachhilft, Strophen von einer gewissen Länge zu bilden. Es ist daher schwer zu sagen, in welchem Umfange die Kaiserchronik ältere Gedichte aufgenommen hat. So viele Parallelen zu den in ihr behandelten Geschichten sind auch nachweisen lassen, so ist doch bisher noch kein deutsches Gedicht aufgetaucht, das sich mit Sicherheit als directe Quelle derselben darstellte. Das in Resten einer trierer Legendenhandschrift gefundene umfangliche Bruchstück einer Silvesterlegende (veröffentlicht von Ködiger, Zeitschr. f. d. A., XXII, 145—209), das vielfach wörtlich zu der Kaiserchronik stimmt, erweist sich deutlich als daraus geschöpft, da es, eines eigenen Anfanges entbehrend, statt eines solchen die Einleitung der gesammten Kaiserchronik (B. 1—

42) herübernimmt, diejenigen Verse (15—26) weglassend, worin der Chronist seine Aufgabe näher bestimmt. Eine ältere deutsche Chronik als Grundlage beider mit Rößiger zu statuiren, ist nicht nöthig, da der tritäre Sittveser sehr wohl neben der Kaiserchronik noch die mutmaßliche Quelle derselben, die Vita des Heiligen im Sanctuarium des Nombrius, selbständig benutz haben konnte.

Für die Composition der Kaiserchronik kommt besonders in Betracht das Verhältnis zu dem deutschen Loblied auf den h. Anno, Erzbischof von Köln (gest. 1075). Mit ihm hat die Kaiserchronik einen längeren Abschnitt von den vier Weltmonarchen und den Kämpfen César's gegen die Deutschen und gegen Pompejus gemeinsam, zum Theil zwar abweichend und in anderer Anordnung, zum Theil aber wörtlich übereinstimmend. Die frühere Annahme, daß das Annoeid erst nach 1183 (Aufhebung der Gebeine Anno's) entstanden sei und aus der Kaiserchronik geschöpft habe, ist jetzt allseitig aufgegeben und anerkannt, daß dasselbe schon wegen der Alterthümlichkeit der Sprache und des Verbautes weit früher zu setzen sei, mindestens in den Anfang des Jahrhunderts. Während aber die einen es als ein vorzügliches Gedicht aus Einem Guß und Fluß hochpreisen, labeln andere seine Composition und wollen in ihm nur eine schwächliche Compilation erblicken. Holzmann (in der Germania, II, 1—48) hatte zuerst ausführlich zu begründen gesucht, daß das Annoeid schon der 1100—1105 von einem Siegburger Mönch verfaßten Vita Annonis (Monum. Germ., SS. XI, 465—514) als auch der Kaiserchronik vorgelegen habe. Weizhofer (S. 22 fg.) lehrt das Verhältnis zur Vita wieder um und nimmt für die Kaiserchronik und das Annoeid eine gemeinsame Quelle an. Seine nicht ausreichend bewiesene Ansicht, welcher Debo (Ueber die Einheit der Kaiserchronik, Graz 1877, S. 36 fg.) zustimmt, hat auch Kettner (Untersuchungen über das Annoeid in der Ztschr. f. dtsch. Philol., IX, 257—337), der sie im Einzelnen genauer zu begründen sucht (S. 266—283 und 296—304), nicht zu völliger Gewissheit erheben können. In ähnlicher Weise streift ist das Verhältnis zu dem Gedicht des Brierley Arnold von der Siebenjahl zum Lobe des heiligen Geistes (Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrh., S. 333—357), mit dem die Kaiserchronik in der Darstellung der Regierungszeit des Augustus zum Theil wörtliche Uebereinstimmung zeigt. Während Wagnmann (III, 257) in der Kaiserchronik die Quelle des Brierley Arnold sah, lassen Holzmann (S. 11), Willenhoff (Denkmäler, 2. Aufl., S. 458), Scherrer (Quell. u. Forsch., XII, 85) den Chronisten aufschreiben; Weizhofer (S. 30 fg.), Debo (S. 36) und Kettner (S. 283 fg.) nehmen hier wieder dieselbe gemeinsame Vorlage an wie beim Annoeid.

In ihrem Inhalt berühren sich ferner mit dem ersten Theile der Kaiserchronik die Fragmente einer älteren deutschen Legendenschrift (veröffentlicht von Schade, Fragmenta carminis theotici veteris, Königsb. f. Pr. 1866, und Barad in der Germania, XII, 90—96), die Ankünfte sind aber so schwach (vgl. Scherrer, Quell. u.

Forsch., VII, 39 fg.), daß an einen Zusammenhang nicht zu denken ist.

Für den Anfang der Kaiserchronik kommt als etwaige Quelle noch in Betracht ein von Wagnmann (III, 296 fg.) in einer stuttgarter Handschrift aufgefundenen profaischen lateinischen Bruchstück, das in genauer Uebereinstimmung mit der Kaiserchronik (Vers 43—232) von den sieben Bogengöttern der Römer und den Sibyllen der unterjochten Länder handelt. Ebenso läßt sich in der Schilderung der Kämpfe César's um Triur mit Dulcimar (Anducomarus) und Signator (Singeric) ein Zusammenhang mit den Gesta Treverorum nicht verkennen. Aber während das Verhältniß zu den letztern nicht genauer bestimmt werden kann, ist es für das stuttgarter Bruchstück wahrscheinlicher, in demselben mit Kettner (S. 276) vielmehr eine gedrungene Uebersetzung nach der Kaiserchronik zu sehen. Wagnmann hatte in ihm den ersten sowohl von der Kaiserchronik, wenigstens in ihrem ersten Theile, wie von den Gesta Treverorum benutzten lateinischen sagenhaften Kaisergeschichte erblicken wollen.

Für die Reihe der deutschen Könige nach Karl dem Großen sucht Weizhofer (S. 33 fg.) vorher schon Otfredbrecht, Gesch. d. dtsch. Kaiserz., IV, 399—401) das Chronicon Wirzburgense (Mon. Germ. SS. VI, 17 fg.) als eine wenn auch nicht unmittelbare Quelle der Kaiserchronik zu erweisen. Bernharti (Zentral-Literaturz., Jahrg. 1875, S. 77—80) ignugnet jedes nähere Verhältnis beider, und in dem von Weizhofer behaupteten Umfange ist es gewiß nicht vorhanden; aber bei einzelnen Kaisern läßt sich eine gewisse Verwandtschaft nicht verkennen, deutlich genug ist sie namentlich in dem die Jahre 1065—57 umfassenden Stücke der Würzburger Chronik, wo diese ganz selbständig auftritt (Weizh. S. 44 fg.). Ganz unerwiesen ist die Benutzung einer Reihe anderer lateinischer Geschichtswerke, die Weizhofer noch vergleicht, da sporadische Uebereinstimmungen nichts besagen können. Für die Regierungszeit Lothar's des Sachsen nimmt Schum (Forschungen zur deutschen Geschichte, XV, 610—617) eine engere Beziehung zwischen der Kaiserchronik und den Waberbomner Annalen an. Der Nachweis einer directen Quelle bleibt also auch für diese ganze Partie noch ausstehend.

Die Kaiserchronik selbst beruht sich in der Einleitung auf ein deutsches Gedicht, das sie bis zur Gegenwart fortführen wolle (Vers 15—26), wenigstens sind so die Worte am natürlichsten zu verstehen, indem man an Schluß von Vers 22 einen Punkt setzt und Vers 23 zu dem folgenden nicht (vgl. Debo, S. 23 fg.):

15. Ein buoch ist so dzine getithe,
das anich römikes riches wol herihtet:
gehazzen ist iz Grönica.
iz kundet uns dz
von den babian unde von den kunigen
20. heidlu guoten unde ubelen,
die vor uns wären
unde römikes riches plügen.
unz an disen hütogen tac,
sô will allir beste mac,
25. sô will ich iz iz vorzellen:
iz vername swer der wellen.

In den Worten von den babilien einen Widerspruch mit dem Inhalt der Kaiserchronik zu finden (Welshofer, S. 14 fg., Scherer, Ztschr. f. d. A., XVIII, 301, und mit Einschränkung Debo, S. 26 fg.) ist nicht nöthig, denn es ist in ihr doch auch viel von Päpsten die Rede: Clemens, Gregorius, Sixtus, Sylvester, etc werden ausführlich behandelt, andere, wie Bonifatius, gelegentlich erwähnt. Wie aber das Verhältnis des Verfassers zu seiner Vorlage zu denken ist, bleibt ganz im Unklaren. Debo (S. 25 fg.) nimmt, hauptsächlich auf Stilverschiedenheiten gehend, an, daß die (etwa in den Anfang des 12. Jahrh. zu setzende) ältere Chronik bis Trajan, bis wohin die Kaiserreihe (abgesehen von den Einschiebseln im Allgemeinen eingehalten ist, gerichtet habe, von dem Fortsetzer aber interpolirt sei, der namentlich den Faustianus hinzugefügt habe. Kettner (S. 284 fg.) scheidet ebenfalls scharf zwischen dem ersten, die speciell römische Geschichte behandelnden und dem mehr historischen zweiten Theile. Innerhalb des erstern aber sonder er als Grundlagendes des Gedichtes drei Bestandtheile aus: eine deutsche Weltchronik von schlichter Kürze (diesbeide, die auch dem Annotid und dem Loblied des Briesfers Arnold vorlag), eine chronologisch geordnete deutsche Legendenammlung, und eine Quelle, welche die eingeschalteten Sagen enthielt. Seine Hauptzüge für diese Auffassung, die jedem der angenommenen Bestandtheile eigenthümlichen wiederkehrenden gleichen Wendungen, wollen aber nicht viel beweisen, da sie einfach aus der verschiedenen Natur und dadurch bedingten Wendung, der drei Elemente des Gedichtes hervorgehen: der trockenen Chronik, der lebendigen Kampfbildung, der frommen Legende. Daß die Kaiserchronik eine Compilation ist, kann bei der Ungleichartigkeit der Theile im Allgemeinen nicht zweifelhaft sein, aber die Art der Zusammensetzung im Einzelnen nachzuweisen, namentlich auch, wie weit der Verfasser seine Vorlage einfach herübernahm oder bearbeitete, dürfte sehr schwierig sein. Eine von Scherer (Duell. u. Forsch., VII, 38) begonnene und von Debo (S. 8 fg.) fortgeführte genauere Untersuchung der Reime des Gedichtes ergibt nur, daß die Crescentia durch größere Reimgenauigkeit und in der Art der am häufigsten zugelassenen ungenauen Reime von den übrigen Partien sich wesentlich unterscheidet.

Da die Beziehungen auf andere Werke keinen Schluss auf die Abfassungszeit der Kaiserchronik zulassen, muß man in dem Gedichte selbst Kriterien dafür zu gewinnen suchen. Die Worte der Einleitung unaz an disen hietegen tac sind für eine Zeitbestimmung nicht verwendbar, da das ursprüngliche Ende der Chronik nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist. Die meisten alten Handschriften gehen bis zu den Vorbereitungen Konrads III. zum Kreuzzuge (1146); da aber hier jeglicher Schluss fehlt, vielmehr fast in Sage abgebrochen wird, so kann von einem planmäßigen Aufhören an dieser Stelle nicht die Rede sein. Nun findet sich hundert Verse vorher mit Konrad dem Sachsen (gest. 1137) ein vollkommener Schluss, womit auch zwei Handschriften sich überein:

17178 fg. Swer daz liet virnomen habe,
der sol ein pater noster singen
dem almehtigen gote zo minnen
des kaisers Lutheres säle u. s. w.

Welshofer (S. 12), Scherer (Ztschr. f. d. A., XVIII, 299) u. a. nehmen daher hier einen ursprünglichen Abschluss des Werkes an, das später eine Fortsetzung fand, während andere, wie Gieseler, Bernhart, Ködiger (Ztschr. f. d. A., XXII, 209), Debo (S. 35), dies nicht für notwendig halten wegen des ganz ähnlichen Schlusses am Ende der Silvesterlegende (f. o.). Aber während dieser dort als einfach mit herübergenommener Schluss eines ursprünglichen selbständigen Liedes oder als Abschluss eines ersten Theiles des ganzen Gedichtes begrifflich wird, ist hier diese Erklärung nicht sehr wahrscheinlich. Andererseits ist mit der Annahme eines Abschlusses mit Konrads Tode unvereinbar, daß schon unter Heinrich IV. bei der fabelhaften Erzählung der Kreuzfahrt einer Herzogin Agnes von Baiern, die in Konrad (Erbfür) Mutter des Sangwin (Zenk) wird, mit den Worten (16631 fg.): swenne iz kumit an die stat, so bescheiden wir die rede baz, deutlich auf die spätere Behandlung der Eroberung Gessas durch Zenk (1144) hingewiesen wird, man müste denn in jener epischen Erzählung eine Interpolation des Fortsetzers erblicken wollen. Ueber einen größeren oder geringeren Grad der Wahrscheinlichkeit kommt man bei diesem Dilemma nicht hinaus. Welshofer's Annahme einer dreimaligen Redaction des Gedichtes um 1100, 1140, 1170 (S. 29 fg.) ist sehr complicirt und nicht genügend motivirt. Sachmann (Ueber Sagen und Sagen, S. 8) hatte die Abfassungszeit um 1160 angelegt, da mit den Versen:

393 fg. daz die Megenstre
nie nicht eineme im hörden
ganzen trüwen wonten mit:
noch halden sie den alten sit

auf die Ermordung des Erzbischofs Arnold von Main (1160) angespielt sei. Auf diese Ansicht ist neuerdings Bernhart (a. a. D.) zurückgekommen. Die letzte Zeile ist aber einzig in der hieselberger Handschrift überliefert, die anderen lesen vorher mit trüwen mite waren, also nur zwei Zeilen mit ungenauem Reim (hörden: wären), damit ist diese historische Begehung ganz unsicher (vgl. Kettner S. 281). Noch einen entscheidenden Beweis für die Abfassungszeit um 1160 glaubt Bernhart gefunden zu haben in den Versen:

16234 fg. den strie den geschieden si alsu,
daz der keiser der Franken herzentuom
gap dō az daz bistuom,
swer den gwalz bezizet
daz er in iedwederme teilte rihet:
er ist herzoze undo bischof.
daz irkunde habent sie noch.

Hieraus soll folgen, daß der Dichter die zwischen den Jahren 1159 und 1165 gefälschte Urkunde Heinrichs II. über den ostfränkischen Ducat gefannt habe; andererseits aber, da er Karl den Großen nirgends heilig nennt (fa'

noniſt 1165), könne er auch nicht ſpäter als 1165 geſchrieben haben. Abgesehen davon, ob die Beziehung zu treffend iſt, braucht dem Ausdruck urkunde gar nicht die begrenzte techniſche Bedeutung des heutigen Wortes zuzukommen, wie er an andern Stellen nicht ſo zu verſtehen iſt, und ſicher auch nicht 16133 fg.:

zuo Präge was ein biseof,
daz urkunde ist an den buochen noch,
gehoizen was er Albrecht.

Und überhaupt ein unſicheres Kriterium für Datirungen nach beiden Richtungen ſind die (vorhandenen oder fehlenden) Heiligkeitsprädicate. So muß hier die Hauptſache noch unentſchieden bleiben. Es ſieht, da alles ſchwankend iſt, in einem feſten Punkt, von dem aus das Uebrige mit einiger Sicherheit gruppiert werden könnte. Nur im Allgemeinen auf die Mitte des Jahrhunderts ſieht man ſich durch den Sprachcharakter und die Beziehungen des Gedichtes hingewieſen.

Größere Uebereinstimmung herrſcht in Bezug auf den Entſtandort der Kaiſerchronik. Maſmann's Vermuthung, der ſie nach Trier verlegen wollte, iſt nicht genügend begründet, vielmehr in Baiern, genauer in oder um Regensburg der Dichter (oder letzte Bearbeiter) zu ſuchen. Welſhofer (S. 16—21) hat die für Regensburg ſprechenden Gründe im Weſentlichen zuſammengeſtellt, ſie ſind nicht alle treffend, aber örtliche Anſpielungen und Kenntniſſe, die beſondere Heranziehung bairiſcher Geſchichten und Sagen und der bairiſche Localpatriotismus, der mehrfach und vornehmlich in dem Lobe Heinrich's des Stolzen (1126—39) hervortritt (vgl. Scherer, Quell. u. Forſch., XII, 83 fg.), weiſen hierhin. Die Sprache des Gedichtes iſt dem nicht entgegen, welche, wenn ſie auch der ungenauen Reime wegen ſich nicht genauer beſtimmen läßt, ſich entſchieden als fränkiſch ausweiſt.

Daß der Verfaſſer ein Oeſtlicher iſt, ſann nach der ganzen Haltung des Gedichtes, auch wenn man den vielfach eingestreuten lateiniſchen Brocken keine Beweisſtärke zuerkennt will, kaum zweifelhaft ſein. Welſhofer (S. 57 fg.) hat ihn mit dem Dichter des ebenfalls in Baiern, wahrſcheinlich unter Heinrich dem Stolzen, entſtandnen Rolandliedes, dem Waffn Konrad, zu identiſiciren geſucht. Dieſe Hypotheſe hat er ganz ohne Beweis geſaſſen. Die in beiden Gedichten vorkommenden gleichen Wendungen ſind nichts Auffallendes, ähnliche Parallelen finden ſich in gleichzeitigen Gedichten genau ſo. Vielmehr ſprechen ein paar wörtliche Uebereinstimmungen (R. 14773 fg. = R. 23, 11 fg.; R. 14937 fg. = R. 259, 20 fg.) eher für eine directe Benutzung des Rolandliedes durch die Kaiſerchronik. Daß der Dichter der letzteren das erſtere gekannt habe, iſt bei der nahen örtlichen und zeitlichen Verwandtſchaft beider ſehr wahrſcheinlich. Darauf deuten auch die Verſe der Kaiſerchronik:

16085 fg. Solden wir sine wundir alle sagen,
so muosen wir die wile haben.
des stüs inist us niht.
Karl hat och anderia liet,

worin es ſchwer fallen wird, mit Welſhofer ein Beipiel des Dichters zu finden, ſpäter Karl noch beſonders zu beſingen.

Das lange Fortleben der Kaiſerchronik erweiſt ſich, außer durch die bis ins 15. Jahrh. reichenden Handschriften, in einer rohen Bearbeitung, welche die dems erwähnte Umreimung des 13. Jahrh. noch im 3. 1594 durch Chriſtoph Tegernſer erfuhr (Maſmann III, 26 fg.). Durch die großen gereimten Weltchroniken des 13. und 14. Jahrhunderts Janſen Ceneſis' und Heinrich's von München wurde die Kaiſerchronik theilweiſe mit aufgenommen. Eine Proſaauflösung des älteren Textes der Kaiſerchronik findet ſich unter dem Titel: Der künige buoch gewöhnlich mit dem Schwabenſpiegel verbunden.

(R. Hagenl.)

KAISERGERBIRGE. Die nordtirol'iſchen Kalkalpen folgen öſtlich auf die Borarberger und Allgäu Alpen, von denen ſie durch die Jüdrthalpe und den See geſchieden ſind, und enden an der Saal (Saalach) bei Kofer. Ihre ſüdliche Grenze iſt die Arberger Straße von Stubai bis Landeck, der Inn von Landeck bis Wörgl und die zwiſchen Wörgl und Saalfelden über Smau, St. Johann, den Griſenpaß und das Rogangthal führende Straße. Der culminirende Punkt iſt die 9600 Fuß hohe Parſerſpitze im Nordweſten von Landeck. Die zu Baiern gehörigen Theile dieſes Gebirgsabſchnittes werden unter dem Namen des „bairiſchen Oberlandes“ zuſammengefaßt. Einzelne, durch Höhe oder Abgeſchloſſenheit auffallende Theile dieſes 25 geographiſche Meilen von Wörgl nach Ören ſich erſtreckenden Gebirgscomplexes führen beſondere Namen; die bemerkenswertheſten darunter ſind: das Wetterſteingebirge mit der Zugſpitze; die ſüdlich davon gelegenen Memingerberge mit dem Mannek und dem Hochmund; das Karwendelgebirge zwiſchen der Jia und dem Rieſthale; die Seckſenke nördlich von Innsbruck; endlich das Kaiſergebirge bei Kuſtſtein, zwiſchen dem Inn und der Rißbühler Ache. Dieſe ganze Kalkalpenkette zeichnet ſich durch häufige, tiefe und oft bis auf die Baſis des Gebirges hinabreichende Zerſpaltnngs- und Continuitätsstörungen aus, wodurch in manchen Regionen ſogar eine ſtafförmige Stüderung des Gebirges zur Ausbildung gelangt, d. h. jene Auflöſung des Gebirgsmaſſivs in relativ kleine, unter ſich nur ſchwach oder auch gar nicht verbundene Eide, die zuweilen die ursprüngliche Kammanlage nicht mehr erkennen laſſen und eine rationale Eintheilung in größere Gruppen mehr oder weniger erſchweren.

Das öſtlich von Kuſtſtein jenseit des Innflusses gelegene Kaiſergebirge iſt ein ſolcher ſolitärer Gebirgsſtock des Hochaltes, ein Zahn der Kalkalpen. Sein Mittelpunkt iſt der Treſſauer Kaiſer, ſo benannt nach der über Edeſſau gelegenen Häuſergruppe Treſſau. Es beſteht aus zwei Bergketten, dem Vorderen Kaiſer, dem ſüdlichen hohen Zug, und dem Hinteren Kaiſer, der ſich nach Norden zu erſtreckt und niedriger iſt. Beide ſind durch ein Quergebirge verbunden, welches ein wörtliches, zum Inn gehöbendes Kaiſerthal, und ein öſt-

liches Kaiserthal, das zur Rißbüßer Aße führt, scheidet. Der Vorderer Kaiser, als der höhere, kehrt seine ganze Kette in ihrer vollen Großartigkeit und Zerissenheit dem Stragenzuge, von Söll bis Waldring, der von Innbrud nach Salzburg und Wien führenden sogenannten Kaiserstraße zu. Der westliche Theil des Kaisergebirges führt auch den Namen Bilders Kaiser. Unter dem südlichen Ende desselben zieht aus dem Thale von Waldring herüber, durch das Rißbüßer Achenthal unterbrochen, eine niedere Terrasse, der Riederkaiser genannt, unter seinen Felseninseln hin, theils bemaltet, theils mit Krummholz überwuchert, nur zu oberst eine wegen ihrer Schöpfung merkwürdige Felsenkette zehend. Die Hauptspitzen sind: der Treßauer Kaiser (7320 Fuß), der Schaffauer Kaiser (7339 Fuß), die Hochkaiser Spitze (6271 Fuß) und das Stripsenjoch (5047 Fuß). Der größte Theil innerhalb des südlichen Gebietes des Kaisergebirges ist das kleine Kirchdorf Schellau (2299 Fuß), dessen Bewohner Getreidebau, Obst- und Viehzucht als Hauptgewerbe treiben; außerdem befinden sich hier zwei nicht unbedeutende Senseschmelzen. Am südlichsten Fuße liegt das romantische Beden des Hintersteiner Sees (2904 Fuß), von Baurndörfen umgeben. Ueberragt von den größten Massen des Kaiser ge wölbt der 50 Morgen große See ein überaus reizendes Bild.

Was die klimatischen Verhältnisse des Kaisergebirges betrifft, das zum größten Theil aus unterem Kupferfals (auch Hallfäler- oder Wettersteinfals genannt) besteht und einen Gehalt von Bleierz aufweist, so treten innerhalb dieses Gebirgscomplezes dieselben Erscheinungen auf wie in den östlichen Nordalpen überhaupt. Während die westlichen Nordalpen sich durch eine verhältnismäßig längere Vegetationszeit und durch eine allmähliche Steigerung der Wärme zu mäßiger Höhe auszeichnen, ist hier die Steigerung der Wärme zu hohen Temperaturgraden sehr rasch, und die Vegetationszeit daher eine sehr eingengte; der Frühling ist bedeutend kühler, der Schnee bleibt bei gleicher Höhe länger liegen, und der Beginn der vegetativen Entwicklung ist entschieden mehr hinaufgeschoben als im Westen. Wegen des Sommeres zu wendet sich aber dieses Verhältniß zum Gegenheil, und die Temperatur ist dann hier etwas höher als im westlich gelegenen Alpenfügel; im Herbst machen sich jedoch wieder analoge Verhältnisse wie im Frühling geltend. Es finden daher hier Pflanzen eine Heimat, die während ihrer Vegetationszeit verhältnismäßig hoher Temperaturmaxima bedürfen, die auch demzufolge von dem westlichen Fingel der Nordalpen angehörlieh sind.

(Ferdinand Moesch.)

KAISER-FRANZ-JOSEPH-LAND. Der hochnordliche Archipel des Kaiser-Franz-Joseph-Landes gehört zu den spätest entdeuten künstlichen Landmassen. Am 30. Aug. 1873 wurden seine Südgehänge zuerst von den Wittelschern der zweiten Oesterreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition erkundet und seine Küstengehänge dann im Frühjahr 1874 durch mehrere Schiffsfahrten, deren eine bis über 82° nördl. Breite hinausführte,

von Julius Payer erforscht. 1) Nachdem später am 7. Sept. 1879 A. de Bruyne auf der holländischen Expedition des „Willem Baront“ die südlichen Inseln in Sicht bekommen hatte, wurden dieselben zum zweiten mal im August 1880 von B. Leigh-Smith entdeckt und von mehreren Rängengrad weiter nach Westen hin verfolgt, als es den Oesterreichern geglädt war. 2)

Franz-Joseph-Land ist neben Grant- und Hall-Land die nördlichste bisher entdeckte Landmasse. Unter 80—82° nördl. Breite und etwa 42—62° östl. Länge von Greenwich gelegen, besigt es, nach den bisherigen Forschungen, etwa die Größe Spitzbergens. Wie dieses stellt es einen Complex von Inseln dar, unter denen namentlich zwei einen größeren Umfang zu besitzen scheinen: das Jahn-Land im Westen und das Wittelz-Land im Osten. Beide sind durch eine buchten- und inselreiche, meist von Eis bedeckte Meeressstraße, den Austria-Sund, voneinander getrennt, welcher im Norden durch das Kronprinz-Rudolf-Land in zwei Arme getheilt, sich gegen das von Payer im äußersten Norden erblickte Petermann- und König-Deklar-Land hinanziehen scheint. Von zahlreichen Fjorden durchschnitten und durch enge Fjordströme gestädelt, erheben sich die Küsten meist mit seltenen Abzügen terrassenförmig nach dem von mächtigen Inland-Gebirgen bedekten Innern, von dem ausgebreitete Gletscher in breiten Strömen bis zum Meeresspiegel herabdröhen und (wie namentlich an dem gemaltigen Dove-Gletscher) mit ihren über 30 Meter hohen Abzürzen auf weite Strecken hin die Gebirge umsäumen. Zahlreiche Eingelzerge ragen inselartig aus den selbst die kleineren Ulande überspannenden Eismästen bis zu Höhen von 600 bis 1000 Meter empor. Im Süden steigt die Nichthofen Spitze, als höchste bisher bekannte Erhebung des Archipels, bis zu 1600 Meter unmittelbar an der Küste des Jahn-Landes auf. Alle diese Berge bestehen aus vulkanischen Gesteinen, aus Basalt und Dolerit (Gypserfent), welche theils defenförmig ausgebreitet sind und dann schroff umrandete Tafelberge bilden, theils sich zu Kegels- und Dom-Vulkanen erheben. Neben diesen vulkanischen Gesteinen deuten namentlich Sandsteine der Braunkohlenformation mit allerdings nur spärlichen Kohlen-Einschlüssen auf die geologische Verwandtschaft dieses Archipels mit Theilen von Ost-Grönland und Spitzbergen. Wie die Küsten dieser letzteren, so tragen auch die des Franz-Joseph-Landes in mehrfachen Strändterassen, welche die Küste gleich hypometrischen Curven¹⁾ einfaßen, Merkmale eines in jüngster Vorzeit erfolgten Emporiauens des Landes aus dem Meere.

Das Klima des Archipels ist ein kalt-seuchtes. Bei einer mittleren Jahresstemperatur von etwa —16° C. fand das Thermometer auf dem „Leithögh“ im März 1874 auf —48° C. als Minimum und hob sich in demselben Monat auf —1,25° C. als Maximum der fast halbjährigen

1) Payer. Die Oesterreichisch-ungarische Nordpol-Expedition in den Jahren 1872—1874 in Petermann's Erzählungen, 1874, S. 381 u. 1876, S. 201 mit Karte: Tafel 11. 2) Hof. 1880, S. 264 mit Karte.

Beobachtungsreihe. Die Fruchtigkeit der Luft gibt sich namentlich in der Eiscrustung selbst der Schrofften Felswände, in der ungeheuren Entwicklung des Inlandeises, in der oft mehrere hundert Meter messenden Mächtigkeit der sich nicht nur aus den Thälern, sondern auch über die Berglehnen herabstehenden Gletscherströme, in dem Herabdrücken der Firngrenze bis auf 300 Meter Meereshöhe zu erkennen.

Trotz dieses hocharktischen Charakters der Natur aber entwickelt sich doch auch hier im Hochsommer an schnee- und eiskreien Gehängen eine verhältnismäßig üppige Vegetation von Gräsern, Alpenkräutern, Rosen und Flechten. Ja schon im Frühjahr fand Bayer auf seinen Schüttenreisen zwischen dichten Moospflanzern und Flechtensternen einzelne arctische Kräuter, wie Saxifraga oppositifolia, Silene acaulis, Cerastium alpinum, Papaver nudicaule. Das Tierleben beschränkt sich im Süden auf eine Reihe von Vögeln und auf den Eisbär. Weiter im Norden wurden zahlreiche Spuren des Polarfüchses und des Polarbären beobachtet. Die Felsgestade sind umschwärmt von Alken, Tauchern, Leisten, grauen und weißen Möven, die namentlich das „Alten-Cap“ wie einen „riesig bevölkerten Vogelbauer“ belebten. Die Fischfauna der Küstenmeere scheint wenig reich zu sein, nur die Gattungen Gadus und Liparis wurden durch das Schlepnetz zu Tage gebracht. Dagegen wurden Weißwale, Walrosse und namentlich Seehunde in größerer Zahl beobachtet. Der Archipel ist völlig unbewohnt. Nur an einer Stelle am Strande des Wilgel-Landes fand Bayer neben spärlichen Treibholzresten einen Kreis großer Steine, welche in ihrer Anstellung denjenigen gleichen, die Bayer in Ost-Grönland bei verlassenem Eskimo-Ansiedlungen gesehen hatte.

Wenn aber auch dieser von Schnee- und Eismassen starrende Archipel unbewohnt und der Cultur entrückt ist, so ist die Bedeutung der Entdeckung und Erforschung desselben nichtdestoweniger eine außerordentlich hohe. Die Gruppierung der Inseln, Küstengliederung, Oberflächenebenen, geologischer Bau — alles deutet auf eine nahe Verwandtschaft des Franz-Joseph-Landes mit Spitzbergen sowohl wie mit Gills-Land und König-Karl-Land, „ein wichtiges Moment, welches anzudeuten scheint, daß wir es hoch im Norden Europas, ähnlich den Erscheinungen im Norden Amerikas, mit einem ausgedehnten Insel-Complex zu thun haben“. Ueberdies aber bietet Franz-Joseph-Land bei seiner weiten Erstreckung nach Norden eine vortreffliche Operationsbasis für weitere Forschungstreifen nach dem höchsten Norden und nach dem Nordpol selbst. Von dieser Ansicht ausgehend, hat Leigh-Smith im Sommer 1881 wiederum das Franz-Joseph-Land zum Ausgangspunkt einer Nordpol-Expedition gewählt, von welcher wir eine weitere Durchforschung des bisher doch nur in einzelnen Partien bekannten Archipels ermarren dürfen. (Rudolf Credner.)

KAISERGRÖSCHEN. Großes, auch wol Schilling, war der Name des in Oesterreich-Ungarn bis Ende October 1858 ausgeprägten Silbercourantmünzstückes zu 3 Kreuzern oder $\frac{1}{20}$ Gulden des früheren Con-

ventionsfußes oder 20-Guldenfußes. Streng gemäßig nach der am 21. September 1753 mit Baiern abgeschlossenen Münzconvention wurden aus der ehemaligen Römischen Mark rauh 137 $\frac{1}{2}$ Stück geprägt, sodas das Gewicht 1,700 Gramm war. Die Feinheit betrug nach dieser Convention $5\frac{1}{2}$ Loth oder 343 $\frac{1}{2}$ Tausendtheile, und demnach gingen auf die Römische Mark sein Silber 400 Stück, sodas das Feingewicht 0,547 Gramm war. Später, im Jahre 1820, wurde die Feinheit auf 5 Loth oder 312 $\frac{1}{2}$ Tausendtheile herabgesetzt, das Gewicht aber entsprechend erhöht, indem nun aus der Römischen Mark rauh nur 125 Stück geprägt wurden, während das Feingewicht das vorherige blieb. Der Werth des Stückes war Oasse seither österreichische Silbergulden oder 6,44 Kreuzer (Neukreuzer) = 1 Silbergroßen 0,5 Pfennige im vormaligen norddeutschen 14-Thalerfuß = 3 Kreuzer 2 $\frac{1}{2}$ Pfennig im früheren süddeutschen 24 $\frac{1}{2}$ Guldenfuß. Eine Rechnungsschufe zu $\frac{1}{4}$ Kaisergrößen oder $\frac{1}{8}$ Kreuzern ward Gröschel genannt. — Kaisergulden war in Oesterreich-Ungarn gleichbedeutend mit Gulden des Conventions- oder 20-Guldenfußes. (Fr. Noback.)

KAISERKANAL, chinesisch Yun-ho, d. h. Transporthaus der Tschu-ho, der große 975 Kilometer lange, 80—320 Meter breite Kanal von Hang-tschu-sju nach Peking in China. Er vereinigt sich mit dem Hoang-keu und trennt sich wieder von ihm, um sich bei Khat-scheu mit dem Jang-tse-kiang zu verbinden. Von der Donau bis Yuen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten des Terrains mittels mächtiger Erds- und Steinbänne über Nordsee und Thäler geführt, dient der Kaiserkanal besonders dazu, dem Norden des chinesischen Reiches die Producte des Südens und der Hauptstadt Getreide zuzuführen. (Richard Oberländer.)

Kaiserkrone, s. Tritillaria.

KAISERLING, KAISERPILZ (*Agaricus caesareus* Schaeffer [nicht Linné]) ist einer der wohl schmedendsten Pilze, welcher schon den alten Römern bekannt war und von ihnen sehr geschätzt wurde. Außer in Italien findet er sich in Frankreich, Ungarn, Oesterreich (nördlich etwa bis Prag) und in Süddeutschland sowohl in Laubwäldern als auch auf Weidplätzen, besonders nach starken Gewitterregen, einzeln oder gesellig. Er besitzt einen hochgroßen, glänzenden, gewölbten, am Rande deutlich gefurchten, mit weißlichen, ziemlich großen Lappen besetzten Hut. Die Lamellen (Blätter) auf der Unterseite des Hutes sind bläulich oder später schwefelgelb. Der Stumpf ist gleichfalls gelbgefärbt, oben mit dem herabhängenden Ringe versehen, am Grunde von der weißen, zerfissenen Wulst umgeben. Von dem Fitegenpilz (*Agaricus muscarius* L.), mit welchem er zu der Abtheilung Amanita gehört, die hin und wieder nach Fries' Vorgange als besondere Gattung von *Agaricus* abgetrennt wird, unterscheidet er sich durch die gelbe Farbe der Lamellen, des Ringes und des Stumpfes, durch die weißen, breiteren, aber in geringerer Zahl vorhandenen Lappen auf der Oberfläche des Hutes, welche

jedoch ebenso wie bei dem Fliegenpilz bisweilen ganz fehlen, und im ersten jugendlichen Zustande durch die glatte, ungeschuppte, reinweiße Wulst, welche beim Fliegenpilz schuppig und von dem mit zahlreichen kleinen Warzen bedeckten fopfförmigen Hute deutlich abgesetzt ist. (Garcke.)

KAISERRECHT, Jus Caesareum, ein Ausdruck der mittelalterlichen Rechtssprache, bedeutete zunächst ganz allgemein das Recht der Kaiser, und zwar sowohl in Justinian's Corpus juris einhaltend römische Recht, wie auch die deutschen Reichsgesetze; sodann besonders den Schwabenspiegel (s. d.), welcher deutsches Reichsrecht mit römischen Rechtsregeln zu verarbeiten suchte. Ein eigenes Gesetzbuch dagegen ist das im Gegenfaze zum Schwabenspiegel sogenannte Kleine Kaiserrecht, ein Rechtsbuch von unbekannter Herkunft, welches wahrscheinlich gegen Ende des 13. oder zu Anfang des 14. Jahrhunderts (vielleicht unter Rudolf von Habsburg) im mittlern Deutschland verfaßt worden, ursprünglich in hochpfeudischer Mundart geschrieben, und in vier Bücher eingetheilt ist. Es ist ein selbständiges, nach dogmatischen Formeln ausgearbeitetes Werk mit der Tendenz, ein Allgemeines Reichsrecht zu sein. Vielleicht erklärt sich daraus die öftere Hinnelzung desselben zum rein-fränkischen Rechte; denn eine örtliche Beziehung auf die Gegenden, in welchen das letztere gilt, scheint das — nach den Handschriften zu schließen — über weitere Kreise verbreitete Rechtsbuch wenigstens nicht zu beabsichtigen. Sein Werth ist übrigens nur ein geringer. Neuere und beste Ausgabe von Endemann (Raffel 1846) eine systematische Darstellung seines Inhalts gibt von Gosen, Das Privatrecht nach dem Kleinen Kaiserrecht (Heidelberg 1866). (Albrecht Just.)

KAISERSBERG oder Kayfersberg ist ein Städtchen im Elfaß, Regierungsbezirk Ober-Elfaß, Kreis Rappoldsdorfer, in dem westlich von Colmar gelegenen Canton Kaisersberg, in 246 Meter Höhe an der Weis oder dem Alnsbache, in einem fruchtbaren und malerischen Thale am Eingange zu den Thälern Orben und Launrothe, beherrscht von zwei Bergen, auf deren einem eine Schlossruine steht. Die Stadt hat 2588 Einwohner, besitzt Baumwollspinnerei und Weberei, Korn- und Lohndrehen, Holzschneidmühle, Papierfabrikation, Gerberei, Ziegelei, Brauereien, Kerzenfabrik, eine Sammerschmiede und baut guten Wein. — Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammt das große Schiff der Kirche, von 1604 das Stathaus. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts baute der Präfect Wölfelin auf Befehl Friedrich's II. Schloß und Stadt; diese wurde freie Reichsstadt und Sitz eines Reichsvogtes. Im Jahre 1247 bemühte sich der Bischof von Straßburg, Heinrich von Stabek, vergeblich, die Stadt zu erobern; im nächsten Jahre nahm sie der Herzog Mathias von Lothringen, und 1261 Rudolf von Habsburg. Als Kaiser kam dieser 1285 wieder zur Stadt. Im J. 1331 verpfändete sie Ludwig von Baiern dem Könige von Böhmen, und nahm sie 1333 nach einer Belagerung wieder. Rari IV. befreite sie 1354, und hielt hier eine Versammlung der freien Städte des

Elfaß zur Verabthung der Mittel für Erhaltung des öffentlichen Friedens ab. Im J. 1525 nahmen die aufrührerischen Bauern sie, verließen sie aber sofort wieder, um bei Scherwiller den Herzog Anton von Lothringen zu bekämpfen. Vom Schlosse, das wol auf der Stelle römischer Befestigungen erbaut ist, steht noch ein kleiner Theil der Mälle und der insipiente runde Donjon. — Der Reformation war die Stadt nicht geneigt; ihren Wärrer Hillner ließ sie 1523 köpfen, weil er der neuen Lehre zugehen erwies. — Hier befand sich eine Komthurei der Ordensritter und ein Franziskanerinnen- (Recolleten-) Kloster (bis 1483) im Thale von St.-Jean, hinter Alspach, dessen Kirche noch steht, aber leer. In 2 Kilometer Entfernung stand vor der Französischen Revolution das Clarissen-Kloster von Alsbach (Alwibach, Alsbach, Alaspach, Alenspach), welches der Graf von Eguisheim im 11. Jahrhundert für Benedictiner gegründet hatte, und das 1282 den Clarissinnen von Rensheim verkauft wurde. — Kaisersberg ist der Geburtsort des ersten evangelischen Predigers von Straßburg, Mathias Zell (1477 bis 1548); des Gelehrten Joseph Rang, Professor der griechischen Sprache zu Freiburg (1612). Ferner ward hier zwar nicht geboren, aber von frühesten Jugend von seinem Großvater erzogen der berühmte Johann Geiler, darum Geiler von Kaisersberg genannt (s. in diesem Werke unter Gevier), gest. 1510 als Domprediger zu Straßburg. (G. A. v. Klöden.)

KAISERSCHNITT (Sectio caesarea oder Laparo-hysterotomia) nennt man diejenige chirurgische geburtshilffliche Operation, durch welche die Frucht durch einen in die Bauchdecken und in die vordere Gebärmutterwand gemachten Schnitt aus dem Leibe der Schwangeren genommen wird. Nach gesetzlichen Bestimmungen, welche bis auf die dem Ruma Pompilius (700 v. Chr.) zugeschriebene Lex regia zurückreichen, muß der Kaiserschnitt an der Todten ausgeführt werden, wenn eine Schwangere nach Ablauf der 27. Schwangerschaftswoche stirbt. Da die Frist vom Tode der Schwangeren bis zu dem der Frucht eine kurze ist, so muß die Operation nach dem Tode der Schwangeren binnen wenigen Minuten ausgeführt sein, wenn man eine lebende Frucht erhalten will. Es gibt jedoch einzelne wenige verburigte Fälle, in denen nach plötzlichem Tode der Mutter eine lebende Frucht durch den Kaiserschnitt entwidelt worden ist. Nach der Versicherung des Pinius soll Cäsar auf diese Weise zur Welt gebracht worden sein (daher Partus caesareus); doch leidet man die Bezeichnung der Sectio caesarea lieber von caedere (schneiden) ab. Obgleich jedoch dem Tode der Schwangeren eine Krankheit voran, so wird die Vorherfrage für die Frucht noch schlechter; denn entweder ist sie vor oder zugleich mit der Mutter abgestorben oder stirbt bald, nachdem sie durch den Kaiserschnitt zur Welt befördert worden ist. Nichtsdestoweniger verlangte die christliche Kirche überhaupt bei gestorbenen Schwangeren, also auch nach sicherem Tode des Fötus, die Vornahme des Kaiserschnitts der Taufe wegen, und zwar bereits am pranzigsten Tage nach der Conception.

An der Lebenden wurde der Kaiserschnitt in Deutschland zuerst durch den Chirurgen Trautmann in Wittenberg (1610) gemacht, während das erste Werk über den Kaiserschnitt bereits 1554 von François Roussel in Paris herausgegeben wurde.

Die Operation ist unbedingt angezeigt bei so hochgradigen Beckenerengungen, daß die Frucht weder ganz noch verkleinert auf natürlichem Wege aus der Gebärmutter entfernt werden kann, ohne daß das Leben der Mutter in ebenso hohem Grade bedroht wird als durch den Kaiserschnitt. Außerdem soll die Ausföhrung des Kaiserschnitts von dem Wunsche der Mutter abhängig gemacht werden in den Fällen, in welchen eine Beckenerengung vorhanden ist, welche die Frucht zwar nicht unverletzt, also nicht lebend, wohl aber ohne Schaden für die Mutter nach vorhergängiger Verkleinerung (s. Kephalotryprie und Perforation) oder Zerstückelung (Embryotomie) auf natürlichem Wege zur Welt zu bringen gestattet. Der Kaiserschnitt an der Lebenden ist stets in hohem Grade gefährlich für die Mutter; erst in neuerer Zeit hat sich die Vorhergabe für dieselbe je nach der Wahl der Operationsmethode etwas gebessert. Während früher mindestens 50 Prozent der Operirten entweder sofort an dem Blutverluste oder in den ersten zwei bis drei Tagen am Rindstübelfieber oder an Bauchfellentzündung (traumatischer Peritonitis) zu Grunde gingen, wurden durch Einführung des aseptischen Verfahrens und besonders durch die Ausschneidung des Uterus und dessen Anhänge günstiger Resultate erzielt. Trotzdem ist aber auch aus früheren Zeiten die Zahl der glücklich verlaufenen Operationen eine nicht geringe und es sind mehrere Berichte über Fälle vorhanden, in denen die Operation an einer und derselben Frau mehrmals mit günstigem Erfolge ausgeführt wurde, wenn auch der von S. A. Michaëlis in Kiel berichtete Fall, in welchem dieselbe viermal gleich glücklich ablief, als Unicum dasteht. Meist wenn die Kinder lebend zur Welt gebracht, wenn die Operation wegen Beckenenge zur richtigen Zeit, d. h. nach Beginn der Wehentätigkeit, aber bei noch vorhandenem Fruchtwasser ausgeführt werden kann.

Was die Methode des Kaiserschnitts anlangt, so wurde früher die Wunde der Gebärmutter nach Herausnahme der Frucht nicht genäht, wobei man aber immer sehnlichst muß, daß früher eben der Kaiserschnitt nur an Tohten ausgeführt wurde. Erst seit Lebas de Moullelon in Paris (1769) wurde die sorgfältige Naht der Gebärmutterwunde zur Regel gemacht, auch für die Fälle, in denen der Kaiserschnitt an der Tohten ausgeführt worden war. In neuerer Zeit sind verschiedene Verbesserungsmethoden des Kaiserschnitts zu vergleichen. Die erste bezog sich auf die Anwendung der Chloroformanästhesie, die zweite auf die des antiseptischen Verfahrens nach Lister, welches jetzt bei allen chirurgischen Operationen zur unumgänglichen Bedingung gemacht zu werden verdient. Ein dritter Fortschritt besteht in der Abtragung des Uterus nach Ausföhrung des Kaiserschnitts. Schon Storck in Vösten hatte dieselbe (1808) wegen eines großen fibrosen Tumors der Gebärmutter mit unglück-

lichem Ausgange für die Mutter ausgeführt. Glücklich war Porro in Pavia (1876), welcher, nachdem er die lebende Frucht mittels Kaiserschnitts aus dem Uterus entfernt hatte, wegen hochgradiger Beckenerengung den Uterus nebst Eileitern und Eierstöcken exstirpirte und die Mutter, welche dadurch fortplanzungsunfähig gemacht wird, am Leben erhielt. Seitdem wurde die Porro'sche Operation bereits gegen sechsmal ausgeführt und wird dies stets werden müssen, wenn entweder das mütterliche Becken so hochgradig verengt ist, daß man mit Gewisheit vorherzagen kann, daß eine erneute Schwangerschaft nur ebenfalls wieder mit dem Kaiserschnitt beendet werden könnte, — oder wenn der Uterus den Ursprungsort für eine große Neubildung abgegeben hat. Diese Operationsmethode ist aber bereits noch weiter verbessert worden, indem sie durch Peter Müller in Bern (1878) zur fast unblutigen Operation gemacht worden ist. Er zog nach Eröffnung der Bauchhöhle den Uterus aus letzterer hervor, um den Bluterguß in dieselbe zu verhüten, schnürte dann den Mutterball mit einem Constrictor zusammen, worauf er erst die Gebärmutter selbst eröffnete und sie nach der Elimination der Frucht oberhalb der Klammer amputirte. Die Nachbehandlung ist stets eine rein chirurgische. (E. Korman.)

Kaisersheim, f. Kaisheim.

KAISERSLAUTERN, bairische Bezirkshauptstadt im Bezirksamt und Amtsgericht Kaiserslautern (Regierungsbezirk Rheinspald), mit katholischer Pfarrei und Defanat im Bisthum Speier und protestantischer Pfarrei und Defanat, liegt auf der an die westliche Abachung des Harzgebirges stoßenden Vogelsandene, an der eine halbe Meile südlich von Kaiserslautern aus starken Quellen entspringenden Lauter, an den Hauptstraßen Mainz-Saarbrücken und Kaiserslautern-Neustadt, sowie an der Eisenbahnlinie Ludwigshafen-Verzbach. Es hatte (1880) 26,323 Einwohner, vier Kirchen (darunter die nach 1288 neu ausgeführte protestantische Stiftskirche, der wichtigste Bau der Gethil in der Pfalz, als deren Anhang die nahe, gegen 1300 vollendete Franziskanerkirche zu betrachten ist), ein Bezirksrabbinat, eine Local-Krankenanstalt, eine Kreis-Realchule, eine Industrie-Schule, ein protestantisches Schullehrer-Seminar, eine (sollirte) Latein-Schule, eine Baugewerk-Schule mit Gewerbe-Museum, eine Präparanden-Schule, eine sächsische höhere Lehrerschule, ein Institut für Erziehung weiblicher Jugard, eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Jugard, protestantische und katholische Volksschulen, ein sächsisches Theater, ein Bezirksgericht, ein Bezirksamt mit den Amtsgerichten Kaiserslautern, Eitberg und Binneweller (in Mitte der Pfalz, 11,75 Quadratmeilen = 189,855 Tagewerke Flächeninhalt, davon 96,627 Tagewerke Waldung, mit zusammen 69,868 Seelen in 3 Städten, 1 Markt, 63 Dörfern (darunter 20 Pfarrdörfer), 32 Weilern, 166 Einöden; im Ganzen 264 Ortshafien und 64 Gemeinden), ein Rentamt, ein Postamt, eine Baubehörde, ein Central-Gefängniß (Zuchthaus) mit einem Detachement Infanterie (Garnison Zweibrücken), ein Bezirks-Gefängniß, eine Polizei-Anstalt, eine Post-Verwaltung

mit Posthalterei, eine Telegraphen-Zwischenstation, ein Nebenpostamt I. Klasse (Haupt-Postamt Zweibrücken), eine Eisenbahnstation; vier Notare und sechs Advocaten. Zur Gemeinde Kaiserslautern gehören, außer der Stadt Kaiserslautern, 36 Orte mit zusammen 41,120 Einwohnern.

Kaiserslautern bietet sich allmählich zu einer reinen Fabrikstadt aus. Schlot um Schlot steigt in die Höhe; doch erscheint es auch unferlig, denn die Baulust ist groß, eine Straße entsteht nach der anderen, die Verbindungen zu einer größeren Stadt sind vorhanden. Sandsteinbrüche in nächster Nähe liefern treffliches Baumaterial, die ergebigen Wälder um „Gob“ und „Baubols“, die Lebensmittel sind nach Verhältnis immer noch billig, und der Bürgerstand rührt sich und ist strebsam, wenn auch vorerst noch die materielle Seite vorherrscht. Das Gemeinbewusstsein sieht glänzend, der Bürger opfert willig und gern. Vieles ist schon geleistet, wie die 1846 vollendete große Fruchthalle (von Voigt in München entworfen) mit ihrem prachtvollen Saale; anderes ist im Entstehen, sobald die noch unvermittelten jährlichen Regenfluten der eigentliche bauliche Charakter der Stadt über zu bestimmen ist.

Industrie und Handel nehmen in Kaiserslautern einen mächtigen Aufschwung. Es befißt unter anderem eine Actien-Baumwollspinnerei und Weberei mit Bleicherei, Drucker- und Färberei; eine Fabrik bunter Baumwollgewebe, rober, gefärbter und gefärbter Keffel- und Klauerdwaren; eine Kammgarnspinnerei; eine Streichgarnspinnerei mit Wollweberei und Strickeri; Fabrication von Halbwoollen-Waaren; Maschinenfabrik und Eisenfabrikeri; chemische und Barbenfabrik, zwei Gasanstalten mit bedeutendem Consum; eine Actien-Ultramarinfabrik; Irdglassfabrication; Steingutfabrication; eine Actien-Düngerfabrik; eine Calcinaranstalt; bedeutende Bierfabrikation; Effigiefiederei; Stahlfabrication; Tabackfabrikation u. s. w. Auch hat Kaiserslautern einen sehr bedeutenden Fruchtmarkt, und der Holzhandel ist gleichfalls von Wichtigkeit.

Was das gegenwärtige öffentliche Schulwesen angeht, so ist dasselbe ziemlich neuen Datums. Wie die junge Pfalz hatte nämlich auch Kaiserslautern schon seit 1664 Schwere durch die Kaiserin Ludwigs XIV. von Frankreich zu erdulden, besonders aber 1673 bis 1679 durch die mordbrutnerischen französischen Horden, dann während der schmachvollen Revolution, im Orleans'schen Kriege und später. Unter dem Schutze der Bajonette siedelten sich in Kaiserslautern Franziskaner an, die protestantischen Kirchen- und Schulküster wurden weggenommen, Prediger und Lehrer fortgeführt oder verjagt, die Schulgebäude durch die Brandfadel der Franzosen in Asche gelegt. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in Kaiserslautern die höhere reformirte Schule wieder-eröffnet, während die Franziskaner schon seit 1727 eine lateinische Schule unterhielten, für welche die Stadt ein Schulhaus bauen mußte. Durch königliche Verordnung erhielt Kaiserslautern 1817 ein Progymnasium, welches durch die Schulordnung von 1830 in eine Lateinschule

umgewandelt wurde. Außerdem wurde dort durch Ministerial-Berordnungen von 1830 und 1836 eine Landwirthschafts- und Gewerbe- und Handelschule mit drei Curien eingerichtet und zur Kreisanstalt erklärt; 1844 erhielt dieselbe, auf Antrag des Landraths, mit einem eigenen Rectorat eine selbständige Stellung, wozu 1851 eine „Vorschule“, 1851 eine Handelsabtheilung, und 1864 eine besondere landwirthschaftliche Abtheilung (Ackerbauschule) trat. In der neuesten Zeit ist die Gewerbe- und Handelschule in Kaiserslautern, wie alle ähnlichen Schulen in Bayern, in eine Realschule umgewandelt worden. Das dortige Schullehrer-Seminar (für protestantische und israelitische Zöglinge) wurde durch Regierungsvorordnung vom Jahre 1817 errichtet.

Nach einer geschichtlichen Sage soll Kaiserslautern, einer der ältesten Pässe der Pfalz, von Julius Cäsar erbaut, dann vom Hunnenkönige Attila zerstört worden, aber auch so groß gewesen sein, daß das heutige eine halbe Meile entfernte Dorf Moorlautern (damals „Vorlautern“ geheißen) eine Art Vorgasse gebildet habe. Nach anderen sei während der Christenverfolgung unter Diocletian und Maximian eine fromme Frau, Namens Lutina, aus einem edlen Geschlechte der Assyrier, von Erier ausgewandert, mit ihrem Hofsoldate lange Zeit in den Wäldern umhergeirrt, bis sie sich endlich in einer von einem Klausner bewohnten Hütte in Kaiserslautern, welche noch jetzt „Einsiedel“ heiße, eine Hütte gebaut und solche nach ihrem Namen Lutrea (Lautern) genannt habe.

Dahle, außer vielen römischen Todtenhügeln in den nahen Wäldern, sich sonst noch keine anderen Denkmale ergaben, weil der Ras, den gegenwärtig Kaiserslautern einnimmt, zur Römerzeit noch sehr sumpfig war, so war noch damals schon, wie noch heute, in der Nähe der jetzigen Stadt, eine für den Verkehr äußerst wichtige Stätte, indem dahersieh sieben römische Halfröden ihren Vereinigungspunkt hatten. Erst in den folgenden Zeiten scheint der Boden, der die ursprüngliche Stadt trägt, allmählich entsumpft und der Waldläuter ihr gegenwärtiges Bett bereitet worden zu sein.

Um den Rest des größtentheils in fremden Besiß übergegangenem alten Wormsgaues in dortiger Gegend dem Reiche zu erhalten, ließ Kaiser Friedrich I. Rothbart, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung (1152) an dem Ufer der Lauter, wo sich vielleicht früher schon einige Höfe befunden haben mögen, eine feste Burg oder einen mächtigen Palaß errichten, um welchen sich in kurzer Zeit viele Bewohner ansiedelten. Unmittelbar an diese Burg grenzte ein großer Teich, der „Kaisersmoog“ genannt, dessen Anlage wol zur Sicherheit des Palaßes und zur Entwässerung des umherliegenden Terrains bestimmt gewesen sein mag und an den sich einige gemüthvolle Sagen in Betreff Barbarossa's knüpfen. In dem neu entstandenen Burgsteden mußte jener Monarch in Folge der immer mehr zunehmenden Bevölkerung bald auch ein Spital für Arme und Gebrechliche gründen, das er dem Prämonstratenser-Orden zur Aufsicht übergab und welches später in eine Klosteranstalt verwandelt

ward. Dies ist der Ursprung der Stadt Lautern, die man zur Ehre und zum Gedächtniß ihres Gründers in der Folge Kaiserlautern nannte.

Zu jenem Palaste oder jener Burg wurde das zwischen der jetzigen Kaiserstraße und dem Biles- und Raßegaue gegen Westen gelegene Land geschlagen, worin nachher, durch Ausroden der mächtigen Wälder, mehr als 20 Dörfer und Weiler entstanden, und dem man den Namen Reichsland beilegte, das den Burggrafen von Lautern untergeben war. Südlich von Lautern lagen große Waldungen, die Friedrich I. ebenfalls dem Reiche sicherte und die daher heute noch der Reichswald heißen. Der Rathbar, sein Sohn und sein Enkel, Heinrich VI. und Friedrich II., hielten sich öfters im kaiserlichen Palaste zu Lautern auf, und letzterer veranlaßte daselbst die Stiftung eines Barfüßerklosters.

In der Burg zu Lautern besand sich das kaiserliche Gericht für das Reichs- und Königsland, sowie für die nächste Umgebung, bei dessen Verhandlungen die Burgmannen, unter Vorkitz angesehener Männer aus dem Grafen- oder Dynastienstande, als Beisitzer mitwirkten, deren Urtheilssprüche schon seit 1220 bekannt sind. Erst durch den Habsburger Rudolf I. erhielt jedoch Lautern im Jahre 1276 Privilegien, Freiheiten und Gerechtfame, und wurde in die Reihe der freien Städte des Deutschen Reiches eingereiht. Sogar König Adolf von Nassau als auch dessen Nachfolger, Albrecht I., befähigten die Freiheiten Kaiserlauterns, und letzterer machte der gesammten Bürgerchaft für ihre erprobte Treue und Anhänglichkeit im Jahre 1303 die Waldungen zum Geschenk, in deren Besitz die Stadt heute noch ist und wodurch eigentlich der städtische Wohlstand begründet ward.

Dieser Reichsfreiheit erfreute sich Kaiserlautern nicht lange, da Ludwig der Bater unmittelbar nach Beendigung des langwierigen Kampfes mit seinem Gegensönige Friedrich dem Schönen von Oesterreich, auf dessen Seite die lauterner Bürgerchaft gestanden hatte, 1322 die Städte Kaiserlautern und Wolfstein (das Haupt des Königslandes), an seinen Schwager, König Johann von Böhmen, um 10,000 Pfund Heller verpfandte. Dadurch büßten jene Städte ihre Reichsunmittelbarkeit ein. Sieben Jahre nachher gab der Böhmenkönig die beiden Städte dem Grafen Josfried von Leiningen in Pfersbandschaft, und 1332 trat er dieselben, nach Rücktritt des Grafen, dem Erzbischof Balduin von Trier-unterspänsbach ab, dem die Bürgerchaft nun auch als ihrem Herrn huldig sein mußte. Im J. 1351 verlegte der Erzbischof von Trier die beiden Städte an den Grafen Heinrich zu Weiden, allein Kaiser Karl IV. brachte dieselben im Jahre 1357 durch Einlösung von Trier wieder an sich und das Reich. Aber noch in demselben Jahre gelangten sie, nebst anderen Städten, unterspänsbach an den Verwandten des Kaisers, den mächtigen Kurfürsten Ruprecht I. von der Pfalz, mit dessen Landen sie endlich (1407) eigenthümlich vereinigt wurden. Mit der Reichsherrlichkeit Lauterns ging auch die der kaiserlichen Hohestaufenburg daselbst ein, wozu letztere jetzt fortwährend der Eig der päpstlichen Beamten oder Burggrafen blieb.

Außer einigen Streitigkeiten des Rathes von Kaiserlautern mit dem dortigen Prämonstratenserkloster (ober dem Eiste) und mit der nahen Abtei Otterberg, sowie mit den päpstlichen Beamten und dem umliegenden Adel förderte nun nichts den friedlichen Gang der Stadt; doch als zwischen Rath und Bürgerchaft öfters Zwistigkeiten ausbrachen, vornehmlich im Jahre 1441, leitete der Herzog und Pfalzgraf Otto von Mosbach, die Glieder des Reiches eigenmächtig ab, ernannte 12 andere an deren Stelle und gab diesen 2 aus jeder der 11 Ämster, also 22 Männer von seiten der Gemeinde, zur Beratung bei, ordnete überhaupt das gesammte städtische Gerichts-, Verwaltungs- und Rechnungswesen aufs neue, was indes nicht verhinderte, daß später, namentlich 1498, 1510 u. f. w., wiederholt tiefschneidende Uneinigkeiten zwischen Rath und Gemeinde eintraten, die gewöhnlich durch den Kurfürsten als Landesherren geschlichtet werden mußten.

Im Bauernkrieg, 1525, blieb die Stadt Kaiserslautern, ihrer festen Mauern und Thürme wegen, unangefochten; die Reformation hingegen fand dort, nachdem das Prämonstratenserkloster nebst dem Barfüßerkloster eingegangen war, bereitwillige Aufnahme, und die verbesserte evangelische Lehre ward unter den Kurfürsten Otto Heinrich und Friedrich III., wie im gesammten kurfürstlichen Staate, also auch in Kaiserlautern und in dem dazu gehörigen Amte vollständig eingeführt.

Der im Jahre 1576 verorbene Kurfürst Friedrich III. hatte seinem zweiten Sohne, dem Herzog und Pfalzgrafen Johann Kasimir, in seinem letzten Willen die zwei Oberämter Neustadt und Lautern zugeschieden, vorzüglich aus dem Grunde, damit die in Frankenthal, St. Lambrecht und Otterberg angesiedelten niederländischen und wallonischen Auswanderer, zu denen sich später noch die aus Frankreich vertriebenen Huguenoten gesellten, in der Ausübung ihrer Religion und Entfaltung ihres Wohlstandes durch seinen älteren Sohn und Nachfolger Ludwig VII. nicht gestört und beeinträchtigt werden möchten, worauf Herzog Johann Kasimir die Verwaltung jener beiden unter dem Namen Fürstenthum Lautern miteinander verbundenen Oberämter 1576 übernahm und seine Residenz in der dortigen kaiserlichen Burg aufschlug, die er bedeutend vergrößerte und verschönerte. Allein dieser eifrige Fürst zog, nach dem frühzeitigen Tode seines Bruders, Ludwig's VII., als Vormund von dessen Sohne, Friedrich IV., nach Heidelberg und farb dort findtlos zu Anfang des Jahres 1592, worauf seine Besigungen wieder mit dem Kurfurthe vereinigt wurden.

Während des Dreißigjährigen Krieges, der wie überall in der Pfalz auch in Kaiserlautern den blühenden Wohlstand vernichtete, zogen schon 1620 die Spanier unter Spinola vor Lautern, wozu letzterer sein Winterquartier daselbst nehmen wollte, allein die Bürger schlugen seinen Angriff muthig zurück; kaum war aber des Reiches Arde über den pfälzer Kurfürsten 1621 verhängt, so bemächtigte sich der General Don Gortuba Lauterns. Im folgenden Jahre mußten die Bürger einen sehfeligenen Versuch gegen die Spanier zu Gunsten ihres von Rath und

Reich schwer mißhandelten rechtmäßigen Fürsten schwer büßen, und von da an hausten die fremden Dränger 10 Jahre lang in den Mauern Kaiserslauterns unter Ausübung ihres allbekanntem materiellen und geistigen Trudels. Die schwedischen Waffen fielen zwar seit 1631 die Ruhe und Ordnung wieder her, jedoch nur auf kurze Zeit, denn nach der Schlacht bei Nördlingen, 1634, legte Herzog Bernhard von Weimar eine schwedische Besatzung nach Kaiserslautern, um seine Vereinigung mit Lothringen und Frankreich zu bedenken, aber im Sommer 1635 wurde die Stadt durch das kaiserliche Heer unter Gallas erübrnt, die schwedische Besatzung bis auf den letzten Mann niedergebaut, und zu gleicher Zeit 1500 Einwohner, Greise, Männer, Weiber und Kinder, durch den steigenden Feind schonungslos erwürgt, alles rein ausgeraubt, und was noch von Menschenleben übrig blieb, in den darauf folgenden Jahren durch Hunger und Pest größtentheils aufgerieben. Im Jahre 1644 verjagten endlich die Schweden und Franzosen die Kaiserlichen aus Lautern und blieben dort bis zum Westfälischen Friedensschlusse.

Kurfürst Karl Ludwig that seit 1652 sein Möglichstes, um der entvölkerten und ruinirten Stadt wieder aufzuhelfen, allein der kleine Krieg, den er selbst 1668 und 1669 gegen den Herzog von Lothringen wegen der Schlösser Landstuhl, Hohenecken und Kaltenstein, die letzterer besetzt hielt, führte, bereitete den Bürgern wieder vieles Ungemach, weil die Stadt eben dieses Krieges wegen durch Anlegung mehrerer Bollwerke in einen kräftigeren Verteidigungszustand gebracht worden war und eine Besatzung mit einem Commandanten einnehmen mußte, der im Verein mit dem pfälzischen Oberamtmann oder Landtschreiber, trotz des Widerstandes des Rathes und der Bürgerchaft die Stadt Kaiserslautern schließlich um den Rest ihrer Berechtigung brachte. Im September 1688 rüdt'en endlich, wegen der Dreizehnten Erbforderungen, auch noch die Franzosen vor Lautern, nahmen es und legten sich darin fest, nachdem die pfälzische Besatzung ausgezogen und die kurfürstlichen Beamten sich entfernt hatten. Sie ließen die erst 1679 vollendeten Bollwerke und sonstige Festungsbauten der Stadt schleifen, das Schloß größtentheils demoliren, und die Einwohner leuzten unter dem französischen Soldatendrucke bis zum Frieden von Ryswid 1697, jedoch wurde Kaiserslautern mit Brand verschont.

Nach geschlossenem Frieden ward Lautern seinem Landesherrn, dem Kurfürsten von der Pfalz, wieder eingeräumt, das verfallene Schloß für den Wohnsitz des pfälzischen Landtschreibers nothdürftig hergerichtet, auch die Mauern der Stadt ausgebeßert, welche auf neue eine pfälzische Garnison erhielt und, mit Ausnahme eines feindlichen französischen Ueberfalls im Jahre 1713, in ihrem gebelichen Entwicklungsgange nicht gestört wurde. Kurfürst Karl Theodor that manches zum Besten und zur Verschönerung der Stadt, indem er unter anderem den seit 1769 in Kaiserslautern und Umgegend wirkenden sogenannten Bienenverein, der auch landwirthschaftliche Gegenstände in seinen Bereich gezogen hatte,

zu einer physikalisch-ökonomischen Gesellschaft erhob, welche er 1774 in eine hohe Kameral- oder Staatswirthschaftsschule mit fünf ordentlichen Lehrern verwandelte, die jedoch 10 Jahre später nach Heidelberg verlegt und mit der dortigen Facultät vereinigt ward.

In dem französischen Revolutionskriege, während dessen Dauer Kaiserslautern gleich dem übrigen linken Rheinufer vieles ausstehen mußte, erlangte die Stadt noch eine besondern traurige Verühmtheit durch die am 29. und 30. November 1793 zwischen den Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig und den Franzosen unter General Foch'e dafelbst; vorgefallene Schlacht, die zum Nachtheil der letzteren ausfiel. Als eine Folge jenes Krieges kam die linke Rheinseite an Frankreich; Lautern wurde unter den Franzosen eine Bezirksstadt mit einer Unterpräfectur und einem Tribunal, das als Bezirksgericht noch besteht. Die späteren Truppenzüge, vornehmlich die seit 1810 angelegte sogenannte Kaiserstraße, beförderten den Wohlstand der Bürger, allein unter der nachfolgenden königlich bairischen Herrschaft, an welche 1814 und 1815 die Pfalz und damit Kaiserslautern kam, hob und vergrößerte sich diese Bezirksstadt seit 1816 noch viel mehr. Im Mai 1849 war Kaiserslautern der Herz und Mittelpunkt des pfälzischen Aufstandes, ohne daß dadurch im Innern eine Veränderung herbeigeführt wurde, und im Beginn des Deutsch-französischen Krieges von 1870/71 war die Stadt kurze Zeit das Hauptquartier des preussischen Prinzen Friedrich Karl, nachmaligen Feldmarschalls, und der Hauptstützpunkt der II. Deutschen Armee. (Ferdinand Mosch.)

KAISERSTUHL, ein isolirtes Gebirge vulkanischen Ursprungs im badischen Kreise Freiburg (Breisgau) zwischen Alt-Breisach und Endingen, nordwestlich von der Stadt Freiburg. Es ist durch das flache Dreisamthal vom Schwarzwald gethieden und stößt mit seinen westlichen Vorbergen an den Rhein. Auf etwa 45 Kegelsbergen bestehend, bietet es auf dem kleinen Raume von zwei Quadratmeilen (110 Quadratkilometern) eine Fülle und Mannichfaltigkeit von landschaftlichen Schönheiten, verbunden mit einer Leppigkeit der Vegetation, wie sie in Deutschland in diesem Verhältnis nicht wiedergefunden werden. Auch hat es die dichteste Bevölkerung nicht nur in Baden, sondern in ganz Deutschland, sofern eben ländliche Bezirke in Betracht kommen, denn es zählt auf seinen 2 Quadratmeilen über 30,000 Einwohner in 30 größeren und kleineren Dörfern. Haupterwerbszweige sind Wein- und Obstbau, Waldwirthschaft und Viehzucht. Der Getreidebau wird aus Mangel an ausreichenden Flächen nur in beschränktem Maße betrieben. Wohlhabenheit herrscht trotz der dichten Bevölkerung durchgehends. Die Blüte des Landstriches wird noch erhöht durch günstige Verkehrsverhältnisse. Außer von der schiffbaren Wasserstraße des Rheines wird der Kaiserstuhl noch von zwei Eiten der Badischen Staatsbahn berührt.

Seinen Namen führt der Kaiserstuhl von dem Umstande, daß Kaiser Rudolf von Habsburg, wenn er in Breisach Hof hielt, bei seinen Jagden im Gebirge auf

der höchsten, speciell Kaiserstuhl genannten Spitze desselben zu rasten pflegte und dort auch zuweilen öffentlich Gericht hielt. In den Urkunden des 14. Jahrhunderts kommt er als *Sedes imperialis* vor. Aber auch aus dem Grunde mag dem Gebirge dieser Name zukommen, weil Rudolf's Wege hier gestanden hat, indem er am 1. Mai 1218 auf der Rimbürg, über dem Dorfe Salsbach am Rhein, das Reich der Welt erblickte. Mächtige Trümmer bezeichnen die Stelle, die auch deshalb historisch merkwürdig ist, weil hier im J. 1078 Herzog Berthold I. von Jähringen, der Stammvater der badischen Herrscherfamilie, starb. Der Kaiserstuhl, auch Totenkopf, Mählberg und Zu den neun Eiben genannt, misst 1763 pariser Fuß oder 573 Meter über dem Meer, 1138 pariser Fuß oder 370 Meter über dem mittleren Rheinflusse, der also in dieser Breite 625 Fuß oder 203 Meter beträgt. Der Berg zeigt oben eine ebene Fläche, von der man die herrlichste das Rheinthal von Strassburg bis Basel, den Schwarzwald und die Vogesen umfassende Rundschau genießt. Außerdem sind zu erwähnen: der Katzarinenberg, 1564 Fuß (508 Meter) mit einer Kapelle, der Teufelsberg, 1124 Fuß (365 Meter). Der höchstgelegene Ort im Kaiserstuhl ist das Pfarrdorf Achsaren, 1119 Fuß oder 363 Meter über dem Meer. Der merkwürdigste Ort im Gebiet des Gebirges ist Breisach, gewöhnlich Altbreisach genannt, zur Unterscheidung von Neubreisach im Elsaß. Er ist Endpunkt der Linie Freiburg-Altbreisach der Badischen Staatsbahn, die hier mittels der über den Rhein geführten Brücke mit den Elsaß-Rothringischen Bahnen zusammenstößt. Seine Geschichte verliert sich in das felsige Alterthum, es blühte als römische Niederlassung und war später stark befestigt, bis die Werke 1805 gefolgt wurden. Von hier aus zwang die badische Artillerie in den Tagen vom 2. bis 6. November 1870 das Fort Mortier zur Capitulation. Die Stadt treibt Handel mit den Producten des Gebirges. An der Eisenbahn liegen außerdem noch: Ihringen, 5 Kilometer von Breisach, und Wasenweiler, 3 Kilometer weiter, sowie Riegel auf der Ostseite des Gebirges, 23 Kilometer von Freiburg entfernt. Ihringen und Riegel sind mit festen Laderampen versehen und ebenfalls stark an der Ausfuhr der Gebirgsproducte betheiligt, von denen sowohl Wein als Obst deren ihre Güte und Feinheit weitberühmt sind. Die besten Weine bringen die Dörschasten Wasenweiler, Ihringen, Königshausen, Bischoffingen, Achsaren, Bienensohl hervor. Durch Viehzucht zeichnet sich besonders Forchheim aus. Die Rebe wurde aller Wahrscheinlichkeit nach von den Römern am Kaiserstuhl angepflanzt. In der fränkisch-alamannischen Zeit erscheinen urkundlich als Weinorte: Bödingen 670 und 769, Burgheim 778, Ebningen 774, Riegel 781. Neben dem Weinbau wird auch in ansehnlichem Maße Branntweinkelnernei aus Zwetschen, Kirschen, Tretern und Karzoffeln betrieben. Der Holzbestand des Gebirges, größtentheils aus Buchen und Eichen bestehend, wird von den Bewohnern als Bau- und Brennmaterial verworther.

Der Kaiserstuhl besteht größtentheils aus Dolerit, der aber häufig in Trachyt, Basalt und Alingstein übergeht. In diesen Gesteinen finden sich viele zum Theil

feinere Mineralien und zwar: Olivin, Augit, Besuvian, Leucit, Melanit, Hornblende, gemelter und glasierter Feldspat, Basaltjasper, Nesofyt, Silbit, Analcim, Nephelin, Glimmer, Arragonit, Bitterfals, Titanstein, Magnetkies, Gelsbitanerg u. a. Dieser Reichthum des Bodens, resp. den aus ihm gebildeten Verwitterungsproducten, veranlaßt der Kaiserstuhl den hohen Grad von Fruchtbarkeit, welche ihn den gesegneten Landstrichen der gemäßigten Zone angestelt. (A. Schroot.)

KAISERSTUHL, ein alterthümliches Städtchen mit steilen Gassen, einem alten dicken Thurm und einer Rheinbrücke, liegt 371 Meter über dem Meer, 35 Kilometer nordöstlich von Arau im Bezirk Jurgach des Cantons Argau, am Rhein und der Nordostbahnlinie Winterthur-Baldshut und zählte (1880) 366 meist katholische Einwohner (11 Procent Protestanten), deren Haupterwerbsquelle der Acker- und Weinbau ist.

Kaiserstuhl soll an der Stelle der römischen Gerichtsstätte Forum Tiberii liegen, welche 256 n. Chr., wie die übrigen römischen Castellae am Oberrhein, von den Alamannen zerstört wurde. Im Mittelalter wird das Städtchen, nach welchem sich das Geschlecht der „Schenke von Kaiserstuhl“ nannte, vom 10. Jahrhundert an erwähnt. Am Ende des 13. Jahrhunderts gieng es durch Kauf von den Freiherren von Rosenberg an die Bischöfe von Constanz über, deren Oberzüge bis 1798 in dem am rechten (badischen) Ende der Rheinbrücke gelegenen Schlosse Räteln residirten. 1415 kam es durch Eroberung an die Eidgenossen, welche es der gemeinen Herrschaft Baden zugetheilt und die hohe Gerichtsbarkeit dem Landvoigt derselben übertragen, die niedere Gerichtsbarkeit dagegen dem bischöflichen Beroogt beilehen. 1798 wurde das Städtchen dem Canton Baden der Helvetischen Republik, 1803 dem neuen Canton Argau einverleibt. (Vgl. Müller, Der Argau, 2 Bde. Zürich und Arau 1870.) — Den Namen Kaiserstuhl tragen in der Schweiz außerdem noch ein Bergstößel und ein Hügelrücken im Canton Unterwalden. Jener, auch Kaiserfod genannt, erhebt sich zwischen dem Schöneck und dem Bannalpasse an der Grenze von Nidwalden und Uri zu 2401 Meter und ist ein Kalkfod, dessen keil umfallende Felswände, ähnlich dem Tafelberge der Kapstadt, von einem ebenen Plateau getrennt sind; dieser liegt, wie auch der gleichnamige Weiler, nördlich vom Lungernsee in Obwalden an der Brünigstrasse, welche in drei großen Windungen die Steigung des Kaiserstuhls überwindet. (A. Wäber.)

KAISERSWERTH ist ein preussisches Städtchen der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Düsseldorf, am Rhein, in 34 Meter Höhe, mit 218 Wohngebäuden und darin 403 Haushaltungen; die Zahl der Einwohner ist 2365, welche Schiffahrt und Seidenweberei betreiben. Der Ort hat eine große Seidenfabrik. Er ist sehr alt, denn schon im J. 710 predigte dort Suitbert, dessen Grabmal sich in der St. Eustachius befindet. Auf einer Rheininsel erbaute Wipha von Heristal ein Schloß und ein Kloster; im J. 1062 entführte Erzbischof Hanno von Köln von hier den zwölfjährigen Heinrich IV. Im Mittelalter war es eine in verschiedenen Händen be-

findliche Festung. Einen besondern Ruf hat der Ort erlangt durch seinen Prediger Th. Kleinert, welcher 1822 die ärmliche evangelische Pfarrstelle zu Kaiserswerth erhielt. Mittels reichlich ihm zuzuführender Beiträge gründete er 1826 den Bibelverein und den rheinisch-weissrheinisches Gesängnisverein zu Düsseldorf, 1833 ein Asyl für entlassene weibliche Gefangene, und zwar in seinem Gartenhause; darauf 1835 zu Düsseldorf eine der ersten Kleinkinderkassen, später eine Strichschule und ein Seminar für Kleinkinder-Lehrerinnen. 1836 am 13. October eröffnete er die erste Diakonissen-Anstalt, das Mutterhaus für viele ähnliche Anstalten; er verband damit ein Wagnadlensinst., ein Krankenhaus (jezt mit 120 Betten), ein Waisenstift für Mädchen mittlerer Stände, ein Seminar für Lehrerinnen und eine Heilanstalt für weibliche Gemüthskranke. Jezt ist das Gartenhaus zu Straßen mit stattlichen Häusern geworden, in denen täglich mehr als 500 Menschen beschäftigt werden. — 1879 gibt der 42. Jahresbericht über den Stand der Dinge Nachricht: Das Mutterhaus zu Kaiserswerth hatte im März 1879: 447 eingetragene Diakonissen und 117 Probdiakonissen, ferner 16 Diakonissen-Schülerinnen, in Summa 580. Die 8 Töchterhäuser in Preußen haben jezt mit 38 Schwestern; die 78 Stationen der Rheinprovinz mit 181 Schwestern; die 37 Stationen in Westfalen mit 91 Schwestern; die 6 Stationen in Hessen-Nassau mit 23, die 10 Stationen in Brandenburg mit 46, die 3 Stationen in Schlesien mit 10, die 1 Station in Ostpreußen mit 1, die 2 Stationen in Sachsen mit 2 Schwestern; 2 Stationen (in Detmold und in Speier) mit 8 Schwestern. Mit 23 Schwestern die Stationen in Butareß, Konstantinopel, Pest und Florenz; mit 42 Schwestern die Stationen in Beirut, Jerusalem und Smyrna; mit 9 Schwestern die in Alexandrien; mit 1 Schwester die zu Rochester in Nordamerika. Die Zahl der 1878 von kaiserwerther Diakonissen versorgten Personen wird folgendermaßen angegeben: in Krankenhäusern 23,844; in Versorgungshäusern 621; in Familien 15,000; einzelne Kranke 1900; in Waisen- und Erziehungshäusern 672; in Pensionaten 534; in Elementarschulen 464; in Handarbeits-, Bild- und Sonntagsschulen 4046; in Kleinkinderschulen 2703; in Mädchenanstalten und Pöglerschulen 2565; in Asylen und Gesängnissen 96; in Summa 52,445 Personen. Dazu kommen noch in den Hospitälern von Alexandrien 29,064, in Beirut 11,821, in Jerusalem 4800, zusammen 45,685. Aus den Krankenhäusern in Aachen, Neunkirchen u. s. w. ist die Zahl der Beobachteten nicht bekannt. Die vollstämmigen Behandlungen geschehen ganz unentgeltlich, meist wird auch die Arznei unentgeltlich verabreicht. Die ganz selbständigen Diakonissen-Mutterhäuser Breslau, Bielefeld, Halle a. S., Königsberg i. Pr., Speier, Paul Gerhard-Estift in Berlin haben nur die vorstehende Schwester vom Kaiserswerther Mutterhause erhalten.

Die inländischen Töchterhäuser sind: die seit 1868 bestehende Diakonissenkule zu Kaiserswerth (15 Schwestern); der Erholungsort für gemessene und müde Schwestern in Salem; das Kinder-Gesundungsasyl und der Er-

holungsort für Schwestern auf Haus Wallbaum bei Hartingen; die evangelische Wägdebergerge und Wägdeburgerbildungsschule in Düsseldorf; die Wägdebergerge und Wägdeburgerbildungsschule auf Marthasbaf in Berlin; das Waisenhaus zu Morß bei Pless in Oberschlesien; das Lehrhaus und die höhere Töchterkule in Gilden; das Asyl für Gefallene und Entlassene in Brandenburg a. d. H. — Töchterhäuser und Arbeiterstift im Auslande sind: das Hospitium in Jerusalem; das Erziehungshaus Talitha-Kumi in Jerusalem; das Pensionat und Waisenhaus in Smyrna; das Hospital in Konstantinopel; das Diakonissen-Krankenhaus in Alexandrien; die Diakonissenarbeit in Beirut am Libanon; die deutsch-evangelische Wägdeburgerkule und die Kleinkinderschule in Butareß; das Diakonissen-Krankenhaus in Pest; das Diakonissen-Lehrhaus in Florenz.

33 Hülfs- und 56 Biondereine stützen das Werk. 1878 beliefen sich die Einnahmen auf 277,014 M. 99 Pf., die Ausgaben auf 263,492 M. 64 Pf. Jeder ist noch eine Kapitalschuld von 180,000 M. verhanden, für welche der Zinsaufwand ansehnlich ist.

Die Wohlthäter, welche diesen Instituten zu verdanken sind, kann man nicht verkennen, nicht allein für die Kranken und für Besessenen, sondern auch dadurch, daß unverehelichten weiblichen Personen ein schöner Beruf und segensreicher Wirkungskreis geöffnet ist, wenn sie sich dem Diakonissenamt widmen, natürlich ganz freiwillig und mit voller Hingabe der Seele. Freilich müßte ihnen der Austritt auch gewährt sein, sobald sie erkennen, daß sie hier nicht den für sie geeigneten Beruf oder Lebensweg gefunden haben. Leider aber scheint die Tendenz zu bestehen, die Eingetretenen ebenso unlösbar festzuhalten, wie es die katholischen Klöster thun, und zwar auf Wegen und durch Mittel, wie sie nicht zu rechtfertigen sind. Da ist denn die Frage nicht zu verwundern, daß dem Verlangen und Bedürfnisse an Diakonissen in so sehr vielen Orten wegen der geringen Zahl von solchen, die sich zum Eintritt melden, in keiner Weise genügt werden kann. (G. A. v. Klöden.)

KAISERTHUM. Die vornehmste und erhabenste aller politischen Institutionen der civilisirten Welt ist ohne Zweifel die Würde und der Beruf des Kaisers. Denn während das Königthum an und für sich der höchste Ausdruck für die äußere oder formelle Darstellung der staatlichen Einheit ist, verknüpft sich mit dem Begriffe Kaisertum historisch stets der Gedanke einer gewissen Steigerung des Königthums, einer Ausdehnung desselben über die Grenzen des strengen Einheitsstaates hinaus, einer Neigung zur Weltberrschafft, zu einer Art von völkerrichterlicher Hegemonie. In diesem Sinne tritt uns die Idee des Kaisertums, oder wenigstens das Streben nach der Verwirklichung eines solchen, seit den ältesten Zeiten der Geschäfte entgegen. Schon der Perser Cyrus erscheint als ein Träger dieser Idee, wie der regierende Sohn des Himmels in China und der indische Großkönig, dem es gelingt, unter Anlehnung an die Einheit des Brahmaismus eine größere Anzahl von indischen Stämmen eine Zeit lang unter seiner Herrschafft zu vereinigen. Und wie der griechische Gedanke

der Weiberrchaft und des Kaisertums in Alexander seinen glänzenden, wenn gleich rasch vorübergehenden Ausdruck gefunden hatte, und das römische Volk jedenfalls schon durch Cäsar zu einigem Bewußtsein dieses Gedankens wie zu der Ahnung einer bestimmten, nicht im Königthum allein liegenden Form für denselben erweckt worden war, so leuchtete im Mittelalter ein Schein der Idee bereits hervor aus dem gotischen Selammitkönigthum und aus dem frühen Eingehen der Germanen auf die Traditionen des Occidentalischen Kaisertums wie in der gleich frühen Nachahmung des orientlich-kaiserlichen Hofes und Regiments.

Jedes Kaisertum muß sich an ein allgemeines menschliches Princip anlehnen, welches es innerhalb eines größeren Kreises von im übrigen eigenhüchlich ausgebildeten und mehr oder weniger selbständigen Völkerindividualitäten darzustellen sucht, indem es diese Völker selbst wieder zu einer besondern, gerade durch das Kaisertum individuell charakterisirten höheren Einheit zusammenfaßt und also insofern wenigstens beherrscht. Demnach muß jedes Kaisertum seinem Grundgedanken nach aus einer Oberherrschaft entweder durch den Glauben, oder durch neue Gesellschaftsideen, oder endlich durch materielle Machtverhältnisse beruhen. Man darf dies nicht so auffassen, als müsse jedes Kaiserreich entweder ein Caesaropapismus, oder ein rationalistisch-revolutionäres Protectorat, oder ein militärisches Großkönigthum sein. In der Regel wird aber in jedem Kaisertume etwas von jeder der drei angegebenen Grundideen enthalten sein, gleichviel, an welche von ihnen dasselbe sich zuerst und vorzüglich angegeschlossen hatte. Da aber für die Dauer des Bestandes Collisionen zwischen dem Kaisertum und den ihm angehörenden Gliederstaaten nicht ausbleiben können, so wird schließlich meist die materielle Macht über die Fortexistenz des Kaisertums zu entscheiden haben.

Zur äußeren Charakteristik des Kaisertums gehört zunächst der im kaiserlichen Titel liegende höhere völkerrechtliche Rang. An sich freilich enthält dieser kaiserliche Titel durchaus keine besondern staatsrechtlichen Machtvollkommenheiten oder völkerrechtlichen Befugnisse. Das Staatsrecht berührt er an und für sich gar nicht, und im Staatenverehr oder nach Völkerrecht begründet er den ihn anerkannt habenden Mächten gegenüber nur einen höheren Rang. Deshalb hatten der byzantinische wie der römisch-deutsche Kaiser zuerst nur einen einzigen Genossen ihres völkerrechtlichen Ranges, und dieser war, sonderbarerweise, der Erbfeind der Christenheit, der Sultan, der Oberherr aller wahren Muselmanen, wie der Kaiser der der Christenheit. Da aber der Rang im Verkehre überhaupt, und namentlich im Völkerverkehre, um so bedeutender ist, je mehr er durch Ideen und entsprechende Mittel getragen wird, so muß derjenige Staat, welcher die Konsequenzen irgendeines Kaisertums mit seiner Stellung nicht vereinigen kann, denselben entweder die Anerkennung verweigern, oder ihm seine eigene Krone als eine ebensovoll kaiserliche mit dem Anspruch auf gleichen Rang gegenüberstellen; denn im höheren Range liegt stets eine Gefahr für die völkerrechtliche Gleichheit, da derselbe Präensionen nahe-

legt, welche leicht über die Grenzen eines bloßen Ehrenvorrechts hinausgehen. Im Zusammenhange mit dem hier angedeuteten Gesichtspunkte liegt denn auch ein besonderer, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten sich fundgebender Glanz der äußeren Erscheinung des Kaisertums, wie er einmal in der Kleidung (Ornat), Hofhaltung und im ganzen Auftreten des jeweiligen Trägers der Würde, sobann aber vorzugsweise auch in einem gewissen, dem Kaisertum in noch höherem Grade als dem Königthum eigenhüchlichen, religiösen Charakter (Salbung, Krönung) hervorzutreten pflegt.

Ungleich wichtiger als diese Aeußerlichkeiten sind nun aber diejenigen Eigenschaften des Kaisertums, welche dasselbe innerlich charakterisiren, da von ihnen die tiefere Bedeutung der äußeren Erscheinung abhängt. Das wahre Kaisertum, als das Resultat einer nach außen gehenden Expansion der Kaiserwürde eines Einheitsstaates muß sich vorzüglich gerade auf letzteren stützen. Es ist dabei gleichgültig, welchen Grad innerer Vollendung der eigentliche Hauptstaat bereits erlangt hat oder von früher her noch bekaupet; es genügt, wenn derselbe relativ, d. h. im Verhältnis zu den Nebenvölkern, den am frühesten organisierten Staat repräsentirt, denn ein Kaisertum, welches der erfolgreichen Thätigkeit der Expansionskraft vorausgeht oder nach dem Absterben noch fortbesteht, ist noch nicht oder ist nicht mehr ein wahres Kaisertum. Dieses aber wird, will es nicht etwa in ein vergrößertes Königthum oder vollkommenes Einheitsstaatswesen zurückfallen, sich zu gewissen föderativen Concessionen gezwungen sehen, d. h. das Kaisertum muß seinen einzelnen Völkern und Ländern einen gewissen Grad von Selbständigkeit lassen oder geben. Diese Nothwendigkeit bringt jedoch die wichtigsten Konsequenzen mit sich. Je kaiserlicher nämlich eine Regierung ist, desto mehr Kraft braucht sie, um die Einheit größerer und in einem hohen Grade autonomer Theile zusammenzubalten. Allein gerade in dieser Selbständigkeit oder Freiheit, welche das Kaisertum schließlich dem Hauptvolke, aus dem es hervorgegangen, nicht wird versagen können, liegt eine große Gefahr für seinen, d. h. den einheitsstaatlichen Bestand, da die Neigung zum Föderatismus leicht überwiegt und in ihren weiteren Konsequenzen zur Auflösung führt. Nur mächtige Ideen, getragen von mächtigen Persönlichkeiten, können demnach einen dauernden und lebenskräftigen Bestand eines Kaisertums sichern, und alles, was zur Vollkommenheit der Form des Einheitsstaates gehört und aus dieser resultirt, wird selbst unter diesen Voraussetzungen minder vollständig vorhanden sein. Aber auch die innere organische Durchbildung des Reiches wird vom Standpunkte der Einheitlichkeit aus um so weniger eine vollkommene sein können, je individuell verschiedener und damit zur organischen Vermählung ungeeigneter die einzelnen Theile an sich sind. Schon aus diesen Gründen schwebt das Kaisertum stets zwischen der Gefahr der Auflösung in eine Staatenmehrheit und der Rückfalls in das Einheitskönigthum. Dazu kommt, daß das Kaisertum, obgleich es seinem Wesen nach in mancher Beziehung mehr Freiheit gewährt als das Königthum,

wegen seines Fortstrebens nach außen nicht nur der inneren Freiheit in andern Beziehungen gefährlicher werden muß als das Königthum, sondern auch vermöge seiner Ideen und deren Anziehungskraft immer etwas Drohendes nach außen hin an sich hat, was natürlich durch mächtige kaiserliche Persönlichkeiten noch gesteigert wird. Die Nothwendigkeit, innerlich immer mehr zu centralisiren, zwingt es, gewissermaßen seinen eigenen Boden zu zerstoren, und der Drang, durch Eroberungen sich äußerlich zu vergrößern, läßt es mit seinem eigenen Grundgedanken auch in dieser Richtung in Widerspruch geraten. Will man auch die geschichtlich nachweisbare Schwäche der Inneren Organisation der Kaiserreiche oder doch deren meist nur mechanischen Zusammenhang übersehen, will man seinen besondern Werth darauf legen, daß die geschichtlichen Kaiserreiche in der Regel von dem Ideal eines organischen Staates in demselben Maße weit entfernt sind, als deren Idee eine erhabene gewesen — ein Gesichtspunkt wenigstens kann hier nicht ganz unbeachtet bleiben, der nämlich, daß das Kaiserthum seiner föderalistischen Neigung wegen stets mit einer Art von Feudalismus verbunden zu sein pflegt. Die rechtliche Unbestimmtheit der Beherrschungsform, die rechtliche Unselbständigkeit des Herrschers und im Zusammenhange hiermit die große Unsicherheit der Nachfolge oder der rechtlichen Continuität in der Oberherrschaft sind die geschichtlich vorliegenden Folgen jener Thatsache.

Diejenigen Erscheinungsformen des Kaiserthums, welche hier in ihrem historischen Zusammenhange und gewissermaßen als dessen einzelne Entwicklungsstufen des nähern berührt werden müssen, sind folgende: 1) das Römisch-occidentalische; 2) das Römisch-griechische; 3) das Französische; 4) das Römisch-deutsche Kaiserthum oder das der deutschen Könige.

1) Das Römisch-occidentalische Kaiserthum. Dem glücklichen Erben Cäsar's, Octavianus Augustus, gelang es, die gesammte römische Staatsgewalt in seiner Person zu vereinigen. Von da an verehrt das römische Weltreich in dem Kaiser sein einziges Haupt. Als Großneffe und Testamentserbe Cäsar's führte Octavianus auch den Namen Cäsar. Aber noch bedeutete derselbe nicht die Kaiserwürde. Einen festen Namen dafür gab es anfänglich überhaupt nicht. Die ersten Kaiser nannten sich zunächst mit ihren Personennamen und fügten diesen die verschiedenen römischen Würden bei, deren Concentration die wesentlichen Attribute der Kaiser in sich begriff. Sie betonten ihre imperatorische Gewalt und ihr tribunisches Ansehen. Der Kaiser war regelmäßig als pontifex maximus und princeps senatus und zog auch die ceurische Gewalt der Sittencensur an sich. Von Zeit zu Zeit ließ er sich außerdem die Würde des Consul übertragen, dessen stellvertretende (proconsularische) Gewalt er fortwährend beibehielt. Durch die alten Namen republikanischer Aemter wurde so die neue monarchische Hohheit in den Augen des Volkes gleichsam ermäßigt und die Verdrängung der neuen Verfassung mit der alten sichtbar dargestellt, ähnlich wie unsere heutigen Könige die Titel untergegangener mittelalterlicher Reichs-

fürstentümer fortzuführen pflegen. Wollte man die kaiserliche Machtvollkommenheit mit einem Worte bezeichnen, so bediente man sich mit Vorliebe der Ausdrücke imperator oder princeps, oder persönlicher noch des Ehrennamens Augustus, der allmählich dem Namen Cäsar den Vorrang abgewann und noch im Mittelalter neben demselben sich lange behauptete. Erst zuletzt erlosch es vor dem größeren und individuelleren des Kaisers und kam dann ganz in Vergessenheit. Die kaiserliche Würde war jedoch nicht erlosch und schon dadurch unterachtet sei sie von der gewöhnlichen Königswürde, die fast immer mit einer Dynastie erblich verbunden war. Der Kaiser bedurfte eines Senatsbeschlusses und eines Volksgesetzes, durch welche ihm die höchste Gewalt übertragen ward. Die Römer waren überhaupt allen Erbämtern abgeneigt, sie verlangten für alle öffentlichen Würden individuelle Lichkeit; ganz vorzüglich aber schieben der cäsarische Beruf höherer individueller Begabung zu bedürfen, wie sie das Erbrecht nicht zu gemüthreichen vermag. Thatsächlich freilich hielten sich die Römer so viel als möglich an die Familie des letzten Kaisers, ja sie ließen sich sogar einen Schwachkopf wie Claudius gefallen, weil er der kaiserlichen Familie entstammte. Aber vom Standpunkte des römischen Staatsrechts aus war es nicht im mindesten anständig, wenn ein glücklicher Empörer an der Spitze der Legionen die Tugenden des Kaiserthrones erstieg, denn eben durch seine Erfolge erwies er seine cäsarische Begabung. Wichtiger noch ist folgender Gesichtspunkt. Schon im Alterthum gilt das Königthum für eine wesentlich nationale Institution, es ist seiner Natur nach in der Regel beschränkt auf ein bestimmtes Volk und auf ein begrenztes Land. Das römische Kaiserthum dagegen ist eine universelle Würde. Seine Idee umfaßt die Menschheit und seine Autorität will sich über die ganze Erde erstrecken. Im höchsten Sinne des Wortes gibt es daher nur einen Kaiser und viele Könige. Der Zug der Römer zur Weltherrschaft, der alle Völker der Erde sich unterordnen mußten, hat im römischen Kaiserthum seinen höchsten Anbruch gefunden. Der Kaiser ist die römische Weltherrschaft in Person. Alle öffentliche Macht spiegelt zuerst in ihm und seine oberste Gewalt breitet sich schrankenlos nach unten aus, soweit er es im öffentlichen Interesse für nöthig hält. Das römische Volk und der römische Kaiser, das sind die beiden großen, absoluten Autoritäten, welche der Römer verehrt, und zwar erscheint die Autorität des römischen Volkes als die ursprüngliche, die des Kaisers als die hieraus abgeleitete. Im Volkswillen findet das Kaiserthum seine rechtliche Begründung, und die Volkswohlfahrt ist seine Aufgabe. Aber in der Regel verhält sich das Volk selbst nur passiv, und alle wahre politische Action geht vom Kaiser aus, der die Macht des römischen Volkes schrankenlos bezieht und beliebig übt. Denn der Kaiser ist durch kein Gesetz gebunden und er wird durch kein Gesetz beschränkt. Aber er steht nicht außerhalb des römischen Volkes, sondern er findet im Geiste und im Charakter des Römerthums eine höhere Macht als selbst die seinige. Er kann das römische Recht um der Volkswohlfahrt willen aus-

nahmweise durchbrechen, aber er muß es als Lebensregel beachten. So dictatorisch sein Imperium ist, so muß er sich doch vor Uebelthaten und Mißregierung hüten, durch welche das Volk zu trogigem Zustande gereizt würde, denn dann ist seine Macht und sein Leben in äußerster Gefahr. Die *salus publica* ist die Quells, die Schranke und der Zweck aller römischen Kaiserthat.

2) Das Römisch-griechische Kaiserthum. War in dem älteren Kaiserthum wenigstens formell noch die Verbindung verschiedener republikanischer Magistraturen sichtbar, so ging auch diese Erinnerung später unter, und das Kaiserthum wuchs sich völlig zu einer einheitlichen und untheilbaren Monarchie aus. Ebenso verschwanden die übrigen Magistraturen der Republik mit ihrem *relatio* selbständigen Imperium nach und nach, und es gab in dem weltlen Reiche nur noch kaiserliche Kemter und kaiserliche Beamten. In der Gründung von Neu-Rom aus griechischem Boden (Byzanz) hatte der innere Gegensatz beider Civilisationen, die im römischen Weltreiche verbunden waren, der hellenischen und der römischen, ein zweites, griechisches, Centrum gefunden, dessen wachsende Bedeutung bald die der alten italischen Hauptstadt weit hinter sich ließ. Damit war auch die Spaltung des Kaiserthums in ein weströmisches und ein oströmisches veranlaßt. Zwar gehörten noch immer Occident und Orient zusammen. Dem Princip nach war es immerhin nur ein Kaiserthum, ein Reich, aber die Größe desselben erforderte zwei Träger der kaiserlichen Gewalt, die überdies noch in den sogenannten Caisaren sich Theilhaber der Macht, Gehülfen und Nachfolger erwählten. Inaßfächlich waren es also zwei besondere Reiche; der Occident wurde gewöhnlich von Rom aus, der Orient von Constantinopel aus regiert. Der Absolutismus dieses späteren Kaiserthums war noch viel ungemindert als der des früheren, weil die republikanischen Ideen und Uebungen im Volke vollends abgestorben waren, und weil in Constantinopel nun die orientalischen Vorstellungen und Gewohnheiten herrschend wurden. Wie vor einem Gotte war sich der Orient vor seinem Despoten in den Staub, und auch das kaiserliche Hesperceremoniel bewau nun einen vollständig orientalischen Anstrich. Nur in einer Beziehung erhielt das Kaiserthum eine vorher nicht gekannte Schranke. Seit Constantin der Große das Christenthum angenommen hatte, waren die christlichen Kaiser genöthigt, eine höchste Autorität anzuerkennen, die in keiner Weise auf das römische Volk zurückgeführt werden konnte. Christus und die Apostel galten ihnen in religiösen Dingen doch mehr als der Wille der Römer. Dem Imperium trat daher als eine neue, wesentlich selbständige — wenn auch in allen äußeren Beziehungen dem Kaiser unterthänige Macht — das Caeceodotium an die Seite. Der neuen Sorge für das Christenthum und für den orthodoxen katholischen Glauben unterzogen sich aber die Kaiser selbst. Sie waren die Wächter der kirchlichen wie der staatlichen Einheit, ihre Würde befam zu einem guten Theil einen religiösen Charakter, sie wurden Verkünder und Schützer des Dogmas. Mit dem Titel „De trinitate“ eröffnet der Kaiser Justinian bedeutsam seine

Sammlung kaiserlicher Gesetze; die Schwärzung des orthodoxen Glaubens und seine möglichste Verbreitung bilden die vorwiegende Aufgabe des byzantinischen Kaiserthums.

3) Das Fränkische Kaiserthum. Auf römischem Boden erhob sich das große Reich der deutschen Franken. Die fränkische Monarchie, aus römischen und deutschen Elementen gemischt, bildet denn auch den Uebergang aus der antiken in die mittelalterliche Weltordnung. Viel mächtiger als ein altgermanischer König ist der fränkische König, doch weder so absolut noch so übermäßig wie der römische Kaiser. Die Ideen des germanischen Rechts und der germanischen Freiheit haben sich gewissermaßen vermischt mit dem Gedanken der römischen Staatshoheit und Macht, und aus dieser Verbindung ist jene monarchische Institution hervorgegangen, wie wir sie in der Zeit Karls des Großen in voller Kraft entwickelt sehen. Eine Reihe von Gründen wirkte zusammen, um die einheitliche Macht der Karolingischen Könige zu häufen: vorerst die lehrwürdige Folge individuell ausgezeichneter und glücklicher Herrscher, sodann die wachsende Ausdehnung eines großen Reiches, für welches ein umfassendes und starkes politisches Regiment Bedürfnis ward, ferner die Nothwendigkeit einer stets verfügbaren großen Kriegsmacht, und die Siege, welche durch sie erkochten wurden, endlich die Verbindung mit den romanischen Unterthanen, die seit Jahrhunderten in der Cultur des römischen Staates erzogen und an die Vorstellungen und durchgreifenden Einrichtungen des letzteren gewöhnt waren. In einer Beziehung freilich machte die Institution der Monarchie eher einen Rückschritt. Das Princip der Erblidikeit nämlich der königlichen Würde, neben welcher die frühere Kur zu einer ziemlich bedeutungslosen Formalität zusammenschrumpfte, wurde allzu sehr nach der Weise der privatrechtlichen Erbfolge ausgeübt, und zum Nachtheil des Staates und der Nation das Gesammtrecht unter mehrere Söhne des verstorbenen Königs so vertheilt wie die liegenden Güter, die ein Privatmann hinterlassen hant. Damit war aber der politische und staatsrechtliche Charakter der Ironofolge, welcher die fortbauemde Einheit des Staates konservirt, gänzlich verkannt und wurde dem privatrechtlichen Princip, das die Herrschaft im Staate wie ein Vermögen des Individuums und der Familie aufzufassen sei, d. h. dem sogenannten Patrimonialprincip in dieser Hinsicht gebuhigt. Anlangend die Gesetzgebung, so vermoachte natürlich der römische Grundlag, daß jede beliebige Willensäußerung des Kaisers in Rechtsfachen Gesetzeskraft habe, beim germanischen Volke der Franken weder Billigung noch Geltung zu finden; aber die in den meisten Fällen maßgebende Vorbereitung der Gesetzentwürfe wurde nun gewöhnlich im königlichen Cabinet mit Hülfe der königlichen Räte vorgenommen und die Gesetze selbst im Namen des Königs erlassen, dessen Sanction erst den Entwürfen Gesetzeskraft verlieh. Von größter Bedeutung aber war es, daß die Beratung, beziehungsweise die Zustimmung der auf den Reichstagen versammelten geistlichen und weltlichen Großen der Aristokratie in der Sitte und in dem Rechte als unentbehr-

sich betrachtet wurde für die Gesetzgebung. Die Billigung durch das Volk selbst hatte dagegen nur noch eine untergeordnete Bedeutung, und galt in den meisten Fällen, insbesondere wenn es sich um staatliche oder kirchliche Organisation handelte, nicht mehr für nötig; nur wenn das eigentliche Volksrecht verändert werden sollte, wurde auch die Gutheißung des Volkes selbst noch erforderlich. In jener Abwägung der Optimaten aber ist der erste Anschlag der rändischen Repräsentation zu erkennen, welche in den späteren Jahrhunderten eine so großartige Ausbildung erlangt und den repräsentativen Staat hervorgerufen hat. Auch eine starke Regierungsgewalt stellte sich bei der Größe des Staates und der damaligen Umgestaltung der öffentlichen Zustände bald als unabweisbares Volksbedürfnis heraus. Der Idee, für die Handhabung des Friedens und die Aufrechterhaltung des Rechts zu sorgen, gesellte sich die Rücksicht auf die öffentliche Wohlfahrt bei. Insofern war den germanischen Vorstellungen das römische Imperium ein zu fremder und unentzähliger Begriff, als daß derselbe hätte adoptiert werden können. Vielmehr erhob sich die neue Regierungsmacht im Geiste der einheimischen Mundschau (mundium). Diese königliche Mundschau verläßt sich auf dem Gebiete des Staatsrechts zu dem römischen Imperium gerade so wie die Vormundschaft des deutschen Erbmannes und Vaters zu der römischen potestas im Familienrechte. Sie ist nicht eine absolute Herrschaftsgewalt, sondern der Schutz der Rechte des Volkes und der Untertanen, und die Sorge für deren Wohl sind die Ideen, welche sie leiten. Die Vorstellung der Pflicht wird mit der des Rechts unauflösbar verbunden und schrankenlose Willkür Gewalt nicht gestattet. Der neue Gedanke ist freilich noch nicht nach allen Seiten klar geworden, aber der Kern desselben ist gesund und einer wahrhaft staatlichen Entwicklung fähig. Von diesem Standpunkte aus darf und soll der König auch gebieten. Das Gebot äußert sich in der Form des sogenannten Bannes. Der König hatte sowohl den Heerbann, insolge dessen er über die gesamte Kriegsmacht des Reiches verfügte, wie auch den Gerichtsbann, d. h. die erstarrte Staatsordnung beschränkte nun die früher in viel weiterem Umfange geübte Selbsthülfe und Raub in privatrechtlichen Streitigkeiten wie in Straffällen, und über das ganze Land breitete sich der sogenannte Königsfrieden unter dem Schutze des Königsbannes aus und erstreckte den vermalst leichteren zu stierenden gemeinen Frieden. Ganz besonders aber ist hier schließlich noch die enge Beziehung des fränkischen Königthums sowie der weströmischen Kaiserwürde, welche durch Karl den Großen mit denselben verbunden wurde, zu der Ausbreitung des Christenthums und zu der christlichen Kirche hervorzuheben. Karl der Große hatte zu Rom die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes empfangen, und auf Jahrhunderte hinaus erhielt sich der Gebrauch der Kaiserkrönung durch den Papst. Dieses Hervortreten einer geistlichen Auctorität war neu und von größtem Einfluß. In späteren Jahrhunderten hat die kirchliche Doctrin darauf sogar eine Ueberordnung des Papstes über den Kaiser zu begründen versucht; allein die historische

Kritik hat längst den Irrthum dieser Meinung aufgedeckt. Karl der Große war, bevor er die Kaiserkrone empfing, Herr von Rom und übte auch nachher die fürstliche Oberhoheit über den Papst aus. Die Kaiserkrone gehörte niemals dem Papste und es kam diesem nicht zu, die Kaiserwürde nach seinem Ermessen zu verleihen; wenn dessenungeachtet damals der Papst den König der Franken zum Kaiser proclamirte und ihm huldigte, so erkannte er durch diesen Act im Grunde nur die Umgestaltung der Weltverhältnisse an und benutzte die politische und kirchliche Situation, um die neuen Zustände in die Form der römischen Rechtsanschauung hinduzuleiten und durch seine religiöse Weise die Veränderung gutzuheißen. Er war dabei der Zustimmung der romanischen wie der germanischen Völker sicher. Das byzantinische Kaiserthum war zu jener Zeit in Italien machtlos, nur von den Frankenkönigen konnte Rom Schutz und Sicherheit erwarten. Religiös waren die Römer damals mit dem byzantinischen Hofe zerfallen, die Frankenkönige bildeten der römisch-katholischen Lehre. In den Augen der Kaisers war jener Act ein Abfall von der legitimen Auctorität, in den Augen der Römer der naturgemäße Fortschritt der Zeit. Nachdem aber so der Staat ein christlicher geworden war und das Königthum durch Priesterhand die göttliche Weihe und Heiligung empfangen hatte, schäme der König sich verpflichtet, für die Erhaltung und Ausbreitung des reinen christlichen Glaubens in seinem Reiche zu sorgen, und als Kaiser, soweit seine Macht reichte, das Heidenthum zu vertilgen und die Ketzerei auszurotten: eine Verpflichtung, welche Karl der Große in großartigem Umfange und mit Strenge vollzog. Die Christenheit selbst galt als ein zusammengehöriger Körper mit zwei Ordnungen, der priesterlichen und der königlichen, der kirchlichen und der staatlichen. Obwohl aber der König nur das Haupt der letzteren war, so handhabte er doch auch dem Clerus gegenüber die einmal erkannte christliche Ordnung. Er berief Synoden, beaufsichtigte die Bischöfe und die Klöster und erließ eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen von kirchlichem Inhalte. Umgekehrt wirkte der Geist der Hierarchie hinwieder auf die Gestaltung der politischen Einrichtungen und auf die Rechtsgrundsätze der weltlichen Ordnung bedeutend ein.

4) Das Römisch-deutsche Kaiserthum. Der Versuch Karls des Großen, als König der Franken und römischer Kaiser eine neue Weltmonarchie zu errichten, hatte doch nur einen vorübergehenden Erfolg. Das große einheitliche Reich ging bald wieder in Stücke, zum Theil aus Schwäche der regierenden Dynastie, deren Familieninteressen sich der politischen Staatseinheit nicht fügten und wiederholte Theilungen forderten, zum Theil auch Widerstreben der verschiedenen Volksstämme und ihrer Fürsten, welche nach Unabhängigkeit trachteten. Als aber der deutsche König Dto der Große, nachdem er mit dem Schwerte in der Hand die italienischen Zustände neu geordnet und seine Macht über Rom erstarkt hatte, sich neuerdings vom Papste zum Kaiser krönen ließ und damit die Kaiserkrone von den West- an die Ostfranken oder Deutschen brachte, besam die Würde wieder einen

größeren Glanz. Länger als acht Jahrhunderte hindurch blieb sie nun mit Deutschland verknüpft. Wer von den deutschen Fürsten zum deutschen Könige erwählt war, der wurde zugleich König der Römer und hatte ein Recht darauf, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Die erste Bedingung der Entstehung des Römisch-deutschen Kaisertums war natürlich die Auscheidung Deutschlands aus dem Frankenreiche, ein Ereignis, welches wir als den ersten Anfang einer Entwicklung größerer selbständiger Nationalitäten innerhalb der Karolingischen christlichen Welt- und Völkereinheit zu betrachten haben. Wirkt aber auch in dem deutschen Reiche die fränkisch-romanische Idee fort, so ist es doch etwas wesentlich anderes als das Karolingische Reich. Karl der Große erscheint als der Culturherd der neuen Welt auf der dreifachen Grundlage des Germanismus, Romanismus und des Christenthums. Die deutschen Könige und Kaiser aber sind die eigentlichen Heroen des christianisirten Germanismus, welche in der Form ihrer Zeiten die Gleichberechtigung des Romanismus leugnen und, ohne dessen Dienste vorkommenden Falls abzuweisen, für die Weltsuprematie des germanischen Elements den Riesenkampf unternehmen. Der Uebergang des Kaisertums auf Deutschland unter den Ottonen erfolgte unter der Entwicklung derselben natürlichen Gesetze und politischen Ermüdungen, wie ehemalig der Uebergang desselben auf Karl den Großen, und was immer das deutsche Kaisertum von Byzanz und von den Karolingern, namentlich in Hinsicht auf die äußere Erstreckung, eultebte — immer blieb es wesentlich deutsch und zwar auch dann, wenn es den Schwerpunkt seines äußeren Daseins in Rom suchen zu müssen glaubte. Fromm und idealistisch, klug und politisch, stark, glänzend und kriegerisch ist es nicht nur der getreue Abdruck des deutschen Nationalcharakters, sondern auch in seinem Streben nach einer gewissen Weltsuprematie, in der Arbeit der Verbindung seiner Theile, in seiner Anlehnung an das Christenthum, in seinem Charakter als Wahlreich selbst ohne einen festen Mittelpunkt, in der Unbestimmtheit oder doch geringen Sicherheit der centralen Wirksamkeit seiner Einrichtungen, in seiner Abhängigkeit von den fälschlichen Persönlichkeiten und in einer gewissen Willkürlichkeit des Regiments der wahre Typus des Kaisertums, wie wir dasselbe weiter oben charakterisirten. Im Kaisertum der deutschen Könige sind nun aber zwei Hauptphasen zu unterscheiden. Die eine umfaßt den Zeitraum, wo es mit aller Macht aufwärts strebt zur Verwirklichung seiner Weltbeherrschungs-idee und dabei mit der Kirche in Kampf geräth. Im Papstthume beginnt die Kirche wenn nicht eine höhere, so doch eine in kirchlichen Dingen ebenso absolute Welt Herrschaft wie das Kaisertum zu erlangen, und es entsteht eine um so bedenklichere Collision, als die Kirche, des weltlichen Armes bedürftig, im Kaiser den *advocatus ecclesiae* erkennt, der Kaiser aber als Christ der Kirchengewalt untergeordnet ist. Rechnet man hierzu die verschiedenen Ansichten, welche über die durch die Kaiserkrönung dem Papste, oder durch die deutsche Königswahl dem Kaiser zustehenden Rechte zur Verleihung der Kaiser-

krone und über die daraus hervorgehenden Folgen bestanden, erwägt man ferner die Entstehung mächtiger, ihrer Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit bewusster europäischer Staaten, die zuerst mit Eifersucht, dann mit entschiedenem Widerwillen die Suprematie des deutschen Kaisertums betrachteten, so ist im Zusammenhange mit der ganzen Organisation des deutschen Reiches einerseits und der römischen Kirche andererseits die Geschichte des aufstrebenden Kaisertums klar genug. Zwischen ihm und dem Papstthume schob das ausgleichende Element, und bei ihrer unverrücklichen und doch unauf löslichen Verbindung mußte der Kampf so lange dauern, bis das eine oder das andere von ihnen seine absolute Suprematie verloren, damit aber freilich auch den Sieger selbst wesentlich geschädigt hatte. In dieser Periode, welche mit dem tragischen Ende der Hohenstaufen abschließt, gehen alle Tendenzen der vielen großen Kaiser nur auf das Kaisertum; dieses allein ist Zweck, alles Uebrige ist nur Mittel. Die Bekämpfung der Stammesherzoge, die Bereicherung der kaiserlichen Hausgüter, die Züge nach Italien, die Anerkennung der particularen Autonomien, das Streben nach Erblichmachung der deutschen Königskrone, selbst die Annahme von Leben seitens des päpstlichen Stuhles — alles das, wie widersprechend es auch erscheint, soll den Umständen gemäß denselben Zweck, der Erhöhung des Kaisertums, dienen. Aber alles zwecklos; ja, alles schlug am Ende zum geraden Gegenheil dessen aus, was man beabsichtigte. Deutschland war kein fester Kern für das geträumte Weltreich, und die staatsliche Entwicklung, in welcher die nichtdeutschen Völker das Deutsche eben deshalb überfügelten, weil ihre Kraft auf das Königthum und nicht auf das Kaisertum gerichtet war, machte die Expansion des letzteren über sie mehr und mehr unmöglich. Allerdings lagen in Deutschland die politischen Verhältnisse von Haus aus weit ungünstiger als im ehemaligen Frankenreiche. Letzteres repräsentirte ohne Frage eine viel einheitlichere Monarchie als das heilige römische Reich deutscher Nation. Die Karolingischen Kaiser hatten wohl noch eine gräßliche Aristokratie, aber keine größeren Fürsten mehr zu beachten. In Deutschland aber gab es zu Anfang die mächtigen Stammesherzoge, die nur durch lange und schwere Kämpfe zur Unterordnung unter die königliche Auctorität zu bringen waren, und später Landesherrn, welche den Widerstand von neuem und nun mit größerem Erfolg wieder aufnahmen. In Italien kamen zu den Fürsten, die ihre Selbständigkeit zu erhalten und zu erweitern suchten, noch die Städte hinzu, welche die Unabhängigkeit von den deutschen Königen erstritten; und so konnte es denn nach alledem nicht ausbleiben, daß die Päpste nach und nach eine höhere Stellung erlangten, als sie vormalig einzunehmen gewagt hatten. Die ursprüngliche Allianz zwischen Kaiser und Papst schlug, wie schon angedeutet, zunächst in eine Rivalität der beiden obersten Gewalten um. Im ersten Jahrhunderte der deutschen Könige war zwar das Kaisertum noch überwiegend, aber schon seit Gregor VII. konnten die Päpste mit den Kaisern um die Oberherrlichkeit in Italien und

um den Vorrang in Deutschland ringen, und schließlich endigte der große mittelalterliche Kampf mit dem entschiedenen Siege des Papstthums. In dem Hohenstaufen Friedrich II., dem geistreichsten Fürsten des ganzen Mittelalters, leuchtete nach einmal die untergehende Sonne des Kaiserthums in wunderbarer Pracht auf; dann kam die Nacht, welche diese erste, glänzende Periode des deutschen Kaiserthums abschloß. Das Papstthum hatte doch einen breiteren Boden in der Christenheit gewonnen als das Kaiserthum, und leichter konnten die Könige der nicht-deutschen Völker die Oberhoheit des Kaisers ablehnen, als der kirchlichen Auctorität des Papstes widerstehen. Erst in den Zeiten der Hohenstaunen wurde wieder entschiedener ein weltlicher Ausgangspunkt für das kaiserliche Recht behauptet. Die Juristen stellten der Lehre der Theologen eine neue Theorie gegenüber. Das römische Recht, welches unabhängig von der Kirche auf dem noch heidnischen Boden des römischen Staates erwachsen war, und welches als selbständige staatliche Auctorität dem fanonischen Rechte gegenübertrat, ward nun zum Fundamente der kaiserlichen Rechte und Ansprüche gemahnt; das Staatsprincip erhob sich wieder mächtiger und bevrugter als zuvor. Aber die Verflechtung mit der kirchlich-religiösen Weltanschauung des Mittelalters und mit den kirchlich-römischen Institutionen war doch zu groß, als daß es zu einer principiellen Auscheidung des Staates von der Kirche und zu einer freien Entwicklung des erstern hätte kommen können; man blieb auf halbem Wege stehen und wurde gelegentlich wieder zurückgebrängt. Der erhebliche Unterschied endlich des Römisch-deutschen Kaiserthums von der ehemaligen fränkischen Monarchie liegt darin, daß diese wesentlich noch eine bloße Staatsinstitution gewesen war, jenes aber mehr und mehr zu einer ausgesprochen völkerrechtlichen Institution heranreifte. Auch dieser Gegensatz war nur zum Theil ein bewußter und gelangte nicht zu völliger Durchbildung; aber der Fortschritt in der Idee war doch zu erkennen und dieser Fortschritt ist dem germanischen Rechtsgefühl zuzuschreiben. Die antike Kaiseridee nämlich bedeutete absolute Staatsoberrichtigkeit über die Welt. Damit ist die Selbständigkeit und Freiheit der Völker unverträglich. Sie negirt das Recht der Rationalitäten, sie uniformirt die Menschheit. Auch im Mittelalter sprach man zwar die Theorie dem Kaiserthum das imperium mundi oder das dominium mundi zu, aber man verstand darunter nicht mehr eine durchgreifende und ausschließliche monarchische Staatsgewalt und noch weniger ein Dbergeignthum am gesammten Erdboden. Doch einmal in Deutschland und Italien war eine derartige Anschauung möglich, geschweige denn im übrigen Europa. Man verstand vielmehr unter jenen Ausdrücken lediglich die Sorge für den Weltfrieden, die Handhabung des europäischen Völkerrechts. Die Welt Herrschaft in solchem völkerrechtlichen Sinne aber bedrohte die fremden Rationalitäten nicht, sondern sie schützte sie vor Gewalt und Unterdrückung; sie griff die staatliche Selbständigkeit der verschiedenen Königreiche, Fürstenthümer, Republiken nicht an, sondern sie achtete und schirmte deren Recht. Eine legendartige Oberhoheit freilich war damit wol vereinbar

und entsprach nach den Ansichten des Mittelalters durchaus dem Ideale der neuen christlich-römischen Weltordnung; aber der Kaiser konnte auch darauf verzichten, ohne damit dem kaiserlichen Beruf untreu zu werden, und in der That war er nicht so mächtig, um die französischen und englischen Könige mehr als vorübergehend zur Anerkennung seiner Lebenshoheit zu bewegen. Heinrich III. und Heinrich VI., Barbarossa's Sohn, erlangen in der praktischen Durchführung dieser Lebensherrlichkeit die verhältnißmäßig größten Erfolge; aber die Oberhoheit selbst dieser mächtigsten Kaiser wurde keineswegs von allen Königen des Abendlandes anerkannt. — Ueber die zweite Hälfte des deutschen Kaiserthums, welche mit der Zeit des beendigten Innerregnums beginnt und den Kaisergedanken in seinem Niedergange zeigt, kann hier kürzer hinweggegangen werden. Zwar leuchtet im Anfang noch ein paar Mal das alte Feuer auf, aber im Vergleich zu früher sind es nur die Eruptionen eines erloschenen Kraters. Zunächst sucht Rudolf von Habsburg, so gut es nach dem heftigen Sturze der Königsmacht noch möglich war, die sögnidigen und kaiserlichen Rechte wieder zu erneuern; allein die große Veränderung zeigte sich schon darin, daß er nie nach Rom ging und daher auch den Namen des Kaisers nicht führte. Später aber nahmen die deutschen Könige unbedenklich den Titel römischer Kaiser an, sobald sie von den Kurfürsten gewählt und in Deutschland gekrönt waren. Die päpstliche Krönung zu Rom erlischen demnach nicht mehr erforderlich; das Kaiserthum löste sich mehr und mehr von Italien ab und zog sich auf Deutschland zurück. Auch die völkerrechtliche Bedeutung der kaiserlichen Dberhoheit erlosch allmählich völlig und der Kaisername wurde zu einem bloßen Titel, der die deutschen Könige vor andern Königen auszeichnete und ihnen den ersten Rang in Europa sicherte. Als die letzten Trümmer des griechischen Kaiserthums um die Mitte des 15. Jahrhunderts durch die Türken hinweggefegt waren, konnten sie sich rühmen, allein als römische Kaiser in der Welt übrigzubleiben zu sein; aber das Rriverhältniß zwischen den Ansprüchen der „Cäsarischen Majestät“ und der realen Macht der Kaiser war zu groß, als daß man sich über die gänzliche Veränderung der Institution hätte täuschen können. Das Kaiserthum hatte angehört, eine universelle Auctorität zu sein, es war im wesentlichen nur noch eine Fierde des deutschen Königthums, und auch dieses letztere ging, dank einerseits dem besonders seit dem Westfälischen Frieden mehr und mehr hervortretenden Streben der Territorialgewalten nach voller Souveränität, dank andererseits den von außen her andrängenden, namentlich französischen, Einflüssen unaufhaltsam der Auflösung entgegen. Schwache Persönlichkeiten erlangen jetzt den Kaiserthron, der, noch durch die Goldene Bulle rechtlich zwar zum Throne eines Wahrerischen erklärt, bald aber thatsächlich im Hause Habsburg erblich, nur vorhanden zu sein scheint, um die Entwicklung seiner Theorie zu voller staatlicher Selbständigkeit zu defen; der Glanz und das Ansehen des Kaiserthums erbt sich zugleich mit der Idee der advocatia ecclesiae durch das Aufkommen mächtiger Staaten und deren,

die Anerkennung einer neuen, sich vom Papstthum los-sagenden Kirche vermittelndes Eingreifen in den Welt-gang. Man sucht die deutsche Kaiserkrone als Mittel zur Beförderung bonapartistischer Zwecke, und schließlich ist es nur noch die habsburgische Hausmacht, welche einem bloß nominellen und innerlich morschen Weltreiche zur Stütze dient, dem die gewaltsamen Erschütterungen im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts auch formell ein ruhmloses Ende bereiten. — Man kann darüber streiten und es ist unendlich viel darüber gestritten worden, ob der Erwerb des Kaiserthums für die deutsche Nation ein Segen oder ein Unheil gewesen sei. Sicher ist, daß die deutschen Könige durch die glänzende Würde verleitet wurden, sich an Aufgaben zu wagen, welche ihre Kräfte überstiegen. Deutsches Blut wurde in Italien in Strömen vergossen, aber der Reichthum und die Bildung Italiens waren nicht die Früchte der deutschen Opfer noch die Wirkung der kaiserlichen Oberherrschafft. Indem die italienischen Städte ihre Unabhängigkeit von den Kaisern erkämpften, wurden sie groß und mächtig und entsaltete sich das geistige und künstlerische Leben des Landes. Nur im Süden Italiens wirkte der Einfluß der Höfenschaufen, aber mehr als Landesfürsten denn als Kaiser, wohlthätig ein. Deutschland selbst aber verlor in den gewaltigen Kämpfen zwischen Kaiser und Papst seine Einheit und seinen inneren Frieden, die Aristokratie der Fürsten theilte sich in das Reich und verdrängte all-mählich das Königthum zum Besten der Macht. Allein auf der andern Seite bedeutet es wie für die Einzelnen so auch für ein Volk ein reicheres Leben, mit Ernst nach dem Größten zu streben, als in bescheidener Entfugung nur das nahe und sichere Ziel zu verfolgen. Es ist doch nichts Geringes, daß die deutsche Nation die Ehre erwarb, schon im Mittelalter an der Spitze aller Völker zu stehen. Indem sie unter der Führung der Kaiser den Riesenkampf aufnahm wider die päpstliche Theokratie, deren sich die Romanen damals schwerlich erwehrt hätten, rettete sie die Zukunft der Staatsidee und erwarb sich damit ein bleibendes Verdienst um die Menschheit. Jener Kampf war die Vorbedingung der späteren Befreiung des Geistes und der Wissenschaft; ohne ihn wäre diese Freiheit schwerlich errungen worden. Und wer vermag zu bestimmen, wie viel wir jenen kaiserlichen Ehrgeiz in unserer gesammten Cultur zu verdanken haben? Jener Ehrgeiz war es, der die Brücken baute, welche vom Alterthum in die neuen Zeiten herüberführten, der die Randle grub, in denen die römische und die italie-nische Civilisation auch nach Deutschland herübergeleitet werden konnte. War das deutsche Volk nicht stark und noch nicht geistig bewußt genug, um die größten politi-schen Probleme zu lösen, so war es wenigstens tapfer genug, sich daran zu wagen, und ausharrend genug, um die Lösung zu fördern. Auf alle Fälle erscheint das deutsche Kaiserthum in seiner glänzenden ersten Phase als der erste und herrliche Träger der deutschen Ratio-nalität in ihrer höchsten Spannkraft, als der erste Ausdruck für die große providentielle Culturentfaltung der deutschen Nation in der damals zeitgemäßen Form. Aber

auch das verfallende Kaiserthum noch hatte seine große Aufgabe. Dem deutschen Heroenthum als dem Träger des deutschen Stammesbewußtseins und damit dem Kern deutschen Lebens, den deutschen Marken als dessen Schale gegenüber blieb das Kaiserthum die Personifikation des Gedankens der Einheit beider, ein Hinderniß und undeutlicher absolutistischer Staatscentralisation in der Zeit der Un-mündigkeit der Völker und, in Ermangelung eines aus-gebildeten Völkerrechts, namentlich nach Verfall der völk-errechtlichen Auctorität des Papstthums durch die Glaubens-theilung, der wenn auch schwache Repräsentant eines internationalen rechtlich-sittlichen Zustandes aller Völker.

Nachdem in vorstehender Darstellung die Idee des Kaiserthums in ihrer geschichtlichen Entfaltung und in ihrem geschichtlichen Zusammenhange gewürdigt wurde, erübrigt zum Schluß dieser Besprechung noch ein kurzes Eingehen auf die modernen Erscheinungsformen des Kaisergebankens. Vorauszuschicken ist, daß diejenigen Beherrscher europäischer Großstaaten, welche in neuerer Zeit den Kaiserstitel angenommen haben, damit zunächst weder eine Wiedererhellung des antiken, noch auch eine Erneuerung des mittelalterlichen Kaiserthums andeuten wollten. Die moderne Kaiserwürde erscheint vorerst nur als eine nationale, nicht als eine universelle Würde, als eine Staats-, nicht als eine völkerrechtliche Institution. Die mächtigsten europäischen Monarchen führen den Kaiser-titel als die vornehmste monarchische Bezeichnung; an sich gibt derselbe keine Rechte über die eigene Staats-souveränität hinaus. Gleichwol ist nicht zu übersehen, daß im Kaiseramen doch mindestens die Erinnerung an eine höhere Bedeutung fortlebt, und daß vielleicht auch der Keim zu einer neuen höheren Bedeutung darin fort-wirkt, ein Keim, der sich unter günstigen Umständen auch in der Zukunft wol noch zu einem fruchtbareren und segensreichen Gebilde entsalten könnte. Denn der Gedanke des „Reiches“ im Sinne einer an die Schranken der Nationalität nicht gebundenen, mehr oder weniger universellen Staatsform ist in Europa keineswegs er-loschen. So nennen sich, nachdem schon in früherer Zeit verschiedene Könige von Spanien vorübergehend den Kaiserstitel geführt hatten, die Jare von Ausland neu-dings und zwar seit 1721 Kaiser aller Reußen, wobei ihnen die Idee einer gewissen Fortsetzung des Oriehtlich-orientalischen Kaiserthums vorzweht. Fort und fort richtet die russische Eroberungspolitik ihren Blick auf Constantinopel, und der Kaisername wird ihr zu einem Rechtsittel für die angestrebte Herrschafft über das Erb-reich der byzantinischen Kaiser. Freilich dürfte durch die jün-gsten politischen Ereignisse und die hierdurch bedingte Ver-schiebung der Machtverhältnisse auf der Balkanhalbinsel jenen russischen Bestrebungen einseitig ein wirksamer Niegel vorgehoben sein. Napoleon I. der 1804 den Titel eines Kaisers der Franzosen annahm, hegte sogar den ausgesprochenen Voratz, das Reich Karls des Großen in moderner staatlicher Form zu erneuern, und wäre es ihm gelungen, die Welt Herrschafft, welche das Ziel seines Ehrgeizes war, zu beschaffen, so hätte der Kaiserstitel eine weit höhere als bloß französische Bedeutung erlangt.

Napoleon III., der 1852 das französische Kaiserthum seines Oheims erneuerte, erstrebte wenigstens eine politische Auctorität, welche weit über Frankreichs Grenzen hinausgriff und hinauswirkte. Er dachte sich das Kaiserthum als eine moderne völkerrrechtliche Auctorität, deren neue Begründung er — eine Zeit lang mit Glück — versuchte; das Ziel seines Strebens war die Stellung eines obersten Schiedsrichters in europäischen Staaten-systeme, eines Schiedsrichters und Vermittlers, der für die neue Weltordnung sorgte und dieselbe zu realisiren sich bemüht. Auch das Haus Habsburg-Köfingern, welches 1804 seine gesammten Erblande zu einem Kaiserthum Oesterreich (seit 1867 die österreichisch-ungarische Monarchie genannt) vereinigte, wurde hierbei von dem Streben geleitet, die in Deutschland erloschene Majestät des Kaisernamens den slavischen, magyarschen und romanischen Völkern des halbbarbarischen Ostens gegenüber geltend zu machen, mit Hilfe der Kaiseridee jene Länder an sich zu ziehen, so für einen habsburgisch-österreichischen Kaiserstaat aus einer Reihe kleinerer Staaten zusammenzufügen; noch durch die jüngsten politischen Ereignisse hat diese Tendenz nach südöstlicher Richtung hin einen bemerkenswerthen, den russischen Plänen nicht gerade günstigen Ausdruck gewonnen. Das übrigens im österreichischen Kaiserthum ein starker Rest von mittelalterlich-theokratischem, ja selbst von byzantinischen Vorstellungen ausdrücklich aufbewahrt wird, ist aus dem vom gegenwärtigen Kaiser erneuerten Titel der „apostolischen Majestät“ ersichtlich. Die Krone von Großbritannen und Irland dagegen hat zwar den Königsnamen nicht mit dem Kaiseritel vertauscht, aber sie sprach, als Repräsentantin einer Weltmacht, völkerrichtlich von jeder kaiserlichen Rang an, und sie hat durch die 1876 erfolgte Annahme des Nebentitels „Kaiser von Indien“ diesen Anspruch auch äußerlich bekräftigt. Endlich hat auch 1877 der Beherrscher des verfallenden Reiches der Gläubigen den früheren Namen des Sultans officiell in den Titel eines osmanischen Kaisers umgewandelt.

Von ungleich größerer Bedeutung als die eben erwähnten modernen Verkörperungen des Kaisergebankens erscheint nun aber und wirkt weit über Europas Grenzen hinaus die 1871 durch den letzten Deutsch-französischen Krieg erfolgte Errichtung des aus dem vormaligen Norddeutschen Bunde hervorgegangenen Deutschen Kaiserthums. Wurde dieselbe auch vielfach als eine „Erneuerung“ des mittelalterlichen Kaiserthums, als eine „Wiederherstellung“ von Kaiser und Reich aufgefaßt und bezeichnet, so ist doch nicht zu verkennen, daß diese Anschauung sich weniger als eine politische und staatsrechtliche Wahrheit, sondern mehr als eine, wir möchten sagen, poetische Fiction darstellt, freilich als eine Fiction, die vom deutschen Standpunkte aus eines nationalen Hintergrundes und einer naheliegenden historischen Tradition nicht entbehrt. In Wirklichkeit unterscheidet sich das neue Deutsche Kaiserthum vom ehemaligen Römischen Reiche deutscher Nation durch eine ganze Reihe höchst wesentlicher Momente. Zunächst nämlich bedeutet dasselbe nicht mehr eine universelle, sondern eine nationale In-

situation. Der neu-deutsche Kaiser erhebt nicht mehr, wie vormalig der römisch-deutsche, den Anspruch auf Welt-herrschaft, auf das imperium mundi; er ist das Haupt des deutschen Volkes, nicht der Herr der Welt. Sodann empfängt der deutsche Kaiser seine Krone nicht mehr aus der Hand des Papstes. Er ist vollkommen frei von jeder priesterlichen Auctorität und berufen, den religiösen Frieden und die Freiheit der deutschen Nation zu schützen wider priesterliche Herrschaft; er bedarf und will keine kirchliche Weihe. Weiter ist der deutsche Kaiser auch nicht mehr, wie der vormalige römische Kaiser, Oberlehnherr der deutschen Fürsten, und diese sind nicht seine Vasallen, sondern seine Verbündeten, als Landesherren von ihm unabhängig und durch die staatliche Landesverfassung mit selbständigen Kronrechten und Kronpflichten ausgestattet, aber als Reichsfürsten zu reichsverfassungsmäßiger Unterordnung verpflichtet. Des fernern ist die Grundlage der Kaisermacht nicht mehr, wie im Mittelalter, das deutsche Königthum, sondern zunächst das Königthum von Preußen, als der deutschen Hauptmacht, dann aber auch die noch im Wachsthum begriffene Fülle von militärischen und finanziellen Befugnissen, welche dem deutschen Kaiser durch die Reichsverfassung zuerkannt worden sind. Mit dem einen Fuße steht derselbe auf dem alten Boden der preussischen Landesherrenschaft, und insofern ist das Kaiserthum eine föderative Institution; mit dem andern Fuße steht er auf neuem Reichsboden, und insofern hat das Kaiserthum einen nationalen Charakter. Die Selbstständigkeit der Länderstaaten und die Einheit des Reiches sind sonach in der Person des Königs von Preußen und deutschen Kaisers einheitlich dargestellt. Endlich ist aber das deutsche Kaiserthum nicht mehr Wahlmonarchie, sondern Erbmonarchie, und zwar im Anschluß an das preussische Erbkönigthum. Erscheint nach alledem das neue deutsche Reich kaum nach irgendeiner materiellen Richtung hin dem weiland Römischen Reiche deutscher Nation vergleichbar, so tritt uns gleichwohl eine gewisse innere, ethische Verwandtschaft zwischen beiden insofern entgegen, als jenes europäisch-internationale, zum Theil sogar kosmopolitische Schiedsriterium, welches seit dem Verfall des Reiches von Frankreich gehandhabt wurde, nunmehr ganz entschieden auf das neu-deutsche Kaiserthum wieder zurückgeführt ist und zu immer allgemeinerer Anerkennung gelangt. Wie zur Zeit der Staufern erhebt auch heute Deutschland, das große Reich des Friedens im Herzen Europas, seine entscheidende Stimme im Rathe der Weltpolitik. Waltet es des von der Vor-sehung ihm zurückgegebenen Amtes als Schiedsrichter und Vermittler auch in Zukunft mit Würde, Unparteilichkeit und Energie, so wird es für die heilsame Entwicklung des Völkerraths und der Völkerfreiheit eine sichere Gewähr, eine unantastbare Auctorität bleiben, und der Weltfriede wird gegen Deutschlands Willen kaum irgendwo dauernd geföhrt werden.

Auf die übrigen außereuropäischen Kaiserreiche (China, Japan, Marokko, Brasilien, vorübergehend auch Mexiko u. f. w.) braucht aus naheliegenden Gründen hier nicht weiter eingegangen zu werden. Nur bezüglich Bra-

fitens möge die kurze Bemerkung plaggreifen, daß dieses Reich wenigstens dem stillen Obzeig, einer zukünftigen Vereinigung des gesammten südamericianischen Continents unter seinem kaiserlichen Scepter wol nicht ganz fern steht.

(Albrecht Just.)

Kaiser-Wilhelm-Spende, f. Wilhelm I., Kaiser von Deutschland.

Kaiserwurz, Pflanzenr., f. Imperatoria.

KAISHEIM, KAISERSHEIM, bairisch-sathol. Pfarrdorf im Amtsgerichte Donauwörth (Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg), zum katholischen Dekanat Burgheim und protestantischen Dekanat Obermergen gehörig, liegt in einem engen Thale zwischen drei Bergen am Raibache, 1½ Stunden von Donauwörth, an der Straße nach Nürnberg. Es hatte (1880) 1303 Ackerbau und Viehzucht treibende Einwohner, ein Zuchthaus mit Curatie, und zur Bewachung der Gefangenen 1 Compagnie Infanterie, ein Strafarbeitshaus mit Couvent des Ordens der Barmherzigen Brüder zum heiligen Bernhard, Aerarialrevier und Postexpedition. Zur Gemeinde Kaisheim gehören außer dem Pfarrdorfe Kaisheim noch die 3 Einöden Berenbreit, Reufhof und Schabernadmühle.

Die jetzige Strafanstalt (Strafarbeitshaus) befindet sich seit 1816 in den Gebäuden der ehemaligen, 1133 von Graf Heinrich II. von Lechgemünd und seiner Gemahlin Luitgarde gestifteten reichen Cistercienserabtei (Abbatia Caesariensis), die 1345 mit der Grafschaft Oralsbach durch Heinrich von Baiern kam, nach erloschenen Erbsitzrechten aber von Kaiser Karl IV. für reichsunmittelbar erklärt wurde. Im J. 1511 kam es zwischen Baiern und dem Kloster zu einem Vergleich, doch 1757 trat das letztere, ungeachtet des Widerpruchs Baierns, unter den Schutz des schwebischen Reiches, bis es 1803 nach dem Luneviller Frieden infolge Reichsdeputations-Hauptschlusses in Baierns Besitz gelangte. Die aus grauem Sandstein in erstem, einfachem Stile gehaltene Klosterkirche wurde zwischen 1352 und 1387 neu erbaut. Sie hat einen stattlichen Mittelthurm und Thürme an der Fassade und enthält neben herrlichen Grabmälern auch den Grabstein des Stifteres. (Ferdinand Moesch.)

KAITAG oder Kaitago-Tabaranski, Bezirk im nördlichen Theile des russisch-tatarischen Gebietes Daghestan mit einem Areal von 57 □ Meilen, grenzt östlich an das Kasbische Meer und ist mit den Ausläufern des kaukasischen Gebirgsrückens bedekt. Der höchste Berg des Gebietes und hat eine absolute Höhe von 9908 Fuß. Zwei Zweige erstrecken sich vom Tschufut-Dag, ein südlicher in der Richtung Sinesoi bis zum Berge Fir-Dag (9354 Fuß), ein nördlicher in der Richtung Dinorost zwischen den Flüssen Rubas-Tschai, Aschil und Bugan-Ullu. Letzterer Zweig endet in der Umgegend von Derbent in dem 2356 Fuß hohen Berge Djal. Außer dem erstreckt sich in das nördliche Kaitag hinein noch Gebirgszweige aus dem Darginischen Bezirk, von denen der eine in einiger Entfernung vom Kasbischen Meere in die breite, fruchtbare Terremelische Ebene ausläuft. Der Boden des Bezirks besteht größtentheils aus Sand

und Lehm, stellenweise auch aus fruchtbarer Humuderte. Unter den Flüssen, die sich alle in das Kasbische Meer ergießen, sind die bedeutendsten: der Kara-Den, der die nördliche Grenze des Bezirks bildet, der Gamet-Den, Watschy-Bugan oder Ullu-Tschai, Darbasch, Rubas und Tschirach-Tschai, der Kaitag von dem Kurinösischen Khanat trennt. Kleine Seen und Sümpfe finden sich vorzugsweise an der Küste des Kasbischen Meeres. Der größte See ist der Ntschi (Gabschi), welcher Salz ausscheidet, das von den Bewohnern der Umgegend konsumirt wird. Dort befindet sich auch, etwa 3500 Schritte vom Meere, eine heiße Schwefelquelle mit einer Temperatur von 32° R., die von Wäldern demüthig unterdrückt ist und als Gesundbrunnen benutzt wird. Auch gibt es mehrere Naphtha- und Salzquellen am Fuße der Gebirge. Wäldungen finden sich sowohl auf dem Gebirge als auch in der Ebene vor, jedoch an Bau- und Brennmaterial kein Mangel ist.

Der Bezirk Kaitag wurde 1859 aus zwei früher abgetheilten Theilen des Kaitag oder Kara-Kaitag und Tabasaran gebildet. Kaitag, das früher in das freie, obere und untere eingetheilt gewesen war, bildete eine besondere Uymischto, welche von einheimischen Uymien (Fürsten) verwaltet wurde. Die Uymien kamen mit den Russen schon unter Peter dem Großen in Berührung, der Akmed-Khan zwang, die Oberhoheit der russischen Krone anzuerkennen. Im J. 1774 nahm Emir Chama von den russischen Kademert Gmelin gefangen; als Strafe dafür verwaltete General Wengden das ganze untere Kaitag. Nach dem Vertratte Abel-Khan's (1821) wurde die Würde der Uymien aufgehoben. Tabasaran war auch in zwei Theile getheilt, in das obere und untere, und wurde von Weissumid verwaltet, deren Würde im J. 1828 aufgehoben wurde. Gegenwärtig wird das nördliche Tabasaran vom Kabi Ebdar-Bef, das südliche vom Sultan Akmed-Bef verwaltet. Im J. 1859 bildeten beide Herrschaften Kaitag und Tabasaran den einen Bezirk Daghestan, der in das nördliche und südliche Tabasaran eingetheilt wird und circa 100,000 Einwohner enthält, von denen der größte Theil Köhler sind, die den mohamedanischen Glauben wenigstens äußerlich angenommen haben und in 254 Niederstellungen mit circa 17,000 Häusern (von Stein) leben. Die Köhler sind ein schöner und kräftiger Menschenstamm; ihre Kleidung ist tatarisch; die Sprache ist nicht überall die gleiche. Im südlichen Tabasaran spricht man die kurinösische Sprache, im nördlichen Tabasaran tatarisch; im Kaitag theilweise tatarisch, theilweise die karakaitagische, akudinschische, hauplinskische und anarische Sprache. Früher bestand die Hauptbeschäftigung der Einwohner in Räuberei; seit Beginn der russischen Herrschaft fingen sie aber an, sich mit Ackerbau, Viehzucht und Seidenbau zu beschäftigen. Die vorzüglichsten Landesproducte sind: Weizen, Gerste, Mais, sehr schöne Dufarzen, Safran, Färberröthe, Kintvieh, Pferde, Schafe, Ziegen, Wild aller Art, besonders Hirsche, wilde Schweine, Wölfe und Bären. Im Dorfe Kubatschi werden vorreffliche Semetre verfertigt. Tabarassan ist außerdem reich an Kupfer-

bungen und Birnbäumen. Viele Einwohner treiben Handel über Tarkh nach Kaukasien und Südrussland, oder über Derbent zur See nach Astrachan, besonders mit Getreide, Färberröthe und Mais. Die Küste des Kaspijischen Meeres ist von vielen für die Schifffahrt gefährlichen Sandbänken umgeben. Vergl. *Vohenstedt, Die Vögel des Kaukasus*. I, 318. (A. v. Wald.)

KAJANA (sinnlich Kajau), Kreisstadt im Uleaborschen Gouvernement des Großfürstenthums Finland. Sie liegt 356 Kilometer südlich von Uleaborg am südlichen Ufer der Kajana, 686 Kilometer von Petersburg. Kajana erbliebt die Stadtrechtsigkeit im J. 1651. Man zählt in der Stadt 742 Einwohner. Sie hat einen Magistrat unter einem Bürgermeister, eine Schule, eine Kirche und zwei Jahrmärkte. Auf dem im Februar stattfindenden Jahrmärkte wird ein bedeutender Handel mit Flachsenden aus dem Gouvernement Archangelsk anreisenden Kaufleuten getrieben. Fabriken und Manufakturen besitzet die Stadt nicht. — Kajana, der Kreis, hat 20,000 □ Werst, von denen der größte Theil mit Wald bedekt ist. Er umfasst drei Kirchspiele. Gegen Sawolax ist das Land gebirgig und sämtliche Flüsse fließen von hier dem Bostnischen Meerbusen zu. Auch bilden sich hier mehrere größere und kleinere Landseen. Die Einwohner, circa 23,500, beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht, besonders der Renthierzucht. In den Quellen findet sich Oker und Bitriol, in den Flüssen auch Berlen. Das Land ist dürr und trocken und wenig zum Ackerbau geeignet. Der ganze Boden ist mit Sand und kleinen Steinen bedekt. Die früheren Einwohner, die Lappen, haben sich nach Norden zurückgezogen. Statt deren sind jetzt Einwohner aus Karelien und Sawolax eingewandert. Es wird viel Postasche verfertigt und Breter werden in großer Menge gefügt und ausgeführt. (A. v. Wald.)

KAJÜTEN nennt man an Bord von Schiffen die größeren Wohnräume für den Kapitän, die Offiziere und die Passagiere. Für die erkeren und die vornehmern Passagiere befinden sich die Kajüten gewöhnlich im hintern Theile des Schiffes, weil dieser sowohl als der vornehmere gilt, als auch besser gegen die Unbilden der Witterung geschützt ist, da bei schlechtem Wetter das Seewasser hauptsächlich von über das Schiff fließt. Die Kajüten werden zum gemeinschaftlichen Kuchensalze benutzt; als Schlafzimmer dienen die Kammern oder Kojen, welche nur den allernothwendigsten Raum haben und in denen sich oft mehrere Bettstellen neben- und übereinander befinden.

Die Kajüten waren in früherer Zeit sehr einfach eingerichtet; jetzt werden sie jedoch, namentlich auf den Passagierschiffen, auf das prächtigste ausgestattet und lassen an Bequemlichkeit für die Reisenden nichts zu wünschen übrig. Auf den großen transatlantischen Dampfern gibt es Kajüten von 20–25 Meter Länge und 10–15 Meter Breite. Ihr Licht erhalten sie entweder von den Seiten durch sehr starke runde Fenster, die sogenannten Dachsenaugen, oder durch Oberlicht. (R. Werner.)

KAKADU ist der aus dem Malajischen stammende Name („kaka-tua“, alter Vater) einer Papagaliengruppe, K. *Gen. u. sp. n. z. Zweite Waterien XXXII.*

welche durch einen faltigen aufreichtbaren Federbusch (Schopf oder Haube), äußerst kräftigen, meist ebenso hohen wie langen Schnabel, lange und spize Flügel und meist breiten, geraden, selten abgerundeten oder abgerundeten Schwanz ausgezeichnet ist. Wegen des faltigen Federbusches nannte Vieillot die Hauptgattung der Familie *Psittolophus* (*arvaxus*, faltig), welcher Name aber durch einen Druckfehler (in der Analyse d'une nouvelle Ornithologie) in *Psittolophus* eintrifft und seitdem in den verschiedenartigsten Schreibweisen (*Phytophlophus*, *Psittolophus* u. s. f.), förmlich ohne Etymologie und ohne Sinn, nachgeschrieben worden ist. Der Oberflügel hat hinter der Spitze eine Ausbuchtung und Fehlfedern, die Fittile ist abgeflacht oder gefielt, selten abgerundet. Das Verbreitungsgebiet der Kakadus erstreckt sich von Bandiemenland über Australien bis zu den Billipininen und von Timor und Flores über Reuquinea bis zu den Salomoneninseln. Einzelne Arten sind zuweilen auf besondere Inseln beschränkt. Sie gehören zu den am sprechendsten, weiß oder rosa, selten trübe oder dunkel gefärbten Papagaien, leben in der Regel in großen Scharen, welche, sich des Nachts meist in den dichten Kronen der höchsten Bäume aufhaltend, bei Tage die benachbarten Fruchtgehäuser nach Nahrung (Früchte, Körner, Sämereien, seltener Knollen, Zwiebeln u. s. f.) durchstreifen. Sie sind die gebräuchlichsten und liebendwürdigsten Formen der ganzen Ordnung. Den Stamm der Familie bildet die Gattung *Psittolophus* (falschlich „*Psittolophus*“) mit etwa 17–18 Arten, von denen der weiße, rosa angehauchte *Mollukka-Kakadu*, eine der größten, auf die Insel Seram beschränkte Art, am häufigsten nach Europa kommt. Seltener ist der in Australien lebende *Infra-Kakadu* (*P. Leadbeateri*), weiß und rosa mit hochrother Federhaube, durch deren Mitte quer ein gelbes Band zieht. Durch hellen Schnabel, mit sehr langem Oberflügel, und besetzte Nasenlöcher weicht die Gattung *Licmetis*, der Rasenpapagai, von den genannten ab. Weist sehr große Arten mit langen Flügeln, langem Schwanz und sehr starkem Schnabel, der höher als lang ist, werden in der Gattung *Calyptrorhynchus* vereinigt. Zu ihr gehört der dunkel schieferegraue, licht quergewellte *Helm-Kakadu* (*C. galeatus*), dessen Kopf, Nacken, Nacken und Haube schwarzroth sind. Von *Psittolophus* weicht die Gattung *Callipittacus* Ag. (*Nymphicus* Vieill.) durch fahlige Schnabelfittre, kurzen, festschlingigen Schwanz mit vorragenden Mittelfedern ab (*C. Novae Hollandiae*). Zwergformen, mit kurzem, dickem Schnabel, dessen Spitze sehr lang, Fittile gefielt ist, ohne Haube, mit langen spizen Flügeln, mit vorspringenden festschen Schäften der Steuerfedern, bilden die Gattung *Nasiterna* Wagl. (Reuquinea und benachbarte Inseln bis zu den Salomoneninseln). Die letzte der hierher zu rechnenden Gattungen, *Microglossus*, ist durch den kolossalen Schnabel ausgezeichnet, welcher viel länger als hoch ist, mit weit vorgezogener Spitze und sich nur an der Spitze berührender Ober- und Unterschnabel. Hierher gehört einer der größten Vögel der Familie, der *Arara-Kakadu* oder *Kakamalos* (*M. aterrimus*), durch schwarze Farbe, breit

abgerundete Hebern und nackte, rotze Wangen aus-
gezeichnet.
(*J. Victor Carus.*)

Kakerlaken, *f.* Albinos.

Kakoehylie; Kakoehymie, *f.* Dyskrasie.

Kakodämon, *f.* Dämonologie.

KAKODYL, Arsenbimethyl, ein organisches Radikal, bestehend aus 2 At. Arsen und 4 At. Methyl: $As_2(CH_3)_4$. Man erhält dasselbe durch Einwirkung von Zink auf Kalobimethylür ($As(CH_3)_2Cl$) unter Ausschluß der Luft als eine farblose, dünne, stark lichtbrechende Flüssigkeit von knoblauchartigem Geruch, welche im Wasser löslich, in Alkohol und Äther leicht löslich ist und sich an der Luft von selbst entzündet. Bei sehr allmählichem Luftzutritt oxydirt es sich zu Kalobimethyl- und Kalobimethylsäure. Ersteres (Mitarfin) wird am besten dargestellt durch trockene Destillation eines Gemenges von gleichen Theilen arseniger Säure und eisigsaurigen Kalis, wobei es mit Kalodyl verunreinigt als farblose Flüssigkeit übergeht (Cade's rauchende Flüssigkeit); in reinem Zustande raucht es nicht an der Luft, nimmt aber Sauerstoff daraus auf und geht in Kalobimethylsäure über. Es ist schwerer als Wasser, in diesem unlöslich, in Alkohol und Äther leicht löslich, riecht durchdringend und sehr unangenehm. Seine Formel ist: $As_2(CH_3)_4O$; mit Salzsäure behandelt gibt es Kalobimethylchlorür $As(CH_3)_2Cl$, eine farblose Flüssigkeit von äußerst heftigem, betäubendem Geruch. Die Kalobimethylsäure (Mitarfogen) $As(CH_3)_2O.H$ ist eine in Wasser leicht lösliche starke Säure, welche aus Alkohol schön krystallinirt und auch zum Theil krystallförmige Salze bildet. Die Kalobimethylverbindungen sind giftig, doch ist die Wirkung, wenigstens kleiner Mengen, nicht andauernd. Außer den Arsenbimethylverbindungen sind auch noch Arsenmonomethylverbindungen, Trimethylarsin- und Tetramethylarsolium- oder Arsenamethylumverbindungen bekannt, sowie solche, welche an Stelle des Methyls andere Alkoholradicale (Methyl, Propyl &c.) enthalten. Vgl. besonders: Dunsen, *Annalen d. Chem. u. Pharm.* 31, S. 175; 37, S. 1; 42, S. 14; 46, S. 1, sowie Kolbe, *Lehrb. d. org. Chemie*, IIIa, 734; Urelin-Kraut, *Handb. d. org. Chem.* 4. Aufl. V, 50 und Suppl. I, 123; Bellstein, *Handb. d. org. Chem.*, S. 154; Kneus *Handwörterb. d. Chem.* I, S. 763. (*E. Drechsel.*)

KAKOVUNI, *d. i.* schlechtes Obgüte, nannten die Türken zur Zeit ihrer Herrschaft, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, den südlichsten Theil der mittleren Halbinsel an der Südspitze des Peloponnes, jetzt Maina oder Mino genannt, in welcher die südliche Bevölkerung des Pentapolyon oder Taygetos als helles, kahles, wildes Felsgebirge fortsetzt, von einem derächtigen Stamme von Land- und Seeräubern, den heutigen Mainoten, bewohnt, welche die Türken Kakovuniten nannten. Dieselben haben sich in neuerer Zeit an das kö nigreich Griechenland angeschlossen. Der Name Kakovuni ist verschollen; 1810 hat ihn Uffert noch in seiner Reise; seitdem nennen ihn Büdler und Karten nicht mehr. (Siehe die Art. Maina und Mainoten.) (*G. A. v. Klöden.*)

Kalabasse, *f.* Crescentia.

KALAFAT ist ein rumänisches Uferstädtchen an der Donau, in dem zur ehemaligen Kleinen Walachei gehörigen Kreise Dolji (Dolj) mit Hauptstadt Krajova, gelegen, und zählt gegen 5000 Einwohner. Der Ort unterhält einen lebhaften Schiffverkehr und besitzt eine Agenzie der k. k. Oesterreichischen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft; wegen seiner günstigen Lage für Ein- und Ausfuhr erfreut er sich eines blühenden Handels und ist stark im Anwachen begriffen. Seine geschichtliche Bedeutung indessen verdankt Kalafat der Nähe der auf dem rechten Donauufer gelegenen, früher türkischen und seit dem Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 bulgarischen Festung Biddin, für welche es früher als eine Art Brückenkopf und als das Ausfallsthor bei den häufigen türkischen Kriegszügen in die Walachei zu dienen hatte. In dieser Weise nahmen im Frühjahr 1828 die Türken dasselbst Aufstellung, um die Flanke des gegen die Donau anrückenden russischen Heeres zu bedrängen, indessen wurden sie am 8. Juli des Jahres an Ort und Stelle von dem Corps des Generals Orsinar angegriffen, geschlagen und nach Biddin zurückgeworfen. Besondere Wichtigkeit erlangte Kalafat im Beginn des Russisch-türkischen Krieges von 1853–56. Nachdem die Russen den 2. Juli 1853 den Pruth überstritten hatten, um, wie sie sagten, sich der Fürstenthümer als eines Pflanzobjekts zu bemächtigen, setzten sie die Türken von Biddin aus zunächst auf der vor Kalafat gelegenen Donauinsel trj (17. Oct. 1853) und landeten acht Tage später in Kalafat, woselbst sie nach blutiger Vertreibung der dafelbst aufgestellten russischen Truppen ein verhängtes Lager für 20,000 Mann einrichteten. Bis zum 6. Jan. 1854 hielten sie sich unthätig in dieser Stellung, dann aber ergriffen sie die Offensive und schlugen die Getate den General Grafen Anrep Empst, welcher gegen sie ausgerückt kam. Auch gegen General Ciprandi, welcher mit größter Macht die Schanzen von Kalafat nehmen wollte, behaupteten die Türken sich siegreich, ja ein wiederholter Angriffserfolg (den 17. April 1854) wurde so nachdrücklich abgewiesen, daß die Russen sich genöthigt sahen, die Kleine Walachei zu räumen, und sich (den 21. April) über Krajova zurückzuziehen. Als nachher die Russen im August 1854 aus den Donaufürstenthümern abzogen und Oesterreich mit Genehmigung der Potte dieselben besetzte, wurde die Stellung der Türken bei Kalafat als überflüssig aufgegeben. — Die günstige politische Lage der Potte, welche ihr in den Jahren 1853/54 die militärische Ausübung der Stellung von Kalafat möglich gemacht hatte, fand während des russisch-türkischen Krieges von 1877/78 nicht statt; nicht nur daß seine der großen Mächte der Türkei Vorwurf leistete, es war auch inzwischen die Stellung der nordbanauischen Länder eine andere geworden. An die Stelle der beiden Fürstenthümer, der Moldau und Walachei, welche als autonome türkische Provinzen betrachtet worden, war das Gesamtfürstenthum Rumänien mit dem Anspruch eines lediglich tributpflichtigen souveränen Staats getreten, der seine Politik lediglich dem eigenen Interesse anpaßt. Rumänien aber hatte sich auf Rußlands Seite gestellt, sodaß die Türken

den Boven von Kalafat nicht mehr als den einer privilegirten Bevölkerung, sondern als Heindeckung würden haben betreten müssen. Um mögliche Landungen türkischer Truppen zu verhindern, welche die vorthellhafteste Flankenposition Widdin hätten zur Geltung bringen können, war demnach Kalafat von der rumänischen Regierung stark besetzt worden. Nachdem am 23. Mai 1877 Rumänien der Pforte den Krieg erklärt hatte, begannen eben da die Heinfeldzüge in Form eines resultatlosen Kugelmehrs, welcher damals spottend die Heerterzute des Fürsten Carol genannt wurde. Nach der Idee der politischen Strategie des St. Petersburger Cabinets sollte sich die Beihellung Rumäniens an dem Kriege auf die Bewachung Kalafats gegen einen türkischen Flankenangriff beschränken, und in der That nahm auch die rumänische Armee von Kalafat bis Simnias Aufstellung, bis sie nach der russischen Niederlage von Plewna schleunig zu activem Eingreifen berufen wurde. — Der Name Kalafat ist türkisch und bedeutet Kalfaterrei; wahrscheinlich ist der Ort, über dessen älterer Geschichte ein Dunkel schwebt, als Schiffsbau- und Kalfater-Stätte (Kalfatjeri) von Widdin aus gegründet worden.

(G. Rosen.)

KALAHARI, eine ausgedehnte, 1000 Meile über dem Meere liegende Wüstenfläche in Südafrika, welche im Süden bis an den Drangefluß, im Norden bis an und über den Namifsee reicht und im Westen in die Wüste der Namaqua, Damara und Ovaherero hineingreift. Die Kalahari ist eine brennendheiße, sandige Ebene, trotzdem nicht so pflanzen- und thierarm wie die Sahara. Dies kommt daher, daß die Wüste ein Bassin bildet, dessen Ränder von Felsenriffen und Hügel-land eingesäumt sind, sodas aus weiter Ferne her sich unterirdische Wasseradern unter der Erde hinziehen mögen. Die Möglichkeit hierzu gewährt eine nicht tief unter der Oberfläche strichende Schicht harter Sandes oder jungen Sandsteins, welche beim Regen nach Wasser sorgfältig gesiebt werden muß, denn wird dieselbe aus Unvorsichtigkeit durchbrochen, so verschwindet das Wasser unwiederbringlich in die Tiefe.

Das Gras, das die Kalahari größtentheils bedeckt, erreicht eine erhaunliche Höhe. Es steht in getrennten Gruppen; die Zwischenräume sind, soweit sie nicht fahle Stellen bilden, mit einer mannichfachen Flora von kriechenden, knollenführenden Pflanzen, Wassermelonen und Kürbissen überzogen; an anderen Stellen finden sich große Gruppen von Gebüsch und selbst Baumvockas.

Der an den östlichen Rand der Wüste angrenzende Landstrich von Kuruman bis Kolobeng und auch noch weiter, fast bis zum Namifsee, zeichnet sich durch ein besonders gesundes Klima aus. Der Winter ist vollständig trocken, und da während dieser Zeit, nämlich vom Anfang Mai bis Ende August, nicht ein Tropfen Regen fällt, so ist nie Kälte mit Feuchtigkeit gepaart. Selbst bei der größten Hitze hat die Atmosphäre nie das Erschlaffende und Niederdrückende wie in anderen Gegenden der Tropen. Die Abende sind von angenehmer Kühle und eine erfrischende Nacht folgt auch dem heißesten Tage.

Während mehrerer Monate im Jahre fällt kaum etwas Thau.

Das ungeheure sandige, dürstige Flachland der Kalahari wird von Menschenstämmen spärlich bewohnt, die sich in allen Stücken unähnlich sind, außer das Hitze und Durst, dürstige Nahrung und anstrengende Lebensweise ihnen in der Regel eine höchst magere, sehnige, skeletartige Körperbeschaffenheit verliehen haben, wo sie sich höchstens bei australischen Eingeborenen wieder findet, die sie aber gleichwohl befähigt, große Anstrengungen und Entbehrungen auszuhalten. Diese Leute sind die Ba-Kalahari, d. h. „die (Männer) der Wüste“ und die Buschmänner.

Die Bakalahari sind augenscheinlich ein alter Beschwänenstamm und sollen sich vor Zeiten in guten Umständen befunden haben, bis die eingewanderten Scharen ihres eigenen Stammes ihnen ihr Vieh und ihre Ländereien raubten und sie in die Wüste drängten. Sie haben trotz dieses Schicksalswehls ihre alte Liebe zu Ackerbau und Viehzucht nicht verloren, können aber freilich in der Wüste nicht viel mehr thun, als ein Fischen mit Netzen und Kürbissen bepflanzen und einige Ziegen aufziehen, für welche sie das Wasser oft lösselweise sammeln müssen. Die Bakalahari sind friedliche, schüchternere Leute, die sich darauf beschränken, ihrem Unterhalt nachzugehen. Ueber einen langen Wüstenstrich hin verstreut, suchen sie in der Regel unter den nachbarten Beschwänen einflußreiche Gönner, damit sie im friedlichen Tauschverkehr sich Scheren, Wasser, Tabak und Hunde verschaffen können, wofür sie als Gegenwerth allerlei Thierfelle liefern, unter denen besonders die Felle einiger kleiner fagenartiger Raubthiere als schönes Pelzwerk geschätzt sind und in weiter Ferne Absatz finden. Den wärmsten Pelz liefert eine Schafalart, „Molotte“ genannt (Megalotis capensis oder Kap-fenne), den schönsten der „Busche“ (Canis mesomelas und Canis aureus). Nächstem gelten als die werthvolleren Felle die des Lupa oder kleinen Nyelot (Felis nripes), des Quakes (Tuanne), der wilden und der gestreiften Rabe. Aber auch Felle vom Busch (Duiker) und Yuruburu (Steinbock), sowie von Löwen, Leoparden, Pantheren und Hyänen suchen sich die Bakalahari zu verschaffen. Die Beschwänen gerben diese Felle und nähen sie in Karosse (Pelzmäntel) zusammen, für die sie stets willige Abnehmer finden und die eigentlich der Haupthandelsartikel jener Gegenden sind.

Die Furcht vor räuberischen Ueberfällen der Beschwänen und Buschmänner veranlaßt die jetigen Bakalahari, ihre Wohnsitze weitab vom Wasser anzulegen; nicht selten auch verbergen sie das Wasser, das sie sich ergaben haben, indem sie das Loch wieder mit Sand füllen. Soll aus solchen unterirdischen Vorräthen Wasser entnommen werden, so kommt die Frau mit einem Sad oder Reg leerer Straußenfedern und höhlt eine Vertiefung aus, soweit der Arm reichen will. Dabinen stellt sie ein Schilfrohr, an welches unten ein Bündel Gras gebunden ist, rammt das Loch mit dem herausgenommenen, feuchten Sande wieder fest zu und sängt an, an dem Rohre

zu saugen. Das in dem Grassbüschel sich sammelnde Wasser tritt allmählich in dem Rohre in die Höhe, und die Pumpe kommt in Gang. Ein Mund voll nach dem andern wird herausgezogen und an einem Strohhalm in ein daneben liegendes Straußenei abgelassen. Sind in dieser Weise 20—30 Eier gefüllt und die Oeffnungen derselben mit Gras verstopft, so trägt man sie nach Hause und vergräbt sie sorgfältig. (Richard Oberländer.)

KALAIS, Sohn des Boreas und der Dreithia. Mit seinem Bruder Zetes ist er aufs unzerrennlichste verbunden. Sie werden deshalb auch als Zwillingbrüder genannt (Ovid, Metam. VI, 712 gemellos, Lucant, Narr. fab. VI, 8 geminos, cf. Orph. Argon. 219), treten fast nie!) einzeln auf und werden unter dem Namen Boreaden zusammengefaßt. Ueber sie hat erschlöpfen, mit vollständiger Angabe der reichen Literatur, gehandelt: Ludolf Stephani, Boreas und die Boreaden. Mémoires de l'Académie des sciences de St.-Petersbourg. VII. Série. Tome XVI. No. 13. St.-Petersbourg 1871. Sie sind Personifikationen von Winden, wie hervorgeht 1) aus ihrer Herkunft, 2) aus ihren Namen, die den Zetes als den härter Bläsenden, Kalais als den milder Wehenden bezeichnen (Schol. zu Pind. Pyth. IV, 325 Ἴωας δὲ τὰ ὀνόματα πικρῶν μίνα ἀπὸ τοῦ παρῶς, οἶον Ζεῖτην τὸν ἄγαν ἔοντα καὶ πνέοντα καὶ Κάλαια οὐκ καλῶς ἔοντα. Robert, Paralipomena grammat. graecae I, 159: ὁ καλὸς πνέων. Bape, Wörterbuch der Griech. Eigennamen führt auch als Ableitung an: kalais, schönhart, schönkräftig); 3) aus den ihnen fast ausnahmslos*) gegebenen Brügeln, die entweder am Kopf (Orph. Argon. 222) oder an den Füßen (Apollon. Rhod. I, 219), an den Schultern (Pindar. Pyth. IV, 182, der sie κορυμμοὶ nennt; andere Stellen bei Stephani a. a. D. S. 16, Ann. 1; so stellen sie auch die meisten Bildwerke dar) oder an Kopf und Füßen (Hygin. Fab. 14) oder auch an Schultern und Füßen (auf der Base in den Monumenti dell' Instituto di corrisp. archeol. X, t. VIII) hielten. Auch ihre dunkeln (Ap. Rh. πνέοντα, Hyg. caerulei) Haare sollten ihnen in wunderbarer Weise beim Fliegen behülftig gewesen sein (Hygin. l. c. qui pervio aere usi sunt; Zetetes, Chil. I, 210. XII, 441); 4) durch die vielfach an ihnen gerühmte Schnelligkeit, die bei den Reichenspielen des Pelias dem Kalais im Diaulos, dem Zetes im Dolichodromos zum Siege verhalf (Hygin. Fab. 273), den Herakles unterliegen machte (Schol. zu Ap. Rhod. I, 1304), während die Brüder bei dem Todenseite für Iobas allerdings von Erginos besiegt wurden (Schol. zu Pind. Ol. IV, 26. 29. 32); 5) durch ihren Kampf mit den todbende Windesbraut und schädliche Winde personifizierenden Garpynen.

Mit den Garpynen treffen die Boreaden zusammen auf ihrem Zuge mit den Argonauten, unter denen sie Hygin

(Fab. 14) als Oberste der Rudermannschaft (toecharchi) fungiren läßt. Sie stoßen zu den nach Kolchis gehenden Helden, entweder, nach Apollonius Rhod. und andern (f. Schol. zu Ap. Rhod. I, 211), aus Thracien, welches Land gewöhnlich als ihre Heimat genannt wird, nach Herodot aus Pontus, nach Düris und Phanastratos aus dem Lande der Hyperboreer, wo (nach Aelian. de nat. anim. XI, 1) auch drei Söhne des Boreas und der Chione das Heiligthum des Apollo verwalten sollten. Als Zehelnehmer am Argonautenzuge lassen die allen blühenden Künstler die Boreaden in verschiedenen Erenen auftreten. Als Inassen der Argo erschienen sie bei der Weisagung des Meergottes Blaufos (auf dem Bilde Philostrat. Imag. II, 15, vgl. Guederens, Glaufos der Meergott, S. 82 f.), finden sie sich dargestellt bei dem Kampfe mit Talos (Base in der Archäol. Zeitung 1846, Taf. 44. 45, vgl. Stephani, a. a. D. S. 19, Nr. 9); sie assistiren einer Unterredung des Jason mit der Medea (nach D. Jabn's im Rhein. Museum VI, S. 293 gegebene richtigen Deutung einer Vase bei Gerhart, Apulische Bildwerke Taf. X); sie schauen dem Schicksal des Verbreterkönigs Amykos zu (Vase aus dem Besitz des Duc de Luynes, in Gerhard's Ausdiesenen Vasentafeln, Taf. CLII, nicht unwahrscheinlich auch mit ihrem Vortritt auf der Hieronischen Gise, f. Stephani, a. a. D. S. 17, Ann. 3; S. 20, Ann. 3), dem Kampfe des Jason mit dem Drachen wohnen sie bei, bald jubelnd (auf Vasen: a.) Ann. d. Instit. XX, t. d'agg. G.; b.) Müllingen, Peint. de div. coll. pl. 6, weitere Momente bei Stephani, a. a. D. S. 19, Nr. 7 u. 8), bald eingetretend (Vase in den Monum. dell' Inst. V, nr. XII).

In eigentliche Action treten sie aber nur nach der Landung der Argonauten zu Salmydessus, dessen König Phineus ihnen verschwägert war, indem er ihre Schwester Kleopatra als Gattin heimgeführt hatte, durch welche Ehe wol nur die fürmische Natur jener Gegend bezeichnet werden sollte (Pretler, Griechische Mythologie II, 225). Sie finden den König*) durch Zeus gelandt, durch die vom erjürnten Apollo gesendeten Garpynen gequält, die dem Blinden alle vorgelegten Speisen besuden oder entführen. Ein Drahtspruch hatte die Wohlthat der Vertreibung dieser Unheile durch die Boreaden zwar prophezeit, zugleich aber den Tod der letzteren verkündet, wenn sie jene nicht einzuholen vermöchten (Apollodor. I, 9. 21). Vereingelte Notizen lassen denn auch die Brüder bei diesem Abenteuer umkommen (Apollodor. III, 15. 2, mit den Garpynen zugleich Zetetes, Chil. XVII, 5), nach der gewöhnlichen Sage aber (die zahlreichen Schriftsteller hat Stephani a. a. D. S. 17, Ann. 6 gesammelt), gelang ihnen die Vertreibung, sie verfolgten die Mächtigen mit ihren Schwertern*); ehe sie dieselben aber erreichten.

1) Nur auf einigen Vasen erscheint ein einzelner Boreade. 2) Bedingt auf einer Vase, bei Gerhard, Archäol. Ztg. 1846, Taf. 44. 45, kommen die inderwächtig besungenen Boreaden Brügel vor.

3) Auf Phineus und die Boreaden sind einige Denkmäler: Vase, ein Spiegel, ein Relief besogen, doch ist dieses letztere durch Stephani (a. a. D. S. 21 f.), theils von Robert (zob einer Notiz in der Archäologischen Zeitung 1873, S. 114) und Flasch (dieselbst 1880, S. 141 f., Ann. 6) wol mit Recht wieder iproden. 4) Auf den Vasentafeln haben sie entweder Schwerter oder Lanzen oder beide Waffenarten zugleich.

veranlaßt sie eine Stimme (*Valerius Flaccus* IV, 477 fg.) oder, von Zeus gesendet, Iris (*Apoll. Rh.* II, 177 sq., *Servius* zu Verg. Aen. III, 209) oder Hermes (*Schol.* zu *Apoll. Rh.* II, 296) zur Umkehr, unter der Zusicherung, daß *Phineus* künftig von den *Harpyien* unbehelligt bleiben werde. In den *Tragödien* des *Aeschylus* („*Phineus*“) und des *Sophokles* („*Phineus* oder die *Tympanisten*“). Ueber beide f. *Weller*, *Aeschylische Trilogie*, S. 377 fg., und *Griechische Tragödie*, S. 329 fg.) wird dieser *Mythos* ausführlich behandelt worden sein. Auch in der alten bildenden Kunst war die Vertreibung und Verfolgung der *Harpyien* durch die *Boreaden* kein unbeliebter Gegenstand. Sie war sowohl an der Lade des *Kypselos* (nach *Pausanias* V, 17: *Κυψέλος δὲ ὁ ὄραξ ἰσρί καὶ οἱ παῖδες οἱ Βορέων τὰς Ἀρπυγίας ἀπ' αὐτοῦ διώκουσιν*), wie an dem von *Bathykles* gefertigten Thron des *Amykläischen Apollo* (*Pausanias* III, 18: *Κάλαις δὲ καὶ Ζητῆς τὰς Ἀρπυγίας Οὐνίας ἀπειλῶντος*) dargestellt. Derselbe Thron zeigt drei erhaltene figurenreiche Vasen: a) Früher im Besitz von *Freoi*, jetzt im *Museum* zu *Würzburg*. Schwarze Figuren auf rothem Grund, die *Boreaden* ausnahmsweise bärtig. *Monum.-d. Inst.* X, tav. VIII, *Glasch* in den *Annali d. Inst.* 1874, p. 3 sq. und *Archäol. Zeitung* 1880, S. 138 fg. b) *Amphora* aus der Sammlung *Zatta* in *Ruvo*. Rote Figuren, schwarzer Grund. *Monum.-d. Inst.* III, tav. XLIX, *Duc de Launyes*, *Ann. d. Inst.* 1843, p. 12—15, *Glasch* l. c., p. 140 sq. c) In der *Nähe* *Athens* gefunden. Rote Figuren auf schwarzem Grunde. *Willingding*, *Ancient unedited monuments* I, pl. XV; *Siadeberg*, *Die Gräber der Hellenen*, Taf. XXXVIII, dessen Zweifel an der Richtigkeit der Deutung widerlegt sind, vgl. *Duc de Launyes* l. c., p. 15 sq., *Stephani* S. 19, *Glasch* p. 139 sq.³⁾

Erscheinen hier die *Boreaden* dem *Phineus* hülfreich, so gab es auch eine völlig damit contrastirende Sage, nach der sie ihm grausam nahen. Danach hatte er sich schwer gegen das Geschlecht der *Boreaden* vergangen, indem er dessen Tochter *Atopatra*, seine Gattin, verließ und auf Antrieb seiner zweiten Frau, die mit jener erzeugten Söhne mißhandelte, einleiten, gar blenden ließ. Für diese Frevel straft ihn nun *Boreas* (*Diad.* IV, 44, *Serv.* zu Verg. Aen. III, 209) oder dieser vereint mit den *Argonauten* (*Apollodor.* I, 9, 21, III, 15, 3) oder auch die *Boreaden* (*Diad.* l. c., *Orph. Argon.* 674 sq.).

Ihren Tod fanden die *Brüder* durch die Hand des *Herales*. Die Ursache seines Gralls wird sehr verschieden angegeben (*Schol.* zu *Ap. Rhod.* I, 1304). *Apollonius* gibt ihnen schuld, daß auf ihren Antrieb die *Argonauten* die *Küchler* des in *Mythien* auf der Suche nach dem geraubten *Hylas* (an der jedoch *Propert.* I, 20, 15 die *Boreaden* theilnehmen läßt) zurückgelassenen *Herales* nicht abgewartete; nach *Emos* jürnte er ihnen, weil sie ihn im *Kaufe* besetzt, nach *Siegmundrotos* weidete er ihnen

die reichen von *Jason* gespendeten *Geschenke*, nach *Rifander* von *Kolophon* rächte er sich durch ihren Tod an *Boreas*, weil dieser ihn auf der *Küchler* nach *Ros* aufgehalten, nach *Anaximenes* straft er sie, weil sie ihm nachgestellt. *Genug*, *Herales* tödtet sie mit seinen *Peiten* (*Hygin.* 14, *Seneca*, *Medea* III, 634) auf der *Insel Tenos* (*Akualias* bei *Apollodor.* III, 15, 2, *Schol.* zu *Ap. Rh.* l. c., *Antipater* in der *Anthol. Palast.* IX, 650), wo man ihre *Grabsstätten* und auf diesen zwei *Säulen* zeigte, welche (siehe *Hyg.* l. c.) oder nur eine derselben *Schol.* zu *Ap. Rhod.* l. c. ὄνταν ἕτερας) beim *Nordwind* durch den *fliegenden Vater Boreas* bewegt werden sollten.

Die *Gründung* der *campanischen Stadt Calés* wird dem *Kalait* (bei *Silius Ital.* VIII, 515) wohl nur wegen der *Ähnlichkeit* des *Namens* zugeschrieben.

(*R. Gaedechems.*)

KALAIT oder **Türkis**, ein *Erzklein* von himmelblauer bis span- und apfelgrüner Farbe, seiner chemischen Zusammenfassung nach wasserhaltige phosphorsaure Thonerde mit wenig phosphorsaurem Kupfer- und Eisenoxyd; die Zusammenfassung ist nicht in allen Varietäten die gleiche. Es ist ein amorphes Mineral, in Trümmern, Adern, nierenförmigen Ueberzügen und feinen Erzfällen vorkommend; von muscheligen bis unebenem Bruch, der Härte 6, spezifischem Gewicht 2,45—2,8; grünlichem Strich; sehr wenig glänzend, undurchsichtig bis schwach kantendurchscheinend. Vor dem *Leitrohr* unschmelzbar färbt es die Flamme grün, im *Kolben* erhitzt zerfällt es und wird schwarz, mit *Borax* und *Phosphorsalz* gibt es zu klarem *Glas* geschmolzen heiß die grüne *Eisenfärbung* und nach dem *Erkalten* die *blaue Kupferreaction*; in *Säuren* löslich. — Der Name *Kalait* stammt von *callais* (*Plinius*), *Türkis* wahrscheinlich daher, daß er aus *Persien* durch die *Türken* zu uns kam. — Das Mineral findet sich in den schönsten Varietäten im *Orient*: bei *Meshed* nord-westlich von *Herat*, auch im *Megarathal* am *Einai*; ferner in *Sibirien*, bei *Oriskni* in *Sachsen* und in den *Gerillos-Bergen* in *Mexiko*, theils in *Kieselschiefer*, theils in *Perthyr*, theils *eltener* in *Sandstein*. — Neben diesem sogenannten *Mineraltürkis* oder *orientalischen Türkis* findet sich noch der *Jahn-* oder *occidentalische Türkis*, welcher organischen Ursprungs ist, nämlich aus gefärbten fossilen *Jähnen* besteht, besonders dem *Emalze* von *Maßobon* und *Dinothierum* ähnlich, und ziemlich die Härte und Farbe des *Mineraltürkis* hat, aber mit *Säuren* benetzt aufbraust, beim *Erwärmen* einen *animalischen Geruch* verbreitet und durch *Reiben* leicht *elastisch* wird; außerdem ist er leichter als der *Mineraltürkis*. Er findet sich besonders häufig im südlichen *Frankreich* (*Simorre*, *Dep. du Gers*); in *Sibirien* werden auch durch *Blaueisenerde*, resp. *Kupferoxyd*, gefärbte *Mammuthhäute* dazu verwendet. — *Vieleicht* schon im *Alterthume* bekannt, war der *Kalait* oder *Türkis* besonders im *Mittelalter* hoch geschätzt; wunderbare *Gaben* wurden ihm beigelegt; er sollte vor *Unglücksfällen* schützen, janzende *Gebete* versehen u. f. w. *Gegenwärtig* ist er noch ein beliebter *Erzklein* für *Ringe* und *Kabeln*, *Golliers* u. f. w., auch zum *Einsetzen* anderer *Steine*

b) Auf a und b erscheint nur ein Boreade.

und Perlen. Sein Preis ist jetzt geringer als früher, Farbe und Größe der Stücke beeinflussen den Werth. — Neuerdings werden auch Nachahmungen hergestellt durch Glasflüsse und auch auf andere Weise, die zum Theil sogar chemisch nahezu mit dem natürlichen Türkis identisch sind, ganz abgesehen von Farbe, Härte, Glanz u. s. w. 3. Kohl hat zur Unterscheidung eine Glühprobe angegeben (s. R. Jahrb. f. Mineralogie u. s. w. 1878, S. 364). Der echte Stein zeigt beim Erhitzen bis zum Rothglühen ein starkes Verknistern und zerfällt in ein tief braun-schwarzes erdiges Pulver; der künstliche verknistert dabei nicht, sondern schmilzt zu einem Glase oder erstarrt zu einem harten Körper zusammen.

(E. Geinitz.)

KALAMÄ im Peloponnes heißt der Hauptort der nach ihm benannten Eparchie, welcher zugleich Hauptort der Romarchie Messenien ist. Im Alterthum führte es den Namen *Herä* oder *Barä*, und seit der Zeit der venetianischen Herrschaft hieß es *Kalamata*. In dem schmalen, aber sehr fruchtbaren Rinneungsgebiete des *Rebon*, am Busen von *Koron*, liegt, etwa 20 Minuten vom Meere entfernt, nach der Zählung von 1870 mit 6327 Einwohnern, der Ort umgeben von Oliven-, Drangen- und Citronenbäumen, von riesigen Felsenbäumen, Cypressen, Agavebeden, selbst Palmen in Gärten, welche berühmte sind und von der aufstrebend rührigen Bevölkerung gut verfolgt werden. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs, hat ein Gymnasium, einen gut versehenen Bazar, treibt Seidenzucht und Tabakbau und neben der Schifffahrt einen ganz ansehnlichen Handel mit Südfrüchten, Feigen, Olivenöl und Seidenconcord. Ein Hafen ist nicht vorhanden, sondern nur eine offene Röhre, und deshalb müssen die Schiffe während der stürmischen Winterzeit den kleinen Hafen von *Amyros* als Ankerplatz aufsuchen; dieses Dorf liegt 6 Kilometer entfernt an einem starken Bache mit salzhaltigem Wasser, nach welchem es den Namen trägt. Bei der Stadt finden sich keine Altertümer; das alte *Kalamä* lag wol eine halbe Stunde entfernt im Nord-Osten auf dem etwa 10 Stunden weiten Wege nach *Sparta*, wo am Fuße des *Taygetos* an einem *Kalamä* genannten Hügel sich einige Reste einer Doppelmauer bemerken und auch Hausplätze auf dem künstlich gebreiteten Felsboden zu erkennen sind. Das alte *Herä* soll ganz nahe dem Meere gelegen haben, es müste also der Küstenstreif um 2—3 Stadien seitdem an Breite zugenommen haben.

„Die schon in den homerischen Gedichten erwähnte Stadt bestand auch unter der lakadamonischen Herrschaft fort, trennte sich im Jahre 182 v. Chr. zugleich mit ihren beiden Nachbarorten gegen Norden und Süden, *Thuria* und *Abia*, vom übrigen Messenien, wurde durch *Augustus* zu *Lakonien* geschlagen, aber durch *Liberius* wieder mit Messenien vereinigt. *Abia*, angeblich das homerische *Ire*, lag etwa drei Stunden südlicher auf einer Anhöhe hart am Meere.“ (Burian). — Im 13. Jahrhundert war *Kalamä* eine starke Festung, welche bei der Eroberung des Peloponnes im Jahre 1205 durch die Franken in den Besitz *Villehardouin's* und dessen

Nachkommen kam; von seiner Burg sieht die imposante Ruine nach oberhalb der Stadt. Im Jahre 1685 nahmen die Venetianer sie den Türken weg; sie fiel aber 1718 mit dem ganzen Peloponnes durch den Frieden von *Potsdam* wieder den Türken zu. Im Jahre 1821 war sie eine der ersten Städte, welche durch den Aufstand der Griechen befreit wurden, und am 9. April desselben Jahres wurde hier die erste griechische National-Versammlung, unter dem Namen des Senates von Messenien, eröffnet. Im J. 1825 haben die Truppen *Ibrahim-Pascha's* bei ihrem Vernichtungszuge durch den Peloponnes auch diese Stadt zerstört; sie hat indes jetzt wieder einen gewissen Wohlstand erlangt.

(G. A. v. Kloden.)

KALAMAIKA, eigentlich *Kolomyjka*, ein Tanz der galizischen Kleinrussen, benannt von der Stadt *Kolomyja* (*Kolomea*) am Pruth in Galizien. Eine besondere Gattung Lieder wird dazu gesungen, von denen eine große Anzahl veröffentlicht hat *Golowacki*, *Narodnyja pesni galickoj i ugorskoj Rusi*, namentlich *Band II*, S. 247; vergl. auch *Zegota Pauli*, *Piesni ludu ruskiego w Galicyi II*, 165. Die *Kalamaika* hebt bei einer wehmüthigen, sehnsüchtigen Melodie langsam schleifend an, geht dann immer rascher ($\frac{3}{4}$ Takt), bis der Burste das vor ihm ausweichende Mädchen ergriffen hat. Zu den Slowaken ist der Tanz unter dem Namen *Kalamajka* ebenfalls übergegangen und auch in Böhmen bekannt; eine Melodie hat *Erben*, *Napęty prostonar. písní českých*, Prag, 1862, Nr. 231. (K.)

KALAMIS wird als einer der angesehensten griechischen Bildhauer der Uebergangszeit aus dem strengen in den freien Stil genannt; er gehört vermuthlich der attischen Schule an, da er für Athen eine Reihe von Werken geschaffen und einen Athener (*Proklos*) zum Schüler hatte, auch seinem Kunstcharakter nach sich den Attikern anschließt. Seine Blüthezeit wird gegen *DI. 78* (468—464 v. Chr.), als er aus weiter Ferne den Auftrag bekam, einen olympischen Sieg des *Hieron* von *Syracus* durch die Statuen von *Knaben* auf *Kennpferden* zu verherrlichen, ihren Höhepunkt erreltet haben. Seine Thätigkeit in Athen trifft mit der Verwärtung des *Rimon* zusammen, zu dem er in ähnlichem Verhältniß gefunden zu haben scheint wie *Phidias* zu *Perikles*.

Die Lüste der Werke des *Kalamis* ist eine ziemlich umfangreiche, sie weist Götter- und Heroenbilder, aber auch Gegenstände aus dem menschlichen Kreise und mehrfach Darstellungen von Pferden auf, welche letzteren dem Künstler nach dem ausdrücklichen Zeugniß des *Vinius* (*N. II. 34, 71*) u. A. in vorzüglicher Weise gelangen. Ein Kultusbild des *Zeus Ammon* von der Hand des *Kalamis* weicht der berühmte Dichter *Winbar*, der *DI. 84, 3* (442 v. Chr.) im höchsten Alter starb, in *Itheken* (*Paus. 9, 16, 1*). Statuen des *Apollon* arbeitete *Kalamis* mehrmals: einmal für *Apollonia* am *Bontus* in *Eryx* nach *Kein's* Vermuthungen *Arch. epigr. Mittheilungen* aus *Deisterich V*, 86 aus *Goldesfelsen* und als *Kolosossaligur* von 30 Meter Höhe, ein Werk, welches *M. Lucullus* nach *Rom* entführte (*Plin. 34, 39*), dann für *Athen* einen suchabwehrenden *Apollon*

(Alexifalos), dessen Widmung man später als durch das Aufhören der großen Pest Dl. 87, 3 (430) veranlaßt erklärte. Ein dritter Apoll aus Marmor findet sich bei Plinius (36, 36) unter den Arbeiten eines Lortenten Kalamis erwähnt, wird aber, wie diese selbst, von Brunn vielleicht nicht mit Unrecht dem berühmten Bildhauer zugeschrieben. Die Stadt Tanagra in Boiotien besaß von dem letzteren im Dionysos-Tempel eine Gruppe aus parischem Marmor, Dionysos sitzend und umkleidet, mit dem Thyrsosknaue und einem Kantharos und ihm zu Füßen ein Triton, wie sich aus der Nachbildung des Wertes auf einer ianagraeischen Ermänse des Marc Aurel (Huber's Numism. Zeitschr. 1877, S. 32 fg., *Paus.* 9, 20, 4) erkennen läßt. Ebenfalls befand sich im Tempel des Hermes Kriophoros ein Bild des Gottes mit dem Widder auf den Schultern, welches Kalamis aus Anlaß einer Seuche geschaffen haben sollte (*Paus.* 9, 22, 1) und von dem und von Münztypen der Stadt (Numism. Zeitschr. a. a. D., S. 29; vgl. Ann. d. i. 1879, S. 119 fg.) noch eine ungefähre Vorstellung geben. Einen unbärtigen Asklepios aus Gold und Eisenbein mit dem Scepter in der einen und einem Beinapfel in der anderen Hand bildete Kalamis für Siphon (*Paus.* 2, 10, 3), für Olympia eine sogenannte „ungeflügelte Siegesgöttin“ (Nike Apteros), richtiger eine Athena Nike, eine Wiederholung des Hojbildes im Nike-Tempel auf der Burg zu Athen, die möglicherweise ebenfalls von Kalamis herrührte (Benedorf, Ueber das Gultusbild der Athena Nike, S. 44). Zu einer Figur der Erinnyes des Kalamis in Athen, wo im Heiligthum der Semnae beim Areopag befindlich, fügte später der berühmte Stopas zwei andere hinzu, um die Dreizahl dieser Göttinnen zu vervollständigen (*Clem. Alex. Protr.* 47). Am Ausgange zur Akropolis stand ein noch in der Kaiserzeit viel bewundertes Werk des Kalamis, ein Weihgeschenk des reichen Kallias, die unter dem Namen Sosandra mehrfach erwähnte Statue der Aphrodite. Auch Gegenstände aus dem Heroentempel hat Kalamis wiederholt und, wenn Plinius' Urtheil (N. H. 34, 71) nicht eine der beliebtesten epigrammatisch zugelegten Wendungen ist, mit vollem Glanz behandelt. Er führt eine Erzfigur der Askmene, Pausanias (X, 16, 4) ein Weihgeschenk der Laködonier, das Standbild der Hermione, des Menelaos Tochter, in Delphi an. Aus dem Bereich rein menschlicher sowie der Hiehbildung werden verschiedene Zwei- und Biergespanne erwähnt, — vermuthlich die Weihgeschenke für Siege in den Wettkämpfen, darunter eine Quadriga, zu welcher ein Praxiteles — ungewiß, ob der große Künstler dieses Namens oder ein sonst unbekannter Zeitgenosse des Kalamis — einen Wagenlenker machte (*Plin. N. H.* 34, 71*). Zwei Rennpferde mit den sie zügelnden Knaben darauf arbeitete er für Hieron, der sie in

Olympia zu Seiten eines Biergespannes von der Hand des Dnaos aufstellen ließ (*Paus.* 6, 12, 1). Bedeutender war ein ebendort befindliches Werk des Kalamis, das den Sieg der Agrigener über die Bewohner von Notia verkündete und einen Chor betender Knaben in Erzfiguren darstellte (ib. 5, 25, 5).

So zeigt sich Kalamis als ein sehr vielseitiger, auch in der Technik vielgewandter Meister. Er bildete in Gold und Eisenbein, in Marmor wie in Erz und scheint sich auch mit der Klein Kunst beschäftigt zu haben, wenn eine Nike des Plinius (34, 47), daß ein Kalamis als Caricatur in Silber berühmt war und mit vielen seiner Bedenker noch das Doppelcolosseum der Kaiserzeit herausforderte, hierher zu ziehen ist.

Wenig präcis, wie jumeist, sind die Angaben der Alten über den Stil des Kalamis. In den Vergleichen der Rhetoriker (*Dion. Hal.*, Isocr. 3) spielt der Künstler eine gewisse Rolle, indem er mit Kallimachos und Polygnot zusammen als Vertreter jener eigentümlichen Zierrlichkeit und Anmuth genannt wird, welche attische Werke aus der letzten Zeit des Archaismus auszeichnete. Da sie in den Reliefs eines kleinen Altars aus Athen (Ann. d. Inst. 1869 v. J. K.) mit Darstellungen eines widertragenden Hermes und einer verschleierten Frau besonders deutlich hervortritt, so hat man in ihnen Anlehnung an Werke und Stil des Kalamis erkennen wollen. Den hohen Reiz seiner Durchbildung und durchbrechender Befestigung der Gesichtszüge innerhalb der Grenzen einer noch etwas gebundenen Formengebung charakterisirt auch das der Sosandra ertheilte Lob, sie erscheine im Schmuck verschämter Jüchtigkeit und mit ehrbarem und unbewußtem Lächeln. Unter dem erhaltenen Statuenvorrath ist es noch nicht gelungen, sichere Nachbildungen von Werken des Kalamis nachzuweisen. Die Pembroke'sche Marmorstatuette in Wilton-House (Overbeck, *Gesch. d. gr. Plastik*, Fig. 52) weicht von dem Münztypus nicht unwesentlich ab und ist auch der noch sehr alterthümlich gehaltenen Stellung nach für die Kunst des Kalamis nicht reif genug. In wie weit die sich an den attischen sogenannten Apoll auf dem Dymphalos (Gonge, Beiträge zur Geschichte der griechischen Plastik, Thl. 3—5) anschließenden Werke zu dem Stil des Meisters Beziehung haben, bedarf noch der Klärung. (Th. Schreiber.)

KALANDERN oder Calandriren (vom französischen calandrier) heißt ein besonders bei der Appretur der Gewebe angewendetes Verfahren, bei welchem die Wirkung eines oder mehrerer Paare von Präparaten dazu benutzt wird, dem Stoffe Glätte und Glanz, zuweilen auch, indem die einzelnen Fäden glatt gedrückt werden, den Schein größerer Dichtigkeit zu geben. Die Construction der hierzu dienenden Vorrichtung, des Kalanders, beruht im allgemeinen darauf, daß von den in einem starken gusseisernen Gefäß in horizontaler Anordnung übereinandergelagerten Walzen, zwischen welchen der Stoff nach ausgedehnt hindurchgeführt wird, je zwei zusammen arbeiten, von denen die eine aus hartem, die andere aus elastischem Material hergestellt ist. Während für die erstere ein in hohem Grade polirfähiges

*) Nach Benedorf's Vermuthung (a. a. D., S. 46) hand das Biergespann auf der Burg von Athen und war ein Weihgeschenk der Athener für den Sieg über Ghallos auf Kubola (*Paus.* 1, 18, 2. *Herod.* V, 77). Vergl. die darauf bezügliche Bestimmung in CIA. I, 334.

Metall — Gußeisen, Gußstahl oder noch besser Hartguß — verwendet wird, sind für die letztere mit den verschiedenartigen Stoffen, Kotosfafer, Jute, Baumwollenzug, comprimierten Hobelspanen — Versuche gemacht worden; am gebräuchlichsten sind jedoch für diesen Zweck die Papierwalzen, deren Anfertigung in der Weise stattfindet, daß eine große Anzahl Papier-, resp. Pappstreifen, auf einer eisernen Achse geschoben und stark gegeneinander gepreßt werden, worauf der zwischen zwei eisernen Scheiben eingeschlossene Papierkörper sehr genau abgedreht wird. Sämmtliche Walzen, mit Ausnahme der untersten, müssen sich etwas heben und senken können, wenn Gewebe von verschiedener Stärke hindurchgehen oder wenn der zwischen den Glättwalzen hindurchgegangene Stoff auf eine Walze aufgewickelt wird. Je nach der Anzahl der Walzen unterscheidet man zwei-, drei-, fünf- und siebenwellige Kalandern. Am häufigsten findet der dreiwellige Kalandern Anwendung, bei welchem meist die mittlere Walze aus Metall hergestellt ist. Der Stoff tritt hier zwischen der obern Papierwalze und der Metallwalze ein, umschlingt die letztere bis zur Hälfte ihres Umfangs und tritt zwischen ihr und der untern Papierwalze wieder aus, so daß er zweimal dem Drucke unterworfen wird. Genügt der einmalige Druck, so können zwei Stüde gleichzeitig bearbeitet werden, indem das eine zwischen Ober- und Mittelwalze, das andere zwischen Mittel- und Unterwalze hindurchgeht. Bei den fünf- und siebenwelligen Kalandern, in denen ein vier-, resp. sechsmaliger Druck zur Anwendung kommt, sind gewöhnlich die obere und untere Walze aus Metall, die übrigen selbstverständlich abwechselnd aus Papier und Metall hergestellt. Die erforderliche Pressung wird mittels Hebels oder Schraubenrads meist durch Uebertragung von Dampf- oder Wasserkraft hervorgebracht. Bei zweiwelligen Kalandern erfolgt der Antrieb von der Traummiffionswelle mittels Riemen direct auf die Metallwalze; bei drei-, fünf- und siebenwelligen Kalandern wird mittels Riemen zunächst eine Vorlegewelle betrieben und dann durch zwei Käder auf die Metallwalze, resp. auf eine derselben, übersezt, während die übrigen Walzen vermöge der Reibung mitgenommen werden. Um dem Gewebe Glanz zu geben, können die hohlen Metallwalzen durch glühende Bolzen, Dampf oder Gas gehzt werden. Der eigentliche Glanzkalandern, auch Frictionskalandern genannt, ist derart konstruirt, daß die Walzen durch Zahnäder eine verschiedene Umdrehungsgeschwindigkeit erhalten, so daß die schneller gehende auf dem Stoff gleitet und hierbei, ähnlich dem gewöhnlichen Mätteleifen, außer Druck auch durch Reibung wirkt. Ein wellenartiger Schimmer (Moirirung) wird durch das Kalandern erzeugt, indem man entweder zwei übereinanderliegende Stüde zusammen zwischen den Walzen hindurchführt, oder dem einfachen Stoffe durch einen besondern Mechanismus während des Durchgangs eine links- und rechtsseitige Verschiebung erteilt, oder auch indem man das Gewebe vor seinem Eintritt zwischen die Walzen straff ausgespannt über die wellenförmig geschweifte Kante einer eisernen Schiene streichen läßt, wodurch eine geringe Verschiebung der Einschlafäden bewirkt

wird. Baumwollene und feine Gewebe erhalten eine sehr schöne, matte, zartgewässerte Moirirung durch die Behandlung auf dem Stampf- oder Stofkalandern, in welchem der Stoff, auf eine harte hölzerne Walze gewickelt, während der langsamen Umdrehung derselben der Wirkung einer Reihe hölzerner Stampfen ausgesetzt wird. Auf dem gleichen Princip — weil einer ähnlichen Aufgabe dienend — wie die zur Appretur der Gewebe gebräuchlichen Kalandern basirt die in der Papierfabrikation verwendete Maschine, gleichfalls Kalandern genannt, durch welche dem Papier ein hoher Grad von Glätte und ein seidenartiger Glanz erteilt wird. Von der gewöhnlichen Construction derselben weicht der sogenannte Bogenkalandern nur insofern ab, als hier das Papier nicht in Form eines endlosen Streifens, sondern bogenweise zwischen den Walzen hindurchgeht. (W. H. Umland.)

KALANDSWIESEN sind solche Wiesen, welche man an Landwirthse überläßt unter der Bedingung, daß dafür alljährlich eine gewisse Abgabe entrichtet wird. Zu weilen liegt dieser Verleihung eine Art Erbpacht zu Grunde, so daß dann die Wiese vom Vater auf den Sohn übergeht. Der Name Kalandswiese rührt von den Kalandbrüdern (i. Caland) her. (William Libe.)

KALARASCHI, die Hauptstadt des zu der ehemaligen Großen Walachei gehörigen rumänischen Kreises Zalomniza, liegt wenig oberhalb des Beginns der Biegung, welche von der Donau in ihrem untern Laufe durch Verlassen der westöstlichen Richtung und Verfolgen einer südöstlichen beschriebene wird, an dem schmalen linksseitigen Dorfscha-Arme des Stromes in der Nähe des Landes, welcher nach ihr den Namen See von Kalarasch führt. Die Einwohnerzahl der Stadt wird auf 3500 angegeben. In neuester Zeit ist dieselbe Strebey umgegangen worden nach dem Namen des letzten Hospodars der Walachei vor dem Krimkrieg (Barbo Demeter Bibesco Fürst Strebey, geboren 1801, zum Hospodar ernächt 1848, demissionirte 1854, gest. 1869 zu Rizza), welcher sich schon vor seiner Thronbesteigung als Minister seines Bruders, des Hospodars Bibesco, um die Sanirung der untern Donauländer große Verdienste erworben. — Kalarasch verdankt seine Bedeutung den Umständen, erstlich, daß es, in einer weit und breit an Verumpfung leidenden Stromniederung gelegen, auch zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmungen der Donau mit Truppen und Train zu erreichen ist, und zweitens, daß nur der Strom und die Balta-Insel es von Silistria, demals der wichtigsten unter den türkischen Donaufestungen, trennt, was ihm bei den periodischen Angriffskriegen Rußlands wider die Pforte eine hervorragende kriegerischpolitische Rolle gesichert hat. Besonders viel genannt wurde es im ersten Stadium des sogenannten Krimkrieges im J. 1854. Schon im November 1853 waren die Russen unter General Anrep von da stromaufwärts nach Oltenitza gerückt und hatten die bei letzterem Orte aufgestellten türkischen Truppen zum Rückzug über die Donau genöthigt. Als sie dann aber, vom Feinde nicht belästigt, bei Kalarasch Batterien gegen Silistria zu errichten angingen, ging den 4. März ein starkes türkisches Corps über den Strom, griff diese Werke an

und zog sich erst zurück, nachdem es sie zum größten Theil zerstört hatte. Die russischen Armeen wurden dadurch so sehr aufgehalten, daß erst den 7. Mai die Besiegung der Uferbatterien von Silistria beginnen konnte. Am 11. Mai traf der greise Fürst Pastewitsch, der berühmteste russische Strategie seiner Zeit, von Warschau her in Kalarsch ein, um den Oberbefehl der Belagerung zu übernehmen, mit deren unmittelbarer Betreibung von der linken Flussseite her General Schilder, auf der Landseite dagegen am rechten Flussufer der von Karasj herangerückte General Säders befaßt war. Um ein besseres Zusammenwirken beider Heere zu ermöglichen, wurde unterhalb Kalarsch eine Brücke über die Donau geschlagen. Indessen erwies die von den Russen gemachten ungeheuren Anstrengungen sich als vergeblich; Silistria hielt sich und nach einundvierzigstägiger Belagerung sah Rußland sich genöthigt, der Heere zu entsagen und seine schwer mitgenommenen Truppen nach der Walachei zurückzuziehen.

(G. Rosen.)

KALAU heißt ein Kreis und eine Kreisstadt in der preussischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt. Der Kreis Kalau, 17,99 geogr. Meilen oder 99,017 Hektaren groß, ist ein langgestrecktes Land zwischen dem südlich gelegenen sumpfigen Thale der Schwarzem Eiser und dem nördlich vorliegenden Spreewalde. Hindurch führen die Berlin-Görlitzer Bahn mit Lübbenau und Betschau, und der Zweig Lübbenau-Osternitz mit Kalau, Müden und Senftenberg; die Halle-Sorau-Gubenener Bahn mit Kalau; die Cottbus-Großenhainer Bahn mit Drebkau, Petershain und Senftenberg. Die fünf Städte dieses Kreises sind die gesperrt gedruckten. Die Zahl der Bewohner war 1880: 52,778, die der Landgemeinden 157, der Amtsbezirke 98, der Wohnhäuser 7275, der Haushaltungen 10,956; männlich waren 25,839, weiblich 26,939. 1819 war die Zahl der Bewohner 31,892. 1867 zählte man im östlichen Theile 6760 Wenden. — Die an der Dobra gelegene Stadt Kalau hat 3003 Einwohner (1816: 1529) und 264 Wohnhäuser. Sie liegt 15 Kilometer von Lübbenau und 24 Kilometer von Cottbus, hat eine Wasserleitung und in der Nähe eine schwefelhaltige Stadelquelle. Sie soll schon im J. 950 ummauert gewesen sein. Ein großer Theil der Bewohner treibt das Säubmachergewerbe. Von den zur Stadt gehörenden 732 Hektaren Fläche sind 575 Hektare Ackerland. — Im Nordwesten liegen die von Ratow'schen Güter: Groß-Zehser, 102 (Dorf 176) Einwohner, Glichow 75 (Dorf 50) und Jänitz 42 (Dorf 258) Einwohner. Letzteres war ehemals eine nach dem Jahre 1000 vom Poleson'sige Welfensalbe angelegte Festung. (G. A. v. Köden.)

KALAUER, ein Ausdruck für Wäghren untergeordneter Art, der sich in neuerer Zeit von Berlin aus über Deutschland verbreitet hat. Man denkt dabei zunächst an die Art des Wiges, die in den Gesprächen zwischen Müller und Schulte in „Klabberadalsch“ und in den berliner Pöffen vorherrschend ist. Der Ursprung des Wortes ist unsicher; einige behaupten, es sei eine Verdröbung des französischen Wortes Calambourg. Der Begriff des Calambourg ist jedoch ein etwas engerer; es wird dar-

unter ausschließlich ein Wortwag verstanden. Büchmann meint, es habe die der eigenthümlichen Umbildung des Fremdwortes auch der Gedanke an die Stadt Kalau (s. d.) mitgewirkt, eine kleine Stadt, die wegen der dort betriebenen Fabrikation von Schuhwerk für die unteren Volksklassen bekannt ist.

(W. Creizenach.)

KALAURIA (*Kαλαυρία*, *Kalauρία* und *Kαλαυρία* geschrieben) war der antike Name der jetzt Voros genannten Insel im Saronischen Meerbusen, welche nur durch einen schmalen Meerestram von der Ostküste von Argolis (dem Gebiet der alten Stadt Troizen) getrennt wird. Dieselbe besteht aus zwei geologisch ganz verschiedenen Theilen: einer von Westen nach Osten 10 Kilometer langen Bergkette aus Kalkstein, von welcher sich ein schmaler Berggraben weit nach Norden hinauszieht, und einer mit der Südseite der Hauptinsel nur durch einen schmalen Landstreifen verbundenen kleinen Halbinsel von dreieckiger Form, deren Gestein (Trachyt) auf vulkanischen Ursprung hinweist. An der Süd- und Westseite dieser kleinen Halbinsel, in welcher einige neuere Geographen mit Unrecht die von Pausanias (II, 33, 1) neben Kalauria genannte Insel Sphäria haben erkennen wollen, liegt das moderne aus dem griechischen Befreiungskampfe bekannte Städtchen Voros; dieselbe Stelle scheint auch die im Verrius des sogenannten Sphar (S. 52) und mehreren Inschriften (C. i. gr. n. 1188; Annali dell' istituto 1829, S. 155; Lebas, Inscriptions n. 1754 = K. Kell im Philologus 2, Supplementband S. 623) erwähnte Stadt (*ἡ πόλις ἢ τὸν Καλαυραίων*) mit ihrem Hafen eingenommen zu haben. Diese Stadt war aber gewissermaßen nur ein Anhängel eines weitbin berühmten Heiligthums, auf welchem ausschließlich die Bedeutung der Insel im Alterthum beruhte, dies auf einer breiten Hochfläche ungefähr in der Mitte der Hauptinsel gelegenen, von einem weltlen Lemenos mit verschiedenen Nebengebäuden (Wohnungen für die Priester und Tempeldiener, Einschrhäuser für Fremde u. dergl.) umgebenen Tempel des Poseidon, welcher der Sage nach die Insel von ihrem früheren Besitzer Apollon gegen Delphi (oder von Leto gegen Delos) eingetauscht haben sollte (vgl. Paus. II, 33, 2; Strab. VIII, p. 373). Dieses Heiligthum des Poseidon Kalauréalas war seit früher Zeit der Mittelpunkt einer Amphiklonie, d. h. eines unter den speziellen Schutz dieser Gottheit gestellten Bundes von lebensbreitenden Städten, welche sich zum gemeinsamen Schutze und zur gemeinsamen Erhaltung des Heiligthums verpflichtet hatten. Als Mitglieder dieses Bundes nennt Strabon (VIII, p. 374), dem allein wir unsere Kenntniss davon verdanken, folgende 7 Städte: Hermione, Epidauron, Megina, Athen, Präsia, Nauplia und das minnische Drakomenos; für Nauplia sind (nach Ausdeutung der alten droopischen Bevölkerung) die Argiver, für Präsia (nach Anzeigung der ursprünglichen zu Argolis gehörigen Diktüde der Baronhalbinsel durch Lakonien) die Laködamonier eingetretten. Im Widerspruch mit dieser ausdrücklich Angabe Strabon's will G. Curtius („Der Ursprung von Kalauria“; im Hermes, Bd. X, S. 385 fg.) nicht das minnische, d. h. delotische, sondern das arkadische Drakomenos als

Mitglied des Bundes angesehen wissen, welchen er als eine von Pheidon von Argos gestiftete Coalition gegen das Uebergewicht des mit Elis verbündeten Sparta, überhaupt des streng dorischen Elements im Peloponnes, betrachtete; die Erwählung der Nauplier und Praeser unter den Mitgliedern des Bundes erklärt er durch die Annahme, daß Pheidon in diese beiden von ihren früheren spartanischenfreundlichen Bewohnern geräumten Städte neue Ansiedler gesandt habe. Gegenüber dieser, wie es mir scheint, durchaus willkürlichen Annahme glauben wir an der Ansicht festhalten zu müssen, daß der Bund schon vor der Einwanderung der Dorer in den Peloponnes zur Gleichrichtung und Sicherung des Verkehrs zwischen den Ostküsten des Peloponnes und des mittleren Griechenlands gestiftet worden ist und, nachdem er durch das Ueberwiegen des dorischen Elements, durch den Eintritt der beiden bedeutendsten dorischen Staaten im Peloponnes, seine politische — commercielle Bedeutung verloren, zum Schutze des Heiligthums und seines Asylrechts fortbestanden hat. Dieses Recht des Heiligthums, den Besorgten eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren, genos im Alterthum so allgemeine Achtung und Anerkennung, daß selbst Archias von Thuriol, der Häfcher des Naupatros, es nicht wagte, den Demophanes, der, von seinen Mitbürgern auf Befehl der macedonischen Gewalthaber gedächet, sich in das Heiligthum geflüchtet hatte, mit Gewalt an demselben hinwegzuführen, sondern ihn auf gütlichem Wege durch Zureden zu bewegen suchte, die heilige Stätte zu verlassen — eine Aufforderung, der Demophanes erst nachkam, nachdem er aus seinem Griffel ein rasch wirkendes tödtliches Gift gelogen hatte, sodas er sofort nach seinem Austritt aus dem Tempel niederstank und seinen Geist aufgab (*Plutarch., Demosth., c. 29;* vgl. *A. Schäfer, Demophanes und seine Zeit, Bd. III, Abth. 1, S. 357* fg.). Die Kalauraten besaßten die Leiche des großen Kehnerts und Staatsmannes innerhalb des Peribolos des Heiligthums und errichteten ihm ein Denkmal, das noch dem Bauianias (*II, 33, 3*) geweiht wurde. Das Heiligthum, in welchem neben dem Vestidon (als dessen Priesterin nach Bauf. a. a. D. eine Jungfrau fungirte) auch Zeus Soter und Aphrodite verehrt wurden (siehe die Inschriften bei Lebas, *Inscriptions n. 1754 und 1755*), wurde ebenso wie viele andere hochgeehrte und reiche Cultstätten Griechenlands im 1. Jahrhundert vor Christo von den kiltischen Seeräubern geplündert und verheert (*f. Plutarch., Pompei., c. 24*), bewahrte aber bis in die spätere römische Kaiserzeit sein altes Ansehen und ist jedenfalls erst durch die Herrschaft des Christenthums der Verödung anheimgefallen. Seine jetzt von den Umwohnern mit dem Namen „Palatia“ (die Paläste) bezeichnete Trümmerstätte ist dann jahrhundertlang von den Bewohnern von Poros, Hydra und anderen Orten als Steinbruch benutzt worden; insofern dessen Funde jetzt nur noch unbedeutende Reste der ausgebeuteten alten Baukunst erhalten, von welchen Lebas (*Voyage archéologique en Grèce et en Asie mineure. Itinéraire, pl. 15*) einen Situationsplan entworfen hat. — Vgl. *E. Curtius, Peloponnes, II,*

443 fg.; Bursian, *Geographie von Griechenland, II, 92* fg. (*C. Bursian.*)

KALAUSS, auf Tatarisch die Grenze der Städte, ein Fluß im kaukasischen Gouvernement Stavropol, der rechts in den Manysch mündet, welcher unter dem Namen Sargamysch bekannt ist. Er durchströmte anfangs den Nätigorsischen und dann den Stavropolischen Kreis. Der Kalauß entspringt auf den Borotomföleischen Höhen und mündet in den Manysch bei dem Burgan Kara-ul-Tjube; seine Richtung ist von Süden nach Norden, seine Länge 270 Kilometer, seine Breite in der obersten Strömung 7—15 Fuß, in der mittleren und unteren 25—112 Fuß, seine Tiefe schwankt überall zwischen 2 und 7 Fuß, im Sommer aber trocknet er von seiner Quelle an bis zur Mündung des kaspischen Janzubi ganz aus. Der Boden des Flusses ist schlammig und lehmig, sein Wasser von seiner guten Beschaffenheit, da es Kalktheile enthält. Das Thal, durch welches der Kalauß fließt, hat eine Breite von 2—17 Kilometer. — Von der Quelle des Flusses an bis zum Einflusse des Kuroigura in ihn ist das rechte Ufer hoch und steil, das linke niedriger. Unterhalb des Kuroigura sind beide Ufer flach und deshalb im Frühjahr überfluthet. Alle Zuflüsse des Kalauß sind unbedeutende Bäche, die nur im Herbst voll Wasser sind. (*A. v. Wald.*)

KALAVRYTA, d. h. Schönbrunn, ist ein griechisches Städtchen im Peloponnes, der Sitz des Erzbischofs in der gleichnamigen Eparchie der Nomarchie Achaia und Elis. Es liegt in 700 Meter Höhe in einer 6 Kilometer langen fruchtbaren Ebene, die sich am nördlichen Fuße des Belagiaberges von Westen nach Osten erstreckt und durchströmt wird von einem wasserreichen, in der Aetolia entspringenden, durch einen Spalt zwischen dem westlichen Ende der Kroonia- und dem östlichen der Ergamothosfette in die Ebene eintretenden Flusse, dem Graines der Alten, welcher jetzt der Fluß von Kalavryta genannt wird. Wahrscheinlich lag an dieser Stelle das alte Kenátha; die Ebene und die Abhänge der sie umschließenden Gebirge bildeten das Gebiet der Kunátheis. Das von den Ruinen einer fränkischen Burg überragte Städtchen liegt amuthig zwischen Gärten. Ueber der Hinterseite der Stadt ist der westliche Gipfel des schneebedeckten Chelmós sichtbar. Zwei Katakomben in der Nähe sind die einzigen vorhandenen Reste aus alter Zeit. Ein vielsach gewundener Pfad führt in 2½ Stunden von hier zu einer mächtigen, von einer 200 Meter hohen steilen Felswand überragten Höhle, in welche das größte und reichste Kloster Griechenlands, Megaspiláon, d. h. die große Höhle, hineingebaut ist. — Kalavryta wurde im J. 1459 vom Despoten Thomas, und 1460 von Morbaned II. erobert. Schon bei dem im J. 1770 durch die Russen veranlaßten und betriebenen Aufstande der Griechen im Peloponnes, der so unglücklich endete, erhob zuerst Kalavryta die Fahne des Aufstahs; und am 4. April 1821 brach in Morea der Aufstand unter Andrea Zaimis aus Kalavryta aus, in dessen Folge am 9. April die provisorische Regierung zu Kalamata eingesetzt ward.

(*G. A. v. Klöden.*)

KALB (Charlotte von), bekant als Freundin Schiller's, wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Graßfeld geboren. Ihr Vater war Johann Friedrich Philipp Marschall von Döbkein, ihre Mutter Wilhelmine Rosine geb. von Stein. Sie verlor früh ihre Aeltern und wurde heran gebracht auf sich selbst angewiesen, ohne in ihrer Umgebung jemand zu finden, der ihr eigenthümliches Seelenleben richtig verstanden hätte. Ihr Naturfian hatte schon frühzeitig durch das Leben auf dem väterlichen Landhufe Nahrung erhalten. Die Beschäftigungen, die sonst der Kindermutter Freude gewähren, zogen sie wenig an; sie erzählte selbst, sie habe dem Spielen mit Puppen niemals Beschmaß abgewinnen können. Nach dem Tode der Aeltern lebte sie zuerst im Hause des Herrn von Türl in Meiningen, dann bei ihrem Oheim Herrn von Stein auf Rorbheim. Mit dem geräuschoollen gefelligen Leben, das im Hause des Oheims herrschte, vermochte sie sich nicht zu befreunden; ihr liebster Umgang waren Männer, die auf ihre literarischen Interessen eingehen konnten, wie der meiningische Bibliothekar Reinwald und der meiningische Hofprediger Pfingzer, bekant als Verfasser des gegen Lessing's „Rathen“ gerichteten Dramas „Der Mönch von Libanon“. Ihre Bildung strebte schon frühzeitig über den durch die französische Literatur begrenzten geistigen Interessenkreis der höheren Stände hinaus. So brachte sie auch Schiller als Menschen wie als Schriftsteller eine innige Theilnahme entgegen; bei ihrem ersten Zusammensein während Schiller's Aufenthalt in Buerbach (November 1782 bis Juli 1783) wurde allerdings noch nicht der Grund zu dem späteren innigen Seelenbunde gelegt.

Nach im Jahre 1783 vermählte sich Charlotte mit Heinrich von Kalb, der als französischer Offizier den nordamerikanischen Befreiungsstrug mitgemacht hatte und eben damals zurückkehrte. Die Verbindung wurde auf Antrieb des Präsidenten von Kalb, Heinrich's Bruder und Gemahli von Charlottens Schwester Leonore, geschlossen, der durch diese Ehe einen Einfluß auf Charlottens Antheil am Familienvermögen wahrnehmen wollte. Nachdem sie den ersten Winter ihrer Ehe in Baireuth verlebt hatte, reiste sie im Mai 1784 mit ihrem Gemahli nach dessen Garnisonorte Landau; unterwegs trafen sie in Mannheim mit Schiller zusammen. Es wird erzählt, daß Schiller am 9. Mai, am Tage nach Charlottens Anfunft, als im Theater „Kabale und Liebe“ gespielt werden sollte, aus Rücksicht auf die Gäste die Schauspieler veranlaßt habe, den Namen des Hofmarschalls von Kalb nicht auszusprechen. Sie versah indeß Landau schon Ende Juli, da sie, wie die meisten französischen Offiziersfrauen, nicht in der Garnisonstadt des Mannes leben mochte, und nahm für die nächste Zeit ihren Aufenthalt in Mannheim. Dort wurde ihr 1784 der älteste Sohn geboren. Sie erhielt indeß häufig Besuch aus Landau von ihrem Manne und dessen Freunden, unter denen einer, William Hugo, auch in ihren Memoiren erwähnt wird. Aus ihrem Verkehr mit Schiller entwickelte sich bald eine tiefe Neigung. Die Gedanken über den Conspicit der Convention und des Reichthums mit der Lebens-

schaft, die Schiller in den Gedichten „Rampf“ und „Reignation“ niederlegt hat, haben sich ohne Zweifel im Verkehr mit Charlotte von Kalb im Dichter entwickelt. Auch für die Königin Elisabeth im „Don Carlos“, den Schiller damals zu dichten begann, scheint er einige Züge aus Charlottens Charakter entliehen zu haben. Was die Freundin ihm damals war, hat Schiller selbst in späterer Zeit schön und treffend darzulegen, wenn er bald nach der Vollendung des „Wallenstein“ an Charlotten schreibt (22. April 1799): „Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehren in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht nur das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern auch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war Ihnen weislich.“

Die Verbindung der beiden wurde indeß durch Schiller's Abreise nach Leipzig im April 1785 zunächst aufgelöst; ihre Empfindungen bei der Trennung hat Charlotte in dem Dialog „Maja und Simant“ geschildert. Sie fand indeß einigen Trost im Zusammensein mit Sophie von La Roche, die damals im benachbarten Speier lebte; in Heidelberg befreundete sie sich mit dem geistesverwandten Jung-Stilling. In Mannheim hing ihr der Schauspieler Beck, Schiller's zurückgebliebener Freund, mit warmer Verehrung an.

Indeß gestaltete sich damals, infolge eines langwierigen Processes, die Verhältnisse ihres väterlichen Familienvermögens sehr ungünstig, sodaß der Präsident von Kalb, der den Proceß für die Familie führte, in sie drang, den kostspieligen Aufenthalt in Mannheim aufzugeben. Im Frühjahr 1786 siedelte sie nach dem Oute ihres Schwiegervaters, Kalbrietsh in Thüringen, über, wo sie, von allem geräuschoollen Weltreiben abgeschlossen, sich ganz der Erziehung ihres Knaben und der Lektüre widmete. Vor allem sühte sie sich zu dem Sublimen der Werke Herder's hingezogen, der ihr durchaus congenial war; „sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt“, hat Jean Paul in späterer Zeit einmal von ihr gesagt. Damals begannen schon die ersten Anzeichen ihrer Augenleiden, das sich späterhin bis zu völliger Erblindung steigerte.

Der Wunsch nach lebendigerem, angeregterem Verkehr ließ sie im April 1787 die Einladung einer Verwandten, der Frau von Wechtritz, nach Gotha annehmen. Sie trat dort in den Kreis von geistig angeregten Persönlichkeiten ein, die damals dem gefelligen Leben in dieser Residenzstadt ein durchaus eigentümliches Gepräge verliehen. Der tonangebende Mann in diesem Kreise, Götter, war freilich nicht im Stande, sie völlig zu würdigen. Tiefere und nachhaltigere Anregungen empfing sie, als sie wenige Monate später nach Weimar übersiedelte, zumal da Schiller am 21. Juli gleichfalls dorthin kam. Er hatte seit seiner Abreise von Mannheim mit Charlotten in brieflichem Verkehr gestanden, und jetzt war es auch vor allem ihre Anwesenheit, was ihn nach Weimar zog. Mit gesteigeter Heftigkeit wandte sich von neuem ihre Neigung dem Dichter zu, ja sie trug sich

damals mit dem Gedanken, das Ehebündnis mit dem ungeliebten Manne zu lösen und sich mit Schiller zu vermählen. Die Liebe Schiller's zu Charlotte von Lengefeld (Sommer 1788) triß sie aus diesen Zukunftsplänen heraus und bereitete ihr eine schmerzliche Enttäuschung. Ihr Verhältnis zum Dichter blieb indes noch während der nächsten Zeit ein freundschaftliches. Die Nachricht von Schiller's bevorstehender Vermählung hat sie freilich tief schmerzlich berührt; sie hat damals ihre Briefe von Schiller zurückverlangt und den Klammern überliefert. Den Gedanken einer Trennung ihrer Ehe gab sie nun wieder auf. Trost und Erhebung fand sie in diesen traurigen Tagen vor allem im Umgang mit Herder. Auch sonst blieb sie in Weimar nicht vereinsamt; Goethe und die beiden Herzoginnen Anna Amalia und Luise brachten ihr innige Theilnahme entgegen.

Ebenso wurde bald mit Schiller ein würdiges Verhältnis wiederhergestellt. Schiller empfahl ihr auch seinen Landemann Friedrich Hölbertin als Hauslehrer für ihren Sohn (1793). Wie alle, die in ihren Bekanntschaften traten, so wurde nun auch Hölbertin von der Fülle und Tiefe ihres Geistes bezaubert. Indes empfand er in Waltershausen, wo sich damals die Familie von Kalb aufhielt, bald die Sehnsucht nach einem Drie, der reichere Belehrung und mannichfaltigern Umgang gewährte; er gab die Hauslehrerstelle Ende 1794 wieder auf und wandte sich nach Jena.

Noch eine schmerzliche Enttäuschung sollte ihr in den nächsten Jahren bevorstehen. 1796 lernte sie in Weimar Jean Paul kennen: die schwärmerische Reizung, die beide zueinander faßten, steigerte sich noch, als er Ende 1798 seinen Besuch in Weimar wiederholte; abermals erwog sie die Möglichkeit einer Ehescheidung und einer neuen Vermählung. Im Laufe des Jahres 1799 zeigte es sich jedoch, daß Jean Paul diesen Schritt nicht wagen mochte; er zog sich von ihr zurück. Charlotte wurde ihm indes das Vorbild zur Linda in seinem Roman „Titan“.

Die nächsten Jahre brachten ihr neues schweres Unglück. Ihre Vermögensverhältnisse gestalteten sich immer ungünstiger. Sie dachte daran, ihre Lage durch Gründung einer Erziehungsanstalt zu verbessern, unterließ jedoch die Ausführung dieses Plans, nachdem Schiller ihr vorgefertigt hatte, daß sie zum erzieherischen Berufe nicht geeignet sei (1800). 1802 wollte sie von Waltershausen wieder dauernd nach Weimar überiedeln; sie blieb jedoch an ihrem früheren Aufenthaltsorte, wie aus einem Briefe Schiller's hervorzugehen scheint, weil sie die Kosten des weimarer Aufenthalts nicht decken konnte. Der große Proceß um den Familienbesitz wurde zu ihrem Nachtheil entschieden (1804); sie gerieth in die äußerste Noth. Selbst die Heilmittel zur Pflege ihres Augenleidens mußte sie sich verschaffen. Im Jahre 1806 erlief sich ihr Gemahl in Verzwörung über die zerrütteten Vermögensumstände. Schon im Jahre 1804 hatte sie sich nach Berlin gependet, wo ihr Huseland und Fichte freundliche Theilnahme bezigten; dann hielt sie sich einige

Zeit in Frankfurt und Würzburg auf, schließlich kam sie wieder nach Berlin zurück. Sie lebte hier in sehr beschränkten Verhältnissen, dabei nahm ihr Augenleiden zu; im Jahre 1820 erblindete sie völlig. In demselben Jahre wurde ihr auf Veranordnung der Prinzessin Marianne von Preußen eine Wohnung im sonstigen Schlosse angewiesen; dort verbrachte sie den Rest ihres Lebens. Häufige Besuche von Freunden und Freundinnen — worunter mehrere literarisch bekannte Persönlichkeiten — hielten sie mit den geistigen Interessen der Zeit in Zusammenhang und halfen ihr ihr schweres Geschick leichter tragen. Sie starb am 12. Mai 1843.

In den Lebenserinnerungen, die sie während ihrer letzten Lebenszeit dicitirte, hat sie ein literarisches Denkmäl hinterlassen. Diese Erinnerungen erschienen nach ihrem Tode in wenigen Exemplaren als Manuscript gedruckt unter dem Titel „Charlotte. Für die Freunde der Bewögten“, von neuem herausgegeben und allgemein zugänglich, gemacht durch Ballste (Stuttgart 1879). Dieses Werk der blinden Ballste ist in einer dunklen, wunderlichen, oft kaum zu entziffernden Sprache geschrieben, indes ist es doch zu hart, wenn man sie als „einen 200 Seiten währenden Vernichtungsplamp gegen Grammatik, Orthographie, Natur und gesunden Menschenverstand“ bezeichnet hat. Viele Stellen zeigen — wie der Unterzeichnete bereits in der Besprechung des Ballste'schen Buches („Centralblatt“ 1880, S. 357) zu bemerken Gelegenheit hatte — von einer überraschenden Feinheit und Tiefe der Beobachtung, manche Schilderungen sind voll plastischer Anschaulichkeit und die Ausprägungen über literarische Dinge lassen und Charlotten die würdige Freundin der weimarer Dichter und Denter erkennen. Charlottens Roman „Cornelia“, den sie gleichfalls in ihrer Blindheit dicitirte, war mit nicht zugänglich. Er enthält Beziehungen aus persönliche Erlebnisse der Verfasserin. Zu ihren Bestizten hat sie, soweit ich weiß, nicht durch den Druck veröffentlicht außer einem Trauergedicht auf ihre mütterliche Freundin und Pflegerin Frau von Türl, das in Wieland's „Deutschem Pflaster“ 1782 (2. Duartal, S. 86 fg.) erschienen ist.

Eine Monographie über Charlotte von Kalb mit sorgfältiger Benutzung ihrer Lebenserinnerungen veröffentlichte G. Kypke („Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe“, Berlin 1852); eine durch Sachkenntnis und Unparteilichkeit ausgezeichnete Würdigung enthält Camppe's Aufsatz im „Weimarer Jahrbuch“, Bd. I, S. 372 fg. Ballste hat in seiner Schillerbiographie mit besonderer Vorliebe bei Charlotten verweilt. Eine ungerechte Voreingenommenheit zeigt Adolf Stahr („Schiller's Frauengestalten“, Weimern 6 „Monatshefte“, 1876, December, S. 246 fg.). Witmann in seinen interessanten und lehrreichen Heuiletons über Charlotte von Kalb („Neue Freie Presse“ 1876, Nr. 4349, 4351, 4356 fg.) neigt sich gleichfalls auf die Seite der Gegner, von ihm rührt auch das oben angeführte Urtheil über ihre Lebenserinnerungen her. Er wurde dafür, ebenso wie Stahr, von Ballste in der Einleitung zu

seiner Ausgabe der Lebenserinnerungen heftig angegriffen; er verteidigte sich in der „Neuen Freien Presse“ 1879, Nr. 5243.

Briefe Charlottens enthält das Sammelwerk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ (Stuttgart 1862); Wittmann l. c. theilt einen Brief mit, den Charlotte am 11. Mai 1785 von Mannheim aus an Schiller nach Leipzig richtete, den dieser nicht zurückgab und dadurch vor der Verbrennung rettete, ferner aus der Zeit nach Schiller's Vermählung zwei auf die Haushebrangelegenheit bezügliche Briefe; Briefe an Jean Paul bei Spazier, „Jean Paul Friedrich Richter“ (Vd. IV) und in der „Welfischen Zeitung“ Sonntagebellage 1882, Nr. 16 fg.

Charlottens Kinder waren: 1) Karl Friedrich Heinrich Alexander von Kalb, gewöhnlich Fritz genannt, geb. 1784, der Fögling Gödberlin's, später Majoranzmeister in Düsseldorf; Todesjahr unbekannt; 2) Amalie Regina Eleonore Adelaide, genannt Gdha, Hofdame der Prinzessin Wilhelmine von Preußen in Berlin, Herausgeberin der Schriften ihrer Mutter, gest. 23. Januar 1874, welcher Palleske werthvolle Nachrichten verdankt; 3) August Wilhelm von Kalb, geb. 1793, gest. 1825; eine kurze Notiz über seinen Lebenslauf bei Palleske, S. 258; 4) Eleonore Eufanne Amalie Gertrude, geb. 1795, gest. wenige Wochen nach ihrer Geburt.

Wir besäßen von Charlotte zwei Bildnisse, ein Pastellbild, auf welchem sie in eigenhändigem Rococo-Ausputz, ein Buch in der Hand haltend, dargestellt ist; Nachbildungen findet man unter andern in Wurzbach's „Schillerbuch“ und in Dünker's Leben Schiller's; ferner ein Delgemälde, auf Schloß Waltershausen befindlich, eine photographische Nachbildung von Palleske's Ausgabe der Lebenserinnerungen. Die Zeichnung ihrer Todtenmaske, die Palleske („Schiller's Leben und Werke“, 10. Aufl., Stuttgart 1879, Vd. I, S. 483) erwähnt, ist, soviel ich weiß, nicht reproduciert. (W. Creizenach.)

KALB (Johann), General im amerikanischen Revolutionskriege, wurde am 29. Juni 1721 zu Hüttendorf bei Erlangen in der damaligen Markgrafschaft Baiern geboren, als zweiter Sohn des dortigen Bauern Johann Leonhard Kalb und seiner Gattin Margaretha, geborenen Feig von Eichenbach, vorher verwitweten Pug zu Hüttendorf. Seine Jugendgeschichte ist in tiefes Dunkel gehüllt. Es ist von ihm nur bekannt, daß er seine Kindersjahre im väterlichen Hause verlebte und seinen ersten Unterricht in der Schule zu Kriegensbrunn erhielt. Darauf wurde er Kübler und ging als solcher, kaum 16 Jahre alt, in die Fremde. Von hier an fehlt für lange Jahre jede Nachricht über ihn. Er muß aber bald nach Frankreich und unter die Soldaten gegangen sein, denn gegen Ende des Jahres 1743 taucht der ehemalige Bauernjunge Hans Kalb zuerst als Jean de Kalb und als Lieutenant im französischen Infanterieregiment Löwendal wieder auf. Wie er ins Ausland gerieth, und wie er sich hier seinen Weg bahnte, insbesondere wie es ihm ermöglicht wurde, sich diejenigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Formen des geistlichen Verkehrs anzueignen, welche zur erfolgreichen Behauptung des von ihm an-

genahmten Abels nothwendig waren, ist bei dem Mangel an zuverlässigen Quellen unbekannt geblieben. Die Geschichte hat es jedenfalls fortan nur mit dem Offizier, dem Baron von Kalb, zu thun. Unter dem Marschall von Sachsen, dem größten europäischen Feldhern zwischen dem Prinzen Eugen und Friedrich dem Großen, kämpft Kalb in Flandern gegen England, Holland und Oesterreich. Sein Regiment hat Anteil, oft entscheidenden, an fast allen Erfolgen der französischen Waffen. Ueberhaupt gibt es mit Ausnahme der Schlacht von Raasdorf und Mairouz kaum ein hervorragendes Ereigniß, bei welchem sich das Regiment Löwendal in den niederländischen Feldzügen nicht ausgezeichnet hätte. In zu untergeordneter Stellung, als daß sein Name in den Berichten jener Zeit besonders erwähnt wäre, ist Kalb jedoch schon damals ein fleißiger und strebsamer Offizier, der unablässig an seiner Ausbildung arbeitet und neben den neueren Sprachen besonders die Mathematik in ihrer Anwendung auf die Belagerungskunst und die innere Organisation der verschiedenen Heereskörper studirt. Dieser Ertrebsamkeit entspricht auch seine schnelle, im Jahre 1747 erfolgte Beförderung zum Hauptmann und Regimentsadjutanten. Zugleich wird er mit den Dienstleistungen eines officier de détail betraut. Diese für einen so jungen Offizier ehrenvolle, aber auch höchst verantwortliche Stellung, welche in seiner Person die Pflichten eines Verwaltungsrathes und Richters des Regiments vereinigte und ihm die Herrschaft im Innern desselben verlieh, konnte nur ein umfichtiger, energischer und gewissenhafter Mann gut ausfüllen. Aber auch über das Niveau eines solchen ragte er bald hinaus. Im Jahre 1754, zu einer Zeit, wo die officielle Welt Frankreichs sich mit dem Plan der Landung einer französischen Armee in England trug, legte Kalb dem Marineministerium den Entwurf zur Errichtung eines aus Fremden angeordneten Marine-Regiments für die Landung in England vor, welcher nicht nur von aussergewöhnlicher, militärischer Einsicht, sondern auch in hohem Grade von Geschäftsfertigkeit und volksthümlichem Scharfblick zeugte. Dieser bis ins Detail ausgearbeitete Entwurf verhoffte ihm zwar die Anerkennung seiner Vorgesetzten, wurde jedoch nicht verwirklicht. Willstich hätte derselbe mehr Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn Kalb nicht zu stolz gewesen wäre, sich, wie ihm gerathen wurde, an den Anhang der Bonapadour zu wenden. — Beim Beginn des Siebenjährigen Krieges ist Kalb Major im Regiment Löwendal. In der Schlacht bei Rossbach gehörte dasselbe zum Corps des Herzogs von Broglie, welches den Preußen bei Wertzburg den Saale-Übergang wehren sollte, indessen nach tapferem Widerstande total geschlagen wurde, dann aber mit dem Corps des Grafen Et.-Germain die Franzosen auf dem Rückzuge vor Vernichtung schickte. Im Jahre 1760, nachdem das Regiment Löwendal aufgelöst und in den Regimentern Anhalt und la Marck aufgegangen war, wurde Kalb durch den Marschall, Herzog von Broglie, zum Generalquartiermeister-Adjutanten (aide-marechal général des logis) bei der Armee des Oberheins ernannt. Durch diese seine neue Stellung, welche

er seit dem 19. Mai 1761 mit dem Range eines Oberstlieutenants bis zum Ende des Krieges bekleidete, wurde Kalb in täglich näherer Berührung mit dem Oberbefehlshaber gebracht. So gewann Broglie eine besondere Vorliebe für Kalb. Als in Folge des Zerwürfnisses, welches die in der Schlacht von Wellinghausen ergriffenen Maßregeln zwischen Soubise und Broglie hervorgerufen hatten, dieser dem Günstling der Bombardur, Brinen von Soubise, weichen mußte, drückte Kalb seinem Beschützer und Freunde seine Theilnahme und seinen Schmerz über diese ungerechte Zurücksetzung in so ungewöhnlichen Worten aus, daß Soubise sein erklärter Feind wurde, ihn von seinem Posten entfernen und als Major dem sächsischen HülsCorps begeben wollte. Dieser Plan gelang jedoch nicht, da die nächsten Vorgesetzten Kalb's ihn nicht missen zu können versicherten. Das persönliche Verhältnis zwischen Broglie und Kalb blieb aber das alte und gleich innige für das ganze spätere Leben beider Männer. — Nach der folgenschweren Schlacht bei Wilhelmsthal (24. Juni 1762), durch welche alle von Broglie erlangenen Vortheile wieder verloren gingen, empfing Kalb für sein tapferes und umsichtiges Verhalten bei dieser Gelegenheit den Orden des militärischen Verdienstes. Das französische Hauptquartier besand sich dann bis zum Frieden in und bei Frankfurt a. M. Während dieser Zeit nahm sich Kalb verschiedener fürstlicher und adeliger Familien an, welche ihre Forderungen an die französische Armee geltend machten. Für diese seine Vermittelung scheint er entsprechend entschädigt zu sein, wenigstens belief sich bald darauf das Vermögen des vorher mittellosen Mannes auf 52,000 Franken. — Nach Beendigung des Krieges wurde sein für dessen Dauer geschaffenes Amt aufgehoben. Kalb konnte von Glück sagen, daß er sich bei Auflösung des Regiments Löwenald eine Hauptmannsstelle im Regimente Anhalt gekauft hatte, denn sie sicherte ihm fürs erste einen festen, wenn auch bescheidenen Rückhalt. Mit dem Range eines Oberstlieutenants war er nun Hauptmann. Seine Bemühungen in Paris, eine seiner bisheriger Charge angemessene Stellung zu erhalten, blieben fruchtlos. Indessen übete sein pariser Aufenthalt eine andere un erwartete Wendung seines Geschicks herbei. Er lernte nämlich die Tochter des Entsets eines durch Colbert nach Frankreich berufenen und von Ludwig XIV. gedachten holländischen Tuchfabrikanten Peter van Robaids kennen. Kalb heirathete sie am 10. April 1764. Seine Ehe war bis zu seinem Lebendende eine sehr glückliche und gehaltene seine äußeren Lebendverhältnisse zu glänzenden. Nach seiner Verheirathung lebte Kalb mit seiner jungen Frau in und um Paris und wurde auf sein Ansuchen gegen Ende 1764 als Oberstlieutenant mit entsprechender Pension zur Disposition gestellt. Aber schon nach Jahresfrist behagte ihm die Ruhe nicht mehr. So trat er denn mit gewichtigen Empfehlungen des Herzogs von Broglie und seines Bruders, des Grafen von Broglie, versehen, mit dem berühmten, aus der Kriegsschule Friedrich's des Großen und des Herzogs von Braunschweig hervorgegangenen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Elpe in

Unterhandlung. Dieser hatte während der letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges in Portugal gebiet und die Angriffe der Spanier erfolgreich zurückgeschlagen. Als er im Jahre 1764 nach Deutschland zurückgekehrt war, um hier drei deutsche Regimenter für Portugal zu werben, suchte ihn Kalb in Büdeburg auf. Die hier angeknüpften Verhandlungen zerstückten sich jedoch, nachdem sie sich zwei Jahre lang hingezogen hatten. Mittlerweile hatte sich Kalb ein ganz neuer Wirkungskreis erschlossen. Seit dem Ende des Jahres 1758 war der Herzog von Coisieux (1719—1785) an die Spitze des französischen Ministeriums getreten. Bei dem Streben dieses bedeutenden Staatsmannes, alle Politik und Waffen, alle Kampfstift und allen Unternehmungsgestift seines Volkes gegen England zu richten, um den alten Glanz und die in den aufstrebenden Kriegen der letzten Decennien verlorene Machtstellung Frankreichs England wieder zu entreißen, waren ihm die aus dem Juxta mit den amerikanischen Colonien für das Mutterland erwachsenen Gefahren nicht verborgen geblieben. Hier war der Punkt, wo er den verhassten Nebenbuhler empfindlich demüthigen, wo er ihn aus den Angeln zu heben hoffen konnte, hier fand sich die so lange ersehnte und endlich eingetretene Gelegenheit, Frankreich wieder zu seinem früheren Einfluß und seiner schiedsrichterlichen Stellung in der europäischen Staatenfamilie zu erheben. Zunächst galt es, die amerikanischen Verhältnisse und den Grad der Wärun gründlich zu ermitteln. Zu diesem Zweck wurde Kalb von ihm in geheimer Mission nach America geschickt, um daselbst möglichst den wirklichen Stand der Dinge zu erforschen. Mit diesem Auftrage trat Kalb in die höhere Politik seiner Zeit und in durchaus neue Verhältnisse ein, die für sein ganzes späteres Leben entscheidend werden sollten. Am 4. October 1767 tritt er von London aus die Reise nach Philadelphia an, wo er nach einer stürmischen Fahrt am 12. Januar 1768 ankommt. Seine Berichte aus den englisch-amerikanischen Colonien, die er von Pennsylvania über New-York und New-York bis nach New-England und Canada bereiste, zeichnen sich durch scharfe Auffassung und gesundes Urtheil vortheilhaft aus. Leider gelangten nur wenige von ihnen an den Ort ihrer Bestimmung, sodas Kalb, der während seines ganzen damaligen amerikanischen Aufenthaltes nie eine Antwort von Coisieux erhielt, Ende April 1768 von New-York aus nach Europa zurückkehrte. Hier erlief er die Kränkung, das der Minister ihm vorwarf, Amerika zu schnell verlassen zu haben. So sah sich Kalb wieder um die Belohnung seines Ehretgetes getäuscht. Er sehen fortan alle militärischen und politischen Pläne ausgegeben zu haben, wie er denn auch einige Monate nach seiner Rückkehr von America das Schloß Milton la Chapelle, drei Meilen von Versailles, kaufte, wo er mehr als zwei Jahre in ländlichem Stillleben verbrachte. Im Jahre 1771 aber forderte ihn der Herzog von Villiere auf, nach Polen zu gehen und dort gleich so vielen französischen Offizieren (Dumouriez) für die Conterrenten von Bar gegen die Russen zu kämpfen. Kalb stellte jedoch seine Bedingungen und

verlangte namentlich den Rang eines Brigadiers und ein festes Gehalt seitens Frankreichs, worauf indessen das Ministerium nicht einging. Er blieb also vorläufig in Gause und schrieb, in seinem Ehrgeiz nach einem größeren Felder der Thätigkeit verlangend, militärische Gutachten und Pläne. Erst 1775 wurde seine erzwungene, wenn auch glückliche Ruhe durch einen kurzen viermonatlichen Garnisonsdienst in Metz unterbrochen, den er wie alle zur Disposition gestellten Offiziere zu thun hatte. Für diese seine Leistungen empfahl ihn sein Vorgesetzter, der jüngere Broglie, dem Kriegsminister Grafen Et. de Vermailon so vorthelhaft, daß dieser ihn mit dem Range eines *Maréchal de camp* für die empörrten Colonien Americas bestimmte, während zugleich der amerikanische Gesandte Elias Deane ihn eigenmächtig als Generalmajor im Dienste der amerikanischen Colonien anstellte. Aber obgleich die französische Regierung bestrebt war, deren Unterstützung zu vermeiden, so wurde sie von dem englischen Gesandten, Lord Stormont, doch durchschaut, der über diese Mission eines „so äußerst fähigen Mannes“ wie Kalb nach London berichtete und dadurch die Ausführung der Expedition, die anfangs über Havre gehen sollte, zunächst vereitelte. Erst der Weltict Lasafette, der in Bordeaux ein eigenes Schiff ausrüstete, ermöglichte sie, und am 20. April 1777 fuhr Kalb, dem Broglie den jungen Lasafette als Edeljüngling beigegeben hatte, von Los Palages in See und landete am 13. Juni an der Küste von Süd-Carolina, etwa einen halben Grad nördlich von Charleston.

Indem Frankreich den aufständischen Colonien seine Unterstützung gewährte, hatte es weiter nichts im Auge, als Englands Macht zu schwächen. America sollte lediglich der Boden sein, auf welchem seine im Siebenjährigen Kriege verloren gegangene Waffenherrlichkeit wiederhergestellt würde. Das dort für seine Freiheit kämpfende Volk kam bei den leitenden Staatsmännern, als sie Frankreichs Hilfe boten, in ihrer cynischen Verachtung des Volkskrieges gar nicht in Betracht. Ein geistiges Verhängnis der hohen Ziele dieses Kampfes lag ihnen so fern wie der Schauplatz selbst, wo das große Drama spielte. Am treffendsten wird diese ganze Anschauungsweise durch die Instruktionen charakterisirt, welche Broglie Kalb mitzunehmen ließ. Nach dieser sollte letzterer darauf hinwirken, daß die höchste militärische Gewalt einem mit Frankreich gemeinsame Sache machenden Manne übertragen würde, welcher in dieser Stellung die Herrschaft im Lande allmählich und unbemerkt an sich reißen und zu Frankreichs Gunsten ausüben sollte. „Das Wesentliche der Sendung“, schreibt Broglie am 11. December 1776 von seinem Handquä Kuffen an Kalb, „mit welcher Sie beauftragt sind, besteht also darin, daß Sie den Nutzen oder vielmehr die unerlässliche Nothwendigkeit der Wahl eines Mannes klar machen, welchem man die Gewalt einräumen müßte, seine Gebiethen mitzubringen und jedem von ihnen die Stellung anzuweisen, die er für passend erachtet. Der Rang des zu Ernählenden müßte ein ganz besonders hervorragender sein, wie z. B. derjenige des Prinzen von Nassau;

seine Thätigkeit dürste sich aber nur auf das Heer, nicht auch auf den Civildienst erstrecken, mit der einzigen Ausnahme vielleicht, daß er die politischen Verhandlungen mit den fremden Mächten zu leiten hätte. Indem Sie diesen Mann vorschlagen, müssen Sie natürlich thun, als ob Sie nicht wüßten, daß er überhaupt eine solche Stellung nur wünsche; allein Sie müssen zu gleicher Zeit zu verstehen geben, daß er bios unter ganz außerordentlichen Bedingungen sich zu den ihm zugemutheten Opfern entschließen würde. Sie müssen ferner auszubedingen haben, daß drei Jahre die längste Zeit sei, für die er sich verpflichten könne, daß er auch nach Ablauf dieser Zeit ein bestimmtes Gehalt beanspruche, und daß er sich um seinen Preis für immer erpartieren wolle. Sie müssen auf diesem Punkte um so mehr bestehen, als die Versicherung, daß der Mann nach spätestens drei Jahren nach Frankreich zurückkehren will, diese Besorgnis ob der ihm einzuräumenden Nachvollkommenheit und selbst den Segen beseitigt, als strebe er in seinem Ehrgeiz danach, der Souverän der neuen Republik werden zu wollen. — Beschränken Sie sich also darauf, die militärische Autorität für den Angustulenden zu fordern, der mit der Stellung eines Generals und Präsidenten des Kriegsraths den Titel eines Generalissimus, Feldmarschalls u. s. w. vereinigen würde. — Natürlich sind große pecuniäre Vortheile für die Vorbereitungen der Abreise, für die Reise selbst und ein bedeutendes Gehalt für die Zeit nach der Rückkehr, ungefahr in derselben Art zu beantragen, wie es für den Prinzen Ferdinand geschehen ist. Sie können die Versicherung geben, daß eine solche Maßregel Ordnung und Deconomie in die Ausgaben bringt, daß sie hundertfach in einem Feldzug ersetzt, was sie kostet, und daß die Wahl von Offizieren, welche ihrem Führer bios auf sein Wort hin und aus Anhänglichkeit folgen, mehr werth ist als die Verstärkung der Armee um wenigstens zehn- oder zwanzigtausend Mann. Sie kennen die Personen, welche diesem Führer ergeben sind, und die unbegrenzte Anzahl von tüchtigen Subalternoffizieren sehr gut, sind sie doch keine Hofsleute, sondern ausgegebnete erprobte Soldaten; Sie kennen besser als andere den großen Unterschied, der zwischen dem einen Manne und dem andern obwaltet, und werden auf diese Punkte besonders Nachdruck legen. Ebenso wenig werden Sie die Wirkung hervorzuheben vergessen, welche eine solche Ernennung bei ihrem Bekannwerden in Europa machen muß. Selbst in einer guten europäischen Armee entscheidet die Wahl des Oberbefehlshabers alles, um wie viel mehr also in einer Sache, in welcher alles erst zu schaffen und zu ordnen ist! Es ist nicht leicht, einen Mann zu finden, der eine solche Aufgabe versteht, sie unternimmt und auszuführen weiß. Wenn die Dinge da hinten (da bas) sich um Guten wenden sollten, so müßten Sie den Congress veranlassen, daß er sofort den kleinen Dubois Martin mit Befehlen und Vollmachten an Herrn Deane zurückschickte. Diese Vollmachten dürften aber nur in dem einen Punkte beschränkt sein, daß sie für vornherein jede Besatzung befreitigten, die aus einer zu weit gehenden Ausübung der

bürgerlichen Machtbefugnisse oder aus einem Ehrgeiz nach der Herrschaft über die Republik hervorgehen könnte. Man will dieser gern militärisch und politisch dienen, aber mit allen Ehren, Würden und Gewalten über die untergeordneten Beamten, überhaupt mit einer wohlgeordneten Macht. — Wenn Sie den kleinen Dubois zurückschicken, so werden Sie mir zugleich den wahren Stand der Dinge und die Stimmung der Geister und zeigen Sie zugleich die Möglichkeit, das Gute zu thun. Geben Sie mir ferner Nachricht von den dem Agenten der Insurgenten gesandten Vollmachten. Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen und Ihrer Karavane eine gute Reise. Ich werde Ihre Aufträge besorgen und bei meiner Ankunft in Paris mit Herrn von Sardinis reden. — Zeigen Sie mir den Empfang dieses Briefes und den Augenblick Ihrer Abfahrt an und schreiben Sie mir unter der Adresse des Abtes St.-Evrad, im Bureau des Herrn St.-Julien, Generalschachmeister des Klerus. Ich unterschreibe nicht. Sie wissen ja, wer ich bin.“ — So drohte an Kalb. Sobald jedoch dieser in den Colonien angekommen war, erkannte er die absolute Undurchführbarkeit der Broglie'schen Pläne und war klug genug, nie etwas von ihnen verkaufen zu lassen und nie einen Schritt zu ihrer Verwirklichung zu thun.

Statt des erwarteten herzlichsten Empfanges fanden Kalb und seine Begleiter jedoch nur Kälte und Mißtrauen. Die eingeborenen Offiziere wollten sich nicht unter „die Fremdlinge“ stellen, und nur dem Takte Kalb's gelang es, seine definitive Befähigung als Generalmajor durchzusetzen. Das gleiche Patent hatte der Lieutenant Lafayette wegen seiner Repräsentation des französischen hohen Adels bereits erhalten. Eine unglückliche Zeit war es, in der sie in Amerika angekommen waren: Philadelphia war in britische Hände gefallen, das Treffen am Brandywine verloren, das bei Germantown ohne Erfolg geblieben, und die kleine Armee mußte Ende 1778 das bekannte traurige Winterlager von Valley-Forge in Pennsylvania beziehen, wie im nächsten ebenso thatenlosen Jahre das Lager bei Fishkill am mittleren Hudson. — Die bitterste Verstimmung bemächtigte sich Kalb's, und nur sein Pflichtgefühl vermochte seine Sehnsucht nach Frankreich und seiner Familie zu überwinden. Seine Briefe an seine Frau und an den Grafen Broglie geben darüber Aufschluß. Der tüchtige Soldat war unzufrieden mit dem Mißtrauen der Colonien, den leberlichen Verpflegungsanstalten und den gegenseitigen Eifersüchteleien der Generale. Dazu kam die große Theuerung aller Lebensbedürfnisse, deren Ankauf das Gehalt, das er bezog, weit überstieg, sodas der sparame Kalb, der doch weder Kaffee noch Wein genoß und an kriegerisches Ungemach hinlänglich gewöhnt war, bittere Klagen führte, die durch die allgemeine Entwertung des Geldes nur zu gerechtfertigt waren. Im Jahre 1780 galten 40 Papierdollars nur 1 in Silber oder Gold, sodas das 2000 Dollars betragende Gehalt eines Generalmajors sich in der That nur auf 50 Dollars belief. Ein Hut oder ein Paar Stiefeln kosteten 400, ein mittelmäßiges Pferd 20,000 Dollars. Im Frühjahr 1780 zahlte Kalb für

ein Nachtquartier mit schlechtem Abendessen und Brod für sich und seine sechs Begleiter in Petersburg in Virginien 850 Dollars! Und zu allem die steten Intriguen der amerikanischen Generale gegen die fremden und die empörende Behandlung derselben selbst von ihren untergeordneten Waffengenossen. Als z. B. auf Kalb's Marsch nach dem Süden an der Spitze der Maryland-Division dieser Staat seinen Truppen eine Riste mit Jucker, Iher, Cognac u. s. w. zukunfte, stellte der Brigadier Smallwood eine Wache daneben auf mit dem Befehl, dem Generalmajor Kalb, als einem Nicht-Maryländer, nichts davon zu verabreichen. — Erst im April 1780 verwickelten sich Kalb's Hoffnungen auf kriegerische Thätigkeit. Washington schickte ihm zum Schutze Carolinas ab, da die Engländer unter Clinton Charleston bedrohten. Aber der gänzliche Mangel an Vorkehrungen zur Verpflegung und zum Transport seines nur 2000 Mann starken Corps verzögerte seinen Marsch, und Kalb sprach die Worte aus: „Ich finde keine Unterstützung, keinen Glauben und keine Tugend in Virginien!“ Da sich Charleston durch die Freigebit seiner torjisch gemütheten Bürger, und der Kongress ernannte eiligst den unverbient berühmt gewordenen Sieger von Saratoga und einen Nebenbuhler Washington's, General Gates, zum Obergeneral für den Süden. Kalb war von Herzen froh, seinen Oberbefehl los zu werden, denn er erwartete bei dem Mangel von Zufuhren und Verstärkungen keine Erfolge mehr von der Expedition. Desho siegesgewisser war Gates und besoldet, wiber die Vorstellungen seiner Untergenerale, auf dem schnellsten Wege dem Feinde entgegenzugehen. Der Weg führte aber durch eine kühle Gegend, in der kaum etwas Mais aufzutreiben war die Versicherungen des Obergenerals, da und dort werde man Lebensmittel erhalten, erwiesen sich als leere Verspiegelungen, und es trat in der unglücklichen Arme beinahe offene Meuterei ein, die nur durch die energischen Vorstellungen der Offiziere gestillt wurde. Eine kleine Quantität Mais und die Verringung mit der nort-carolinischen Miliz unter General Caswell belebte den Muth der Truppen aufs Neue, welche nunmehr gegen Camden vorrückten, wo die Engländer unter Lord Kamdon standen. Die strategische Unsicherheit des Generals Gates erlaubte diesen die unbedachte Vereinigung mit Lord Cornwallis und dessen frischen Truppen, während nur ein Häuflein undisciplinirter virginischer Milizen die sogenannte amerikanische Armee verstärkte. Alles in allem zählte diese am Morgen des 15. August 3052 Kampfsfähige, denen an 2500 kampfsgeübte englische Truppen unter den bewährtesten Führern gegenüberstanden. Die Schlacht war für beide Parteien eine Nothwendigkeit geworden; für die Amerikaner, um in bebauten Land zu kommen, für die Engländer, um nicht von der See küste abgeschnitten zu werden. So rückten denn in der Nacht zum 16. August beide Heere zum Angriff vor und stießen halbwegs aufeinander. Kalb allein war der Deder Washington's gemäß für den Rückzug gewesen, aber überstimmt worden. Die Engländer saßten sich zuerst und nahmen eine durch Sümpfe wohlgedeckte Defensiv-

stellung ein, während Gates noch den Fehler beging, die rohen Willigen ins erste Treffen zu stellen, was dem Witz eines Cornwallis nicht entging. — Der Kampf begann. Kalb befehligte den rechten Flügel, Gadsdell das Centrum und Stevens den linken Flügel. Gleich auf den ersten Stoß warfen die Birgiter ihre noch geladenen Gewehre weg und verstrickten auch die Nordcarolinier in ihre schimpfliche Flucht. Der Obergeneral Gates folgte ihrem Beispiel, um, wie er sagte, „die Schurken zurückzuholen“. So fiel die ganze Last der Schlacht auf die Marylander und Delawareer der Division Kalb's, die mit beispielloser Tapferkeit suchten und dreimal zum Angriff vorgingen. Schon war Kalb das Pferd unter dem Leibe getödtet, schon blutete er aus einer Kopfwunde, aber wieder führte er zu Fuß seine Braven ins Feuer. Da sank er von mehreren Kugeln zugleich getroffen; sein Fall aber wurde das Zeichen zur Flucht der Amerikaner. Vergebens hatte Kalb's Adjutant, Dubuysson, sich über den General geworfen und die Stöße der wüthenden Engländer mit seinem Leibe abgewehrt, der General starb am 19. August 1780 an seinen 11 Wunden und wurde von seinen Feinden ehrenvoll bestattet. Seit 1825 bezeichnet ein Denkmal die Stelle, wo er fiel. Der gerade um Besuch anwesende General Kapapette wickte es ein. Vierundzwanzig Granitssäulen, der Zahl der damaligen Staaten entsprechend, schließen die Reihe des Helden ein. — Kalb war ein kräftiger und schöner Mann, eine durch Ernst und Milde imponirende Erscheinung. Seiner äußeren Gestalt nach ein wahrer Hüne, mehr als sechs englische Fuß groß, errug er die Leiden und Entbehrungen des Soldatenlebens mit spielender Leichtigkeit. Mit großer Mäßigkeit und Vorsicht verband er eine außerordentliche Geduld und jene physische Kraft und Zähigkeit, ohne die ein Held gar nicht denkbar ist. Während des Krieges in Amerika stand Kalb gewöhnlich schon vor Tagesanbruch um 4 Uhr auf, arbeitete bis 7 Uhr und nahm dann sein bloß aus Brot und Wasser bestehendes Frühstück. Dann arbeitete er wieder bis 12 Uhr, ritt oder ging aus und aß darauf zu Mittag. Seine ganze Mahlzeit bestand aus Suppe, Gemüse und Fleisch, wozu er nur Wasser trank. Abends begab er sich sehr früh zur Ruhe. Von seinen Soldaten wurde er wegen seiner Anspruchslosigkeit und Freundlichkeit wie ein Vater geliebt und geehrt. Kalb hatte einen gesunden Verstand, einen festen und hellen Witz, warfte sich leicht und schnell herein in die ihm fremdesten Verhältnisse hineinzugeteilen und verband mit einem eisernen Fleiß ein strenges Pflichtgefühl. Er war kein genialer, großartig angelegter Mensch, allein ein ehrgeiziger, unternehmender und energischer Charakter, welcher vor keinem Opfer zurückzuredete, wo er hoffen durfte, Ruhm, Auszeichnung und Beförderung zu erlangen. Kalb sprach und schrieb Französisch sehr fließend und leicht, wenn auch nicht so elegant wie ein Eingeborener. Inmitten der des Deutschen mächtig war, läßt sich nicht ermitteln, weil sich in allen seinen Papieren auch nicht eine einzige deutsche Zeile fand. Das Englische war ihm geläufig, obgleich er sich etwas gedungen und nicht frei darin ausdrückte. —

Seine Ehe mit Anna Elisabeth Emilie von Kobais war eine glückliche. Es entsprangen derselben drei Kinder, von denen der älteste Sohn Friedrich, geboren am 18. Mai 1765 zu Paris, im October 1793 revolutionirt wurde, nachdem er beim Ausbruch der Revolution sich den royalistischen Emigranten angeschlossen hatte, später aber nach Frankreich zurückgeführt war, um die Rückgabe der confiscirten Familiengüter zu erwirken. — Die Tochter Anna Marie Caroline, geb. 25. Mai 1767, heirathete 1787 den schweizer Kaplan Lucas Geymüller und starb 24. Januar 1829 aus dessen Witwe. Der zweite Sohn Kalb's, Eilr, geb. 9. März 1769, starb 7. September 1835 in Wilson la Chapelle, nachdem er beim Ausbruch der Revolution ausgewandert und insolge der Anwesenheit erst 1802 in seine Heimat zurückgeführt war. Beide Söhne hinterließen keine männlichen Nachkommen.

Vgl. Friedrich Kapp, Leben des amerikanischen General's Johann Kalb (Stuttgart 1862), welche Schrift sich durchweg auf bisher unbekannt gewesene deutsche, französische und amerikanische Staatschriften und Quellen stützt. (Friedrich Kapp.)

KALB, das Junge des Hirsches und Rehcs, insbesondere aber des Rindviehes von der Geburt an bis zum zurückgelegten ersten Lebensjahre. Das männliche Kalb heißt Ochsen oder Bullen, das weibliche Kuhkalb. (William Löbe.)

KALBE ist der Name eines Kreises der preussischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, von der Elbe, Saale und Bode durchflossen und reich an Salz und Braunkohlen wie an Gewinnung von Zuckerrüben. Hinderlich führt die Magdeburg-Göthen-Halle-Leipziger Bahn mit Schönebeck, Quaden; die Zweigbahn Schönebeck-Stassfurt mit Schönebeck, Eggersdorf, Eisdorf, Förderstadt und Stassfurt; die Magdeburg-Erfurter Bahn. Der Kreisgerichtsbezirk Kalbe umfaßt diesen Kreis und einen Theil von Mansleben. Die Fläche des Kreises ist 9559 □ Meilen oder 52,607 Hektaren. Die sechs Städte desselben sind: Schönebeck, Stassfurt, Kalbe a. S., Barbis, Alten und Groß-Salza; von den 41 Landsgemeinden zählen mehr als 2000 Bewohner: Biere, Aghendorf, Bernburger Vorstadt von Kalbe und Förderstadt. Die Zahl der Ortsteile ist 15, die der Wohnhäuser 9557, die der Haushaltungen 19,303; männlichen Geschlechts sind 42,282, weiblichen 42,331, also (1880) die Zahl der Bewohner 84,613 (1819: 36,621). — Die Kreisstadt Kalbe an der Saale liegt in 54 Meter Höhe, 3 Kilometer vom Bahnhofs Saale und zählt 8522 Einwohner (1816: 3966). Die Bewohner sind beschäftigt in einer Streichgarn-Waschinenpinnerei, Tuch-, Papiers-, Del- und zwei Zuckerraffinerien, Dampfmaschinenfabrik, Spiritusbrennerei, Färberei, Brau- und Holzgeräth- und mit Ackerwirtschaft, da $\frac{1}{4}$ des der Stadt gehörigen Bodens Acker ist. — Kalbe an der Wilde, in demselben Regierungsbezirk, Kreis Salzwedel, an der Müde, 8 Kilometer vom Bahnhofs Bismark, zählt 1720 Einwohner (1816: 1273), die Garten-, Tabak- und Hopfenbau betreiben. (G. A. v. Klöden.)

KALBE, FERSE, STARKE, das Rind weiblichen Geschlechts im Alter von einem Jahre bis nach der folgten Kalben.

(William Löbe.)

KALBEFIEBER, MILCHFIEBER, GEBAERFIEBER, Krankheit der Hausgäuhire, insbesondere der säugenden Kühe, kommt meist nur in Ställen vor, wo sehr reichlich gefüttert wird, ohne daß man bestimmte Erregungsursachen anzugeben vermag. Gewöhnlich zeigt sich die Krankheit 2—4 Tage nach dem Kalben; sie kommt in manchen Jahren häufiger vor als in andern. Das kranke Thier frist nicht mehr, zittert, trippelt mit den Hinterfüßen, legt sich nieder und kann sich nicht wieder erheben. Im höchsten Stadium der Krankheit liegt das Thier ausgestreckt auf der Seite mit dem Kopf auf der entgegengesetzten Seite. Die Extremitäten werden kalt, das Thier höhnt, brüllt, knirscht mit den Zähnen, das matten Bild, verdrückt die Augen, schlägt mit den Hinterfüßen, die Milch versiegt ganz, der Bauch ist zuweilen aufgetrieben, der Brust geschwollen und heiß, und die Nachgeburt geht in der Regel nicht ab. Die Krankheit besteht meist in Entzündung der Theile des Bauches, welche das innere Beden auskleiden, die daselbst gelegenen Organe überziehen und die besten Mutterdrüsen bilden, oder es ist zu gleicher Zeit eine Gehirns- und Darmentzündung damit verbunden. Das Fieber entsteht gewöhnlich kurz nach der Geburt und zeichnet sich durch große Neigung zu Aufschümpfungen in die Bauchhöhle und Verbindung mit nervösem Fieber aus. Der Verlauf des Fiebers ist oft so schnell, daß, wenn nicht sofort ein zweckmäßiges Heilverfahren eingesetzt wird, der Tod binnen 24 Stunden erfolgt. Hat die Krankheit einen heßen Grad erreicht, so ist es am gerathensten, das Thier sofort zu schlachten. Ursachen der Krankheit sind entweder zu starke Fütterung in der letzten Zeit der Trächtigkeit und in der ersten Zeit nach dem Kalben, oder ungeschickte, rohe Hülfleistung bei der Geburt. Um die Krankheit zu verhüten, darf man in der letzten Zeit der Trächtigkeit nicht zu stark füttern, muß nach der Geburt leicht verdauliches Futter und Kleien- oder Weichtstränge geben; wenn die Milch zu frühzeitig eintreten und das Guter stark angefüllt sein sollte, die Milch noch vor dem Kalben abmelken. Wo das Kalbefieber häufig auftritt, soll man die Mutter, falls das Junge normal liegt, bei der Geburt nicht sofort unterstutzen, und unmittelbar nach Austritt des Kalbes beide Säuglappen in der Weise mit einer Hand umfassen, daß die Eham völlig geschlossen wird und keine Luft einbringen kann. Unbedingt nothwendig ist Vermehrung zu bligen Futter, namentlich der Abfälle von Brennereten und Brauereien, sowie Roggenkörner. Längere Zeit vor dem Kalben soll man die trächtigen Thiere sich in der freien Luft bewegen lassen. Nächstem Jahre man solche Kühe zur Zucht vermeiden, deren Mütter von dem Kalbefieber befallen worden sind. Bei ausgebrochener Krankheit sind die Thiere in einen zugfreien, warmen Stall auf hohe, trockene Streu zu stellen und mit einer Decke zu belegen. Jedem erkrankten Thiere werden sofort 3 Kaffeelöffel Brechweinstein, aufgelöst in 2½ Liter Wasser, eingegeben.

Nach einer Stunde wendet man dasselbe Mittel in der Gaben mit etwa zehn Minuten Unterbrechung an, aber nur 1 Kaffeelöffel Brechwein in einer Flasche Wasser; nach je zwei Stunden folgen weitere drei solche Gaben. Gleichzeitig reibt man die Kreuzgegend mit 45 Gramm eines Liniments ein, das aus 75 Gramm Oleum terebinth., 75 Gramm Liqueur Ammon. Caust., 50 Gramm Oleum lini und 75 Tropfen Oleum croton besteht. Auch die Kaltwassercur ist hülfreich. Man übergießt den Kopf des kranken Thieres 12 Stunden lang und noch länger wiederholt mit kaltem Wasser, besonders in der Gegend des Gehirns. Innerlich gibt man bei dieser Behandlung Kamillenthee mit Salzsäure, wendet schleimige Klystiere mit Salz an und reibt den Rücken mit warmem Essig ein. Die Symptomathie wendet sofort Aconit in Verdünnung, nämlich 12 Tropfen in Wasserlösung, an; tritt Besserung ein, abwechselnd sündlich Aconit, und Bryonia alba. Sollte die Nachgeburt noch nicht abgegangen und die Bauchleiten bei der Berührung noch etwas schmerzhaft sein, so wird zweifelhafte wechselseitige Bryonia und Belladonna gegeben. (William Löbe.)

KALCHAS (ursprünglich, nach Eust. ad II. II. 569, Chalcos, bei Plaut. Calcas), Sohn des Thestor (II. I. 690. Schol. zu Apoll. Rhod. I, 139. Hygin. Fab. 97. 190. Quint. Smyrn. VI, 57. 68), deshalb Thestorides (s. Th. Zenodor. 104 Däntzer), mehrfach auch lediglich durch dieses Patronymion bezeichnet (Ovid. Metam. XII, 19. 27. Stat. Achill. I, 497. 516). Bruder des Alkides (II. XII. 894), Abkomme des Abas (Eust. ad II. I, 70), war aus Megara (Pausan. I, 43. I) aber Mytend (Hyll. 97) gebürtig. — Von ihm handelte eine Schrift des Antisthenes (Diog. Laert. VI. Serm. 17, p. 324 Meibom).

Auf des Kalchas berühmte Echerkunst deutet schon sein Name (über dessen Flexion: Ebeling, Lex. Homer. s. v., Forcellini, Lexicon. Onomasticon. II. XI, p. 61 de Vit, Charisius, Inst. gr. I, p. 50, Ritschl, Prolegomena p. LXXXVII). Man leitete ihn von *καλῆς*, Purpurnuschel, ab (Eust. l. c., Schol. zu Soph. Ant. 20), woher *καλχαιεύς*: purpurn färben, wie die Farbe der bewegten See, unruhig und bewegt denfen (Eurip. Herakl. 40, Soph. Ant. l. c. mit den Bemerk. von Nougare, Gerhardt, G. Hermann und des Schol.: *ἀντι τοῦ πορφύρεου καὶ τεταραμένου ἑσπορίσθου*), sinnen, denken, weißagen (Elym. Magn. *καρὰ τὸ καλχαιεῖν ὃ ἐστὶ κατὰ πάθος μωραῖν ἢ ὃ τα βῆθη τῶν μαυρίων ἱερῶν ἢ ὃ τοῖς βασιλεῖσι μαυρίματα παροῖον*. Eust. l. c. *καὶ ὅτι καλχαιεῖν ἔπος ἢ τὸ πορφύρεον κατὰ τὸν βῆθιον ὡς ἐκ τῆς χάλου ἢ τὸ μαυρίσθαι ὡς ἐκ τοῦ Κάλχαιου δῆλον ἀπὸ τῶν παλαιῶν*. Henr. Steph., Thea. IV, 910: *καλχαιεῖν*, alte mente cogitans). Eigentümlich Klaußen, Aeneas und die Penaten, Ann. 2412: „sinrende Echerkunst.“

Apollo's Günst hat ihm die Gabe der Mantil verliehen (II. I, 72. 87. *Lycophr.* Cass. 426: *Κολτὸν κίχων* = *Cubicularis Cygnum*. Stat. Achill. I, 496. 552), die er vornehmlich als Vogelshauer übte (II. I, 69 sq.,

II, 300, *Zenodor*. 104, Düntzer: *οἰωνοκόλων ἐξ ἄριστος*, *Cic.* De divin. I, 40, De nat. D. II, 3, 7. *Ovid.* Met. XII, 19. *Hygin.* 97, 1289; doch war er auch mit jeder sonstigen Art der Weissagung vertraut (vates *Virg.* Aen. II, 122, v. celeberrimus *Cic.* Leg. II, 3, divinandi arte praeissimus. *Ovid.* De arte amat. II, 737, futurorum praecisus *Diect.* *Cret.* I, 15, II, 30, *Φρακπός*, *Tryphiodor.* *Ἄλωος Ἰλιου* 172), ein Spiegel von guter Zeichnung im Museum Gregorianum (I, XXXIX und Gerh. d. Strauß. Spiegel, Taf. CCXXIII, Text III, S. 212) zeigt ihn z. B. in der Ausübung der Ersiplicien; die ihm von dem Künstler gegebene Bekleidung deutet auf hohen Geistesreichtum, die Vorstellung als Orakel (cf. *Tzetzes* zu *Lyk.* Cass. 426: *Κίκων* — *διὰ το γηραιὸν καὶ το μακρῶν*. *Tzetzes*, *Posthomerica* 666 sq. gibt seine genaue Personalsbeschreibung) hat er mit allen Sehern gemein.

Sein Ruhm war sehr groß, viele ehrende Beinamen werden ihm gegeben, er wird gern mit anderen bedeutenden Sehern zusammen genannt (*Lucian:* *διὰ τὴν εὐχὴν πρὸς Ἡλόδο* v. *Cic.* De nat. Deor. II, 3, 7), Weiße und Weissagungs-Fähigkeit werden als Calchantes bezeichnet (*Anthol.* Gr. VII, 688: *ὄνο Καλχάντες*, *Plaut.* *Merc.* V, 1, 104 *Calcas* iste, etwa auch *Gellius* bei *Charis* *Inst.* Gr. I, 50 *huius Calchae*).

Seine Hauptthätigkeit bewährte er im Trejanischen Kriege. Er hatte vorausgesehen, daß nur unter des Achilleus Mithelung derselbe glücklich werden könne (*Apollod.* III, 13, 8), und hatte durch seine Kunst den Aufenthalt des Verborgenen angegeben (*Stat.* *Achill.* I, 516 sq.). Die verkammelten Griechen läßt er schwören, nicht abzusuchen vom Kriege, daß Ilion und das ganze troische Reich gefallen (*Diets.* *Cret.* I, 15). In den Ägypten wurde berichtet (nach *Proclus*, *Chrestom.* p. 235, 12 bei *Westphal*, *Script.* *metr.* gr.), wie er aus der Zahl der Sperlinge im Nest, die von einer Schlange verzehrt wurden, die Zahl der Jahre, welche der Krieg dauern würde, gebräut (auch in einer Erzählung in der II, II, 322 sq., ferner bei *Ovid.* *Met.* XII, 19 sq. *Hygin* 97. *Eustath.* ad II, I, 106. *Cic.* De divin. I, 33, 72. *Maerob.* *Sat.* V, 14, 13. *Diect.* IV, 18, *Quint.* *Smyrn.* VIII, 475. *Tryphiodor.*, *Ἄλ. Ἰλ.* 132; *Apul.* De deo *Socr.* 18); in Aulis verlangt er, um den in fortwährender Windstille sich offenbarenden Witterungs der Götter zu hören, die Opferung der Iphigenia (in den Ägypten nach *Proclus* l. c. p. 235, 25, *Paus.* IX, 19, 6. *Ptolem.* *Heph.* bei *Phot.* V, p. 190. *Westermann*, *Myth.* Gr. *Eust.* l. c. I, 106. *Ovid.* XII, 27 sq. *Propert.* IV, I, 111 sq. *Virg.* Aen. II, 116, *Diect.* I, 21, wo er vereint mit *Dionysus* und *Meneios* sie zum Opfer schmückt, *Euripides* *Iphig.* *Taur.* und *Aul.*, f. darüber *Welder*, *Epichor* *Cyclus*, I. S. 144, *Ann.* 79. *Ennius*, *Sphigenia*, f. *Ribbeck*, *Die röm. Tragödi.* S. 94 sq.). Auf den griechischen und römischen Bildwerken, die diese Scene mehrfach darstellten (D. Zahn, *Archäol.* *Beiträge*, S. 378—393 und *Dover*, *Gallerie berühmter Bildwerke* S. 314—323), und unter denen das Gemälde

des Timanthes (Ol. 76), auf welchem Kalchas „traurig“ erschien (*Valer. Max.* VIII, 11, 6), sehr berühmt war, schied der Seher sich an, das Opfer zu vollbringen, während die Weisheit, nach der *Agamemnon* selbst der Opferer war (*Eurip.* *Iphig.* *Taur.* 8, 360: *ἰεῖρας δ' ἦν ὁ γεννίστερας πατρός*. *Hyg.* 98 *cum pater eam immolare vellet*) von den Verfertignern der berühmten jährlichen etruskischen *Wäscendissen* (Gesammelt bei *Brunn*, *I Rilievi delle urne etrusche* l. tv. XXXV—LXV, p. 40 sq.) adoptirt ist, wie Zahn bemerkt, indem sie das Opfer durch einen gräcischen Mann beibringen lassen.

Nachdem er fälschlich allen Theilnehmern am Kriege glückliche Heimehrer verheißt (*Prop.* IV, I, 109), beginnt die Seesahrt unter seiner Leitung (II, I, 71: *καὶ νηῶς ἠγείρατο Ἀγαῶν Ἴλιον εἶσω ἦν διὰ μακροσύνην*, cf. *Eustath.* ad h. l. und ad I, 59. *Apul.* De deo *Socr.* XVIII *classum deduxit*), die ihm wegen seiner Weisheit anvertraut wird (*Cic.* De divin. I, 40, 87 *ducem classium fuisse ad Ilium auspiciorum credo scientia, non locorum*); doch haben Epitrate aus dem *Hygin* des *Hom.* gefolgert, daß er ein Krieger gewesen, *Dietz* (I, 17) läßt ihn mit 20 Schiffen aus *Marnanum* zu den Griechen stoßen, *Tzetzes* (*Posthom.* 645) ihn unter den 23 *καίμονες κινῶνς ἄρτος* im hölzernen Ros Biaz nehmen, während ihn *Hygin* (128) richtig unter den Beamten der Expedition aufzählt.

So ehrenvoll seiner mehrfach in der *Ilias* gedacht wird, tritt seine Thätigkeit bei *Hom.* nur sehr wenig hervor. Er erkennt als Ursache des *Jornes* des *Apollo* die seinem Priester *Chryses* angethane Schmach (dieser Moment ist dargestellt auf der *Tabula Iliaca*, f. D. Zahn, *Griechische Bilderschoniten*, S. 11) und kündigt sie (II, I, 92 sq. *Diect.* II, 30); sonst tritt er handend bei *Hom.* nicht auf. Unter seiner Gestalt erscheint einmal Poseidon bei den Griechen (II, IV, 45, 70).

In den nach-Homerischen Gedichten spielt er eine weit bedeutendere Rolle. Auf seinen Rath greifen die Griechen den *Helenos* (*Conon*, *Narrat.* 34); er heisst den *Raub* des *Pallabium* (*Sil. Ital.* XIII, 41 sq., vgl. damit die *Lüge* *Simon*'s bei *Virg.* Aen. II, 176 sq.), kündigt den baldigen Fall der Stadt (*Diect.* V, 7), befehligt mit den andern Heben das hölzernen Ros (*Tzetzes*, *Posthom.* 645, *Tryphiodor.*, *Ἄλ. Ἰλ.* 645) und fordert den *Tod* des *Hippanax* und die *Opferung* der *Polyxena* (*Serv.* zu *Virg.* Aen. III, 489, *Seneca*, *Troades* 533, 592—636, auch im *Astyanax* des *Accius*, f. *Ribbeck*, *Röm. Trag.* S. 412—416, der, in *Tragicorum Rom.* fragm. p. 168 V., das arg versehene fragment wiederherstellt: *tum Calcas quidem (iam) pridem religiosem iactans desisset exercitum morari meque ad domum itione acere tuo obsceno omine*. — Auf der Darstellung nach des *Steifdorfs* *Ἴλιον κέρως* auf der *Tab. Iliaca* ist Kalchas bei der Opferung der *Polyxena* gegenwärtig, f. D. Zahn, *Ör. Bilderschoniten*, S. 37). *Biederle* dichtete über ihn *Quint. Emprnanus*, er läßt ihn dem stiehenden *Aeneas* weissagen (XIII, 333), mahnt

die Griechen, den steinernen Hund, in den Gefabe wandert ist, mit in die Heimat zu führen (XIV, 352) u. s. w.

Von seinen Schiffsalen nach dem Falle Ilios erzählten die Nostoi (nach *Proclus*, Chrestom.; s. Etiele im *Philologus* VIII, S. 60 sq.). Während die übrigen Griechen ihre Heimfahrt zu Schiffe antraten, wandert er, Sturm bei den Iapharischen Felsen fürchtend (*Quint. Smyrn.* XIV, 362–367) oder den morisch gewordenen Schiffen nicht vertrauend (*Theopomp.*, *Eustath.* und *Schol.* ad II, II, 135), allein mit Amphilochos, des Amphiaras Sohn (Hesiod, in der *Relampodie* nach *Strabo* XIV, 642. fr. 117 ed. Paris. Lehrs p. 59. *Quint. Smyrn.* XIV, 365 sq.) oder mit ihm und anderen Gefährten (*Proclus*: Calchas, Leontios, Polypoites u. a., *Tzetzes* ad *Lyk.* Cass. 426, cf. 980 mit *Amphilochos*, *Leontios*, *Podalirius* und *Polypoites*, *Dag. Pausan.* VII, 3. 7. *Herodot.* VII, 91. *Strabo*, 668. 675. *Conon* 6) zu Fuß nach Pamphylien. Bei ihrer Ankunft am Heiligthum des flarischen Apollo bei Kolophon erfüllt sich ein früherer Orakelspruch, welcher dem Kalchas den Tod veründet hatte, wenn er auf einen Weisager treffe, dessen Kunst der seinigen überlegen sei (*Soph.* *Elektrus* *anaxagoras* bei *Strabo* 643, und *Kallinos* *ibid.* 668. *Tzetzes* ad *Lyk.* 426 sq. 980). Jenem Heiligthum stand Mopsos vor, Sohn des Kreteas Rhakios oder des Apollo und der Manto. Kalchas trat ihm mit der Frage entgegen, ob er die Zahl der Früchte an einem wilden Feigenbaume angeben könne, was er ohne Säumen that (*Hesiod.* bei *Str.* 642, *Eust.* ad II, I, 70, ad *Od.* XXI, 28, *Lyk.* Cass. 426 sq. und *Tzetzes* ad h. l. und ad 980. *Servius* zu *Virg.* *Ecl.* VI, 72, wo es aber heißt pomorum numero cuiusdam arboris contenderunt) und nun an Kalchas die Aufforderung stellte, die Zahl der Jungen anzugeben, welche eine vor ihnen lebende trüchtige Eau gebären werde. Als Kalchas schwieg, nannte Mopsos eine Zahl, die sich hernach als die richtige erwies (*Pherekydes* bei *Strabo* I. c., *Lykophon* mit *Tzetzes* I. c.). Ober Kalchas weissagte dem Amphimachos, dem König der Lykier, fälschlich den Sieg, den Mopsos ihm absprach (*Conon* Narr. 6. 5). Kurz, sich überwinden sehend (den nur *Seneca*, *Medea* 655 sq. schreibt in dem Wettkampfe dem Kalchas den Sieg zu), starb Kalchas aus Gram (*Hesiod.* bei *Strabo* I. c. *Eust.* ad II, I. c., *Servius* und *Lykophon* I. c.), oder er legte selbst Hand an sich (*Conon* Narr. 6, *Tzetzes* 426). Er wurde dort von seinen Genossen bestattet. Zwar sagt der Wortlaut bei *Proclus*: οὐ πέρι Κάλχαραν — Τηγεσταν ἑταβῶνα τελευτήσασσαν δῆατοῦ, und manche (wie *Wessphal* bei *Proclus* *Script.* metr. gr. p. 240, *Welder*, *Epischer Gesells.* II, 289. 16) behalten diese Lesart bei; da aber der Tod des Kalchas zu Kolophon so vielfach bezeugt ist, *Tzetzes* dagegen nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Alten anderswo gekorren ist, die Fügung im Originaltext des *Proclus*: οὐ πέρι Κάλχαρα . . Κάλχαρα Späteren leicht irthümlich der Verbesserung bedürftig erscheinen konnte, bei *Tzetzes* auße-

dem Κάλχαρα δῆατοῦ steht, so ist wol (mit *Risch*, *Eagenpoesie* II, 1, S. 35, *Schneider* im *Philologus* I, S. 32, weitere Nachweise bei *Etiele* ebenda VIII, S. 60, *Mum.* 51) bei *Proclus* statt *Tηγεσταν*: Κάλχαρα zu lesen.

Andere verlegen den Tod desselben nach *Mallos* (*Sophokles* bei *Strabo* XIV, S. 675 und 642. *Quint. Smyrn.* XIV, 368), andere nach dem *Stris* (*Lyk. Cass.* 978) oder nach dem Hain des Apollo bei Ornoi an der Grenze Myiens und Joniens (*Euphorion*, *Fragm.* 46, p. 401. *Reinck. Serv.* zu *Virg.* *Georg.* VI, 72), wo dem Weinreben pflanzenden Kalchas ein Weisager kündet, er werde den aus denselben erzeugten Wein nicht trinken. Beim frühlichen Mahle, zu dem er auch den Unglückspropheten geladen, fezt Kalchas lust den vollen Becher an die Lippen, als jener seine Prophezeiung wiederholt, worüber Kalchas so ins Lachen geräth, das er erstickt. Nach *Euphorion* (l. c. 978 und *Tzetzes* dazu) aber sollte *Gereus* auf seinem Zuge gegen *Gaeus* den Kalchas erschlagen haben, weil er ihn verrieth.

Dem Kalchas wird die Gründung von Selge in Pisidien zugeschrieben (*Eustath.* 570), und in Lucanien, wo er einst die Gegend um *Atina* beherrscht haben sollte (*Plin.* *Nat. hist.* III, 16. 5), war auf dem Gipfel des Hügels *Orion* in *Dauonia* ein Heiligthum von ihm neben dem des *Podalirius* (*Lyk.* Cass. 1046). Dort opferten die Drakel Suchenden einen schwarzen Widder und empfangen, auf einem Fels schlafend, durch Incubation ihre Antwort (*Strabo* VI, 284). (*R. Gaedechem.*)

KALKCREUTH, ein altes deutsches Adelsgeschlecht. Stammwappen sind drei kreuzweise geteigte Ziegenfüße (Instrumente zum Brechen des Kalksteins). Den Namen hat das Geschlecht von der Dertschaft Kalkreuth in Mittelfranken, die ein Lehn desselben war. Spätere Nachrichten nennen *Andreas* von Kalkreuth als militärischen Baumeister des Kaisers *Maz* im Oberinthal. Sein Sohn trat in den Deutschen Ritterorden und fiel bei der Vertheidigung Wiens gegen die Türken (1529). Ein anderer Zweig der Familie wandte sich Mitte des 12. Jahrhunderts nach der Markgrafschaft Weissen und baute dort die Burg Kalkreuth bei Großenhain, die aber schon 1226 zerstört wurde. Um 1260 wurden die Kalkreuth mit *Dolzig* belehnt. Auch in der Gegend bei Sagan wurde ein Dorf Kalkreuth gegründet. Böhmische Lehnbriefe bezeugen den Besitz der Familie daselbst. Dieser ging im Dreißigjährigen Kriege meist verloren, wo sie gegen den Kaiser handt. Im 15. Jahrhundert gründete sie im Herzogthum Gloggen die Linie Klemzig, Pommerzig und Wolken, welche noch blühen. Ein Zweig derselben besaß die hohe militärische und Hofämter in Dänemark, erlosch 1830. Von der Linie Pommerzig ging *Heinrich* von Kalkreuth nach Polen, und führte mit seinem Vetter *Adam* von Kalkreuth den *Johann Sobieski's* Reitertruppen zu, welche die Leibgarde des Königs bildeten. Beide erwarben sich dabei hohe Verdienste im Kampfe und wurden vom König dafür mit dem polnischen Inbigenat belehnt. Von der Familie existiren jetzt noch die Linien: a) Linie Klem-

zig und Wolmersdorf mit den Häusern Eitergedorf, Hadenpaffel, Hohenwalde, Rogendorf, Ober- u. Niedermeschau; b) die Linie Pommernzig mit den Häusern Etenitz, Weisenfer, Kutzig, Obergörzig, Samt, Eggedorf, Muchoczyn, Rannendorf, Arensdorf, Schönborn; c) Linie Jawada.

Besonders zu erwähnen ist aus diesem Geschlechte Friedrich Adolph Graf von Kalckreuth, königlich preussischer Feldmarschall, geboren am 22. Februar 1737 zu Sottershausen bei Sangerhausen in Thüringen, gest. am 10. Juni 1818 zu Berlin. Er war der Sohn des Herrn von Kalckreuth, Major in Diensten des Herzogs Friedrich Adolph von Weisenfels. Kalckreuth verlor früh seinen Vater, wurde 1747 in das Seminar der Wärischen Brüder zu Keulsau aufgenommen und kam von hier in eine Pensionsanstalt der französischen Colonie. Am 25. Januar 1752 trat Kalckreuth in das Regiment Garde-bu-Corps ein und fand im Siebenjährigen Kriege vielfach Gelegenheit sich auszuzeichnen. Er ward Adjutant des Prinzen Heinrich und erhielt 1762 in seinem 24. Lebensjahre den Rang eines Majors. 1786 beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. wurde Kalckreuth in den Grafenstand erhoben. Dem Feldzuge gegen Holland 1787 wohnte er als Generalmajor bei. Vortrefflich machte er sich durch die Einnahme der Festung Neuwereiduis verdient, die er an der Spitze von 120 Reitern und 740 Mann Infanterie nebst einer 3pfündigen Kanone nahm, während man 54 Kanonen im Plage vorfand. Am 24. August 1790 avancierte Kalckreuth zum Generalleutnant und zeichnete sich 1792 in dem Kriege gegen die französische Republik vielfach aus. Er beschleunigte die Uebergabe von Verdun und wurde nach der erfolglosen Kanonade von Valmy im Anfang October zur Sicherung von Verdun entsendet, um diese Stadt zu decken. Das Aufgeben dieser Festung war bei dem weitem Rückzuge der Armee nothwendig geworden, die diplomatische Gewandtheit Kalckreuth's aber brachte es dahin, daß die Franzosen sich dagegen verpflichteten, die preussische Armee auf ihrem ferneren Rückzuge nach Kongow nicht zu beunruhigen. Während sich die verbündete Armee aus der Champagne zurückzog, eroberte der französische General Custine Mainz (am 21. October), und die Wiedereroberung dieses wichtigen Plazes wurde das Hauptobject des nächsten Feldzuges; Kalckreuth übernahm den Oberbefehl des Belagerungskorps, welches 38,000 Mann stark war. Die enger Einschließung von Mainz fand den 14. April 1793 Raat. In der Nacht zum 31. Mai unternahmen die Belagerer einen Ausfall gegen die Mitte der Einschließungslinie, wo es ihnen beinahe gelungen wäre, den Grafen Kalckreuth in seinem Hauptquartier zu Marienborn aufzubrechen. Die Ueberwachung war vollständig, aber die Franzosen benutzten die errungenen Vortheile nicht mit der gehörigen Energie und mußten sehr bald der überlegenen Disziplin ihrer Gegner weichen. Am 19. Juni wurde die erste Parallele eröffnet, am 28. Weisenaus erobert und am 23. Juli ergab sich die Festung. Kalckreuth bewilligte der noch 18,000 Mann starken Besatzung freien Abzug mit allen Kriegsgeschützen unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die verbündete Macht zu dienen. Am weiteren

Verlaufe des Krieges war Kalckreuth ebenfalls rühmlich theilhaftig, in der Schlacht von Kaiserslautern (29. 30. November), die den Feldzug von 1793 beendigt, ward er durch den Streifschwurz einer Granate verwundet. 1794 am 23. Mai finden wir ihn wieder auf demselben Schlachtfelde an der Spitze von 15 Bataillonen und 25 Escadronen das Geschick von Kaiserslautern entscheiden. Der Separatfrieden zu Basel endigte 1795 die weiteren Feindseligkeiten gegen Frankreich.

Kalckreuth wurde nach dem Frieden zu verschiedenen diplomatischen Sendungen verwendet, 1798 zum General der Cavalerie befördert und 1806 zum Gouverneur von Danzig und Thorn und Generalintendant der in Preußen liegenden Cavalerieregimenter ernannt.

Nach den unglücklichen Schicksalen von Zena und Auerstädt, den 14. October 1806, vereinigten sich die geschlossenen preussischen Truppentheile bei Sömmerda und wurden unter den Befehl Kalckreuth's, welcher bei Auerstädt zwei Divisionen der Reserve befehligt hatte, gestellt. Am 16. October brach er von hier auf, fand in Weissenfee (1 Meile nordöstlich von Sömmerda) französische Cavalerie, und er, den sonst nie die Westseegenwart verließ, verlor durch diesen unerwarteten Umstand die Fassung in einem solchen Grade, daß ohne die kräftigen Vorstellungen des Prinzen August von Preußen und des Generals Blücher schon hier eine Katastrophe eingetreten sein würde. Bald aber gewann Kalckreuth seine Fassung wieder, wußte den französischen Anführer durch einen angeblich abgeschlossenen Waffenstillstand (der König von Preußen hatte allerdings einen Offizier an Napoleon abgeschickt, um einen Waffenstillstand zu erlangen) anfänglich zu täuschen und später mit einer kleinen Artilleriegarde die französischen Truppen unter Soult bei dem Défilé von Kreuzen (1 1/2 Meile nordwestlich Weissenfee) so lange aufzuhalten, daß die Hauptmassen ungeschädet Nordhausen erreichten, wo der Fürst Hohenlohe eintraf und den Oberbefehl wieder übernahm. Die Truppen theilten sich in 2 Colonnen, Hohenlohe marschirte über Duedlinburg nach Magdeburg, Kalckreuth über Halberstadt nach Rogau (8 1/2 Meilen von Magdeburg) und überschritt an diesem Orte die Elbe. Die Truppen vereinigten sich mit dem Prinzen von Hohenlohe; Kalckreuth aber ging auf Befehl des Königs nach Preußen und übernahm die zur Ernennung des Generals Lescaq zum Oberbefehlshaber das Commando über die dortigen Truppen.

Kalckreuth ging hierauf nach Danzig, um die Vorbereitung dieser wichtigen Festung zu übernehmen, da die Vorbereitungsmaßregeln des damaligen Gouverneurs von Mannstein durchaus ungenügend erschienen. Am 11. März langte er in Danzig an, verfaß das Vertrauen der Besatzung und der Einwohner wiederherzustellen und mit Hülfe derselben den Franzosen einen unerwartet hartnäckigen Widerstand zu leisten.

Erst als durch die Sorglosigkeit der Russen der Holm in die Gewalt der Franzosen gefallen, auf Entschluß nicht mehr zu hoffen war, der Verlust des die Stadt dominirenden Hagelsberges unvermeidlich wurde und die Vor-

räthe an Munition aufgesetzt waren, übergab Kalckreuth die Festung dem Marschall Lesbore, nachmaligen Herzog von Danzig, unter derselben Bedingung, welche er 1793 der französischen Garnison von Mainz bewilligt hatte. Der König empfing ihn in Königsberg sehr gnädig und verlieh ihm für die tapfere Vertheidigung die Feldmarschallswürde.

Kalckreuth übernahm hierauf das Gouvernement von Königsberg und 1809 das von Berlin. Mehrmals leistete er dem Vaterlande durch seine diplomatischen Fähigkeiten Dienste; so wurde er 1807 an Napoleon geschickt, um den Frieden zu vermitteln, und 1811 dem Kaiser zur Geburt des Königs von Rom Glück zu wünschen. Körperlich so schwach, um noch an den Freiheitskriegen thätigen Antheil zu nehmen, begnügte er sich 1812—14 mit dem Gouvernement von Breslau. Nach dem Frieden kehrte er wieder als Gouverneur nach Berlin zurück und starb daselbst am 10. Juni 1818 in seinem 81. Lebensjahre, seinem 67. Dienstjahre. Ein vorzügliches Delicatschma befindet sich von ihm im Feldmarschallsaal des Gabelstübchens.

Einer seiner Söhne, Graf Friedrich von Kalckreuth, geb. 15. März 1790, gest. 15. December 1873, war dramatischer Schriftsteller (Dramatische Dichtungen, 2 B., Leipzig 1824) und gab die originalen Tagesbefehle seines Vaters unter dem Titel „Paroles du Feldmarschall K.“ (Paris 1844) heraus. (R.)

Kalden, f. Kaldien.

KALDENKIRCHEN ist ein preussisches Städtchen in der Provinz Rheinland, Regierungsbzirk Düsseldorf, Kreis Kempen, und liegt an der niederländischen Grenze, 6 Kilometer im S. von Venloo. Es zählt 3032 Einwohner (1816: 1023) und hat 729 Wohnhäuser mit 1270 Haushaltungen, eine evangelische und eine katholische Pfarrkirche. Die Bewohner, größtentheils katholisch, treiben Acker- und Flachsbaum und Baumwollenzugfabrikation.

(G. A. v. Klöden.)

KALEB AFENDOPOLO BEN ELIA ist ein bedeutender jüdischer Gelehrter aus der Secte der Karaiten, (s. unter diesem Art.), dessen Schriften sich größtentheils handschriftlich erhalten haben, jedoch erst in jüngster Zeit Gegenstand näherer Mittheilung geworden sind, leider nicht ohne verwerrende Fälschungen. Da sie fast die einzigen, im ganzen dürftigen, Nachweisungen über die Lebenverhältnisse des Verfassers enthalten, so wird die nachfolgende Zusammenfassung der wichtigsten Momente auf die kritische Beschaffenheit der jugendlichen Nachrichten näher eingehen müssen, als für die Kürze und Sicherheit der Resümee erwünscht wäre.

Ältere Quellen sind angegeben in meinem Catalogus libror. hebr. in Bibl. Bodleiana (Berlin 1852—1860) s. v. p. 1571 und Addenda; dazu Catal. Codd. hebr. Bibl. Acad. Lugd. Batav. 1858, p. 232, woraus allein, ohne alle Kenntniss der Schriften selbst, die wichtigste, zum Theil uncorrecte und unvollständige Darstellung bei Zul. Fürst (Gesch. des Karcerthums II, 1865, S. 316 fg. und Ann. S. 117 fg., wo die Mittelquelle oft übergangen ist). Aus der Bibliographie des

Sincha Isak Kuski (1757) stammen die Schriftenerzeichnisse bei W. Zoff (Gesch. des Zuberthums II, 1858, S. 367) und R. S. Gottlob (nr 22 etc. hebr. mit Titel: Krit. Unterrednungen über die Gesch. der Karaiten, Wilno 1865, S. 196, richtiger 186). Aus einem handschriftlichen Katalog der ersten Sammlung Sirfowis, von diesem verfaßt und nicht ohne große Fälschungen, i. d. h. Neubauer (aus der Petersb. Bibliothek, 1866, S. 81, 62) einander widersprechende Daten (f. unten n. 6). Auszüge aus jenen Handschriften bei Jonas Gurland, in einer mit ungenügendem russischen Abhandlung über Worb. Comtino („Comatino“), nochmalig abgedruckt in: „מבשר“ Nr. „Reue Denkmäler der jüd. Literatur“ in St. Petersburg, 3. Heft, 1866, S. 14—28 (vgl. Heft 2, S. 38), bieten jenseit brauchbares Material, be weisen aber auch, daß jene Abschriften nicht frei von Fälschungen (oder Zulagen des Fälschers Sirfowicz?) sind, namentlich in Zahlen, welche vielleicht von Abschreibern substituirt oder falsch gelesen sind.

Kaleb nennt sich vollständig Kaleb Afendopolo, oder Kalebopolo²) ben Elia³) ben Jehuda. Der Vater wird 1487 und 1497 mit der Eulogie eines Lebenden bezeichnet.⁴) Kaleb scheint bald nach 1497, vielleicht 1498 oder 1499, gestorben zu sein⁵), das Geburtsjahr 1453 ergäbe sich aus dem Epigrav zu Schrift 1, wenn die Jahrbuchstaben richtig sind. Kaleb nennt 1487 als verstorbenen Lehrer — ohne Zweifel (in der Mathematik — den sonst bekannten Astronomen Worbeshai Comtino.)

1) Eine Copie liegt auch mit vor und citire ich dieselbe als „Catal. Sirf.“ 2) מִלְכֵי הַיָּמִים, was E. Garmoly (Jesed. Annalen, herausg. von M. Zoff, 1839, S. 397) durch Kaleb (כִּלְבִּי) und אזולאס שׁוֹן צִיָּה. Hieraus wäre Ofen! auf den Vater Elia zu beziehen; doch ist die Bezeichnung Ofen! bei Juden noch zu belegen. Was die Schreibung des Wortes betrifft, so ist im Afroschisch bei Gurl. S. 28 nur מִלְכֵי הַיָּמִים (und zwar 7) wol aus zwei Wörtern gezeichnet, wenn man nicht das 7 in 777 hincinnimmt; 3.5 und 6 sind nicht ganz klar, in 6 fidelet 1777 zu lesen, welches dem Glossepartnern selig, S. 14, 18, 21 und sonst. Was die Aussprache betrifft, so muß מִלְכֵי הַיָּמִים (das 707 sonst nirgend) nach dem Metrum zu Anfang mit Galtvocal, kurzem A oder E, gelesen werden. Ueber die Variante מִלְכֵי הַיָּמִים f. unten Anmerk. 25. 3) מְבִרְתֵי מַמְּ, also nicht „Abba“, wie nach 30a l. e., und im Ander „Kaleb Abba“. 4) 1487 f. unten n. 10 (bei Gurl. S. 14). 20. Einmal 1497 beim Abschreiber von n. 3 (Gurl. S. 19) und f. n. 9. — Ein Elia ben Jehuda verfaßt God. Jit. 617 an Jakob ben Jehuda ben Kose (Schwiegersohn Kaleb's?), f. unten Anmerk. 14. 5) 1486 bei Fürst S. 311 ist nur Anspielerei, f. unten Schrift n. 18; das angebliche Geburtsdatum „um 1450“ ist ohne alle Begründung. 6) In מִלְכֵי הַיָּמִים (Gurl. S. 15), bei Fürst (Anmerk. S. 113, n. 168) für Elia Fälschlich angeführt; vgl. die widersprechenden Angaben S. 298, 305, 311. 7) Fürst S. 297 unter Comtino um 1490 geboren (er war aber schon 1425 Schriftsteller, Geb. Paris 1094, im J. 1450, spätestens 1455, in Constantinopel als Weis bezeichnet, f. Hebr. Bibliogr. XV, 39, XVII, 111, 134) und lebte noch 1495 (S. 298 wegen S. 301 n. 8, ist aber Datum der Abschrift von God. Jit. 345—47, bei Gurland II, 6). Comtino wäre in Alexandria; der Lehrer Falschlich's und Kaleb's, nach Fürst's Vermuthung (Anmerk. 707, S. 113). Willricht kam er 1453 infolge der Umnahme Constantinopels dahin? Dem Com-

Im J. 1490 beweint er den Tod seines ebenfalls besonnenen karaitischen Lehrers Elia-Bachiatzki (vulgo Beschiki), dessen Schweser Grapföldi, die Frau Kaleb's, vielleicht schon 1487 gestorben war.⁹⁾ Kaleb hatte zwei Brüder: Samuel, genannt Kamati¹⁰⁾, für welchen im Sinan 1497 eine Schrift Kaleb's (unten n. 3, Handschr. Hirz. 647) abgeschrieben wurde, nach Catal. Hirz. in Constantinopel, wohin allerdings Samuel aus Belgrad gekommen und zum „Schacham“ (Schulhaupt) erwählt worden; ein Bruder und Schüler, Jehuda ב"י ל"י, war 1496 in Kassa in der Krim.¹¹⁾ Eine ungenannte Schweser hat wol den Jakob ben Jehuda aus Adrianopel geheiratet, bei dessen Tod im Nisan 1481 Kaleb in Belgrad einen Trostbrief an seinen eigenen Vater schreibt. ¹²⁾ Von diesem zu unterscheiden ist der Schwiegersohn Kaleb's, Jakob ben Jehuda ben Jakob דורמי¹³⁾ in Adrianopel, für welchen

Kaleb 1497 eine Abhandlung verfasste.¹⁴⁾ Drei Söhne: Salomo Jelibja (bekannter Doppelname), Mose und Menachem, wovon erstere Fragen an ihn richten, erscheinen in der Schrift n. 8, wahrscheinlich 1487.¹⁵⁾

Ueber Stand und Gewerbe Kaleb's ist fast nichts bekannt; eine pariser Handschrift soll das biblische Versprechen eines seiner Schüler, Josef ben Mordechai, enthalten, das Erreichte nicht ohne Genehmigung des Lehrers weiter zu lehren und auch dann nur unter gleicher Verpflichtung.¹⁶⁾ Seine pecuniären Verhältnisse können nicht schlecht gewesen sein, da er viele und theuere Handschriften abschreiben ließ oder kaufte.¹⁷⁾ Er copirte selbst das übersehte astronomische Werk des Arabers Dschabit über Alkha 1482, in Cod. Paris 1024; nach dem Katalog hätte er selbst auch dasselbe Werk in Cod. 1025 im J. 1522 copirt, was nur ein Irrthum sein kann. Im J. 1488 oder 1493 soll ein Abraham fil. Afendopolo¹⁸⁾ ein Werk des Saqajal in Cod. Vatican. 346 copirt haben; wahrscheinlich ist die Abbréviatur א"א falsch gelesen.¹⁹⁾

Die bisher bekannten Schriften werden hier, wegen ungenügender Daten, nach dem Alphabet der bekräftigten Titel geordnet.

mentar zu Jesod. Mora schrieb er nach längerem Aufenthalt in Adrianopel (Gueland S. 10), und zwar vor 1483, wo er seinen Commentar citirt (Cod. Paris 681, 7). Für Gemino ist im Herbst 1470 von Paris 680 geschrieben von Elia Mirza b. ben Gersa (S. 311) ebenfalls zum Lehrer Kaleb's macht. — Eine Nachdichtung Gemino's bei Elia Baski. f. Hebr. Biblioth. XX, 96, Num. 15. 7) Elia ben Mose ben Menachem Harz 23, Sinan (Gueland S. 25, f. unten n. 8). 8) כ"י ל"י, vgl. Gersa bei Zunz, Ges. Schriften II, 57; כ"י ל"י Catal. Fug. S. 165. 9) Rabbaner S. 121 (vgl. S. 61) und Gueland (S. 24) geben ein offenbar mehrfach corruptes Excerpt, welches ich nach dieser Conjectur berichtigt hier insofern wiedergebe. In der That des Sonntags steht: am 12. Nisan ר"ח erhielt Kaleb in Belgrad (ב"י ל"י) ein Schreiben aus Constantinopel mit Trauernachrichten; es waren gebohren: seine Frau Ghr. am Dienstag 14. Nisan, sein mütterlicher Onkel (כ"י ל"י), vgl. Catal. Gedd. Zug. 243 W. 2, wonach S. 246 sie frater sororis zu lesen; matris; Rabbaner hat כ"י ל"י mit Fragezeichen) Jehuda Rabkann ben Kaleb, der Jüngling Mose ben [seht Namen des Vaters, etwa Elia?] Bachiatzki [also Achi?] vgl. Hebr. Biblioth. VII, 11], und seine Schwiegermutter (דורמי), vgl. jehoch ב"י ל"י bei Neub. S. 123, Guel. S. 32) כ"י ל"י (vielleicht Abkürzung von Grapföldi, vgl. Zunz, Ges. Schriften II, 67, 68; Monatsheft, 1873, S. 268), Tochter eines Kaleb aus א"א. — Die Jaberajal ר"י ל"י ist bei Rabbaner S. 61 nur daraus erklärlich, daß er (nach Catal. Hirz. 621) die Schrift unterzeichnet von Jerusalem, die er 1490 verfaßt sein läßt (f. unten n. 8). Wie das Todesjahr Kaleb's ist nicht geklärt, wie Gueland. Die leichteste Conjectur ist ר"י, 1487 (vgl. unten Num. 13), wodurch sich vielleicht auch erklärt, daß Kaleb 1490 Elia's zuse als Lehrer, nicht als Schwager bezieht. Der gleichzeitige Tod so vieler Familienmitglieder weist auf Pest oder eine sonstige Calamität hin. Nach Juchasin f. 193 b. ed. Graecae wurde Melaias am 1. S. 893 d. (beginnt 1. Dec. 1487) niedergebrennt; Abar soll aber in dem Frühling desselben Jahres, also vor diese Calamität. 10) Ueber diese Benennung und das Nachgeschlechte f. Hebr. Biblioth. XX, 122. 11) Vgl. כ"י ל"י bei Zunz, Ges. Schriften II, 29 und Hebr. Biblioth. XX, 96. 12) Catal. Bori. S. 1472, Neub. S. 122, XXX und Guel. S. 22. An erster Stelle als Bruder „von väterlicher und mütterlicher Seite“ bezeichnet; hatte Samuel eine andere Mutter? 13) Guel. S. 24; Neub. S. 61 liest unrichtig 1501 (Nol' für N"י), obwohl das Buch (unten n. 8) 1490 verfaßt sein soll! Vgl. oben Num. 9. 14) Das letzte Wort (der Wzj.) dürfte sich auf den Oeßpater beziehen. Ein Atri Jakob aus Luz ist nach Abraham Baki (vgl. Hebr. Biblioth. XX, 96) bei Elia Bachiatzki (f. 32) Kap. 20, vgl. Neub. S.

123, bei Gueland S. 31 uncorrect) gemeint, lebte also um 1460, so daß dieser Jakob der Oeßpater von Kaleb's Schwiegersohn sein könnte. Abraham Baki ist offenbar die Quelle für Elia's Afs f. 21. Gersa moly (Hist. des mod. juifs p. 186) unterzeichnet von Jakob aus Luz ein Werk Jakob ben Jehuda. Im Nisan ben Jehuda דורמי schreibt Afs ben Schemaria פ"י (Cod. Hirz. 814, nicht 813, wie Neub. S. 121, wahrscheinlich aus dem Catalog ms.); das Schreiben copirt in Adrianopel 1421 Schemaria, Sohn des Dreifischers (Afs's, nicht Jakob's, wie Guel. Hirz. anghil), daher Schemaria ben Afs bei Elia's Afs f. 21. Hier nach hätte dieser Jakob ben Jehuda (Sims von beiden Wzj.) schon 1400 gelebt und wäre älter als Jakob aus Luz. Unklar ist auch Jakob ben Jehuda, der Kaiser von Cod. Hirz. 617, oben Num. 4. 15) Unter n. 3, bei Gueland S. 19: יצחק יצחק א"א, vgl. Abarbanel S. 23, 25. 16) Gueland, Jfael, Numen 1838, S. 397; der pariser Catalog unter 1024 wird nicht haben; Delig's (Vorrede zu Afsen ben Elia S. 11) deutet auf die Unvollständigkeit der Quelle hin, acceptet jedoch die Annahme, daß Kaleb sich von Unterrecht erkaufte habe, ebenso Gersa S. 312. 18) Die Jasi der bekräftigten läßt auf eine weit größere schließen, da die Kataloge in Bezug auf Bücher sehr unvollständig sind; der pariser Catalog unter 1022, 1064 verzeichnet, was hier aus handschriftlichen Notizen von S. Gubins folgt. Der Inhalt der Schriften ist auch für die Studien Kaleb's instructiv; sie sind philologisch (meist Uebersetzungen des Pteroceros) oder mathematisch; nämlic (ich auf seine Bestellung geschrieben sind Ende 1487 Cod. Paris 702, 852, n. 1495 Cod. Bori. bei Uri 403; er kauft 1490 Cod. Vat. 336 für 150 Nepern (so ist falsch, Num. 205 zu berichtigen), am 9. Nisan 1495 Handschr. Hirz 21 (Kath), n. 1496 Afsagani und ihn Afscham in Cod. Paris 1022 für 70 כ"י ל"י (Silberstücke; vgl. ל"י bei Zunz, Ges. Schriften II, 562), 1495 Nr. 724 (angeblich selber vom bekräftigten Dand ben Jehuda Briefler von geküßert), angeblich 1499 bei im J. 1484 geschriebene Handschr. Par. 948; das Jahr ist allerdings sehr fragwürdig. Für Par. 948 und 1064 (Nisanach der Jakob ben Abar) ist kein Jahr bekannt. 19) Meine Conjectur in Catal. Gedd. Fug. S. 232 wird bei Gersa Afsen. 206 zu einem Gatalum mit Weglassung der Namens Abraham.

1) ארזי בני כר (oder ארזי בני כר), Handschr. Firk. 818, nach dem Schluß (bei Gurland S. 27) benndet 14 Kislev 249 (Herbst 1488) „im 34. Jahre der Geburt Kaleb's“. Daraus folgt eine jedenfalls gefälschte Nachschrift, nach welcher Kaleb selbst das Werk und diese Handschrift benndet hätte Freitag 23. Sivan 5284 (15241) im 60. Lebensjahre. Dieses Datum allein gibt Catal. Firk. und wof nachher Neubauer (S. 62) und Gurland (Einle II, 37). Das Werk ist eine Art von Kafamen, worin Personen aus der Zeit Saul's und David's, auch die Königin von Saba, werden eingeführt sind; Probe bei Gurland S. 25—27. Auf ein Buch desselben Titels, worin das Hohenleib philosophisch gerichtet ist, verweist Kaleb in der Schrift n. 15²⁰), weshalb Einmaga Jfal und andere unsere Schrift als einen Commentar zum Hohenleibe bezeichnen. 21)

2) ארזי בני כר, ein Gutachten über den Gebrauch von Arak. Handschr. Leyden 52, 9 und Vinsler 39, 7, worin eine Stelle über christliche Dpfer. 22)

3) ארזי בני כר eine ausführliche Abhandlung über Thierschlachten und Speisegesetze in der beliebtesten Form von Fragen und Antworten (Examinatorium). Cod. Firk. 649 und Fiskl 6. Enddatum Montag 21. Adar I. 1497 (בריר); verfaßt für den Schwiegersohn Jakob u. f. w., f. oben.

4) ארזי בני כר, eine kleine resumierende Abhandlung über dasselbe Thema, verfaßt in ספרותי 23) bei Constantinopel jenseit des Meeres, benndet Freitag 4. Tamuz 1497. Handschr. Leyden 52, 7 (Catal. S. 232) und correcter Fiskl 6. 24)

5) ארזי בני כר astronomische Terminologie, Cod. Paris 1090, den Bibliographen unbekannt, citirt zwei andere Schriften, unten n. 7 und 8.

6) ארזי בני כר „Arithmetica“, wird in n. 15 citirt.

7) ארזי בני כר wird in n. 5 citirt. Ueber den Inhalt ist nichts bekannt. Der Titel ist aus Psalm 119, 18, welchen Vers jüdische Philosophen, Kabbalisten und auch die Karaiten gern an die Spitze oder an den Schluß ihrer Schriften setzen. 25)

8) ארזי בני כר, eine Art von Divan, viel Gelegenheitsstücke enthaltend und daher eine wichtige Duelle für Familienverhältnisse und Zeitgeschichte des Verfassers; doch leiden die spärlichen Nachrichten darüber an Kritiklosigkeit. Das Autograph war nach Polen gekommen, wie Mordechai ben Nisan (Kap. 8) berichtet. Der Catal. Firk. theilt das Buch (wie sonst andere zusammengeshö-

rende Handschriften) in drei Nummern: 821 Gedichte, Elegien u. f. w. vom J. 1507(I), 822 Gan ha-Melech und 823: כר בני כר geschrieben 1644. Nach Neubauer (S. 61) ist Gan in J. 1490 verfaßt, enthält Trostschreiben vom J. 1501 und Mor Ober enthält Nachrichten u. f. w. vom J. 1507. Gurland (II, 39) erklärt den Titel Mor Ober als Fiction Firkow's, es sei ein Fragment des Gan und enthalte nichts Medicinisches. 26) Die kurzen Mittheilungen Gurland's 27) lassen vermuthen, daß diese unter Divan in Belgrad (1489?) begonnen, in Constantinopel bis mindestens 1495 fortgesetzt sei, da er zwei Elegien aus diesem Jahre über Vertreibungen der Juden in den Ländern des Westens, sowie in Russland und Litauen, enthält. 28) Nach dem Einleitungsgebieth (S. 22), einer Nachahmung aus Fira's 29), ist das Buch für die Söhne des Verfassers zu Belgrad im 10. Monat des J. 269 (בריר) verfaßt, vielleicht zu lesen כר, also 1489, wie bereits oben Nehliches zweimal vorkam. Kaleb citirt dieses Buch in den Schriften n. 4 und 18. Außer den Nachrichten über seine Familie, welche oben verwerthet sind, ist dem puritanischen Charakter der Karär gegenübergehoben ein nicht übles, etwas sinnliches Gebieth an die Geliebte (S. 24), worauf ein poetischer Dialog mit dem activen Intellect folgt — den Kaleb allerdings auch im Hohenleib (mit älteren Autoren) angedeutet findet. — Mose Gamon, ein spanischer Gelehrter, fragt Kaleb über wissenschaftliche Gegenstände. 30)

9) ארזי בני כר. Eine Inhaltsangabe der Religionsphilosophie des Aron ben Elia, nebst Indez der Bibelverse, erstere edit in der leipzig. Ausgabe von Deligisch und Steinschneider 1841, begonnen 1839, beide in der (mir unzugänglichen) Ausgabe Kostoff 1839. Catal. Firk. 694 läßt die Schrift in ארזי בני כר (sic) 1503 verfaßt sein, und daher Neubauer S. 62. Die Wiener Handschr. hat das Datum 24. Adar 1512, welches schon in Catal. Vobd. 1472 als correct bezeichnet ist. Man möchte denken „כר“ (Num. 6, 7) lesen, also 1497, wobei zu beachten, daß der Vater (S. LIV) als Lebender erscheint.

10) ארזי בני כר (ירוק) Anweisung zur Verrichtung eines Sonnenanabranten (Sonnenruhr) im J. 1487, wie schon sein verstorbenen Lehrer Continio ver-

26) Diese Bemerkung ist gegen Deligisch (Vorrede zu Aron ben Elia S. 11) und Neubauer gerichtet, welche Kaleb auch über Medicin schreiben lassen. In der That sind medicinische Studien Kaleb's überhaupt nicht bekannt und in Dod Mordechai Kap. 8 (f. 7. u. Wien), wo das Autograph richtig geschilert ist, kommt nur das Wort כר (Specifica) vor! 27) III, 22—25; die Angabe: Manuscript 826, ist Druckfehler. 28) Neubauer S. 121, Gurland S. 25, wo auch Kaleb an seinen Schüler Jfal ben David auch Trost schreibt wegen des Gelbes, welches dessen Schwager Josef, ebenfalls Schüler Kaleb's, seit seinem Kaufleben „hier in Constantinopel“, dem Kaleb schuldig sei. 29) Brile 2 ist ארזי בני כר der Sänger, 3. 5 nach dem Reime wof כר בני כר zu lesen. 30) Gurland S. 24: כר הל כר. Ueber die spanische Familie Gamon f. Catal. Vobd. S. 2999. Neubauer, S. 61. las ארזי בני כר (der Griech) heißen müßte; vgl. n. 10.

20) Catal. Vobd. 2. B. S. 232. 21) S. Salfeld. Das Hohenleib mit dem jüdischen Erklärung. S. 134, consubscribit unsere Schrift mit dem 2. Theil von n. 14. 22) Catal. Vobd. Vobd. S. 233; vgl. meine Poem. und apologet. Literatur S. 374. Fiskl bei Firk. 23) Vgl. Catal. Vobd. S. 1472; falk Kararia bei Firk. S. 310, n. 208 und 314 n. 229. 24) Firk. läßt diese Schrift für den Schwiegersohn verfaßt sein, indem er die Erwähnung der ausführlichen miderwestl. 25) Catal. Vobd. Vobd. S. 271 (Verfaßt in Nisaf Ma'atzi, f. Firk. Bibliogr. XX, 92); Aron ben Elia in Schlachtreigen (Fiskl. des Orient XI, 350 = Gan Eden f. 81'), Kaleb selbst am Anfang von n. 3, bei Gurland S. 18.

faßt hatte²³⁾; jedoch auch für die ungleichen Stunden (ספרות המינות); Handfchr. Hirf. 714, beendet 19. Scheit 5247 (Anfang 1487), copirt von Sabbatai ben Mosé aus Candia, Donnerstag 22. Eful desselben Jahres.²⁴⁾ Auch Josef del Redigo kannte diese Schrift.

11) ספר הכוונה eine Abhandlung über Verwandtschaftsgrade, gegen Jeschua, wird von Jehuda Post angeführt.

12) ספר כלל עיר über mathematische Astronomie, Handfchr. Winffer 7, 4, im Katalog zu kurz behandelt, wird citirt in Ner Samuel von Samuel ben Abraham (gest. 1762, Eurl. II, 45).

13) ספר משה סריאgraphie des wichtigsten saratischen Wertes Eschkol ha-Kofer von Jehuda Ha-Dassi, und mit demselben Gedacht.

14) ספר המורה סדר כוונותregeln in Reimen, Handfchr. Hirf. 569, Probe bei Gurland S. 20; Straßburg n. 48.

15) ספר המורה יען Homilien über Psalm 119 und das Hohelied mit einer theilweise historischen Einleitung; letztere nebst I und II in Leyden 30, 4²⁵⁾, allein daselbst 52, 4²⁶⁾; das Werk vollständig Handfchr. Hirf. 5 und 7, Hirf. 747.

16) ספר חסדקא über die Lektionen der Festtage u. s. w. in 17 Kap., Cod. Hirf. 819, daraus die Vorrede bei Gurland S. 21, verfaßt in Constantinopel 1496, als der Bruder Jehuda aus Feodosia (תודוסיה oder Cassa) kam. Kaleb verspricht zweimal neue Anordnungen von Bibelversen für die Recitationen. Einem unbekanntem Reformator einer alten Sitte verheißt er die göttliche Rache.

17) ספר הבהרה Widerlegung der Ansicht des Raimonides (Gelehrbuch, Temidin Kap. 7) über die Reibung — ein bekanntes exegetisches Controversischema — in maßvollem Tone dem berühmten Gelehrten gegenüber; Handfchr. Hirf. 738 (hinter 737). Ein Fragment in Cod. Tischendorf (in Petersburg)²⁷⁾ nennt den Verfasser אברהם בן יצחק.

18) Unvollendetes Supplement zu Elia Baschia'sch's Gelehrbuch Aderet Eliahu, mit demselben gedruckt, insbesondere über den Kalender, 1497; Kaleb soll an der Vollendung durch den Tod verhindert worden sein.

19) Widerlegung der Angriffe des Moses ben

Jacob „Afskenasi“ in Renferman²⁸⁾, zur Zeit in Luz, auf Abiron ben Elia's Gan Eden, beendet Dienstag 2. Eful 1487; bisher unbekannt; Cod. Hirf. 6, woraus das interessante Vorwort in Hebr. Bibliogr. XX, 122.²⁹⁾

20) Kaleb redigirte Liturgisches und verfaßte Hymnen, worüber noch Einzelheiten fehlen, so daß hier eine kurze Vermelung genügen muß.³⁰⁾

Kaleb's Schriften repräsentiren im ganzen die Gelehrsamkeit einer abgelaufenen Periode, auf welche geistlose Kleinlichkeit folgt. Sie enthalten Material für die Literatur- und Culturgeschichte der Karaiten.

(M. Steinschneider.)

KALEIDOSKOP (von *καλός*, schön, *είδος*, Gestalt und *σκωπεῖν*, sehen, beobachten) ist ein von Brewster 1817 erfundenes Instrument zur Erzeugung von sternförmig symmetrischen Spiegelbildern eines Gegenstandes. Die Haupttheile desselben sind vor allem ein Paar Spiegel, gewöhnlich ein Paar länglich rechteckige Streifen von nicht amalgamirtem, dafür aber auf der Rückseite geschwärztem oder mit dunkelm Papier belegtem Spiegelglas. Diese werden mit ein Paar ihrer längeren Kanten so aneinandergelegt, daß die spiegelnden Flächen einen Winkel von 60°, 45°, 40° oder 36° bilden, und dann, in dieser Lage befestigt, in ein Papier- oder Metallrohr geschoben. Das eine Ende des Rohres wird mit einer Platte verschlossen, welche in der Mitte eine kleine runde Oeffnung hat, so daß man durch dieselbe in den von den Spiegeln eingeschlossenen Winkelraum hineinblicken kann. Das andere Ende ist mit zwei runden Glasplatten geschlossen, von denen die eine ganz durchsichtig ist und an die beiden Spiegelglasstreifen anstoßt, die andere, mattergeschliffene, mit der ersten parallel liegt und einige Millimeter von ihr entfernt ist. Bringt man nun zwischen die beiden letzterwähnten runden Glasplatten eine Anzahl bunter Glasplättchen, getrocknete Blumenblätter und andere kleine durchsichtige oder durchscheinende Gegenstände, so werden diejenigen davon, welche zufällig so liegen, daß sie dem durch die runde Oeffnung am anderen Ende des Rohres hineinblickenden Auge in dem Winkel zwischen den beiden Spiegeln zu liegen scheinen, von diesen beiden Spiegeln in wiederholter Weise so gespiegelt, daß dabei ein regelmäßiges sternförmiges Spiegelbild entsteht, wobei sich in jedem Strahle oder Winkeltheile dieses Sternes die Lage der in dem direct beobachteten Winkeltheile befindlichen Theilchen mit abwechselnder Vertauschung

31) Ueber Gommino's gleichzeitige Abhandlung (s. Gurland II, 16; III, 5; über Kaleb's II, 37; III, 14. 32) Catal. Hirf. folgt hinzu: Der Verfasser war 23 Jahre alt, da er selbst gegen Ende des Buches angibt, daß er a. 1465 geboren sei! Den Abschreiber (der auch sonst vorkommt) macht Hirf. zum Karäer u. s. w. Alles das wiederholt Neubauer, offenbar ohne Kritik. Gurland kennt eine solche Stelle nicht, sie ist auch jedenfalls unecht. 33) Katalog S. 128 fg. und eine Stelle über Sines S. 393. — Die Einleitung ist copirt in Cod. 74 (und 75? s. Wolf, Biblioth. Hebr. II, 1265, n. 73); ein größerer Theil bei Merzbach bei Nislan, Kap. 8; f. auch Gurland S. 16—18. 34) Rodage wiesen in der Hebr. Bibliogr. VII, 11, unbekannt von Neubauer S. 62 und Gurland S. 28. 35) Die Weglassung des γ und τ für γ f. auch bei Gurland S. 37. 39.

H. Geogr. d. B. u. z. Zweite Section. XXXII.

36) בוברקרן, vgl. ספר כרכן כן כן bei Neubauer S. 141, n. 46 und Hartmann, Mittheil. Denkmäler in der Arim S. 257. — Mose ist der Verfasser des „מורה נבוכין“, welchen Wortbestand den Hesen zu den Karaiten zählt! 37) Die Correspondenz mit Mose ben Jehuda bei Neubauer S. 62 (wo das Stammschutzzeichen zu den oben erwähnten Hebräen zu gehören scheint) beruht auf Irrthum, wie S. 61, daß Elia Baschia 1480 an denselben geschrieben; Elia widerspricht Mose Kapuzinatto; f. Hebr. Bibliogr. XIX, 58, wonach auch S. 61, 297. 303 zu berichtigen ist. 38) Zunz, Oert. Verh. S. 425; Gottlobler l. c.; ודקדוקו enthält Cod. Hirf. 6; vgl. auch unter n. 16. — Eine besondere „Sammlung“ der Hymnen kennt nur S. 61, ohne Nachweis.

von Rechts und Links wiederholt. Dadurch, daß beim Schütten oder Drehen des Instruments immer neue bunte Theilchen oder dieselben mit veränderter Lage in das direct beobachtete Winkelfeld fallen, entstehen immer neue Sternfiguren, und es wird das Instrument dadurch zu einem annähernden, unterhaltenden Spielzeuge. Doch kann es auch in der Industrie zur Erfindung von sternförmigen Mustern dienen. Dieser Stern ist übrigens sechs-, acht-, neun- oder zehnstrahlig, je nachdem der Winkel der Spiegel 60, 45, 40 oder 36 Grad beträgt.

Die Entstehung dieser sternförmigen Spiegelbilder läßt sich leicht aus dem Verhalten von Winkelspiegeln zu den Strahlen erklären, welche von einem zwischen dem Spiegel befindlichen Object aus auf die Spiegelflächen fallen. Denkt man sich die beiden Spiegel durch die Ebenen AC und BC eines Winkels dargestellt, der mit ACB bezeichnet sei, dazwischen ein Object O, welches vom Spiegel AC um a und von BC um b abstehe, so wird zunächst hinter AC ein Spiegelbild a_1 , in einer Entfernung gleich a entstehen. Dies wird wieder für Spiegel BC gleichsam zum Object und erzeugt hinter diesen ein Spiegelbild, welches b_1 genannt sei; b_1 erzeugt wieder hinter AC ein Spiegelbild a_2 und dieses wieder hinter BC ein Spiegelbild b_2 , u. s. w. Ein ähnliches Spiel wiederholt sich mit dem ersten Spiegelbilde, welches das Object hinter dem Spiegel BC erzeugt. Dies liegt auch in der Entfernung b und sei b genannt. Es wird sofort für den andern Spiegel AC zum Object und erscheint hinter ihm als Spiegelbild a_2 ; dieses erscheint wiederum hinter BC als Bild b_2 , und dieses hierauf hinter AC als a_3 . Dieses Spiel geht so lange so fort, bis die Spiegelbilder in den Scheitelwinkel der Spiegel, also hinter die spiegelnden Flächen beider fallen. Dann kann keine weitere Spiegelung der Strahlen stattfinden. Da übrigens die Spiegelbilder nach dem Spiegelungsgesetze stets paarweise gleichen Abstand auf den beiden Seiten der Spiegel haben müssen, fallen sie alle auf die Peripherie eines Kreises mit dem Radius CO um den Mittelpunkt C. Ist der Winkel gerade ein aliquoter Theil von π , so liegen die Bilder übrigens auch symmetrisch vertheilt auf der Peripherie dieses Kreises, immer je eins in einem der Theile, welche entstehen, wenn man den Winkel der beiden Spiegel auf der Peripherie weiter herumträgt, und die letzten beiden Bilder, welche in den Scheitelwinkel fallen, fallen zusammen.

Das Chromatiskoip ist nichts als ein Kaleidostop, bei welchem als Object eine drehbare Walze mit verschiedenen bunten Gegenständen angebracht ist. Beim Drehung sind die beiden Spiegel nicht fest, sondern an einer Axe in verschiedenen Winkeln stellbar. Das Typostop von Emdmann endlich ist eine Verbindung eines polyedrischen Glases mit einem Kaleidostop. Durch das polyedrische Glas werden die Sterne zu einem Muster vervielfacht. (H. A. Weiske.)

KALENBERG, ehemals festes Bergschloß im gleichnamigen früheren Fürstenthum (s. unten), einst Residenz desselben, im Dreißigjährigen Kriege mit Besatzung versehen und verschiedentlich Sitzpunkt bei den Streif-

jügen beider Parteien. Hier war es, wo Pappenheim am 12. April 1632 ein vom Herzog Georg von Venedig im Hessen zu Hülfe gesandtes Corps von 2000 Mann sprengte oder gefangen machte. Der Herzog von Kurland und der General Wadistin belagerten, als Pappenheim weiter nach Stade gezogen war, die Feste, sie fanden aber für gut, bei Pappenheim's Rückkehr die Belagerung aufzugeben und sich bei Hildesheim zu verschanzen, wo jener sie auch in Ruhe ließ, weil er Wichtigeres zu thun fand. — Das Fürstenthum Kalenberg umfaßte den südlichen Theil der Landesherrschaft Hannover und zwar hauptsächlich den Stadt- und Landkreis Hannover, sowie die Kreise Hameln und Wendigen und hatte ein Areal von 49 $\frac{1}{2}$ Quadratmeilen. Es wurde von Erich I. im Jahre 1491 gegründet und ist nach dem Aussterben des fürstlichen Geschlechtes von Kalenberg 1584 an Braunschweig, kam 1648 an Celle und, nachdem diese Fürstenthüm im Mannesstamm erloschen war, 1705 an Hannover. (S. übrigens Calenberg.) (A. Schrodt.)

Kalender, s. Calender.

KALERGIS (Demetrios). Die älteren Zeitgenossen erinnern sich im Hinblick auf die unaußerlichen Verfassungsverfahren und Wahlkämpfe des jetzigen Königreichs Griechenland dieses seinerzeit vorgekommenen griechischen Generals und Politikers, der vorzugsweise als der feste Agitator galt, durch dessen Eingreifen das neue Heßus in die Reihe der parlamentarisch regierten Staaten Europas eingeführt worden ist. Der Name Kalergis wird indessen schon viel früher in der Geschichte des griechischen Volkes genannt, und zwar auf der Insel Kreta, aus welcher auch Demetrios Kalergis in unserem Jahrhundert nach Morea gekommen ist. Zuerst, soweit wir sehen, erscheint gegen Ende des 13. Jahrhunderts auf Kreta eine mächtige Familie griechischer „Archonten“ oder Barone dieses Namens, die zu den damals auf der schönen Insel, der großen Eroberercolonie der Venetianer im Regädischen Meer, dominierenden italienischen Mächtern bald in freundslichen, bald in feindslichen Verhältnissen stand. Während eines Aufstandskrieges vieler Kreten gegen die Republik der Ragunen, 1272—1277, hielt der Archont Alexios Kalergis zu der letzteren; aber die Verführung der Rechte seines Hauses trieb ihn 1283 dahin, selbst die Waffen gegen Venedig zu erheben. Weil er aber es doch verschmähte, mit den Genuesen gemeinschaftliche Sache zu machen, gewährt ihm die seine Volkst der Republik 1299 einen günstigen Frieden, durch welchen Alexios als Inhaber von 13 Ritterlehen in die Reihen der mit den venetianischen Nobilität gleichgestellten infularen Ritterchaft aufgenommen wurde. Seit dieser Zeit bestand zwischen der Linie des Alexios Kalergis und den Venetianern gute und dauernde Freundschaft, die derselben nachmals auch die Aufnahme in das venetianische Patriciat verschaffte, zumal sie nicht sich bedachte, selbst gegen ihre Landsleute und Blutsverwandten bei deren unaußerlichen Erhebungen die Waffen auf der Seite der Venetianer zu führen. In solcher Weise war namentlich des alten Alexios gleichnamiger

Entel im Jahre 1341 gegen seinen Oheim Leon Kalergis mit großem Erfolge thatig. Freilich traten wieder mehrere Glieder des Hauses Kalergis, nämlich Johannes, Megios und Georg Kalergis, auf die Seite der venetianischen Ritter der Insel, als diese sich 1363 zu dem verwegenen Versuch erhoben hatten, die Insel als selbständigen Staat von der Regierung in den Lagunen loszureißen, und theilte deren die 1366 sich vollziehende blutige Niederlage. Später wieder hielt Andreas Kalergis treu zu dem venetianischen Statthalter Bernardo Vitturio, als 1453 der Grieche Siphis Vlastos gegen die venetianischen Barone auf Kreta eine großartige Verschwörung organisierte hatte.

Wir wissen nicht, ob und in welchem Verwandtschaftsgrade sich von dieser alten kreischen Familie die jungen griechischen, auf Kreta geborenen, Offiziere herleiten, welche zunächst während des neugriechischen Unabhängigkeitskrieges unseres Jahrhunderts gegen die Osmanen hervortraten. Nur vorübergehend freilich erscheint Emanuel Kalergis, der im Jahre 1825 unter den Truppen sich befand, mit welchen der griechische Präsident Georg Kondurotis die Besatzung des Hafens von Navarino verstärkte, als Ibrahim-Pascha gegen Ende Februar desselben Jahres in Messenien seinen Fuß gefestigt hatte. Er führte damals eine Compagnie regulärer Artillerie, tritt aber in der Geschichte der Griechen ganz zurück hinter seinen Bruder Demetrios Kalergis. Der letztere war um 1803 auf der Insel Kreta geboren und ist in St. Petersburg erzogen worden. Nach Art sehr vieler seiner griechischen Landsleute seit Ausgang des 17. Jahrhunderts studierte er dann Medicin, und zwar zu Wien. Als im Jahre 1821 der Unabhängigkeitskrieg der Griechen ausgebrochen war, stellte auch er sich der Sache seiner Landsleute zur Verfügung. Soviel uns bekannt, trat er als selbständiger Führer zuerst im Sommer 1825 auf. Als nämlich damals die schrecklichen Erfolge der Aegyptier in Morea die Lage Griechenlands anheben höchst bedenklich zu gestalten, wagte es Demetrios, mit einer Anzahl städtischer Reute von Thessalonien aus nach seiner heimatlichen Insel überzugehen. Hier hat er sich durch einen verwegenen Handstreich der starken und wohlgelegenen Festung Grubusa bemächtigt; damit war der Anfang gemacht, auf der Insel Kreta, die bereits wieder als durch die ägyptischen Truppen pacifiziert galt, den unter der Hand glimmenden Aufstand neu zu beleben und den Aegyptern erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten. Kalergis persönlich hat indessen doch seine kriegerische Laufbahn auf dem griechischen Festlande fortgesetzt. Er hat im Herbst und Winter 1826 und 1827 wieder in Rumelien unter Karatafakis gefochten; dann aber wurde er auf der Ebene von Athen in dem unglücklichen Gefecht am 6. Mai 1827, wo seine kreischen Paliskaren meistens zu Grunde gingen, durch eine Kugel im Bein verwundet und geriet in die Gefangenschaft der Osmanen, die ihm ein Ohr abschnitten. Nachher, im Februar 1827 und Frühling 1828, fungierte Kalergis als Adjutant bei dem französischen Bythellenen General Fabrice, und nach dessen Austritt aus dem griechischen

Dienst, der im Mai 1828 erfolgte, an der Seite des Präsidenten Kapodistrias. Damals gehörte Kalergis sehr entschieden jener Partei unter den freien Griechen an, die bei ausgeprägten russischen Sympathien zuerst die Berufung des ionischen Grafen an die Spitze Griechenlands erzielt hatte und nach dessen tragischem Ausgange als fortschrittliche oder hybernistische, endlich unter König Otto als napfistische Partei ihre Stellung genommen hat. Als ergebener Anhänger des Präsidenten half Kalergis wiederholt Unruhen niedermersen. Namentlich aber führte er das Reiterregiment jener Division griechischer Regierungstruppen, mit welchen in dem Moment höchster Spannung zwischen Kapodistrias und den Hydrioten General Nikitas am 13. August 1831 die Hafenstadt Poros besetzte, an demselben Morgen, wo der hydriotische Admiral Miaoulis bei seiner furchtbaren Erhebung gegen Kapodistrias im Hafen des Städtchens einen Theil der griechischen Staatsflotte in Brand steckte. Nach des Präsidenten Ermordung und nach seines Bruders, Grafen Augustin, Vertreibung aus Griechenland hielt sich Kalergis, wie bisher, mit großer Rührigkeit, jetzt als Oberst oder General auf Seiten der hybernistischen Partei an der Seite des alten Theodor Kolofotronis, dessen unruhige Thätigkeit durch ihn wesentlich gefördert wurde.

Als endlich die Ankunft des Königs Otto und der bairischen Regentenschaft den Agitationen der hybernistischen Militärschefs ein Ende gemacht hatte (1833), trat Kalergis für längere Zeit mehr zurück. Aber als einem der Führer der napfistischen Partei, unter denen er nach des alten Kolofotronis Tode (im Februar 1843) neben dem Grafen Metaxas wol der bedeutendste Kopf war, sollte ihm noch einmal eine bedeutende Rolle zufallen. Es ist bekannt, daß damals die Verstimmung der Griechen gegen König Otto und dessen Regime einen hohen Grad erreicht hatte. Der alt, wieder erwachte, römische Haß gegen alles Fremde traf namentlich die Baiern, überhaupt die Deutschen im Lande. Zugleich mit deren Austreibung wollten aber die unzufriedenen Elemente auch die Einführung einer parlamentarischen Verfassung erzwingen. Die Wünsche der Napfisten gingen freilich noch viel weiter: für sie war die Hauptfache, auch die bairische Dynastie zu vertreiben und einen „orthodoxen“ Prinzen für den attischen Thron zu gewinnen. Da unter allen Truppen der Besatzung in Athen nur die Gendarmen wirklich zuverlässig, die Befregeln aber der königlichen Behörden nicht geschickt waren, so wurde es dem Kalergis — der damals eine Reiterabtheilung in Athen commandirte — nicht schwer, in der Nacht, wo die Bewegung in Athen explodirte (in der Nacht zum 15. September 1843), die sämtlichen Truppen der Residenz mit sich fortzureißen. Nachts 1 Uhr übernahm er deren Commando, führte sie unter flingendem Spiel und unter dem Läuten der Glocken und dem Auslösen der Signalfener auf den Höhen der Umgegend vor das Schloß des Königs Otto. Während Garnison und Volk das Schloß besetzten, hielt Kalergis durch starke Bataillone Ordnung in der Stadt, forderte den König persönlich auf, dem Volke die bisher vorentsfallene Ver-

fassung nicht länger zu versagen, und schritt zugleich allen Vertretern des Königs mit den Gesandtschaften ab. Da sich König Otto endlich entschloß, die aus der Spitze der Bajoronete ihm präsentirten Forderungen zu acceptiren, so wurde Griechenland nunmehr wirklich Verfassungsstaat. Die dynastischen Hintergedanken der Kapisten blieben unausführbar.

Kalergis war nach diesen Erfolgen anfangs sehr populär. Er hatte es wirklich vermocht, während der Krisis sowohl das Schloß und den König persönlich zu schützen, als auch Plut-, Brand- und Raubheinen in Athen zu verhindern. Und der lang ersehnte Gewinn der neuen Verfassung wurde einstimmen dem schlauen Agiator zugute gerechnet, der auch von Seiten der englischen Gesandtschaft als der Held des Tages demonstrativ ausgezeichnet wurde. Aber er war nicht im Stande, eine dominante Stellung zu behaupten. Die alte Gegnerschaft mehrerer rumeliotischer und hydriotischer Führer, die seit 1833 gerührt hatte, machte sich schnell wieder geltend. Bei den neu beginnenden parlamentarischen Arbeiten ließen die Parteien der alterfahrenen Politiker Kolettis und Maurokordatos den Kapisten bald den Rang ab. Kalergis persönlich, der seit dem 30. März 1844 zum Generalmajor und königlichen Generaladjutanten avancirt war, ohne doch darum das Vertrauen des Hofes zu besitzen, verlor die Gunst der Pallikaren und der Massen, als er (23. Juni 1844) bei einem schlimmen Tumult in Athen mit Wassergewalt nachdrücklich durchgegriffen und selbst mit eingehauen wurde. Als dann die Wahlen zur Landesvertretung gegen das zur Zeit regierende Ministerium Maurokordatos ausgefallen waren, führte (16. August) ein neuer furchtbarer Tumult zum Rücktritt jenes Staatsmannes wie des Kalergis aus ihren Stellungen. Nicht lange nachher, 1845, schied Kalergis gänzlich aus dem griechischen Kriegsdienst, wandte sich, jetzt mit allen Parteien seines Vaterlandes zerfallen, nach Korfu, dann nach London, um zu Ende des Jahres 1846 wieder seinen Aufenthalt in Janje zu nehmen. Das Mißtrauen der regierenden Kreise in Athen gegen Kalergis war andauernd so groß, daß man ihn im Frühjahr 1848, als er sich nach Argos begeben wollte, zu Patras anhält und nach Athen brachte. Hier allerdings wurde er dann bald wieder freigelassen, und konnte dann fünf Jahre ruhig in Argos, Hydra und Kauptia zubringen. Als aber zur Zeit des Krimkriegs die Westmächte die neue Erhebung der Griechen gegen die Porte im Zaume hielten und nach Besetzung des Biräus (26. Mai 1854) durch französische Truppen den König Otto zwangen, das Ministerium Krügis zu entlassen und ein von ihnen vorgeschriebenes zu acceptiren, — da übernahm der nunmehr überall unpopuläre Kalergis unter Maurokordatos' Präsidium zu großem Verdruß des Hofes das Kriegsministerium. Als dieses Cabinet im October 1855 sich wieder auflöste, blieb Kalergis in Athen, um im März 1861 noch einmal als griechischer Gesandter nach Paris zu gehen. Nach dem Sturze des bairischen Königshauses (1862) erklärte sich Kalergis anfangs gegen alle Thronandidaturen, unterstützte jedoch schließlich die

Mahl Georg's von Dänemark zum neuen König der Hellenen. Er ist nachher am 24. April 1867 in Athen gestorben. (G. F. Hertzberg.)

KALEVALA, d. h. Heimat des Kaleva, dieses wenig bekannten mythischen Helden, ist der Name des finnischen Nationalepos. Jahrbunderte lang blühte unter dem finnischen Volke durch mündliche Ueberlieferung eine Volksepöpie, die alle den Gebrüden des Landes bekannt war, obwohl schriftliche Zeugnisse dieser vollständigsten Dichtkunst erst nach Einführung der Reformation hervortraten. Das erste Bruchstück ist eine Zauberformel aus dem Jahre 1564; den ausländischen Gelehrten theilte Morhof aus Bischof Bang's in Åbo 1675 gedruckten Præcorum Svec-Gothorum ecclesiae ein finnischeä Värendit mit. Erst mit der im letzten Jahrhundert überall hervorretretenden höheren Werthschätzung der nationalen Dichtkunst lenkte auch die finnische Volksepöpie eine größere Aufmerksamkeit auf sich, besonders durch den als Vater der finnischen Geschichtsforschung rühmlichst bekannten Professor Vothan. Er ließ überall unter dem Volke Lieder sammeln, fing an diese wissenschaftlich zu behandeln und veranlaßte auch seine Schüler Lenzquist und Ganander, die Arbeit fortzusetzen. Der erste schrieb über den Aberglauben der alten Finnen, der andere verfaßte die erste finnische Mythologie, beide auf Grundlage der Volkslieder. Nachdem Professor von Veder in einer finnischen Zeitschrift den ersten Versuch gemacht hatte, einige Lieder über Väinämöinen in ein Ganzes zu vereinigen und Dr. J. Topelius während der Jahre 1822—1836 eine größere Sammlung Volkslieder in fünf Theilen herausgegeben hatte, wurde Elias Lönnrot, der als Sohn eines finnischen Dorfschneiders mit den Anschauungen des Volkes wohl vertraut war, dazu veranlaßt, die zahlreichen von ihm gesammelten Lieder zu einem Epos zusammenzufügen. Während der Jahre 1828 und 1831 machte er ausgedehnte Wanderungen in Finland, und fand als Districtarzt in Kajana vom Jahre 1832 an Gelegenheit, diese auch auf die karelsche Bevölkerung außerhalb Finlands auszuwehnen. Hier im Kirchspiel Wokkaniemi war es besonders der achtzigjährige Greis Arhippa, der ihm tagelang wertvolle Lieder von bedeutendem Umfang vorlang. Hierdurch gelang es Lönnrot, die erste Redaction des Kalevala in 32 Gesängen und etwas über 12,000 Versen schon 1835 im Druck herauszugeben. Gleich bei seinem Erscheinen erregte das Gedicht größtes Aufsehen, nicht zum minderen durch Jakob Grimm's rühmenden Aufsatz „Ueber das finnische Epos“ (in Höfer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache I, 13—55). Die 1831 gegründete Gesellschaft für finnische Literatur, auf deren Kosten das Epos erschienen war, sühte sich zu weiteren Forschungen verpflichtet und betrieb mit regem Eifer das Ein sammeln neuer Lieder. Lönnrot selbst machte drei umfassende Reisen 1837, 1842 und 1845 nach Lappland, Karelen, Ingermanland und den Ostsee-provinzen, immer neue Liederbeiträge erntend. Sehr reichhaltig waren die Sammlungen, welche Cajan, Castrén, Ahlquist und besonders Europäus hauptsächlich in Ingermanland während der Jahre 1845,

1846 und 1848 zusammenbrachten. Mit Hilfe dieser konnte Ennroti im Jahre 1849 die um das Doppelte vermehrte neue Ausgabe der *Oestentlichkeit* übergeben. Dieselbe umfaßt in 50 Gesängen (Runos) 22,800 Verse; jeder Gesang besteht aus 200, 500—800 achtsilbigen, reimlosen, durch zwei oder drei alternierende Hebungen gebundenen trochäischen Zeilen. Obwohl in den späteren Jahren neue Sammlungen mehrmals gemacht worden sind, ist nichts von so wesentlicher Bedeutung hinzugekommen, das eine völlige Umarbeitung notwendig gemacht wäre. Der Text aller folgenden Ausgaben ist daher, außer in Schulausgaben, unverändert nach der 1849er Ausgabe beibehalten worden.

Als echtes Volksepos hat die Kalevala ein Hauptcentrum, um welches sich die mit mannichfaltigen hochpoetischen Epioden, wie dem tragischen Epiodus von Kullervo, der schönen Aino's Sage und den sinnigen Hochzeitliedern durchschlungenen Begebenheiten reihen; es ist der Gesang zwischen den Vätern Kalevala's und Pohjola's. Der Ursprung dieses Gesanges auf mythischem Grunde bleibt noch öfters heroor als der Jüwelpal zwischen Licht und Finsterniß, auf historischem Gebiete als der zwischen Finnen und Lappen. Hierin kann man daher die Kalevala mit der Iliade und ihrem Gesenge zwischen Trojanern und Griechen vergleichen und andererseits mit dem deutschen Nibelungenlied und dessen beiden Hauptthemen, welche ihre Analogien in den Brautwerbungen der drei Kalevala'selben Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen und die schöne Tochter der Pohjola-Wirthin finden, in der eigenthümlichen Beschaffenheit des von ihr geforderten Talisman's Sampo (ursprünglich die Sonne), dessen Eroberung und endliches Versinken ins Meer. Theilweise an Skandinavische und griechisch-mythische Vorstellungen schließt sich der Hauptheld Wäinämöinen, Oin's Ebenbild durch sein Alter, seine Weisheit und seine Runenfunde, andererseits wieder Orpheus vergleichbar durch seinen Gesang, womit er die ganze Natur bezaubert und bändigt; ebenso Ilmarinen an den nordischen Wölnud, den griechischen Hephästos erinnernd. Lemminkäinen ist ursprünglich ein Frühlingsgott, der wie der entsprechende Typhus in den Vorstellungen vieler Völker getödtet, aber durch die siegende Macht der Liebe, hier der Mutter, wieder lebendig gemacht wird. Wenn man auch im Einzelnen Einwirkung litauischer und Skandinavischer Sagenstoffe in der Kalevala nachweisen könnte, so steht doch das ganze Gedicht gerade in seinem rein poetischen Theile ganz selbstständig da und trägt das Gepräge des echten Epos. Die Anfänge desselben geben zurück auf weit entferntere Zeiten, denn die Hochzeitgesänge sind ihrem ganzen Inhalte und ihrer Form nach den Hochzeitgesängen den Syrjänen ähnlich, wie der Kullervo-Epiodus dem estnischen Kalevepog entspricht, und überhaupt tritt die unmittelbare Naturanschauung überall als schöpferische Kraft dem Leser entgegen. Auf der Grundanlage der einheimischen Mythie und Sage beruhend, gewährt daher das Gedicht ein anschauliches Bild von dem eigenthümlichen Wesen und Leben des finnischen Volkes.

Das Epos beginnt mit einer Schilderung, wie die

Tochter der Luft sich ins Meer hinabläßt, wo sie von dem Winde und den Wogen geschwängert wird und Wäinämöinen noch dreißig Sommern und einer gleichen Zahl von Wintern gebiert. Mittlerweile hat eine Ente ihr Nest auf dem Knie der Tochter der Luft gebaut und dort sechs goldene Eier und ein siebentes von Eisen gelegt. Beim Schütteln ihrer Glieder rollen die Eier ins Meer und zerbrechen. Aus ihren Theilen entstehen Erde, Himmel, Sonne, Mond und Sterne. Die Lufttochter schafft dann Tiefen und Untiefen des Meeres, Landjungen, Wäfen und Uferland. Wäinämöinen treibt lange auf den Wogen umher, steigt endlich ans Land und läßt Sampa Kellerwäiner Bäume säen. Selbst fällt er dann eine Waldung, verdrängt diese mit Feuer, das er von einem Adler bekommen, und säet Gerste. Nachdem der durch Gesang und Weisheit berühmte Wäinämöinen vergeblich versucht hat, die schöne Aino als Weib heimzuführen, und diese sich ins Meer gestürzt, begibt er sich nach dem Nordland, um die reizende Jungfrau des Nordens zur Gattin zu bekommen. Die Mutter verpricht ihm diese zur Ehe, falls er ihr den Sampo schmieden könne. Nach Hause gefehrt fordert Wäinämöinen den Schmied Ilmarinen auf, um das Nordlands Jungfrau zu freien, die er sich erringen könne, wenn er den Sampo schmiede. Da Ilmarinen dazu keine Lust zeigt, bringt ihn Wäinämöinen gegen seinen Willen durch List dahin, wo er auch beste empfangen wird. Nun schmiedet er den Sampo, welchen der Nordlands Wirthin in einen Kupferberg hinter neun Schloßern einschließt, und verlangt die Jungfrau als Lohn. Als diese ihn zurückweist, begibt er sich selbst segelnd nach Hause. Das Gedicht erzählt nun weiter von dem munteren, schönen Lemminkäinen, dem dritten Helden der Kalevala. Auf einer Insel blühte in des Vaters Wohnung, schön wie eine Blume, die herrliche Kulliffi. Sonne, Mond und ein Sternlein waren vergeblich für ihre Söhne. Sie wollte nicht an ihrer Seite den Luststreif durchlaufen oder flimmern in der Nacht am winterlichen Himmel. Auch Lemminkäinen wird zurückgewiesen, raubt sie aber mit Gewalt und führt sie nach Hause. Beide schwören einander mit heiligem Versprechen, er nicht in den Krieg zu gehen, sie nicht an den Tanzesfreuden des Dorfes theilzunehmen. Kulliffi vergißt aber ihren Schwur, worauf Lemminkäinen sie auf der Stelle verhöhet und sich nach dem Nordland auf die Freie begibt. Als er nun bei des Nordlands Wirthin um ihre Tochter wirbt, trägt diese ihm mehrere Aufgaben auf, von denen er zwei vollbringt. Als er aber die dritte Aufgabe, den Schwanz auf dem Tuoni's (Unterwelts-)flusse zu schnehen, vollbringen wollte, wurde er von einem geringgeschätzten Hirten getödtet, in den Fluß geworfen und vom Sohne Tuoni's in Stücke gehauen. Lemminkäinen's Mutter, die durch das Blutriesen seiner Bürste Kunde von seinem Tode bekommen, eilt herbei, hat die Theile seines Körpers aus dem Fluße zusammen und bringt ihn vermittlest Zaubersprüche und Salben wiederum ins Leben.

So endete vergeblich die Brautfahrt jeder der drei Helden nach dem Nordland. Wäinämöinen wünschte aber noch

sein Glück zu versuchen. Nachdem er, um drei beim Zimmern eines Bootes vermiste Worte zu bekommen, einen gefahrvollen Besuch in der Unterwelt und bei Wipunen unter der Erde gemacht, segelt er wieder nach dem Nordlande hin auf Freierfahrt. Iimariinen eilt nun aber auch herbei, wirt wieder um die Tochter des Nordlands, vollführt mit Beihilfe der Jungfrau mehrere ihm aufserlegte gefahrvolle Arbeiten und erhält endlich die Schöne zur Gattin. Es folgt die Beschreibung der großartigen Hochzeit und die sein gefüllten Veder der dabei Betheiligten, wahre Perlen der schönsten Volksdichtkunst. Lemminkäinen aber, voll Aergers darüber, daß er nicht zur Hochzeit eingeladen worden, zieht übermüthig nach dem Norden, schlägt mit seinem Schwerte dem Nordlandswirthe den Kopf von den Schultern und muß sich vor den verfolgenden Kriegsscharen auf einer Insel jenseit mancher Meere verbergen. Als er dort frevelhaft mit den Mädchen und Weibern umgeht, muß er wiederum entfliehen und gelangt endlich in seine Heimat, wo das Volk des Nordlands die Stube verbrannt hat und er seine Mutter in einem Bersteck im Walde findet. Noch einmal macht er einen Raubzug nach dem Norden, ist aber gezwungen, nach Schiffsbruch und traurigen Wanderungen durch die Wüsten ununterrichtete Sade heimzuführen.

Hier folgt die tieftragliche Erzählung von Kullervo, einem Heldensohn mit außerordentlicher Kraft und hohen Eigenschaften begabt, der aber als Knecht dem Iimariinen verkauft wird. Von dessen Hausfrau schlecht behandelt, läßt er Wölfe und Bären sie zerreißen, zieht hinaus in die weite Welt, schändet ohne es zu wissen seine eigene Schwefster, rächt sich blutig an den Feinden seines Vaters, indem er zugleich ihre Stuben verbrannt, und macht endlich mit dem Schwerte seinem Leben selbst ein Ende, fragend, ob nicht das Schwert einmal auch schuldiges Blut schmieden wolle, da es so oft schuldlos vergossen hat.

Iimariinen kann sein verlorenes Weib nicht vergessen. Er schmiedet sich eine Frau aus Gold und Silber, findet aber am Morgen die Seite, welche er in der Nacht der goldenen Braut zugewandelt hatte, gar kalt und begibt sich nun nach dem Nordland, um sich um die jüngere Schwefster seines früheren Weibes zu bewerben. Er bekommt nur böse Schmähe zur Antwort; ergrimmt darüber, raudt das Mädchen und begibt sich auf den Heimweg. Die Jungfrau beschimpft ihn aber dermaßen, daß Iimariinen sie in heftigem Zorne in eine Møve verwandelt. Heimgekehrt erzählt er dem Wäinämöinen, wie das Nordland im Besitz des Wunderdinges Sampo glücklich lebe. Sie beschließen, zusammen dorthin zu ziehen, um sich des Sampo zu bemächtigen, und nehmen den Lemminkäinen, der sie vom Strande aus erblickt, als dritten Mann auf den Weg mit. Aus den Beckenknochen eines Hechtes macht dann Wäinämöinen eine Kantele und spielt darauf so schön, daß alle Wesen in der Luft, auf der Erde und dem Meere herbeieilen, um seinem Spiele zu lauschen. Wäinämöinen selbst vergießt Thränen, welche ins Wasser rollen, wo sie in blauliche Perlen verwandelt werden. In dem Nordlande angekommen,

erklärt Wäinämöinen, sie seien des Sampo wegen gekommen, mit Güte oder Gewalt würden sie ihn mit sich nach Hause führen. Des Nordlands Wirthin bietet aber ihr Kriegsvolk auf. Da ergreift Wäinämöinen die Kantele und verlegt mit seinem Spiel das Volk in Schlaf, worauf sich die drei Helden des Sampo bemächtigen, ihn in ihr Boot schiffen und ihrer Heimat zuweilen. Erst am dritten Tage erwacht des Nordlands Volk und eilt ihnen nach. Ein Kampf entsteht auf dem Meere, in welchem es der Wirthin glückt, den Sampo ins Meer zu schiffen, wo er zerbricht. Die größeren Stücke sinken unter zum Schatz des Meeres, die kleineren, welche die Flut ans Ufer treibt, sammelt Wäinämöinen sorgsam, durch sie beständige Wohlthat für Kalevala hoffend.

Da Wäinämöinen's erste Kantele durch einen von der Pohjola-Wirthin gesandten Sturmwind ins Meer gefallen, macht er sich jetzt eine neue aus einer Biene, die Saaten aus den Haaren einer Jungfrau. Wenn er darauf spielt, freut sich wieder alles in der Natur, auch die Blumen beugen sich liebevoll. Niemals ist zuvor gehört solch ein Spielen voller Anmuth, nie solang die Zeiten dauern, nie solang das Mondlicht strahlet. So gar Mond und Sonne steigen herab, um dem Spiele zu lauschen. Dadurch gelingt es aber des Nordlands Wirthin, sie in ihre Gewalt zu bekommen. Sie birgt dieselben in den Steinberg Pohjola's und stiehlt noch dazu das Feuer aus Kalevala's Stuben. Ulfö, der Gott im hohen Lustraume, empfindet Mißbehagen über die Dunkelheit und schlägt Feuer zu einem neuen Monde und zu einer neuen Sonne an. Das Feuer fällt aber auf die Erde hinab in den Aalee-See, wo es von einem Fische verschlungen wird. Wäinämöinen und Iimariinen fangen den Fisch mit einem kleinen Netz, das Feuer wird im Wauche des Fisches gefunden, eilt aber in einen Wald und verheert viele Länder, bis man endlich seiner habhaft wird und es in die dunklen Stuben Kalevala's führt. Noch sind aber Mond und Sonne im Nordlandsberge eingeschlossen. Nachdem Iimariinen die von ihm geschmiedeten neuen Himmelslichter zum Leuchten zu bringen vergeblich versucht hat, zieht Wäinämöinen aus, um jene aus dem Berge zu befreien. Er haut dort das ganze Volk nieder und die Pohjola-Wirthin läßt sie schließlich aus Furcht aus dem Berge. Wäinämöinen grüßt die Himmelslichter mit jenem schönen Gesang, der an die Hymnen des Rigveda erinnert: Steig, o Sonne, nieder Morgen, bring und täglich Glückesgrüße, daß sich unser Hahn häuse! Gehe deinen Weg mit Wohlsein, deine Bahn voll lauter Sonne, ehe deinen Lauf voll Schönheit, ruhe abends aus voll Freude!

Hier ist eigentlich das Ende des Gedichtes. Der letzte Gesang spiegelt aber noch den Untergang des Heidenthums und die beginnende christliche Zeit wider. Die schöne Jungfrau Marjatta ging als Hirtin auf den Wäunen. Durch das Essen einer Beere wurde sie schwanger und gebar einen Knauden. Als dieser aufwuchs, füllte Wäinämöinen das Urtheil, daß man ihn tödten müßte, da er vom Sumpfe, von einer Preißelbeere stammte. Der alte Mirosannas weist ihn aber zum König von

Karjala, worüber Wäindmössen so verdrüsslich wird, daß er sich in ein kuxerres Boot setzt und damit über des Meeres Rücken zieht zu dem Rande des Horizonts, wo sich Himmel und Erde berühren und wo er noch weilt. Bei seiner Trennung verändert er, daß die Lage noch kommen werden, wo man seiner bedürfe, um einen neuen Sampo zu schaffen, neuen Mond und neue Sonne auf den Himmel zu führen. Die Kanäle und seine schönen Gefänge hat er jedoch hinterlassen zur ewigen Freude des Suomivolkes.

Es geschah es auch in der Wirklichkeit, denn von dem Erzhirnen der Kalevala-Gefänge datirt das kräftigere Erwaehen des nationalen Bewusstseins in Finland, welches sich seitdem auch auf politischem Gebiete kundgegeben hat.

Die erste Ausgabe der Kalevala erschien 1835 und wurde von Castrén ins Schwedische übersetzt, die zweite 1849, welche vollständig von R. Collan übersetzt wurde, 1864—68. Eine Volksausgabe mit Erklärung wurde 1870 und 1877 veröffentlicht. Im Jahre 1852 erschien die deutsche Uebersetzung von A. Schiefner, 1867 eine französische von Leouzon de Duc und 1871 eine ungarische von F. Barna; noch gibt es eine russische Uebersetzung und einzelne Theile sind von John Porter und Wickham Hoffmann ins Englische übertragen. In der deutschen Literatur behandelt dieselben Esauß Csász, Das finnische Volksepos Kalevala (Stuttg. 1862); J. Grimm, Kleinere Schriften (Band 2, Berlin 1865); von Tettau, Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die Kalevala (Gersdorf 1873). (O. Donner.)

KALFATERN nennt man in der Schiffbaukunst das Dichtmachen der Nähte zwischen den Planken, aus denen der Schifferumpf zusammengelegt ist, damit kein Wasser von außen in letztere dringen könne. Das Kalfatern geschieht, indem man die beim Bau glatt aneinandergefügt und besetzten Planken mit einem saftigen kumpfen Eisen auseinanderreibt, dann Berg bineinklopft und dasselbe mit einem andern ähnlichen Eisen, das aber an seiner Aufsichtfläche gerillt ist, so fest wie möglich schlägt. Man treibt das Berg gewöhnlich zwei Centimeter tief und bis einen halben oder ganzen Centimeter unter die Oberfläche der Planken. Die bleibende Lücke wird dann mit siedendem Pech ausgegossen, dem man, wenn das Schiff in die Tropen geht, einen größeren Zusatz von Harz gibt. Bei großer Wärme wird das Pech flüchtig und läuft dann aus den Nähten, während der Harzschlag es härter macht. In kalten Klimaten ist dagegen das Pech zurechtmäßiger, weil es zäher und elastischer bleibt als das Harz, das bei heftigen Bewegungen des Schiffes in größerer Kälte leicht Risse bekommt und aus den Nähten springt.

Das Wort Kalfatern ist arabischen Ursprungs und im Mittelalter in die abendländischen Sprachen gelangt. So lange man Boote oder Schiffe aus mehreren Theilen zusammensetzt, so alt ist auch das Kalfatern. Die alten Aegypter benutzten Papyrusfasern dafür, die alten Deutschen Wollenstoff, andere unentwickelte Völkerstämme nehmen Moos und dergleichen zum Dichten der Nähte. Bei den

Griechen war jedoch schon zu Themistokles' Zeiten das Berg für diese Zwecke in Gebrauch, das sich am besten dazu eignet und jetzt allgemein verwendet wird. Die Wiederholung des Kalfaterns hängt von den Umständen ab, unter denen das Schiff seine Fahrten macht. Treibt es häufige extreme Klimawechsel oder schwere Stürme, in denen es schwer arbeitet, so muß es öfters kalfatern werden. Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist bei segelnden Schiffen das allgemeine Kalfatern alle 6—9 Monate erforderlich. (R. Werner.)

Kali, f. Kalium.

KALL (medizinisch), das Dryd des Kalium, findet allein, namentlich aber in seinen Salzen in der Medicin eine sehr ausgedehnte Verwendung, und zwar sowohl zum innerlichen wie zum äußerlichen Gebrauche. Wir müssen wegen des Genauern auf die Handbücher der Arzneimittellehre (von Koschak und Rothnagel, Bing u. A.) verweisen und uns hier darauf beschränken, die Präparate namhaft zu machen, welche hauptsächlich benutzt werden.

Zum innerlichen Gebrauche dienen, und zwar als aufstößende, die Thätigkeit der Schleimhäute, des Darmkanals, der Nieren, beziehungsweise auch der Haut befördernde Mittel, das kohlen-saure, essig-saure, schwefel-saure, wein-saure Kali, während bei dem gleichfalls vielfach verwendeten salpeter-sauren Kali (Nitrum, Salpeter) die eigentliche Wirkung des Kali auf das Herz mehr hervortritt, sodas dasselbe in größeren Gaben und anhaltend verabreicht eine gisrige Wirkung auszuüben vermag. Das letztere gilt gleichfalls von dem als säulnißwüdriges Mittel vielfach — namentlich gegen Diphtherie — empfohlenen chlor-sauren Kali, welches eine Dissolution der Blutkörperchen herbeizuführen im Stande ist. Das arsenig-saure Kali (besonders in der Fowler'schen Lösung angewendet) hat dieselbe Wirkung wie die arsenige Säure selbst. Hydrobrom-saures Kali (Chromsalium) wird vorzüglich gegen nervöse Erregtheit, gegen Krampfschübe, sowie auch als Schlafmittel angewendet, während das hydrojod-saure Kali (Jodsalium) als die Auffassung in hohem Grade steigendes und gegen manche Dykrasien (Euphylis, Strophulose) eine spezifische Wirkung entfaltendes Mittel gerühmt ist.

Zum äußerlichen Gebrauche dienen als Nephritikum das reine Kalihydrat (Nepfali) in festem Zustande, sowie das doppelt chrom-saure Kali in der Lösung. Als desinficirende Mittel kommen, namentlich auch in der Form des Gurgelwassers, zur Verwendung das chlor-saure und das übermangansaure Kali, während behufs einer Hautreizung, beziehungsweise gegen Hautkrankheiten, das kohlen-saure und das hydrojod-saure Kali (Schwefelsalium) in Fuß- oder allgemeinen Bädern, sowie in Waschkuren benutzt werden. Als die Auffassung befördernde Mittel findet das Jodsalium auch äußerlich sehr ausgedehnte Verwendung. (Alfr. Krug.)

KALIBASSEN stammt von dem ungarischen Worte Kaliba, welches so viel wie Hüte bedeutet; so werden in Siebenbürgen diejenigen Kumanten genannt, die in den Alpen als Hirten in solchen Hütten wohnen;

fe sind also durchaus kein besonderer, etwa später einwanderter Volksstamm, wie man irrthümlich wähnt.

(J. Hunfalvy.)

KALIBER, der Durchmesser einer röhrenförmig ausgebohrten Röhre, ist der Ausdruck namentlich für den Durchmesser der Seele der Feuerwaffen und in weiterer Folge auch für den Durchmesser der zugehörigen Geschosse im Gebrauch, sodas man sowohl von dem Rohr oder Lauf-Kaliber als auch von dem Geschos-Kaliber spricht. Beide sind für dieselbe Feuerwaffe keineswegs identisch. Bei den glatten Geschützen und Gewehren muß zwischen Seelenwand und Geschosoberfläche ein Spielraum bleiben, damit ein Einladen der Kugel in die Rohr- oder Laufseele überhaupt möglich ist, und auch bei den von der Mündung aus zu ladenden gezogenen Geschützen und Gewehren ist ein solcher zu gleichem Zwecke erforderlich, während bei den Hinterladern der Spielraum entweder ganz fortfallen kann oder doch auf eine minimale Größe beschränkt werden darf.

Die Größe des Kalibers wird durch die Gebrauchszwecke der Feuerwaffe bedingt. Die kleinen Feuerwaffen müssen von einem Manne getragen, geladen und abgefeuert werden können, daher ein geringes Gesamtgewicht besitzen, andererseits sollen ihre Geschosse auf bestimmten Entfernungen die Kraft besitzen, Menschen und Pferde kampfunfähig zu machen. Durch diese beiden Bedingungen wird ihr Kaliber in enge Grenzen eingeschlossen. Die großen Feuerwaffen dagegen haben sehr verschiedene Aufgaben zu erfüllen, denn sie sollen im Feldzuge nicht nur Menschen und Pferde außer Gefecht setzen, sondern auch leichtere Festungen zerstören und zwar beides auf größere Entfernungen, als sie für die kleinen Feuerwaffen erreichbar sind; demnach sollen sie aber auch im Festungskriege stärkere Erdwerke und Mauern, in neuerer Zeit sogar Panzerungen, wirkungsvoll beschließen, während man von den Marinegeschützen ein Zerstören oder ein Durchbohren der starken Eisenpanzer der modernen Kriegsschiffe fordert. Daher findet man bei den Gewehren seit ihrer Benutzung für Kriegszwecke eine viel größere Uebereinstimmung in dem Kaliber als bei den Geschützen. Nur in der ersten Zeit ihres Gebrauches variiert auch bei den kleinen Feuerwaffen das Kaliber und zwar so lange, als man zu denselben noch Gewehre zählte, die zu ihrem Abfeuern auf eine Gabel gelegt werden mußten. Damals gab es Handwaffen, welche Kugeln von 16 Loth (etwa 234 Gramm) Wieflossen, neben solchen, welche nur zweilöthige (etwa 30 Gramm) Kugeln versetzten, und dazwischen vielfache Zwischenkaliber. Doch schon vor Beginn des 16. Jahrhunderts wurden die zweilöthigen Handbüchsen oder halben Haken für die Truppen im Feldzuge Norm, wegen der vierlöthigen ganzen Haken und die achtlöthigen Doppelhaken lediglih bei der Verteidigung der Städte und festen Schlösser in Verwendung kamen. Die durch die ausgebreitete Benutzung der Feuerwaffen hervorgerufene Vermehrung und Verstärkung der Schußwaffen, die Ausbildung der Harnischtracht tief das Stre-

ben nach Vergrößerung der Wirkung der Gewehre und damit wiederum eine Steigerung des Kalibers hervor, sodas Herzog Alva in der spanischen Armee die vierlöthigen Musketen einführte und sein Beispiel in den meisten Heeren Nachahmung fand, trotzdem diese Musketen wiederum zu ihrem Abfeuern einer Gabel bedurften. Der Kampf der Schußgegen die Feuerwaffen wurde endlich ausgegeben, da man zu der Ueberzeugung gelangte, das kein Panzer, kein Harnisch einen vollkommenen Schutz gegen die Wirkung der verbesserten Gewehre leisten könne und jede Rüstung den Träger nur unbescholen und unbeweglich mache; infolge davon verschwanden die Schußwaffen und demgemäß auch die Gewehre großen Kalibers nach und nach, worauf sich in den meisten Armeen ein dem zweilöthigen nachfolgendes Kaliber (18—20 Kugeln auf ein Pfund Blei), welches einen Durchmesser der Laufseele von 17—18 Millimeter bedingt, als einziges Gewehrkaliber einbürgerte. Dieses blieb bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts mit verhältnismäßig nur geringen Abweichungen bestehen, erlitt dann aber eine successive Verminderung, hervorgerufen durch die Einführung der gezogenen Gewehre mit Kugelgeschossen, welche leger, dem Rundkugeln gegenüber, eine größere Schwere besitzen und deshalb bei dem bisherigen Kaliber eine Verminderung der vom Manne getragenen Lastenmunition erforderten, wenn derselbe nicht übermäßig belastet werden sollte. Dabei lernte die Erfahrung, das man das Kaliber der Gewehre verringern könne, ohne an der außerordentlich lebenden Kraft der Geschosse einzubüßen, und das die Verkleinerung des Kalibers sogar ein Mittel gewöhre, die ballistischen Leistungen der Waffen durch eine größere Kalanz der Flugbahnen ihrer Geschosse zu verbessern. Die Schweiz ging in dieser Beziehung durch Annahme des Laufkalibers von 10,5 Millimeter allen übrigen Staaten voran, ihr folgten nach und nach die sämtlichen Armeen, bei denen das Kaliber von 10—11 Millimeter in neuerer Zeit normal geworden ist. In der Uebergangszeit, die noch jetzt bei den vorhandenen großen Vorräthen von Gewehren nicht völlig überwunden ist, nannte man das Kaliber von 10—11 Millimeter das kleine, während man das Kaliber von 13—15 Millimeter als das mittlere und das Kaliber von 17—18 Millimeter als das große bezeichnete. Versuche haben das Kaliber von 10 Millimeter als ein minimales erkennen lassen, denn bei Gewehren mit einem geringeren Laufdurchmesser genügt die Percussionskraft der Geschosse nicht mehr, um lebende Wesen außer Gefecht zu setzen; ein Beispiel hierfür liefert das Gewehr der Cent-gardes Napoleon's III., das nur 9 Millimeter Kaliber hatte und geringe ballistische Leistungen aufwies, freilich auch nur die Waffe einer Palastruppe bildete.

Der verhältnismäßigsten Uebereinstimmung der Gewehrkaliber steht eine ungemein große Mannichfaltigkeit der Geschußkaliber gegenüber. Die zuerst gefertigten Bombarden hatten fast ausschließlich ein bedeutendes Kaliber, weil sie an Stelle der früheren Sturm böde und Widder zur Beschädigung von Mauern Verwendung fanden und mit ihren Steinkugeln durch die Waffe das erste

müßten, was ihnen bei dem mangelhaften Pulver an Kraft gebracht. Erst als eiserne Kugeln in Gebrauch kamen und das Schießpulver verbessert worden, wurde eine Verringerung des Kalibers zulässig, wenn auch der Gedanke an die ursprüngliche einzige Aufgabe der Geschütze, Breche zu legen, die Vorliebe für übermäßige Kaliber wach erhielt. Als Repräsentanten dieser Neigung können die Zarj Puschka im Strelz u. Moskau zu 91, Centimeter und die Tolle Grete in den Niederlanden zu 64 Centimeter Kaliber gelten. Mit der Verminderung des Kalibers beginnt aber auch die höchste Mannichfaltigkeit desselben; jedes Geschütz wird ein Individuum für sich und man findet für die Bezeichnung des Kalibers, das bei den Kanonen nach dem Gewicht der eisernen Vollkugel stattfindet, fast alle Zahlen des natürlichen Zahlensystems von 1—120 im Gebrauch. In dieses Gebäu von Geschützen, denen man die Namen von Viersägern, Wägen, Schlangen u. s. w. beilegte, wurde wiederholt versucht, Ordnung und System zu bringen, so namentlich in Frankreich durch das Edict von Blois 1572, welches die Kanonenkaliber auf 7, das 42, 33, 16, 8, 4, 1½, und ½-pfündige, festsetzte, ferner durch das Vallière'sche System 1732, welches nur das 24, 16, 12, 8, und 4-pfündige Kaliber normirte. In anderen Staaten beschränkte man sich auf das 24, 12, 6, und 3-pfündige Kanonenkaliber. Die Vallière'schen re die letztgenannten Kaliber sind bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die maßgebenden für die Kanonen geblieben, wobei die 24- und 16-pfündigen ausschließlich im Festungskriege Anwendung fanden, während die übrigen Kanonenkaliber auch im Feldkriege gebraucht wurden. — Während man die Kanonen nach dem Gewicht ihrer eisernen Vollkugel bezeichnete, behielt man für die Haubitzen und Mörser die Benennung nach dem Gewicht der früher aus ihnen versetzten feineren Vollkugel bei, auch nachdem man dieselbe bei ihnen längst durch eine eiserne Hohlkugel ersetzt hatte, deren Schwere mehr als das Doppelte der gleichfallrigen Maffstovell von Steln beträgt. Von Haubitzen führten die verschiedenen Mächte 7, 10- und 25-pfündige, zuletzt auch 50-pfündige, von Mörsern 7, 10, 25-, 50- und 75-pfündige; zu lehteren trat noch der zum Werfen von Steinen bestimmte 140-pfündige Stelmörser von 15 Zoll Seelenweite. Die von Oberst Vaizhan konstruirten Bombenkanonen, welche eine Granatwirkung gegen Kriegsschiffe ergaben und wesentlich die Wanzung derselben hervorgerufen haben, waren von 25- und 50-pfündigem Kaliber (Teingewicht). Neben den genannten Kalibern traten in der Marine, namentlich bei den Carronaden, verschiedene andere auf und auch im Landkriege wurden zuweilen abnorme Kaliber verwendet, so bei der Belagerung von Antwerpen 1832 ein Riesenmörser von 60 Centimeter Mündungswelt; der während des Krimkrieges vom Volkswitz „Palmerston's folly“ getaufte Mörser von 90 Centimeter Mündungswelt kam nicht zur kriegerischen Anwendung, da er bereits bei den Versuchen sprang.

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

die gezogenen an die Stelle der glatten Geschütze zu treten begannen, erhielt man anfänglich sowohl die Seelen-durchmesser wie auch die Bezeichnungen der letzteren bel, ging aber bald zu Aenderungen in beiden Richtungen über. Einestheils trat eine Kaliberverminderung ein, da die Langgeschosse mit ihrer größeren Durchschlagskraft dies herbeiführten, andererseits ging man größtentheils von der Bezeichnung durch das Gewicht der eisernen Kundkugel ab und nahm dafür meist die Bezeichnung des Durchmesser der gezogenen Seele von Feld zu Feld an, weil das Gewicht der Langgranate das der gleichfallrigen Vollkugel um das Zwei- bis Dreifache übertraf. Nur die englische Artillerie hat das wirkliche Gewicht der Langgranaten in Pfunden zur Kaliberbezeichnung angenommen, während die französische Artillerie anfänglich eben dieses Gewicht, in Kilogrammen ausgedrückt, adoptirte (canon de 7, d. h. ein Geschütz, dessen Langgeschöß nahezu 7 Kilogramme wiegt) und die russische Artillerie theilweise die alte Bezeichnung nach dem Pfundgewicht der Kundkugeln beibehielt. Diese Verschiedenheit in der Bezeichnungswelt bewirkt es, daß das deutsche Kanon von 8 Centimeter, der russische 4-Pfünder und der englische 9-Pfünder in ihrem Kaliber wenig voneinander variiren. Die Feldartillerie hat ein Geschütz von so großer Seelenweite wie der frühere 12-Pfünder nicht mehr, dagegen hat die Festungs- und Belagerungsartillerie die früheren Seelenweiten ihrer 12- und 24-Pfünder in den 12- und 15-Centimeter-Geschützen beibehalten, während die Marine- und Küstenartillerie den Kampf mit dem Eisenpanzer der Kriegsschiffe aufgenommen hat und infolge davon von Kalibersteigerung zu Kalibersteigerung fortgeschritten ist. Die englische Artillerie, welche die schwersten Geschütze nach dem Rohrgewicht benennt, hat in ihrem 38-Tons-Geschütz ein Kaliber von 31, Centimeter, in ihrem 81-Tons-Geschütz ein solches von 38, Centimeter, in ihrem 200-Tons-Geschütz ein solches von 50, Centimeter; das italienische 100-Tons-Geschütz besitzt ein Kaliber von 43, Centimeter. Die deutsche Küsten- und Marineartillerie führt Geschütze von 17, 21, 24, 26, 28 und 30, Centimeter Kaliber; der Krupp'sche 1000-Pfünder hat 36 Centimeter Kaliber. In der letzten Zeit hat sich eine Reaction gegen die Kalibersteigerung geltend gemacht, wie sich auch vielfach Stimmen gegen die weitere Verstärkung der Schiffspanzer erhoben haben. Wahrscheinlich folgt dem Stillstande ein Rückschritt in Form einer Kaliber- und Panzerverminderung. (v. Löbell.)

KALIBERMASSTAB ist ein Instrument zum Messen des Rohrgewichtes der Geschützrohre zunächst der Mündung, das meist aus einem messingnen Lineal mit Maßeneintheilung besteht, welches an dem einen Ende einen feststehenden und außerdem einen verschiebbaren fühlernen Fuß besitzt. Der Kasten, welcher den verschiebbaren Fuß trägt, enthält eine Nonnueintheilung, die gestattet, 0,05 Millimeter abzulesen. (v. Löbell.)

KALIDASA, der berühmteste Kundahind Indiens und einer der größten Dichter aller Völker und Zeiten überhaupt, ist dem europäischen Publikum seit dem

Erblühen der Sanskritstudien seinen Hauptwerken nach wohlbekannt. Ueber seine Zeit, Heimat und Lebensumstände schreibt freilich noch immer ein Dunkel, wenn auch die Ansichten hierüber seit mehreren Jahren einigermaßen geklärt sind. Anfangs versetzte man ihn, wie alles, was aus Indien kam, in das graue Alterthum, dann verwies man ihn einer ihrem Ursprunge nach sehr zweifelhaften und ihrem Inhalte nach zum Theil ganz misverstandenen Tradition zufolge, welche Kalidasa mit acht andern Gelehrten oder Dichtern zusammen die neun Götterhymnen am Hofe des Vikrama bilden läßt, in das letzte Jahrhundert v. Chr. und zwar nach Nischajini an den Hof des Königs Vikramaditya von Malava, dessen Aera mit dem Jahre 56 beginnt. Spätere Untersuchungen weisen nach, daß diese Datirung nicht nur un begründet, sondern auch unmöglich ist, und die indische Philologie schwankte nun lange für die Epoche des Kalidasa in einem Zeitraum herum, welcher die letzten Jahrhunderte v. Chr. und das ganze erste Jahrtausend n. Chr. umfaßt. Endlich ist man dahin gelangt, auf Grund astrologischer Data, die sich in den Werken des Dichters finden, als früheste Grenze für dessen Zeit das Jahr 350 n. Chr. anzusetzen; als späteste gilt mit großer Wahrscheinlichkeit die Mitte des 8. Jahrh. Innerhalb dieses Zeitabschnitts ist es noch nicht gelungen, den Dichter einer bestimmten Epoche zuzuwiesen. (S. über diese Chronologie und die einschlägige Literatur Weber, Indische Literaturgeschichte, 2. Aufl., S. 217 fg.)

Unter dem Namen des Kalidasa ist nun eine Menge von verschiedenartigen Werken der Sanskritliteratur auf uns gekommen, ein Umstand, der sich nur so erklären läßt, daß es entweder vielleicht mehrere Dichter dieses Namens gab, oder daß mancher denselben geradezu als seinen Dichternamen anlegte, um sich dadurch ein größeres Ansehen zu geben. Unmöglich können alle jene Arbeiten, von denen einige deutlich den Epigonenstempel aufgedrückt tragen, von Einem Dichter herrühren, und die europäische Kritik ist denn auch ziemlich einstimmig darin, dem großen Kalidasa nur sechs von jenen Werken zuzurechnen, nämlich die drei Dramen: Abhijñānaśakuntala, Vikramorvaśi und Mālavikāgnimitra, und die drei Mahākāvya's (großen Gedichte): Raghuvamśa, Kumārasambhava und Meghadūta.

Unter den drei Dramen ist das bei weitem beste und bekannteste das Abhijñānaśakuntala, die Ring-Sakuntala. Den Stoff des Stüdes bildet eine Sage aus dem Mahābhārata. König Duśhanta aus dem Geschlechte der Yaju sieht auf einer Jagd in dem Büßerbhale des Kanva die ihm zur Fliege anvertraute Sakuntala, die Tochter einer Himmelenzylinthe oder Apsaras, und bemerkt die Abwesenheit des Büßers dazu, ein Liebesverhältnis mit der Pflegerin desselben einzugehen, der er bei seiner Abreise einen Ring an den Finger steckt, der dessen Anblick er sie als seine Gemahlin anerkennen wolle, wenn er sie nach einiger Zeit in seinen Harem abholen ließe. Bald kehrt auch Kanva zurück und billigt das inzwischen nicht ohne Frucht gebliebene Verhältnis.

Sakuntala soll nun ihrem Gemahl zugeführt werden, verweigert aber, während sie an diesen denkt, einem Götterfreundschaft begehrenden Büßer die schuldige Gerechtigkeit zu bezeigen, weshalb sie von diesem verflucht wird. Nach einem rührenden Abschied von dem Büßerbhain wird sie in die Residenz zum Könige geführt; dieser aber erkennt sie nicht, weil sie den Ring nicht vorgezeigt kam, der ihr bei einer Andachtsübung ins Wasser gefallen. Der König verflucht sie in seiner Verbildung, aber eine Apsaras erbarmt sich ihrer und entführt sie nach der Einsiedelei des heiligen Maritśha, wo sie einen Knaben zur Welt bringt. Mitterweile ist der König beim Abschied des Ringes, den ein Fischer im Bache eines Heides gefunden und an den Hof gebracht hat, wieder zur Thronung gekommen und empfängt die tiefste Reue über das an seiner Gemahlin begangene Unrecht. Da erhält er einen Auftrag von Indra, die Dämonen zu bekämpfen, entledigt sich desselben zur Zufriedenheit des Gottes, wird von diesem in seinem Himmel hoch gehert und dem Wagenlenker Indras' bei seiner Herabkunft auf die Erde ebenfalls in den Hain des Maritśha geführt, wo er Sakuntala mit ihrem Knaben wiederfindet und sich für immer mit ihr vereint. — In dieser Weise hat der Dichter den Stoff, der sich im Epös in viel einfacher Gestalt zeigt, zu einem Drama verarbeitet, welches zwar den Anforderungen, die wir an ein solches zu stellen gewohnt sind, vielfach widerspricht (namentlich ist die durch seine weltliche Schuld motivirte Verlobung der Heldin insoweit eine psychologisch ganz unerklärliche Gedächtnißschwäche des Königs ein unerträgliches Moment), im Einzelnen aber eine poetische Pracht entfaltet, wie wir sie nur in den Werken gottbegnadeter Dichter finden. Namentlich ist das Erwachen der Liebe bei Held und Heldin im ersten Act, sowie der Abschied der letzteren von dem Büßerbhain im vierten Act (der bereits den indischen Erklärern als die Perle des Ganzen galt) mit unübertrefflicher Zartheit geschildert worden. Unser Drama hat denn auch sich selbst in Indien wie in Europa warme Anerkennung gefunden und gehört zu den Sanskritwerken, welche zuerst bei uns heimlich wurden, und zwar zu einer Zeit, wo in Deutschland die Heroen unserer klassischen Literaturperiode, darunter namentlich Goethe und Herder, deren Urtheil dann auch für die folgenden Geschlechter maßgebend geworden ist, es schätzen und genießen konnten. Schon 1789 hatte nämlich Sir William Jones zu Calcutta eine englische Uebersetzung erscheinen lassen, welche wiederum von Forster (1791) und Herber (1813) ins Deutsche übertragen wurde. Die erste europäische Ausgabe war die von Ghizy (Paris 1830), auf welcher die Uebersetzung von Hirtel (1833) beruht. Eine neue Ausgabe (sanfrit und deutsch) erschien 1842 von Böhlingski; an diese schlossen sich die Uebersetzungen von Meyer (1852) und Kobdanz (1854; 6. Aufl. 1878) an. Freiere, zum Theil für die Bühne bestimmte Bearbeitungen gibt es von Höppl (1854), Wolzogen (1869) und Dombdoff (1870); im Jahre 1867 erschien auch eine Uebersetzung von Müdert (aus dessen Nachlaß), welche jedoch allgemein für wenig gelungen gilt. Spätere Ausgaben sind die von Bunt-

hard (1872) und die von Wischel (1877); letztere ist vertheilt von F. Frige (1877). Außerdem gibt es englische und indische Ausgaben in Menge und Uebersetzungen in fast sämtliche Sprachen Europas. Die vorzutreffendsten Versionen sind die von Böhtlingk und Frige; beide sind zugleich instructiv für die Recensionfrage, über die wir mit einigen Stellen orientiren müssen. Die Handschriften der Sakuntala, welche den ersten europäischen Bearbeitungen zu Grunde liegen, sind nämlich im bengalischen Alphabet geschrieben und enthalten einen längeren Text als die später von Böhtlingk zu seiner Ausgabe benutzten, welche in Devanagarischrift vorliegen. Letzterer glaubte nun in der kürzeren, der Devanagari-Recension, die ursprüngliche und schönere Fassung des Dramas zu erkennen, und diese Ansicht wurde fast ausnahmslos von den Indianisten getheilt, bis Richard Wischel im 3. 1870 in seiner Arbeit *De Cakuntali recensionibus* wiederum auf die bengalische Recension zurückging, die er dann in seiner sehr sorgfältigen Ausgabe wieder zu Ehren bringen suchte. Wischel nimmt sogar vier Recensionen an, nämlich außer den beiden schon genannten noch eine südindische und eine gemischte; von allen soll die bengalische den ursprünglichsten Text enthalten, der dann mannichfaltige Umstellungen, namentlich aber Verfüzungen erlitten habe. Wischel ist mit dieser Ansicht nicht durchgedrungen; nach wie vor wird von der Mehrzahl der Sanskritphilologen die kürzere Fassung für die echte gehalten, die dann Erweiterungen erfahren hat. Eine neuerdings von Wolfens (Abht. der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1880, Nr. 11) aufgestellte Hypothese, daß die längere Recension das Leser-, die kürzere das Spieldrama enthalte, ist wol als verunglückt zu betrachten. — Das zweite Drama Kalidasa's, Vikramorvasi d. h. Urvasi, der Preis der Tapferkeit, behandelt einen mythologischen Stoff, dessen Anfänge bis in die Zeit der vedischen Hymnendichtung zurückreichen. König Pururavas entrennt in Liebe zu der Apparas Urvasi, die er in einem Kampfe gegen die Dämonen beschützt hat. Es wird ihr gestattet bei ihm zu leben, bis er Nachkommenschaft von ihr erhalten. Bald nach ihrer Verheirathung wird Urvasi jedoch infolge eines alten Fluchs des weisen Bharata, des Theaterregisseurs in Indra's Himmels, dessen Unwillen sie sich durch einen Gedächtnisfehler bei einer dramatischen Aufführung vor den Göttern zugezogen, in eine Schlingpflanze verwandelt und von dem vor Schmerz wahnsinnig gewordenen König erst nach langem vergeblichem Suchen im Walde wiedergefunden, wobei sie denn auch ihre natürliche Gestalt zurückerhält. Von Indra wird dem Pururavas zuletzt auch nach der Geburt eines Sohnes als Gegengabe für die dem Gotte im Kampfe gegen die Dämonen zu leistenden Dienste ein befähigtes Zusammenleben mit Urvasi gestattet. Auch dieses Drama enthält große Schönheiten, obwohl es der Sakuntala nicht gleichkommt; herausgegeben von Lemj (1833) mit lateinischer, von Wolfens (1846, die kritische Hauptausgabe) mit deutscher Uebersetzung; poetische Bearbeitungen erschienen von Höfer (1837), Hirtzel (1838) und Kobedanz (1861; 2. Aufl. 1873), ferner eine vortreffliche wortgetreue Uebersetzung

von V. Frige (1881). Wie die Sakuntala, liegt auch die Urvasi in einer längeren und einer kürzeren Gestalt vor, welche letztere hier aber in den südindischen Handschriften erscheint (herausgegeben von Wischel, Monatsber. der Königl. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, Juli 1875). Wie sie sind geneigt, auch hier die kürzere Fassung für die ursprüngliche zu halten und die vielen im Volksdialekt abgesetzten Strophen des vierten Actes für eine spätere und zwar geschnadlose Zusatz zu erklären. — Das Malavikāgnimitra ist ein Intrigueaufspiel mit historischem Hintergrunde. Der Held desselben ist König Agnimitra (Sohn des Pusyapamita aus der Sungadynastie), welcher die ihm zur Gattin bestimmte Prinzessin Malavika erst nach mancherlei Abenteuern und Hindernissen, die ihr zuerst auf der Reise aus dem väterlichen Reiche an den Hof des Königs, dann aber besonders durch Rivalen der übrigen Frauen desselben bereitet werden, heirathen darf. Die Uebersetzung dieses Stückes ist eine mehr einheitliche, und deshalb auch die Recensionfrage für dasselbe nicht vorhanden. Es ist herausgegeben von Züllberg (1840), übersezt und erklärt von Weber (1856), dann wiederum mit großem kritischem Apparat herausgegeben von Wolfens (1879). An Romantik und Pathos fehlt es den beiden andern Dramen Kalidasa's weit nach, hält sich dafür aber auch von Ueberschwänglichkeiten freier und liegt in vielen Dingen dem europäischen Geschnade näher als jene.

Von den epischen Gedichten des Kalidasa behandelt der Raghuvamsha in 19 Gesängen die sagenhafte Geschichte des Raghugeschlechtes und hat darum einen Theil seines Inhalts mit dem Ramayana gemein. Das Gedicht ermangelt seiner ganzen Anlage nach eines einheitlichen Charakters und wir haben seine Schönheiten deshalb mehr in den Details sowie in der besonders edeln und classischen Sprache zu suchen. Es ist 1832 von Stenler mit einer lateinischen Uebersetzung editi worden. — Ganz und gar mythischen Inhalts ist der Kumārasambhava (die Geburt des Kriegsgottes). Er handelt von der durch die Götter, welche von dem Dämon Taraka bedroht werden, zum Behuf der Erzeugung eines Heiden zur Befämpfung desselben herbeigeführten Vermählung des Siva mit der Parvati, aus welcher der Kriegsgott hervorgeht, der zuletzt den Taraka überdält. Von diesem Epos waren bis vor kurzem nur 7 Gesänge bekannt, welche bis zur Vermählung der beiden Gottheiten reichen (ebensfalls von Stenler 1838 mit lat. Uebersetzung herausgegeben); vor einigen Jahren sind noch 10 andere Gesänge, welche den Stoff zu Ende führen, dazugekommen und mehrfach in Indien editi worden. Unserem Geschnade wird auch dieses Gedicht nur in Einzelheiten gerecht. Ein deutscher Uebersetzer, welcher sich entschließen könnte, sich auf diese zu beschränken und die mannichfachen Ueberschwänglichkeiten über Bord zu werfen, würde auch vielleicht für diese im ganzen noch weniger bekannten Kunstepen ein dankbares Publikum finden. — Zu den in Europa längst heimischen und geschätzten Gedichten der Sanskritliteratur gehört dagegen der episch-lyrische Meghadūta (Wolfens), welcher bereits die Anerkennung Goethe's gefunden hat. In diesem

Gedicht sendet ein Verbannter Jastha (eine Art Halb-gott) eine Wolfe mit einer Liebesbotschaft zu seiner fernem Gattin; der erste Theil gibt hochpoetische, zuweilen auch recht plastische Schilderungen von den Gegenden, über welche die Wolfe hinwegzieht; der zweite schildert in tief empfundenen, allerdings mitunter etwas schwüßigen Versen den Liebesgram der Verlassenen. Es dürfte kaum ein indisches Gedicht geben, welches als Ganzes dem europäischen Geschmack so sehr entspricht wie der Meghadhita. Kritische Ausgaben gibt es von Gildemeister (1840) und Stejneger (1874), eine deutsche profaische Uebersetzung mit vortheilhaftem Commentar von Schüb (1859), poetische Uebersetzungen von Max Müller (1847) und E. Fritze (1879).

Das sind die Werke, welche die Kritik mehr oder minder einstimmig dem großen Kalidasa zuerkennt. Das Drama Málavikágnimitra wurde zwar von Wilson in seinem Theatre of the Hindoos dem Verfasser der Sakuntala und Urvasi abgeprochen; seit dem Borgange Weber's aber (in seiner Uebersetzung jenes Dramas) haben sich die Forscher wol einmüthig wieder zur Aukterschaft des Kalidasa bekennt. Außerdem wurde die Echtheit des zweiten Theiles des Kumárasambhava gleich bei seinem Erscheinen stark in Zweifel gezogen. Dieser Streit ist namentlich von indischen Gelehrten geführt worden (s. Pandit, Bd. I und Weber, Zeitschr. der Deutsch-morgent. Gesellsch. XXVII, Seite 174 fg.); wahrscheinlich sind in der That nur die ersten 8 Gesänge echt. Was sonst noch den Namen Kalibala trägt, scheint andern Dichtern anzugehören. Der Ritussambhava, eine Schilderung der 6 Jahreszeiten (herausgegeben von Bohnen 1840) zeigt zwar in der Diction vielfache Uebereinstimmung mit den Werken Kalidasa's, doch kann diese auch als bloße Nachahmung erklärt werden, und man hat sich auch nicht Recht geweigert, dieses etwas schwächliche, wenn auch sonst recht lesenswerthe Gedicht dem Verfasser der Sakuntala zuzuschreiben. Der sehr gefälschte Nadodaya (herausgegeben von Benary 1830) wird wol kaum von einem Indianisten für etwas anderes als für ein Epigonenwerk sehr späten Ursprungs gehalten. Auch das metrische Compendium Crutabodha führt wahrscheinlich den Namen Kalidasa mit Unrecht; wenigstens enthält es nichts, was ihm den Anspruch verleihen könnte, für das Werk eines großen Dichters zu gelten.

Die Größe unseres Kalibala liegt vor allem in der Tiefe und Zartheit der Empfindung, wie sie sich namentlich in den beiden ersten Dramen und im Meghadhita ausdrückt, sowie in einem gewissen Sinne für das Einfache und Natürliche, der ihn verhältnißmäßig selten die Grenzen des Geschmackes überschreitet und dem allgemeinen Fehler der indischen Kunstbiäster, der Maßlosigkeit, anheimfallen läßt, und den man trotz des stellenweise recht bemerklichen Rassefinettes im Gegenlage zu andern Dichtern doch deutlich herausfühlt; ferner in seiner meisterhaften Behandlung des Sanfrit, welche sich bei ihm mehr in einer knappen und gedrungnen Diction, als in den bei manchen Dichtern so sehr beliebten und von dem indischen Publikum im allgemeinen sehr geschätzten Epi-

lereten und Künstleichen äußert. Vgl. zu seiner ästhetischen Würdigung Lassen, Ind. Alterthumskunde II, S. 1160; Félix Neve, Calidasa ou la poésie sanscrite dans les raffinements de sa culture (Paris 1864); Klein, Geschichte des Dramas IV, S. 228 fg. (C. Cappellet).

KALI-JERW oder Kali-See, einer der kleinsten, aber gewiß merkwürdigsten Seen, ungefähr in der Mitte der zum sieländischen Gouvernement des europäischen Rußlands gehörigen Insel Oesel, im Kirchspiele Wybohlen zwischen Karmel und Wolde. Er liegt hart an dem Gute Sallie oder Kalimoisa auf einer ebenen Fläche, ist vollkommen rund und nur ungefähr 120 Fuß im Durchmesser, dennoch gling die Sage unter dem Landvolk, daß er unermeßlich tief sei und mit dem Meere in unterirdischer Verbindung stehe. Um den See herum befindet sich ein erhöhter Rand von ungefähr 15 Fuß Breite und dann folgt rings um denselben ein 20 Fuß hoher und 10 Fuß breiter, sehr schroffer Ringwall, dessen Abhänge an mehreren Stellen mit Gebüsch bedekt sind. Ein einziger Weg führt vom Gutsgebäude auf die Höhe hinauf zu einem Plage, wo eine Laube errichtet ist und zwei große unbedeckte Kalksteine auf der Erde hervorragen von derselben Art, auf welcher der Fels der ganzen Insel besteht. Solche Steine finden sich auch auf dem flachen Felde außerhalb der Umwallung zerstreut vor. Das Wasser des Sees ist vollkommen süß und klar; doch findet sich nirgends weiter ein Abfluß noch eine sichtbare Quelle, wodurch der See gespeist wird. Ueber die Entstehung dieses Sees sind verschiedene Meinungen aufgestellt. Die Bauern der Umgegend halten ihn mit seiner umringenden Verschanzung für einen Festungsberg und in der That hat er seinem äußern Ansehen nach auch am meisten Ähnlichkeit mit den alten Festungsbergen der heidnischen Zeit an anderen Orten der Insel, namentlich bei Beude, Karmel, Wolde und Mohne. Die erste gedruckte Nachricht über diesen See gibt der Dr. med. Luciae aus Arensburg in seinem Beitrag zur ältesten Geschichte der Insel Oesel (Bernau 1827). Luciae sucht zu beweisen, daß die Insel Oesel durch eine Senkung der Dipse allmählich aus dem Meere hervorgetreten sei, daß aber auch ein vulcanischer Ausbruch hier nicht unmöglich gewesen. Nach Kruse war der Kali-See ein heiliger alter Opferplatz, ähnlich dem Heerha-See auf der Insel Rügen. Bei der freidreubnen überall gleichförmigen Umwallung ist die künstliche Herstellung augenscheinlich. (A. v. Wald.)

KALIPPOS oder Kallippos (Calippus), alter Wahrscheinlichkeits nach aus Cyzicus stammend, gehört zu den bedeutendern Verreiteren der griechischen Astro-nomie aus der voralerandrinischen Zeit. Seine Lebenszeit ist nicht genau festzustellen, doch läßt sich aus dem Commentar des Simplicius zu Aristoteles „De coelo“¹⁾ wenigstens so viel entnehmen, daß Kalippus in Athen

1) Man vergleiche die italienische Uebersetzung des Textes im II. Anhang zu Schiaparelli's trefflicher Monographie: *Lo sfere omocentriche di Eudossio, di Calippo e di Aristotele* (Milano 1874), S. 52 fg.

mit dem größten Philosophen Griechenlands über gewisse astronomische Fragen in Berührung getreten ist. Auch aus den chronologischen Arbeiten des letzteren läßt sich, wie Böck nachgewiesen hat²⁾, ein sehr sicheres Datum für dessen Leben herleiten; man kann nämlich behaupten, daß die berühmte Lunifoliarperiode, von welcher gleich nachher näher die Rede sein soll, mit Olymp. 112, III, also mit dem Jahre 330 v. Chr., ihren Anfang genommen habe. Kalipp mag senach mit Zug kurzweg ein Zeitgenosse Alexander's des Großen genannt werden. Unsere Hauptquelle, der Commentar, berichtet weiter, daß jener seine Studien unter einem gewissen Ptolemaios machte, der selbst wieder von dem ihm befreundeten Eudoros unterrichtet worden war, und daß er auch die oben erwähnte Reise nach Athen eben in Gesellschaft Ptolemaios's unternahm. Dies ist so ziemlich alles, was uns von den äußeren Lebensumständen des Mannes bekannt ist, welchen Schiaporelli für den bedeutendsten Astronomen seines Zeitalters erklären durfte.³⁾ Glücklicherweise steht es mit unserer Kenntnis seiner wissenschaftlichen Leistungen etwas besser; dieselben sind einerseits mehr chronologischer, andererseits rein theoretisch-astronomischer Natur und müssen deshalb gesondert betrachtet werden.

Zur Zeit des Peloponnesischen Krieges hatte der Athener Meton die helenische Zeitrechnung auf eine exakte Grundlage gestellt durch die Einführung der nach ihm benannten Periode, indem er 19 Sonnenjahre 235 Mondmonaten gleichsetzte. So verdienstlich diese Annäherung an die Wahrheit auch war, so lief doch ein kleiner Fehler mit unter, und dieser Fehler war im Laufe von gegen hundert Jahren so beträchtlichen angewachsen, daß eine Neuregulierung des Kalenders pflagreifen mußte. Kalippos führte die Jahreslänge, von welcher Meton ausgegangen war, und die sich als zu groß erwiesen hatte, um ihren 76. Theil ab und erstete die Periode seines Vorgängers durch einen neuen Cyklus, der vier metonische Cyklen weniger einen Tag, also 27,759 Tage, umfaßte. Nun war nicht allein die Genauigkeit mit dem Sonnenlaufe in viel genauerer Weise wiederhergestellt als früher, sondern auch mit der Mondbewegung stimmte der neue Sonnenkreis, der allgemein mit Kalipp's Namen bezeichnet zu werden pflegt, ungleich besser überein, denn bedingt man die obige Zahl von Tagen durch die Anzahl der einer solchen Periode entsprechenden Lunationen, d. h. durch 940, so erhält man für den synodischen Monat eine Länge von 29^d 12^h 44^m 25^s, und das ist nur um 22" zu viel. Die Genauigkeit, welche durch diese Anordnung erreicht wird, ist eine um so auffälliger, als sie einen streng mathematischen Charakter trägt, denn wollte man mit den Mitteln der Neu-

zeit das Verhältnis des synodischen Mondmonats zum tropischen Sonnenjahre durch möglichst kleine ganze Zahlen ausdrücken, so müßte man die Kettenbruchentwicklung

$$\frac{29.5306}{365.2422} = 1:12 + \frac{1}{1:2 + \frac{1}{1:1 + \frac{1}{1:2 + \frac{1}{1:1 + \frac{1}{1:1 + \frac{1}{1:17 + \dots}}}}}}$$

vornehmen und fände als sechsten Näherungswert $\frac{1}{17}$ wie bei Meton. Da also dieser kluge Mann auf einem Wege, den wieder aufzünden zu wollen ein vergebliches Bemühen sein würde, bereits die besten Zahlenreihe gefunden hatte, so durfte Kalippos von diesen nicht abgehen; um aber trotzdem seinen Reformgedanken zur Ausführung zu bringen, verfiel er auf das sinnreiche Mittel, in jedem vierten Cykel einen vollen Monat (von 30 Tagen) in einen leeren Monat (von 29 Tagen) zu verwandeln.⁴⁾

Diese Kalipp'sche Periode bürgerte sich in Griechenland sehr bald vollkommen ein, und selbst eine an sich ganz gerechtfertigte Verbesserung, welche Hipparchos (s. d. Artikel) an ihr anbringen wollte, konnte ihrer relativen Complicirtheit halber nicht gleichen Anfang finden, obgleich sie dazu geeignet hätte, die absolute Uebereinstimmung der Zeitrechnung mit den himmlischen Erscheinungen herbeizuführen. Im Almagest des Ptolemaios werden vier Beobachtungen des Alexandriner's Timocharis, drei eines ungenannten Astronomen und elf des Hipparch auf diesen Schaltcykel bezogen. Das Gerüste des von Geminus neu ausgearbeiteten Systems ist nach Böck dem Kalippos entlehnt.⁵⁾ Was die Details der neuen Jahreseinrichtung betrifft, so kann nach den tief eindringenden Untersuchungen Böck's etwa das Folgende darüber ausgesagt werden.⁶⁾ Kalipp ließ seine Periode höchst wahrscheinlich im J. 330 nach der Sommersonnenwende beginnen, und diese fiel auf den 27.28. Juni von Abend zu Abend. Das erste Jahr des ersten Cyklus lief vom 27.28. Juni 330 bis zum 26.27. Juni 329, das zweite bis zum 26.27. Juni 328, das dritte bis zum 26.27. Juni 327 und das vierte wieder bis zum 27.28. Juni 326. Die vier Jahreszeiten waren in dem athenischen Kalender des Meton und Eudemus so angelegt gewesen, daß von der Sonnenwende zur Herbstgleich 90, von da bis zur Winterwende 90, von da bis zur Frühlinggleich 92 und von da bis wieder zur Sonnenwende eine und nicht genau bekannte Anzahl von Tagen gerechnet wurde⁷⁾; Kalippos setzte die bezüglichen Zeitabschnitte auf 92, 89, 90 und 95 Tage fest. Es

4) Wolf, Geschichte der Astronomie (München 1877), S. 16.
5) Böck, Sonnenkreise u. s. w. S. 40. 6) Böck, der sich die Fixirung der Einzelbestimmungen in Kalipp's System besonders hat angelegen sein lassen, bezieht sich, abgesehen von den auch bei älteren Schriftstellern zugänglich gewesenem Quellenwerken, hauptsächlich auf den unter dem Titel des Griechischen bekannten Pappus, welchen Petrone und Brunet de Biele herausgegeben haben. In diesem Schriftstück, das die Ueberschrift *Επιπέσω τριών* führt, wird auch der Kalippos Erwähnung gethan. Der berühmte berliner Philologe hat in seiner mehrfach citirten Schrift über die antiken Sonnenzeiten jenem merkwürdigen Pappus ein besonderes Kapitel

7) Vgl. hierzu Deler, Handbuch der mathem. und phys. Astronomie (Berlin 1825), I, 353.

2) Böck, Ueber die vorzüglichsten Sonnenkreise der Alten, vorzüglich den Vaticanischen (Berlin 1863), S. 175. 3) Das Material bietet auch nicht Cornwell Lewis, Historical survey of the astronomy of the ancients (London 1862), welcher von allen Schriftstellern am eingehlichsten mit Kalipp's Privatverhältnissen sich befaßt (S. 122, 163 fg.), jedoch offenbar aus keiner anderen Quelle schöpft, als dies unsere Darstellung thut.

war in Griechenland damals üblich, die für die Kalenderrechnung wichtigen Daten in öffentlichen Gebäuden dem allgemeinen Gebrauche vor Augen zu stellen (Parapegmen). Auf den nämlichen Tafeln wurden dann gewöhnlich auch meteorologische Vorherverkündigungen und Regeln mitgeteilt, und auch von Kalippos werden solche „Episemasten“⁸⁾ ausdrücklich namhaft gemacht.⁹⁾

Während die vordienste geschichtliche Seite von Kalippos wissenschaftlicher Thätigkeit allseitiger Anerkennung sich zu erfreuen hatte, kann von seinen Verdiensten, die theoretische Astronomie zu vervollkommen, ein Gleiches nicht behauptet werden. Er schloß sich bei dieser Arbeit aufs engste an Eudoxos an, aus dessen Schule er ja, wie wir bereits oben sahen, recht eigentlich hervorgegangen war, und da uns die Geschichte der Sternkunde lehrt, daß das Kuborische System zwei Jahrtausende hindurch völlig verkannt worden ist, so kann es uns nicht wundernehmen, daß es seinem die gleichen Bahnen betretenden Nachfolger nicht besser erging. Eudoxos ist der Begründer des Systems der homocentrischen Sphären, eines Systems, durch welches die verwiderten Phänomene der Planetenbewegung mit einer für die vortelestophische Epoche nicht übertroffenen Schärfe dargestellt wurden, in welches einbringend aber nur wenige sich die Nähe nahmen, bis endlich Schiaparelli (s. o.) den Schleier löstete und die mathematische Schönheit der mechanisch freilich unhaltbaren Theorie ins Licht setzte. Montucla z. B. führt dieses System und zugleich dessen durch Kalippos bewirkten Ausbau mit den harten Worten ab¹⁰⁾: „Hypothese aussi absurde et aussi peu conforme aux phénomènes célestes. Aristote se prit d'une belle passion pour elle, de même que Calippe, l'auteur de la période Calippique, et un certain Polemarque.“ Um den wahren Werth dieses wie manches anderen Verdammungsurtheiles, das sich noch aufzuführen ließe, gebührend würdigen zu können, müssen wir uns zuvor mit den Hauptgrundbägen der Kuborischen Kosmologie befannt machen.

Eudoxos nahm wie fast das gesammte Alterthum an, daß die Erde im Centrum der Welt stehe und zugleich der Mittelpunkt für eine große Anzahl concentrischer Sphären bilde. Jedem einzelnen Wandelstern waren mehrere solche Sphären — zwei bis vier — zugetheilt, deren jeder eine bestimmte Bewegungsform zukam. Da an jeder derselben auch der Planet selbst Antheil nahm, so wies man auf denselben mehrere Bewegungsimpulse, infolge deren er eine mehr oder minder verweidete sphärische Curve zu beschreiben geüthigt war. Von Schiaparelli ist nun der Nachweis geführt worden, daß „wenn nur diese „Chippodea“ — dies der technische

Name besagter Curve — richtig verzeichnet war, durch ein solches Diagramm auch scheinbar anomale Erscheinungen des Planetenlaufes, wie Stillstände, Schleifenbildung, Rückläufigkeit, ganz gut erklärt werden konnten. Im Einzelnen war allerdings noch manches zu rectificiren übrig, und hier legte eben Kalippos die beserrnde Hand an, vielleicht auf Veranlassung des Aristoteles. Dieser soll es nämlich gewesen sein, der in seinem Interesse für das Kuborische Weltssystem den Polemarchos und Kalippos als besonders sachverständige Leute nach Athen berief, sodas mit ihm die eingangs erwähnte Krise einer Art von astronomischem Congreß gelost hätte. Wie dem nun auch sei, so viel geht aus den Anmerkungen des Simplicius, deren bequügliche Theile übrigens einem älteren Commentar des Eudoxos entnommen zu sein scheinen, deutlich hervor, daß Kalipp an dem Systeme seines Meisters mehrere Aenderungen vornahm, deren wichtigste im Folgenden angegeben sind.¹¹⁾

Saturn und Jupiter bedürften einer Revision nicht, dagegen wurde dem Mars noch eine weitere Sphäre beigegeben, um für gewisse von Eudoxos nicht berücksichtigte Fälle die rückläufige Bewegung zu ermöglichen. Tiefer einschneidend fielen die Modificationen bei Mond und Sonne aus. Jeder dieser beiden Himmelskörper ward mit zwei neuen Hülfssphären ausgestattet, welche sich aus dem Grunde als nöthig erwiesen, weil Eudoxos der Ungleichheit der Jahreszeiten nicht Rechnung getragen hatte. Hier erwies sich natürlich dem Kalipp seine Studien über die Zeitrechnung sehr förderlich. Auf diese Weise setzte sich das Planetensystem aus

$$4 + 4 + 5 + 5 + 5 + 5 + 5 = 33$$

Kugelschalen zusammen. Ueber die Art und Weise, wie Kalippos die Anzahl und die kinematische Bedeutung seiner subidiären Sphären aufgefunden haben möge, sind selbstverständlich nur Vermuthungen möglich, in dessen hat Schiaparelli, der sich wie nur wenige in dem eigenartigen Geiße der griechischen Geometer zu versetzen vermocht hat, recht gefällige Hypothesen über den Entdeckungsgang der Eudoxischen Schule aufgestellt.

Wenn wir diese authentische Erklärung der Lehre von den homocentrischen Sphären uns aneignen, so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß die ungünstige Kritik eines Montucla, Bailly und vieler anderer einzig und allein aus ungenügender Sachkenntnis hervorgegangen ist. Ein Mathematiker könnte gegen jene höchstens einwenden, daß sie allerdings bei der Erklärung der sogenannten ersten Ungleichheit versagt, womit die Alten den mit den Jahreszeiten wechselnden Durchmesser von Sonne und Mond bezeichneten. Die eigentliche Schuld an dem Mißcredit der älteren Planetentheorie trägt jedoch kein anderer als Aristoteles. In seinem etwas überlitten Bestreben, die himmlischen Bewegungen nicht bloß geometrisch, sondern auch mechanisch zu begreifen, glaubte er zwischen die 33 Kalippischen noch 32 weitere Sphären

8) Böckh, S. 226 fg. 9) Wie sich in unserer Schilderung der chronologischen Leistungen des Epistemonos der Hauptsache nach Deleer's ausgezeichneten Schritt: Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten (Berlin 1826) gefolgt, wo im II. Abschnitt reiche Belehrung über alle alten System zu holen ist. 10) Montucla, Histoire des mathématiques (Paris An VII), tome I, p. 168.

11) Vgl. Schiaparelli's Monographie S. 158 fg.; eines gebirgigen Auszug aus erster enthält Jahrgang XI der Vierteljahrsschrift der astronomischen Gesellschaft, S. 257 fg.

einschalten zu müssen, durch welche eine von den früheren Epöden etwa gegenfeitig ausgeübte Störung vermieden werden sollte. Solchergestalt bildete sich allerdings ein allzu künstliches und verwideltes Weltgebäude heraus, und die Sache ward dadurch nicht besser, das spätere Astronomen, wie Altragrauz und Tracastor¹²⁾, der in Vergessenheit gerathenen Lehre durch Zufälle von neuen Ränkespielen wieder aufzuhelfen trachteten.

Unseren Kalippod vermag ein solcher Vorwurf nicht zu treffen. Wie in seiner Reform der griechischen Kalendervermessung als gelehrter Astronom, so hat er sich in seiner unerlässlichen Erweiterung der Epödenlehre als gewandter Geometer betätigt. Wir dürfen hoffen, daß ihm künftig seitens der Geschichtschreiber die so lange vorenthaltene Ehre zu theil werde. (S. Günther-.)

KALIR (Elasar), Sirabi aus Kirjat-Eser¹⁾, hervorragender Diktator (Hymnenbildner), dessen synagogale Gedichte Namen und Feiern dargelegt sind. Weiß begünstigt er sich mit dem Namen Sirabi in jenem Hymn einer Kalir'schen Keroba, welcher dem Namen Sirabi als נא לא ללעיל (Zanz, die synag. Poesie S. 67), זר קליר steht dreimal. קליר. Die Gesänge von Sirabi's gegen Kalir in Gemmaru u. Schebeß S. 1 sind bekannt. Wie sehr Kalir allgemach sich von den Anhängern Spaniens verstanden hat, geht aus den Ghäbi's Worten hervor: ודריים דודו לשרי דבר הוסי אצלם ספרים אחר ספר הרב הדין קלירי ול כאשר האני תכנן ירא ובר לבב חושב כמאן (so. in Esalonich, wo Jakob b. Ghäbi, nachdem er aus Spanien gewandert, פתח דין רבקה (sarie) אל בוסדר אל בוסדר. Siehe Zanz, Literaturgesch. der synag. Poesie, S. 34. 3.) Der Stand dieser Fragen im J. 1857 hat E. v. Schopenh in seinem: Amure Ghäbi's I, S. 27 u. fg. überichtlich mit erschöpfender Quellenangabe dargestellt. Erwidern war das von Ghäbi in der Monatschrift für Geleh. und Wissensch. des Jubelsumme²⁾, 1860, S. 23 u. fg. und besonders S. 67 u. fg. Extracte von wesentlichem Belange, die Zanz in seiner Literaturgesch. der synag. Poesie (Berlin 1865) die Fragen insofern zu einem gewissen Abschlusse gebracht hat, als auch er den Anfang des 9. Jahrh. als die Zeit Kalir's ansetzt, und alles das zusammenstellt, was für die palästinenische Heimat Kalir's spricht (a. a. D. S. 31 und 33). Für die in Italien (s. v. קריר, קריר) und Frankreich (R. Tam, angeführt in Machzor Bittu, חזן בית שטר VI, 51.) geläufige Deutung des Namens קליר von קלירא, dem Rachen, der den Knaben bei Der

Heimat Kalir's, und ist seine Blüte in den Anfang des 9. Jahrhunderts zu setzen. Daß aus den zahlreichen Compositionen des Dichters, die uns erhalten blieben, sich kein bestimmendes Argument für eine bestimmte Zeit hat gewinnen lassen, äußert darin seine Begründung, daß sie fast nie zeitliche Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck bringen, fast nie eine Gegenwart widerspiegeln, sondern in Erinnerungen an eine große Vergangenheit wurzeln oder in Hoffnungen auf eine kommende Gnadenzeit ausblühen. Der Vater Verdienst und die Zuversicht der Erlösung der Kinder, der Tyrannen Haß und des göttlichen Hortes Liebes, der Gottesdienst der himmlischen und der irdischen Herrschaften, diese und ähnliche Leitmotive werden von Kalir jeödmal in besondere innige Beziehung zu dem jeweiligen Gedankengebiete gesetzt. Mit Vorliebe widmet Kalir sich der dichterischen Aus schmückung der ersten drei Eulogien des ersten Hauptgebetes an ausgezeichneten Sabbaten und Festtagen, der sogenannten Keroba, doch hat er auch bisweilen andere Poesien, wie Hoschanoth und Eglien, componirt. Wie fruchtbar Kalir auf dem Gebiete des Hymn gewesen, kann aus den Zusammenstellungen, welche Landshub und Zanz bieten, ersehen werden. Und selbst die Angabe von mehr als zweihundert Hymnen bei Zanz erschöpft diesen Reichthum noch nicht. Manches Eliaz aus Kalir konnte in den uns erhalten gebliebenen Dichtungen noch nicht nachgewiesen werden. Auch ist es dem bekannnten Alterthumsforscher Firsirotich gelungen, sechs alte vergilbte Blätter aufzufinden, welche unfraglich die Fragmente einer bisher unbekannt gewordenen zweiten Kalir'schen Keroba für das Wochenfest bilden.³⁾

Die Quellen Kalir'scher Poesie bilden nebst der Heiligen Schrift die Talmude, ältere und jüngere Midrasch-Sammlungen⁴⁾, worin eine fast unerlöschliche Fülle religionsgeschichtlicher und erbaulicher Uebersetzungen niedergelegt war, nicht minder aber auch längere apokalyptische Schriften⁵⁾, in denen ein Ueberfluthung von Hoffnung auf eine glanzvolle Zukunft zum Ausdruck gelangt war. Selten ist es der Born eigenen, urthümlichen Empfindens, aus denen Kalir's Dichtung fließt, die darum auch zu allermeist religiös-national, selten menschlich-individuell

12) Wähler, Geschichte der Himmellehre von der älteren bis auf die neueste Zeit (Wannschäfer 1873), I, 139 fg.

1) אלכזר ברבי קליר ברבי סא. So vollständig zeichnet der Poeta aus in zwei Dichtungen des Hymn und Regengedehes Namen und Feiern dargelegt sind. Weiß begünstigt er sich mit dem Namen Sirabi in jenem Hymn einer Kalir'schen Keroba, welcher dem Namen Sirabi als נא לא ללעיל (Zanz, die synag. Poesie S. 67), זר קליר steht dreimal. קליר. Die Gesänge von Sirabi's gegen Kalir in Gemmaru u. Schebeß S. 1 sind bekannt. Wie sehr Kalir allgemach sich von den Anhängern Spaniens verstanden hat, geht aus den Ghäbi's Worten hervor: ודריים דודו לשרי דבר הוסי אצלם ספרים אחר ספר הרב הדין קלירי ול כאשר האני תכנן ירא ובר לבב חושב כמאן (so. in Esalonich, wo Jakob b. Ghäbi, nachdem er aus Spanien gewandert, פתח דין רבקה (sarie) אל בוסדר אל בוסדר. Siehe Zanz, Literaturgesch. der synag. Poesie, S. 34. 3.) Der Stand dieser Fragen im J. 1857 hat E. v. Schopenh in seinem: Amure Ghäbi's I, S. 27 u. fg. überichtlich mit erschöpfender Quellenangabe dargestellt. Erwidern war das von Ghäbi in der Monatschrift für Geleh. und Wissensch. des Jubelsumme²⁾, 1860, S. 23 u. fg. und besonders S. 67 u. fg. Extracte von wesentlichem Belange, die Zanz in seiner Literaturgesch. der synag. Poesie (Berlin 1865) die Fragen insofern zu einem gewissen Abschlusse gebracht hat, als auch er den Anfang des 9. Jahrh. als die Zeit Kalir's ansetzt, und alles das zusammenstellt, was für die palästinenische Heimat Kalir's spricht (a. a. D. S. 31 und 33). Für die in Italien (s. v. קריר, קריר) und Frankreich (R. Tam, angeführt in Machzor Bittu, חזן בית שטר VI, 51.) geläufige Deutung des Namens קליר von קלירא, dem Rachen, der den Knaben bei Der

ginn ihres Schulbuchs gegeben wird, und den wol auch Erwähnung zur Erklärung ihres Gedächtnisses im Verhalten des Studirens zu bestimmter Zeit und unter bestimmten Vorrichtungen often —vgl. Zanz: Zur Geschichte S. 167 und 168 — ist ein neuer Beitrag in dem kurzen Extract aus Handchrift der Ref. 327 gefunden, das Gh. M. Horowitz in: Halachische Schriften der Geonim I, Frankfurt a. M. 1881, S. 58 mitgetheilt hat. Ueber den jwmal in die Dichtungen zum Sabbat Sachor alttestamentlich eingeordneten Judo, den Bruder Elasar's, siehe Zanz: Literaturgesch. S. 34 und 35. Die synag. Poesie S. 108. Ueber den angehenden Vater's Namen Jakob siehe Zanz baba' s a. D. S. 28.

4) Ein ausführlicher Bericht über die werthvolle Handchrift, welche mit durch die Güte des Herrn Dr. Steinschneider zur Einsichtnahme übergeben worden ist, und die Werthstellung der Dichtungen, deren man die recitirten Kalir'schen Hymnen an Werth überlegen, dürfen wol demnach zu erwarten sein. 5) Siehe Angaben bei Zanz: Literaturgesch. S. 30 und fg. 6) Siehe Zanz a. a. D. S. 60 und fg.

ist. Von den drei Merkmalen, welche nach der Charakteristik des römischen Dichters *) dem wahren Poeten eigen sein müssen, dem ingenium, dem mens divinius und dem os magna sonaturum, eignet dem Kalir stets die göttliche Begeisterung, die er aus einem für hoch und heilig gehaltenen Schrifttum schöpft, eignet ihm meist wol auch der Sprache Schwung und Höhe, fehlt ihm aber stets die schöpferische, eigentlich dichterische Kraft. Er trägt gern die Fesseln einer slavischen Abhängigkeit vom Midrasch, von einer Besitzta, will der Dolmetscher einer Uebersetzung sein, die allerdings in ihm einen vollkommenden Verfünder gefunden. Er war nicht ingenios genug, seiner Kraft neue, ungeahnte Bahnen zu erschließen, die literaturgeschichtliche Bewegung in ein anderes Gleis zu dringen; aber innerhalb der vorgezeichneten Bahn hat er seine Vorgänger**) weit überholt und durch die Fülle seiner Leistungen und durch deren relative Vollständigkeit und Vollkommenheit hat er auf die Folgezeit mächtig eingewirkt. Nicht nur folgt die deutsch-französisch-italienische Parnassus-Schule unbedingt seinem Beispiel und tritt prüfungstlos in seine Fußstapfen, selbst das wahrliche und kritischer angelegte Naturen, wie der Gaon Saabia, vermögen nicht dem Bannkreise seiner Einwirkung sich zu entziehen. *) Die Kabala hatte ihre Triebkraft verloren, der Midrasch fing an zu erstarren; gelesen, übte er seine Macht, seinen Reiz mehr auf die Leser und Hörer aus. Es war die Zeit gekommen, daß der Mut den Midrasch ablöse, wenn die Uebersetzung wieder lebend auf die Gemeinde wirken sollte. **) Das war der Ursprung jener künstlerischen Ausschmückung der Hauptgeden, die wir *Vitru* nennen. Und ihn hat Kalir aufs reichlichste ausgekattet. Zur alphabetischen Reihenfolge der Verse oder Strophen, zur akrostichischen Einzelanordnung des Autorennamens, zum Abschluß der Strophen mit einem passenden Bibelspruch fügte Kalir noch den Reim hinzu. Wo auf so viele Aeußerlichkeiten Rücksicht genommen werden mußte, verlor der Inhalt an Innerlichkeit.

Kalir und seine Art fanden die verschiedenste, oft die entgegengegesetzte Beurtheilung. Bald wurde der Dichter hoch erhoben, bald sank er tief in der Werthschätzung. Hier fand er blinde Nachbetung und da

geriet er in Vergessenheit. Wo, gefördert durch die arabische Umgangssprache und durch das Studium ihrer grammatischen Literatur, die sprachwissenschaftliche Ueberzeugung von der dreidachtabigen hebräischen Wurzel sich Bahn gebrochen hat, wo überdies der neubeträufelten Literatur und Poesie so classische Pfleger erstanden wie in Spanien, da konnte und mußte Kalir und seine Richtung, vornehmlich aus sprachlichen Rücksichten, zuerst aufs schärfste verurtheilt werden, um allgemach durch die heimischen vortrefflicheren Leistungen völlig verdrängt zu werden. Wo dagegen das durch eine nichtsemitische Umgangssprache weniger gefährdete Ohr an der Sprache Kalir's feinen oder geringeren Anstoß nahm wie in Deutschland, Frankreich und Italien, da fand Kalir's inethische Nachahmung und da verblieben seine Dichtungen in unerlöschter Autorität. Auch in neuerer Zeit ist das Urtheil über Kalir nicht völlig unabhängig geblieben von der sprachwissenschaftlichen Stellung der Beurtheiler. *) Eine gerechte, geschichtlich objectivte Auffassung der Sachlage wird der Erinnerung sich nicht verschließen, daß Kalir zu einer Zeit dichtete, in welcher das grammatische Sprachbewußtsein bei den Juden durch Aufnahme massenhafter Studien eben erst zu erwachen und sich zu regen beginnt, zu einer Zeit, in welcher es von den Uebersetzern sprachlicher Bildungen keine genaue Kunde, kaum mehr als eine leise Ahnung geben konnte, daß Kalir ferner thalmussich und midraschischen Stoff im reinsten biblischen Idiom auszubringen mit sichtlichem Erfolge bemüht ist, wird endlich erwägen, daß in nicht classischen Zeitaltern die Grenzen zwischen gewähltem und geuchtem Ausdruck schwer zu ziehen sind, und wird — bei aller Unregelmäßigkeit, Kühnheit und Mangelhaftigkeit der Diction Kalir's — dennoch seiner Sprachbildenden Fähigkeit und seiner vorzeitigen Kraft hohe Anerkennung und Würdigung zollen müssen.

(P. F. Frankl.)

KALISCH (polsn. Kalisz), unter 51° 46' nördl. Breite und 35° 46' östl. Länge, Hauptstadt des polnischen Gouvernements gleichen Namens, an drei Armen der Prosna, eine Meile von der preussischen Grenze in einem weit ausgedehnten Thale gelegen, eine der schönsten Städte des Landes, zählt 22,280 Einwohner, darunter 10,000 Juden, und hat ein Schloß, in welchem der Gouverneur residirt, vier römisch-katholische, eine russische Kathedrale und eine evangelische Kirche (frühere Kirche der Jesuiten), eine Synagoge, ein Gymnasium, eine höhere Töchterchule, eine Realschule und andere Schulen, ein Theater, einen russischen Club, einen großen Park mit schönen Spaziergängen, der von der Prosna umflossen die Stadt von drei Seiten umgibt, eine Dampf-

7) Horaz, *Sat.* IV, Vers 43 und 44. 8) Josef ben Zuse, der Verfasser der altspannischen *Aboda* כונתה אהרן חכם ברובם אל und der im zweiten Ritus dem zweiten Menachostage zugewiesenen „*Tshala*“ und *Janai*, der als Lehrer Kalir's bezeichnet wird. *Janai*'s Art ist von der Kalir's fast gar nicht weiter als durch den Mangel des Reims unterschieden. 9) Nach *Steinschneider*'s Mittheilung aus dem arabischen Commentar *Saabia*'s zum *Sezirah*'s Buche (Hed. Uri Nr. 370) heißt es daselbst fol. 28: קאל אהרן אלכור לכובר לטוכרי בנטיבה קדוש ורזן דאימא נכחב מן רסאימא שבח שלום וחבשי ברכות וחבשי ברכותא ורבותא מן מנבחי שלום ורבתא ברכות וכושי חכמה או הגבו שלום וחבשי ברכות וגמי דלך עס סאכל דלך. **) Siehe das wichtige Citat aus dem *Seder* bei *Grätz* a. a. D. S. 24.

11) So ist *Deligisch*'s überaus günstiges Urtheil über Kalir, das man fast ein überflüssiges nennen dürfte (*Zee Weischele* der jüdischen Poesie S. 136 und S. 148) offenbar von der *Fürsch*'schen Auffassung der semitischen Wurzel, zu der *Deligisch* a. a. D. S. 163 und *fg.* Num. sich bekennt, mit beeinflusst. Eine objectivte Beurtheilung der *palladianischen*, auch der *Kalir'schen* Sprachbildungen begegnet man allenthalben bei *Zung*.

bierbrauerei, eine Buchdruckerei, eine Tuchfabrik mit jährlicher Production von 200,000 R., eine Banfabrik und mehrere Lederfabriken. Eine meilenlange Chaussee führt zum Zollamt Tschporno an der preussischen Grenze. In der Umgegend von Kalisch sind an den Ufern der Brodna Knochen vorfindlichst Thiere und beim Pflügen des Bodens steinerne Beile, thönene Urnen und alte römische Münzen aufgefunden worden. Die Stadt ist sehr alt und wahrscheinlich das Callida, das bei Ptolemaeus vorkommt. In der Schlacht bei Kalisch wurde 29. October 1706 der schwedische General Wardefeld von König August II. von Polen und den russischen Feldmarschall Menschikow gefangen und gefangen genommen. Auch ist Kalisch denkwürdig wegen des daselbst abgeschlossenen Allianzvertrages zwischen Preußen und Rußland vom 28. Februar und der Zusammenkunft der Monarchen beider Staaten am 2. April 1813. Am 11. und 13. September 1831 fanden hier Gefechte zwischen Rußen und Polen statt. Am das hier 1835 gebaltene glänzende Lustlager russischer und preussischer Truppen erinnert ein Obelisk aus Gussstein, der 1841 vom Kaiser Nikolaus I. errichtet wurde. — Das Gouvernement Kalisch zählt auf 11,373, 1/2 Quadratkilometern 700,734 Einwohner und enthält 52 Städte in den Kreisen: Kalisch, Staradz, Lengy, Wielun, Lurel, Slupza, Konin und Koto. Der Boden des Gouvernements eignet sich vorzüglich zum Weizenbau. Ueber die von russischen Grenzreitern scharf bewachte Grenze wird ein harter Schleichhandel, besonders mit Spiritus, getrieben.

(A. v. Wald.)

KALISCH (David), humoristischer Schriftsteller und dramatischer Dichter, ward am 23. Februar 1820 in israelitischer Familie zu Breslau geboren, widmete sich dem kaufmännischen Berufe, durch welchen er nach mancherlei wechselvollen Schicksalen nach Paris geführt wurde. Hier begann er sich mit Correspondenzen und kleinen Humoresken auch als Schriftsteller zu versuchen, bearbeitete französische Baudevilles für die deutsche Bühne und gewann persönliche Bezeichnungen zu Heinrich Heine, Georg Herwegh, zu den Socialisten Marx und Wolf, kehrte 1846 nach Deutschland zurück, war kurze Zeit als Mitarbeiter an dem „Charivari“ thätig, den damals G. W. Dettinger zu Leipzig herausgab, trat dann (1847) wieder in ein Handlungsbüro zu Berlin und widmete sich seit 1848 ausschließlich literarischen Arbeiten. Mit kleinen Schwänzen, darunter „Ein Billet von Jenny Lind“, gewann Kalisch die Bühne, die er auch dann hauptsächlich im Auge behielt, als er 1848 als der Begründer des „Kladderadatsch“ geworden war. Dem „Kladderadatsch“ half er von vornherein seine eigenthümliche Richtung, seine Begrenzung auf die oppositionelle Satire geben, an der Schöpfung der berliner Typen, welche in dem Blatte regelmäßig wiederkehrend auftraten, hatte er Antheil; der Wanier, „Jwidauer“, die Weisbierpflüster Müller und Schölze, der ewige Quartaner Karsten Miesnick wurden von ihm erfunden, eine Reihe der schärfsten politisch-satirischen Gedichte, welche der „Kladderadatsch“ brachte, stammte aus seiner Feder.

Indessen nahm ihn bald seine dramatische Thätigkeit stärker in Anspruch als die Mitredaction der mehrgenannten Zeitschrift. Mit den beiden ersten größeren Werken, welche Kalisch schrieb, „Berlin bei Nacht“ und „Hunderttausend Thaler“, errang er außerordentliche Erfolge; dieselben erlebten Hunderte von Aufführungen und bildeten der ganzen modernen Poesieliteratur die Pfad. Kalisch benutzte für seine Darstellung den eigenthümlichen Zersetzungsproceß des alten, den Verderbtheits des neuen Berlin. In der eigenthümlichen socialen Säkung und den Glüdswechseln einer sich erst bildenden Gesellschaft fand er ergiebige Elemente für eine possenhafte satirische Darstellung des Lebens, der zwar alle eigentliche Phantastik, alles tiefere Gemüthshölen abging, welche aber mit höchster Gewandtheit die charakteristischsten Figuren des modernen Berlin theils in realistischer, theils in scharf caricirter Weise vorführte und welche die Trivialität des Alltags mit dem Satz politischer Oppositionseinstimmung würzte. Der scenische Aufbau und die dramatische Führung dieser Poesien war leicht, locker und nur in den wenigsten wurde die Forderung einer geschlossenen und aus dramatischen Motiven auf ein dramatisches Ziel hindringenden Handlung einigermaßen erfüllt. Die Bühnengerechtigkeit und Bühnenwirkung fast aller dieser Poesien und der jahrelangen Nachabmungen, die sie hervorriefen, beruhte ausschließlich auf der einzelnen Scene und die Eintheilung derselben in Bilder ergab sich naturnothwendig aus der lockern Composition. Der Geist, welcher Kalisch's Stücke befehl, zeigt eine merkwürdige Mischung von Gutmüthigkeit und Brutalität, von flackerer Frivolität und erster Antheilnahme an gewissen Zeitfragen, von gesundem Witz und ungesunder lotteriger Ecstasie. Den genannten Erstlingsproffen folgten mit steigendem Beifall „Münchhausen“, „Gräfin Gulst“, „Pechle“, „Ein gebildeter Hausknecht“, „Der Actendubler“, „Berlin wie es weint und lacht“, „Berlin wird Weltstadt“, „Der Goldonkel“. Einige derselben beherrschten halbe Jahre und jahrelang namentlich die kleinen norddeutschen Bühnen und halfen jenen Geschaud das Durchmittelpublikums erzeugen, der alle nicht possenhafsten dramatischen Darbietungen ablehnte. Die Couplette, welche nicht eigentlich aus den Situationen der Stücke und den Charakteren hervornahmen, sondern ohne eigentlichen Bezug zum Stücke, aber mit sehr entschiedenem Bezug auf Augenbildersagen beliebten Darstellern in den Mund gedeut wurden, sammelte Kalisch als „Berliner Liederkasten“ (Berlin 1857—1866, 3 Bde.), während von den Poesien selbst eine Sammlung als „Kußige Worte“ (Berlin 1870) erschien. Der Autor starb zu Berlin am 21. August 1872; ein Lebensbild „David Kalisch“ schrieb Max Ring (Berlin 1873).

(Adolf Stern.)

KALUM, ein Alkalimetall; chemisches Zeichen: K, Atomgewicht: 39,137. — Das Kalium kommt in der Natur sehr verbreitet vor, aber nie im freien Zustande, sondern stets in Verbindung mit andern Elementen. Als Chlorid findet es sich im Spsyn und Carnallit; als schwefelsaures Salz in manchen vulkanischen Producten,

im Kainit, Bisromerit, Polyhalit, Kalinit, Alunit u. s. w.; ferner als wesentlicher, sich fehlender Bestandteil in vielen Silicaten, z. B. Kaliglimmer, Orthoklas, Leucit, Aephyllit, sowie als zufälliger Bestandteil in manchen Amphibolen, im Epidot, Actinolit, Diopsid und vielen anderen ähnlichen Mineralien. Das Meerwasser, das Wasser des toten Meeres, die Salzwälder, Mineralwässer und viele Quellwässer enthalten ebenfalls kleine Mengen von Kali. Infolge der Verwitterung der felspathähnlichen Mineralien gelangt das Kali in Form von löslichen Salzen in den Ackerboden, aus welchem es die Pflanzen entnimmt; für diese ist es ein notwendiges Nahrungsmittel, welches durch die anderen Alkalien (Natrium, Kalium, Rubidium und Cäsium) nicht ersetzt werden kann. Namentlich sind es die an Kohlenhydraten (Stärke) reichenden Pflanzen und Pflanzentheile, z. B. Rüben, Tabak, Kartoffeln, welche das Kali zu ihrer Entwicklung nicht entbehren können. Aus den Pflanzen geht das Kali in den thierischen Organismus über, in welchem es ebenfalls eine wichtige Rolle spielt; es enthält das Muskelfleisch viel phosphorsaures Kali, aber nur Spuren von Natrium; die rothen Blutkörperchen sind reicher an Kali als an Natrium, während im Blutserum das umgekehrte Verhältnis beobachtet. Auch in anderen Flüssigkeiten und festen Geweben des Thierkörpers findet sich Kali, und ganz besonders im Harnschwefel der Schafe.

Als Hauptquelle für die Gewinnung von Kaliverbindungen im Großen dienen bis vor nicht allzu langer Zeit nur Producte pflanzlichen Ursprungs, der Weinstein (s. u. weinsaures Kali) und die Pottasche (s. u. kohlen-saures Kali). Seit Entdeckung der steinfurter Steinsalzlager werden aber auch die mächtigen Lager von Mutterlaugen salzen (sogen. Abraumfalsch) ausbeutet, welche das Hangende, die obere Schicht, der genannten Salzlager bilden. Die wichtigsten in denselben vorkommenden Kalimineralien sind der Carnallit (Chloraliumchlor-magnesium: $KCl, MgCl_2 + 6H_2O$), und der Kalinit (schwefelsaure Kaliummagnesia mit Chlor-magnesium: $K_2SO_4, MgSO_4, MgCl_2 + 6H_2O$), deren Bedeutung für die Industrie aus folgenden Zahlen erhellt: im J. 1877 wurden 16,103000, 1878: 15,364000, 1879: 13,195000 Centner Rohsalze gefördert und in 34 Fabriken hauptsächlich auf Chloralium (neben geringeren Mengen von schwefelsaurem Kali, Pottasche, Kalidüngemitteln u. s. f. w.) verarbeitet.

Zur Darstellung des metallischen Kaliums kann man sich verschiedener Methoden bedienen; H. Davy erhielt es zuerst 1807 durch Electrolyse von schwach angereichertem Kalihydrat; Gay-Lussac und Thénard reducirten Kalihydrat durch metallisches Eisen bei Weisglut; die ergiebigste und jetzt fast ausschließlich angewandte Methode ist aber die der Reduction des kohlen-sauren Kalies durch Kohle. Man mengt zu diesem Zwecke verkohlten, kaltsaltigen Weinstein innig mit Holzkohlenpulver und erhitzt das Gemenge in einer schmiedeeisernen Retorte (Quecksilberfalsch) zum Weisgluthen; dabei entweichen sich Kohlenoxydgas und Kaliumdampf, welche in

eine besonders construirte, mit Steinöl beschickte, zur gefühlte Vorlage von Kupferblech geleitet werden, in welcher sich das Kaliump verdichtet. Das so erhaltene rothe Kaliump (150—250 Gr. aus 800—900 Gr. Weinsteinkohle) ist noch mit Kohle und Kohlenoxydhalium vermischt, wovon es am besten durch Destillation in eisernen Gefäßen befreit wird. Das reine Kaliump ist ein silberweißes, stark glänzendes Metall von 0,86 spec. Gewicht. An trockener Luft hält es sich unverändert; an feuchter läßt es auf der Schnittfläche augenblicklich blaugrau an, wobei man im Dunsteln ein schwaches Leuchten bemerkt; man muß es deshalb unter Steinöl oder Paraffin aufbewahren. Bei 0° ist es brüchig, bei gewöhnlicher Temperatur wachsiglich weich, schmilzt bei 62° C. (Bunsen) und verflüchtigt sich in der Rothglühhitze in grünen Dämpfen. Auf Wasser oder Eis geworfen entweicht es mit Heftigkeit Wasserstoffgas und erhitzt sich bis zum Rothglühen, sodas bei Gegenwart von Sauerstoff Entzündung und Verbrennung mit violetter Flamme eintritt; das bei dieser Reaction gebildete Kalihydrat schwimmt nach vollendeter Verbrennung noch einige Augenblicke als rothglühende Kugel auf dem Wasser und löst sich dann unter Explosion auf. Das beschriebene Verhalten des Kaliums hat man zur Entzündung von Terpentins angewandt.

Das Kaliump hat sehr große Verwandtschaft zum Sauerstoff und ist im Stande, die meisten Oxide zu reduciren; ebenso verdrängt es sich zu Chloriden, Fluoriden, Bromiden u. s. f. w. Mit Sauerstoff bildet es drei Verbindungen: ein feuerentzündliches, graublaues Suboxyd, ein pomeranzengelbes Superoxyd K_2O_2 , und ein Monoxyd K_2O . Dieses entsteht bei langsamer Verbrennung des Kaliums; es ist weiß und erhitzt sich mit wenig Wasser bis zum Gähnen unter Bildung von Kalihydrat (Kaliumhydroxyd) KOH. Gewöhnlich stellt man letzteres dar durch Kochen einer verdünnten Lösung von kohlen-saurem Kali mit überschüssiger Kalmilch; man läßt abhengen, decantirt die klare Lösung, dampft sie so schnell als möglich in einer eisernen oder silbernen Schale ein, bis der Rückstand sich zu verflüchtigen beginnt, und läßt erkalten, meist in metallenen Stengel-formen. Das Kalihydrat ist weiß, hart, spröde, eis-faserig krytallinisch, hat das spec. Gewicht 2,1, schmilzt bei härterem Erhitzen und verflüchtigt sich in der Rothglut. Es zerfällt an feuchter Luft rasch zu einer öligen Flüssigkeit; mit Wasser übergossen erhitzt es sich sehr stark und löst sich darin auf zu Kalilauge, einer farblosen, stark ägenden Flüssigkeit, welche begierig Kohlen-säure aus der Luft anzieht. Das Kalihydrat findet man-derteit Anwendungen; in Stengel-schneidem (Aepfeln, Kall causticum fusu-m, Lapis causticus chirurgorum) wird es zum Neigen in der Chirurgie benutzt; die Kalilauge (Liquor kali caustici, eine Lösung von 1 Thl. Kalihydrat in 2 Thln. Wasser) dient ebenfalls zu chirurgischen Zwecken, zur Seifebereitung, zum Wäschereinigen, bei analytischen Operationen zur Absorption der Kohlen-säure u. s. f. w. Eine verdünnte Kalilauge ist ein häufig angewandtes Reagens in der analytischen Chemie, in

aber neuerdings mehr und mehr durch die billigere Natronlauge verdrängt.

Das Kali ist eine der stärksten Basen und neutralisirt die stärksten Säuren vollständig. Die so entstehenden Salze sind meist in Wasser leicht löslich; als schwerlösliche sind hervorzuheben das Chloraurat, überchlorsaure und saure weinsaure Kali, ferner Kieselfluoralkali und Kaliumplatinchlorid. In eine nicht leuchtende Flamme gebracht färben das Kali und die meisten seiner Salze dieselbe violett, doch genügt schon eine geringe Menge Natron, um diese Färbung völlig zu verdecken; sie wird aber wieder erkennbar, wenn man die Flamme durch ein blaues (Kobalt-)Glas betrachtet. Das Spectrum der Kalisalze besteht aus zwei Linien, einer rothen und einer violetten, die nahe an den beiden Enden des sichtbaren Spectrums liegen. Das kohlen-saure Kali (Kali carbonicum), K_2CO_3 , bildet den Hauptbestandtheil der sogenannten Pottasche, welche durch Auslaugen der Asche von Holz, Rübenmelasse, und neuerdings auch vom Wollschweizer der Seife, Eindampfen der geklärten Lauge und Calciniren des Rückstandes gewonnen wird. Aus dem schwefelsauren Kali, welches in großen Mengen aus den saftreicher Abraumalgen erhalten wird, stellt man ebenfalls Pottasche nach dem Berzelius'schen Sodaprocess (Glühen mit Kohle und kohlen-saurem Kali) dar, wobei sich ein größerer Gehalt an schwefelsaurer Magnesia (bis 20 %) als vortheilhaft erwiesen hat. Die rothe Pottasche stellt eine erdige, weiße, stellenweise bläuliche (Mangan) und röthliche (Kupfer) Masse dar, welche noch viel schwefelsaures und kieselsaures Kali, Chloralkali, auch Schwefelalkali neben Natronsalzen und unlöslichen Substanzen enthält. Durch Umkrystallisiren aus sehr wenig heißem Wasser wird sie gereinigt, doch ist auch das so erhaltene Product noch ziemlich unrein. Um ganz reines kohlen-saures Kali darzustellen, fällt man entweder eine concentrirte Lösung von gereinigter Pottasche mit Kohlen-säure und föhrt das ausgeschiedene, schwer lösliche doppelt kohlen-saure Kali durch gelindes Glühen in neutrales über, oder noch besser, man versetzt ganz reinen Weinstein in einer Eisendeflake und laugt den Rückstand mit Wasser aus, wobei man sofort eine Lösung von reinem kohlen-saurem Kali erhält. Das reine Salz ist vollkommen weiß, schmilzt bei 1200° und verliert in höherer Temperatur eine kleine Menge Säure. An feuchter Luft zerfällt es sehr rasch zu einer öligen Flüssigkeit (Oleum tartari per deliquium) von scharf alkalischem, aber nur wenig ätzendem Geschmack und stark alkalischer Reaction. Mit $1\frac{1}{2}$ Mol. Wasser krystallisirt es in großen monoklinen Krystallen. Es findet mannichfache Anwendungen, zur Bereitung von Seifen- und Gerbelaugen (Kalisalze), Salpeter, in der Glasfabrikation, zur Darstellung von Blut-laugen-salzen, Cyanalkali, in der analytischen Chemie als Flux- und Auflösungs-mittel für Silicate, Metall-oxide u. s. w., in der Medicin als Kali carbonicum purum, depuratum und crudum, je nach seiner Reinheit. Gegenwärtig werden jährlich ca. 20 Mill. Kilogramm Holz-pottasche, 12 Mill. Rüben-pottasche, 15 Mill. Mineral-pottasche und 1 Mill. Schafwollschweiß-pottasche

producirt. Das saure oder doppelkohlen-saure Kali (Kali bicarbonicum) $KHC O_3$ bildet mit 1 Mol. Wasser große monokline Krystalle, welche sich in 4 Thln. Wasser lösen und einen Theil ihrer Säure schon beim Erwärmen ihrer Lösung verlieren.

Das schwefelsaure Kali (Kali sulphuricum, Tartarus vitriolatus), K_2SO_4 , findet sich in mehreren Mineralien (s. o.) und wird im Großen auch durch Um-setzung von Carnallit mit Kieserit gewonnen. Es krystallisirt wasserfrei in rhombischen, aneinander hexagonalen Pyramiden und Prismen, löst sich bei gewöhnlicher Temperatur in 9—10 Thln. Wasser, nicht in Alkohol; es schmeckt schwach salzig bitter. Anwendung findet dasselbe in der Medicin, zur Fabrication der Mineral-pottasche, des Alauns und des Glases. Das saure schwefel-saure Kali, $KHSO_4$, aus dem vorigen durch Behandlung mit Bitriolöl erhalten, ist in Wasser viel leichter löslich.

Das salpeter-saure Kali (Kali nitricum, Nitrum, Salpeter, Kalisalpeter), KNO_3 , kommt in manden Gegenden als Bestandtheil des Bodens vor, aus welchem es nach Durchkühlung beim Ausströmen aufschwimmt; so namentlich in Bengalen auf der Ostseite des Ganges, ferner in Aegypten, Persien, Spanien, Ungarn. Es bildet sich in dem Erdbreiche durch Dryadation von Ammoniak (Auche, Harn, Excremente. Abfälle von Schießereien u. s. w.) in Gegenwart starker Basen (Kali aus verdünntem Felsphat, kohlen-saurer Kali), welcher Proceß nach neueren Untersuchungen auf die Lebendthätigkeit einer Bilzpetres (eines sogen. Fermentorganismus) beruht. Durch Auslaugen der salpeterhaltigen Erde und Eindampfen der geklärten Lauge wird der Kopsalperter erhalten, der durch Umkrystallisiren weiter gereinigt (raffinirt) wird (s. Salpeter). Eine andere Methode der Salpeter-gewinnung gründet sich auf die gegenseitige Zerlegung von salpeter-saurem Natron (Chilesalpeter) und Chloralkali in heißer Lösung, wobei Kochsalz (Chlor-natrium) und salpeter-saures Kali entstehen. Der Salpeter krystallisirt in langen, gestreiften, sechsseitigen Säulen mit sechsseitiger Zulipung; er enthält kein Krystallwasser, aber die größeren Krystalle schließen oft beträchtliche Mengen Mutterlauge in Höhlungen ein, sobald sie beim Zerreiben ein feuchtes Pulver geben. Er schmeckt süßlich bitter, wirkt in größeren Mengen giftig; in Wasser ist er leicht löslich (in ca. 3 Thln. bei gewöhnlicher Temperatur, in weniger als $\frac{1}{2}$ Thl. bei Siedehitze). Beim Erhitzen schmilzt er leicht; in der Glühhitze wird er unter Sauerstoffentwicklung zersetzt und wirkt dann als äußerst kräftiges Dryadationsmittel. Gemenge von Salpeter mit Kohlen- oder Schwefelpulver verbrennen angezündet sehr heftig und glänzend. Er findet mannichfaltige Anwendung: in der Medicin (Sal Prunellae, Nitrum tabulatum: erstarrte Tropfen von geschmolzenem Nitro-perl), zur Darstellung der Salpetersäure, vieler Salpeterverbindungen, zur Fabrication des Schießpulvers, in der Feuerwerkerei, zum Feilsen des Fleisches u. s. w.

Das chlor-saure Kali (Kali chloricum) $KClO_3$ entsteht neben Chloralkali bei der Einwirkung von Chlor-

gas auf Kalilauge oder kohlensaures Kali in der Wärme; es kryallisirt aus der heißen Lösung beim Erkalten in prachtvoll perlmutterschänzenden dünnen Tafeln und Blättern aus, welche in kaltem Wasser schwer löslich sind (in ca. 17 Thln. bei gewöhnlicher Temperatur). Beim Erhitzen schmilzt es leicht und entwickelt in höherer Temperatur den ganzen in ihm enthaltenen Sauerstoff, wobei Chlorwasser zürückbleibt. Anfangs entsteht hierbei auch überchlorsaures Kali, $KClO_3$, neben Chlorwasser und Sauerstoff, welches in Wasser noch schwerer löslich ist als das chloraure Salz. Das chloraure Kali ist ein äußerst kräftiges Oxydationsmittel; mit Schwefelblumen in einem Mörser gerieben gibt es zu heftigen Explosionen Veranlassung, wie es denn überdampft mit organischen oder sonstigen leicht oxydirbaren Substanzen äußerst leicht entzündliche, explosive Gemenge gibt. Deshalb muß die Bereitung solcher Gemische (z. B. Feuerwerksätze) stets mit äußerster Vorsicht, am besten auf Papier mit einer Fieberahne, geschehen, niemals in einem Mörser. Das Salz findet vielfache Anwendung: zur Darstellung von Sauerstoff, zu Oxydationen, zu Feuerwerksätzen, zur Zinnoberfabrikation, in der Medicin u. s. w.

Das übermanganfaure Kali (Kali hypermanganicum), $KMnO_4$, wird erhalten, indem man Braunstein mit Kalihydrat und chloraurem Kali oder Salpeter schwach glüht, die erhaltete Masse (Chamaeleon minerale) mit Wasser auslaugt und die grüne Lösung für sich oder besser unter Einleiten von Kohlenensäure focht, bis sie dunkel purpurfarbig geworden ist und auf weißem Filterpapier keinen grünen, sondern einen rothen Fleck macht; beim Erkalten setzt die durch Schließbaumwolle filtrirte Lösung das Salz in schönen, metallisch glänzenden, saß schwarzen, säulenförmigen Krytallen ab. Es ist in kaltem Wasser schwer löslich (in ca. 16 Thln.) und färbt dasselbe äußerst intensiv purpurroth. Es ist ein äußerst kräftiges Oxydationsmittel, welches in der analytischen Chemie, zum Bleichen, zum Färben, zum Desinficiren mannichfach angewandt wird.

Das saure weinsaure Kali (Weinstein, Tartarus), $C_2H_2K_2O_4$, scheidet sich aus säuerlichen Weinen bei der Klärung um so reichlicher ab, je alkalischer dieselben sind. Der rohe Weinstein (*T. crudus*) bildet eine gelblich-graue bis röthliche krytallinische Masse, welche viele fremde Pflanzstoffe und Kalk enthält und durch Umkrystallisiren gereinigt wird. Er erhält man ihn in kleinen, harten, durchsichtigen oder durchscheinenden (saßhaltigen) Krytallen (Weinsteintrahm, *Cremor tartari*), welche in kaltem Wasser sehr schwer löslich sind (in ca. 200 Thln.). Beim Glühen wird er zersezt; das rückständige Gemenge von kohlensaurem Kali und Kohle dient als Flussmittel (schwarzer Fluß). Er dient zur Bereitung von Weinsäure, Bräuwinstein, in der Medicin u. s. w.

Das Chloratium (Kaliom chloratum, Digestivsalz, *Sal digestivum s. febrifugum Sylvii*), KCl , findet sich in der Natur als Sphyn oder Sphynit, mit Chlormagnesium als Carnallit und Kainit (s. o.), im Meerwasser, in den Salzseen, in vielen Pflanzensäften. Im

Großen gewinnt man es aus den staßfurter Abraumsalzen (s. o.), indem man dieselben entweder in heißem Wasser löst und diese Lösung einer fractionirten Krystallisation unterwirft, oder indem man sie in heißer Chlormagnesiumlauge löst, wobei Kochsalz und Bittersalz fast ganz zürückbleiben, und den zunächst beim Abfühlen ausgeschiedenen Carnallit durch Umkrystallisiren aus Wasser zersezt; Chloratium scheidet sich aus, während Chlormagnesium in der Mutterlauge gelöst bleibt. Das reine Chloratium krytallisirt wasserfrei meist in farblosen, tafelförmigen, häufig mit Octaëderflächen, auch in trichterförmigen Aggregaten wie Kochsalz; es schmeckt bitterlich salzig, löst sich leicht in kaltem Wasser (in ca. 3 Thln.), schmilzt in der Glühhitze und verdampt in noch höherer Temperatur. Es wurde früher in der Medicin angewandt; gegenwärtig benutzt man es zur Fabrication anderer Kalipräparate, des Mians und besonders als Düngemittel.

Das Bromatium (Kaliom bromatum), KBr , erhält man durch Neutralisiren von kohlensaurem Kali mit Bromwasserstoffsäure; es ist dem Chloratium sehr ähnlich und wird neuerdings viel in der Medicin, besonders bei Nervenleiden, angewandt.

Das Jodatium (Kaliom jodatum), KJ , wird auf sehr verschiedene Weise, meist durch Zerlegung von Eisenjodür mit kohlensaurem Kali dargestellt; es bildet wie die vorigen farblose oder weiße Würfel, welche in weniger als dem gleichen Gewicht kalten Wassers löslich sind und auch von absolutem Alkohol in geringer Menge aufgenommen werden. Es schmilzt in der Glühhitze und verdampt in noch höherer Temperatur. An der Luft und im Sonnenlichte wird die wässrige Lösung gelblich und allsallig, indem etwas Jod durch den Sauerstoff der Luft unter Bildung von Kalihydrat ausgeschieden wird. Es findet in der Medicin vielfache Anwendung, ferner in der Photographie.

Das Cyanatium (Cyanfali, Kaliom cyanatum), KCN , bildet sich auf mannichfache Weise, namentlich beim Schmelzen von Pottasche mit stickstoffhaltiger (bittersäure) Kohle; rein erhält man es durch Sättigen von Kalilauge mit Blausäure oder durch Schmelzen von wasserfreiem Blutlaugensalz unter Luftabschluß. Es krytallisirt wasserfrei in farblosen Würfeln; geschmolzen und wieder erstarrt bildet es eine weiße porzellanartige Masse. In Wasser löst es leicht löslich; die Lösung färbt sich aber bald unter Zerlegung braun. Es ist äußerst giftig; mit Säuren, selbst Kohlenensäure behandelt entwickelt es Blausäure, und nimmt daher an feuchter Luft sehr bald deren Geruch an. In der Chemie findet es mannichfache Anwendung als Reagens, als kräftiges Reducensmittel, zur Darstellung anderer Cyanverbindungen; ferner in der Photographie. Das fäusliche, sogen. Liebigsche Cyanfaliom wird durch Schmelzen von Blutlaugensalz mit kohlensaurem Kali dargestellt und enthält daher eine beträchtliche Menge (ca. 20 %) cyanfaures Kali. Mit Schwefel oder gewissen Schwefelverbindungen (Metallsulfiden) geschmolzen geht das Cyanatium über in Schwefelcyanatium (Rhodankatium, Kaliumsulfo-

cranid, Kalium rhodanatum s. sulfocyanatum), KSCN. Dieses kryallinisch aus Alkohol, worin es leicht löslich ist, in langen, salpêtrabähnlichen, zerstücklichen Prismen von fühlendem, etwas beßendem Geschmack; es ist ebenfalls giftig. Mit Eisenoxydungen gibt es eine blutrothe Färbung, weshalb es als empfindliches Reagens auf Eisencyanid häufig in der analytischen Chemie benutzt wird.

Mit Schwefel verbindet sich das Kalium in mehreren Verhältnissen. Das einfachschwefelkalium (Kalium monosulfuratum), K_2S , erhält man durch Reduction des schwefelsauren Kalis mit Wasserstoffgas oder Kohle; es ist hell zinnoberroth, kryallinisch, zerfällt an der Luft. Wird in Kalilauge bis zur Sättigung Schwefelwasserstoff eingeleitet, so entsteht Kaliumhydro-sulfid, KSH, welches in farblosen Kryallen erhalten werden kann. Das Schwefelkalium verbindet sich mit vielen anderen Sulfiden (s. B. Schwefelantimon) zu Sulfosalzen; mit Schwefel vereinigt es sich zu Zweisulfid, Dreisulfid, Viertsulfid und Fünfschwefelkalium (K_2S_2 , K_2S_3 , K_2S_4 und K_2S_5), welche man auch als Kaliumpolythuret bezeichnet. Ein Gemenge dieser letzteren mit unterschwefelsaurem, bez. schwefelsaurem Kali ist die sogen. Kalischwefelsteine (Hepar sulfuris alkalinum s. salinum), welche durch Zusammenschmelzen von Schwefel mit kohlensaurem Kali bei nicht zu hoher Temperatur bereitet wird; sie bildet eine leberbraune Masse, die nach und nach grünlich gelb wird, leicht in Wasser und auch in Alkohol löslich ist. Sie findet in der Medicin Anwendung. Vgl. Omelin-Kraut, Handb. der unorg. Ch., 6. Aufl. (II, 1. Abth., S. 3 fg.); Orakam-Dito, Ausführl. Lehrb. d. unorg. Ch., 5. Aufl.; Neues Handwörterb. der Ch. v. Fehling, III, S. 912 fg.; ferner in technischer und nationalökonomischer Hinsicht Franz, Das kassfurter Kali; Bischoff, Die Steinhalwerke bei Staßfurt; Krause, Die Industrie von Staßfurt und Leopoldshall; endlich die Hand- und Lehrbücher der chem. Technologie von R. v. Wagner und F. Knapp.

(E. Drechsel.)

KALJASIN, Kreis im europäisch-russischen Gouvernement Iwer, mit einem Areal von 56,2 Quadrat- Meilen und 99,872 Einwohnern. Der Boden des Kreises, welcher an dem rechten Wolga-Ufer liegt, bildet eine stellenweise von Hühen durchbrochene Ebene. Der Acker ist wenig fruchtbar und gibt nur zwei bis höchstens fünfjährig Korn. Man baut hauptsächlich Roggen und Hafer, weniger Hanf und Flachs. Die 58 Procent des ganzen Kreises einnehmenden Wälder liefern hinreichend Holz auch zu Böttcharbeiten und zu Schindeln, mit denen man hier gewöhnlich die Dächer zu beden pflegt. Die Wolga gehört dem Kreise in einer Länge von beinahe 100 Kilometer an. Alle übrigen im Kreise befindlichen Flüsse gehören zum Stromgebiet der Wolga, wie die Dubna, Gotscha und der Nerl, die nur zur Zeit der Frühlingsüberfluthungen flößbar sind. Seen gibt es nur wenige im Kreise. Die bedeutendsten sind der Waisleroffsee und der Kusneßflüßchen, beide sehr sündreich. Undurchbringliche mit Wald bestandene Sümpfe befinden

sich im östlichen Theile des Kreises an der Grenze des Wladimir'schen Gouvernements.

Der Kreis enthält eine Stadt, 45 Kirchspiele und 758 Dörfer. Den Export der Landesproducte befördert der lebhafteste Verkehr auf der Wolga und die Nähe der Städte Jaroslaw, Iwer und Moskau. — Kaljasin, die Kreisstadt des genannten Kreises, 139 Kilometer nordöstlich von Iwer an dem Einflusse der Sabna in die Wolga. Ihre Lage ist frei und gesund und zum Handel sehr geeignet. Die Stadt war früher ein Flecken bei dem Troiskischen Kloster, das im 15. Jahrhundert vom Archimandriten Wafariz gegründet wurde und sich auf dem linken Wolga-Ufer befindet, während Kaljasin auf dem rechten Wolga-Ufer liegt. Kaljasin besteht aus zwei Siboden, Nisolasjenskoja und Monatsyrowska, welche im Jahre 1775 zu einer Stadt vereinigt wurden. Der Sabna-Fluß theilt sie in zwei Theile, welche durch Brücken miteinander verbunden sind. Sie hat 924 Häuser, darunter 155 Feinere, 112 Kaufäden, 11 Kirchen, eine Kreisschule und zwei Elementarschulen, 30 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von 174,000 Rubel, und 7640 Einwohner, welche mit Getreide, Leinwand, Talg, Butter, Leder, Gidorien und Stärkemehl handeln. Aus dem bei der Stadt liegenden Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 790,000 Rubel exportirt und für 956,000 Rubel importirt. Kaljasin hat für den Handel eine große Bedeutung als Stapelplatz für die Waaren, die von hier nach St. Petersburg geschafft werden. Vier Jahrmärkte finden statt: am 17. August, 9. Mai, am zehnten Freitag nach Oern und am 8. September (s. St.). (A. v. Wald.)

KALK, wichtigste der alkalischen Erden, bestehend aus Sauerstoff und Calcium; Kalkbrenner; gebrannter Kalk; gebrannter Kalk; Kalkwasser, s. Calcium.

KALKBRENNER (Christian), Sohn Michael Kalkbrenner's, war ein tüchtiger Musiker und Vater des berühmten Pianofortevirtuosen Friedrich Kalkbrenner. Er wurde am 22. Sept. 1755 in Wänden bei Cassel geboren und siedelte in früherer Jugend mit seinem Vater nach Cassel über, wo letzterer Stadtmusikus geworden war. Kalkbrenner empfing daselbst vom funfzehnten Jahre an bei dem Stadt- und Hoforganisten Becker gründlichen Unterricht im Pianoforte, bei Carl Rodenwald dagegen Unterweisung im Violinspiel. Schon während seiner Studiengzeit wirkte er an der französischen Oper als Choränger mit und fand dadurch reiche Gelegenheit zu Paritirfahrten, welche er denn auch dazu benutzte, um sich mit dem Wesen und den Gesetzen der dramatischen Musik gründlich bekannt zu machen. Unter dem neuen Intendanten, dem Marquis de Luchet, wurde er gegen 1775 seiner Theaterstellung entbunden; auf besondere Verwendung des Landgrafen jedoch, dem er eine Symphonie gewidmet hatte, trat er bald wieder in dieselbe ein und verblieb darin bis zu der im Jahre 1785 erfolgenden Auflösung der Kapelle. Schon neben seiner Thätigkeit am Theater befaßte sich Kalkbrenner viel mit Compositionen. Die Einsetzung einer vierstimmigen Messe an die Pöhlharmonische Akademie zu Wolgona

hatte seine Ernennung zum Ehrenmitgliede dieser Gesellschaft zur Folge. Im Jahre 1788 folgte er einem Rufe der Königin von Preußen als Kapellmeister nach Berlin, welche Stellung er 1790 mit einer gleichen bei dem Prinzen Heinrich in Rheinsberg vertauschte. Nach dem Ableben des Prinzen finden wir Kalkbrenner 1796—97 in Neapel und von 1799 in Paris, wo er Singmeister und Chorherr an der Großen Oper war und am 10. Aug. 1806 starb. Er componirte die Opern: „La veuve de Malabar“, „La femme et le secret“, „Démocrite“, „Lanassa“, „Olympie“, „Oenone“, die dramatische Scene „Pygmalion“, eine Scene aus Oßian's Dichtung und eine Reihe größerer und kleinerer Klavierstücke, welche bei aller Formglätte und ansprechender Melodie doch des tieferen Gehaltes ermangeln und daher der Vergessenheit anheimfallen. Das gleiche Schicksal hatten auch Kalkbrenner's schriftstellerische Arbeiten, ein Aufsatz der Gesellschaft der Tonkunst“, eine „Theorie der Tonkunst“ (ersters 1792, letztere 1789 in Berlin erschienen) und „Histoire de la musique“ (Paris 1802).

(A. Tottmann.)

KALKBRENNER (Friedrich), der Sohn von Christian Kalkbrenner, war als Musiker ungleich bedeutender als sein Vater. Derselbe gehörte zu den Hauptbegründern des modernen Klavierpiels. In den Angaben seines Geburtsjahres sowie des Geburtsortes herrschen große Differenzen. Nach einigen Berichten wurde er 1784 in Cassel, nach anderen im selben Jahre in Berlin, wieder nach anderen 1778 in Berlin geboren. Den glaubhaftesten Quellen zufolge ist Kalkbrenner 1788 bei der Uebersiedelung seiner Eltern nach Berlin, auf der Reize von Cassel dorthin, unweit der preussischen Residenzstadt geboren. Den ersten Unterricht in der Musik empfing der junge Kalkbrenner von seinem Vater; die weitere Ausbildung erhielt er auf dem pariser Conservatorium, in welches er 1798 eintrat, wo Cotel in der Harmonielehre, Adam im Klavierpiel seine Lehrer wurden. Er machte hier so bedeutende Fortschritte, daß er bald zu den besten Schülern der Anstalt zählte und bei seinem Abgange in beiden Fächern den ersten Preis empfing. Nun begab sich Kalkbrenner auf Kunstreisen und zwar zunächst nach Deutschland (Wien und Berlin), überall, wo er sich hören ließ, insolge seines feinen, ausgeglichenen und jeder Schattirung fähigen Spieles die größten Erfolge erringend. Nichtsdehrender ließ er sich an den bereits erworbenen Kunstfertigkeiten und an den dadurch errungenen Erfolgen nicht genügen. Hauptächlich war es Clementi, den er auf seinen Reisen gehört und kennen gelernt hatte, welcher durch sein breites, tonvolles Spiel bestimmend auf die weitere planmäßige Entwicklung des jungen Virtuosen einwirkte. Ebenso unterzog sich Kalkbrenner auf Haydn's Veranlassung bei Albrechtsberger in Wien nochmals eingehenden contrapunktischen Studien. Auch Hummel's scheinbar durch annuhtige Vortragweise blieb nicht ohne Einfluß auf den strebsamen Künstler. Ruhmgekrönt und bereits im Besitze eines sehr ansehnlichen Vermögens ging Kalkbrenner 1814 nach London und verweilte in der

Themsestadt — einen alljährlichen Sommeraufenthalt auf seinem französischen Besitze Rambouillet abgerechnet — bis 1823. Hierauf besuchte er, diesmal in Verbindung mit Moscheles, abermals Deutschland, ebenfalls allwärts mit dem glänzendsten Erfolge concertirend. Nach diesem seinem zweiten Triumphzuge lebte Kalkbrenner nach Paris zurück und trat als Compagnon in die Pianofabrik von Pleyel ein, welche durch seine Theilhaberschaft bald einen Weltruf erlangte und beiden Geheiß ein bedeutendes Vermögen eintrug. Auch die letzten Concertreisen durch Deutschland (1833—34) sowie durch Belgien (1836) waren von demselben Erfolge gekrönt wie die früheren Concertreisen Kalkbrenner's. Nach dieser Zeit war Kalkbrenner nur noch in Paris als Lehrer und Concertspieler thätig. Bei dem Ausbruche der Cholera stürzte er sich nach dem nahe gelegenen Enghien, wurde hier aber von der Krankheit ergriffen und am 10. Aug. 1849 durch den Tod ereilt. Zu seinen talentvollsten Schülern gehörten unter anderen die Herzogin Helene von Orleans, ferner Kathinka von Diez, Camille Pleyel, Wilhelm John und Stamato. Kalkbrenner lebte in glänzenden äußeren Verhältnissen. Er war mit der Großmutter des Admirals, der Tochter des Generals d'Estang vermählt. — Von Natur wohlwollend und theilnehmend gegen andere, zugleich durch den steten Verkehr in den feinsten Circeln der Gesellschaft selbst zum feinen Weltmann geworden, fanden alle Künstler, namentlich seine deutschen Landleute, Neis einen liebenswürdig entgegenkommenden, nicht selten auch helfenden Rathgeber und Freund in Friedrich Kalkbrenner. Wie sein Wesen als Mensch, so waren auch seine Leistungen als Virtuoso und Componist, liebenswürdig und gewinnend, ohne dabei Anspruch auf bedeutende Tiefe und Genialität erheben zu können. Kalkbrenner schrieb gegen 150 Werke, von denen als die hervorragendsten namhaft gemacht seien: die Klavierschule, sowie die das Supplement dazu bildenden Etüden, das D moll Concert, das Concert für zwei Pianoforte in C dur, die Phantasie „Le rêve“, einzelne Rondo's, die Sonaten Op. 4, 13, 35 und 42, und von Ensemblewerken: das Quintett Op. 81, das Sextett Op. 58 und namentlich das Septett Op. 15.

Der Sohn Friedrich Kalkbrenner's, Arthur Kalkbrenner, war ebenfalls Pianist. Er starb zu Paris im Januar 1869 (nach einer anderen Angabe 1868) und setzte seinem Oeuvre ein schönes Denkmal, indem er der Gesellschaft der Musiker, welche Baron von Taylor gründete, laut Testament ein Capital von 120,000 Frs. überließ. (A. Tottmann.)

KALKMILCH, Verbindung gut gebrannten Weißkalks mit Wasser, dient zur Bereitung des Syrrups aus Kartoffeln und des Syrrups und Zuckers aus Runkelrüben, wird bereitet, indem man 1 Kilo weißen, gut gebrannten Kalk mit einem halben Kilo lauwarmen Wassers begießt, sobald der Kalk zu Pulver zerfallen ist, noch 10 Liter Wasser dazu gießt, und zuletzt alles gut durcheinander mischt. Eine andere Art Kalkmilch besteht aus 1 Theil gelöstem Kalk, aufgelöst in 12 Theilen Wasser, und dient dazu, die Fischen und Moose an den Ob-

kümen zu zerfließen. Diese Flüssigkeit muß aber sofort nach ihrer Bereitung verwendet werden. Man besprengt mit ihr mittelst einer Gießkanne die Fledchten und Moose, wodurch die grüne Farbe derselben dunkler und, wenn die Sonne eine Zeit lang darauf geblieben hat, braun wird. Sie schrumpfen dann zusammen und fallen nach einigen Monaten von selbst ab. Die beste Zeit zur Anwendung dieses Mittels ist der Spätherbst, wenn das Laub abgefallen ist, oder das Frühjahr, ehe die Knospen zu treiben anfangen. (William Lobe.)

KALKSPAT, Calcit, — Mineral aus kohlen-saurem Kalk bestehend, von der chemischen Formel $\text{Ca CO}_2 = \text{CaO. CO}_2$; mit 44 Procent Kohlenzäh und 56 Procent Kalk, meistens aber mit mehr oder weniger kleinen Beimischungen der isomorphen Carbonate der Magnesia (Uebergang zum Dolomit) und des Eisenoxyduls, auch Mangans oder Zinks. — Das Krystallsystem des Kalkspats ist das rhombödrische, dessen Formen geometrisch als die Halbfächer, Hemidrien, des hexagonalen zu betrachten sind. Hauptächlich sind es Rhomboëder, Säuleneëder, sechsseitige Säulen oder Tafeln, welche theils einzeln, theils in Combination die formentreiche Reihe dieses Minerals bilden. Bis 1874 waren durch Versteigerung über 170 verschiedene einfache Krystallformen des Kalkspats bekannt. Alle diese Formen haben vermöge der sehr vollkommenen Spaltbarkeit des Kalkspats nach dem sogenannten Grundrhomboëder R die Eigenschaft, beim Zerklagen in rhombödrische Spaltstücke zu zerfallen, deren Postantenwinkel $105^\circ 8'$ betragen. Zwillingverwachsungen sind ziemlich häufig, nach verschiedenen Gesetzen, zum Beispiel sehr gern nach einer Fläche des ersten stumpfen Rhomboëders, — $\frac{1}{2}$ R; durch oftmalige Wiederholung dieser Bildungen, die polymorphische Zwillingbildung, entsteht auf gewissen Flächen parallele Streifung, die zum Beispiel sehr gut an vielen aus Krystallkörnern zusammengesetzten Marmorarten zu beobachten ist. — Härte 3 (Nummer 3 in der Mohs'schen Härtescala); specifisches Gewicht $2,7-2,8$, der reine wasserhelle Kalkspat $2,72$. Das Mineral ist in der reinsten Varietät, dem wegen seiner starken Doppelbrechung des Lichtes so genannten isländischen Doppelspat, farblos, wasserklar; in anderen wird es weiß, grau oder in fast allen Farben gefärbt. Es zeigt Glasglanz und in manchen Fällen auf gewissen Flächen Fett- oder auch Perlmutt-glanz. Vor dem Löthrohr unschmelzbar, brennt er sich laustsch, mit Salzsäure beengt braust er sofort schon in der Kälte und löst sich vollständig auf. — Der isländische Doppelspat findet wegen seiner ausgezeichneten negativen Doppelbrechung zu optischen Instrumenten (Nicol'sche Prismas u. s. w.) Verwendung. — Außer den frei auskrystallisirten oder doch deutlich individualisirten Varietäten (eigenlicher Kalkspat, besonders schöne Vorkommnisse u. A.: Andreasberg, Freiberg, Tharand, Humblerland) bildet der Kalkspat auch feinerige und kugelige Massen (Faserkalk) und förnige bis dichte Varietäten (Kalkfluff, Kalk-Einter, Kalkstein). Mit mechanischen Beimengungen von Quarzglas bildet er den sogenannten krystallinischen Sandstein von Fontainebleau in Frankreich. — Der Kalkspat findet sich fast nur als secundäres Product der chemisch-geologischen Agentien, indem das circulirende Wasser den sich durch die mannichfaltigen Zerlegungs- und Auflösungsprozesse von Mineralien und Gesteinen bildenden kohlen-sauren Kalk mit sich führt und an geeigneten Stellen als Kalkspat wieder absetzt. Daber finden sich die Kalkspat-Krystalle oder Aggregate hauptsächlich in Hohlräumen von Gesteinen als Wandel- oder Trübenausfüllungen, als secundäre acreefische Mineralien in Trupitoidgesteinen, ferner auf kleinen oder großen Spalten und Klüften als Aehren oder Begleitmineral auf den Ergängen, in den Höhlen der Kalksteingebirge als Stalactiten, Stalagmiten und anderen Einterbildungen, oder endlich an Quellen als Kalkfluff mit den mannichfachen Incrustaten. Aus demselben Grunde erklärt sich das häufige Vorkommen des Kalkspats in Form von Pseudomorphosen nach anderen Mineralen und umgekehrt die vielen Pseudomorphosen nach Kalkspat. Ebenso das Auftreten des Kalkspats als Versteinungsmaterial von Hölzern, von Korallen, Conchylien u. a. m., hierbei stellt oft eine solche Versteinung (zum Beispiel ein Seealgstachel) ein einheitliches krystallinisches Individuum dar.

Die krystallinischen Aggregate von Kalkspat-individuen bilden den

Kalkstein, der bald grobkrystallinisch, bald feinförnig, bis ganz dicht ist, und auch durch verschiedene Beimengungen ein sehr wechselndes Aussehen erlangt. Die mehr oder weniger deutlich krystallinisch-förnigen Varietäten von weißer, grauer bis schwarzer Farbe, oft gebändert und gestreift, werden als Marmor bezeichnet und zu Bildhauerarbeiten, Monumenten und allerhand Uebersilien benutzt. Dieser krystallinische Kalkstein, auch Urkalk genannt, findet sich hauptsächlich im Gebiete der archaischen Formationen. Die mehr oder weniger dichten Abarten, die sich aber unter dem Mikroskop immer noch als krystallinisch zu erkennen geben, bilden in ihren verschiedenen Modifikationen den gemeinen Kalkstein, der grob oder fein geschichtet, oft ganz dünnplattig ist, und stellenweise ungemien reich ist an Verfeinerungen. Er findet sich auf der ganzen Erde verbreitet und in allen Sedimentformationen. Man verwendet ihn als Baustein und in verbranntem Zustande zu Mörtel, ferner zur Düngung. Bei einer Beimengung von 25–30 Procent Thon ist er besonders zu hydraulischem Mörtel und Cement brauchbar. Solchen durch mehr oder weniger Thonbeimengung verunreinigten Kalkstein nennt man Mergel. Eine Beimengung von kohlen-saurer Magnesia gibt den dolomitischen Kalkstein. Ein sehr feinförniger, fast dichter, dünnplattiger, mergeliger Kalkstein ist der für die Lithographie so werthvolle sogenannte Solenhöfener Schiefer. Ein mit bitumen gemengter Kalkstein ist der Steinkalk, der beim Zerklagen unangenehm riecht. Die Kreide ist eine erdige Masse von Kalktrümmern mit massenhaften Schalen von Foraminiferen und zerbrochenen Schalenresten anderer Thiere. Bergmilch oder Montmilch nennt man eine zerreibliche weiße Masse von hauptsächlich kohlen-saurem Kalk, die

als Ausübung oft die Oberfläche kalkreicher Gesteine bedekt. Als Structurvarietät unterscheidet man noch den Koggenstein oder oolithischen Kalk. (E. Geinitz.)

KALKSTEIN, ein altes adeliges Geschlecht, das, aus Schlesien stammend, sich nach der Lausitz, auch nach Polen und Preußen wendete. Die Zweige in polnischen Landen behielten nur zum Theil den alten Namen bei, theils nahmen sie Besiznamen an, so nach Kobylin bei Onesen: „Kobilinski“, nach Delowo bei Schweg: „Dolowski“, ein dritter Zweig, „Stolinski“. Die Lausitzische Linie erlosch, während der Stamm in Polen und Preußen zu großer Blüte gedieh. Des letzteren Stammvater, Christian von Kalkstein, wurde im Beginn des 15. Jahrh. von Deutschen Orden für erprießliche Dienste mit dem Dorfe Wogau belehnt. Aus seiner Ehe mit einer von Trautmanndorff hinterließ er mehrere Kinder. Einer seiner Nachkommen, Albrecht von Kalkstein (geb. 1592, gest. 1670), erwarb 1645 die bedeutenden Güter Knauten, Müßhausen, Komitten und Jesan und machte sich als kurländischer Generalleutenant und Oberkammerherr bekannt. Dessen Sohn ist Christian Ludwig von Kalkstein, kurlandenburgischer Obrst und Chef eines Regiments zu Pferde, auch Amtshauptmann zu Dlesko, der seines traurigen Geschicks halber das Mitgefühl seiner Zeitgenossen in Anspruch nahm. Schon in jungen Jahren seiner hervorragenden geistigen und körperlichen Eigenschaften wegen zum Obersten über 1000 Mann Fußvolk und 600 Dragoner ernannt, mißbrauchte er seine Stellung durch despotische Strenge auf mancherlei Art, sodas sich sein Kriegsherr schließlich genöthigt sah, ihn dieser Stelle zu entziehen. Christian Ludwig, Rache im Herzen, fand bald Gelegenheit, diese zu behältigen. Bei der Huldigung des Kurfürsten als souveränen Herzogs in Preußen suchte er die preussischen Landstände zu überreden, dem Kurfürsten Bedingungen vorzuschreiben, intriguirte in jeder Weise gegen ihn und ging so weit, im Hinweits auf seine polnischen Beziehungen seinem Herrn mit Einfall von polnischen Kriegsvölkern zu drohen, wobei er Preußen mit Feuer und Schwert verwüsten wollte. Hierüber wurde ihm der Proceß gemacht und er zu lebenswichtigen Gefängnis verurtheilt. Auf Fürbitte der Kurfürstin, als sie ihrem ersten Prinzen, Philipp Wilhelm, das Leben gegeben, wandelte ihr Gemahl diese Strafe in eine Geldbusse von 10,000 an den Fiskus zahlbaren Thalern, deren eine Hälfte sogleich zu erlegen war; auch mußte sich Kalkstein eidlich verpflichten, ohne Erlaubnis des Kurfürsten sich nicht von seinen Gütern zu entfernen. Allein kaum hatte Michael Korybut den polnischen Thron bestiegen, so begab sich Christian Ludwig nach Warschau, wo er aus der Zeit seiner dienstlichen Stellung (er war vorübergehend auch polnischer Obrst gewesen) viele Freunde, auch Verwandte am Hofe selbst besaß. Sofort machte er seinem Haße gegen den Kurfürsten Luft, indem er auf Umstosß des sogenannten Welhauer Tractats hinstrebte, sodas das Herzogthum Preußen nur als ein polnisches Lehn dem Kurfürsten gegeben werden könne. Dieser, im höchsten Grade erbittert, ließ durch seine

Residenten, Gusebius von Brand, die Auslieferung des Kalkstein fordern, wurde aber abgemiesen. Ein eigenhändiger Brief an den König Michael, dem die Proceßacten des Inwischen als Rebellen und Meineidigen zum Tode verurtheilten Christian Ludwig beilagen, hatte seinen bessern Erfolg. Der König schätzte die Verfassung des Reiches vor, die ihm nicht erlaube, einen ehemaligen Staatsdiener und Gutsbesizer auszuliefern; ja er erannte nicht lange darauf, nachdem ihm Kalkstein Briefe von den preussischen Landständen mit der Bitte ihnen das brandenburgische Joch wieder abzunehmen überbracht hatte, diesen zu seinem Kammerherrn, Obersten über ein Regiment Cavalerie, zum Landboten auf dem Reichstage und versah ihn überdies mit den kräftigsten Schugbriefen. — Als Antwort hierauf gab der Kurfürst von Brandenburg seinem Residenten die kündigung Befehung, sich der Person des Kalkstein in heimlicher Weise mit Gewalt zu bemächtigen und ohne Aufsehen auf preussischem Boden bringen zu lassen. Zu diesem Zweck wurden dem Herrn von Brand ein Offizier und mehrere Soldaten in bürgerlichem Kleide nach Warschau gesendet, denen es mit Brand's Hilfe und zwar in dessen eigenem Hause gelang, sich des ihnen gewordenen Auftrags zu entledigen. An Händen und Füßen gebunden, den Mund verklopft, wurde Kalkstein in Tapeten gewickelt und so als Ballen in einem geschlossenen Wagen nach Preußen geführt, dort auch ohne langen Aufenthalt zu Memel im Jahre 1672 enthaupet. König Michael von Polen ließ sich dieses Gewaltthaten wegen nur schwer beruhigen; Gusebius von Brand versuchte dies durch eine eigene Schrift: „Ludovici Kalkstein mores et fata“ betitelt.

Von berühmten Männern des Geschlechts sind ferner zu erwähnen: Christoph Wilhelm von Kalkstein, preussischer Generalfeldmarschall, Gouverneur der Festung Biogau, Chef eines Regiments zu Fuß, Johanniter-Ritter, sowie Ritter vom Schwarzen Adler. Er war im Jahre 1682 als Sohn des Christoph Albrecht von Kalkstein auf Knauten und Wogau, Majors der polnischen Kronarmee und der Maria Agnes geborenen von Ewald a. d. S. Dittlau geboren. Seine militärische Laufbahn begann er in hessischen Diensten, wo er den Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel (den nachmaligen König von Schweden) als Adjutant im spanischen Erbfolgekriege begleitete und vorzüglich in der Schlacht bei Malplaquet Proben seiner Tapferkeit ablegte. Im Jahre 1715 gelegentlich der Belagerung von Stralsund lernte ihn König Friedrich Wilhelm I. von Preußen kennen, gewann ihn für seinen Dienst und übertrug ihm eine Oberkollonnanstelle. Bald darauf zum Obersten und 1719 zum Unterhofmeister beim Kronprinzen ernannt, befehlete er seine Vösten bis 1729. Als Commandeur des Butowd'schen Regiments wurde er 1731 nach Cassel zum König von Schweden gesendet, ihm zur Ankunft in seinen deutschen Staaten Glück zu wünschen, zugleich aber den König zu bestimmen, den Theil der hessischen Truppen, welcher bisher im englischen Solde gestanden, nun aber zur Hälfte abgedankt werden sollte, der preussischen Armee zu überlassen. Kalkstein führte diese Mission bei seinem

alten Herrn zur Zufriedenheit des neuen Kriegsherrn aus und wurde 1733 zum Generalmajor und 1741 zum Generalleutnant befördert. Als solcher befehligte er bei Mainz den linken Flügel und bald darauf, nachdem seine hier erhaltenen Wunden geheilt, leitete er die Belagerung von Brieg mit so gutem Erfolge, daß sich die Stadt binnen acht Tagen ergeben mußte und 66 Kanonen und 8 Wärfser der Deute Lohr betrug. Hierfür mit dem Orden vom Schwarzen Adler beehrt, erhielt er gleichzeitig das Gouvernement von Groß-Glogau und 1743 die Drostei Eintrasten im Herzogthum Glogau. Er focht fast in allen Schlachten der Schlesischen Kriege, mit besonderer Auszeichnung bei Hohenfriedberg und Soor, und wurde schließlich 1747 mit dem Marschallstabe beehrt. Sein am 2. Juni 1759 erfolgter Tod setzte weiterem Wirken ein Ziel. — Sein jüngster aus der Ehe mit Christophora Lucretia Brand von Einbau erzeugter Sohn Ludwig Karl von Kalkstein trat in die Fußstapfen des Vaters, erlang auch dessen sämtliche Titel und Würden. Geboren zu Berlin am 6. März 1725 erhielt er eine vorzügliche Erziehung, lenkte bereits im Böhmischen Feldzuge 1742 die Aufmerksamkeit des Feldzeugmeisters Grafen von Salmreuth auf sich, wurde 1752 zum Premierleutnant, 1758 zum Capitän befördert. Als Major beim Ueberfall von Anklam gefangen genommen, erhielt er nach 14 Tagen die Freiheit wieder, unterstützte den General von Belling bei seinen Unternehmungen in Bommern, wurde nach dessen Abzuge von schwedischer Cavallerie überfallen und nach der tapferen Gegenwehr mit seiner Compagnie bei Tschernberg in der Ufermark abermals gefangen, nach Schweden geführt, jedoch nach einigen Monaten wieder ausgewechselt. Jetzt erhielt er ein Grenadier-Bataillon bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen und befehligte beim Einmarsch in Böhmen die Avantgarde, leitete den ersten Angriff auf die treppler Anhöhe, verlor dabei ein Pferd unterm Leibe, gerieth aber dadurch zum dritten mal für einige Monate in Gefangenschaft. Das Jahr 1767 brachte ihm die Beförderung zum Oberstleutnant, 1777 zum Oberst, 1782 zum Regiments-Commandeur und 1783 zum Generalmajor. König Friedrich Wilhelm II. wollte ihm nicht minder wohl und verlieh ihm bald nach seiner Thronbesteigung eine Kränze des Domstifts zu Magdeburg sowie die Würde eines Generalleutnants und Chefs eines Infanterie-Regiments. Ein neues Feld seiner Thätigkeit und weiteren Ruhmes eröffnete sich ihm in der Rhein-Campagne. Die Anerkennung für seine dort bewiesene Auszeichnung wurde ihm im höchsten Orden der preussischen Krone, dem Schwarzen Adler, sowie im Marschallstabe zutheil. Ludwig Karl von Kalkstein starb 1800 zu Magdeburg als Gouverneur der dortigen Festung. Obgleich einmal und zwar mit Henriette Auguste von Borke (des preussischen Ministers Tochter), dann mit einer geborenen von Weyring vermählt, hat er Kinder nicht hinterlassen. Seine beträchtlichen Güter, als Wogau, Komitten u. s. w., kamen an Bettern seines Namens, Kraunen dagegen an weibliche Verwandte.

Das Wappen der Kalkstein zeigt im silbernen Schilde drei rothe Balken; auf dem Helme zwei wie der Schild gezeichnete Wäfselhörner; die Helmdecken: roth-silber.

(H. v. Borwitz u. Hartenstein.)

KALKUTTA, Hauptstadt des britischen Kaiserreiches Indien. Diese prächtige Stadt, deren Anfang zu Ende des 17. Jahrhunderts drei Dörfer aus Erbhütten waren (s. Calcutta), hat sich in kurzer Zeit so reich entwickelt, daß sie mit ihren vier Vorstädten jetzt 800,000 Einwohner zählt. Der centrale Theil, das eigentliche Kalkutta, hatte 1876 schon 429,535 Einwohner, und sein Seehandel belief sich 1875 auf 54 $\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling, natürlich mit jährlichen Schwankungen. Nimmt man als mittlere Zahl 52 Millionen an, dann kommen davon 31 auf die Ausfuhr und 21 auf die Einfuhr.

Am 3. 1834 ist der General-Gouverneur von Bengal (sprich Bengol) zum General-Gouverneur von Indien erhoben, und 1854 ein unter diesem stehender Lieutenant-Gouverneur von Bengal ernannt worden. Somit ist Kalkutta seitdem sowohl Sitz der höchsten als auch der Provinzialregierung, jede mit ihrer eigenen Reihe von Beamten. Das Regierungsgebäude, die amtliche Residenz des General-Gouverneurs, jetzt Vicerois von Indien ist ein prächtiges Bauwerk, 1804 von Lord Wellesley nördlich vom Fort und dem großen Park, Malabar genannt, aufgeführt. Die amtliche Residenz des Lieutenant-Gouverneurs von Bengal ist das sogenannte Belvedere in der südlichen Vorstadt Alipour. Durch Verbesserungen und Wasserzufuhr ist Kalkutta jetzt eine der gesündesten Städte Indiens. Die drei Ausläufer des Ganges, welche sich vereinigen, um den Ründungsgarm Hugli zu bilden, die sogenannten Radja-Flüsse, werden durch angestrengte Ingenieurarbeiten offen erhalten; und noch mehr geschieht für den Fluß unterhalb Kalkuttas. 1853 lautete das Urtheil dahin, daß das Hüftbett sich sehr verschlechtert und verschlammte, sodas man vorzuschlug, an dem anderen Ufer die genannten Ründungsgarme einen Hüftshafen anzulegen; indes ist seitdem jede erhebliche Hüfte für die Verbesserung im Gange, und namentlich arbeiten unablässig tiefe Bagger, sodas der Hafen selbst für die größten, acht Meter tief gehenden Seeschiffe offen erhalten wird.

Die Zählung von 1872 ergab für die Stadt 447,601 Einwohner; für die „Suburbs von Kalkutta“ genannte Municipalität 257,149 Einwohner; für die „Nord-Suburban-Stadt“ genannte Municipalität 27,263; für die „Süd-Suburban-Stadt“ 62,632 Einwohner; für Haurah (Howrah) auf der andern Flußseite 97,784 Einwohner; in Summa 892,429. Eine richtigere Zahl, 794,645, ergab wol die Zählung von 1876. — Die Fläche wurde bestimmt zu 0,276 geogr. □ Meilen oder 20,72 □ Kilometer. Man zählt 38,864 Häuser, 291,194 Hindu, 133,131 Mohammedaner, 869 Buddhisten, 21,356 Christen, 1051 anderen Bekenntnisses. Männlichen Geschlechtes waren 299,857, weiblichen 147,744; auf jedes Haus kamen etwa 11 Personen. 1876 zählte man in Kalkutta

409,036, im Fort William 2803, im Hafen von Kalkutta 17,696, im Summa 429,535. Die Länge der Straßen betrug 32,5 geogr. Meilen oder 240 Kilometer. Das Municipal-Einkommen belief sich 1877 auf 285,692, die Ausgaben auf 289,844 Pfund Sterling; Ausgaben per Kopf 11 Schilling 4/4 Pence.

Das System der Wasserversorgung datirt von 1865; die Werke liefern täglich der Stadt mehr als 6 Millionen Gallons Wasser, welches von Paläa an der Hughli, etwa 25,5 Meilen oberhalb Kalkuttas, kommt. Drei Dampfmaschinen zu 50 Pferdestraft saugen das Wasser auf und fñhren es in 6 Bassins, 150 und 75 Met. messend; hier steht es 36 Stunden und geht dann zu den 8 Filtern, jeder 60 und 30 Met. messend. Die Werke kosten 525,432 Pf. Sterl.; 1870 wurden sie beendet; die unter den Straßen liegenden Röhren messen 160 Kilom. in der Länge; 1874 führten sie das Wasser in 8159 Häuser. Die noch nicht ganz vollendeten unterirdischen Abzugsanale haben 1874 620,000 Pf. Sterl. gekostet. Leichen dürfen nicht mehr in den Fluß geworfen werden, und die Begräbnisse und Verbrennungen, Ghats stehen unter Aufsicht. Aller Roth und Unrath wird auf einer besonderen Eisenbahn nach dem Salsay abgeführt. Eine Gas-Compagnie erleuchtet die Stadt durch 2723 Gas- und 730 Delampfen. Die Löschmannschaft hat zwei Dampf- und fünf Handspitzen und kostet jährlich 2000 Pf. Sterl. Die Polizei bestand 1873 aus 4 Derausscherrn, 155 niederen Bramten, 1292 Constables und 6 reitenden Constables; jährliche Kosten 41,227 Pf. Sterl., wovon die Regierung ein Viertel bezahlt. Einschließlich der Flusspolizei, Regierungsgarde u. s. w. steigt die Zahl auf 2313 Mann; davon Europäer etwa 50.

1873 hatte Kalkutta 3 Regierungscolleges, nämlich das 1855 gegründete Präsidentschaftscollege mit 709 Zöglingen; das 1824 gegründete Sanfricollege mit 26 Zöglingen, von denen 17 Brahmanen; das 1781 gegründete Kalkutta-Madrassa oder Mohammedcollege mit 528 Zöglingen. Die fünf aus Missionenmitteln gegründeten, von der Regierung unterstützten Colleges hatten 305 Zöglinge. Die Zahl der Schulen des Erziehungs-Departements war 260 mit 19,445 Schülfern, 157 für Knaben mit 16,155, 103 für Mädchen mit 3290 Zöglingen. 36 Schulen lehren 9445 Knaben Englisch, 121 unterrichten 6620 Knaben in der Landessprache, 99 lehren 3244 Mädchen in der Landessprache; in 4 Seminaren wurden 90 Volklehrer und 46 Lehrerinnen unterrichtet. Von allen Zöglingen waren 47, Proc. Hindu, 13, Proc. Christen, 2, Proc. Musulmanen, 36, Proc. waren ungeriff. Die Kosten beliefen sich auf 25,011 Pf. Sterl., wovon die Regierung 9160 Pf. Sterl. zahlte. Die Regierungsschule besuchten 1872—74: 94 Studenten, wovon 88 Hindu, 4 Musulmanen und 2 Eurasier waren. Kalkutta hat auch eine wichtige Medicinalschule oder Medicinalcollege mit großem Hospital.

Die wohlthätigen Institute sind: das Medicinalcollege-Hospital, das Haupt-Hospital, das nur für

Eingeborene bestimmte Mayo-Hospital, das hindische Armen-Hospital und kleinere. Das Haupt-Hospital ist fast allein für Europäer bestimmt. Die Regierung zahlt über 30,000 Pf. Sterl. 1872—73 wurden 251,039 Kranke behandelt, wovon 20,805 in den Hospitälern (64,5 Proc. Männer, 16,5 Proc. Frauen, 18,5 Proc. Kinder.) An der Cholera starben unter 1000: 484, 1873 starben 11,557 oder 25,5 pro mille. Die meisten starben im November, December und Januar, die wenigsten im Juni und Juli; unter den Christen starben 31, unter den Hindu 261, unter den Musulmanen 24.

Die mittlere Temperatur ist 26,5° C.; innerhalb der letzten 18 Jahre ist die höchste Temperatur im Schatten 41,1°, die niedrigste 11,5° C. gewesen. Das Extrem ist etwa über 11,5°, während die mittlere Temperatur des December und Mai, das kältesten und des wärmsten Monats, 20,5° und 29,5° ist. Der ungefähre Regenfall während 36 Jahren ist 1676 Millim.; der höchste ist 1871 gewesen, nämlich 2370 Millim., der niedrigste 1837, nämlich 1107 Millim. Der meiste Regen fällt zwischen Juni und October. — Kalkutta hat von perloßischen Eßsen und Wirbelstürmen zu leiden. Der stärkste vorgekommene Druck des Windes betrug 50 Pfund auf den englischen □Fuß. In den Stürmen von 1864 und 1867 ist der Windmesser fortgesetzt worden. In Kalkutta und den Vorstädten wurden am 5. Oct. 1864 beim Sturme 49 Personen getödtet und 16 verwundet; 102 Ziegelhäuser wurden zerstört und 563 schwer beschädigt; 40,698 Jogh- und Strohhütten wurden ganz fortgerissen. Die Bevölkerung unter den Schiffen im Hafen übertraf seit früherer: von 195 Schiffen blieben 23 unvertezt, und 31, von etwa 27,653 Tons, wurden völlig zu Bracke.

Der Wasser, 16 Kilom. längs der Hughli, mit einer Breite von etwa 230 Meter und mit 169 Ankerstellen, steht unter einer Körperkraft von 9 Europäern, die den Titel führen „Commissäre für Hafenerbesserungen“. Diese besteht seit 1870; sie hat auch die Aufsicht über die seit 1874 benedete schwimmende oder Schiffbrücke, welche nach dem bei Haurah liegenden Ende der Eisenbahn führt; zu bestimmten Stunden wird sie den Schiffen geöffnet. 1875 wurden in 41 Wochen 7598 Pf. Sterl. eingenommen; die Kosten der Brücke betragen 220,000 Pf. Sterl. — 1873 auf 1874 war die gesammte Einnahme der Hafencommissäre 114,709 Pf. Sterl., die Ausgabe 78,260 Pf. Sterl. An Kapital waren die dahin aufgewendet 580,339 Pf. Sterl., einschließlich einer Schuld von 400,123 Pf. Sterl. Im J. 1872 wurde die gesammte Schiffahrt auf 10,000 Tons geschätzt, 1759 segelten 30 Schiffe von Kalkutta mit etwa 3864 Tons Lasten. Während der 11 Monate bis April 1872 belief sich Aufbruch nebst Einfuhr auf 9 1/2 Millionen Pf. Sterl., bevort durch 600 Schiffe von 150,000 Tons. 1861—62 war die Zahl der ein- und ausgegangenen Schiffe 1793, mit einer ungefähren Tonnage von 1,337,632 Tons; 1873—74 waren es 1927 Schiffe von 2,437,447 Tons.

Der Werth der Ein- und Ausfuhr war folgender:

Ein- und Ausfuhr	30lle
1820—21: 10,454,910 Pf. Sterl.	151,817 Pf. Sterl.
1830—31: 8,756,382 " "	121,321 " "
1840—41: 15,202,697 " "	495,515 " "
1850—51: 18,754,025 " "	1,038,365 " "
1860—61: 31,794,671 " "	2,270,654 " "
1870—71: 49,316,738 " "	3,548,926 " "
1874—75: 54,288,555 " "	" "

Baumwollwaaren wurden 1824 ein wichtiger Einfuhrartikel; Reinfahrt wurde zuerst 1835 ausgeführt; die Ausfuhr von Zute in großem Maßstabe datirt von 1860, die des Thees von 1864. 1870—71 waren die Hauptartikel der Einfuhr und Ausfuhr und ihre Werthe folgende:

Artikel	Einfuhr:	Worth
Kleidung	186,767	Pf. Sterl.
Bier	140,859	" "
Kohlen	109,185	" "
Baumwollwaaren	11,622,712	" "
Maschinen	194,198	" "
Metalle	1,311,547	" "
Eisenbahnmaterial	710,357	" "
Salz	652,632	" "
Gewürze	150,150	" "
Spirituosen	162,635	" "
Wein	214,191	" "
Golz	156,903	" "
Wollenwaaren	347,116	" "
Weid	2,255,244	" "
Regierungsabgaben	981,557	" "
	19,198,053	Pf. Sterl.

Artikel	Ausfuhr:	Worth
Baumwollwaaren	811,825	Pf. Sterl.
rohe Baumwolle	2,020,159	" "
Färbematerial	153,113	" "
Korn und Gemüse	2,630,451	" "
Häute und Felle	1,743,655	" "
Indigo	2,285,202	" "
Zute	2,585,390	" "
Zute-Manufacte	664,898	" "
Rad	194,576	" "
Metalle	215,920	" "
Opium	5,490,395	" "
Salpeter	440,133	" "
Seaat	2,921,117	" "
Seide	1,508,801	" "
Sidenwaaren	244,076	" "
Gewürze	215,018	" "
Zucker	674,149	" "
Thee	1,117,712	" "
Tabak	152,716	" "
Wollenwaaren	136,052	" "
Edelmetalle	1,021,638	" "
Regierungsabgab	228,534	" "
	27,455,530	Pf. Sterl.

Der Landhandel wird theils mittelst der Eisenbahn, theils durch Wasserverkehr vermittelt. Drei Eisenbahnen enden in nächster Nähe der Stadt. Die Ostindische Eisenbahn, deren Ende der Stadt gegenüber bei Gaurah ist, bringt die Producte aus den nordwestlichen Provinzen und aus Behar und verbindet Kalkutta mit der Haupt-eisenbahn der Halbinsel. Die Ost-Bengal-Eisenbahn und die Südbahn enden bei Siabab, einer südlichen Vorstadt; die erstere ist eine wichtige Linie durch das Delta nach der Vereinigung des Ganges und Brahmaputra bei Goalanda, die jetzt nach Norden bis Dardschiling fortgesetzt ist. Die Südbahn ist kurz und soll die Hauptstadt mit Port-Ganning, in den Sundarbans, verbinden. Die drei Hauptmaerkerlinien sind 1) der Kalkutta-kanal, eine Kette von Kanälen und Flüssen rundum und durch die Sundarbans, zu allen Jahreszeiten offen, die Haupt-Verbindungslinie mit dem Ganges und Brahmaputra; 2) die Radhikastäße, aus denen die Jugli wird, in den trockenen Jahreszeiten schwierig zu befahren; 3) die Bidnapur- und Hishchikastäße, welche südlich nach Drissa führen. Der wichtige Handel, welcher somit seinen Weg aus dem Innern nach Kalkutta findet, wurde außer Opium und Eisenbahnmateriale, 1876—77 auf 26,671,090 Pf. Sterl. geschätzt. Für 10 Millionen Pf. Sterl. wurde durch Boote aus dem Lande, 2½ Millionen durch Flußdampfer, 10 Millionen durch die Ostindische Bahn, 3 Millionen durch die Ost-Bengal-Bahn und 1 Million Pf. Sterl. zu Lande herangebracht. Ramentisch kamen aus dem Innern nach Kalkutta Reis für 3,570,000, Thee für 2,900,000, Zute für 2,490,000, Indigo für 2,390,000, Leinsaat für 1,980,000, Senfsamen für 1,020,000, Weizen für 1,290,000 und Seide für 1,130,000 Pf. Sterl. Die Ausfuhr aus Kalkutta ins Innere wurde 1876—77 zu 19,535,510 Pf. Sterl. geschätzt; und zwar gingen Güter für 4½ Millionen Pf. Sterl. durch Boote, für 800,000 durch Flußdampfer, für 11½ Millionen auf der Ostindischen Bahn, für 2½ Millionen auf der Ost-Bengalbahn, für 380,000 zu Lande. Die wichtigste Ausfuhr aus Kalkutta in das Innere war 1876—77: europäische Baumwollwaaren für 10½ Millionen Pf. Sterl., Salz für 3,430,000, europäischer Baumwollwoll für 1,124,000 Pf. Sterl. (Gunter.)

(G. A. von Köden.)

KALLIERGES (Zacharias). Der Name dieses gelehrten Buchdruckers erscheint vielfach verdorben. Abgesehen von ungläublichen Formen, wie Kallioergos, Kallierges, Kallergos, findet man am häufigsten Kalliergos oder in Deutschland auch Calliergos. Er selbst nennt sich *Kαλλιέργης* 1); weil in seinen Drucken *ὡς Ζαχαρίου Καλλιέργου* steht, hat man diesen Genetiv falsch zu Kalliergos hergeleitet. Die Griechen sagten natürlich Kalliergis, daraus entstand bei den Italienern Calliergi und diese Namensform haben auch die Franzosen angenommen. Er stammte aus einer angesehenen Familie und war auf Kreta in der an der Nordküste gelegenen Stadt Rethymna

1) *Ritischl. Thom. Mag. praef. p. XVIII.*

(Retimo) geboren, woher auch Markos Musuros stammte. Da die Insel Candia damals den Venetianern gehörte, so ist er nicht etwa ottomanischer Herrschaft entflohen, sondern freiwillig in die Hauptstadt Venedig übergesiedelt. Die Zeit wissen wir nicht. Er legte eine Druckerrei an und weitverbreitete in seinen Werken mit Aldus, fand auch wie dieser an Garpi, so an seinem Landsmann Nisolaos Blasios die freigebigste Unterstützung. 1499. im Juli erschien das *Etymologicum magnum*, dieses typographische Meisterwerk, das in seiner Ausstattung mit rothem Titel und ähnlichen kunstvollen Initialen (die sogar in einigen Exemplaren vergolbt sind) die saubersten Handschriften byzantinischer Kalligraphen treu darzustellen bemüht ist. In wie weit die *παλαιός της λαμπροτάτης της και σωφρονιστάτης κυρίας Αννης θυγατρως του πανορθότου και ενδοξοτάτου κυρίου Λουκά Νοταρά ποτε μεγάλου δοκως της Κωνσταντινουπόλεως* dabei eingewirkt hat, läßt sich nicht ermitteln; wir wissen nur, daß nach dem tragischen Ende des Notaras und seiner Söhne 1453 die Mutter mit ihrer Tochter aus Constantinopel entkommen sind und in Venedig sich niedergelassen haben.²⁾ Musuros hat in den auf dem Titel stehenden Versen die Kunst seines Landmannes in der Herstellung der Typen gepriesen, das Opfer des Kreters, der die Kosten hergegeben hat, und schließlich die Griechen überhaupt, denen man die ersten griechischen Typen verdankt.³⁾ In der Vorrede sagt er, daß man seit sechs Jahren, also seit 1493, sich mit der Herstellung abgeben habe. Wenn er schließlic auch den lobt, der das schwierige Werk der *διόρθωσις* auf sich genommen, so darf dabei man schwerlich an Musuros selbst denken, zumal dieser von sich nicht in der dritten Person geredet haben würde. Kallierges war gewiß so solcher Composition befähigt.⁴⁾ In gleicher Ausstattung erschien noch in demselben Jahre Simplicios zu den Kategorien des Aristoteles. Auf Kosten des Blasios erschienen 1500 die *Θεωρητικὴ μέθοδος* des Galen, das vierzehnte Buch dieses Schriftstellers, zu dem Musuros die Handschriften für Kallierges besorgt hatte, und die erste Ausgabe des Commentars, welchen Ammonios Hermias zu den *κέρως γωνιά* des Porphyrios geschrieben. Seitdem ruht die Thätigkeit des Kallierges einige Jahre; vermuthlich war Blasios gestorben und damit die Quelle versiegt. Sicherlich erscheint auf den beiden Druden aus dem Jahre 1509 ein Jac. Pontio aus Lerco, der die Kosten hergegeben hatte zu einem Unternehmen ganz anderer Art, das einträglich werden konnte. Es sollte an der Stelle der Philosophen und Dichter, für die Aldus gesorgt, eine Reihe von Andachtsbüchern werden, für die auch ein Privilegium erlangt war. Das Gebetbuch (*ὡρολόγιον*) in Klein-Quart zeigt rothen und schwarzen Druck. Des *ἡγαστου παρανευτικα κεφάλαια προς βασιλέα Ιουστι-*

νανών sind sehr selten und die Angaben der Bibliotheken lauten widersprechend.⁵⁾ Die politischen Verhältnisse nöthigten zum Abbruch dieses Unternehmens und der typographischen Thätigkeit überhaupt. Als Leo X. die griechische Anstalt unter Lafaris' Leitung in Rom gründete, wurde Kallierges veranlaßt, seine Druckerrei nach Rom zu verlegen. Am 13. August 1515 erschienen dort die Scholien zu *Πινδαρ πόνως και δεξιότητι Ζ. Καλλιέργη*, wie es in der Schlußschrift heißt oder per Zach. Calergis (sic) Cretensem permissu S. D. M. Leonis X. Pont. Max. auf dem Titel. Die Kosten hatte Aug. Chigi gegeben, in dessen Hause die Druckerrei errichtet scheint, und Gerardo Benigno von Viterbo dazu gerathen, denn so werden wir die Worte *κατά τοῖς οὐλοῦς τοῦ μεγαλοπρεπούς Αἰγ. τοῦ Κισίου ἐπιπρωθίου — ἀναλώμασι τοῖς αὐτοῦ, δια παρανεύσεως λογίου ἀνδρός Κορν. Βενιγῶν τοῦ Οὐκρεσβίτου* zu verstehen haben. In dasselbe Jahr wird auch die Sammlung der Prophetenbucmata von Arrianus gesetzt, aber weder das Jahr ist sicher, noch läßt sich Kallierges bestimmt als Drucker bezeichnen; genannt hat er sich nicht, was er doch sonst thut, auch die Typen sind verschieden und deshalb hat man das Buch aus der Druckerrei hervorgehen lassen, welche der Papst auf Monte Cavallo errichtet hatte.⁶⁾ Unzweifelhaft ist die Ausgabe des Theotrit vom 15. Januar 1516, zu der Cornelio Benigno die Kosten gegeben hat.⁷⁾ Es findet sich nicht gedruckte Gedichte und 19 Epigramme hinzugekommen, auch die Zusammenstellung der Scholien ist Kallierges' Verdienst. Im März 1517 erschien die editio princeps des Thomas Magister mit einem päpstlichen Privilegium gegen Nachdruck auf 10 Jahre. Die Widmung an Michael Silva, den Gesandten des Königs von Portugal, ergibt, daß dieser Gönner Anreze und Mittel zu dem Werke gegeben hatte, das Kallierges nach den Handschriften abgedruckt, nicht etwa selbst willkürlich in alphabetischer Ordnung gebracht hat. Lactanz Telomus von Siena hat es in zwei Gedichten geehrt. Wenige Monate später erschien der Altitic Theophrastos, der eher mit Thomas zusammengehört ist. Diesen Grammatiker hat er nach dem Alphabet geordnet. 1523 hat er das Lexikon gedruckt, welches Quirino aus Favore bei Camerino (Favorinus Camers), der schon seit mehreren Jahren Bischof von Rovera war, zusammengestellt hatte und welches die Neugriechen besonders geschätzt haben. Ein Druck der *Troicemata* des Theophrastos, angeblich von 1522, ist sehr zweifelhaft; er ist wol aus früherer Zeit und stammt aus Florenz. — Eine kurze griechische Grammatik ist handschriftlich auf italienischen Bibliotheken, zum Beispiel in Turin, ebenso anderes über Buchstaben, über Accente, über Quantität der Casus-Endungen in einem cod. Octobon. 173. Vgl. Bekker, Anecd. gr.

2) G. Sotbas, *Νεοελληνική Φιλολογία* 1868. 3) Demetrios von Herat hat sie gedruckt für den Druck des Eusebios in Mailand 1476 und für den florentinischen Homer 1488. 4) Menge, *De Musuri vita, studiis, ingenio narratio*, Jenae 1868, p. 15 — 18; Fabricii Bibl. gr. ed. Harles T. VI, p. 595.

5) Bei einigen steht graeco et latine, was kaum glaublich erscheint; auch bei Octoformat ist darauf zu führen, daß Kallierges immer, auch bei Italia, einige Tagen verbrachte. 6) So Marsili und Ghardon de la Roche in *Magna. encyclop.* 1810, p. 426. 7) Fabric. Bibl. gr. ed. Harl. III, p. 750, 3. A. Jacobs in der praef. seiner Ausgabe (Galle 1824) p. XXXII.

p. 1081. — Nachrichten von Kalligraphen über 1523 hinaus besitzen wir nicht; weder Geburts- noch Todesjahr dieses Truders ist uns bekannt. Graevius, Epist. XXIII, 5, nennt ihn juvenis eximie doctus; seine Bekanntheit muß auf den Aufenthalt in Venedig und das freundschaftliche Verhältnis mit Aldus bezogen werden, welcher auch die Drucke des Kalligraphen buchhändlerisch vertrieb (Krauhlin's Briefwechsel von Götting, S. 77). Der Name der Familie kommt in der Geschichte bis auf unsere Tage noch vor.

Die Nachrichten bei Humphrey Hoby, De Graecis illustribus, p. 317, sind sehr kurz. Als Kalliste zu seiner Ausgabe des Theophrast auch die römische verglichen hatte, sagte er in der Vorrede: Quod si essem copius et usu vetustorum librorum et peritia rerum in literis saeculis XV et XVI gestarum instructor otioque praeterea si abundare, erat hic commodus locus de typographia a Z. Calligro (also selbst Kalliste irrt mit der Waise) Romae adornata et de libris ab eo profectis, item de Cornelio Benigno Viterbiense qui sumptus huic editioni erogasse dicitur — disputandi. Dies ist jüngst gesehen von Ambr. Birmin. Diodot in dem Werke Alde Manuce et l'Hellénisme à Venise (Paris 1875) p. 444—578, wo auch bisher nicht veröffentlichte Briefe sich finden. Was die *Νεολογιστικὴ Κολοκυσία* II, p. 270 und vorher in den bibliographischen Angaben enthält, gibt nichts Neues. (F. A. Eckstein.)

KALLIGRAPHIE. Die Kalligraphie lehrt, wie und nach welchen Regeln die einzelnen Schriftzeichen schön geformt und miteinander in Verbindung gebracht werden, um als ein schönes Ganze zu erscheinen. Vom technischen Standpunkte betrachtet ist sie angewandtes Linezeichnen. Die Schrift muß dem besten Geschmache des Zeitalters angemessen sein, weshalb alle zopfigen Zierathen und Schnörkelen vermieden werden müssen. Die Kalligraphie besitzt einen unbestreitbaren Werth für die Gesellschaft: man verlangt mit Recht, daß eine Schrift schnell hergestellt werden könne und daß das so Dargestellte gleichzeitig das Gepräge des Schönen an sich trage. Um dies zu erreichen, ist es nöthig, die Schriftzeichen einfach, deutlich, handgerecht und verbindungs-fähig zu gestalten. Schön ist eine Schrift schon zu nennen, wenn sie durch charakteristische, harmonisch miteinander verbundene Buchstabenformen, sowie durch freie, natürliche Abwechselung der feinen, mittelstarken und starken Striche auf den Betrachter einen angenehmen Eindruck hervorbringt. Zu den allgemeinen Kennzeichen einer schönen Schrift gehört in erster Reihe eine gewisse Regelmäßigkeit in der Lage, Höhe, Tiefe und Entfernung der Striche, sowie gleiche Entfernung eines Wortes vom andern (regelmäßig soll der Raum der Striche und Buchstaben so viel betragen, daß ein „n“ das meiste einnehmen könne). Auch muß jedes Wort für sich ein Ganzes bilden, damit das Auge nicht, wie es bei der weit auseinandergezogenen, sogenannten amerikanischen Schrift der Fall ist, die Buchstaben zu einem Verbilde zusammenzufügen müsse. Endlich ist Einheit des Schriftcharacters erforderlich. Die Kalligraphie stand schon

im Alterthume in hoher Blüte, so zeigen z. B. die in Herculanium aufgefundenen Wandinschriften und Papyrusrollen, daß man damals streng regelmäßige Buchstabenformen vermittelt breiter Pencil oder abgeflachter Schreibrohre zu schreiben verstand. Wenn auch die musterartigen Alphabete der Alten nach den damaligen Begriffen von Flüssigschreiben praktisch durchführbar waren, so wurden dieselben doch mit der Zeit für den allgemeinen Gebrauch zu unhandlich und man war geneigtlich davon abzuweichen, zumal nach der Erfindung der Buchdruckerkunst sich nothwendig ein Unterschied von Druck- und Schreibschrift einstellte. Es kann hier bei dem Begriffe „Schön schreiben“ nur von den Schreibschriften und zunächst nur von den occidentalen (im engeren Sinne: westeuropäischen) die Rede sein. Die occidentalen Schriftcharaktere stammen sämmtlich aus dem lateinischen Alphabete und weichen in den verschiedenen Zeitaltern mehr oder weniger von dem Original ab. Das abgeflachte Schreibwerkzeug der Alten wurde viel später der Gänsefiedel und heutzutage die abgestumpfte Feder (Klotz-, Fraktur- und Rundschiffsfeder) so verwendet, daß bei gleichmäßiger Fortbewegung derselben mit der scharfen Seite die feinen, mit der breiten Seite die starken Striche geformt wurden, und so wechselten starke und feine Striche nach der gleichmäßigen Verwendung des Schreibwerkzeuges regelrecht ab. Im Süden, besonders in den warmen Gegenden Italiens, schrieb man, der Bequemlichkeit halber, mit der zur Schreiblinie parallel laufenden Richtung des Federhalters und es erschienen hierdurch die Vindestriche stark und die Hauptstriche (Grundstriche) fein. An andern Orten stellte man, wie es an den meisten Handschriften vor Erfindung der Buchdruckerkunst ersichtlich ist und noch heute geschieht, die flache Seite der Feder mit der Schreiblinie parallel, wodurch wieder die Vindestriche fein und die Hauptstriche stark erschienen. Bevor man das flache Schreibwerkzeug kannte, gab es keine Abwechselung der feinen und starken Striche bei den Buchstabenformen. Als das Bedürfnis viel und rasch zu schreiben immer lebhafter herantrat, erwahte das Bestreben, die Wortbilder möglichst zusammenhängend zu gestalten, und man verfiel auf verschiedene Abfäzungen, auch fing man an sich der „Kleinbuchstaben“ zu bedienen. Einige Kleinbuchstaben finden wir schon auf den herculanischen Papyri und im 5. Jahrhundert bereits deren wöls in Anwendung. In den Urkunden aus dem 9. und 10. Jahrhundert erscheinen die Schriftformen schon ziemlich klar und bestimmt. Ausgangs des 12. Jahrhunderts und später, besonders unter der Regierung Friedrich's II., brach sich durch den von Frankreich ausgehenden gotischen Baustil eine diesem angepaßte Schriftform Bahn, welche von der Klarheit und Deutlichkeit der älteren lateinischen Schrift bedeutend abwich und bei der oft errathen werden mußte, was die Buchstaben eigentlich vorstellen sollten. Ungeachtet solcher Mängel wurde diese gotische Schrift in Prachtbüchern und in Bibeln im 14. und 15. Jahrh. in Deutschland ziemlich allgemein verbreitet. Italien und Spanien hielten sich jedoch an die ältere, einfachere lateinische Schrift und bedienten sich nur bei besonderen

Vergegenheiten einer Schriftart, der wir die sogenannte „Schwabacher“ entnahmen. Man bemühte sich damals, in unrichtiger Auffassung des Schriftzweckes, die ornamentalen Verzierungen der Gotik überall zu verwenden, und so entstanden Worterbilder, welche zu entziffern es oft großer Anstrengung bedurfte. In Deutschland, den Niederlanden, England und Frankreich verwendete man bis auf einige kleine Unterschiede dieselbe Schrift. Albrecht Dürer setzte für die kleinen Frakturbuchstaben und dann für andere Schriften Proportionen fest, welche theils durch seine Schüler, theils durch andere verdiente Männer weiterer Ausbildung erlangten. Die neuesten Lehrer der Kalligraphie beilegen sich der vollkommen regelmäßigen Darstellung der Schriftzüge, wie solche durch die natürliche Bewegung des Armes und der Finger leicht und ungenöthig hergestellt werden können. Im Ductus der modernen deutschen Schrift lassen sich, ähnlich wie in der englischen und französischen, drei Arten unterscheiden: 1) die leichte, in den Grundstrichen abweichend mit starken, mittelfarken und feinen Strichen ausgeführte Geschäftsschrift (bei den Engländern current hand, bei den Franzosen écriture expéditive); 2) die frägstreie, stets in gleichmäßig starken Grundstrichen dargestellte, mit etwas kürzeren Ober- und Unterlängen versehene Documentenschrift (bei den Engländern round text, bei den Franzosen coulee); 3) die gleichmäßig starke, mit sehr kurzen Ober- und Unterlängen versehene Kopschrift (bei den Engländern large text, bei den Franzosen ronde). Die Documentenschrift wie die Kopschrift werden etwas steiler als die Geschäftsschrift gehalten, auch werden oft betse senkrecht stehend ausgeführt; es betragen die Ober- und Unterlängen bei der Geschäftsschrift die dreimalige, bei der Documentenschrift die zweimalige und bei der Kopschrift die einmalige Höhe der „m“ Striche. Ferner soll die Geschäftsschrift unter einem Winkel von 45°, die Documentenschrift unter 55°, die Kopschrift unter 60° geneigt erscheinen. Seit dem Gebrauche der spitzen Stahlfedern mußten viele Schriftformen verändert werden, deshalb erscheinen viele von den noch vor kurzem gebräuchlichen Schreibweisen als veraltet und den Ansprüchen der Jetztzeit nicht mehr genügend. Gegenüber den Bestrebungen der jetzigen Schreiblehrer und Kalligraphen Maas und Sünedden, wieder die breite Federspitze und dabei die mehr gerundeten, den lateinischen Schriftformen ähnlichen Buchstaben einzuführen, werden die Werke folgender Männer für Fachleute Interesse haben: Johannes Newbörfer, Nürnberg 1538, Wolfgang Fugger, Nürnberg 1553, Gp. Symmer, Zürich 1562, Simon Köstler, Nürnberg 1570, Antonius Newbörfer, Nürnberg 1601, Paulus Fürsten, Nürnberg 1655, Gebhard Overheiden, Braunschweig 1661, Bauernfeind, Nürnberg 1716, Ch. Rosger, Dresden 1793, J. O. H. Müller, Nürnberg 1797, D. Kübers, Duedlinburg und Leipzig 1827, Albrecht Platt, Magdeburg 1827, J. M. H. Hundtloff, Berlin 1828, Joh. Hollenberg, Ebersfeld 1829, Mädler, Berlin 1829. Vielesach in Gebrauch waren die Vorschriften von Beck, Bergmann, Brüdner, Diehl, Dufft, Hegewald, Hennig, Könen, Kübler, Küfel, Mettenleiter, Nädlein,

Nojsek, Schütt, Silber, Stubber, Walbhefer, Zschüle, Zumppe und viele andre. Gewissermaßen als Brücke zu den neuesten dienen: Heinricg, Bayer und Raesner. Greiner's und Klap's deutsche Schriftformen sind als vorzüglich anerkannt. Zu erwähnen bleibt noch Maas' sog. deutsche Rationalhandschrift. Die sogenannte höhere Kalligraphie gehört in das Fach der Ornamentzeichnenkunst. Als Vertreter dieses Faches sind zu nennen in Deutschland Greiner, Döppler, Dondborf, Maas, in England Shaw, in Frankreich Racinet und andere. (M. Maas.)

KALLIKRATES (I.), Kleinkünstler aus Eubödamen (*Athenaios* XI, c. 4, p. 782, ed. Schweighäuser IV, p. 215; *Aelian*, Var. hist. I, 17; *Galen*, *xporos* λόγος z. revz. 9; *Choroobosc.* ap. Schol. Dion. Thrac. in *Beller's* Anecdota gr. II, p. 631, 30), in Effenbein (*Plin.* Nat. hist. VII, 85) und Metall (*Athen.* und *Choroob.*) thätig, während die Angaben (bei *Plin.* I, c. XXXVI, 43 und *Apuleius*, De orthographia 57 ed. Osann), er habe solche Kleinigkeiten auch in Warmor gearbeitet, sind irrthümlich sind (s. Bösch zum Corp. Inscr. I, p. 782 extr. und Brunn, Geschichte der griechischen Künstler, II, S. 407). Von einigen wird er wegen seiner Kunstfertigkeit gepriesen (Athenäus zählt ihn unter den *εὐβοῶν σοφιστῶν* auf, Apuleius nennt ihn sculptor admirandus; Aelian: *Τὰ θαυμαστά*), von anderen wegen seiner Kunstspielereien getadelt (*Ael. Galen.*, *Theodorus* framm. p. 54 ed. Goetting, der *Ἀθηναίων* zur *εὐβοῶν* zähl.).

Kallikrates wird fast immer mit Myrmetides aus Athen (oder Milet), als einem gleichartigen Künstler, verbunden angeführt (*Apul.*, *Galen.*), auch, wenn ein oder das andere seiner Werke erwähnt wird, stellt sich der Name des Rivalen ein, ohne diesen wird er lediglich als Verfertiger von Armeisen und anderen kleinen Thieren aus Effenbein (*Plin.* II, cc. und *Solin.* Collect. ed. Mommsen p. 27, 18, cf. Salmastius p. 33 C. sq. ed. Trai. ad Rheu. 1689) bezeichnet, doch schenkt (nach *Cicero*, Acad. Prior. II, 38, 110) auch solche als von der Hand des Myrmetides herrührend bekannt gewesen zu sein. — Unter den von beiden gefertigten Thüden war das berühmteste ein winziges ebernes Werkzeug, welches nach Plutarch von einer Fliege, nach Aelian und Chorooboscus von den Flügeln einer dasselbe ziehenden Fliege bedekt war, während Theodosios noch den Kenker des Wagens als mitdargestellt betont. Aber auch Myrmetides allein soll nach Plinius ein solches Kunststück gemacht haben, doch (VII, 85) aus Effenbein oder (XXXVI, 43) aus Warmor.

Ein ähnliches Werk aus Bronze, angeblich von der Hand des älteren Theodoros und von dessen Standbild zu Samos herrührend, erwähnt Plinius (XXXIV, 83) als in Präneste befindlich (daagegen Poesche, *Observat. archaeologicae* I). Manche (z. B. Dehmann, *Plinianische Studien*, S. 135 ff.) haben es einem jüngeren Theodoros, Bösch (I. c. p. 782), mit trefflicher Berichtigung des Raisonnementes des Plinius, unfern beiden Kleinkünstlern oder einem derselben zugewiesen.

Endlich sollen beide Homerische Verse (Plutarch)

oder ein elegisches Distichon (Nellian) auf ein Esemform gesetzt haben. Die Meinung von Auslegern des Nellian (ed. Argentorat. 1713, p. 26): non inscripsisse istas litteras stylo vel simili modo sed succisa reliqua materia ita sculptasse ut exarent, wird durch die Bemerkung Nellian's hinfällig, sie hätten es „mit gelinden Buchstaben aufgeschrieben“. (Athenische Epitelerien aus Alterthum und neuerer Zeit hat G. Pasch, De novis inventis, ed. II. Lipsiae 1700, p. 710. 711 gesammelt).

Nur dieser seltenen Zusammenennung des Kallikrates und Kallimedes kann nur entweber geschlossen werden, daß beide immer dieselben Gegenstände gearbeitet (Dann zu Apul. Orth. p. 78), obwohl es wunderbar wäre, wenn ein Künstler in Pafedonum und einer in Athen stets auf gleiche Epitelerien verfallen wären, man müste denn an eine bewußte weitstretende Nachahmung denken; oder man kann annehmen, daß wirklich beide zusammen an diesen Dingen gearbeitet hätten, wenigstens ein gemeinsames Arbeien gerade bei diesen Kleinigkeiten auffallen müßte (Goettling ad Theodos. p. 221: nempe ne quid unquam deesset ridendi materia Athenae et Sparta nobilissimae antiquitatis urbes quasi insignia sua conserere debebant, ut tam magnificum tamque multo labore dignum consecreretur artificium). Da beide Annahmen ihre Bedenken haben, der Name Kallimedes wirklich den Charakter eines Beinamens trägt, Kallikrates in der That Ameisen fertigte, so liegt die Vermuthung nahe, daß ein selbständiger Kallimedes gar nicht existirt habe, vielmehr dem Kallikrates der Name „Ameisler“, „Ameisenkünstler“, als Scherzname gegeben worden sei, den dann Späterer für den wirtlichen Namen eines anderen Künstlers biete. Die vielfachen Widersprüche und Unangauigkeiten der alten Schriftsteller über beide Künstler erläutern sich durch Brunn's (l. c. S. 407) Bemerkung: die Alten selbst hätten die ganze Sache einer ersten Kammersamkeit nicht würdig erachtet und sie daher stets in einer Weise berührt, wie man von ähnlichen Curiositäten wol im gewöhnlichen Leben zu sprechen pflegt.

Ueber die Zeit des Kallikrates haben wir keinerlei Angaben, doch wird allgemein angenommen, daß er in der nachalexandrinischen Zeit, in der man an solchen Epitelerien besonders Vergnügen fand, gelebt habe.

Die auf ihn bezüglichen Stellen der Alten hatte Junius gesammelt (Catalogus p. 44); jetzt finden sie sich vollständiger bei Dörerb, Die antiken Schriftquellen zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen. No. 293. 2168. 2192—97. — Kallikrates (II). Beim Bau des Parthenon nennt Plutarch, Perikles 13, zusammen mit dem berühmten Iktinos auch einen Kallikrates. Da aber sonst (Pausan. VII, 41. Strabo IX. 605 A. 606 C.) Iktinos als alleiniger Architekt jenes Tempels genannt wird, ein Kallikrates als Baumeister völlig unbekant ist, derselbe aber von Plutarch als ἑργασάσθω beim Bau der langen Mauern erwähnt wird, glaubt Brunn (Geschichte der griechischen Künstler, II, S. 365) ihm auch beim Bau des Parthenon nur die Stelle eines „Baunternehmers“ zuweisen zu dürfen. —

Kallikrates (III). Einen Kallikrates nennt Theophrastus Simitaria ep. 6 als Maler eines Porträts; Brunn (Geschichte der griechischen Künstler, II, S. 310) ist geneigt, diese Angabe als „für poetische Zude fingirt“ zu halten. (R. Gaeckhens.)

KALLIMACHOS, griechischer Künstler, Bildner in Marmor und Erz, Torcut, auch in der Malerei und Architektur thätig. Die Stellen der Alten bei Dörerb, Die antiken Schriftquellen, No. 531, 532, 893—896, 1950. Eingehende Besprechungen von Eiligg, Catalogus artium p. 123—128; Welcker im Kunstblatt 1827, No. 82, S. 325 fg.; Wölffels Nachlass I, S. 121—129 und K. D. Müller dazu S. 152—158; Raoul Roderic im Journal des Savans 1851, p. 152—155; Brunn, Geschichte der Griechischen Künstler I, S. 251—255, und Damm im Philologus, zweiter Supplementband S. 351—375.

Erwähnt werden drei Werke des Kallimachos: 1) sitgende marmorne Hera, die bräutliche (πρὸς γαμήλιον) genannt, im Heratemple zu Platai (Paus. IX, 2. 7); 2) tanzende Spartanerinnen (santalans Laecanae, Plin. n. h. XXXIV, 92), die Rangabg (Revue archéolog. II, p. 425) irthümlich (Brunn, S. 255) in den Karyatiden des Erechthion wiederfinden zu können glaubte, während Meyer (Geschichte der bildenden Künste I, S. 26) ein Vorgehendes Relief (ibid. Taf. X), Burrian (in dieser Encyclop. Sect. I, LXXXII, S. 442) ein Iktinos Relief (Zoega, Bassir. tv. XX) oder mit noch mehr Wahrscheinlichkeit ein Relief des Koure (Clarac, Mus. de sculpt. II, pl. 168, n. 78, Müller-Wieseler, D. b. a. K. II, Taf. XVII, No. 188, S. 264 der zweiten Auflage) für eine Nachahmung der Arbeit des Kallimachos halten; 3) Canthelaber im Erechthion zu Athen. Ueber der goldenen Lampe, die Tag und Nacht brannte und nur einmal im Jahre einer Speisung bedurfte, erhob sich die unter die Decke ein eherner Palmbaum, der vermittelt einer Röhre den Delaunm ableitete (Paus. I, 26. 6; Strabo IX, 369). Endlich wird Kallimachos 4) als Maler obenhin erwähnt von Plin. l. c. und von Gregor von Nazianz (in Tollii Itin. Ital. p. 66, v. 742 sq.).

Zwei Erfindungen werden dem Kallimachos zugeschrieben: a) die Anwendung des Bohrers (Paus. I, 26. 6: ὄρε καὶ ἄλδους ἄπὸτος ἐκρύπτω). Doch kann hier wol nicht von einer Erfindung, sondern nur von häufigerer Anwendung und technischer Vervollkommnung, etwa durch Einführung von „Schnur und Rab“ (Thiersch, Epochen, Ann. 128, S. 60 fg.) die Rede sein. Diese Kunstfertigkeit mußte ihm besonders zu statten kommen bei b) der corinthischen Säule. Vitruv (IV, 1. 10) berichtet die artige Geschichte, wie die Atten eines jung verstorbenen Mädchens auf die Spitze des Grabmals ihres Pflegsling einen mit allerlei Ranken gefüllten Korb gesetzt und denselben durch einen daraufgelegten Ziegenstein schützen bedekt, wie dann eine zufällig darunter liegende Kamhubspitze das Ganze umranft und dem Kallimachos Veranlassung gegeben habe zur Herstellung von Säulen corinthischen Stils. Damm (Die Entstehung des corinthischen Kapitäl's l. c., bef. S. 364) weiß nach,

wie in diese Anekdote nur die Thatsache gesehelt ist, daß Kallimachos eine in Korinth gebräuchliche Denkmalarart, „Orabstelen mit Kapitellen aus gebrannter Erde“, in Stein ausführt, sie zu architektonischen Zwecken als Säule benutzte, und deren Verhältniſſe wissenschaftlich (siehe *oogta* rühmt Pau.) feststellte.

Ueber seine Herkunft geben die Alten keine sichere Kunde, doch legt der Umstand, daß (nach Vitruv) die Athener ihn einen Beinamen gegeben haben sollen, die Vermuthung nahe, Athien sei sein Geburts- oder doch händiger Aufenthaltort gewesen, zumal er für das Erziehungswesen jenen Ephoros arbeitete. Durch diese letztere Nachricht läßt sich auch die Zeit, in der Kallimachos lebte, annähernd feststellen (vgl. Bindelmann's Werke I, S. 332), da der Bau jenes Heiligthums um Olymp. 93 vollendet wurde, mit welcher Zeit auch seine Thätigkeit für den korinthischen Baustil bestens zusammenfällt.

Was den Kunstcharakter des Kallimachos anlangt, so stand er nach Pausanias in der eigentlichen höheren Kunst den vorzüglichsten Bildnern nach (*ἀριόδοτοι τῶν ποικῶν ἐς ἀνθρώπινον τὴν τέχνην*), übertraf sie aber an *oogta* (Brunn: „Kunstfertigkeit“; Diann, S. 366: „Kunst-einsicht — Ueberlegung und Reflexion“; Börsel, S. 124: „Gründsamkeit und Geschicklichkeit in der technischen Behandlung“), was mit seiner erfinderischen Thätigkeit durchaus übereinstimmt. Die Darstellung des Erhabenen und Göttlichen war nicht sein Element, wie Dionys. Hal. (De Isocr. 3, p. 641 sq. Reiske) bemerkt, der seine und des Kalamis Kunst der Redekunst des Elyias vergleicht und ihn seiner Zierrlichkeit und Grazie wegen (*τῆς λεπτότητος ἔνεκα καὶ τῆς χάριτος*) lobt, wie auch Vitruv seine *elegantia et subtilitas* in der Marmorarbeit hervorhebt. In der Zeit des gewaltigen Kunstauswuchses, in der er lebte, konnte dieses Streben als „Abweichung von dem herrschenden Geist und Sinne“ (R. D. Müller, Handbuch der Archäologie, S. 123. 1) erscheinen, und Kallimachos wird die Gefahr, welche ein allzu einsichtiges Streben nach Formvollendung in sich schließt, nicht scharf befehlen haben, dasselbe wird ihn vielmehr „zu einer freieren und großartigen Entfaltung seiner Kunst nicht haben gelangen lassen“ (Brunn, II, S. 157, cf. R. D. Müller, *Minerva* Pol. sacra p. 25), was schon in seiner Zusammenstellung mit dem Kalamis (bei Dion. Hal. und Gregor von Naz.) angedeutet wird, und wie Plinius ausführt, der seine langzungen Eledämonierinnen zwar ein vollendetes Werk nennt, in dem jedoch die peinliche Sorgfalt der Ausführung allen freien Reiz vernichtet habe. Der Künstler sei nie mit seinen Arbeiten zufrieden gewesen und habe sich nie in der Detailausführung beruhigen können, wodurch sich auch die geringe Zahl der Arbeiten seiner Hand, die von den Alten erwähnt werden, erklärt.

Diese seine Eigenart bezeichnete ein Beinamen, den ihm nach Vitruv die Athener, nach Pausanias andere oder er selbst sich geben, und der gewiß *Polos* und *Labele* in treffender, witziger, scherzhafter Weise verknüpfte. Bei Vitruv ist *catatechnus* gelehrtete Lesart, bei Pausanias

und Plinius führen die Handschriften auf *κατατέχνος* und *catatechnus*. Sicher ist nur eines dieser Worte der richtige Beiname, oder dieser liegt in den beiden versteht. 1) Welter's Conjectur *κατατέχνος*, „der die Kunst schärft, wegt, sich immerfort anreichert“, entspricht wenig dem Wesen des Kallimachos. 2) *κατατέχνος*, was Siefert (ad Pass. I, p. 93 sq.) in den Text des Pausanias und Vitruv aufnahm, würde, falls man es mit ihm als suus artis calumniator, mit Ghesner als qui suam artem vituperat, mit Steph. Isid. als improbus suum artificium oder mit Sint (Geschichte der bildenden Künste, S. 157) als „Selbsthätler“ überlegen dürfte, eine gute Illustration des Plinianischen *semper calumniator sui* geben; doch liegt in dem Worte nur die Bedeutung von „Kunsthätler“ (Sillig: is qui artem vituperat; Hierich: „Kunstherschlimmerer“, was für Kallimachos nicht paßt). 3) *κατατέχνος* (von Diann, S. 371 fg. bei Vitruv, Pausanias und Plinius hergestellt) würde in seiner gewöhnlichen Bedeutung: „kühn voll“ (Sillig: propter summam diligentiam) ein viel zu wenig bezeichnender Beiname gewesen sein; doch scheint allerdings, wenn auch die Verben von Schneider „erkühnelt“ zu stark ist, dennoch das Wort auch einen Nebenbegriff von „Uebertriebenem“ (Wilder; R. Koch. p. 153 expression qui renferme certainement de quelque manière qu'on l'interprète une restriction à l'éloge) zu haben, wie auch Plut. (De prof. in virt. 7) hervor geht, wo Sophokles am Aeschylus *τε μικρόν καὶ κατέτεχνον τῆς ἀνθρώπου κακοκέρως* tabelt. So passend diese Bezeichnung für den Kallimachos auch wäre, stimmt nicht halbe *Labele* nicht mit der Fassung der unbedingt lobenden Stelle des Vitruv überein. 4) *κατατέχνος*, seit R. C. Müller (zu Börsel, S. 156) anſer von Diann meist für alle jene drei Schriftsteller adoptirt, scheint das Sprichwörtliche und Entsprechende zu sein. Pausanias erwähnt diesen Beinamen bei der Arbeit des Kallimachos mit dem Behälter in Anwendung kommen möchte, und da war die Bemerkung, Kallimachos habe den harten Stein wie Wachs behandelt, ihn so zu modeln gemußt wie Wachs, durchaus passend. Da nun nach Dion. Hal. (De vi Demosth. VI, 1114 ed. Reiske) *κατατέχνος* ein technischer Ausdruck in der Kunstsprache war, mit dem man die sorgfältige Ausführung von Webereien, Häuten und der ganzen Oberfläche der Haut, nach Müller (S. 153 fg.) „ein sorgfältiges Ausdrücken aller Details der Oberläde, überhaupt ein Bilden ins Feinste und Kleinste“ bezeichnet, so wird jener dem Kallimachos ursprünglich für eine Art seiner Thätigkeit ohne eine Bemischung von *Labele* gegebener Beinamen von Späteren überhaupt auf seine jenen Subtilitäten allzu abschließend zugewandene Kunstweise übertragener sein.

Das bekannte Relief des Museo Capitolino (IV, tv. XLIII, Bindelmann, Trattato preliminare am Anf. und sonst) mit der Darstellung einer Satyr und dreier Nymphen, welches die Inschrift *KAAΛΙΜΑΧΟΣ ΕΠΟΙΕΙ* trägt und von Foggini, Fea und Sint als von unserm Künstler herrührend betrachtet, von Meyer

einem älteren Bildner dieses Namens zugeschrieben wird, ist, seitdem Windelmann (Werke V, S. 221) die Inschrift als gefälscht erwieien, das griechische Vorbild dieses (entgegen der Meinung von Duatremère de Quinco Questions de l'histoire de l'art, p. 77) wol als römische Arbeit zu betrachtenden Werkes, als viel archaischer als die Schöpfungen des Kallimachos nach gemiesen (Brunn, S. 255), trotz Burffian's Bemerkung (in dieser Encycl. I. c.) mit unserm Kallimachos in feinerer Beziehung zu legen. (R. Gaedekens.)

KALLIMACHOS (Callimachus) gehörte zu den angesehensten Gelehrten des alexandrinischen Zeitalters und zweifellos zu den größten Dichtern dieser Periode, der Sprache und Technik des Versbaues am meisten beherrschte. Geboren um 300 v. Chr. in Kyrene in Libyen, wo er, ein Sohn des Battus und der Megastime, dem vornehmen Geschlecht der Battiden (vgl. *Suidas* s. v., *Catull.* c. 116, *Ovid.* Fast. II, 367 u. a.) angehörte, wurde er Schüler des Grammatikers Hermokrates aus Jaspis und kam frühzeitig nach Alexandria, berufen von Ptolemäus Philadelphus; später gründete er eine eigene Schule, deren Mitglieder sich of *Kallimachos* nannten (Aler, Hermipp), unter denen am hervorragendsten der Geograph Eratosthenes, der Grammatiker Aristophanes von Byzanz (cf. *Suidas* s. v.), der Epiker Apollonius von Rhodes gewesen zu sein scheinen. Um DL. 130 = 257 v. Chr. wurde er Oberbibliothekar der alexandrinischen Bibliothek und als solcher Nachfolger des Grammatikers Zenoboi von Ephesus. Wenn auch die von ihm gegründete Schule alle Zweige der grammatischen und philologischen Wissenschaft umfaßte, so scheint doch die berühmteste und dauernswerthe Thätigkeit, die er als Gelehrter ausübte, das Aufstellen, Katalogisiren und Tituliren (*ἀναγράφειν*) der in der großen königlichen Bibliothek des Stadtviertels Bruchstücken ausverkauften Bücher gewesen zu sein, wobei er selbst mit seinem Schüler Hermippus die Epiker und Kenner besorgte, der Dichter Alexander Aetolus dagegen und Euphron die Tragiker und Komiker. Aus dieser bibliothekarischen Thätigkeit entsprang das große literarhistorische Werk *Pinakes* in 120 Büchern, oder genauer *πίνακες τῶν ἐν πόσει βιβλίων διαλαφύσεων καὶ ὀνόματων*, wo jeder Schriftsteller mit seinen Werken namhaft gemacht, die Bücher mit Titeln und Doppelstellen verzeichnet und Angaben über Echtheit und Unechtheit der einzelnen Schriften, über Umfang und Seitenzahl, chronologische Folge der Autoren mitgetheilt waren (vgl. Schneider, *Callim.* II, p. 297—322). Auf diese Katalogisirung geht auch die erste damals vorgekommene Zählung der ganzen Bibliothek zurück, welche damals 400,000 Rollen, einschließlic der Doubletten, betraf. Die Spuren dieser umfassenden Thätigkeit haben sich erhalten bei biographischen Schriftstellern, z. B. Diogenes Laertius, Porphyrius, Stephanus von Byzanz, ganz besonders aber in dem biographischen Verzeichnis des Hesychius Nikusius Illustriis (Ende des 6. Jahrhunderts), welches Subas compilirt hat (vgl. darüber im allgemeinen Ritschl, *Aler. Biblioth.* p. 38 sq.; Schneider, *Callim.* II, p. 7 sq.; Wachsmuth, *Symbol.* Bonn. p. 137 sq.). Im Zu-

sammenhang mit dieser Thätigkeit steht nun eine zweite, welche mehr die Bedeutung des Kallimachos als Philologe und Kritiker erkennen läßt. Auf ihn wird nämlich der sogenannte alexandrinische Kanon juradgeführt, auf den zuerst Rubensius (Hist. crit. orat. Graec. p. XCIII sq.) aufmerksam gemacht hat, und als dessen Hauptarbeiter von Quinifilion (X, 1. 54) Aristophanes und Aristarch genannt werden. Dieser Kanon, dessen Entstehen in neuerer Zeit mit Unrecht bejweifelt worden ist, war kein Buch, sondern man stellte dergleichen auf und vertheilte es an die Schüler, wodurch es gewissermaßen gangbares Eigenhum wurde und auch mit der Zeit Gelegenheit zur Verwölbung bot. Das Princip, nach welchem man dabei verfuhr, scheint ein gemischtes gewesen zu sein. Es waren nicht nur die Schriftsteller empfohlen, welche vom ästhetischen Standpunkt die vollkommensten waren, sondern auch solche, die, wenn auch ästhetisch schlechter, dennoch durch ihr Genre einer neuen Richtung Bahn gebrochen hatten. Die Namen derrer, die in diesen Kanon aufgenommen waren, sind folgende: 1) die besanuten zehn Redner; 2) die Historiker Herodot, Thucydides, Xenophon, Thopomp, Ephorus, Anaximenes, Kallisthenes; 3) die Philosophen Plato, Xenophon, Aristines, Aristoteles, Theophrast; 4) die heroischen Dichter Homer, Hesiod, Pindar, Bannasis, Antimachus; 5) die Jambographen Archilochus, Simonides von Amorgos, Hipponax; 6) die Elegiker Galinus, Mimnermos, Philetas, Callimachos (der aber erst nach Aristarch in diesen Kanon aufgenommen zu sein scheint); 7) die Kritiker Armon Alcaus, Sappho, Etesichorus, Pindar, Bacchylides, Zephus, Anacreon, Simonides; 8) die Tragiker Aeschylus, Sophokles, Euripides, Ion, Achaus; dazu aber die sieben alexandrinischen Tragiker mit Philistius, welche die Plebeianer genannt werden; 9) die Komödiendichter (der alten Komödie) Epicharm, Kratinus, Eupolis, Aristophanes, Pherecrates, Plato; (der mittleren Komödie) Antiphanes und Alexeis; (der neueren Komödie) Menander, Philippides, Diphilus, Philemon, Apollodor.

Uebrio umfassend, wie die gelehrten Arbeiten, war die poetische Thätigkeit des Kallimachos. Von dem für seine Zeit der poetischen Unfruchtbarkeit gewiß richtigen Grundlag ausgehend, daß ein großes Buch ein großes Uebel sei (vgl. *Athen.* III, p. 72), womit er besonders Gegner der durch seinen Schüler Apollonius, den Dichter der Argonautica, vertretenen epischen Richtung wurde, wendete er sich zunächst der Elegienrichtung zu und dichtete vier Bücher *Alexa* in elegischem Versmaß, welche die Leser „über die Gränze aufsteigender Seiten bei öffentlichen Wettspielen und Güterfesten, schwer erklärbarer Benennungen hellenischer Derslichkeiten, Benamen einzelner Götter und wol noch anderer Cuiositäten“ (Kobde, *Griech. Roman.* S. 84) unterrichteten, eine Fülle von antiquarischen Kenntnissen auf dem Gebiet der Topographie, Ethnographie und Mythologie enthielten, und deshalb namentlich später in Rom vielfach Anregung zur Nachahmung (Propert, *Ovid*) und zur Commentierung gaben. Allerdings mußte dabei der Mangel an Genialität und poetischer Individualität durch gelehrte Detailkenntnisse

erfegt werden. Vgl. Herzberg, Quaest. Propert. lib. II, c. VII; Esperling, Propert. in J. Verb. J. Callim. (Stralsund 1879.) Eine der berühmtesten Liebeselegien im dritten Buch war die von Keontius und Cydippe (vgl. Ditthey, De Callim. Cyd. Leipzig 1863; Rehd. a. D. p. 87), die von Ovid, Heroid. 20, nachgeahmt ist. Als elegischer Dichter hat er den ersten Preis erhalten von Ovid (Ep. Pont. IV, 16. 32) und Quintilian (X, 1. 58). Außerdem war er Verfasser von Hymnen, deren wir fünf in heroischen Versmaß und eine in elegischen besitzen (als *λοῦρα τῆς Παλλήδος*), welches letztere Gedicht aber mit Recht zu den Elegien gezählt wird, und von 70 uns erhaltenen Epigrammen. Auch verfasste er ein kleines geist-artiges Gedicht in Hexametern aus dem Sagenkreis des Theseus, welches den Namen der attischen Localgöttin Hecale führt und wegen seiner glänzenden Form im Altertum sehr geschätzt war (vgl. Naefe, De Callim. Hecale, Bonn 1829). Ein zweites episches Gedicht führte den Namen Iphis und war ein Schmahgedicht gegen Apollonius (nachgeahmt von Ovid im gleichnamigen Gedicht). Von Interesse sind ferner das Gedicht auf das Haupthaar der Berenice, welches Caull, c. 66, zum Muster diente, und auf Arithis (Caull, c. 63; vgl. Wilamowitz im Hermes XIV, p. 194); zweifelhaft dagegen ist die Abhängigkeit des attischen Gedichts auf die Hochzeitfeier des Peleus und der Thetis (c. 64) von Kallimachos (vgl. Zeyffel, Rom. Her. 4. Aufl. S. 214. 6). Auch besitzen wir 21 Fragmente aus einer Sammlung in Chioslanden, die zum Zweck hatte, aus dem Munde des Hippokrat. Kritik an literarhistorisch bedeutenden Männern zu üben.

Die Fruchtbarkeit des Kallimachos war erstaunlich. Suidas (nach Hesych.) bemerkt, daß er über 800 Bücher verfaßt habe, und gibt lister sorgfältig abgefaßtes, auf alexandrinische Quellen zurückgehendes Verzeichniß der Hauptchriften, über dessen Anordnung epochemachend gehandelt hat Schneider, Callim. II, p. 2 fg.; neuerdings auch A. Daub, De Suid. biogr. p. 460 fg.; Studien zu den Biogr. d. Suidas, S. 83 (Freib. 1881). Gesamtausgabe von Spanheim, I. II., Utrecht 1697; ferner von Bentley, London 1741, der zu den Fragmenten den Hauptgrund gelegt hat; von Ernesti I. II., Leyden 1761, der im zweiten Theil die Anmerkungen von Spanheim abdrucken ließ. Endlich die beste und vollständigste Ausgabe von D. Schneider, I., Leipzig 1870, II, ib. 1873. Elegiarum fragmenta ill. Valckenauer, ed. Luzac, Leyden 1799. Beste Ausgabe der Hymnen und Epigramme von A. Meineke, Berlin 1861.

Kallimachos, epischer Dichter, Neffe des berühmten, Sohn des Siasenor und der Megarime, Schwester des Kallimachos, wird von Suidas und Eudocia (v. h. Hesychius) erwähnt. Er schrieb ein episches Gedicht *πρὸς τὴν σὺν*. (H. Flach.)

KALLINOS (Callinus), der älteste elegische Dichter der Griechen, war aus Ephesus gebürtig und lebte, nach gewöhnlicher, aber falscher Annahme zwischen 630 und 560, als Zeugen des kimmerischen Kampfs in Kleonassen gegen Sardes und die ionischen Städte und

nach der schließlichen Vertreibung der Kimmerier durch den lydischen König Gylyattes. (Ueber die Chronologie dieser Züge vgl. E. Rodde, Rh. Museum XXXVI, p. 560 fg.) Etwas älter macht ihn G. Heiger, De Callini aetate (Erlangen 1877), der ihn noch als Zeitgenossen des Theophrast (716—678) und des Ardos (678—629) betrachtet, selbst seine Blüte um 652 ficte. Seine Ereignisse, zu denen noch der Vermeidungskampf von Ephesus gegen Megarime am 21. März hinzu kam, waren nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter und seine Denkart und auf die Richtung in der Elegie, wodurch er der erste Vertreter und Begründer der politischen und kriegerischen Elegie geworden ist; denn die Aufseinerung der ionischen Zünglinge zu tapferer Gegenwehr hatte er zum Hauptinhalt seiner Elegien gemacht. Besonders bei ihm sind noch die Bindglieder deutlich zu erkennen, durch welche die elegische Poesie mit der epischen zusammenhängt; denn wie bei seinem andern Elegiker gewöhner war eine große Redseligkeit, eine breite und behagliche Ausführung von Bildern, ein geringes Maßen an den durch den Pentameter von selbst sich darbietenden Schluß eines Gedankens, alles Eigenschaften, welche der entwickelteren Elegie abgehen. Die wenigen uns erhaltenen Bruchstücke (darunter nur ein größeres) bei Oisford, Poet. min. Graec. Vol. I, p. 426; Delect. poet. eleg. ed. Schneidewin, p. 1; Callini, Tyrtaei, Asia frag. ed. Nic. Bach (Leipzig 1831; Nachtrag 1832), am besten bei Voss, Poetae lyrici* (vol. 2) p. 3—7. Ein Bruchstück, fr. I, v. 5 fg. ist auch, wol mit Unrecht, dem Torians zugeschrieben worden. Vgl. Estler in Philol. Jahrb. 119, S. 351 fg. Uebersetzung ins Deutsche durch Weber, Elegische Dichter der Hellenen (Frankf. 1826). Griechische Texte. Deutsch von T. Hubichum (Stuttgart 1859). — Kallinos, ein Schüler des Theophrast, erwähnt von Diogenes Laertius V, 52. 55. 56.

(H. Flach.)

KALLIOPE (*Καλλιόπη, Καλλιόπεια*, Calliope, Calliopea), ihrem Namen nach die „Schönstimmige“¹⁾, eine der neun Mufen, die erstgeborene²⁾ und dem Hürchbnd des Zeus und der Mnemosyne und die angehöret unter den Schwwestern. Hesiod (Theog. 79) nennt sie *προφροσύνη, προφροσύνη ἔργα* werden ihr zugeschrieben (Anthol. Planud. V, 349), Porph. (Od. III, 4. 2) ruft sie an als *regina*, Dionys. (Hymn. I, 6) als *Μουσῶν προκαθάρτην τερπώνων*, als welche sie, in sich selbst die Lust, auf der berühmten Francofouase (Museum dell' Inst. IV, T. LIV, LV) trübeint; als Bersfübrerin der Schwwestern läßt sie Quint. Smyrnaeus (III, 622—655) reden, um die über den Veichnam ihres Sohnes trauernde Thetis zu trösten; bei Anrufung der Mufen wird sie mehrfach, gleichsam als deren Repräsentantin, noch besondert hervorgehoben³⁾, und Zeus überträgt ihr das Richteramt

1) Diodor. IV, 7 *ἀπὸ τοῦ καλῆς ἔκτα σφούδατος*. Fulgent. XIV *optima vocis, vel quae clarissima uenia uisibilis est* ist, da sie alle Mufen ziert (Hom. Od. XXIV, 60 *Μοῦσαι ἁρμόνας αἰσθησῶσαι ὄνη καλῆ*; Hesiod. Theog. 68 *ἀγαλλόμενοι καλῆ*). 2) Apollodor. Bibl. I, 3. 1. Plato Phaedr. c. 41, p. 269 D *προφροσύνη*, cf. Aristarch. in Schol. zu Hes. Th. 73. 3) Virg. Aen. IX, 526 *Vos, o Calliope, precor aspirate cunctis!*

beim Streit der Aphrodite und Persephone um den Adonis (*Hugin. Poet. Astr.* II, 7.).⁴⁾ Sie ist die Begleiterin der Könige⁵⁾ wol nicht nur, um ihre Thaten zu besingen, sondern auch als Patronin der Kreenen, die die Helden der Vorgesitz prüfen (v. Preller, *Griechische Mythologie* I, S. 283 sq.). Denn, so wenig auch ihr, wie den übrigen Mufen, zu irgendeiner Zeit im allgemeinen Glauben ein streng abgegrenztes Gebiet der Thätigkeit gegeben worden ist⁶⁾, so wird sie doch besonders von den epischen Dichtern als ihre Beschützerin in Anspruch genommen und als Muse der Heldendichtung gepriesen.⁷⁾ Sie bezieht das Niederdrücken derselben, wie denn ihre *soxia* mehrfach betont wird⁸⁾, die epischen Dichter rufen sie an⁹⁾, empfangen von ihr Begünstigung¹⁰⁾, und mannde derselben werden als ihre lieblichen Kinder bezeichnet.

Wochten sich die epischen Dichter der besonderen Gunst der Göttin rühmen, so hatten doch auch die übrigen Poeten nicht minder das Recht, sie die Ihre zu nennen, denn sie war Vorleilerin der Dichtkunst überhaupt.¹¹⁾ Poeten aller Art rufen sie an, sie zu begünstigen¹²⁾, nennen ihr dichterisches Vermögen ihre Kallopie¹³⁾; manche sollen ihrem Schole entsprossen sein.

Die „Schönstimme“ steht auch der Tenkunst nahe (*Plato, Phaedr.* XLI, p. 259 d. *Niket. Eugenian.* VI, 344); *Hyas* (*Od.* III, 4. 1—4) gibt ihr *vox tibia* sidus und *cithara*, musikalische Instrumente führt sie bei Schriftstellern (*Thesim.* Or. XXI, p. 255; *Propert.* I, 2. 7 sq.; *Martian. Capella* XII, 24) und auf Bildwerken, f. u., und Sängern werden als Kallopien

(*Anthol.* VII, 597 sq.) oder Töchter der Kallopie (*Ibid.* Append. 251) gefeiert.¹⁴⁾

Der innige Zusammenhang der Kallopie mit den Dichtern ist durch das Bestreben, den Ruhm der letzteren zu erhöhen, der ursprünglichen, spröden Jungfräulichkeit der Göttin sehr verhängnisvoll geworden; eine große Anzahl von Sprossen wird ihr zugeschrieben: *Orpheus*¹⁵⁾, mit dem *Thrafer Enagros*¹⁶⁾ oder mit *Apollo*¹⁷⁾ geehrt, *Homer*¹⁸⁾, *Jalesmos* vom *Apollo*¹⁹⁾, *Linos* von demselben²⁰⁾, *Hymenaios* vom *Wagners*²¹⁾, *Akhesos* vom *Fluggott Stramon*²²⁾, die *Sirenen* vom *Achelous*²³⁾, endlich die *Korvanten*.²⁴⁾

Kallopie hatte in Antiochia ein eigenes²⁵⁾ in der Stadt gelegenes Heiligtum²⁶⁾; auf einer Münze des Kaisers *Probus*, der ein *Kuision* in jener Stadt restaurierte und aus schmückte²⁷⁾, ist die *CALLIOPE AVG.* dargestellt, wie sie an eine auf einer Säule stehende *Lyra* saß²⁸⁾, vielleicht eine Copie nach dem Kultusbilde jenes Tempels.

Auf den griechischen Bildwerken (einige deutet an die *Anthol. Planud.* IV, 217 und 218) hat *Kallopie* ebenso wenig wie die andern Mufen eine typische Gestalt erhalten. Sie erscheint, inoffiziell bezeugt, auf Vasen stets als anmuthiges Mädchen, mit wechselnden Attributen, bald mit einer *Syrinx*²⁹⁾ oder einer *Flöte*³⁰⁾, bald mit *Zitron*³¹⁾, mit einem *Schmuckfächer*³²⁾ oder auch

15) In ähnlichen Fällen ist jedoch immer die Frage aufzuwerfen, ob es sich nicht um den wirklichen Namen *Kallopie* handelt, der bei menschlichen Frauen keineswegs ungebrauchlich war; vgl. *Weder* im *Philologus* VIII, S. 373 f. 16) *Eustath.* p. 817. 30. *Eratosth.* *Katast.* 24. *Arnob.* III, 37. *Eurip.* *Rhes.* 444. *Anthol.* VII, 8 und 9. *Anthol. Planud.* IV, 217. *Orph.* *Argon.* 606. *Schol.* in *Caes. Germ. Arat.* p. 404. 16. *Gräker.* *Claudian.* *Epist.* I, 30 *Sepp.* 17) *My.* *Ha.* *mit* *Oy.* ed. *Westl.* 314. *Ap. Rhod.* *Argon.* I, 23 sq. *Apdor.* I, 3. 2. *Schol.* zu *Pind.* *Pyth.* IV, 513. *Anthol.* VII, 10. *Orph.* *Argon.* 77. *Nonnus* XIII, 430. *Anthol.* 190. *Conon* Narr. 45. *Quint. Sm.* III, 637 sq. *Hugin.* *Fab.* XIV, *Seneca* *Her.* *Oet.* 1034. *Mart.* IX, 87. *Stat. Sil.* II, 7. 39 sq. *Prop.* II, 23. 29. *Virg.* *Ecl.* IV, 57. *Orist. Fast.* V, 86 und *Ibis* 480. 18) *Apdor.* I, 3. 2. 19) *My.* *Ha.* *mit* *Oy.* I, c. Ant. IX, 523 und *Kallipater* in der *Anth. Planud.* IV, 296. *Plut.* *Vita* *Hom.* I, 4. 7. 20) *Gräker.* *Phot.* *mit* *Suid.* s. *r.* *Schol.* zu *Enrip.* *Orest.* 1375. *in* *Suppl.* *class.* 281. *in* *Revue* 885. *zu* *Apollon.* *Rh.* IV, 1304. *zu* *Pind.* *Pyth.* IV, 313. *Gregor.* *Cypr.* in den *Paroemiogr.* gr. II, p. 72; vgl. *Weder.* *xl.* *Schriftl.* I, S. 30 f. 21) *Apdor.* I, 3. 2. 22) *Schol.* zu *Pind.* l. c.; er wird einfach *Kalliopeus* genannt in *Patrius* *Epithal.* (*Anth. Lat.* II, 641. 77 und I, 283. 77 *Recher.*) *Musa* *genitus* *bei* *Claudian.* XXXI, 31, *wohl* *tann* *ba* *auch* *Urania* *oder* *Ergriffener* *als* *Mutter* *genannt* *sein.* 23) *Apdor.* I, 3. 2. 24) *Seren.* *zu* *Virg.* *Aen.* V, 864. *zu* *Virg.* *Georg.* I, 8. 25) *Strabo* X, 3. 19. 26) *Lilabani* *ad* *Julian.* *Leg.* p. 410 *und* *Monod.* p. 336 *und* *andere* *Stellen* *bei* *R. D. Wäfler.* *Antiquit.* *Antioch.* p. 69 *und* 106. 27) *Radh* *Malalas* p. 400 *Oxon.* 28) *Edjel.* *Doctr.* N. II, *Tom.* VII, p. 504, *gewendet.* *Ann.* d. *Inst.* 1858. p. 93. *Göhen.* *Descr.* *hist.* *des* *moon.* *Impér.* V, p. 429. *no.* 151 (100 *franco.*) 29) *Auf* *der* *Fräncösisch.* *eigenheimliche* *Deutungen* *von* *Gräbökönoff.* *Ann.* d. *Inst.* 1852. p. 69 *und* *6. m.* *Brune* *ibid.* 1848. p. 311 sq. 30) *Beim* *Streit* *der* *Aphrodite* *und* *Perse* *um* *den* *Adonis.* *Bullet.* *arch.* *Napole.* N. S., VII, *tr.* IX, *und* *Steph.* *ant.* *Ann.* d. *Inst.* 1860. p. 315 *ext.* 31) *Don* *Panoffa* *beschrieben* *Musée* *Blacas* p. 18. 22. 32) *Wit*

Sil. Ital. III, 232 *Prodite*, *Kallope*, *famme*, *mit* *Orneff's* *Ann.* *und* *XII*, 390 *Sed* *vos*, *Kalliope*, *nostro* *donate* *labori.*

4) Die bejaglichen Bildwerke hat *Stierman* *behandelt* *in* *den* *Annali dell' Inst.* 1860. p. 313 sq. 5) *He.* l. c. *und* *Plutarch.* *Præc.* *ger.* *reip.* V, 3. 6) *Sie* *sehen* *Thesim.* *Orat.* XXI, p. 255. *Vgl.* *Gräbökönoff.* *Ann.* d. *Inst.* 1852. p. 69. *Trenkelien* *burg.* *Der* *Waldenor.* *36.* *berliner* *Bündelmann's* *Reiseprogramm* *7.* *21.* *Ann.* *46.* *Geuze.* *Geuz.* *und* *Serenogianensis* *S.* 43. 7) *Anthol.* *gr.* IX, 604 *K.* *soxipt* *ἠαυδοῖς* *εὐφρο* *αὐδοῖς*. *vgl.* *Plut.* *Conv.* *disp.* IX, 14. 7. *Er* *haben* *längere* *ἠαυδοῖς* *καὶ* *εὐφροῖς*. *Plato* l. c. 8) *Nonnus.* *Id.* XX, 7 *Carmina* *C.* *libris* *heroiis* *mandat.* *Mart.* *Cap.* *XI.* I *saui* *von* *der* *and* *Urania:* *innumera* *gremio* *congressere* *volumina.* *Auf* *Bild* *werken* *(f. unten)* *führt* *die* *Schriftsteller* *als* *Orneff* *oder* *eine* *Schönstrolche.* 9) *Petronii* *Afrani* *epigr.* *in* *l.* *Petr.* *Arb.* *Satiricon.* *franco.* 1621. p. 221 *Kalliope* *doctis* *dat* *laurea* *poeta.* *c.* *Anthol.* *IX.* *50* *5.* *Mart.* *Cap.* 332. 4. 10) *Bei* *Homer* *II.* *I.* *82* *und* *Od.* *I.* *1* *ποσειδῶν* *ἰσὶν* *αἰὲς* *Kalliope* *zu* *sehen*, *mit* *aufserdem* *Hymn.* *auf* *Hel.* 2. *Ἰστοῖα* *τῶν* *καρῶ* *Ἰουλιῶν* 2. *Tragicolor.* *Almog* *I* *sq.* *Virg.* *Aen.* I, 8; V, 925. 11) *Monachus* *III.* 73 *nennt* *Homer* *zu* *Kalliopeas* *ἠαυδοῖς* *αὐδοῖς*. *Max.* *Tyr.* *disc.* III, 7 *Ἰουλιῶν* *ὄνο* *Kalliopeas* *ἠαυδοῖς*. 12) *Bei* *Aren.* *Violar.* p. 325 *Bal.*, *Monachus* *p.* 59 *Eigt.*, *Apostol.* X, 33b *in* *den* *Paroem.* *gr.* I, p. 494 *und* *in* *einer* *Zuschrift* *auf* *einem* *herulandensischen* *Wandgemälde* (*Pittura* *d'Ercol.* II, p. 69) *wird* *der* *Kallope* *die* *soxipt* *gen* *im* *Rügenen* *als* *eigenes* *ἠ.* *Obel* *bezeichnet.* 13) *z.* *B.* *Supplio* 82. *Steinck.* 78. *Alman* *in* *Oral* *Lyr.* *gr.* p. 31. 45. *Claudian.* XVII, 288 *c.* *XXXI.* *Mart.* *Cap.* I, 17. *Propert.* V, 6. II, II, 1. 3. *Lucret.* VI, 92. *Hom.* *Hymn.* XXXI, 2 *Baumf.*, *Sid.* *Apollin.* XIV, 6; *vgl.* *auch* *Inokrat.* VIII, p. 75 *Weiss.* 14) *Uvid.* *Trist.* II, 567. *Columella* X, 225.

ohne irgendein Abzeichen.²³) Auch die spätere Kunst hat seine allgemein gültig gemordene Ausgestaltung der Kalliope genannt. Staatliche Werte (Clarar, Musée de sculpt. III, pl. 294—296, No. 1113—1115 B) gibt eine Reihe angeleglicher Standbilder der Kalliope) kommen fast gar nicht in Betracht, da die Attribute fehlen oder ohne Gewähr der Richtigkeit ergänzt sind. Von den Mäusen auf Münzen des Pompejus Musa, die als Nachahmungen der berühmten Statuen aus Ambrasia gelten, die Fulvius Nobilior nach Rom in den Tempel des Hercules Musarum brachte, wird von manchen die auf eine Säule gestülzte, mit dem Buche (Cohen, Méd. consulaires pl. XXXIV, No. 6) Kalliope genannt, während Bistonti, Borghesi (Oeuvres numismatiques I, p. 293) und Cohen (l. c. p. 267) diesen Namen der Münze zuweisen, die eine Muse darstellt, welche eine auf einer Säule stehende Vira rührt (Cohen, l. c. No. 5), die also der Darstellungsweise der Kalliope auf der Münze des Probus entspricht. Auf Reliefs (z. B. der tabula Iliaca), besonders auf den zahlreichen Mäusen (Fahnen²⁴), erscheint sie sitzend oder stehend, meist mit Schreibtafel und Griffel (auch auf einem Mosaik bei Clarar, l. c. No. 1119), gern mit Atto gruppiert, von ihr aber oft schwer zu unterscheiden, wie auch auf einem herculanensischen Wandgemälde (Pittura d'Erco. II, p. 59, D. v. a. K. I, LVIII, No. 741) die ephuberfränzte (Ovid. Fast. V, 79) KAAIOIHH eine Kotte trägt, wie die entsprechende KAEIS, jedoch bei ähnlichen Fresken (s. Helbig, Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Camp. No. 860—862, vgl. S. 172) die Benennung schwankend bleiben muß.

Eine große Anzahl von griechischen Autorenstellen bei Vape, Wörterbuch der griechischen Eigennamen, s. v. I, S. 602, von lateinischen bei de Wit, Onomasticon, II, XI, p. 71. (R. Gaedechens.)

Kallippos, f. Kalipos.

KALLIPYGOS, die Form Callipygis beim Commentator Eruc. ad Hor. Sat. I, 2. 93), auch Kallipygouris genannt (nach Nikander bei Clemens Alex. I, p. 40. Dindorf, p. 11 Sylburg), „die Schöngeheißte“.

1) Beiname der Aphrodite in Syrakus nach der Geschichte bei Athen. XII, 13, p. 554 E. Zwei Landmädchen aus der Umgegend streiten sich, wer von ihnen das schönste Gesicht habe.*) Sie rufen einen zufällig

vorübergehenden Jüngling aus der Stadt zum Richter auf, der für die Ältere entscheidet und sich in sie verliebt; sein Bruder, von ihm unterrichtet, erwidert die Zügere. Nicht ohne Mühe erlangen sie von ihrem Vater die Einwilligung zur Heirat; die Mädchen ziehen nach Syrakus, werden von den Bürgern Kallipygos genannt und weihen selbst aus Dankbarkeit der Aphrodite Kallipygos ein Heiligthum (Aratus in den Damben bei Athen. I. c. und Clem. Alex. I. c.). Mit dieser Anekdote wird ohne jede Berechtigung zusammengebracht:

2) die berühmte, stark verestigte, von Albarini ergänzte (die Restaurationen sind angegeben bei Gerhard und Panoffa, Reapel's antike Bildwerke, S. 119 fg., und Nicotini zum Real Museo Borbonico XVI, tv. XXVII), angeblich an der Stätte des goldenen Hauses des Nero gestandene, später in der Farnese'schen Sammlung, jetzt im Museum zu Neapel befindliche, unter dem Namen Venus Callipygos (Venus aus belles fesses) bekannte Marmorstatue (oft abgebildet, z. B. Müller-Wieseler, Denkmäler der alten Kunst, II, XXV. n. 276) und besprochen (dieselb. S. 417; Friederichs, Bausteine, No. 606; Bernoulli, Aphrodite, S. 341 fg.), der allerdings die Benennung Venus nicht abgeproben werden soll. Die Göttin hat durch Aufheben ihres gegürteten Oberwandes die ganze schöne Rückseite entblößt und wendet sich zur Schau derselben um, ein raffiniertes Motiv, welches doch schon gebeitete, von Bindelmann (Werke II, S. 404) nicht gebührend geschätzte griechische Kunstwerk der nach alexandrinischen Epoche zuweist. Größere antike Wiederholungen besitzen wir nicht.

Einige in den Büchern noch immer spulende Kallipygos sind endlich einmal abzuweisen: a) Bindelmann l. c. spricht von einer solchen in Versailles, doch ist diese nur eine von Clairion gefertigte Copie der Neapolitanischen (s. Thomassin, Recueil des figures... qu'ils se voient à présent dans le château et parc de Vers. 1694, p. 9 ju pl. 33, auch in der Ausgabe A la Haye 1724; seine Angabe wird bestätigt durch Mus. Royal de Naples. Paris. br. et stat. érotiques du cabinet secret. Paris 1836, p. 8). b) Wieseler (zu K. D. Müller's Handbuch der Archäologie, § 377, 2) führt eine solche als in Syrakus befindlich an; doch ist diese Angabe sicher nur aus der falschen Deutung hervorgegangen, die die berühmte lebenslose, jetzt im dortigen Museum stehende Statue (nach der Jenaischen Literaturzeitung, 1816, No. 164, S. 370) durch Graß (Reise nach Sicilien, II, S. 556) und Panofina (den schon Kephallides, Reise durch Italien und Sicilien, II, S. 8 fg. berichtigt) erhielt. c) Die von K. D. Müller l. c. angeführte, bei Gava, II, 66 ist keine andere als die Neapolitanische. Sicher unter dem Eindruck der letzteren ist eine Pflaste des Berliner Museums (Toelfen, Erklärendes Verzeichniß, III, 2. 424, Friederichs l. c. S. 347, abgebildet bei Müller-Wieseler l. c. No. 276*; oder aber Venus oder Psyche*) gearbeitet, deren Schönheit mir jedoch nicht über allem Zweifel erhaben scheint; noch unsicherer ist, ob der angeführte Darg in den Monuments du culte secret des dames romaines, Caprés 1784, pl. XLVI je existirt hat.

vier anderen Mäusen einem jungen Mädchen Geschenk bringend, ibid. pl. IV, Müller-Wieseler, Denkm. der alten Kunst II, Taf. LVII, no. 733, wo auf S. 28 die weitere Literatur; vgl. noch Senig, Götters und Heroengestalten, Taf. XC, 2 und Stejsnik, Compte rendu, 1861, p. 18.

23) Wenn Sicilic bei Apollo und Marjese, Monum. d. Inst. II, tv. XXXVII, Müller-Wieseler l. c., Taf. LXL, Nr. 488, S. 41. 24) Eine Aufzählung durch Gerhard in der Archäol. Zeitung 1843, S. 115 fg.

*) Von einem ähnlichen Weistheil in einer Frauengesellschaft berichtet Athen. I, 39, Einischlagendes auch beim Komiker Alexios nach Clem. Alex. I, 308. Dind. (p. 94, 5 Sylb.), Kuffin (Wiglit. in Brand, Analecta II, 300) läßt Parie die Schönheit der drei Göttinnen loblich nach den Reizen ihrer nates benehellen.

Von niemand beanstandet ist dagegen die Authentizität einer Bronzestatue zu Kroton (Gaedchens, Die Antiken des südtürkischen Museums zu Kroton, S. 53 fg., No. 79; ich erstand 1879 ein zweites Exemplar in einem Laden auf Piazza Barberini in Rom), deren Stephane die Deutung auf die Göttin zu sichern scheint. Das Motiv ist dem der Statue völlig gleich, nur ist das Kleid nicht angezogen, sondern umgelegt, und im Arrangement des Gewandes sind erhebliche Abweichungen.

Auf mehreren andern Bildwerken hat man Weiber in der Stellung der Venus Kallipygos erkennen zu dürfen geglaubt, doch entweder fehlt ihnen (wie der Marmorgruppe einer ephesischen Mänade und eines sich über ihre Körperlöße freuenden Satyrs, aus Sythion, bei Petrovanoglu, Ann. dell' Inst. v. d'agg. P. 2, p. 271 sq.) das Motiv der absichtlichen Entblößung und des Rückschauens, wodurch jene Statue das Vuhlerische und Heldenhafte erhält, oder sie deuten auf brutale und unnatürliche Wollust, wie ein Vasenbild aus der Sammlung Hope (Archäol. Anzeiger 1849, S. 98 unten), welches „den vermorrenen Sinn der Statue erklärbar“ heißen soll, der ihr aber gar nicht anhaftet. Bursard (Herone, 2. Auflage, II, S. 450) sagt mit Recht: „Die Absichtlichkeit der ganzen Darstellung rückt dieses Bild in das Gebiet des Vuhlerischen, wenn man es auch nicht obdunkeln nennen kann.“

Heladen und Tänzerinnen scheinen allerdings gern diese Stellung nachgeahmt zu haben. Unterliegt zwar die interessante, angeblich aus Herkulanum stammende Bronzestatue einer tanzenben Möbrin in der Nationalbibliothek zu Madrid (Revue Archéologique, III, p. 264, Holzchnitt), auch abgehen von der Inschrift, trotz Metrimete's wiederholter Versicherung ihres antiken Charakters, wegen ihrer Echtheit gegründeten Bedenken, so finden sich auf Vasen einzelne sichere bezügliche Darstellungen (z. B. Gerhard u. Panofka I. c., S. 315 fg., No. 505; Frydemann, Die Vasensammlungen des Museo Nazionale in Neapel, No. 2855, S. 407; eine Zeichnung einer ähnlichen besaß Raoul Rochette nach Weider zu R. D. Müller I. c.). Als eine Parodie der Venus Kallipygos dürfte aufzufassen sein die Bronzestatue des Museums zu Neapel bei Gerhard u. Panofka I. c., S. 199, No. 3: „Schauspieler in Weiberkleidung, der sich den Hod hinten aufhebt.“ (R. Gaedchens.)

KALLIRHOE (Καλλιρρόη), ein an verschiedenen Orten Griechenlands und des gräcischen Orients wiederkehrender Name für Quellen und Quellnympfen. Die bekannteste derselben ist die attensische Kallirhoe, die einzige Quelle reinen und frischen Trinkwassers auf dem Boden der Stadt Athen, deren Wasser seit den ältesten Zeiten sowohl zum Trinken als für sacralen Verrichtungen benutzt wurde. Diesbezügliche Entsprang in der Nähe des Jüffos, war daher nicht in die Ringmauer der Stadt eingeschlossen, sondern gehörte zu der östlichen Vorstadt Athens, Agrä. Durch Weiskratos wurde über der Quelle ein fastliches Brunnenhaus errichtet, aus welchem das Wasser durch 9 Röhren hervorströmte, weshalb die Quelle auch den Namen Enneakranos erhielt. S. Herod.

VI, 137; Thukyd. II, 15; Pauz. I, 14, 1. Der neuerdings von Unger in seinem Auffass „Enneakranos und Pelasgikon“ (in den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und historischen Classe der königl. bair. Akademie der Wissenschaften zu München, 1874, Bd. I, S. 263 fg.) gemachte Versuch, zwischen einer innerhalb der Stadt, am südöstlichen Ende des Marktplazes, gelegenen Enneakranos und der außerhalb der Ringmauer am Jüffos aufsprudelnden Kallirhoe zu unterscheiden, muß als völlig verfehlt bezeichnet werden. Während der Name Enneakranos mit dem Verfall des Brunnenbaues verschwunden ist, haftet der alte Name Kallirhoe noch heutzutage an einer reinen Quelle, die jetzt aus dem Felsboden zwischen zwei Arken des Jüffos aufsprudelt und ihr Wasser unmittelbar in das Bett dieses Flusses ergießt, eine Erscheinung, die offenbar auf eine Veränderung des Laufes des Jüffos seit dem Altertum zurückzuführen ist und uns nicht veranlassen darf, mit B. Star (Nach dem Griechischen Orient. Heidelberg 1874, S. 315) den Namen Kallirhoe auf eine ein wenig nördlich davon aus einer künstlichen Spalte des Felsbodens hervortretende Wasserader (die ebenfalls nur ein Zweig der Hauptquelle ist) zu übertragen. Vgl. C. Wachsmuth, Die Stadt Athen im Altertum, Bd. I. (Leipzig 1874), S. 172 fg. und S. 272 fg. — Quellen gleichen Namens finden wir im Altertum in der attischen Stadt Kalydon (s. d.) in der Nähe des Hafens (Pauz. VII, 21, 5); in der atarnanischen Stadt Diniabä (auf diese noch heutzutage in den Ruinen der Stadt nachweisbare Quelle ist die Aufschrift ΚΑΛΛΙΡΡΟΙΑ auf Münzen von Diniabä zu beziehen, s. Imbros-Biumer, Die Münzen Atarnaniens, Wien 1878, S. 145 fg.), und in der phönizischen Stadt Tyros (Nonnos Dionys. XL, 363). Ferner führte die gewöhnlich Gedfa genannte Stadt, die Hauptstadt der mesopotamischen Landschaft Ekroene, auch den Namen Ἀντιόχεια ἐκὶ Καλλιρρόης nach den starken Quellen des von den Griechen Skiros, von den Etyren Daisjan genannten Flusses (eines Nebenflusses des Euphrat), welche in der Nähe der Stadt einen Teich bilden (Plin. N. h. V, 21, 86; Steph. Byz. p. 100. I f. ed. Meineke; vgl. J. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie, S. 156 fg.). Endlich wurde auch ein durch seine heilkräftigen Quellen berühmter Baderort in der jüdischen Landschaft Berda von den Griechen mit dem Namen Kallirhoe bezeichnet (Plin. V, 16, 72; Joseph. Arch. XVII, 6, 5; b. Jud. I, 33, 5; Ptolem. V, 16, 9; Euseb. h. eccl. I, 8.).

(C. Burnian.)
 KALLISTHENES von Olynthos, Sohn des Demotimos oder Kallisthenes (Euid.) und der Hero, einer Cousine des Aristoteles (Plut. Alex. 55). Er sann höchstens etwa 10 Jahre jünger gewesen sein als letzterer (geb. 384) und stand jedenfalls bei der Zerstörung seiner Vaterstadt durch Philippon von Makedonien (Ende 348 v. Chr.), der alle Gefangenen in die Sklaverei verkaufte, schon im Mannesalter. Wie Aristoteles, wird auch er mit Makedonien in Beziehung gefanden haben, und als jener im Jahre 343 die Krönung Alexander's übernahm, scheint auch Kallisthenes an den Hof gekommen zu sein; er wird

daher als Mitschüler Alexander's bezeichnet (*Justin*. XII, 6, 17). Allgemein gilt Kallisthenes als Schüler des Aristoteles, wie weit indessen seine philosophischen Studien sich erstreckten, wissen wir nicht. Vermuthlich haben sie sich im wesentlichen auf die praktischen Zweige der griechischen Philosophie, Rhetorik und Ethik, beschränkt. Mit Aristoteles' Hauptschüler Theophrast stand Kallisthenes in nahen Beziehungen (*Cic. Tusc.* III, 21 u. a.); derselbe verfaßte später, offenbar mit Beziehung auf Kallisthenes' Tod, eine Schrift *Καλλισθένος ἢ περὶ κέρωνος* (*Diog. L. V. 44*). Daraus, daß bei Theogenes Laertius V, 39 eine bekannte, sonst von Ephyros und Theopomp oder Xenofrates und Aristoteles erzählte Anekdote auch einmal auf Kallisthenes und Theophrast übertragen wird — der Lehrer habe gesagt, jener bedürfe des Spornes, dieselbe des Jügel's — etwas über die Begabung des Kallisthenes zu folgern, ist nicht zulässig. Seine literarische Thätigkeit wandte Kallisthenes der Darstellung der zeitgenössischen Geschichte zu. In 10 Büchern behandelte die *Ἑλληνικά* den dreißigjährigen Zeitraum vom Frieden des Antalkidas (387) bis zum Ausbruch des heiligen (pöthischen) Krieges 357 (*Diod. XIV, 117; XVI, 14*). Die Geschichte des letzteren, die mit der Begründung der makedonischen Hegemonie in Hellas endete, stellte ein zweites Werk dar (*περὶ τοῦ ἰσοῦ πολέμου, Athen.* XIII, 660; vergl. *Cic. ad. fam.* V, 12, 2, wo Westermann Troicium bellum richtig in Phocicum bellum corrigirt hat). Beide Werke sind jedenfalls vor 334 v. Chr. vollendet worden; wenn Lydus (*De mens. IV, 68*) eine Angabe des Kallisthenes aus dem vierten Buche der *Hellesika* anführt, in der er von den Ursachen der Rißschwelle spricht und erzählt, er sei mit Alexander nach Aegypten gezogen und bis nach Aethiopien gekommen (hier liegt wol ein Mißverständnis des Lydus vor, der seine Angabe jedenfalls nicht direct aus Kallisthenes entlehnt hat; im übrigen wird Kallisthenes' Erklärung der Rißschwelle aus den heiligen Regenmassen in Aethiopien, die hier im Hochsommer durch die Estesen angehäuft würden, auch sonst mehrfach erwähnt, s. *Kall. fr. 6 Müller*), so ist die Stelle entweder später eingefügt, oder, was viel wahrscheinlicher erscheint, das Citat entstammt der Geschichte Alexander's und nicht den *Ἑλληνικά*.

Ueber Anlage und Darstellung dieser Werke lehren die Fragmente (bei Müller 17 resp. 16) der *Ἑλληνικά* und 1 aus dem heiligen Kriege) nicht allzu viel. In der Darstellung stand er jedenfalls wie seine Zeitgenossen Theopomp und Ephyros völlig unter dem Einflusse der Rhetorik (vergl. *Cicero De orat.* II, 58, ad Qu. fr. II, 13. *Longin. De subll.* III, 2), ja sein späteres Werk über Alexander sann geradezu als Muster und Vorbild der die ganze folgende Epoche beherrschenden Vertreibung der Historiographie gelten, welche eine blendende, pointirte und an Anekdoten und interessanten Schilderungen reiche Darstellung als ihre Hauptaufgabe betrachtete und darüber die historische Wahrheit oft ganz aus den Augen verlor. Daß er jahrelange Ecurse einfügte (zum Beispiel über die Verfassung Kretas, über Aristides' Nachkommen, über das Datum der Zerstörung Trojas, über

Kimon [s. u.]) ist gleichfalls im Geschnade der Zeit; Theopomp fügte bekanntlich ganze Bücher lediglich mit Ecurien, Betreffs der Tenzen wird man wol annehmen dürfen, daß Kallisthenes auf ähnlichem Standpunkte stand wie Isotrates und Aristoteles. Die Aufgabe der Hellesika war, den Kampf gegen die Perser wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen, die gewissermaßen von der Natur geforderte Herrscherrolle über die Barbaren auch wirklich auszuüben. Statt dessen erstrebte sie sich in einigen Kämpfen, bis endlich in Phlippi ein Fürst erkand, der Hellas zur Einigung zwang und nun den Kampf gegen Aisien beginnen konnte. Gleich zum Eingang hat Kallisthenes offenbar den beliebtesten Vergleich des Antalkidas-Friedens mit dem sogenannten Kimonischen ausgeführt; denn aus ihm sammt die ausführliche, von der des Ephyros erhalten bei *Diodor XI, 60* fig. und *Frontin. IV, 17, 45*; vgl. *Polyaen. I, 34, 1* völlig und vortheilhaft abweichende Schilderung der Schlacht am Curumenen bei Mutara (*Cim. 12, 13*; p. 484, 23—486, 21 der kleinen Sinteris'schen Ausgabe). Daß nach der Schlacht ein wirklicher Friede geschlossen sei, bestritt Kallisthenes; nur thatsächlich hätten die Perser von da an das westliche Kleinasien aufgegeben. Auf den durch Kallos nach Kimon's Tode geschlossenen Frieden, dessen Gehalt bekanntlich Theopomp (*fr. 168*) bestritt, scheint Kallisthenes nicht eingegangen zu sein. Ob sonst noch Gnt des Kallisthenes in den auf und genommenen Darstellungen dieser Epoche erhalten ist, ist noch nicht untersucht. Die Angabe des Porphyrios (bei *Euseb. pr. ev. X, 3*), Ephyros habe aus den Werken des Daimachos [?], Kallisthenes und Anaximenes an 3000 Zeilen wörtlich überbrungen, ist wegen ihrer allgemeinen Fassung nicht weiter zu verwenden, selbst wenn sie völlig correct sein sollte.

Als Aristoteles 335/4 nach Athen ging, soll er den Kallisthenes bei Alexander gewissermaßen als Stellvertreter zurückgelassen haben (*Diog. L. V, 5* und Euidas), woran dann einige verthore Anekdoten angeknüpft werden. Glaublicher ist, daß Alexander den berühmten Historiker zu sich berief, um als Augenzeuge die Geschichte seines Zuges zu schreiben (*Justin. XI, 6*), wie ihn in gleicher Weise der Kynifer Demetrios und der Rhetor und Geschichtsschreiber Anaximenes begleiteten. Ganz falsch und lediglich nach dem Beispiel des Aristoteles zurechtgemacht ist dagegen die Angabe, Kallisthenes habe sich dem Alexander angeschlossen, um ihn um die Wiederherstellung Dymith's zu bitten (*Plut. Al. 53, De stoic. resp. 20*, vgl. die Geschichte von Anaximenes bei *Faunen. VI, 18*).

Kallisthenes hat die Begebenheiten des „persischen Krieges“ — daher der bei Euidas s. v. *Σαρδανάπαιλλος* überlieferte Titel *Περσικά* — offenbar unmittelbar nach den Ereignissen niedergeschrieben; sein Werk war die erste ausführliche Darstellung, aus der man in Europa die Thaten des Königs kennen lernte. Zieht man die historisirende Begabung des Kallisthenes dazu in Betracht, so begreift man vollkommen, welchen Einfluß er gewinnen mußte. Er ist denn auch für die erste Hälfte des Alexanderzuges die Grundlage aller folgenden Berichte

geworden; so viel auch überarbeitet, zugefügt, entsteht worden ist, der Kern der Vulgata über Alexander, wie sie und bei Diodor, Curtius, Justin, und an vielen Stellen bei Strabo, Plutarch, Arrian u. a. vorliegt, geht, wie namentlich Droyen betont hat und sich vielfach mit völliger Sicherheit nachweisen läßt, auf Kallisthenes zurück.

Die Darstellung des Kallisthenes beruht durchweg auf einer überschwenglichen Verherrlichung Alexander's (vgl. *Polyb.* XII, 23), der, ein Nachkomme des Zeus, des Perseus und Herakles, unter göttlichem Beistand die Wissen der Hellenen erfüllt. Bekannt ist seine Schilderung, wie in Ostien am Klimax das Meer vor Alexander zurückgewichen sei, um gewissermaßen ihm die *προοξίνωσις* zu leisten (fr. 25; zur Kritik vgl. vor allem *Strabo* XIV, 3, 9, wahrscheinlich aus Aristobol). Zum Ammonion führen ihn zwei Naben durch die Wüste und die Götter häufen Wunder auf Wunder; das Orakel erklärt den König für einen Sohn des Zeus (fr. 36). Vorzeichen verkünden dann eine weiteren Kriege, die die Schlacht bei Arbacia und Darius's Tod (ib.), ein Inebrium, daß auch die abhurten Vorausverkündigungen vor der Schlacht am Granikos bei *Diod.* XVII, 17, 6 folibrem Kern nach auf Kallisthenes zurückgehen werden. Daraus wird Alexander als Vorkämpfer der Hellenen aufgefaßt, während er in Wirklichkeit sich bekanntlich vor allem als Makedoner fühlte und der Antagonismus beider Völker unter und nach ihm immer stark hervortrat. Vor der Schlacht bei Arbacia läßt ihn Kallisthenes den griechischen Truppen eine lange Rede halten, in der er die Götter auffordert, wenn er wirklich vom Zeus stamme, sollten sie den Hellenen ihre Hülfe gewähren (fr. 37, *Plut.* Al. 33); demnach geht wahrscheinlich auch die analoge Rede vor der Schlacht bei Issos (*Gesch.* III, 10; *Justin.* XI, 9; *Arr.* II, 7; vgl. *Droyen, Gesch.* Al.² II, 412) auf Kallisthenes zurück. Dem entspricht, daß in der Vulgata überall die Hellenen ungebührlich hervorretten, speciell die thessalischen Reiter (bei Issos: *Curt.* III, 11, vgl. *Diod.* XVII, 33, 2; am Granikos: *Diod.* XVII, 21, 4); Aristobol und namentlich Ptolemaeos recitieren hier durchweg die Vulgata. Ferner scheint auf Kallisthenes die detaillierte Schilderung der persischen Verhältnisse zurückzugehen, wie Droyen vermuthet; es ist charakteristisch, daß die maßlos übertriebenen Angaben über die Stärke des persischen Heeres bei Issos und die Zahl der Gefallenen, welche Kallisthenes gab (*Pol.* XII, 18, 2 der allerdings nur 30,000 Reiter und 30,000 griechische Söldner nennt; in dessen die Masse des persischen Fußvolks, 60,000 Karthager, sann daneben nicht gefehlt haben, und §. 9 fg. weist auch darauf hin) in unserer gesammten Uebersetzung, auch bei Ptolemaeos und Aristobol, die eben für die persischen Verhältnisse sein neues Material beschaffen konnten oder wollten, gleichmäßig wiederkehrt. Daß dramatisch pointirte Schilderungen und Anekdoten nicht fehlten, ist selbstverständlich, obwohl sich nicht nachweisen läßt, wie viel von den zahllosen derartigen Erzählungen über Alexander im einzelnen auf Kallisthenes zurückgeht. So läßt sich nicht erweisen, daß die aus

Curtius, Diodor und dem pompejanischen Mosaik bekannte dramatische Schilderung des Zusammenstießens zwischen Darius und Alexander auf Kallisthenes zurückgeht; daß er aber zu einer drartigen Darstellung den Anstoß gab, lehrt die Angabe bei Polybios, daß Alexander und Darius nach Kallisthenes beide von Anfang an nach einem persönlichen Zusammenreffen strebten. In Arrian's Schlachtschilderung ist davon mit keinem Worte die Rede. — Daß Kallisthenes dagegen von militärischen Operationen wenig verstand, lehrt Polybios's scharfe Kritik seiner Darstellung der Schlacht bei Issos (XI, 17—22) und deutlicher noch der Vergleich der streng militärischen Darstellung Arrian's mit der Schilderung bei Curtius (vergl. auch Justin) und der arg entstellten bei Diodor, welche beide, sei es direct, sei es indirect, aus Kallisthenes entnommen sind (letzteres geht daraus hervor, daß alle bei Polybios erwähnten Angaben des Kallisthenes in beiden Berichten wiederkehren).

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Werkes sind die zahlreichen geographischen, antiquarischen, naturwissenschaftlichen Notizen und Excurse, die dann in gleicher Fassung oder mit Modificationen in den späteren Darstellungen wiederkehren und von derenwillen auch Strabo den Kallisthenes stark benutzte hat. Namentlich gab Kallisthenes ausführliche Untersuchungen über Homerische Geographie, über die Wohnsitze der Kaufonen, Dalzionen, Arimere, über den Fluß Parthenios, über die Auswanderung der Kikler aus Troas nach den angeblichen Siedten Thebe und Ereneos in Pamphylien und Kilikien, über die Geschichte der Karer und Yelager; auch die übereinstimmende Beschreibung des Flusses Hydros und der korymbischen Höhle, wo der Esraun wächst, bei Curtius, Arrian und Strabo XIV, 5, 12 und XIII, 4, G. XIV, 5, 5 (vgl. dazu noch *Plin.* XIII, 5 crocinum (unguentum) in Solis Ciliciae diu maxime laudatum est — Kallisthenes er scheint unter den Quellenforschern für die asiatischen Pflanzen in Plinius' Index zu lb. XII und XIII) stammt aus Kallisthenes. An die Eroberung von Sardes knüpfte eine viel verwerthete Untersuchung über die — nach Kallisthenes zweimalige — Eroberung der Stadt durch die Kammerer und Trerer und das Zeitalter der Kallinos und Archilochos (*Strabo* XIII, 4, 8; vgl. *Geiger, Rhein. Mus.* XXX, 259). Bei Tarsois und Anchiae erzählte Kallisthenes von ihrer Erbauung durch Eordanapal, unterschied nach Hellenisirk's Vorgange zwei Könige dieses Namens, und theilte die berühmte Inschrift (in ionischem Dialekte) mit: *Σαρδανικάλλος ὁ Ἀνακταράξιος καὶ Ταρσὸν καὶ Ἀγγυλίην ἴδμεν ἡμεῖς μὲν ἔσθις κτεν ὄψεσ, ἀὸς τὰ γέ ἄλλα οὐδὲ τούτων ἔσθις ἔβη, nämlich des angeblichen Schenppers mit den Fingern, welches auf der Statue angebracht sein soll (fr. 32, dessen Schicksal Westermann ohne Grund bezweifelt), Aristobol (bei *Strabo* XIV, 5, 9 und Arrian) entlehnte die Angabe aus Kallisthenes, ersetzte ὄψεσ durch das anständigere Wort *καίτε*, deutete indessen an, daß im „asiatischen Original“ ein kräftigeres Wort stehe. In seiner Fassung ist die Angabe dann in der griechischen Literatur unzähligmahl verwerthet worden. Die In-*

schrift ist jedenfalls von Kallisthenes einfach — unter Benutzung einheimischer Traditionen — erfunden worden, was ihm indessen bei der Art, wie die Griechen durchweg mit den Traditionen des Orients umgegangen sind, nicht einmal stark zum Vorwurf gemacht werden kann.

Wie weit das Werk des Kallisthenes hinabreichte, ist nicht sicher festzustellen; die romantischen Angaben der *Bulgata* über Darius' Tod sehen sehr danach aus, als ob sie in letzter Linie auf ihn zurückgingen. Jedenfalls wird dasselbe auf das treffendste charakterisirt durch die Anekdoten, Kallisthenes habe gesagt, von ihm hänge der Ruhm Alexander's ab, er sei nicht zum Alexander gekommen, um durch ihn Ruhm zu gewinnen, sondern um ihn berühmt zu machen (*Arr.* IV, 10).

Trotz oder vielmehr gerade infolge seines Enthusiasmus für Alexander's Thaten ist Kallisthenes die Seele der Opposition gegen den König geworden und hat im Kampfe gegen ihn den Untergang gefunden. So unsicher auch die Ueberlieferung über die letzten Schicksale des Kallisthenes in ihren Einzelheiten ist, völlig klar tritt hervor, daß es der Gegensatz war, in welchen durch die Gewalt der Umstände und auch durch die Eigenart seines Charakters Alexander zu den Anschauungen und Forderungen der Hellenen, wie sie Isokrates, Aristoteles, Kallisthenes vertraten, geführt wurde, was den Bruch zwischen ihm und Kallisthenes veranlaßte. Anstatt, wie Aristoteles forderte, die Herrschaft der Hellenen über die Barbaren zur völligen Durchführung zu bringen und diesen die von der Natur ihnen vorgezeichnete Sklavenrolle zu überweisen (*Arist.* ed. Strabo I, 4, 9; *Plut.* Fort. Alex. I, 6; vgl. Bernays, *Dialoge des Aristoteles* 52 fg.), suchte Alexander die Makedonen und Hellenen mit den Asiaten zu einem Staate zu verschmelzen; über der Masse der Unterthanen sollte dann in übermenschlicher Höhe der als Gott verehrte Weltbeherrscher stehen. Gegen diese Bestrebungen, namentlich die Vergebung des Königs unter die Herren, und die Volsiehung der *zeugoivnvn* vor ihm, trat Kallisthenes, der nach einer bei *Justin.* XII, 6; *Curt.* VIII, 8, 22; *Plut.* Al. 52 vorliegenden Version nach Kritos' Tode (Anfang 328) noch den König durch philosophische Trostgründe aus der Verzwweiflung zurückgerufen haben soll, mit Entschiedenheit auf, während der Oberite Anagarchos als ihr Hauptverfechter genannt wird. Die Details der Vorgänge sind in den verschiedenen Versionen (bei *Arrian.* IV, 10 fg.; *Plut.* Al. 53 fg.; *Curtius* VIII, 5 fg.; *Justin.* XII, 7; vgl. *XY*, 3; *Curt.* VIII, 1, 17) abweichend und rhetorisch ausgeschmückt überliefert; die einzelnen Anekdoten sind von sehr zwiespältigem Werth, ebenso die eingeschlochtenen Charakteristiken des Kallisthenes (*Λαγροκοίτης*, *σύνους* u. a.) und die ex eventu fabricirte Angabe, Aristoteles habe gesagt, Kallisthenes könne gut reden, aber habe keinen Verstand (vgl. *Diog. L.* V, 5, 10; vgl. *Val. Max.* VII, 2 ext. 11 u. a.). Jedenfalls fiel Kallisthenes schließlich völlig in Ungnade, während die Ungünstigen unter den Makedonern sich eng an ihn angeschlossen. Es war daher sehr natürlich, daß, als im Winterquartier zu Baktra

Anfang 327 (*Arrian.* IV, 22, 2) die Verschwörung des Hermolaos und der königlichen Pagen entdeckt ward, auch Kallisthenes der Mißthätigkeit bezüchtigt und gefangen gesetzt wurde. Ueber seine weiteren Schicksale widersprechen sich die Berichte (*Plut.* Al. 55; *Arr.* IV, 14, 3). Nach Chares und Aristobul starb er nach sieben Monaten im Gefängnis an einer Krankheit, nach der *Bulgata* (Justin, Curtius), der auch Ptolemäos folgt, wurde er gefoltert und hingerichtet. — Vergl. *Tropien*, *Gesch. Alt.* 2. Aufl. II. S. 83 fg. Grote, *Hist. of Greece* XII, p. 38 fg. u. a. Sammlung der Fragmente nebst Biographie u. f. v. von Westermann, *De Callisthene Olynthio et Pseudo-Call. commentatio*. 4 teipziger Programme. 1838—1842. Dann bei Oler, *Alexandri M. historiarum scriptores aetate suppare* 1844, p. 191 fg. und E. Müller, *Scriptores rerum Al. M.* (im *Arrian.* ed. Dübner. Paris, Didot. 1846). — Fälschungen sind die Fragmente, welche aus angeblichen *Μακεδονικά*, *Θρακικά*, *Γαλατικά*, *Μεγαροφρόνας*, *Κυρηναικά* des Kallisthenes (fr. 42—47 Müller bei *Plutarch* (*De fluxu* und *Parall. min.*, und daraus bei *Stobäus*) angeführt werden, wie alles, was diese Pseudoepigrammen Wachmerke enthalten. Ebenso sind der *Παπύλιος* und die *Ἀποφύβητα* (fr. 40—42 Müller) aus der Klasse der Schriften des Kallisthenes zu streichen.

Mit dem Namen Pseudo-Kallisthenes pflegen wir den Verfasser des etwa im dritten Jahrhundert n. Chr. in Alexandria entstandenen griechischen Alexanderromans zu bezeichnen, der die Grundlage aller orientalistischen und orientalischen Alexanderlagen bildet. Das Werk ist in den meisten Handschriften anonym, nur eine pariser aus dem Jahre 1469 (Zacher, *Pseudocallisthenes* p. 7) und eine ungefähr gleichzeitige römische (ib. p. 17) nennen den Verfasser *Καλλισθένης ἱστοριογράφος ὁ τὰ περὶ τῶν Ἑλλήνων συγγραφεύς*, ob auf Grund alter Ueberlieferung, erheben mir recht fraglich. Bei alter beglaubigt ist jedenfalls die Zurückführung des Werkes auf Aesopos, die sich in den Handschriften der lateinischen Uebersetzung des Werkes durch Julius Valerius (einem turiner Palimpsest, vielleicht aus dem 7. Jahrhundert, Zacher l. c. p. 35, 39, und einer mülbacher Pergamenthandschrift des 9. Jahrhunderts, eb. p. 34: *Julii Valerii res gestae Alexandri Macedonis translatae ex Aesopo graeco*) sowie in einer leidener Handschrift der epitome aus Julius Valerius (9. Jahrhundert, in Zacher's Ausgabe von *Julii Valerii Epitome*, p. V) findet. Es hängt damit wol zusammen, daß zwei Handschriften des Pseudo-Kallisthenes (Zacher, p. 7 u. 14) demselben die Fabel Aesop's unmittelbar voranbringen oder folgen lassen. Ob aber der Verfasser wirklich Aesop hieß oder die Uebertragung der Namen eine rein zufällige ist, muß dahingestellt bleiben.

Erste Ausgabe des Pseudo-Kallisthenes von E. Müller im Anhang zu Dübner's *Arrian* (f. o.). *Pseudo-Kallisthenes* nach der leidener Handschrift herausgegeben von H. Meusel, in *Jahrbüchern für klassische Philologie*. V. Supplbd. 1871. — Ueber Handschriften und Geschichte des Werkes s. J. Zacher, *Pseudo-Kallisthenes*.

Forſchungen zur Kritik und Geſchichte der älteſten Aufſcheidung der Alexanderſage. Halle 1867.

(Edward Meyer.)

KALLISTO, eine Arkadierin¹⁾, Tochter des Königs Lyſaon (über ſie ſ. beſonders Apollodor. III, 8. 2; Ovid. Metam. II, 404 sq.; Hygin. Poet. astron. II, 1; Schol. in Arat. 27; Schol. in Caesaris Germanici Aratea 38 B sq. in der Ausgabe des Mart. Capella von Gypſenhard. S. 381), als ſolche Lyſaonis (Ovid. Fast. II, 73; cf. *Avanovij avpoc Kallim.* Hymn. in Jovem 41) genannt, nach anderer Nachricht (*Asios* bei Apollod. I. c.) Tochter des Klyteus, oder dem Liebesbunde des Kleus und der Stille entſprungene (*Pherekydes* ibid., Schol. zu Eurip. Orest. 1647) und Entlein des Lyſaon (Klyteus von Tegea nach Hygin I. c.).

Der Jagdluſt ergeben, ſchließt ſie ſich dem Geſolge der Artemis an, bricht aber das der Göttin gegebene Gebötniß ewiger Keuſchheit, indem ſie ſich am Mous Parthenius (Serv. zu Virg. Aen. X, 57 quod ibi virginitas Callistionis delibata sit) den Umarmungen des Zeus hingibt, der ihr in der Geſtalt der Artemis (Amphis comaed. bei Hygin., Apollodor.; Schol. Germ. Arat. II. cc.; Serv. zu Virg. Aen. I, 744; Nonnos Dionys. II, 123; Ovid. Met. II, 425 sq. v. oder des Apollo (Apollodor.) gemäß war. Ihr Geſchritt hat ihre Metamorphoſe in ein wildes Thier (*Orphol. Lucian. resp. dial.* 28. 3) zur Folge; einzelne Schriftſteller (Eurip. Hel. 387; Clem. Alex. Homil. V, 13, cf. Ptolemaeus ad Lykophr. 88^v) laſſen ſie zu einer Edwinn werden; nach den meißten meißen Nachrichten aber wird ſie in eine Bärin verwandelt. Dieſe *dyklogos*, die Euclan (*τεσλ οὐκλόσος* 48) als Gegenſtand der Dichtung nennt, geſchieht entweder durch Zeus, welcher der Göttin ſeine Untreu verbergen (Hygin) oder die Götter vor ihrer Wache ſichern will (Apollod. I. c. und Liban. Narr. bei Weſtermann, Mythogr. gr. p. 374, 34), oder durch die erjürnte Hera (Schol. Germ. Arat.; Ovid. Fast. II, 177 sq.; Serv. zu Virg. Georg. I, 67. 138), die dann die Artemis zu ihrer Erlegung antreibt (Hygin u. Apollodor.), oder durch Artemis, welche ihre Geſchärft, nachdem ſie ihre Schuld bekannt (Schol. Germ. Arat.) oder, nachdem beim Bade ihr unjüngfräulicher Zuſtand entdeckt war (Hyg., Ovid. Fast. II, 177 sq. und Metam. II, 454 sq.) durch die Verwandlung in eine Bärin ſtrafte.²⁾ Vor oder nach der Metamorphoſe gebar Kalliſto den Arkas, den Zeus der Rala (Libanius) oder dem Hermes (Apol-

lorod) zur Pflege übergibt; als ſein Zwillingſbruder wird gelegentlich Pan genannt (*Epimenides* beim Schol. zu Theokrit. Idyll. I, 3; Schol. zu Eurip. Rhesus 36).

Hirten ſaugen die Bärin und bringen ſie dem Lyſaon als Geſchenk dar; als ſie einſt, von Arkas begleitet, in den Tempel des Zeus Lyſaios geräth, unbekannt mit dem ſtrengen Verbot, denſelben zu betreten, wollen die Arkaber ſie tödten (Hygin), oder Arkas ſelbſt, in der Bärin nicht die Mutter ahnend, ſchickt ſich an, ſie für dieſen Frevel zu ſtrafen (Ovid. Fast. II, 184 sq., Serv. zu Virg. G. I, 67; Schol. Arat. I. c.), oder er iſt im Begriff, ſie auf der Jagd zu erlegen (Ovid. Met. II, 496 sq.), kurz; in einem kritiſchen Moment verſinkt Zeus beide (wunderlich Libanius: *ὡς δὲ αὐτῶν ἕως τλῆσμον*), die Mutter macht er zur großen Bärin, den Sohn zum Arcturus oder Arctophylax.³⁾ Auch als Sternbild hat Kalliſto nicht Rube vor dem nachtragenden Jorn der Hera, welche die Leibes anweiſt (Ovid. I. c. 527 sq.), daß ſie die Nebenbuhlerin nicht zum erquidenden Bad in den Meereshöhlen zuläſſt (Hygin I. c. und Fab. 177), weshalb das Gehirn der großen Bärin nie untergeht.

Statt Kalliſto leiſt die Göttin dieſer Erzählung auch wol Megiſto (Arcteus bei Hygin), Themisto (Steph. Byz. s. v. *Ἀρκάς*; Eust. p. 300. 30) oder Heſtie (Schol. Arat. I. c.; Serv. zu Virg. G. I. 67).

Ihr Grab (oder nach dem Erſagten wol ihr Gedächtniſſmal) rigten die Arkaber auf einem mit Blumen beſpangten Hügel, 30 Stadien von der Quelle Arnoi. Auf ſeinem Gipfel ſtand ein Heiligthum der Artemis Kalliſto (über das Verdächtniß der Kalliſto zu dieſer Göttin ſ. K. D. Müller, Dorier I, 372; vgl. Schwend, Mythol. I, 162 fg.; Kreuzer, Symbolik, IV, 710 fg., 3. Aufl.). Im Dienſte der Artemis Brauronia lebte das Andenken an die Kalliſto in dem Ramen *ἄρκωσι* fort, den die der Göttin dienenden Mädchen führten (Ariſtoph. Lysistr. 645, *Harpor.* s. v. *ἀρκωσῶνα*, vgl. K. F. Hermann, Gottesdienſt. Alterthümer S. 62, 9—12).

Die Statuen der Kalliſto, des Arkas und ſeiner Kinder fertigte Pauſanias von Apollonia als Weihegeſchenk der Regenten zur Delphi (*Pausan.* X, 9. 3; vgl. Brunn, Geſch. d. Gr. Künſt. II, 283), wofür ſie in der Leſche Polygnot in der Peſtha die Kalliſto dargeſtellt hatte mit einem Bärenfell bekleidet, die Hüſe im Schooß der Nemea (*Paus.* X, 31. 3). Uns ſind ſichere antiſte Darſtellungen der Kalliſto und ihrer Schwägerin (ſ. Ann. 2) nicht erhalten. (R. G. Godechens.)

KALLISTRATOS, geb. um 410 v. Chr., Sohn des Kalliſtrates und der Epibnna, einer Familie angehörig, welche ſchon früher durch populäre Anträge die Gunſt des atheniſchen Volkes ſich zu verſchaffen gewußt hatte, war einer der angeſehenſten und einflußreichſten atheniſchen Redner, und als ſolcher beſonders

1) Doid gibt ihr drehalb die von Städten und Bergen dieſes Landes berühmten Namen Karnaalis, Konerina, Parreboſte, Terzota. 2) Zeus als Artemis und Kalliſto im Beſitz der Apollo wollen die neoplatoniſchen Myſtiker in dem räthſelhaften Wandgemälde Pittara d'Ercoleano II. 10. p. 65 erkennen, andere Denkmäler ſehen ſie ſie in die Wandgemälde in den vom Veſuv verläuterten Städten Gumo. S. 193 zu Nr. 970. 3) Welcher (Aeschyl. Tril. Prometh. S. 540, Ann. 833) iſt zu der Annahme geneigt, in dem von Heſychius angeführten *Alon* des Heſychius ſei die Gage von der Kalliſto behandelt geweſen. 4) Nach Apollodor wird ſie von der erjürnten Göttin getödtet, die Doid nur aus ihrem Kreis gehoben.

5) Nach Eratosth. Cataſter 8, Arat. Phaen. 911, Schol. Germ. Arat. 89 iſt Arkas der Vater, den Lyſaon ſchicket und dem ihn beſuchenden Zeus zur Ehe weiht; dieſer aber ſagt den Körper wieder zuſammen und verſinkt ihn.

von Demosthenes und Aeschines wiederholt anerkannt (Schäfer, Demosthenes, I, S. 10.). Sein Privatcharakter scheint nicht besonders ausgezeichnet gewesen zu sein, da Theopomp ihn den Lüste ergeben schildert (Fr. 95 bei Athen. IV, p. 166) und auch die Komiker ihn wegen seiner Wollust und Lederfaßigkeit zum Gegenstand ihres Spottes gemacht haben. Durch die Gabe seiner jürenden Beredsamkeit rettete er sich vor der Anklage, als er und Chabrias im Jahre 369 den Athenern zu einem Vergleich mit den Thebanern gerathen hatten, und hielt jene berühmte Rede, *εἰς τὴν ἀπολογίαν δίκην*, welche Demosthenes zum Studium der Beredsamkeit begehrte (Gellius, Noct. Att. III, 13; Plut. Dem. 5; Schäfer a. D., S. 96 sq. und S. 275). Auch Chabrias, vertheidigt von Lykoleon, wurde damals freigesprochen. Er ist durch seine rednerische Kunst das bedeutendste Vorbild des Demosthenes geworden (Schäfer, a. D., S. 302), der vier volle Jahre ihn zu hören Gelegenheit hatte (Schäfer a. D., S. 277) und um seinerwillen der Akademie Plato's den Rücken lehrt. Aber auch in militärischer Beziehung hat er eine hervorragende Rolle gespielt; er war 378/77 mit Timotheus und Chabrias Feldherr und 373 mit Iphikrates und Chabrias (Schäfer a. D., S. 57), und als solcher verhandelte er mit Gallias im Jahre 372 den Frieden mit Sparta, dessen Zustandekommen wesentlich seinem Auftreten zuzuschreiben ist. Als Politiker war er Patriot und als solcher der größte Gegner des Epaminondas und der böstischen Partei, wobei sein Streben sein besonderer Vorwurf trifft, aber er war kein Idealist, sondern vertrat vorzugsweise die Utilitätsprinzip; sein Gegner war Melanopus (vgl. Plut. Demost. 13; über dem. Aristot. Rhet. I, 15, Xenoph. Hellen. VI, 3). Der bedeutendste staatsmännliche Act war das Zustandekommen des jüngeren athenischen Seebundes im Jahre 378, wo er besonders für die Einführung der modificirten Steuern seitens der Bundesgenossen, die er in Beiträge (*συμβάσεις*) umtaufte, und für die Vereinbarung der Höhe derselben thätig war (Schäfer S. 27 sq.; vgl. Busolt, Der zweite ath. Bund, S. 703 sq. Die letzte politische That, die ihm gelang, war das Bündnis mit den Spartanern, Eiern und Akadern gegen die thebanische Hegemonie im Jahre 364, wobei ihm aber nicht gelungen war, bei derselben Gelegenheit auch die Argiver und Messenier zu gewinnen trotz seiner in Messene gehaltenen, offenbar berühmt gewordenen Rede (Arist. Rhet. III, 17, S. 1418^b und Schäfer S. 113, Note 1). Aber gerade dieses letzte peloponnesische Bündnis war die Ursache zu seinem Sturz, obwohl die directe und greifbare Veranlassung dazu nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist. Schäfer a. D. S. 115 sucht sie vorzugsweise in den Unfällen, welche die Athener an den thrakischen Küsten und in den thessalischen Gewässern erlitten, und die durch die von ihnen unterlassenen Seerüstungen und die Unkosten des arabischen Feldzugs veranlaßt waren. Kallistratos versuchte auf eine Vertheidigung, begab sich, noch bevor das Urtheil gefällt war, in die Verbannung und lebte in Macebonien am Hofe des Perdikkas und später Philippi's, zeitweise auch auf Thasos und in Byzanz.

Auch hier entsagte er nicht ganz seiner politischen Thätigkeit, die übrigens den Beweis liefert, daß er mit Athen noch fortgesetzte Beziehungen hatte und deshalb noch einen mächtigen Anhang gehabt haben muß. Macebonien verpflichtete er zur Dankbarkeit, indem er das Jolkwein reformirte dadurch, daß er Verodpungung des Radies der Hofenjölle durch Erleichterung der Caution bewirkte (Both, Staatsb. I, S. 430 und 32 sq.). Während seines Aufenthaltes in Thasos im Jahre 360 bestimmte er die Thesen, die am Festlande gegenüberliegende Stadt Dato's (auch Daton genannt), die in fruchtbarer Gegend und benachbart den Goldgruben des Pangdon lag, mit Anwohnern zu bewohnen, welches Unternehmen leider wenige Jahre darauf mit der Zerstörung der Colonie durch Philippi von Macebonien am Ende erreichte (vgl. Scylax, Periopl. 67, p. 27; Zenob. IV, 34; Schäfer S. 120 Note). Schon nach kurzer Zeit verließ jedoch Kallistratos nie von ihm angelegte Colonie und begab sich nach Byzanz, wo er als Schwabürger aufgenommen wurde. Doch scheint ihn im Jahre 355 die nie erlöschene Sehnsucht nach der Schweiz über die trostlose Lage und Verlegenheit der Athener nach vielen Verläufen zur See und bei völliger finanzieller Erschöpfung in seine Heimath zurückgetrieben zu haben. Leider täuschte er sich in Betreff der Aufnahme, die er finden würde; trotzdem er zum Alter der 12 Götter hoch, wurde er ergriffen und hingerichtet (Lycurg. adv. Leocrat. 93 p. 159). Das delphische Orakel hatte ihm auf sein Befragen geantwortet: „er werde dort finden, was redend ist“. Vgl. auch Heiband, Vitae Iphicr., Chabriae, Timothei p. 114—116 (Berlin 1845). (H. Flach.)

KALLISTRATOS, ein namhafter alexandrinischer Grammatiker im Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr., gehörte zur Schule des Aristophanes von Byzanz, wober er zum Unterschiede von andern den Beinamen *ὁ Ἀγοραῖος* führt. Seine wissenschaftliche Thätigkeit bestand hauptsächlich in der Herausgabe von Commentaren zu griechischen Dichtern, besonders zu Homer, Aristophanes, Euripides, Cratinus, von denen uns leider nur einzelne Fragmente in den Scholiensammlungen und bei Athenäus erhalten sind. Außerdem wird von Athenäus III, S. 125 B und Erotian, Glossar. Hippocr. ris Werk unter dem Namen *Συμπύρασις* citirt, das nothwendig sieben Bücher gehabt haben muß und eine Quelle der späteren Epitographen Harpocration, Hesychius und Photius gewesen ist. Mit seinen Commentaren über die griechischen Komiker scheint in Zusammenhang zu stehen ein anderes Buch, welches Athenäus XII, S. 591 D unter dem Namen *περὶ τραγῳδῶν* nennt. Die Fragmente sind edit von R. Schmidt, Comm. de Callistr. Aristophaneos, Halle 1838 (im Anhang des Aristophanes von Rauf). Vgl. auch Müller, Fr. hist. IV, p. 353 not. — Verchieden von diesem ist Kallistratos, mit dem Beinamen Domitius, der vermutlich freigelassener eines vornehmen Römers gewesen ist und im ersten Jahrhundert v. Chr. gelebt hat. Seine Hauptchrift handelt über das pontische Heracleia, die nicht nur eine Quelle zahlreicher geographischer Details für Stephanus des

Byzanz gewesen ist, sondern auch biographisches Material enthalten haben muß, wie wir aus Euidas (d. h. Gephyrius) s. v. *Isopartyz* und *Philodemos* ersehen. War doch das pontische Heraclides die Vaterstadt vieler in der Wissenschaft sehr hervorragender Männer (Heraclides u. a.). Ein zweites Werk desselben Autors handelte über Samo- thrace und ist uns durch ein längeres Exzerpt bei Dionys. Hal. I. 68 bekannt. Fragmente (mit Ausnahme der im Euidas) bei Müller, IV, S. 353 fg. Mit Unrecht hat Schmidt, Callistrat., S. 24 fg., diesen Historiker mit dem Grammatiker identificirt, andere gar mit dem berühmten antiken Redner, obwohl das Richtige sich schon findet bei Kubntentus, Hist. crit. Orat. p. LX.

Kallistratos, ein Sophist, von dem wir weder das Vaterland noch das Zeitalter kennen, der aber sicher jünger ist als Philostrat und gewöhnlich der zweiten Hälfte des 2. oder dem 3. Jahrhundert n. Chr. zugehörig wird. Er verfaßte eine schwalligke und wenig originelle Beschreibung von 14 Statuen (*Expositio*), worüber zu vergleichen Heyne, Opusc. ac. V, p. 196—225. Diese uns erhaltene Schrift ist gewöhnlich mit der ähnlichen Schrift des Philostrat (*Elencus*) editirt worden, am besten von Krieger. (H. Flach.)

KALLIWODA (Johann Wenzel), bekannter Componist und Violinist; den meisten Angaben zufolge den 21. März 1800, nach andern dagegen den 21. Febr. desselben Jahres, wieder nach andern zwar an demselben Datum, aber ein Jahr später geboren. Kalliwoda studirte am prager Conservatorium und machte hier (1810—1816) den vollen sechsjährigen Course durch, sich zum Violinvirtuosen und Componisten ausbildend. Nach absolvirten Studien trat er als Geiger in das prager Theaterorchester ein. Im Jahre 1822 unternahm er eine Concertreise nach Süddeutschland und machte in München die Bekanntschaft des musiklebenden Fürsten von Fürstberg, welcher ihn zu seinem Kapellmeister ernannte und mit nach Donaueschingen nahm. Kalliwoda unterzog sich seinen neuen Obliegenheiten als Dirigent mit großer Gewissenhaftigkeit und unternahm nur noch einzelne Kunstreisen nach Leipzig, sowie nach einigen andern Städten Deutschlands. Im Jahre 1853 zog er sich in den Ruhestand zurück und starb am 3. Dec. 1866. — Kalliwoda war eine durch und durch musikalische, aber mehr anmuthige als großangelegte Künstlernatur. Er vertrat daher in seinem Spiele wie in seinen Violincompositionen hauptsächlich das gefällige Genre. Sehr beliebt waren seine effectvollen Doppelvariationen für 2 Violinen in E dur. Ebenso wurden die Studien Op. 64 und Op. 67 wegen ihres violinmäßigen Wohlklanges, besonders aber ihres technischen Reizens wegen eine Zeit lang von den Geigern gern und viel gespielt. Die Compositionen Kalliwoda's haben alle eine hübsche, freundliche Außenseite und fallen ins Gehör, jedoch fehlt es ihnen meist an Idealität und tiefem künstlerischem Gehalt. Sie haben sich daher großentheils überlebt. Ausgenommen sind hiervon eine Anzahl seiner Vieler, vor allem aber seine erste, 1826 erschienene Symphonie in F moll, welcher die übrigen

fünf an musikalischem Werthe nur wenig nachstehen; dagegen machen seine Concertouverturen mehr den Eindruck gefälliger Gelegenheitscompositionen. Auch von seinen beiden größeren Opern (Bianca, Christine) hat sich keine auf dem Repertoire erhalten. Kalliwoda war überaus productiv. Es gibt kaum einen Zweig der Musikliteratur, welchen er nicht cultivirt hätte. Geradezu unendlich ist die Reihe seiner Salonstücke für Violine, bestehend in Waltzarten, Variationen, Rondeaux, Arrangements u. s. w. Diese aber sind es besonders, welche — weil hinter dem erster gewordenen Zeitgenosse zurückbleibend — schon jetzt der Vergessenheit anheimgefallen sind. (A. Tottmann.)

KALLUNDBORG ist das westliche Hafen- und Handelshäuptstadt der dänischen Insel Seeland, in 55° 40' 12" nördl. Breite und 28° 47' 19" östl. Länge von P., an dem früher Häwölz genannten Kallunborger Fjorde des großen Beltes, der zwischen den Vorgebirgen Resenäs und Anäs einmündet. Es ist ein offener Ort des Amtes Holbäk und zählt 3167 Einwohner (im J. 1820: 1200), welche Ackerbau und Fischfang, auch einen ansehnlichen Handel mit Korn und Vieh treiben. Durch die Dampfschiffahrten von hier nach Aarhus (sprich Orhus) wird die Verbindung zwischen Seeland und Jütland hergestellt. (G. A. von Klöden.)

KALMAR, in 56° 40' nördl. Breite und 34° östl. Länge von P. in 6 Meter Höhe, mittlere Jahrestemperatur 7,6° C., ist die Haupt- und Stapelstadt des schwedischen Kalmar-Län (s. d.), und liegt an dem die Insel Öland abtrennenden 7,5 Kilom. breiten Kalmar-Funde auf der durch eine Brücke mit dem Festlande verbundenen Insel Duarnholm. Sie ist Sitz eines Landeshöfings und eines Bischofs und zählt 10,469 Einwohner (im J. 1820: 3058). Die alte Stadt lag vor dem Schlosse, wurde aber nach dem Brande von 1647 auf der gegenwärtigen Stelle sehr regelmäßig aufgebaut und mit Bällen umgeben. Das sehr alte, von Oskar I. wiederhergestellte Schloß liegt 1,5 Kilom. von der Stadt entfernt, hat vier Kuppelthürme, ist die Residenz der Söhne des Birger Jarl, des Ragnar Ludlös und des Ragnar Smel gewesen, und in ihm sind viele Reichthümer gehalten worden. Die Schloßkirche ist noch im Gebrauche, die übrigen Balle wurden seitlich als Magazin, Gefängniß, Museum und Bibliothek verwendet. Solange Dänemark im Besitze der Provinzen Halland, Smöland und Blekinge war, bis 1660, hieß Kalmar der Schlüssel von Gotland. Witten in der Stadt steht die nach der Peterskirche zu Kom gebaute Kathedrale. Die Stadt hat Schiffswerfte, Zuder- und Tabaksfabriken, Bolleweberei und Wollschleberei, und handelt mit Bretern, Balken, Theer, Pech und Fliesen und Steinen aus Öland. Der Hafen ist gut. Im Mittelalter war sie eine der bedeutendsten Handelsstädte Schwedens. Jetzt besitzt sie 114 Schiffe von 3107 Keulston. Von den 1873 ausgegangenen 552 Schiffen gingen 243 nach Deutschland, 189 nach Dänemark, 100 nach Großbritannien. Die Ausfuhr besteht in Bretern, Balken, Theer, Gaster, Zännhölzern u. s. w. — In dem Schlosse zu Kalmar

wurde im J. 1397 ein wichtiger Act vollzogen. Die Tochter des Dänenkönigs Waldemar IV. Aterdag, Margarethe, welche die Gemahlin des norwegischen Königs Halon war, erhielt nach ihres Vaters Tode auch die Herrschaft in Dänemark; und als die Schweden sich gegen ihren deutschen König Albrecht empörten, übertrugen sie das Regiment gleichfalls an Margarethe.

Dieser klugen Frau, der Königin des Nordens, gelang es, die drei Reiche zu vereinigen, die Kalmarer Union zu schließen und auf ihren Großneffen Erich von Pommern zu übertragen. Diese Vereinigung sollte indess nur eine Personal-Union sein mit der Verpflichtung gegenseitiger Passenbüsse; dabei blieben die herkömmlichen Rechte und Verfassungen in jedem der drei Reiche unverändert bestehen. Die Union blieb indess nur ein großer Name und ging ohne bleibende Frucht vorüber. 1438 ging es verdienertmaßen mit Erich's Herrschaft zu Ende; und in Kalmar hielten dänische und schwedische Reichsräthe schon Rath, ob es nicht zweckmäßiger wäre, wenn die Union gelöst würde und jedes Land seinen eigenen König wählte. Dennoch wählten 1439 Dänemark und Schweden Erich's Schwessterohn, Christoph von Baiern, zu ihrem Könige und dem Erich wurde die Treue gelündigt. Christoph wurde 1442 in Döblo oder Dölo (wo jetzt Christiania steht) und Upsala gefront und nannte sich „König von Dänemark, Schweden, Norwegen, der Wendon und Gothen“. Er starb schon 1448, und damit zerrissen die schlaffen Bande der Kalmarer Union: Schweden wählte Karl Knudson zum Könige, Dänemark den Grafen Christian, Kessen Adolfs von Schleswig-Holstein. 1481 folgte diesem sein Erstgeborener, Johann oder Hans; dieser legte sich den Titel bei: „Erwählter König zu Dänemark und Schweden, rechter Erbe zu Norwegen“ u. s. w.; denn am 7. Sept. 1483 wurde durch den Kalmarer Reichsversammlungsbeschluss, „dass die drei Reiche wieder zusammenbleiben sollen in ewigem Frieden, Liebe und Verbündniß unter Einem Herrn und Könige zu ewigen Zeiten“. Dessen Sohn, Christian II., setzte sich als König von Dänemark und Norwegen 1520 durch Gewalt auch in Besitz des schwedischen Thrones. Damit wurde also die Kalmarer Union wieder hergestellt, aber auch geschloffen; denn schon 1521 wurde Gustav Wasa Reichsoberhaupt in Schweden.

(G. A. von Klöden.)

KALMAR-LÄN, eine schwedische Küstenprovinz der Ostsee, zwischen 56° 15' und 58° 15' nördl. Breite, im Norden von Karlskrona, im Süden von Östgothland, im Osten von Jönköping und Kronoberg, aus dem östlichen Theile Smölands und der Insel Deland zusammengelept. Der Flächeninhalt beträgt 11493 1/2 □Kilom. oder 208 1/2 geogr. □Mell., wovon 5 1/2 Proc. Seen sind, und zählte 1878: 243,600 (im J. 1800 129,600) Einwohner. Darin liegen die Städte Kalmar, 10,469 Einw., Brevstev, 6007 Einw., Oskarshamn, 5348 Einw. und auf Deland Borgholm 897 Einw. Die Oberfläche ist eine wellenförmige Mulde, im Norden und Westen von einem Höhenrücken umgeben, und durch-

schnitten von einem andern, der Deland gegenüber ins Meer abfällt. Die zerstreute Küste hat im Norden Buchten und zahlreiche Fjörde, die wichtigsten der Bohus sind Surfan und Westerviken. Unter den Seen ist der Özer der bedeutendste. Auch die Flüsse sind nicht von großer Länge; der größte ist die Em Å, welche in 57° 10' nördl. Breite in den Kalmarischen Sund mündet. Dennoch ist die Bevölkerung reichlich. Der Boden ist in der Niederung leidet, aber fruchtbar; das Klima ist, aber gesund. Der Ackerbau liefert den Bedarf an Korn und Hülsenfrüchten, auch Gemüße, Rüben und Kartoffeln, namentlich aber viel Flach; was gewonnen Doh, und die Waldungen sind reich an Eichen, Buchen und Fichten. Die Viehwirtschaft ist ansehnlich, das Meer reich an Fischen, namentlich an Strömlingen. Es bestehen Eisenhütten und Alaunwerke. Die Bewohner, Schweden, hoch und kräftig von Wuchs, ernst, trotzig und kurz angebunden, allgemein mit Holzschindeln bekleidet, treiben fleißig Fischfang, Schiffahrt, Ackerbau, Spinnerei und Weberei im Hause. Sie verhandeln Eisenwaaren, Alaun, Bleh, Butter, gefirnietes Holz, Beer und Bech. Das Land wird von den Eisenbahnen Kalmar-Emmaboda und Oskarshamn-Kalffjö durchzogen.

(G. A. von Klöden.)

KALMEN oder Dolbrums nennt man den schwed. in der Gegend des Aequators um die Erde laufenden Gürtel zwischen den Passatwinden der nördlichen und denen der südlichen Hemisphäre, welcher durch Windstille oder schwache veränderliche Winde charakterisirt ist. Dieser Gürtel liegt etwa zwischen 5° nördlicher und 5° südlicher Breite und in ihm fällt Regen das ganze Jahr hindurch, am häufigsten im März und im September, etwas weniger im Juni und December. Es bezeichent die Gegend der größten mittleren Erwärmung der Erde und des niedrigsten Luftdruckes, und verschiebt sich, der Sonne folgend, um wenige Grade, so daß er in unserem Winter schwächer ist als im Sommer, hält sich aber mit seiner Regenmenge immer nördlich vom Aequator. Der reichliche Regen zeichnet sich aus durch die meist nachmittags eintretenden Gewittergüsse, bei denen der Donner fast ununterbrochen rollt. Die hier in den aufsteigenden Luftstrom übergehenden, mit Feuchtigkeit gesättigten Passate entsorgen sich hier ihres Wasserdampfes durch die geringe Ursache: daher die fetten Gewittergüsse, die veränderlichen Winde, zumellen die Windstille, überhaupt das schlechte Wetter, das den Seefahrer treibt, sobald als möglich diese Gegend wieder zu verlassen. Die andauernden Wolken des aufsteigenden Luftstromes hemmen bei Tage die Einwirkung der Sonne und verhindern bei Nacht die Abkühlung; daher ist die Luft stets unerträglich warm und feucht, und wir müssen uns die Atmosphäre des Aequators verständlich von elektrischem Feuer durchzu denken.

(G. A. von Klöden.)

KALMIA ist der Name einer zu den Ericaceen gehörigen Pflanzengattung, welche Linné zu Ehren seines Schülers Peter Kalm, zuletzt Professor der Botanik zu Ubo, benannte. Der Gattungsscharakter ist folgender:

der Reich ist fünftheilig, mit kleineren oder größeren, fast blattartigen, stehenbleibenden oder abfallenden Zipfeln. Die Blumenkrone ist weit glockenförmig oder fast präsentellerförmig, mit trichterförmiger Röhre und fünftheiligem Saume, dessen Zipfel eingealtet-flappig aneinanderrliegen. Die zehn unterständigen, von der Kronröhre eingeschlossenen Staubgefäße haben priemliche, anfangs einwärtsgekrümmte, später elastisch zurückspringende Fäden und auf dem Rücken eingesägte, breit-längliche, kumpfe, zuerst besonderen Gräbchen der Kronröhre eingesägte, zuletzt freie und den Blütenraub ausstreuende Beutel, deren Fächer an der Spitze mit kleinen Köchern aufspringen. Es ist ein zehnerblättriger Diskus vorhanden. Der Fruchtknoten ist fast kegelförmig, fünfspaltig, der Griffel fadenförmig, stehenbleibend oder abfallend, die Narbe kopfförmig. In den Fächern sind zahlreiche Eichen vorhanden, welche den dem inneren Winkel angewachsenen Placenten in wenigen Reihen eingesügt sind. Die Kapfel ist kegelförmig, fast fünfspaltig, kräftig, fünfspaltig, schiedewandspaltig — fünfspaltig, vielsamig, die Klappen öffnen sich nur Innen an der Spitze und schließen die fast kegeligen, von fruchtiger oder häutiger Samenschale umgebenen Samen ein.

Die hierher gehörigen Arten bestehen aus aufrechten Bäumen oder Sträuchern mit wechselständigen, gegenüberstehenden oder zu drei quirligstehenden, eisförmigen länglichen oder linealischen, ganzrandigen, überwinterten oder abfallenden Blättern, ziemlich großen, meist in achsel- oder endständigen Trauben oder Dolbentrauben stehenden Blüten und schlanken, am Grunde von Deckblättern begleiteten Blütenstielen.

Bekannt sind aus dieser Gattung nur sechs Arten, von denen fünf (*Kalmia latifolia* L., *K. angustifolia* L., *K. cuneata* Michaux., *K. glauca* Aiton und *K. hirsuta* Walter) in Nordamerika von Florida bis Californien und selbst noch in den arktischen Ländern vorkommen, während *Kalmia ericoides* (Wright) auf Cuba gefunden ist. (Garcke.)

KALMUCK, ein langhaariger, tüchtiger oder geföppter, mit glanzreicher Appretur versehener Wollstoff (so genannt, weil die Kalmücken ähnliche Mäntel tragen), der verschieden gefärbt zu Winterkleidern benutzt wird. Der echte Kalmuck wird aus dicke Strichwollgeispinnst lose gewebt, aber sehr gewalt, hart gegraut, doch wenig oder nicht gefeiert. Früher wurde unter dem Namen Kalmuck auch ein atlasartig geföpertes Zeug aus Kammgarn in den Handel gebracht; gegenwärtig wird ein ähnlicher Stoff aus starkem, rauhem Baumwollengarn hergestellt, der durch Appretur das Aussehen des echten Kalmucks erhält. (W. H. Uhland.)

Kalmücken, s. unter Mongolen.

KALMÜCKISCHE STEPPE. Die von den Komadenhämmern der Kalmücken bewohnte Steppe erstreckt sich als ein Theil des großen sibirischen Steppengebietes von der unteren Wolga²⁾ nach Westen durch die Gouvernements Astrachan und Stawropol gegen den unteren Don, die Wanytschäniederung und die Kama. Mit

flach hügelig-welliger, oft von tiefen und steil umrandeten Wasserläufen durchzogener Oberfläcbe³⁾ erhebt sich die Steppe von den Ufern des Kaspiischen Meeres (26 Meter) bis zu den Höhen der Ergeni-Hügel, der einigen über 100 Meter aufliegenden Terrainwelle dieses Gebietes, welche sich als Ausläufer des Wolga-Berg-Ufers von Saerepa in nördlicher Richtung, mit steilem Abfall gegen das Kaspiische Depressionsgebiet bis zur Wanytschäniederung hin erstreckt. Sandmassen, an zahlreichen Punkten zu wandernden Dünenketten aufgetrieben, bedecken auf weite Strecken den Boden, der meist salzhaltig und hier und da von Salzseeflorescenzen überzogen in seinen Vertiefungen zahllose Salzseen und Salzstümpfe beherbergt, die zum Theil eine reiche Ausbeute an Kochsalz liefern.⁴⁾ Muschelreste, die in großen Mengen über die Oberfläche verstreut, sind oft auch noch in anstehenden Bänken gefunden worden, beweisen, daß diese Gebiete erst in jüngster Zeit von den Fluten des großen mit dem Pontus in Zusammenhang stehenden Binnenmeeres verflissen sind, von welchem ein nur geringer Rest in dem Kaspiischen Meere erhalten ist.

Von echt continentalem Klima beherrscht, schwachen diese Steppen unter langen, drückend heißen Sommern, denen in raschem Wechsel kalte Winter folgen. Nirgends in Europa sind die Niederschläge so geringfügig wie hier in diesen von dem Hochsüdtel spendenden atlantischen Ocean am weitesten entlegenen Gebieten. Die Höhe der jährlichen Niederschläge beträgt in Astrachan nur 124 Mm. Dabei erfolgen die Niederschläge namentlich im Sommer (33%) häufig in Form von Plagregen und Gewittererschauern, deren Gewässer rasch verinnen und eine kräftige und dauernde Durchfeuchtung des schwachen Bodens nicht herbeiführen können. Der Steppencharakter ist deshalb hier am schärfsten in ganz Europa ausgeprägt; nur an den oft schon nach kurzem Laufe verfliegenden Flüssen und an künstlich bewässerten Stellen findet sich Baumwuchs und Anbau von Kulturgewächsen; in den eigentlichen von der Saiga-Antilope und zahlreichen grabenden Ragnen bewohnten Steppen entwickelt sich nur in dem kurzen Frühling und zum Theil wieder in dem ebenso kurzen Herbst eine namentlich an den Gebängen der Ergeni-Hügel, sowie in den Terrainensenkungen und Thalschluchten üppigere Vegetation von Gräsern, Zwiebelgewächsen und Kräutern und auf salzhaltigem Boden von Salsola- und *Callicornia*-Arten, während unter der glühenden Hitze des Sommers rasch das pflanzliche Leben absieht der See- und Flußufer ersticht. Feste Ansiedlungen meist russischer Colonisten finden sich dem entsprechend nur entlang der Flußläufe, in der Steppe selbst nur an besonders begünstigten Stellen und längs der großen von Astrachan zum Terek führenden Heerstraße. Die eigentliche Bevölkerung der Steppen bilden die Kalmücken (Olsen), der etwa 150,000 Köpfe starke Rest der in den

²⁾ Vgl. Beiträge zur Kenntniss des russ. Reiches, XVIII, 123.

³⁾ Petermann, Mittheilungen, 1858, S. 93 fg. ⁴⁾ Vgl. unter anderen Schmidt, Die Kaspi.-Kasp.-Riebrung, 1874, S. 38—40.

Jahren 1636 und 1703 aus Central-Asien eingewanderten, im Winter 1770 aber zum größten Theil wieder in ihre asiatische Heimat zurückgekehrten mongolischen Stämme. Mit ihnen bei dem spärlichen Schneefall auch im Winter im Freien gehaltenen, dann aber durch heftige Schneestürme (Buran) vielfach gefährdeten Herden von Rindern, Schafen, Pferden und Kamelen durchziehen die Kalmüden nomadisch die Weidplätze der Steppe. Die Herden bilden ihren Hauptreichtum, sie gewähren ihnen in Felleis, besonders aber in Stuten-, Raub- und Schaafwolle ihre Hauptnahrung, in Wolle, Häuten und Fellen die Rohstoffe für ihre Kleidung und für die Filzdecken ihrer Jurten. Nur weiter im Westen, im Lande der Don'schen Kosaken, sind einige Kalmüden als Ackerbauer ansässig geworden. (Rudolf Credner.)

KALMÜNZ, KALLMÜNZ, alter bairischer Markt im Bezirksamt und Amtsgericht Burglengenfeld (Reg.-Bez. Oberpfalz und Regensburg), mit kath. Pfarrei im Dekanat Schwandorf, liegt in rauher Gegend am Zusammenflusse der Wisz und der vereinigten Nab. Er hat (1880) 1342 Einwohner, 2 Kirchen, 2 Beneficien, ein Spital, eine Volksschule, eine Postexpedition; außerdem eine Brücke über die Wisz und Nab und 2 Burghütten. Zur Gemeinde Kalmünz gehört noch die Einöde Auberg. Kalmünz war im 11. Jahrhundert Sitz eines Pflegamtes, das, nachdem das jetzt in Ruinen liegende Schloß im Dreißigjährigen Kriege durch Brand zerstört war, nach Burglengenfeld verlegt wurde. In diesem bischöflich bambergischen Eigen erwarben 1142 die Nonnen in Niedermünster ein Gut durch Tausch; später hatten die Grafen von Sulzbach diesen Ort mit Holzheim von Bamberg zu Lehen, und 1174 erhielt Kaiser Friedrich I. für seine Söhne darauf die Lebensanwartschaft. Das alte Kalmünz erscheint schon im Salbuch von 1240 im Amte Bettendorf, und wahrscheinlich erwarben die bairischen Herzöge diese Bestung gleich nach dem Erlöschen der Sulzbacher (1188) oder von ihren Nachfolgern, den Grafen von Hirschberg, ohne daß die Hohenstaufen in den Genuß dieser Lebenschaft traten. 1283 befand sich in Kalmünz bereits ein eigenes Schergenamt des Landgerichts Kengenweil, und es stand hier ehemals eine landgerichtliche Kallstatt. Der Markt wurde 1344 von Kaiser Ludwig den Bürgern von Regensburg, 1347 an Markgraf Friedrich von Meissen verpfändet und hatte gleiches Loos mit Burglengenfeld. Bekannt ist die Treue der Bürger von Kalmünz, welche 1504, als der dortige Pfleger das Schloß den Böhmen übergeben wollte, es durch tapfern Widerstand ihrem Landesherren erhielt. Herzog Albrecht verleh dieses Markt 1455 ein Wappen. Die ebedem von Georg Braunsperger dort fabricirten Stollensaiten waren in ganz Deutschland berühmt. (Ferdinand Moesch.)

Kalmus, f. Acorus.

KALOCSA, erzbischöfliche Stadt im pesther Comitat, liegt südlich von Budapest 110 Kilom. entfernt, 4 Kilom. vom linken Ufer der Donau im sogenannten Sersöz (d. h. Noos, sumpsige Gegend), welches von der Donau mit den Nebenarmen Bajas und Sersöz ge-

bildet wird. Die nächstgelegene Dampfschiffabrikation befindet sich bei dem Dorfe Udöz, nordwestlich von Kalocsa. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut, mit geraden und breiten Gassen. Die von Nordwest nach Südost hinziehende Hauptgasse ist mit doppelten Baumreihen besetzt und hat zu beiden Seiten breite Trottoirs; auch die Nebengassen sind meistens mit Algenbäumen besetzt. Die Häuser haben meistens Ziegler- oder Schindeldächer. Ansehnliche und auch in architectonischer Beziehung bemerkenswerthe Gebäude sind: die Kathedralkirche, welche in der ersten Hälfte des vorletzten Jahrhunderts gebaut wurde; der erzbischöfliche Palaß, mit einer etwa 70,000 Bände zählenden Bibliothek und einem sehr reichen Herbarium des jetzigen Erzbischofs Dr. Ludwig Haynald, der mit großer Liebe die botanischen Studien pflegt und befördert; das Collegium der Jesuiten und das aufstehende Gymnasialgebäude; das Pflasterseminar; die Wohnungen der Domberrn; die Gebäude, in welchen sich die Knaben- und Mädchenpräparanden, die höhere Mädchenschule und die Kindererziehungsanstalt befinden. Außer der Kathedralkirche gibt es noch mehrere andere Kirchen und Kapellen. Die gelehrten und kunstliebenden Erzbischofe, namentlich der gegenwärtige Erzbischof Cardinal Dr. Ludwig Haynald, der sich durch seine Geshenksamkeit und Opferwilligkeit einen europäischen Ruf erworben hat, und sein Vorgänger Josef Kunst haben sehr viel zur Verschönerung der Stadt beigetragen und darin viele ansehnliche Institute errichtet. Unter andern errichtete Erzbischof Haynald eine Sternwarte, bereicherte und erweiterte fast alle Lehranstalten, stiftete ein Waisenhaus und eine Versorgungsanstalt für erwerbsunfähige Männer und Weiber.

Kalocsa ist Sitz eines königlichen Oerichtsbezirks, eines Bezirksgerichtes, eines königlichen Steueramts; es befinden sich daselbst zwei Sparkassen, ein Casino und ein Lesclub u. s. w. Nach der Volkszählung von 1880 gab es daselbst 15,789 Einwohner, darunter waren 14,608 Ungarn, 405 Deutsche, 22 Serben, 88 Zigeuner, 556 Kinder unter einem Jahre; der Religion nach waren 15,082 römisch-katholisch, 5 griechisch-orientalisch, 15 Lutheraner, 105 Calviner, 581 Israelliten.

Von der Gesammtbevölkerung wohnen etwa zwei Drittel in der Stadt selbst und ein Drittel auf den Meiereten und Höfen der verschiedenen Prädien, welche zur Gemarkung der Stadt gehören. Die Gemarkung der Stadt ist sehr groß und beträgt 35,258 Kassaalkoch à 1600 □Klafter. Ein großer Theil derselben ist sumpsig und dient bloß als Weide oder ist mit Reihetüpfel bedeckt, auch gibt es große Torfablagerungen, besonders in den Mooren des sogenannten Drög. Der größte Theil der Gemarkung ist den Ueberflemmungen der Donau ausgesetzt, die bisher erbauten Schutzdämme und der zur Ableitung der Binnengewässer gebaute Abzugskanal entsprechen ihrem Zweck nur unvollkommen. Den Haupterwerbsschwelg der Bevölkerung bildet die Landwirtschaft, es wird besonders viel Weizen und Reis gebaut. Auf höher gelegenen Sandrücken gibt es auch

Beingärten. Die Obstcultur ist unbedeutend. Auch die Industrie und der Handel sind unbedeutend, wegen Mangels an guten Landstraßen kann sich der Verkehr nicht entwickeln. Die dem Uebelstande wider eingeräumte die projectirte Zweigbahn abzuhelfen, welche Kalosca mit der Pesth-Semliner Eisenbahn verbinden wird.

An der Stelle der Stadt soll bereits zur Zeit der Römer eine Ansiedelung gestanden haben, und schon der erste ungarische König, Stephan der Heilige, ließte daselbst ein Bisthum. Als erster Bischof wird Africanus oder Anastasius genannt. Später wurde es zum Erzbisthum erhoben, oder vielmehr das von Rablslaus dem Heiligen im Jahre 1094 gestiftete Bisthum Erzbisthum wurde im Jahre 1135 mit dem Kaloscaer Bisthum vereinigt. Paul Tomori, welcher die ungarischen Truppen im Jahre 1526 in der unglücklichen Schlacht bei Mohács commandirte und daselbst seinen Tod fand, war der 58. In der Reihenfolge der Kaloscaer Bischöfe und Erzbischöfe. Dr. Spohnal ist seit der genannten Schlacht der 30. und seit der Stiftung der 88. Inhaber des bischöflichen und erzbischoflichen Stuhls. Während der türkischen Herrschaft wurde Kalosca zu wiederholten malen verwüstet und ward ein eintodes Dorf. Nach Vertreibung der Türken begann sich die Stadt wieder zu heben, besonders unter den Erzbischöfen Graf Emrich Csáky (1710—1733) und Gabriel Batasich (1733—1745). Gegenwärtig sind bios der römisch-katholische Bischof von Großwarden, ferner die Bischöfe von Ganad und Siebenbürgen, und der titulare Bischof von Timinina Suffragane des Erzbischofs von Kalosca; vor dem Jahre 1853 waren es auch der Bischof von Diakovár und Symien, der von Jeng und Modrus und der von Ugram. Im genannten Jahre wurde das Agramer Bisthum zum Erzbisthum erhoben und demselben die Bisthümer Jeng-Modrus, Diakovár und Kreuz untergeordnet.

Es gibt noch mehrere Drikschaften, welche den Namen Kalosca führen; ein Dorf dieses Namens befindet sich in Siebenbürgen im Spolnok-Dobosar Komitat; andere Drikschaften führen diese Nebenbenennung, z. B. Kalosca-Tmsab, Kalosca-Horb, Kalosca-Pá, u. s. w.

(J. Hunfalvy.)

KALOFER, eine am südlichen Abhange des westlichen Balkan gelegene, von einem der Quellbäche des Tundschakflusses durchströmte, von 1160 bulgarischen und circa 40 zigeunerischen Familien bewohnte, also ungefähr 7000 Seelen zählende Stadt, welche, früher zu dem Vaschall von Adrianopel gehörig, durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 der autonomen Provinz Dürumelien einverleibt worden ist. Kalosfer verdankt seinen Ursprung erst der türkischen, also einer verhältnißmäßig neuen Zeit; es ist immer fast ausschließlich von Christen bewohnt gewesen und behauptet sogar, im Besitze eines Heiligtums gewesen zu sein, nach welchem Türken sich daselbst nicht niederlassen dürfen. Das Bemerkenswerthe an dem Orte ist seine hochentwickelte Industrie; daselbst werden nämlich in bedeutenden Quantitäten allerlei Wollamtenwaaren und zwar hauptsächlich die bei der

orientalischen Kleidung unentbehrlichen Schnüre (ghaitán), sowie auch ein im Orient beliebter Röbelstoff, Mindertis, fabricirt, welche Artikel weit und breit in den Ländern der Balkanhalbinsel ihren Absatz finden. Die Bewohner Kalosfers haben auch längt das den Ort durchfließende Bergwasser als mechanische Treibracht nutzbar zu machen verstanden; mittels vielfach abgezweigter Kanäle in die Häuser geleitet, setzt dasselbe das Räderwerk von ungefähr 700 Spindeln in Bewegung. Kalosfer besitzt eine gute bulgarische Schule und drei Kirchen griechisch-katholischer (orthodoxer) Confession, außerdem noch zwei Frauenklöster und ein in jener Gegend des Balkanlandes berühmtes Mönchslokal Sr. Bogoroditza (zur heiligen Gottesmutter), ebenfalls des Griechitibes an der Heiligen Njela in den Hochhöhen der mächtigen Balkan-Kuppe Djumrutschal gelegen. Ueberbau macht die Stadt einen wohlhabenden Einbruck; in der Schlucht, durch welche ihr Gewässer herabflommt, amphitheatralisch aufsteigend, gewährt sie mit ihren aus Weinreben und Obstbäumen aufstauenden Mauern, ihren hochliegenden Dörfern und Klöstern einen ebenso interessanten wie freundlichen Anblick. Der der Stadt zunächst liegende Theil des Balkan wird nach ihr Kalosfer-Balkan genannt; es befindet sich daselbst zwischen dem Djumrutschal und der Danj-Göbe ein nur selten benutzter und als schwierig und sogar lebensgefährlich verurtheilter Paßübergang, der Kollaitapaß geheißen, zwischen dem westlichen Tundschakthal und einem der Quellbäche der Ruffja, eines Nebenflusses der Pantra, durch welchen Paß Kalosfer mit Selwi und andern Punkten im Norden des Balkan, sowie mit dem Dsmathal, in Verbindung gesetzt werden kann. — In dem letzten russisch-türkischen Kriege wurde Kalosfer schon im Monat Juli 1877 von dem fliegenden Corps des General Gurko besetzt, nach der russischen Niederlage vor Plewna aber wieder aufgegeben und dann nur gelegentlich und vorübergehend von Truppenjungen berührt. — Kalosfer ist nicht zu verwechseln mit Kilsfar, einem am Nordfüße des Balkan gelegenen Städtchen an der Drenka, einem Nebenflusse der Pantra. (O. Rosen.)

KALOJOANNES (Calojoannes, Kalojan, Joannitus, *Καλογιάννης*), bulgarischer Jar von 1197—1207, gehörte zu der bulgarischen Herrscherfamilie der Mseniden. 1188 war er den Byzantinern als Geisel gegeben worden, aber entflohen. Nach Ermordung seines Bruders Johannes Isten I., des Wiederbegründers des bulgarischen Reiches (1186—1197), folgte er diesem, zuerst gemeinsam mit dem andern Bruder Peter, der aber noch 1197 ermordet ward. Die Regierung des Kalajoannes ist ausgefüllt von unaufhörlichen Kämpfen erst gegen das byzantinische Reich, dann gegen die Franken, nachdem 1204 die fränkische Eroberung Constantinopels stattgefunden hatte. Als Bundesgenossen gegen Byzanz benutzte er die hritinischen Kumanen (seine Frau war eine Kumanin), die mit grausamer Wildheit jährliche Raubzüge nach Macebonien und Thracien machten und mit den Bulgaren zusammen das griechische Reich auf die letzte Stufe der Schwäche und Verödung brachten. Kalajoannes gab durch seine Eroberungen dem bulgarischen

Staat eine bedeutende Ausdehnung, auf der einen Seite bis an die Morawa und Belgrad, auf der andern bis ans Schwarze Meer und fast bis nach Constantinopel und Thessalonich. Die Befestigung brachte ihn in Conflict mit Ungarn, zu seiner Sicherung suchte er, wie das bulgarische und serbische Fürken in bedrängten Zeiten öfter thaten, Verbindung mit dem Papste und von diesem Anerkennung der Jarenwürde: 1204 wurde er in der That in der Hauptstadt Trnovo durch einen päpstlichen Legaten gekrönt, der Anblich an die römische Kirche, wie von Rom das Verhältnis aufgelöst wurde, ist aber nie zur Wirklichkeit geworden. Mit den Franken hatte Kalojoannes sich anfangs gegen die Griechen verbündet wollen für die Anerkennung seines Reiches, er wurde nicht bloß zurückgewiesen, sondern die Franken machten selbst auf dies Reich, als ein den Griechen widerrechtlich entziffenes Land, Anspruch. Dadurch wurde Kalojoannes gedrängt, den ihn zu Hülfen rufenden, sich gegen die Franken empörenden Griechen beizustehen; am 15. April 1205 schlug er die Franken unter Kaiser Baldwin vollständig, Baldwin selbst ward gefangen und soll in der Gefangenschaft eines gewaltsamen Todes gestorben sein. Der Krieg währte fort, zu gleicher Zeit gegen Franken und Griechen, die bald mehr von dem Jaren als von den Franken zu fürchten hatten und von ihm abfielen. 1207 rüdte Kalojoannes vor Thessalonich und belagerte die Stadt, ward aber in der Nacht von einem Kumanen in seinem Zelt schlafend erstickt. Unter allen Befähigern der Griechen ist Kalojoannes einer der unverfälschten, die Byzantiner nannten ihn in ihrem Haße „Skyljojoannes“ (Hundel), während er sich selber als Romaioktonos (Griechenlöbter) bezeichnet haben soll, den Namen Bulgaraktonos, der dem Zerstörer des ersten bulgarischen Reiches, dem Kaiser Basilus, beigelegt war, parodirten. Vgl. G. Zireck, Geschichte der Bulgaren, Prag 1876; Hopf, Griechische Geschichte in diesem Werke, I. Section, 85. Th. S. 166 fg. — Die stralischen Verhältnisse s. Golubinskij; Ozerk istorii pravoslavnych cerkwej, bolgarskoj etc. (Moskau 1871); die Correspondenz zwischen Kalojan und Innocenz III. bei Zeiner, Monumenta Slavorum meridionalium (Romae 1863). (R.)

KALOJOKI (Fischflus), ein Fluß des Uleborg'schen Gouvernements im Großfürstenthum Finland, entsteht aus der Vereinigung zweier Flüsse, des Jojoki oder Stur-uf (oder großen Flußes) und des Wäräjoji. Ersterer entspringt aus dem See Kala und legt seinen Lauf 107 Kilometer fort. Dann vereinigt er sich mit dem aus dem See Pitijuri entspringenden Wäräjoji und beide vereinigt nehmen darauf den Nameu Kalojoji an. So vereinigt ergießen beide Flüsse sich nach einem Laufe von 11 $\frac{1}{2}$ Kilometer in den Bottnischen Meerbusen.

Der Fluß ist nur 3 Kilometer von seiner Mündung an schiffbar und zwar für Fahrzeuge, die nicht tiefer als 5–6 Fuß gehen. Er ist sehr reich an Fischen, besonders Lachsen, woher auch der Name Kalojoji rührt.

(A. v. Wald.)

KALOMEL, Quecksilberchlorür (Einfachchlorquecksilber, Galbchlorquecksilber, versüßtes Quecksilber, Hydrar-

gyrum chloratum mite, Hydrargyrum muraticum mite, Mercurius dulcis, Panacea mercurialis, Draco mitigatus), ist eine Verbindung von Quecksilber mit Chlor nach der Formel Hg, Cl $\frac{1}{2}$, welche in der Natur als Quecksilberbornerz vorkommt. Rönlich wird dieselbe dargestellt durch Fällen der Lösung eines Quecksilberquecksilberes mittels Salzsäure oder Chloramtrium (Schwefel) oder durch trockene Sublimation von Quecksilberchlorid mit metallischem Quecksilber. Das Kalomel bildet rhombische Prismen, welche bei dem durch Fällen dargestellten Präparate ein rein weißes, bei dem mittels Sublimation erhaltenen ein gelblich-weißes Pulver liefern; als feines weißes Pulver schlägt sich das Kalomel auch nieder, wenn bei der Sublimation die Quecksilber-Dämpfe zugleich mit Wasserdämpfen in den Ballon treten.

Das Kalomel ist in kaltem Wasser, Alkohol und Aether unlöslich, wird durch siedendes Wasser zerlegt, verflüchtigt sich, ohne vorher zu schmelzen, zerfällt bei wiederholter Sublimation theilweise in Chlorid und metallisches Quecksilber, welches letztere auch infolge der Einwirkung des Lichts auf Kalomel ausgeschieden wird.

Als Arzneimittel findet das Kalomel häufige Anwendung, sozwe inellich als äußerlich. In erster Hinsicht wird es besonders benugt bei acut entzündlichen Zuständen, bei denen die aufsteigende Wirkung des Quecksilbers überhaupt verwerthet werden soll, ferner bei Syphilis, Abdominal-Typhus, Brechdurchfall, sowie bei chronischen Affectionen der Leber und Milz, bei Wasser sucht. Außerdem wird das Mittel bei zahlreichen Affectionen als Laxans gebraucht, wenn eine einmalige Darmentleerung herbeigeführt, sowie da, wo gleichzeitig auf die Gallensecretion einwirkend werden soll. Als Beweis für die besondere Einwirkung des Kalomel auf die Abgangzeit der Leber wird namentlich die eigenthümliche grüne oder sehr dunkle Färbung der nach Verabreichung des Mittels entleerten Stuhlmassen betrachtet, da dieselbe durch starken Gehalt an Galle bedingt sein soll (Kalomelstühle). Eine Eigenthümlichkeit der Wirkung des Kalomel besteht ferner darin, daß dasselbe, namentlich bei innerlichem Gebrauche, leicht Speichelfluß (Salivation) und Entzündung des Zahnfleischs, mit ihrem nachtheiligen Einfluß auf die Zähne, hervorbringt.

Außerlich braucht man das Kalomel zum Einstreuen bei verschiedenen Augenaffectionen, namentlich bei Hornhautflecken und Pusteln der Bindehaut, sowie als Streupulver oder in Salbenform bei chronischen (namentlich syphilitischen) Geschwüren und Rindplonen (Bruchwarzen). Ferner ist es (mit Glycerin vermennt) zu Einspritzungen in das Unterhaut-Zellgewebe, sowie zu Räucherungen gegen syphilitische Affectionen empfohlen worden.

Ein aus Kalomel und Kalwasser dargestelltes, zum Verband schlecht feuerntender, namentlich syphilitischen Geschwüre verwenntes Präparat ist die Aqua phagedaemica nigra.

Technische Verwenndung findet das Kalomel in der Porzellanmalerei, um Gold möglichst dünn auftragen zu können. (Afr. Krug.)

KALONYMOS, קלונים, *kalonymos*, auch Kalonymus (nach Zuzi ursprünglich Kleonymos), sogar irrtümlich Clemens genannt, ist einer der ältesten griechischen Namen, welche unter den Juden das Bürgerrecht des sogenannten heiligen (hebr.) Namens erhielten. Später überlegte man ihn vielleicht Schem Loeb (לוי לוי); abgeleitet erscheint er in Italien und Frankreich als Kalo (קלו), Kal, Gale¹⁾, Galeo, in Deutschland als Kalmann, woraus in Norditalien der Familienname Galimanni — zu welcher Einmühe oder Eimon, ein Gelehrter des 18. Jahrh. gehört; — in Polen wird aus dem Genitiv ein Gentilium Kalmanskye.

Der Name Kalonymos kam wahrscheinlich von Palästina zunächst nach Italien und sehr in gelehrten und vornehmen Familien auch anderer Länder wieder. Die Einzelheiten sind jedoch noch nicht gefestigt, so daß hier nur das Wichtigste zur Sprache kommt und von Persönlichkeiten nur die hervorragendsten eingehend behandelt werden.²⁾

Kalonymos aus Lucca, oder sein Sohn Mose, soll von Karl dem Großen nach Mainz gebracht sein; aus seiner Familie stammen gleichnamige Gelehrte in den berühmten Schulen zu Mainz, Speier und Worms im 12. Jahrh.³⁾ Auch in der Provence gab man einer vornehmen Familie, angeblich Davidischer Abstammung, daher mit Nasi (נסי), Nitzki⁴⁾ bezeichnet, ähnlichen fernen Ursprung.⁵⁾ In den Jahren 1163—95 war Kalonymos ein Levdros Narsi, in den lateinischen Documenten „Claramoscus fil. Taurois“, sogenannter Roi des Juifs

in Narbonne.⁶⁾ Ein gleichnamiger Enkel oder Nachkomme um 1295 fg. nennt sich auf seinem erhaltenen Siegel Kreumer (nicht Momet) Tauros, was nicht „Muhammad“ bedeutet kann⁷⁾ und noch unerläßt ist. Dieser Kalonymos betheiligte sich beim Streit um das Studium der Philosophie und namentlich der Schriften des Platonides, und seine Güter wurden (wahrscheinlich bei der Vertreibung der Juden 1306) konfiskirt.⁸⁾

Ein Zeitgenosse und wohl Verwandter des letzteren in Arles, Kalonymos ben Weir Nasi, war als Gelehrter und Dichter gefeiert; seine Hochzeit und sein Tod (gegen Ende des 13. Jahrh.⁹⁾ wurden von dem berühmten Abraham Bedarschi (aus Beziers) besungen.¹⁰⁾ Ein Sohn desselben sündet

KALONYMOS BEN KALONYMOS Nasi, auch Kalonymos ben Weir genannt, wahrscheinlich nur aus Ungenauigkeit, oder weil man eine irrtümliche Wiederholung vermuthete. Er ist Gegenstand wiederholter Untersuchung und Darstellung¹¹⁾, hat sie auch verdient. Seine Berühmtheit verdankt er hauptsächlich dem „Wobirstein“ (unten A. 1); auch einige andere kleine edirte Schriften sind nach ihrer Ausstattung von literaturgeschichtlicher Bedeutung, noch mehr seine unedirten Uebersetzungen aus dem Arabischen, welche, größtentheils beim Alter von 20—30 Jahren angehörend, den Umfang seiner Studien bezeugen, und ihm ein viel damals stimmig übertriebenes Lob in Betreff der Sprachkenntniß erwarben, (sogar „Aegyptisch“ erwähnt Kalonymos ben David), aber auch den Reiz von Christen zugehen zu haben scheint.

Von seinen Lebensverhältnissen wissen wir sehr wenig. Er ist in Arles, wahrscheinlich gegen Ende 1286, geboren (in seiner Anmerkung 49), studirte wol in Salon, wo zwei seiner Lehrer lebten: Abba Mari, wahrscheinlich Eligeder, oder Zenchor Nitzur de Rodez¹²⁾

6) Hebr. Bibl. IV, 165, VIII, 77. Das irrtümliche J. 1159 bringt H. Weiger (ind. Zeitschr. N. 285, vgl. L. 63) auf falsche Combinationen. Vgl. S. Saigot, Les Juifs de Languedoc, 1881, p. 14, 43, 71, 72 (wo das Aneignath der hebr. Unterirridi, Indr. G. 367. 7) Hebr. Bibl. VIII, 69. 8) Saige l. c. 43, 60 (wo das Original, 76; Hist. Lit. de la France (auch als Les Rabbins Français etc. von Renan, separat herausgeg. 1877) XXVII, 737, 747; als Schwager des Moie ha-Roi, gen. Gekarat Nalali (G. Bibl. VII, 123), das. S. 692. 9) Weig l. c. 1878, S. 474 und darin 1879, S. 421. 10) Von ihm haben wir noch unedirt Weisf., Bibl. hebr. n. 1892 und III, 1887 (consentit mit einem Demonymus, der 1591 in Mantua farb) IV n. 1893¹⁾; De Ruffi, Wörterb. deutsch S. 156. Zeitalter und Leistungen Arles' zeugt uns Licht ein Gelehrter von Zuzi in Weiger's wiss. Zeitschr. II, 313, IV, 199 (abgedr. in Gesamm. Schriften III, 160 fg.). Einzelnes behandelt Steinischneider in Franke's Zeitschr. III (1846) S. 275 und 400; im Bibl. des Orient IV, 26; Hanna, Berlin 1857; Catal. Bibl. 1576—78 und Red. Hebr. BM. XI, 54, XVII, 13, XIX, 115; M. Sarrasin's Leben des Kalonymos, ein lauzes Nitzumi, erzieher zu Eben Sedan (unten n. 1) und separat (G. Bibl. XVIII, 13); einiges bietet Perles zur Streitschrift (unten n. 3). Eingehend behandelt ist Kalonymos bei Weig l. c. 1879, S. 470 fg.; auf diesen Artikel wird unten mit dem bloßen Namen verweisen, ohne jedoch hervorzuheben, was bei ihm zu berichtigen oder nachzutragen ist. 11) Hebr. Bibl. XVI, 92, vgl. XVII, 7, und XIV, 98; Garmoty in תרבות IV, 103 und France Israel. 97 (aus Zuzi, Zur Gesch.

1) „Semtob“ in Stanien (den 1049, f. Revue des Etudes juives II (1881), p. 136. 2) Vgl. Gemanuel Gold in Rom 1878 (il Vessillo, herausgeg. von Cerri 1878, S. 127); erinnert an die Brande Kalonymos und Ammonos bafchik (f. unten). Bistchik ist auch „Galeo“ in Ronen 1297 (Rev. d. Et. j. II, 24) hierhergehörig. 3) Im allgemeinen f. meinen Catal. Hebr. S. 1574, 2414 und für die jüngeren Drucker n. f. m. S. 2963, 2918 (Familie Nasi-Kalmanfkye). Ueber verschiedene Kalonymos des Mittelalters f. Sam. Kohn, Martedoi ben Hillel S. 137 (Conradbradsh aus der Monatsfchr. 1878, S. 139); Symmendiichter bei Zuzi, Literaturgesch. und Nachtrag im Indr., insbesondere Kalonymos ben Sabbaloi (vgl. Hebr. Biblioth. XVIII, 66); ferner Groß, Gesch. der Juden in Arles, Monatsfchr. 1878, S. 249 und 250, wo אהרן אהרן (vgl. den Artikel jüd. Literatur, S. XXVII, § 13, S. 402, H. 17) zu Ischaia Nusi (nach Zuzi, Eder. 106; vgl. f. S. XVIII, 34) oder הדרור הדרור, nach Halberstam במה כהרם 1878, S. 3. 4) Catal. Hebr. S. 2414 (vgl. 2601); Zuzi, lit. 105 fg. (Artikel der Darfeln), III, 325 (f. S. XIV, 89). 5) Kalonymos Nalji „der Große“ (Alte) soll von Nadias abstammen, oder vom Nalifin (Sarrasin) Karl dem Großen zugehörig sein (Sarrasin c. London S. 84, angeblich nach einem sonst unbekanntem דברי דברי, vgl. Grätz, Monatsfchr. 1858, S. 112); s. bagagen Zuzi, lit. 106 („Nalifin“); Weig l. c. S. 473. In dem höchst unrichtigen vulgärrabbinischen Legendensatz נשפיר נשפיר, Einorno 1868, II, 22, 24, wird ein Kalonymos der Aite nach Jerusalem und in das J. 4863 (1103) versetzt; wie bafchik I, 33 in der Paraphrase Eimon קייארן Substitutiert wird. — Ueber angeblich Davidische Abstammung von Orjaniam von Tzabra c. 1840, II, 6; Weig l. c. 1890, S. 170. Ueber die sonst überall (die Brasilien und Surinam) vorkommenden Nalji f. diesen Artikel.

und Mose, wahrscheinlich den Salomo aus Beaucaire.¹²⁾ Daß er praktischer Arzt gewesen (wie Groß S. 562 annimmt), ist nirgends bewiesen. Seine Uebersetzungen in den Jahren 1307—17 scheinen in Arles ausgeführt; nur eine einzige (N. 5) nennt Avignon (1314); doch hat er schon vor der Vertreibung (1306) einiges überlebt (s. unten N. 26); in der Provence schrieb er noch im Herbst 1318, nach seinem Aufentshalt in Salon, die Streitschrift gegen Gasp. (N. 3). Bald darauf dürfte er mit Robert von Anjou in Verbindung getreten sein, der seit 1319 in Avignon weilte¹³⁾, und in dessen Bibliothek er wahrscheinlich das Buch der Geste (מַעֲמַר מַעֲמַר) von Dikabir (ben Hajjan) fand.¹⁴⁾ Mit Robert's Empfehlungen und Aufträgen ging Kalonymos nach Rom (zwischen 1319—21), wo er sich die Achtung der Gelehrten erwarb, namentlich von dem geistverwandten Immanuel ben Salomo („Manuello“, „Girundo Dante's“) gelebt wurde. Derselbe beantwortet im Namen der römischen Gemeinde eine Aufforderung, welche an Kalonymos gerichtet worden, in die Heimat zurückzukehren, dahin, Kalonymos müsse zuerst die vom Könige aufgetragene Uebersetzungsbearbeitung vollenden, und diese liefern. Er scheint aber aus einer (nicht sichern) Berufung früher zurückgekehrt zu sein; vielleicht diente er als Fürsprecher der römischen Juden beim Papste in Avignon.¹⁵⁾ Im J. 1322 verfaßte er in Catalonien den Prüfsitz (unten N. 1). Hierauf verliert sich jede Spur bis auf die lateinische Uebersetzung in Arles 1328 (N. 14). Vielleicht starb er bald darauf, also wenig über 40 Jahre alt.¹⁷⁾

Seine Schriften¹⁸⁾ sind:

480, 482; Salsfeld, Die jüd. Gelehrten des 13ten Jahrh. VIII; Berlin S. X, Groß 471, 472.

12) Hebr. Bibl. XVI, 93, 103. Die Identifikation bei Groß 471 unterstützt Geb. Turin bei B. Petron, Catal. S. 218, wo für פֶּלֶס lies פֶּלֶס. Ueber eine Gesandtschaft mit Mose ben Salomo aus Salerno (Hebr. Bibl. XI, 54, XV, 86, 90, 91, XVI, 90, XVII, 68) f. Hebr. Bibl. XIV, 98. 13) Junj. v. c. 310; Groß S. 474. 14) Stein Schneider's Zeitschr. der Deutsch. morgenl. Geschl. IX, 843; XXIV, 369; Zur jüd. Bib. S. 71. Hebr. Bibl. VIII, 17, Ouzig's jüd. Zeitschr. VIII, 118; Wierdum's Archiv u. f. w. LII, 364; Noten zu Bahi, Vite di matem. arab. p. 82 (nachzutragen bei Groß S. 474). — Abdrucken über Buralatone von Dikabir besaß ein Jude im J. 483 f., Handschrift in Genus (Bolleet. Ital. degli stud. o. p. 410). Feiler, Hist. de la médecine arabe 1876, I, 70 nennt beide Schriften nicht. 15) מַעֲמַר מַעֲמַר (Immanuel, Bivan Kap. 23) ist ein abstracter Ausdruck. Für Robert konnte Kalonymos nur Uebersetzungen ins Lateinische angefertigt haben, und wir wissen nur von einer einzigen (N. 14). „Uebersetzungen“ bei Groß S. 544 ist Vermuthung; wie „ein großer Theil seiner Uebersetzungen“ bei Junj. v. c. 315. 16) Stein Schneider's Oppositor; f. Bibl. des Orient IV, 197, vgl. Hebr. Bibl. X, 100 n. I, XI, 54, XIX, 118 (Magazin für Wissensch. des Judenth. II, 17); wonach Groß 546 N. 4 zu berücksichtigen zu ergänzen. 17) Daß die Hebr. Uebersetzung eines Circulare Robert's 1328 nicht aus Kalonymos' getwandter Feder geschrieben, ist im Wortzug zum Katalog der hamburger Hebr. Handschrift S. XVI bemerkt. 18) Junj. ordnet alle chronologisch, mit einigen Ungenauigkeiten seiner Quellen, Groß die eigenen (S. 553—556) chronologisch, die überlepten in zwei sachlichen Abtheilungen (S. 557 fg.); dem Zwecke dieser Synopsidie entspricht am

A. Eigene, und zwar die bekannteste

1) מַעֲמַר מַעֲמַר (Prüfsitz), eine rhetorische und satirische Selbstbetrachtung in Reimprosa, welche, an Immanuel's wichtige Anwendung von Bibelprosaen streifend, neben der, kurz vorher verfaßten, mehr philosophischen „Weltprüfung“ des Jevabai Benini, in vielen Handschriften zu finden ist. Kalonymos bearbeitete dieselbe im J. 1307, „als die Welt“ 83 Jahre alt war“, also zwischen 10. Dec. 1322 und 9. Jan. 1323²⁰⁾, und widmete sie zehn bedeutenden Männern der Provence und Catalonien.²¹⁾ Das Schriftchen erschien zuerst Kapel 1489, dann Venedig 1546 u. f. w.²²⁾, mit jüdisch-deutscher Uebersetzung in Kapel geteilt von Mose Eisenbach, Sulzbach 1705; die Uebersetzung allein, Homburg 1746; mit Indez der Bikklesien von Josef Rohm, Lemberg 1865; in deutscher Paraphrase (metrisch bis Kap. 53), dem Stil des Originals wenig entsprechend, von W. A. Meisel, nach dessen Tode mit einem „Leben Kalonymos'“, herausgegeben von R. Kasperling, Brede einer engeren deutschen Nachabmung („Die Schriftsteller“) in Stein Schneider's „Manna“. Berlin 1847.

2) מַעֲמַר מַעֲמַר (Tractat Purim), eine Parodie des Talmuds in vier Kapiteln, worin die Namen von israelitischen Personen als Autoritäten zu figuriren scheinen, also wahrscheinlich in Rom (1319—22) verfaßt²³⁾, für die Culturgeschichte von verschiedenartigem Interesse.²⁴⁾ Alle Handschriften sind kaum zu finden.²⁵⁾ Wahrscheinlich fand die Parodie wenig Gönner in der bald folgenden schweren Zeit; auch die beiden anonymen Ausgaben²⁶⁾ sollen durch die Rigorosität der Juden nicht bis auf äußerst wenige Exemplare vermehrt sein; die wienener Ausgabe 1871 ist nur nach einer Copie des zweiten Drucks veranfaßt.²⁷⁾ Allerdings traten seit Ende des 17. Jahrh. plumpe Nachabmungen mit dem

beten die alphabetische Reihenfolge der arab. Autoren, doch ist Kretsch's vorangehellt. Auf eine Verichtigung der vielfachen Irrthümer in Fürh's Bibl. Jud. II, 165 war nicht einzugehen; vgl. unten Kap. 91.

19) Der Aufsatz der Worte: „die Welt“ hat Vermuthung in die Daten über den Verfasser gebracht. 20) Catal. Hebr. S. 1579. 21) Weilen über dieselben auch Konserling und Groß S. 548 fg.; vgl. auch Hebr. Bibl. XVIII, 15; in Genus S. 549 Gavaliero f. Hebr. Bibl. VII, 89 3, 7, VIII, 111, XI, 124. 22) Ausgaben in Catal. Hebr. 1579, (3ebner) Genus. Brit. Mus. S. 408; Benjacob, Thesaurus u. v. — Eine Ausgabe bei Groß S. 554. 23) „Der Annona“ (Junj., Zur Hebr. S. 470, ohne Annot. des Moises). — Die Personen f. bei Junj. und Groß S. 543. 24) Ueber die von Groß (Genus) der Jahre VII, 306) mitgetheilten Stellen, das Schwach und eine angebliche Cardinalstöcher betreffend, f. Stein Schneider bei A. p. d. Hebr. Gesch. und Bibliogr. des Schachspiele S. 188 und Hebr. Bibl. XIII, 2. 25) Vielleicht die anonyme turiner bei B. Petron, Catalogus p. 264 (Palmas) Geb. 159, bei Wolf, Bibl. hebr. IV, 1041 n. 97). Die Handschrift Wladislaw 464 ist aus der Ausgabe copirt, Mich. 846 aus dem 18. Jahrh. Beide enthalten die Petron des Requiem (Seidengedächte) מַעֲמַר מַעֲמַר, dessen Verfasser vielleicht D. A. Földis (1703), f. Petterbode VII (1881) S. 6. Ueber andere jüngere Handschriften f. Hebr. Bibl. XIII, 2; auch Straßburg 29. 26) Petron durch Gerson Genus o. 3. (1607—1620) und Ven. 1552; f. Catal. Hebr. S. 1581 und Hebr. Bibl. XIII, 2.

selben Titel auf, für welche man den genialen Vorgänger nicht verantwortlich machen darf.²⁸⁾

3) Eine Streitschrift, **רמב"ר**, gegen seinen Zeitgenossen Josef Caspi, insbesondere gegen dessen philosophisch ausgerichteten „Buch des Geheimnisses“ in 30 Kapiteln — welches kürzlich aufgefunden worden —²⁹⁾, beendet in den Aufträgen des J. 79 (Anfang September 1318), aus der einzigen Handschrift, als Festschrift, herausgegeben von Jof. Perles, München 1879.³⁰⁾ Interessant ist es, daß Kalonymos (S. 19) die abwechselnden Bezeichnungen Gottes in der Genesis auffällig findet, befanntlich der Hauptanstoß für die heutige Kritik des Pentateuch. Kalonymos begnügt sich mit dem Bekenntnis, daß dahinter wol ein unerforschtes Geheimnis stecke.

4) Ein mathematisches Fragment einer Schrift, welche wahrcheinlich auch **Arithologie** umfassen sollte, auf Befehl „des Königs“ verfaßt, in der Handschrift München 290, gehört wahrcheinlich dem **רמב"ר** (Buch der Könige). Es compiltirt die Ansichten anderer und fügt Eigenes hinzu.³¹⁾ Vielleicht sollte eine lateinische Uebersetzung folgen.

B. Die Uebersetzungen betreffen theilweise Schriften, deren arabische Originale unbekannt sind. Die Technik des Stils war bereits ausgebildet, und Kalonymos hielt es wol nicht für nöthig, seine streng wissenschaftlichen Uebersetzungen mit Vorreden zu versehen. Nur in den Epigraphen ist meistens Name und Datum zu finden, selbst in den öffentlichen Bibliotheken vorhandenen sind noch nicht hinlänglich erkannt, und wird bei der nachfolgenden Aufzählung auf die irrthümlichen Angaben der gedruckten Kataloge nur ausnahmsweise eingegangen.³²⁾ Groß (S. 557) meint, Kalonymos habe sich mit Uebersetzungen von Vorgängern nicht begnügt. Es ist jedoch nur bei Einer Schrift (R. 17) die Kenntniss des Vorgängers wahrcheinlich, bei den andern dreien (R. 9, 10, 12) sehr zweifelhaft. Andere Angaben beruhen auf Mißverständniss. Ginzine Epigraphie (auch der eigenen Schriften) bezeugen die Schnelligkeit der Arbeiten.

28) Kuefährlicheres in der Fortsetzung meiner Abhandlung **Parim** und **Parodie**, im Letterbode VII; Groß, S. 554 läßt Kalonymos' Schriftchen lateinisch im Ital. übersetzt sein, obwohl er Catal. Bobl. S. 1643 citirt, wo das Gegenstück sich erweist. 29) Eine Darstellung des Dr. Eisen ist schon in Catal. Bobl. 1449 angeben. 30) Verweisungen nach meiner, zur Veranlassung gemachten Abschrift und vollständiges Verzeichniss der angeführten Autoritäten in Hebr. Bibl. XIX, 115—118. 31) S. meine Note in Weiser's jüd. Zeitschr. VIII, 118 ff. (Su. S. 120, Anm. 3 vgl. den Mikraimim **קמייא** im Hiphil 353, II, 278, im Index unerklärt.) — Robert ist nicht ausdrücklich genannt (gegen Groß S. 556). In S. 122, Anm. 2 über Robert's Liebhaber für mathische Wissenschaft vgl. auch Thesaurus Rosar. Philosopher. (abbreviatus) auf Bericht Robert's bei Bassius II, 290 Ged. 340 (ob von Arnold de Villanova?) Vgl. Geb. heb. (München 2887). Vgl. auch Hebr. Bibl. XI, 54. 32) Da ich die Schriften aus Antiochia weniger braud Eine Handschrift kenne, so war ich im Stande, andere zu bestimmen, die unten angegeben sind; zweifelhafte sind weggelassen. Vollständiger und näher werden die Werke und deren arabische Uebersetzer behandelt in einer, seit 30 Jahren compilirten, sondern für den Druck vorbereiteten Monographie über die jüdischen Uebersetzer.

Wir fahren in der Zählung der Schriften fort:

5) **Averroes'** großer Commentar über **Analytica posteriora**, **רמב"ר**, beendet 14. Febr. 75 (December 1314) in Avignon; Handschr. in der Bobl. Dyp. 938 fol. (Anfang unvollständig), München 32, De Rossi 285, Wien CXIV (S. 133.)³³⁾

6) Derselben mittl. Commentar zur **Topic**, **רמב"ר**, beendet 23. (nach Anb. 9) **Elul** 1313³⁴⁾; Breslau Sar. 22, Leipzig 41, (München 26³⁵⁾, bis III loc. 25, 106, 284, Paris 320, 932 (Parisener. IX, 359), 933, 934³⁶⁾, De Rossi 362, Turin 40 und 149 (bei D. Beyron S. 14 und 149); Specimen bei Rasinio.³⁷⁾ Die gedruckten lateinischen „Uebersetzungen“ des Ganzen von Abraham de Balme und von I—IV von Jacob Mantinus sind aus dieser herabdrückt. Die vorangehenden Bücher des mittl. Comm. hatte Jacob Anatoli übersezt.

7) Derselben mittl. Comm. zur **Sophistik**, **רמב"ר**, beendet 5. **Tisri** 74 (12. Sept. 1313)³⁸⁾; auf n. 6 folgend in Breslau, Leipzig, München, Paris, De Rossi, Turin; scheinlich in Florenz, **Plut.** 88, **Cod.** 34, VI? Specimen bei Rasinio l. c. S. 19, eine Stelle zu Ende bei Ruff.³⁹⁾ Die gedruckte latin. Uebersetzung des Abraham de Balme ist aus dieser hebr. gezogen.

8) Derselben logische **Quästion** zu **Analyt. prior.** I, 16 gehören, nach **Katalog Paris** 960⁴⁰⁾, 977⁴¹⁾ (im Index S. 257: 974 unrichtig).⁴²⁾

9) Derselben mittl. Comm. zur **Physik**, **רמב"ר**, beendet in **Arles** 19. **Elul** 1316; dieselbe Schrift hatte **Gerachja** ben **Isak** ben **Schalteil** schon 1284 in Italien übersezt⁴³⁾; doch ist kein Grund anzunehmen, daß Kalonymos diese Uebersetzung kannte, die sehr selten zu sein scheint, während von Kalonymos beinahe dreißig Handschriften bekannt sind: in der **Bodleiana** 6 (Mri 393; Bobl. 609 und **Marib** 472, Anfang defect, **Dypen.** 1163 Du., **Wid.** 71, 218), **Hamburg** 267 (R. 264 meines Katalogs), **Leipzig** 26⁴⁴⁾, mit textvergleichenden Glossen⁴⁵⁾; **München** 30, 73 (unvollständig), 310, 341

33) Anfang und Ende theilte mit **Wahajir** im April 1870 mit. Groß S. 557 fñhet **Breslau** 75 (b. i. **Coranet** 22) auf; aber **Judermann**, **Katal.** S. 9, gibt ausdrücklich für diese **Antoli**, also den mittl. Commentar, an. 84) **Wolf**, **Bibl. heb.** IV, 751 (nach **Turin** 40), aber **Deligisch** **Catal. Lips.** S. 307, dazu **Junz** **Addit.** 326; **Dantes**, **Ritib.** IX, 369, nach **Var.** 932. 35) **Var.** a. I. 320 bei **Wärenfeld**, **Orsch.** der arab. **Werte** S. 106, ist jetzt 929 und nicht von Kalonymos. — **Zuch** **Hal. 88** **Cod.** 32, 34 enthält nicht die **Topic**, sondern der mittl. Comm. zu **Anat.** post. 36) **Studi** sopra **Averroes** — **Extrato** dall' **Annuario della Soc. Ital. degli stud.** or. I, 1872, p. 16 und 16 über eine Stelle zu Anfang des **IV. Buchs**, die nur in **Mantino's** Uebersetzung vorkommt; vgl. **Hebr. Bibl.** XIII, 5. 37) **Das** **Datum** 22. **Elul** 1323 bei **Wolf** IV, 751, **Junz**, **Deligisch** S. 307, nach **Ged.** **Turin** 40 (auch bei **Wahajir**), aber **Junz** in **Wd.** anlässlich, gehört dem darauffolgenden **Text** den **Version**: f. **D. Beyron**, **Catal.** S. 137. 38) **Mélanges** de **Philosophie juive** et arabe, **Paris** 1859, S. 431. 39) **Ein** **Katalog** der **münchen** Handschrift S. 14. 40) **Wolf** III, 89 (**Wid.** 601), **Hebr. Bibl.** III, 99 mit **irrigem** **Datum** 5570 für das **Original**; **Turin** 157, bei **D. Beyron** S. 72; **latin.** von **Biallis** **Dactylografos** 1500 (**Renan**, **Averroes** S. 304). Vielleicht gehören **Gerachja** die Handschriften **Paris** 943, 944, welche von Kalonymos abweichen. 41) **Deligisch** vermutet irrthümlich **Wofe** **Libbon**,

(mit Noten von Bonfenior), 352 (I—III) und Fragm. in 151, V, Paris 937—42, Straßburg 23 (früher Hirsch 37), Turin 40, 134 (falls beschriben von Rafinus), 142 (B. Peyron S. 17, 135, 178, wo CLXII Druckfehler); Vatican 343 (emendirt von Saul Achsenfeld), Wien 121 (Deutsch S. 137) und dort im Bet ha-Midrach, früher Pinster 10²³), bei S. S. Elper in Venedig⁴⁹), eine Handschrift besaß R. Coronel 1871. — Nach einiger Zeit erhielt Kalonymos eine Handschrift des Originals⁵⁰), und übersezte danach noch einmal VIII, 2 R. 1, 2; dieser Nachtrag findet sich in wenigstens vier Handschriften (Vobl. 609 und Warß 472, Paris 939, 940), aber meist erst hinter einem der nachfolgenden Bücher. Der gedruckte lateinische Uebersetzung des Jacob Martinus⁴⁸) und dem Supercommentar des Levi ben Gerson liegt unsere Uebersetzung zu Grunde. Einige Handschriften (Coronel, Turin 134) sind zu Anfang irrtümlich als großer Commentar bezeichnet. Von letzterem existiren nur Buch I—IV in verschiedenen Handschriften ohne Uebersetzungsnamen, wonach die Angabe des pariser Katalogs, daß R. 883, 884 denselben von Kalonymos übersezt enthalte, zweifelhaft wird.⁴⁹)

Die physischen Quäkationen nennen nirgends einen Uebersetzer, Kalonymos ist nur von Barlosoni ohne Grund da gemacht.⁴⁷)

10) Averroës' mittl. Commentar zu De generatione et corruptione⁵¹) fertigte er in Arles 9. Gesehman 77 (26. Dec. 1316) im 30. Lebensjahre⁵²), Handschrift Berlin 291 (S. 24, R. 26 meines Verzeichnisses), Vobl. 609 und Warß 472, Mich. 73 (früher Heidenb. S. 39, n. 5), München 73, 387, Paris 939, 943, 945, 947, 954, De Rossi 935, Turin 40 und Valperga 204 (B. Peyron S. 18 und 220), Vat. 283⁵³) und Urbini. 41 (ohne Uebersetzungsnamen), in Kopenhagen mit R. 11), bei Elper in Venedig, Pinster und Hirsowis.

welcher das gedruckte Compendium (Analise) übersezte. Letzteres enthält auch Paris 935, a. f. 350 bei Wälfisch S. 106.

42) Agl. S. 607. הדרין VIII, 63; טרביינר XXX, 25.

43) Eugenio, נחמד II, 15, 44) Ob die Handschrift 10 in Welfenbüttel (die Heenan nicht kennt) in der That dem mittleren Commentar oder das Compendium enthalte, ist aus Gerson's gedrucktem Katalog (hinter Blichsler's Katalog der dreier Handchriften, wo „Conclusions“ mehr dem Compendium entspricht) nicht zu entscheiden.

45) Gatal. Vobl. S. 1237, n. 8. 46) Gehr. Bibl. XXI, 83.

47) S. Catal. der münchener Handschriften S. 15, ungenügend demut von Gress S. 559.

48) Das arabische Original mit hebr. Extern in der Mediciana, bei Uri 439², Paris 1009, in Modena, f. Rafino I. c. und bays Gehr. Bibl. XIII, 5.

49) ארבעי שבטרייטש 49) ברשתן. Zur Ansicht (oben R. 9) am 19. Elul, also 20 Tage früher, heißt es: ברעיי לטורי

השליש „als ich zum Zehrer 30 gelangt war“, was alle das

noch Abklausen bedeuten soll: in den nachfolgenden Retoros הלכתי

שטרורי, und f. unten Num. 71. Demnach scheint Kalonymos gegen

Ende 1286 (der Schöpfung) geboren.

50) Bei Wolf, Bibl. Hebr. I, n. 1223 unter R. ארבעי also nicht Tibbon, wie im

Gatal. Vobl. S. 1999 vermuthet ist. — Der Wiener Katalog S. 1391,

legt dem Kalonymos Vat. 345 und [Hirvin] 39 bei, wahrscheinlich

nach Wälfisch; die Handschriften enthalten aber das Compendium,

übersezt von Meise Tibbon.

Specimen bei Rafino I. c. S. 31 fg. — Von der Uebersetzung des Erachia (1284) ist nur Eine Handschrift im londoner Bet ha-Midrach bekannt.

11) Derselben mittl. Commentar zu Meteca מלכא מלכא⁵⁴), beendet in Arles 28. Gesehman 77 (15. Nov. 1316, also in 19 Tagen), im 30. Lebensjahre; Handschrift Berlin 292 (f. vor R.), Vobl. Mich. 73 (Ende defect), München 30, 372 (früher Sutfz, dann Cuztremitz), Paris 947, 950, 951⁵⁵), De Rossi 935, Turin, Valperga 204⁵⁶), Vat. 345 (I und II) und wol Urk. 41, eine der ältesten Handschriften von Kalonymos (1311).⁵⁷) Eine Handschrift in Kopenhagen III, 83 besaß früher Arles.⁵⁸) Die gedruckte lateinische Uebersetzung ist unvollständig.⁵⁹)

12) Derselben mittl. Commentar zur Meteca מלכא מלכא⁶⁰), nach einem uncorrigierten Original mit Läden übersezt, beendet 13. Sivan 1317⁶¹), XIII Tractate, nach den Buchstaben benannt, wie im Griechischen, also bis z, da a fehlt. Daß Kalonymos die (selten) Uebersetzung des erwähnten Erachia (Rom 1284) schon damals gekannt habe, ist weder nachweisbar, noch wahrscheinlich. — Handschrift Vobl. Mich. 72, 74), Leyden 9 (Katal. S. 26), München 30, 226, 244, Paris 915, 954, 955⁶²), 989, De Rossi 1308, Turin 40, 89 (Peyron S. 20, 120), Vat. 283⁶³)⁶⁴), 336, Urbini. 45. Der lateinischen Uebersetzung von Esia de Redigo, bis Buch VII gedruckt, wie dem Supercommentar des Abt. Bibago ms., liegt wol unsere Uebersetzung zu Grunde.

13) Derselben mittl. Commentar zum B. der Pflanzen, שר הדברים, noch vollständigem Text; letzterer nicht in 8 Tagen angefertigt, sondern am 8. Nisan 1314 benötigt; doch bedürfen die nicht ganz übereinstimmenden Handschriften — in der Vobl. (Dpp. Abt. Da. 10 und Fragm. in Uri 408), Paris 1005, De Rossi 216, 776, Turin 40 (Peyron S. 19), Fragm. Vat. 290⁶⁵) — genauerer Untersuchung.⁶⁶) Das Pseudo-Aristotelische Buch rührt von Nicolaus Peripateticus (Damastrus) her, wurde von Zohaf ben Goncin arabisch übersezt

51) Entsprechend מלכא מלכא שלמה des Originals in Vat.

Vobl. Uri 439 und Paris 1009. ארבעי שבטרייטש Reff. voraus

die junge Handschrift in Berlin, daher Gress S. 559. Der An-

druck ist für verschiedene Bearbeitungen charakteristisch. 52) a. f.

312, bei Wälfisch S. 106, 9, als wahrscheinlich; bei Meise

Tibbon, der aber das Compendium übersezt; bei Wälfisch S.

107 als de senae, und so im Wiener Katalog S. 140. 53) B.

B. Peyron S. 224, fehlt im Index S. 316 unter Kalonymos, wie

die Metaphysik. — Rafinus 156 enthält nicht unser Buch, sondern

XVI—XIX de animalibus von Averroës, wonach S. Peyron

S. 60 und 19 zu berichtigen ist. 54) Urk. oder der Arles

schrieben eine von der andern copied, im Wälfisch steht ein

Tham. 55) Gatal. rabbin., Rivl. 1886, S. 20. 56) S. Co-

ropium, herausg. v. Naumann, 1869, S. 139. 57) Einige Hand-

schriften haben 1311; allein Kalonymos hat seine Uebersetzung

sicher nicht mit dem schizirischen Buche des Averroës begrenzt;

1318 hat nur Eine Handschrift. Das vorangehende Buch war in

November 1316 beendet; das gibt für 1317 die angemessene Zeit

von 7 Monaten. 58) A. f. 324, nicht 320 und „Abrégé“ von

Armenis, Hist. des medecins I, p. 123. 59) Bei Heenan

faßt alle Kategorien von Josef Gafsi, daher unter dieser Ur-

titel II, 71 zu schreiben. 60) S. Gehr. Bibl. XX, 102.

und von Thabit ben Korra emendirt. Eine arabische Handschrift kennt auch Recler (S. 61).

14) Derselben تهايت الهاتت vulgo Destructio destructio, Widerlegung der Streitsschrift al-Gazza li's gegen die Philosophen, für Robert 18. April 1328 in Arles ins Lateinische überf. aber nicht vollendet, Handschrift des Vatican 2434²², vielleicht in der höchst seltenen Ausgabe 1495—96 oder 1497 gedruckt²³), in welcher die letzten vier (physischen) Tractate fehlen.

15) A h m e d (Abu Dschafar), dem Zufar ben Ibrahim (schrieb 904—5²⁴), Commentar zum Gentilequium (Κατοξος, S. 69), des Ptolemäus, beendet 20. Jul. 1314; Handschrift Bohl. (Utr. 367, Dppenh. 824 Det.), Leyden Scal. 14 (Catal. S. 368), Paris 1028, 1055, Vat. 382; Handschrift Mortara, dann (1868) Schönleus's (Catal. 1871 n. 2), jetzt mein; S. Abinus (bei Wolf S. S. 970). Die gedruckte lateinische Uebersetzung ist an vielen (auch historischen) Stellen corruptirt und aus der hebräischen zu berichtigen.

16) Co sta ben Zufa's Uebersetzung von A r c h i m e d e s über Kugel und Cylindrer, בכורר ובאבנו, zweite Uebersetzung, nach dem Epigraph des Abschreibers in der einzigen Handschrift Utr. 440 (vgl. unten n. 26).²⁵)

17) Al-Farabi, في العقل والمعتقل, oder mit erweitertem Titel: בשכל ובמשכל, beendet 9. Rifan 1314; Handschrift Bohl. (Dppenh. 1172 Du.), Florenz Plut. 88 Cod. 26 (Visconti S. 150 oder 477), München 1265 und 308; Wien Bet ha-Midrash (Minster 15, früher in Oefissa). Zu unterscheiden ist eine ältere, von Rosenfeld 1858 in Breslau herausgegebene Uebersetzung, betitelt הרשב"ח והרשב"א²⁶), wahrscheinlich diejenige, welche Jebaja Benini (vor 1300) für ungenügend erachtete, jedoch er dies für die Auffassung des vorz. wichtige Schriften unter dem Titel כבד הדין überfeste.⁶⁶)

61) Hist. de la médecine arabe I, 209. 215. 62) Epigraph in meinem Giuda Romano (Abdruck aus il Buonarroti, Rom 1870) S. 6. Sie enthält nur 14 Abschnitte nach Barzilai I, 132. 63) Catal. Bohl. S. 766, wo zuerst die überall herrschende Genesim mit der hebr. und jüngeren latein. Uebersetzung der beiden Kalonymos von David (f. unten) aufgestellt ist. 64) Zinsif ben Ibrahim ist الداية I, f. Hebr. Bibl. XX, 90 und die Glose in Zeisler, für Mathematik XVI, 284, meine Notiz zu Bohl. Vite di Matem. p. 18. 75. Rosen, Les. Manner. arabes de l'Institut etc. 1877, p. 123; zu berichtigen und ergänzen Recler, Hist. II, 502 und 510 = 485, 'Abimanas gar'; bei Müllenfeld, Uebersetzungen aus dem Arab. S. 28: Abumafar; f. S. 60 n. 7, wo s. 392 ff. offenbar nach Zeisler für Math. X, 493, f. jedoch XII, 36. Die latein. Ausgabe nennt irrtümlich Eben Abdoum (den Abidhmas) wegen des Comm. zum Quadruparatum. Aus dem Lateinischen überfetzte Jacob ben Elia den Comm. zum Galenicum. 64a) Catalogus Cod. h. Sag. Soc. S. 319, Num. 2, Hebr. Bibl. VII, 91; Zeisler, für Mathem. X, 474. Auch Recler, Hist. I, 157, 223, kennt die Uebersetzung Gesa's nicht. 65) Garmolo, Rev. or. II, 210 (f. lies im Cat. Bohl. S. 2484) legt sie fälschlich dem Samuel Tibbon (um 1200) bei. 66) Unschätliches f. in meinem: Mi-Barabi u. f. w. Petersb. 1869, S. 92 lg.

Diese Uebersetzung, welche schon Orson ben Salomo in Arles (s. diesen Artikel) citirt, ist dem Kalonymos schwerlich unbekannt geblieben; er modte vielleicht den hochgeachteten Urheber nicht blosslehen.

18) Derselben احصاء العلوم⁶⁷), encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften, schon im 12. Jahrh. in einer ausführlichen und compendiosen lateinischen Uebersetzung bekannt⁶⁸), unter einem mehr oder minder paraphrasirten Titel במדור והכח (במדור והכח) אבנר וכו' וכו' beendet 27. (ober 27., 37), des Omer (Grübling) 1314, also unmittelbar nach der vorigen Schrift; Handschrift München 308, De Rossi 458, 776, bei Treves in Venedig und Abschrift bei Luzzatto.⁶⁹)

19) Derselben Anleitung zum Studium der Philosophie, Auszug aus dem von Eschmüder's editen idem: فيما ينبغي ان تقدم قبل تعلم الفلسفة (was ich mit Uebersetzung (مرايت العلوم) und Handschrift De Rossi 458, München 308⁷⁰, bei Ghitrondi (1 Blatt) ohne Uebersetzungsnamen, aber höchst wahrscheinlich mit R. 18 zusammen.⁷¹)

20) Gonen ben Zsif's Uebersetzung von Galen's κρυπτα και ελκικα, De hysteria et colica, unter Beibehaltung des arabischen Ausdrucks, beendet 10. Rifan 1308, im 22. Lebensjahre.⁷²) Aus der einzigen bekannten lebener Handschrift (Scal. 2⁷³) lateinisch herausgegeben von Fr. Raphelengius 1591 und dann in Ausgaben Galen's. S. unter folg. R.

21) [Derselben] Uebersetzung von Galen's De Phlebotomia, aus einem sehr schlechten Exemplar, in Ermangelung eines besseren, aus Rücksicht für den Verfasser und wegen Mangels an hebräischen Schriften, beendet 41. Secira 26. Jijar, also sechs Wochen nach R. 20) 1308 in Arles. Einzige Handschrift in Leyden hinter R. 20. — Diese beiden Schriften gehören nicht zu den alexandrinischen Compendien, für deren Uebersetzer Kalonymos irrtümlich gehalten worden; er ist also auch nicht der Uebersetzer der Abthämmer vom Urin in Leyden.⁷⁴) Durch combinirte Urthämmer wurde auch Kalonymos zum Uebersetzer von Gonen's Einleitung (מבוא), oder gar Verfasser eines in Amsterdam 1610 gedruckten Traktats.⁷⁵)

Zsif ben Gonen, f. oben R. 13.

67) Handschrift des Genreal 643, woraus eine Stelle bei J. Müller, Philosophie u. f. w. von Averroes, S. 16. — Citat bei Wolf ben Zsira und Benutzung bei Jozef ibn M'amin (vgl. diesen Art. B. 31, S. 53) nachgewiesen in Hebr. Bibl. XIV, 12, 37. 68) Die Identität erkennen nicht Recler, Hist. II, 504, vgl. 377 und 420. Müllenfeld, Uebers. S. 39, 67; falsch mit Airunas combinirt in Hebr. Bibl. X, 68. 69) Unschätliches in Misfarabi S. 83, 244, 253, 255, wo auch Citate mit modificirtem Titel. 70) Misfarabi S. 85, 124. 71) בעשרים ושתים ליום והלכות זמן; im Leydener Catal. S. 337: „anno . . . peracto“ (Or. f. S. 563: „in seinem vollendetem“), unrichtig, f. oben Num. 49. 72) Catal. S. 251; die Verichtigung im Katalog der hamburgere Handschriften S. 138 ist Or. f. S. 565 entgangen. 73) S. Catal. Bohl. S. 1578, 1591, Hebr. Bibl. XVII, 78 über die Handschrift Strander, jetzt Erwarden 6, worin Uebersetzung von unserm Kalonymos. Das עבד רש"י (Ebenzerbar, Bibl. des Dr. XI,

30) Eine anonyme Abhandlung über Uebersetzung und Blo (em d u s [etwa Almagest?]) über die Planeten, אגרות הכוכבים, folgt im Cod. Paris 1028² auf Rabi'u (oben N. 25), datirt 8. Nisan; Groß (S. 561) vermutet 1317; dazu müßte erst ein Zusammenhang zwischen den Schriften nachgewiesen werden; außerdem scheint N. 25 im Herbst verfaßt.

31) Der Streit zwischen den Thieren und Menschen aus der 51. Abhandlung der fogenannten „lautern Brüder“ (אחון הצופים), im Druck corrompirt אצחא אצחא, betr. אצחא בכלי אצחא, a. 1316 in einer Woche übersetzt, was am Schluß angegeben wird, aber wegen der früheren Stellenheit des gedruckten Buches selbst Jüng entgangen war.⁸⁵ Kalonymos bemerkt im Vorwort, man dürfe das Buch nicht zur Klasse der Bücher wie Kallia und Dima (inbische Fuchsfabeln), Misale Sndabar [Semitas, über Schlaubel der Frauen] oder Hariri⁸⁶ zählen (die bloße Unterhaltung gewähren); es sei vielmehr reich an Eröhrungen und Sittenlehren⁸⁷; der aufmerksame Leser werde darin „ilse Geheimnisse“ zerstreut finden. Beim Abdruck dieses Artikels (1882) erscheint eine deutsche Uebersetzung von Jul. Vandenberg.

Dem Kalonymos werden irrtümlich folgende Schriften oder Uebersetzungen beigelegt:

אגרות הכוכבים (f. unter N. 31). — Uebersetzungen von Averroes, De coelo et mundo⁸⁸, De anima⁸⁹, De conjunctione etc. (ist die lateinische Uebersetzung des Kalonymos ben David, f. unten), Quaestiones phys. (f. oben unter N. 9), Polistik אגרות הפליסופין⁹⁰; Compendium Galen's und Honein's Einleitung (f. oben N. 21), אגרות לרמב"ם Uebersetzung der Alfonsin'schen Tafeln.⁹¹)

II, 410, Wäldenfeld. Uebers. S. 59 zu ergänzen. Vgl. auch Faksimé II, 306; Archimedes: Cod. Libri 665; Gurg; Mansteiner Handchrift in Fern S. 55.

85) Ausgaben Mantua 1657, Frankfurt a. M. 1704, jiddischdeutsch von Chanoch ben Zebi 1718; Prede deutscher Nachdruck bei Grünschnieder, Wana, 1857, S. 65. S. Catal. Belg. S. 1579 und Abb., Hebr. Bibl. II, 92; vgl. IV, 114; XIII, 9 über die Schriften und den Erben der Verfasser, zu dem vielleicht auch Juban und Ghrißen gehören.

86) Die für רמ"ם im Druck (Literaturb. d. Orient IV, 396), der beste Verfasser der Misale. Diese Bücher waren bereits übersetzt, Kallia durch Jacob ben Galfar, Ende des 12. oder Anfang des 13. Jhdts., f. Hebr. Bibl. XVIII, 50. 87) אגרות הכוכבים, vielleicht ist daher dem Kalonymos ein אגרות הכוכבים beigelegt worden; vgl. Groß S. 556. Dieterici hat eine französische Uebersetzung aus dem Arabischen als „arabische Mährchen“ (1858) und 1880 das Original ohne Benutzung der hebr. Bearbeitung herausgegeben; vgl. Hebr. Bibl. II, 91. 88) Latin 40 bei Wolf, Bibl. Hebr. IV, 751 und Renan S. 150; Uebersetzung Salomo ibn Aizab, das Datum zu dem folg. de generatione, oben N. 10; Catal. Publ. S. 1578, überlesen von Groß S. 558.

89) Fabricius, Bibl. gr. III, 235 bei Renan S. 150; vgl. Groß S. 559, der auf pag. 335 Ven. Marc. hinweist. Im Vergleich mit hebr. Handschriften in St. Marc von Ratte's (Notizie etc. 1860, p. 86 fg.) kommt nicht der Wort vor. 90) Bei Fürst, Bibl. Jud. II (fol. 166), ist nicht Genesius der אגרות ד', wie Groß S. 559 vermutet, sondern eine falsche Combination in Brandel's Zeitschr. III, 275, allerdings beirrigt S. 400. 91) S. Katalog der münchener Handschriften S. 60; Hebr. Bibl. XVIII, 13.

Mit unserm Kalonymos hat man vielfach zwei jüngere Homonymen verwechselt:

Kalonymos ben David ben Todros (oder Todros), der vielleicht in Arles kurz nach 1328 das Buch תהאנת התהאנת des Averroes ins Hebräische als אגרות רמב"ם übersetzte und in der Vorrede die lateinische des K. ben Kalonymos (als noch lebenden, wie es scheint) erwähnt.⁹²)

Kalonymos ben David (II) „aus der Familie der Kalonymos“, auch „maestro Calo Calonymos“, vielleicht aus obiger Familie stammend, war Arzt in Neapel und Venedig. Ueber seine Lebensverhältnisse ist fast nichts bekannt.⁹³ Er ergänzte die hebräische Grammatik des Abraham de Balme durch ein Kapitel über Accente, hebräisch und lateinisch (Venedig 1523). Seine lateinische Uebersetzung der Destructio destructionis des Averroes aus der hebräischen Uebersetzung des vorhergenannten Kalonymos ben David ist gedruckt 1527 und in den großen Ausgaben des Aristoteles mit Averroes seit 1550; Delisle (Literaturb. des Orients II, 284) schreibt ihr eine „raube unverständliche Wörtlichkeit“ zu. Endlich überlegte er die Abhandlung des Averroes: De connexione intellectus abstracti cum homine, gedruckt 1527 fg. Die früher unbekante Quelle ist eine hebräische Uebersetzung des Samuel ibn Tibbon als Anhang zu dessen Commentar über Sokelot. Dieser Anhang ist hebräisch von J. Herz herausgegeben.⁹⁴ (M. Steinschneider.)

KALORISCHE MASCHINEN (Heißluftmaschinen) nennt man diejenigen Triebwerke, bei welchen als bewogende Kraft atmosphärische Luft vermöge ihrer Eigenschaft, sich bei Erwärmung ausdehnen und bei Abkühlung zusammenzuziehen, zur Wirkung kommt. Die erste Idee zu einer kalorischen Maschine gab der Franzose Carnot im J. 1825; der Engländer Sirling soll bereits 1827 eine derartige Maschine ausgeführt haben. Näheres weiß man jedoch erst von einer durch den Schweden Ericsson in London gebauten, im J. 1833 in „Mechanic's Magazine“ beschriebenen Maschine, angeblich von 5 Pferdekraften. Obgleich bei den kalorischen Maschinen im allgemeinen ein höherer Nugeffect als bei Dampfmaschinen erzielt wird, werden sie fast nur als Motoren für das Kleingewerbe benutzt. Die Schwierigkeiten, welche sich bei jeder einer ausgedehnteren Anwendung derselben entgegenstellen, beruhen hauptsächlich auf Folgendem: Während die Spannung des Dampfes schon

93) Ueber ihn und Handschriften der Uebersetzung f. Bezeichnung der britiner Handschriften S. 88 (woran Groß Monatschr. 1880 S. 60) und S. 138 fg., wo die interessante Vorrede und einige Stellen gegeben sind. 94) Unschäcker über seine Familie u. f. w. f. Catal. Publ. S. 1575. Sein Schwiegervater, der Arzt Elias Menachem Galfan (Catal. Publ. S. 2878, Benjacob, Zehf. S. 263, n. 66) lebte noch 1556 (Faksimé S. 44, N. 120, B. Person S. 126 verhältnißmäßig den Namen), aber nicht mehr 1560 (Folig. Scheer d. Wana). 95) Drei Abhandlungen über die Conjunction des separaten Intellects u. f. w. von Averroes, Berlin 1869. — Die lateinische Uebersetzung ist zur Vergleichung herausgegeben.

bei verhältnißmäßig niederen Temperaturen eine hohe ist (bei 135 Grad C. 3, bei 145 Grad 4, bei 200 Grad 16 Atmosphären), muß die Luft auf 273 Grad erhitzt werden, um eine Atmosphäre Leberdruck zu erhalten. Da man hierdurch sehr bald Temperaturen erhält, welchen die bewegenden Maschinenteile nicht lange Widerstand zu leisten vermögen, muß man, um eine größere Kraft ausüben zu können, die Maschinen in so bedeutenden Dimensionen ausführen, daß sich die Anwendung derselben als Ertrag größerer Dampfmaschinen von selbst verbietet. Ihre Vorzüge als Kleinmotoren bestehen vor allem darin, daß sie nicht der Explosionsgefahr ausgesetzt sind, keiner Concession bedürfen, nicht der gesetzlichen Controle unterliegen und daß ihre Bedienung keine gefährlichen Wärrer erfordert.

Man unterscheidet im wesentlichen offene und geschlossene kalorische Maschinen. Offene Maschinen heißen diejenigen, bei welchen durch eine Luftpumpe dem Arbeitscylinder stets neue Luft zugeführt wird, welche, nachdem sie erwärmt worden und die durch die Erwärmung entstandene Expansion zur Bewegung der Maschine Anwendung gefunden hat, ins Freie entweicht. Sie sind meist einschweifend und bestehen in der Hauptsache aus einem Arbeits- und einem Luftpumpencylinder. Eine vom Kolben des Arbeitscylinders ausgehende Saugslange greift direkt oder mittelst Hebelübertragung an die Kurbel, während der Pumpenkolben direct mit dem Treibkolben verpupst ist. Die Luftpumpe ist einschweifend, mit Saug- und Druckventilen versehen. Zur Steuerung dienen ein Eintritts- und ein Austrittsventil, von denen erstere das Innere des Arbeitscylinders im richtigen Moment mit der in einem besonderen abgeschlossenen Raum befindlichen heißen Luft in Verbindung setzt, wogegen das Austrittsventil nach vollbrachtem Hub die Luft aus der Maschine entweichen läßt, wodurch der Druck unter dem Kolben aufgehoben wird. Der Rückgang der Maschine erfolgt ohne äußere Einwirkung, ganz auf Kosten der im Schwungrad angesammelten Kraft, weobals derselbe, um zugleich Arbeit nach außen abgeben zu können, verhältnißmäßig sehr schwer sein muß. Die Steuerung ist entweder vom Arbeitscylinder getrennt oder mit diesem vereint angeordnet. Die älteren offenen Maschinen haben meist einen sehr geräuschvollen Gang — ein Nachtheil, der bei den neueren Constructionsformen auf ein Minimum reducirt ist.

Geschlossene kalorische Maschinen nennt man jene, bei welchen ein und dasselbe Luftquantum, ohne die Maschine zu verlassen, abwechselnd erhitzt und wieder abgeführt wird. Die Luftpumpe der offenen Maschine fällt bei dieser Klasse von Heißluftmaschinen fort; dafür erhalten dieselben einen zweiten Kolben, den sogenannten Verdänger, welcher den Zweck hat, die Luft abwechselnd nach dem Dien und nach dem kalten Theil des Cylinders zu schaffen. Die Haupttheile dieser Maschine bestehen also in einem Arbeits- oder Heißcylinder und einem Compressions- oder Kaltcylinder. Der die Bewegung auf die Maschine übertragende Treibkolben sowie der Verdänger sind durch je eine Kurbel an die Schwungrad-

welle gekuppelt. Die Kurbel des Heißcylinders hat eine Vorleistung von circa 90 Grad. Die Erhitzung der Luft geschieht dadurch, daß dieselbe auf dem Wege durch die Maschine mit den Wänden eines Feuerofens in Berührung kommt, welcher in einem ihn umschließenden Ofen bis zur Rothglühigkeit erwärmt wird, während die Abkühlung der Luft durch äußere Wassercirculation um die den Verdänger umgebenden Cylindermantelungen erreicht wird. Da die geschlossenen Maschinen durch die stete Communication zwischen den beiden Cylindern weder Saug- und Druck-, noch Steuerventile bedürfen, ist ihr Gang bei fast rationeller Construction ein nahezu vollkommen geräuschlos.

Zu den Heißluftmaschinen älterer Construction gehören die von Ericsson, Wilson, Wilcox, Burdin, Bourget, Belou, Winbhausen, Kober, Lauerbau; doch sind dieselben durch die neueren Maschinen so weit überholt worden, daß ihre Beschreibung hier fast wohl übergangen werden kann. Unter den neueren Systemen sind die bekanntesten die von Hoch, Holberff & Brückner, Lehmann, Stenberg und Rider, zu welchen die beiden ersten offene, die übrigen geschlossene Maschinen sind.

Die Heißluftmaschine von Hoch gehört zu den offenen kalorischen Maschinen mit geschlossener Feuerung. Dieselbe ist einschweifend und besteht in der Saugphase aus dem Ofen, der Luftpumpe und der eigentlichen Maschine. Auf dem gegenüberliegenden Dien steht der verticale Arbeitscylinder, welcher zugleich den Stützpunkt für die Lagerung der querliegenden Kurbelwelle und der Luftpumpe bildet. Beide Kolben sind durch ein Rohrstück miteinander verbunden. Der Arbeitscylinder ist durch eine Blechhülle vor zu großer Erhitzung geschützt und außerdem ist die eigentliche Kolbenbildung, um das Verbrennen derselben zu vermeiden, gegen die kältere Luft abwärts geneigt. Die Steuerung der Gebläseluft geschieht durch eine Saugklappe im Gebläsekolben und eine Druckklappe am Deckel des Gebläsecylinders; die Steuerung der erhitzten Luft durch zwei voneinander unabhängige Tellerventile, welche durch Zufriedener geschlossen werden. Das Öffnen der letzteren Ventile wird durch die rotirende Kurbelwelle bewirkt, die zugleich einen Regelregulator treibt, der bei zu großer Umdrehungsgeschwindigkeit der Maschine die überflüssige atmosphärische Luft mittels eines besonderen Ausbläseventils abführt. Der Hoch'sche Motor, dessen Einrichtung eine äußerst ökonomische Stellung gestattet, braucht nur in Zwischenräumen von 1—1½ Stunde mit Brennmaterial versehen zu werden, bedarf keines Fundaments und nimmt einen sehr geringen Raum ein. Erfahrungsgemäß beträgt der Brennstoffverbrauch nicht über 4½ Kilogr. Coaksgries pro effective Pferdekraft und Stunde bei andauernd gleichmäßiger Leistung. Am empfehlenswerthesten ist die Verwendung von Coak, weil durch andere Materialien Cylinder und Steuerventile zu sehr verunreinigt werden und somit ein öfteres Demontiren der Maschine nothwendig wird. Beim Gang des Motors wird durch den Hubdruck der Saugventile ein dumpfer Schlag erzeugt, der indes nicht so bedeutend

ist, daß die Maschine nicht in oder neben bewohnten Räumen aufgestellt werden könnte.

Gleichfalls zur Klasse der offenen kalorischen Maschinen mit geschlossener Feuerung gehört der Motor von Helldorf & Brüdner, der im wesentlichen mit dem Holschem Motor identisch ist. Der mit Chamotte ausgekleidete Ofen ist mit einem concentrischen Aufseilennmantel in der Art umgeben, daß zwischen diesem und dem Blechcylinder des Ofens, in der vollen Höhe des Ofens und des Feuerraums, ein Raum entsteht, welchen die aus der Luftpumpe kommende Luft auf dem Wege zum Rückensaiten und zum Feuerraum passiren muß und der somit als Vorwärmer dient. Mittels zweier durch Handhebel von außen regulirbarer Drosselungen kann man es in der Hand, den größeren Theil der Luft entweder in den Rückensaiten oder direct in den Feuerraum gelangen zu lassen und dadurch eine lebhaftere Verbrennung, mit hin eine Temperaturerhöhung, oder das Gegentheil zu bewirken. Der vereinigete Arbeits- und Luftpumpencylinder steht neben dem Ofen; der Kolben desselben ist ein hobler gußeisener Cylinder, dessen sehr dicke, gleichfalls hohle Kolbenstange durch eine Stoppflüchse des Cylinderbodens hindurchgeht und mittels einer kurzen Zugstange an einen Balancier gekuppelt ist, welcher durch eine Nuelenstange die Bewegung auf die Kurbelwelle überträgt. Der obere, eine volle Kreisfläche bildende Theil des Cylinders dient als Arbeitscylinder, der untere, von ringförmigem Querschnitt, als Luftpumpe. Ein- und Austrittsventil befinden sich in einem am Arbeitscylinder angebrachten Gehäuse und empfangen ihre Bewegung durch die Kurbelwelle; das Saugventil ist im Boden des Cylinders, das Druckventil in einem Pumpe und Vorwärmer verbindenden Rohr angebracht. Die Maschine ist mit einem Centrifugalregulator versehen, welcher bei gesteigerter Tourenzahl ein auf dem Ofen befindliches Ventil öffnet und hierdurch Luft aus dem Vorwärmer entweichen läßt; durch die auf diese Weise bedingte weniger lebhafte Verbrennung wird eine verminderte Kraftproduction bewirkt. Die Wirkungsweise des Motors ist dieselbe wie bei demjenigen nach Holschem System. Durch das geöffnete Einlaßventil tritt die heiße Luft in den Cylinder und treibt durch ihre Spannung den Kolben aus seiner höchsten in die tiefe Stellung, während welcher Zeit die vorher angesaugte Luft aus der Pumpe durch den Vorwärmer in den Ofen gepreßt, hier erhitzt und der Maschine zugeführt wird. Nach vollständigem Hub schließt sich das Eintrittsventil, das Austrittsventil öffnet sich und läßt die heiße Luft aus dem Cylinder entweichen, während der Kolben auf seinem Wege aufwärts frische Luft ansaugt.

Lehmann's Heißluftmaschine ist eine wesentliche Vervollkommnung des seinerzeit vielfach in Anwendung gebrachten Systems Laubereau. Derselbe gehört zu den geschlossenen kalorischen Maschinen und ist die älteste und verbreitetste der hauptsächlich in Gebrauch gekommene Constructionen dieser Gattung. Den Haupttheil der

Maschine bildet ein langer, horizontaler, vereinigter Arbeits- und Compressioncylinder, der aus dem eigentlichen Arbeitscylinder, einem Zwischenstück und dem Feuerkopf besteht. Der vordere Theil des vorn offenen Cylinders ist zum Zweck der Anwendung des Kühlwassers doppelwandig gegossen; in demselben bewegt sich ein luftdicht schließender Kolben, welcher, durch zwei Kolbenstangen an ein Hebelwerk gekuppelt, durch dieselbe die Bewegung in der Weise auf die oberhalb des Cylinders angebrachte Maschinenwelle überträgt, daß eine Hin- und Herbewegung des Kolbens einer einmaligen Umdrehung der Maschine entspricht. Um der äußeren Luft den Zutritt zur Maschine zu gestatten, sobald die Spannung in derselben unter eine Atmosphäre sinkt, ist der Kolben mittels einer nach innen gerichteten Ledermandette gedeihet, welche ein Entweichen der in der Maschine befindlichen Luft ins Freie nicht zuläßt. Der aus einem luftdichten Blechcylinder bestehende Verdränger, der sich in einem von dem Kolben anseits und dem Boden des Feuerkopfes andererseits begrenzten Raum bewegt, hat eine Kolbenstange, welche durch eine Stoppflüchse des Arbeitskolbens zwischen den beiden Kolbenstangen desselben hindurchgeht und mittels einer Controlfurbel und eines Hebelwerks mit der Maschinenwelle in fester Verbindung ist, sodas durch eine einmalige Drehung der letzteren der Verdränger eine Vor- und Rückwärtsbewegung macht. Außer von der Kolbenstange erhält der Verdränger seine Führung durch verschiedene aufgenietete Blechstreifen und eine unterhalb desselben in einer Vertiefung laufende Rolle. Der zwischen Verdränger und Cylindermwand gebildete Raum von ringförmigem Querschnitt ist groß genug, um der Luft einen freien Durchtritt zu gestatten, hinwieder auch eng genug, um die Luft mit den vom Kühlwasser umgebenen Flächen des Cylinders in innige Berührung zu bringen. Der den Feuerkopf bildende untere Theil des Cylinders und das Zwischenstück sind eingemauert, und zwar ist der von dem Mauerwerk umschlossene Heigraum derartig angeordnet, daß der Boden desselben und die nächstliegenden Theile fortwährend rothglühend erhalten werden können. Zur selbstthätigen Controlirung des Ganges der Maschine ist ein Regulator angebracht, welcher, von der Schwungradwelle getrieben, auf eine Bremse wirkt, die sich bei zu schnellem Gang fest um das Schwungrad legt und so die überschüssige Kraft absorhirt. Die Bewegung der Maschine erfolgt durch die im Feuerkopf erdärmte Luft, welche vermöge ihrer Expansivkraft den Arbeitskolben vorwärts drückt; die hierdurch bewirkte Umdrehung der Maschine treibt den Verdränger gleichfalls nach vorn, wodurch die heiße Luft, welche inzwischen schon durch das den vorderen Theil des Cylinders umgebende Wasser theilweise abgekühlt ist, durch den zwischen Verdränger und Cylindermwand gebildeten Raum zurückgebrängt wird und vollständig abgekühlt nach dem Feuerraum zurückgelangt, wo sie alsbald aufs Neue erhitzt und expandirt wird. Der Brennmaterialverbrauch der Maschine beträgt 3—3½ Kilogr. Coals pro effective Pferdekraft und Stunde;

jedoch ist es bei entsprechender eingerichteteter Feuerung gleich, ob mit Coals, Steinkohle, Braunkohle, Holz, Torf, Lebe oder Sägespänen geheizt wird, da eine Verunreinigung von Maschinentheilen bei dieser Construction nicht stattfinden kann. Es ist dies ein wichtiger Vorzug der geschlossenen Maschinen den offenen gegenüber. Da ein Füllösen angewendet werden kann, der nur in ziemlich langen Pausen ein Nachlegen oder Schüren erfordert, ist die Bedienung dieser Maschine sehr wenig mühsam und zeitraubend.

Während der Lehmann'sche Motor nur mit Anfangsspannungen von $0,7-0,8$ Atmosphären Ueberdruck arbeitet, gehalten die von Stenberg construirte Maschine Armit'skündspannungen von $1,5-2$ Atmosphären Ueberdruck, weshalb sie bei gleicher Kraftleistung kleinere Dimensionen erhalten kann. Im übrigen ist der Stenberg'sche Motor von dem Lehmann'schen nicht wesentlich verschieden; nur ist der Bewegungsmechanismus bedeutend einfacher und auch der Feuerkopf anders eingerichtet. Der horizontale Arbeitscylinder ist in seinem vorderen Theil, wie bei der vorigen Maschine, von einem gußeisernen Mantel zur Aufnahme des Kühlwassers umgeben und an der vorderen der Kurbelwelle zugekehrten Seite offen. Die Kurbelwelle liegt hier in der Achse des Cylinders und vor demselben, ein Umstand, welcher die einfachere Construction des Bewegungsmechanismus mit sich bringt, dagegen den Nachtheil hat, daß man, um den Verdränger herauszunehmen, die Welle demontiren muß. Der Feuerkopf hat eine zweimal einwärts gebogene Form, durch welche zwar ein größerer Zugeffect als bei der Lehmann'schen Anordnung erzielt, zugleich aber auch eine größere Neigung zu schädlichen Formveränderungen veranlaßt wird. Die Kraftübertragung von Arbeitskolben auf die Schwungradwelle geschieht mittelst einer gegabelten Schuhstange, durch welche die Kolbenstange des Verdrängers hindurchgreift und die ihre Bewegung mittelst zweier sich um einen tiefer liegenden Punkt drehenden Hebel von der Kurbelwelle empfängt. Der Verdränger, welcher in glockenförmiger Gestalt mit seinem unteren offenen Theil in den von der Doppelwandung des Feuerkopfes gebildeten ringförmigen Raum hineinragt, erhält seine Führung durch die centrale Kolbenstange und eine wie bei der Lehmann'schen Construction gelagerte, von unten durch eine Schraube regulirbare Rolle. Der hauptsächlichste Unterschied in der Wirkungsweise des Stenberg'schen und des Lehmann'schen Motors wird dadurch hervorgerufen, daß durch die eigenthümliche Kraftübertragung von der Schwungradwelle auf den Verdränger dieser bei der ersten Construction relativ viel schneller hin- und herbewegt wird und außerdem, sobald er in seiner Rückwärtsbewegung den sogenannten todtten Punkt erreicht hat, während eines Theiles einer Kurbel-drehung stehen bleibt, wodurch die Luft fast momentan nach dem gefüllten Theil des Cylinders gedrängt, dort durch den Arbeitskolben comprimirt und bei der Verwärtsbewegung desselben durch den rasch nacheilenden Verdränger nach dem Feuerkopf befördert wird, um hier

aufs neue erheizt zu werden. Sowohl die Vorzüge als die Mängel dieser Maschine sind im übrigen dieselben wie bei dem Lehmann'schen Motor und bei allen geschlossenen Maschinen.

Der Heißluftmotor von Rider ist, wie die vorher beschriebenen Constructionen, eine einfach wirkende geschlossene Maschine. Die Hauptbestandtheile derselben sind zwei vertikale Cylinder, ein Arbeitscylinder und ein Compressionscylinder. In beiden Cylindern bewegen sich nach außen luftdicht schließende Plungerkolben von gleichem Durchmesser und ungleichem Hub, welche je mittelst einer Schuhstange mit zwei auf einer gemeinschaftlichen Schwungradwelle in einem Winkel von 95 Grad angeordneten Kurbeln verbunden sind. Die Plunger sind an ihrem oberen Ende auf eine bestimmte Länge auf den Cylinderdurchmesser abgedreht und erhalten hierdurch ihre Führung, während ihr unterer Theil von kleinerem Durchmesser ist, so daß zwischen Cylindervand und Plunger ein ringförmiger Raum gebildet wird, welcher einerseits groß genug ist, um den Durchzug der Luft nicht zu erschweren, und andererseits klein genug, um sie zum Zweck der Erwärmung oder Abkühlung mit den Außenwänden in Berührung zu bringen. Der Compressionscylinder ist mit einem Gehäule zur Aufnahme des circulirenden Kühlwassers umgeben; der Arbeitscylinder hängt mit seinem unteren Theil in einem ihn concentrisch umgebenden Feuerkopf, welcher nach innen cylindrisch ausgebaucht ist und vollkommen frei in dem eigentlichen, mit Chamotte ausgemauerten Ofen hängt, so daß er von den Flammen sowohl am Boden als an den Seitenwänden umspielt werden kann. Die aus Ledersulpen bestehenden Dichtungen der Plungerkolben werden am oberen Theil des Heißluftcylinders von einer denselben außen umspülenden Wasserschicht vor dem Verbrennen geschützt. Die beiden Cylinder sind durch einen Kanal verbunden, in welchem sich ein Regeneratort befindet; derselbe besteht aus einer Anzahl an ihren Enden leicht abgedichteter quaderförmiger Platten, durch welche die Luft von einem Cylinder zum andern ihren Weg nehmen muß, um entweder Wärme zu empfangen oder solche abzugeben. An demselben Rohr ist noch ein Ventil angebracht, durch welches man die Maschine zum Stillstand bringen kann; wenn dasselbe geöffnet ist, entweicht die gespannte Luft, worauf die Maschine stehen bleibt. Ein an der Fußplatte des Compressionscylinders angebrachtes Ventil gestattet der äußeren Luft freien Zutritt, wenn die Spannung im Cylinder unter eine Atmosphäre sinkt. Durch die Verziehung der Kurbeln um 95 Grad und den veränderten Hub der beiden Plunger befindet sich beim Beginn des Hubes der Treibkolben in seiner tiefsten, der Verdränger in seiner mittleren Stellung. Die Luft im Kaltcylinder ist alsdann auf circa $\frac{1}{2}$ ihres Normalvolumens (bei atmosphärischer Spannung) comprimirt. Während nun der Treibkolben aufwärts gedrückt wird, geht der Verdränger abwärts; die im Kaltcylinder eingeschlossene Luft wird durch den Regeneratort in dünnen Schichten zwischen den Wänden

des Feuerkopfes und des Heißcylinders hinführen, dort rasch erhitzt und auf höhere Spannung gebracht werden. Wenn jetzt der Arbeitskolben in seiner höchsten, der Verdänger in seiner Mittelstellung ist, nimmt die Luft das Dreifache ihres früheren Volumens ein. Bei fortgesetzter Drehung erreicht der Treibkolben bei seinem Ausgang seine mittlere, der Verdänger seine höchste Stellung. Da das Luftvolumen dasselbe bleibt, die Temperatur jedoch im Verhältnis zu derjenigen der in den Kältecylinder übergehenden Luft eine geringere wird, so wird die Spannung immer schwächer, bis die Kolben in ihre Anfangsstellungen zurückgehen, wodurch alle Luft in den Kältecylinder gepreßt, abgekühlt und auf nahezu $\frac{1}{2}$ ihres früheren Volumens comprimirt wird.

Außer den im Vorstehenden beschriebenen kalorischen Maschinen existiren eine große Anzahl dertariger Systeme, wie Van Rennes' Motor mit oscillirenden Cylindern, Puffbaum's Motor mit einer neuen Regulirung und andere, welche wir, da sie theils im wesentlichen mit den hier beschriebenen identisch, theils noch nicht genügend erprobt sind, unberücksichtigt lassen können.

(W. H. Umland.)

KALPAK ist eine mittelasiatische Kopfbedeckung, welche, von den Osmanen nach Europa herübergebracht, ihren türkisch-tatarischen Namen auch für dort vorgefundene ähnliche Trachten solcher Nationen, welche auf längere oder kürzere Zeit dem Einflusse des Türkenthums erlagen, zur Geltung gebracht hat. In seiner ursprünglichen Form ist der Kalpak eine, den Kopf bis zu den Augen und Ohren bedeckende, abgestumpft konische Schafpelz-Mütze, zu deren Anfertigung Felle von dunklerer Farbe, bei Vornehmen namentlich schwarze Astrachan-Pelze, verwendet und welche dann mit wiederum Pelzwerke von hellerer Farbe ausgefüttert werden. Derartige Mützen haben sich bei den meisten tatarischen Stämmen bis auf diesen Tag erhalten und dürften früher auch bei den Osmanen einen Theil der Nationaltracht ausgemacht haben. Nachdem bei den letzteren die Erinnerung an das Nomadenleben der Vorfahren sich verloren und der arabisirnde Einfluß des Islam den Turban in vorwiegendem Gebrauch gebracht hatte, erhielt sich in Constantinopel der Kalpak als auszeichnende Kopfbedeckung angelegener christlicher Unterthanen der Pforte. Jedoch erlitt er hier erhebliche Veränderungen; an die Stelle des Pelzes trat ein dicker, schwarzer Filzstoff und die Gestalt wurde schafisch, fast melonenförmig. Dieser Art gab es drei besonders bekannte, nach den Berufsarten, die sich vorzugsweise ihrer bedienten, benannte Arten: den Kalpak der Ärzte, den der Bankiers und den der Dolmetscher (Hekim, Starrak und Terschüman-Kalpachi). Den Dolmetscher-Kalpak hatten noch im Anfange dieses Jahrhunderts in Constantinopel auch die Gesandtschaftsdolmetscher nichttürkischer Staatsangehörigkeit zu tragen, wenn sie sich in Geschäften auf die Pforte begaben. Dabem wurde der Kalpak, welcher zu schwer und zu heiß war, um bequem zu sein, auf eine künstlich gefächerte, meistens bemalte und mit

Vergoldung gezeigte Wandconsol, den Kalpakfilz, niedergelegt, welches Möbel als das Symbol eines reichen christlichen Hauses galt. — Unter den Nationen, welche den Namen Kalpak auf ihre analoge Kopfbedeckung übertragen, sind vor allen die Slawenstämme der Balkanhalbinsel zu erwähnen. Als hohe Pelzmütze, aus den feinsten nordlichen Raucherfalgattungen verfertigt und mit kostbarer Agraffe geschmückt, gehört der Kalpak noch heutigentags zu der Gala-Tracht der ungarischen Magnaten und der rumänischen Wojaren. Auch die Pelzmützen unserer Hufaren führen in Erinnerung an den ungarischen Ursprung dieser Rittersgattung dieselbe Benennung. (G. Rosen.)

KÄLTE ist im gewöhnlichen Sprachgebrauche die Bezeichnung für einen Zustand unserer Empfindung, wie sie thathat, wenn wir ganz oder theilweise mit einem Medium von geringerer Temperatur als die unseres Körpers in Berührung sind, also für eine Empfindung, wie sie jeden Wärmeverlust unsererseits begleitet, da an jeder Berührungsstelle zweier Medien von verschiedener Temperatur stets ein Uebergang von Wärme vom dem Medium höherer zu dem niedriger Temperatur stattfindet und zwar durch Strahlung oder Leitung oder auf beiden Wege zugleich. In der Regel bezeichnet man aber auch mit Kälte kurzweg die Ursache des erwähnten Empfindungszustandes, d. i. den niederen Temperaturgrad irgendeines von uns berührten Mediums, indem man von Kälte der Luft, des Wassers, eines Metallstückes u. s. w. spricht, sobald wir bei Berührung mit diesen Dingen Wärme an dieselben abgeben. In der Physik verband man hiermit früher und im gewöhnlichen Leben auch wol noch jetzt die Anschauung, die Kälte sei ein ganz besonders gearteetes physikalisches Agens, welches in seinen Eigenschaften und Wirkungen denen der „Wärme“ entgegengesetzt sich verhalte und die Ursache jeder Temperaturentrübung sei. Es führte dies z. B. Rumford (Phil. Transact. 1804) zur Annahme von besonderen Kältestrahlen neben den Wärmestrahlen, und auch Leslie (Experim. Inq. into the nature and prop. of heat. Lond. 1804. On certain impressions of cold transmitted from higher atmospheres etc. Edinb. Soc. Transact. VII, 1814) nahm noch das Vorhandensein solcher Kältestrahlen an. Alle Thatfachen jedoch, welche ihre Erklärung durch diese hypothetischen Kältestrahlen finden sollten, lassen sich völlig ungezwungen durch die alleinige Annahme von Wärmestrahlen erklären, so z. B. der besagte Versuch, daß, wenn man zwei Hohlspiegel so aufstellt, daß sie ihre concaven Seiten einander zuzuwenden und ihre Axen zusammenfallen, und man in den Brennpunkt des einen ein Stück Eis bringt, ein im Brennpunkt des anderen aufgestelltes Thermometer sinkt. Es erklärt sich dies einfach aus dem beweglichen Gleichgewicht der Wärme. Beide Körper, das Eis und das Thermometer, senden Wärmestrahlen aus; das letztere sendet aber mehr aus, als es vom Eise empfängt und dadurch sinkt seine Temperatur, nicht durch eine wirkliche, vom Eise ausgehende Kältewirkung.

Gewöhnlich macht man noch den Unterschied, daß man bei dem Gefühl einer bedeutenden Temperaturerniedrigung von Kälte spricht, dagegen bei einer geringeren nur von Kälte oder Abkühlung. Kälte kann man natürlich hervorbringen durch alle Prozesse, welche eine Temperaturerniedrigung zur Folge haben; also besonders durch die Vorgänge, bei denen Wärme verschluckt oder gebunden wird, nämlich durch Schmelzen, Verdampfen und Ausdehnung besonders gasförmiger Körper.

Wenn zwei feste Körper oder ein fester und ein flüssiger, welche beide im Eise sind, ein flüssiges Gemisch zu bilden, zusammengebracht werden, so muß bei dem dann eintretenden Schmelzen eine gewisse Wärmemenge, die sogenannte Schmelzwärme, verbraucht werden. Dadurch muß, wenn keine neue Wärme von außen zugeführt wird, zunächst die Temperatur des Gemisches selbst sinken, aber auch dem Gefäße und den dasselbe umgebenden Stoffen Wärme entzogen werden. Eine solche Mischung nennt man dann Kältemischung oder auch, wenn die dadurch hervorgerufene Abkühlung die wesentlich unter den Gefrierpunkt des Wassers geht, Frostmischung.

Kältemischungen der einfachsten Art erhält man durch Auflösung einer großen Anzahl von Salzen in Wasser; doch muß man hierbei darauf achten, daß die Salze, wenn sie mit Kristallwasser kristallisieren, nicht etwa im wasserfreien Zustande zur Auflösung gebracht werden, weil sonst durch die sofort erfolgende Aufnahme des Kristallwassers und durch die infolge davon frei werdende Wärme ein großer Theil der durch die Wärmebindung erzeugten Kälte, ja vielleicht der ganze Betrag derselben wieder verschwindet. So würde z. B. bei der Auflösung von kristallwasserhaltigem Chlorcalcium Kälte erzeugt werden, während hingegen bei der Auflösung wasserfreien Chlorcalciums eine Erwärmung eintreten würde.

Im Nachstehenden folgt eine Uebersicht der nach den Untersuchungen von Fr. Rüdorff (s. Berichte der Deutsch-Chemischen Gesellschaft, Band 2, Seite 68) beim Auflösen von Salzen im Wasser erzeugten Kältemischung. Die größte Abkühlung findet nach diesen Untersuchungen dann statt, wenn die Lösung bei der stattfindenden niedrigen Temperatur gerade gesättigt ist. Die Salze müssen dabei im feingepulverten Zustande angewendet werden.

Tabelle I.

Name des Salzes	Gemischt mit 100 Theilen Wasser	Die Temperatur sinkt		
		von	bis	um °C.
Alaun, kryallisirt	14 Theile	+ 10,8	+ 9,4	1,4
Chlornatrium	36 "	+ 12,6	+ 10,1	2,5
Schwefelsaures Natrium.	12 "	+ 14,7	+ 11,4	3,0
Phosphorsaures Natrium, kryallisirt	14 "	+ 10,8	+ 7,1	3,7
Schwefelsaures Ammonium	75 "	+ 13,2	+ 6,8	6,4
Schwefelsaures Natrium, kryallisirt	20 "	+ 12,5	+ 5,7	6,8
Schwefelsaures Magnesium	85 "	+ 11,1	+ 3,1	8,0
Kohlensaures Natrium	40 "	+ 10,7	+ 1,6	9,1
Salpetersaures Kalium	16 "	+ 13,2	+ 3,0	10,2
Chlorcalcium	30 "	+ 13,2	+ 0,6	12,6
Kohlensaures Ammonium	30 "	+ 15,3	+ 3,2	12,1
Eisigsaures Natrium, kryallisirt	85 "	+ 10,7	— 4,7	15,4
Chlorammonium	30 "	+ 13,2	— 5,1	18,4
Salpetersaures Natrium	75 "	+ 13,2	— 5,3	18,5
Unterschwefligsaures Natrium, kryallisirt	110 "	+ 10,7	— 8,0	18,7
Zodsalz	140 "	+ 10,8	— 11,7	22,5
Chlorcalcium, kryallisirt	250 "	+ 10,8	— 12,4	23,2
Salpetersaures Ammonium	60 "	+ 13,6	— 13,6	27,2
Schwefelcyanammonium	133 "	+ 13,2	— 18,0	31,2
Schwefelcyanfalsium	150 "	+ 10,8	— 23,7	34,5

Folgende Tabelle gibt eine Zusammenstellung noch anderer wirksamer Kältemischungen.

Tabelle II.

Bei einer Mischung von	sinkt die Temperatur		
	von	bis	um ° C.
3 Theile Schnee und 1 Theil Kochsalz	0	— 17,7	17,7
5 Theile Calmial, 5 Theile Salpeter, 8 Theilen Glaubersalz und 16 Theilen Wasser	+ 10,0	— 15,5	25,5
8 Theile Glaubersalz und 5 Theile starke Salzsäure	+ 10	— 17,0	27
2 Theile Weingeist (70° nach Richter) und 1 Theil Schnee	0	— 20	20
1 Theil verdünnte Schwefelsäure und 1 Theil Schnee	— 6,5	— 51,0	44,4
1 Theil Chlorcalcium und 2 Theile Schnee	— 9,0	— 42,0	33,0
4 Theile Chlorcalcium und 3 Theile Schnee	0	— 49	49
2 Theile Chlorcalcium und 1 Theil Schnee	— 18,0	— 54,0	36,0
3 Theile Chlorcalcium und 1 Theil Schnee	— 40,0	— 57,0	17,0
59 Theile feinstvertheiltes Zinn, 103 1/2 Theile Blei und 182 Theile Wismuth in 808 Theilen Duchsilber	+ 17,5	— 10	27,5

Um den Werth einer Kältemischung zu beurtheilen, sind die in der physikalischen Literatur meist allein angegebenen, bei einer gewissen Mischung beobachteten Anfangs- und Endtemperaturen nicht hinreichend. Nüchtern findet man quantitative Daten über die abforbirebare Wärmemenge, selten solche über das überhaupt erreichbare Temperaturminimum. Offenbar sind ja Mischungsverhältnisse, welche die geringste sehr niedrige Temperatur erreichen lassen, deshalb nicht auch diejenigen, welche bei weniger niedrigen Temperaturen am meisten abführend wirken. Es müssen zur vollständigen Beurtheilung eigentlich gegeben sein:

- 1) Dasjenige Mischungsverhältnis, welches die tiefste Temperatur hervorbringt und die Höhe dieses Minimums (Intensität der Kältemischung).
- 2) Für jede andere, weniger niedere Temperatur das günstigste Mischungsverhältnis, d. h. welches bei oder bis zu dieser Temperatur am meisten Wärme abforbiren kann, und die Menge der letzteren (Abführungswerth der Mischung für die betreffende Temperatur).
- 3) Für praktische Verwendungen muß ferner noch bekannt sein, ob die äußerlichen Eigenschaften der Kältemischung für den Gebrauch günstig sind.

Für Kälterzeugung im Großen dürften vor die Kältemischungen weniger in Betracht kommen, da hierzu die mit Dampf betriebenen Aethers-, Ammoniak- und Luftexpansionsmaschinen vortheilhafter erscheinen, bei welchen durch positive Verwendungen von Arbeit die negative von Ueberführung der Wärme aus einem kälteren in einen wärmeren Körper ermöglicht wird. Sollten aber auch die Kältemischungen zur fabrikmässigen Kälterzeugung nicht tauglich erscheinen, so verleiht ihnen

doch die Eigenschaft der Transportabilität einen großen Werth für den Physiker, den Chemiker, den Reisenden in heißen Ländern und den Chirurgen auf dem Schlachtfelde. Diese besitzen in ihnen oft das einzige Mittel zur Kälterzeugung.

Diese Erwägung haben Leop. Pfaundler zu eingehender Beantwortung der obenangetragenen Fragen veranlaßt durch etagebende Untersuchung zunächst einer Kältemischung, nämlich der von Schnee und Schwefelsäure, nicht wegen deren besonderen praktischen Verwendbarkeit, sondern weil bei ihr zur Berechnung des Effectes alle Daten gegeben vorliegen (s. Sitzungsberichte der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, LXXI. Band, II. Abth., S. 509—538).

Was zunächst die Frage nach der Wärmemenge (Kälte als negative Wärme gerechnet) betrifft, welche beim Mischen eines Moleculs Schwefelsäuremonohydrat (98 Gramm) mit n Moleculen Schnee (1 Molecul = 18 Gramme) entsteht, so finden sich die Pfaundler'schen Resultate in folgender Tabelle zusammengestellt. Es bezeichnet darin n die Anzahl der Schneemoleculen, w die Verbindungswärme derselben mit einem Schwefelsäuremolecul. L ist die Schmelzwärme eines Moleculs Schnee, also = 18,79, $= 1429,2$ Calorien. W ist die Differenz $w - nL$ zwischen der Verbindungswärme und der Schmelzwärme der betreffenden n Schneemoleculen, also die wirklich auftretende Wärme, oder (je nach dem Vorzeichen) Kältemenge in Calorien, in die von Pfaundler in früheren Untersuchungen bestimmte Molecularwärme eines Hydrates von $H_2SO_4 + nH_2O$ und endlich t die Temperatur des Gemischtes, die sich durch Division von $\frac{w}{m}$ ergibt.

Tabelle III.

n	w	nL	W = w - nL	m	t
1	6924	1429	+ 5495	50,5	+ 112,3
2	9989	2858	+ 7131	63,1	+ 113,0
2,874	11542	4107	+ 7435	—	—
3	11718	4288	+ 7430	78,1	+ 95,1
5	13601	7164	+ 6455	108,4	+ 59,5
10	15650	14292	+ 1172	199,9	+ 5,9
10,950	15650	15650	0	—	0
11	15659	15721	— 62	218,2	— 0,2
15	16204	21438	— 5234	291,4	— 17,9
20	16601	28584	— 11983	382,9	— 13,2

Man ersieht aus Tabelle III, daß bei Mischung von weniger als 10,95 Moleculen Schnee mit einem Molecul Säurehydrat immer Wärme entsteht, dahingegen bei mehr als 10,95 Moleculen Schnee immer Kälte und zwar bei 20 Moleculen eine Kältemenge von -11983 Calorien, was eine Abkühlung um $31,5^{\circ}$ C. zur Folge hat. Die größte Wärmemenge ergibt sich bei einer Schneemoleculmenge von $n = 2,874$ und zwar $+7435$ Calorien.

Frägt man, welche Concentration der Schwefelsäure die vortheilhafteste zu Kältemischungen mit Schnee ist, so ergibt sich, daß ein vorläufiger Zusatz von $n = 2,874$ Moleculen Wasser also im Hydrat $H_2SO_4 + 2,874H_2O$ die geeignetste Verdünnung sein wird, weil hier die überhaupt größtmögliche Mischungswärme dessen bei der Mischung mit Wasser frei wurde. Es gibt dies einen Procentgehalt der anzuwendenden Säure = 66,19.

Außer durch Kältemischungen kann man, wie oben schon erwähnt, auch noch auf andern Wege künstliche Kälte erzeugen. Das Hauptmittel bleibt die Verdunstung, weil hierbei Wärme gebunden und diese der Umgebung entzogen wird, wenn nicht andererseits neue Wärme zugeführt wird. Schwefelsäure erniedrigt z. B. durch Verdunsten an freier Luft die Temperatur um $32,77^{\circ}$ C. unter dem Recipienten der Luftpumpe selbst um 72° C. Schwenkt man ein Thermometer, dessen Kugel mit Nuffeln überzogen und mit Schwefelkohlenstoff benetzt ist, herum, so sinkt die Quecksilbersäule von $+15,75^{\circ}$ auf $-17,75^{\circ}$. Stellt man denselben Versuch mit flüssiger schwefeliger Säure an, so sinkt das Thermometer von $+10^{\circ}$ auf -57° , unter der Luftpumpe gar bis -68° . Flüssige und feste Kohlensäure erniedrigen die Temperatur um mehr als 90° .

Die Verdunstungskälte sowie die bei der Expansion comprimierter Luft gebundene Wärme wird auch zur Kälteerzeugung bei den sogenannten Eismaschinen benutzt. Zur Einleitung beider Prozesse wird zunächst durch mechanische Arbeit, gewöhnlich durch eine Dampfmaschine, ein luftverdünnter Raum erzeugt, in welchen

hinein dann die Verdunstung oder die Expansion stattfinden soll. Nach der theoretischen Rechnung müßten pro Stunde und Pferdekraft etwa 15 Kilogramm Eis von -3° aus Wasser von $+10^{\circ}$ erzeugt werden. In der Praxis werden aber von dieser Leistung höchstens 10 Procent erhalten. Will man nicht wirklich Eis erzeugen, sondern nur eine starke Abkühlung erhalten, wie in den Bierbrauereien und den Paraffinfabriken, so ist der Effectverlust bei weitem geringer. Die Eismaschine des Engländers Harrison (1856) erzeugt die Kälte durch Aetherverdampfung, die des Amerikaners Gorrie (1860) durch Luftpansion. Der Franzose Carré (1860) und der Engländer Kece (1867) wenden die weit wirksamere Verdampfung trockner gemachten Ammoniak an. Bei der am meisten verwendeten Carré'schen Eismaschine wird in einem geschlossenen Kessel concentrirte Ammoniakflüssigkeit (Salmiakgeist) erhitzt und dadurch das Ammoniak zum Verdampfen gebracht. Das entweichende Ammoniakgas wird durch starke Abkühlung in einem Schlangenrohr und durch einen Druck von 8–10 Atmosphären in den trockbaren Zustand übergeführt. Diese Flüssigkeit läßt man dann durch Öffnung eines Hahnes in die Schlangenröhren eines besonderen Raumes, des Eisbildners, strömen. Der Chlorcalciumlösung, welche diesen erfüllt und die Röhren von außen umfließt, wird durch den in den Röhren stattfindenden Verdunstungsproceß Wärme entzogen und dadurch das Wasser zum Gefrieren gebracht, welches sich in den in der Chlorcalciumlösung eingestellten Gefrierkästen befindet. Das Ammoniakgas läßt man wieder von der Flüssigkeit, aus welcher es durch Erhitzen ausgetrieben wurde, absorbiren und unterwirft diese dann aufs neue demselben Proceß. Je nach der Größe der Maschine wird zur Herstellung von 8–12 Kilogramm Eis 1 Kilogramm Kohle verbraucht. (H. A. Weiske.)

KÄLTE in ihrer Wirkung und Anwendung in der Medicin. Die Kälte in physiologischer Hinsicht bezeichnet denjenigen Zustand, der durch die Reibung von Körpern in uns erregt wird, die uns weniger Wärme mittheilen, als sie von uns erhal-

ten. So redet man von „kalten Händen“, „Marmorhände“, „Eiskälte“, obwohl in solchen Fällen die objective Temperaturerniedrigung in der Regel nur 2—4° C. beträgt.

Die Physiologie handelt von der Kälte in doppelter Beziehung 1) von der Wirkung niedriger Temperaturen auf die Organismen, 2) von der Temperatureinwirkung der Organismen selbst.

I. Der Einfluss sinkender Temperatur auf das tierische Leben ist in erster Linie ein Wärme entziehender und kann sich in sehr mannichfacher Weise äußern. Ein geringer Fall der Temperatur kann auf das eine Tier ebenso schädlich einwirken wie ein starker auf das andere, während ein drittes in beiden Fällen unbeeinflusst bleibt. Ist wider das tierische Leben ertridet, eher der Gefrierpunkt erreicht ist, während in anderen Fällen selbst Einfrieren die Tiere nicht zu vernichten vermag, sondern sie nur in einen Zustand latenten Lebens versetzt. Winter bewirkt die Einwirkung der Temperatureinwirkung nur Veränderungen in den Functionen, winter nur solche in den Structurvorkäulüssen. So hat man oft genug — und in vielen Fällen sicherlich mit Recht — angenommen, dass die Zwerggrassen von Tieren, die mau auf hohen Bergen und in den Polarregionen findet, durch den das Wachstum hindernden Einfluss der Kälte hervorgerufen werden. Die durch jahrelange Experimente bewiesene enorme Verschiedenheit in der Resistenzfähigkeit verschiedener Thierarten gegen die Kälte zeigt, dass der Einfluss der letzteren nicht absolut, d. h. auf alle ihr ausgezeigten Thierarten gleichmäßig, wirken kann, sondern dass das Widerben der Tiere bei Kälte zum Teil auch abhängt von der Natur der so beeinflussten Tiere selbst. Hierbei gehören auch einige spezielle Erscheinungen: die Phänomene des Winterschlafs und des Wiederauflebens nach dem Gefrieren. Nicht zu bezweifeln ist, dass der Winterschlaf aus einer Einwirkung zu erklären ist, welche Temperatureinwirkung auf manche Tiere, im hohen Norden wie in der Äquatorialzone, auszuüben pflegt und welche darin besteht, dass sie die vitale Energie derselben in einem solchen Grade herabstimmt, dass die Tiere schließlich einschlafen und in einem schlafähnlichen Zustande so lange verharren, als der ihn bedingende, niedrigere Wärme grad anhält.

Ein zweiter Punkt ist die manchen Tieren zunehmende große Resistenzfähigkeit gegen extreme Kältegrade und ihr Vermögen, selbst das Gefrieren zu ertragen, ohne in ihrer Lebensfähigkeit dadurch beeinträchtigt zu werden. In dieser Hinsicht sind die kaltblütigen (poikilothermen) Tiere vor den warmblütigen (homöothermen) bevorzugt. Bei ihnen ist die Körpertemperatur immer ganz oder nahezu gleich der Temperatur des sie umgebenden Mediums, mit dessen Wärmeschwankungen auch jene steigt und fällt. Aber auch unter den Kaltblütern ist das Vermögen, bedeutenden Kältegraden zu widerstehen, sehr verschieden, ja sogar dasselbe Tier verhält sich in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien verschieden.

Die Beobachtungen über die Lebensfähigkeit der Kaltblüter sind oft staunenerregend. So wird z. B. angegeben, dass Froste und Kröten nicht sterben, selbst wenn sie so vollständig gefrieren, dass Haut, Muskeln und Knochen in kleine Stücke zerbrochen werden können. Ganz anders ist es bei den warmblütigen Tieren (Vögeln und Säugethieren) und dem Menschen. Diese haben, so lange sie gesund sind, eine von der Umgebung unabhängige Temperatur, die Eigenwärme, welche bei dem Menschen ungefähr 37° C. beträgt. Die Bedingungen, von denen die Konstanz der Eigenwärme abhängt, lehrt die Physiologie. In seinen „Vorlesungen über allgemeine Pathologie“ gibt Cohnheim wertvolle Beiträge zur Lehre von der Kälte Wirkung auf den lebenden Organismus, denen wir einen großen Theil unserer Mittheilungen an diesem Orte und weiter unten entlehnen. Der kontinuierliche Wärmeverlust hält im normalen Körper der Wärme production der Art die Wage, dass die Eigenwärme unter den verschiedensten äußeren Bedingungen nahezu dieselbe bleibt. Der Körper reagirt nun ganz verschieden zum Schutze der Erhaltung der Eigenwärme auf die höhere und niedrigere Temperatur der Umgebung.

In kalter Luft ist die Haut Mäulichblau, ihre Gefäße sind contrahirt und nur wenig Blut strömt deshalb der Oberfläche zu. Da insolge dessen die Haut bald eine dem fühlen Medium nachkommende Temperatur annimmt, so wird der Wärmeverlust durch Leitung und Strahlung wesentlich beschränkt. Der Mensch unterzieht diesen Naturvorgang dadurch, dass er sich bei kalter Temperatur einerseits mit schlechten Wärmeleitern bekleidet und seine Wohnungen erwärmt, andererseits durch vermehrte Nahrungsaufnahme und vor allem durch lebhafteste Muskelarbeit seine Wärme production nach Möglichkeit steigert. Ein weiteres natürliches Regulationmittel ist die Steigerung des Stoffwechsels insolge des Aufenthaltes in einem niedrig temperirten Medium, welche in der neuesten Zeit Flügel und Vögel als unzweifelhaft nachgewiesen haben. Doch würde ein Mensch, der auf diese regulatorische Produktionszunahme allein angewiesen wäre, übel daran sein. Denn der unbedeckte Mensch vermag seine Eigenwärme nur bei einer Außentemperatur zu behaupten, die nicht weniger als 27° C. beträgt. Ohne Kleider könnten wir schon in unserer gewöhnlichen Zimmertemperatur und höchstens durch sehr energische active Bewegungen und reichliche Nahrungsaufnahme vor erheblicher Abkühlung bewahren. Ein unzureichend genährter und dünnbekleideter Mensch, der bei starker Winterkälte im Freien liegen bleibt oder einschlief, ist der Gefahr des Erfrierens in hohem Grade ausgesetzt. Die Abkühlung geht um so rascher vor sich, je weiter die Hautgefäße und je größer daher die Differenz zwischen der Temperatur der Haut und der umgebenden Atmosphäre (oder dem Erdboden) ist. In seinem Falle kann bei den oft unter 0° betragenden Zimmertemperaturen des Winters die Wärmeabgabe von Seiten der Haut und Lungen aufhören sehr beträchtlich zu sein, solange der Mensch lebt, und die Temperatur des Körpers muß

auch bei engen Hautgefäßen sicher heruntergehen, wenn auch langsamer.

2) Wie dann der Organismus auf die Erniedrigung der Eigenwärme reagirt, hat man eingehend nur bei Thieren studirt. Setzt man solche so lange einer Temperaturerniedrigung aus, bis die Innentemperatur des Körpers bis auf 18°—20° C. heruntergegangen ist, so werden dieselben unfähig, sich auf den Weinen zu erhalten, die Zahl der Herzcontractionen vermindert sich bedeutend, ebenso die Respirationstrequenz oder die Athemzüge werden häufiger und oberflächlich; die Blasen- und Darmmuskulatur wird gelähmt, die Augen stehen weit offen und die Hornhaut und Regenbogenhaut reagiren nicht oder doch sehr schlecht auf Reize, der arterielle Blutdruck ist vermindert, der Blutstrom verlangsamt. Dieser allgemeine paralytische Zustand ist ohne Zweifel bedingt durch eine hochgradige Herabsetzung der Erregbarkeit aller Gewebe, in erster Linie des Nervensystems. Setzt man die Einwirkung der Kälte fort, so sterben die Thiere unter Convulsionen. Erwärmt man sie wieder, so erholen sie sich nur sehr langsam nach und nach, viele von ihnen sterben noch, nachdem sie schon wieder ihre Normalwärme erreicht haben. Manche erwärmen sich aber die Normalhöhe.

Bei welcher Körpertemperatur die Menschen erfrieren, darüber sind ebenso wenig ganz zuverlässige Berichte bekannt wie über das etwaige Ausstreuen von Krämpfen unmittelbar vor dem Tode. Doch hat man, was letzten Punkt anlangt, beim Rückzuge der Franzosen aus Moskau beobachtet, daß Männer, die eben noch muskelfräftig einmarschirten, plötzlich die Beweglichkeit der Muskeln verloren, zu Boden stürzten und „unter Symptomen der Epilepsie oder Katalepsie“ den Geist aufgaben. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Erfrierungstod durch Zurückdrängen des Blutes aus den peripherischen Theilen in die Centraltheile erfolge und durch innere Blutung, tödtliche Hyperämie in Gehirn und Brustorganen sowie durch Herparalyse bedingt werde. Neuerdings weist Wertheim nach, daß die Erfrierung von einer vermehrten Kohlenstoffverbrennung begleitet sei und damit eine beträchtliche und andauernde Kohlenäureauscheidung in Verbindung stehe. Es steht physiologisch nicht fest, warum die große, so oft bemerke Reactionsfähigkeit des menschlichen Organismus gegen die Kälte in einzelnen Fällen nicht ausreicht, um die Erödötung durch dieselbe abzuwehren. Gewiß weiß man nur, daß Individuen von geringerer Reactionsfähigkeit, also kleine Kinder, sehr bejahrte oder franke, ausgeüberrte, geistig tiefer depressive Menschen auch dem Erfrierungstode leichter unterliegen als andere. Auch begünstigen Zustände, die an sich eine Gefenken nach Gehirn und Brust bedingen, z. B. Schlaf und Trunkenheit, die Möglichkeit zu erfrieren. Es gibt aber keine absolut lethalen Kältegrade.

Bei dauernder der Kälte ausgefetzten Menschen beobachtet man im Innern des Körpers Temperaturen von 30—26° C., selbst bis auf 24° C. hinunter. Auch bei ihnen wurden ausgesprochene Paralyse und Schlafrucht, weite und träge reagirende Pupillen, verlangsamter Puls

und verlangsamte Respiration beobachtet. Auch hier beweist es meistens dieser Stunden, ehe die betreffenden Individuen, trotz der Einhißung in warme Decken, ihre Normalwärme erlangten. Mit zunehmender Körpertemperatur hob sich die Zahl der Herzschläge und Athemzüge, allmählich ließ die Tiefe des Schlafes nach und schließlich kehrte auch noch die volle Bewußtlosigkeit zurück. In günstig verlaufenden Fällen schlossen sich weitere keine Eröörungen an, trotzdem ist aber eine solche vorübergehende starke Abkühlung für den menschlichen Körper keineswegs gleichgültig. Denn je mehr sich die Temperatur den Werthen von 20°—18° nähert, desto weniger sicher ist eine vollständige und rasche Restitution.

Uebrigens ist die Wirkung kalten Wassers auf den Organismus insofern von der der kalten Luft verschieden, als das erstere vermöge seines Aggregatzustandes intensiver einwirkt, bei letzterem auf der andern Seite die Verdunstung mit in Betracht gezogen werden muß. In selten kalten Medien kommt der lebende Körper selten in seiner Totalität in Berührung. Ueberhaupt trifft die Kältewirkung nicht immer den gesammten Organismus. Sehr häufig ist sie eine ganz locale. Der örtlicher Einwirkung einer härteren Kälte entsteht zunächst in dem betroffenen Theile ein Kältegefühl, welches je nach dem Grade der Kälte, der Größe der betroffenen Fläche, der Empfindlichkeit des betroffenen Individuums oder des Theiles eine verschiedene Intensität zeigen und durch alle Grade des Schauders bis zum Schüttelfrost sich steigern kann. Die Nerventhätigkeit des Theiles wird abgeseumpft. Es schwindet der turgor vitalis, die Haut ist zusammengezogen und nimmt die Form der sogenannten Gänsehaut an, weil die Talgdrüsen sich nicht in gleicher Weise zusammenziehen können wie das umgebende Gewebe. Das Blut zieht sich von der Peripherie zurück, der Theil erscheint blaß und zusammengefallen und küßt sich mehr oder weniger kalt an. Die Transpiration ist unterdrückt, die Muskeln verlieren ihre Beweglichkeit und der Theil wird mehr oder weniger steif und hart. Bei längerer Dauer intensiver Kältegrade tritt endlich der örtliche Tod (Brand, Gangrän) ein und der betroffene Körpertheil wird vom übrigen intacten Organismus abgetrennt. Auch bei diesen localen Kälteirwirkungen kommt es sehr auf das Medium der Einwirkung an. Gleiche Kältegrade vorausgesetzt wirkt die kalte Luft am schwächsten, zumal wenn sie nicht bewegt ist. Eine bewegte kalte Luft jedoch macht sich sehr empfindlich an einblößen Hautstellen bemerklich, weil alddann in jedem Augenblick eine neue kalte nach Ausgleichung mit der Körperwärme strebende Luftschicht einwirkt. Schon in unseren Wintern, noch mehr aber bei den Korpsexpeditonen hat man die Bemerkung zu machen Gelegenheit genug, daß die tiefsten Kältegrade bei ruhiger Luft besser ertragen werden können als geringere bei Wind und Sturm. Kalte feste Körper wirken um so intensiver ein, je rascher sie den berührten Körpertheile Wärme entziehen. Kommt ein Stück Metall von niedriger Temperatur mit einem befeuchteten Körpertheile in Berührung, so wird durch die schnelle Wärmenziehung die wässrige Bedeckung der

Oberfläche sofort in Eis verwandelt, das Metall friert an den Körpertheil an, sodas bei unvorsichtigem Vorgehen die Oberhaut abgeschält wird. Ist das Metallstück klein, dann nimmt es durch den Austausch der Temperaturen schnell die höhere des Körpers an und thaut dann von selbst ab. Wird statt des Metalles ein Stück Eis von gleich niedriger Temperatur applicirt, so entsteht keine so heftige Empfindung, dieselbe dauert aber länger an (wegen der verschiedenen Wärmecapazität von Metall und Wasser). Werden sehr kalte Flüssigkeiten von relativ großer Menge in den Magen eingeführt, während der Körper sich in Aufregung und Erhitzung befindet, so kommt es zu Erscheinungen von einiger Heftigkeit mit denen, die man beobachtet, wenn die Regio epigastrica durch eine äußere Gewalt getroffen wird: heftige, erschwerete Respiration, unregelmäßiger und schwacher Puls, Blässe des Gesichts, Sinken der Hauttemperatur, Collapsus, Trübung der Sinnesperceptionen, Betäubung, unter Umständen der Tod. Diese Erscheinungen sind auf Nerveneinflüsse zurückzuführen.

Die sogenannten reactiven Erscheinungen nach der Kälteapplication beruhen darauf, daß sich der Körper nicht passiv gegen die seine Lebensäußerungen beschränkende niedere Temperatur verhält, sondern auf den feindlichen Eingriff dadurch reagirt, daß auf die vorhergegangene Erschlaffung der vitalen Functionen eine energische Welleberung derselben erfolgt. Vor allem beobachtet man, daß der Wärmeverlust an der betreffenden Stelle ausgeglichen wird, indem das Blut stärker dahinströmt, die Haut sich röthet, transpirirt und ein Jucken, Brennen und Prickeln auf ihr empfunden wird. Am auffallendsten treten diese Erscheinungen nach einem kurzen kalten Bade hervor (s. den Artikel Kaltwassercur). Diese Nachwirkung der Kälte kann sich aber auch so steigern, daß es zu oberflächlichen, selbst tief eingreifenden Entzündungen (reactiven Entzündungen) kommt. Derartige Erscheinungen treten häufig auf, wenn jemand aus der kalten Luft plötzlich in ein sehr warmes Zimmer tritt oder sich gar dem heißen Ofen zu rath nähert. Uebrigens richtet sich die Stärke der Reaction nach der Größe und Dauer der primären Kälteinwirkung, nach der Ausdehnung und Schnelligkeit des statgefundenen Temperaturwechsels, nach der Reactionsfähigkeit des ganzen Organismus oder der betroffenen Theile. Ihre Dauer hängt weniger von der primären Kälteinwirkung als vom individuellen Zustande des Betroffenen ab. Diese Nachwirkung kann auch ausbleiben bei lebensschwachen Individuen und in geschwächten Theilen, auch bei längerem Bestehen einer mäßigen primären Wirkung.

Als ätiologisches Moment für die sogenannten Erstfaltungskrankheiten spielt ferner auch die relative Kälte eine bedeutende Rolle. Relative Kälte wirkt auf ein Individuum oder Organ ein, wenn eine vorüberige höhere Temperatur in demselben oder seiner Umgebung durch eine niedrigere ersetzt wird; dieselbe braucht deshalb keine absolute niedrige zu sein. Diese Temperatur, welche an und für sich nicht als kalt empfunden zu werden pflegt, wirkt jetzt durch die vorherige stärkere Er-

hitzung als Abkühlung, unter Umständen als Erstfaltung. Die relative Kälte wirkt dadurch schädlich auf den Organismus, daß plötzlich die durch die Wärme an der Peripherie stärker angefühlte Blutmenge infolge der niedrigeren Temperatur nach den inneren Theilen des Körpers getrieben wird und dort Hyperämien und Entzündungen hervorbringt, wenn nicht durch eine rasch eingeleitete natürliche oder künstliche Reaction das Blut wieder nach der Peripherie zu strömen gezwungen wird. Krämpfe, ein Zeichen der Deprimirung der peripherischen Nerven, ist das sicherste Zeichen drohender oder schon eingetretener Erstfaltung. Ob eine Erstfaltung bei den gegebenen Ursachen zu Stande kommt oder nicht, hängt gar sehr von der Individualität und Gewohnheit des Betroffenen ab. So ertragen Hüttenarbeiter und andere Feuerarbeiter mit Leichtigkeit schnelle Temperaturwechsel, welche den fortwährend in gleichmäßiger Stubenluft und körperlicher Ruhe Verweilenden nachtheilig sein würden. Rheumatischen sind in erster Linie als Erstfaltungskrankheiten zu nennen, dann folgen die Entzündungen der Respirationorgane, der Darmscheidhaut u. a. Leberhaupt kommt es bei den Folgen einer Erstfaltung sehr darauf an, ob irgendein Organ besonders reizbar oder schwach ist (Disposition).

Daß die Kälte auch unter andern Umständen als wichtige krankmachende Potenz auftreten kann, ist bekannt. Namentlich scheint die große Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre zum Theil hierauf zurückzuführen zu sein, zumal bei den ärmeren Volksklassen.

Als Vorbauungsmittel gegen die erwähnten Krankheiten dienen: sorgfältige Umbüllung des Körpers mit schlechten Wärmeleitern (Kleider und Betten), Aufenthalt in geschützten Räumen, Bewegung und nahrhafte Diät, warme Getränke, besonders solche, die das Blut der Peripherie zuführen, in erster Linie Alcoholica in mäßigen Gaben. Bei den Nordländern kommt wie auch bei den Välkern der heißen Zone dienen Einreibungen des Körpers mit Fett als Mittel gegen Erstfaltung. Das beste Vorbeugungsmittel ist Abhärtung des Körpers durch kalte Waschungen und Bäder (s. Kaltwassercur).

Die Behandlung der Erstfaltungskrankheiten gehört in die Pathologie und Therapie.

Bergemännigten wir uns nun noch einmal die Wirkungen der Kälte auf den Organismus, so sind diese auf 4 Wirkungsweisen derselben zurückzuführen:

- 1) auf die Entziehung von Wärme,
- 2) auf die abdringende und
- 3) auf die paralytische Wirkung,
- 4) auf die Reactionswirkung im lebenden Organismus auf die 3 vorgenannten Wirkungsweisen.

1) Was zuerst die Entziehung von Wärme anlangt, so findet diese nach dem physikalischen Gesetze statt: daß zwei sich berührende Körper von verschiedener Temperatur ihre Wärme gegenseitig austauschen. Indessen setzt sich der lebende thierische Organismus diesem Gesetze nur annähernd und bedingt und verhalten sich die verschiedenen Thierarten verschieden gegen den Einfluß der umgebenden Temperatur, wie wir weiter unten näher be-

Einfluss der Unterbrechung der Rückenmarkleitung auf die Temperatur in den verschiedenen Fällen ein sehr verschiedener ist.

Die Herabsetzung der Temperatur bei manchen Krankheiten, z. B. im stadium algidum der Cholera, im Collapsus bei Herzschwäche u. s. w. ist nur eine scheinbare. Sie beruht auf Wärmeretention im Innern durch Schwäche der Blutcirculation, die als natürliche Folge Kälte der Peripherie nach sich zieht.

Das nach Aufhören der vitalen Functionen, bei eingetretener Tode, die Körpertemperatur sich der Umgebung anpasst, ist ebenso bekannt wie auf physikalischen Gesetzen beruhend. Die von Wunderlich u. a. beobachtete postmortale Steigerung der Innentemperatur beruht auf Wärmeretention, bewirkt durch Fehlen der Blutcirculation.

Gehen wir nun zur therapeutischen Anwendung der Kälte über, so sei bemerkt, dass der Arzt sie in allen drei Aggregatzuständen verwendet und zwar theils so, wie sie unter natürlichen Bedingungen vorkommt, theils in der Form eines künstlichen Productes. Kälte wird erzeugt entweder durch rasche Verflüssigung fester oder Verdunstung flüssiger Körper (Verflüssigungs- und Verdunstungskälte). Das erstere geschieht entweder durch den Process des Schmelzens oder des Auflösens, das letztere entweder durch den Process des Siedens oder durch Verdunstung. Da bei jedem der beiden vorgenannten Process eine gewisse Menge von Wärme gebraucht (gebunden) wird, so ist es ersichtlich, dass, wenn man keine Wärme zuleitet, die nächste Umgebung, in welcher der Process vor sich geht, die nöthige Wärme hergeben muss und infolge dessen ihre Temperatur erniedrigt. Ebenso werden alle Körper kälter, die mit der verdunstenden Flüssigkeit in Berührung kommen sowie auch der noch flüssige Theil der verdunstenden Flüssigkeit. Anwendung des luftverdünnten Raumes verstärkt die Kältewirkung, da durch Ausdehnung ebenfalls Wärme gebunden wird. Verflüssigungskälte durch Schmelzung erzeugen wir hauptsächlich mit Hülfе des Eises. Verdunstungskälte durch Auflösung erzielen wir durch Wasser, Schnee oder Eis, in denen verschiedene Salze aufgelöst werden, zum Theil auch unter gleichzeitiger Anwendung von Säure. Solche Salzmischungen werden Kältemischungen genannt. Die Temperaturerniedrigung ist bei verschiedenen Salzen verschieden, theils weil durch nebenstehende chemische Verbindungen noch Wärme erzeugt wird, theils wegen der verschiedenen specifischen Wärme der Salzlösungen.

Von Kältemischungen seien folgende erwähnt:

- 1 Theil salpetersaures Ammoniak und 1 Theil Wasser bewirken Abkühlung von $+10^{\circ}$ C. auf -15° C. Dasselbe bewirken 5 Theile Salmiak, 5 Theile Salpeter, 8 Theile Glaubersalz und 16 Theile Wasser, 8 Theile Glaubersalz und 5 Theile reihe Salzsäure mit Schnee ergeben Abkühlung von -27° C., Schnee mit Weingeist von 70° Proc. bewirkt eine Temperatur von -20° C.
- 1 Theil wasserhaltiges Chlorcalciumpulver mit 2 Theil-

len Schnee bewirkt Abkühlung von -11° C. auf -52° C.

1 Theil Schnee und 1 Theil verdünnte Schwefelsäure bewirken Abkühlung von -8° C. auf -62° C. Die in der Medicin gebräuchlichsten Schmelzenden Umschläge bestehen aus 1 Salmiak, 3 Kalifalper, mit einer Mischung von 6 Eßig und 12—24 Wasser befeuchtet.

Verdunstungskälte bewirken wir durch verschiedene Baderproceduren in kaltem Wasser (s. Kaltwassercur), in noch intensiverem Grade durch Zerstäubung von Aether und Alcohol mittels sogenannter Pulverisatoren.

Die Therapie bedient sich der Kälte zur Bekämpfung der verschiedenartigsten Krankheiten und wenn man sie vergegenwärtigt, wie genau die Physik, die Physiologie und Pathologie über die Wirkungen dieses Agens auf den Organismus (andern Heilmitteln gegenüber) informiert ist, so muss man geteilt, dass sie entschieden als eins der rationellsten Heilmittel zu betrachten ist. Hauptbedingung für den Arzt, der sie anwenden will, ist genaue Befannthschaft nicht nur mit ihren Wirkungen, sondern auch mit dem zu behandelnden Individuum, überhaupt strenges Individualisiren bei Behandlung jedes einzelnen Falles. Der Arzt muss sich ganz klar sein, welche Eigenschaft der Kälte hier am Plage ist: ob er sie allgemein oder local oder beides zugleich, ob er ihre Erst- oder Nachwirkung oder beide zugleich und mit welcher Dauer, welchem Temperaturgrade, welchem Aggregatzustande und welcher Applicationswelse anwenden will. Die Vernachlässigung dieser Cautele ist es hauptsächlich, was die Kälte als Heilmittel so lange in Miscredit bei der ärztlichen Welt erhalten hat und von Theil noch heute erhält. Zur Beleuchtung dieser Behauptung sollen nur ein paar Beispiele dienen. Man hat sehr warm die Anwendung der Kälte bei Erysipelas, Rothlauf, empfohlen. Würde man nun, statt den erkrankten Theil mit trockener Kälte (Eisblase) zu bedecken und an entfernten Körperstellen ableitende Umschläge zu appliciren, sowie den Fieberzustand mit fühlenden Bädern zu behandeln, die kranke Haut mit kalten Waschungen tractiren, so würde man durch diese irrationelle Behandlung gerade das Gegentheil von dem erreichen, was man beabsichtigt: Steigerung der Entzündung und des Fiebers. Es wird ferner die beklebende Kraft der Kälte bei Zuständen von Anämie gerühmt. Es wäre aber falsch, ein anämisches Mädchen in ein kaltes Klima zu schicken, dieselbe nur genügend zu bedecken und vielleicht noch probatorisch kalte Bäder anzuwenden, statt die Kranke im allgemeinen warm zu halten und nur von Zeit zu Zeit eine ganz kurze, aber energische Kälteapplication in der Form von kalten Abreibungen oder Regenbädern anzuwenden. Wir verweisen zur weiteren Information über die Anwendung der Kälte auf dem Artikel „Kaltwassercur“ und fügen nur ergänzend und vervollständigend noch Folgendes hinzu.

Ausgehend von der deletären Wirkung auf alle Lebende wendet man die Kälte zur Bekämpfung der Mikroorganismen bei septischen Processen (als Antisepticum)

an und zwar durch Verwerthung des Eises, der Kältemischungen, des kalten Wassers und der kalten Luft. Die Kälte concurrenirt hier, was die Chirurgie anlangt, zum Theil mit der antipyretischen Wundbehandlung nach Lister u. a., zum Theil unterstützen sich beide. Als direct entzündungsbildnenden Mittel (Antiphlogisticum) gegen acute und chronische Entzündungen aller Art verdient man sich der Kälteapplication in Form von Eisbläschen- und Umschlägen, Kältemischungen, Irrigationen und Bädern unter Zuhilfenahme der kalten Luft. Ebenso, nur in noch ausgeprägterem Maße, findet dies bei der antipyretischen Behandlung febricifaster Krankheiten statt, wo die Kälte mit der inneren Anwendung von Chinin, Salicylsäure u. a. concurrenirt oder mit ihr combinirt wird.

Als Adstringens und Tonicum wendet man die Kälte in Form von Eis, Kältemischungen, Waschungen und Bädern aller Art, Umschlägen, Einspritzungen mit Zuhilfenahme kalter Luft bei allen inneren und äußeren Blutungen, ferner bei Erschlaffungszuständen, Blutmangel und schlechter Ernährung an. Sie concurrenirt hier mit den örtlichen Adstringentien und Styptis, sowie der inneren Anwendung der Tonica: Ferrum, Chinin u. a.

Als Antidyscraticum kommt die Kälte in Form von Bädern und Umschlägen aller Art und Trinken von kaltem Wasser zur Vermeidung bei Fiebern der Systemische: Gicht, Rheumatismus, Strophulose, Erythema, Tuberculose u. a.

Erregend wirkt die Kälte bei Lähmungen und Schwächezuständen aller Art in Form von Bädern, Abreibungen und Begießungen, beruhigend und krampflösend bei Aufregungszuständen und Convulsionen in Form von Bädern und Umschlägen und Eisapplication, anästhesirend bei Schmerzen während vorzunehmender Operationen und bei Neuralgien, rheumatischen und angündlichen Schmerzen u. s. w. in Form von Eis, Kältemischungen, Bädern aller Art und zerstäubtem Aether und Alcohol. Schliesslich sei noch erwähnt, daß die Kälte in der Geburtshülfe als wehenförderndes Mittel in Form von Umschlägen und Einspritzungen mit Glut vermindert wird.

Es gibt es kein Gebiet der Therapie, welches sich nicht der Kälte zur Erreichung ihrer Zwecke zum Theil allein, zum Theil mit andern Mitteln combinirt, zu bedienen pflegt, und es ist zu erwarten und zu wünschen, daß sich ihre Verwendungen immer mehr und mehr bei allen rationalen Heilmethoden einbürgere. (Emil Preller.)

KÄLTE in der darstellenden Kunst. Man sagt von Werken der bildenden Kunst, daß sie den Betrachter kalt lassen, wenn sie keinen Effect machen; damit ist ein todtes Urtheil ausgesprochen. Der Grund, daß man sich für gewisse Kunstwerke nicht erwärmen kann, liegt entweder im Betrachter selbst, wenn er dem dargestellten Gegenstande fremd gegenübersteht, oder im Kunstwerke, wenn die Conception, Zeichnung oder Farbe desselben so beschaffen ist, daß sie auf ein ausgeblühtes Kunstgefühl nicht wohlthunend einwirkt. Man wird also ein

Kunstwerk kalt nennen, wenn der Gegenstand desselben kein Interesse erweckt. Leider mißt sich in dieser Hinsicht oft die Mode in die Beurtheilung ein; was einer Zeit als höchstes Ideal erschien, läßt eine andere ganz kalt; wir erinnern nur an die Kunstwerke der atematischen Richtung, wie sie unter David in Frankreich so hoch gepriesen wurden, oder an die spätere deutsche Kunstweise der Romantiker. So hoch diese Kunstrichtungen einst erhoben und gepriesen wurden, unserer Zeit stehen beide fremd gegenüber und selten wird sich einer für dieselben begeistern. Auch die Zeichnung kann die Kälte verschulden. Eine unrichtige, fehlerhafte Zeichnung wird natürlich das geübte Auge nie begauern können; selbst beim glühendsten Colorit, wie bei Watso'schen Gemälden, wird sie, wenn sie vorkommt, hörend wirken und den Effect beeinträchtigen. Aber selbst eine correcte Zeichnung wird in einem Gemälde oder einem Sculpturwerk der Kälte nicht entgehen, wenn an dem Kunstwerke zu sehr das benutzte lebende Modell sich vordrängt, so daß man über der überall durchscheinenden Würde des Schaffens nicht zum Genuße eines lebenswahren, gleichsam im Augenblick der Inspiration plötzlich entstandenen Kunstwerkes kommen kann. Aber auch die Anordnung der Gruppierung muß sich vor der Kälte bewahren. Wo der Charakter, die Stellung der einzelnen Figuren nicht im lebendigen Contact mit den übrigen steht, so daß jedes Glied seinen Zweck voll erfüllt und dabei zugleich den Charakter der Einheit des Ganzen unterstützt, wo sich die Linien in der Gruppierung scharf durchschneiden oder unruhig auseinandergehen, da kann von einer künstlerischen Befriedigung keine Rede sein; ein solches Kunstwerk läßt kalt. Besonders bei der Farbe werden die Prädicate warm oder kalt gebraucht. In der Regel werden das gelbe weisse Licht und der schwarze Schatten kalt genannt, während man das Gegenstück von einem ins Gelbliche fallenden Lichte und einem transparenten Schatten sagt. Vorzugsweise wird aber das warme Colorit in der Verbindung der Gegensätze, in einer harmonischen Verschmelzung der Farbentöne zu finden sein, während das mosaikartige Zusammenstellen getler gerader Farben eine kalte Färbung erzeugt. (J. E. Wessely.)

KALTENBACH (Georg Gottfried), Zeichner, Modelleur und Kunsthistoriker, geboren zu Graudenj am 18. Mal 1805, gehörten zu Bamberg am 1. Febr. 1865. Er war für die juristische Laufbahn bestimmt, vollendete auch seine Studien; als er aber Referendar werden sollte, gab er diesen Beruf auf, um seiner lang gehegten Neigung zu folgen und das Gebiet der Kunstwissenschaft zu pflügen. Vor allem war es die Baukunst des deutschen Mittelalters, der er seine ganze Zeit und Kraft opferte. Zu diesem Zwecke durchreiste er Deutschland kreuz und quer (seit 1837) und sammelte überall Stoff für seine Arbeiten, den er dann in den Wandervorlesungen, die er jahrelang (1840—1846) in verschiedenen Städten hielt und in mehreren epodemachenden Werken verwerthete. Seine Vorträge machte er besonders dadurch instructiv, daß er sie durch selbstverfertigte Modelle der wichtigsten Bauobjecte illustrierte. Seine Modellsam-

lung zählte an 250 Stüd, die er selbst nach den Dringlichkeiten in verfeinertem Raffade verfertigte. Die Sammlung ist einzig in ihrer Art. Die schönsten deutschen Dome und Kirchen (wie die Dome von Magdeburg, Worms, die Klosterkirche in Berlin, Andreaskirche in Braunschweig, Lorenzkirche in Nürnberg, Kirchen in Köln, Andernach u. s. w.), Schlösser (Saalbau der Wartburg), Rathhäuser (z. B. in Münster), Wohnhäuser (aus Gobiens, Trier, Frankfurt, Köln, Danzig u. a.) und Thürme sind getreu nachgebildet, die architektonischen Formen und Ornamente bis ins kleinste Detail durchgeführt. Die Sammlung kam nach Berlin in das Neue Museum (Abtheilung der Kleinmünze) und nach Auflösung dieser Abtheilung in die Bauakademie, wo sie sich jetzt befindet. Die letzten Lebensjahre brachte Kaltenbach in Bamberg in Zurückgezogenheit zu. Von seinen kunstgeschichtlichen Werken sind zu nennen: Album mittelalterlicher Kunst. München 1846. 4. 6 Hefte mit 60 Tafeln. — Die Baukunst des deutschen Mittelalters, chronologisch dargestellt, mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung des Spitzbogenstils. Fol. Dabei ein Atlas von 86 Tafeln, 2 Bände, München 1847. — Die christlichen Kirchenbaukunst des Abendlandes von ihren Anfängen bis zur vollendeten Durchführung des Spitzbogenstils, dargestellt mit Rücksicht auf die gesammte vielen kunstwissenschaftlichen Zweige seiner gewidmete Literatur (mit Jac. Schmidt herausgegeben), 48 Tafeln Abbildungen u. s. f. 1850. — Dogmatisch-liturgisch-symbolische Auffassung der kirchlichen Baukunst im Allgemeinen und insbesondere des Rundbogenstils. Halle 1857.

(J. E. Wessely.)

KALTENNORTHEIM, Stadtchen im Verwaltungsbereich Dermbach des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, im sogenannten Eisenacher Oberlande, romantisch gelegen an der Felde, Anknüpfung der schmalspurigen Feldbahn, mit 1600 Einwohnern nach der Zählung von 1880 (gegen 1469 im J. 1875), darunter 1560 Evangelische, 4 Katholiken und 36 Juden. Hauptnahrungszweig ist Landwirtschaft, deren Ertrag, durch guten Kalk- und Basaltboden begünstigt, lobnend genannt werden kann. Dabei ist die gewerbliche Thätigkeit in Saitler- und Riemenarbeiten (besonders Beischen), Schuhmacherei, Blüsch- und Zeugweberei und Lohgerberei nicht unbedeutend. Der früher in ziemlichem Umfange betriebene Brauntohlenbergbau ist jetzt nur noch unerblich. Sechs Krammärkte jährlich und ebenso viele Viehmärkte tragen zur Belebung des Handelsverkehrs bei, obwohl die Viehmärkte von untergeordneter Bedeutung sind. Die im J. 1880 eröffnete Feldbahn wird ihren schon jetzt segensreichen Einfluß erst dann voll entfalten, wenn sie südwärts nach Weichsbad zum Anschluß an die bayerische Staatsbahn fortgeführt wird. Die Stadt hat eine Gewerkschule und ist Sitz eines Amtsgerichts in dem Schloß, worin die Grafen von Henneberg zeitweilig residirten. Im Dreißigjährigen Kriege wurde der Ort fast gänzlich zerstört, wobei fast die ganze Einwohnerzahl ums Leben kam. Im J. 1858 legten zwei aufeinanderfolgende Brände die Hälfte des Fleckens in Asche.

(A. Schrot.)

KALTENSUNDHEIM (d. h. Kaltenjüdein), Flecken im Bezirk Dermbach des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, an der Felde, die eine Stunde südlich des Ortes an dem 2500 Fuß hohen Elbenberg entspringt, liegt eine halbe Stunde südlich von Kaltennordheim, dem Endpunkt der Feldbahn und ist seit Kreuzungspunkt der Staatsstraßen von Weiningen nach Fulda und von Eisenach nach Weichsbad an der bayerischen Bahn. Es zählte (1880) 960 Landwirthschaft treibende, gewerblich thätige Bewohner evangelischer Confession. Die gewerbliche Thätigkeit, ähnlich wie in dem benachbarten Kaltennordheim, erstreckt sich auf Blüschweberei und Anfertigung von Gurtwaren, insbesondere Beischenflechterei. Sechs Kram- und ebenso viele Viehmärkte tragen zur Belebung des Handelsverkehrs bei. Der Boden, bestehend aus Kalk und Basalt, ist fruchtbar, jedoch trotz der hohen Lage über dem Meer der landwirthschaftliche Betrieb sich lohnt.

(A. Schrot.)

KALTERN, ein Marktflecken in Tirol, Hauptort von Ueberens im politischen Bezirke Bozen. Zur Ortsgemeinde desselben gehören die Ortshäuser Altenburg, Mitterdorf, Unterdorf, Blansing, St. Anton, St. Josef am See und St. Nikolaus. Die ganze Ortsgemeinde zählt 3760 Einwohner. Der Markt liegt 429 Meter über dem Meere in einer überaus lieblichen und fruchtbareren Landschaft, welche östlich von dem 600 Meter hohen Mittelberg und westlich von dem 1662 Meter hohen Gebirgsstock der Mendola begrenzt wird. Kaltern ist der Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Franziskanerkloster, ein Kloster der Schwestern des dritten Ordens, und eine schöne Pfarrkirche aus dem vorigen Jahrhundert mit Deckengemälden des vaterländischen Künstlers Schöpf, ferner die Schlösser Campan, Mühlburg und Eatlegg. Dem warmen Klima und der günstigen Bodenbeschaffenheit verdankt die Umgebung das Dasein eines ausgezeichneten Weins, welcher Kaltern selbst zu einem wichtigen Punkte des tiroler Weinhandels machte. Schwemmgast wird auch die Seidenzucht betrieben. Die historische Vergangenheit Kalterns reicht weit zurück, indem der Name desselben bereits im 10. Jahrhundert urkundlich vorkommt. Zu unserem Jahrhundert erhielt Kaltern durch das kaiserliche Fräulein Maria von Wal, welches daselbst geboren wurde, lebte und starb, einen weitverbreiteten Ruf. Unmittelbar westlich von Kaltern in einer Entfernung von einem Kilometer liegt in einer Meereshöhe von 501 Metern das kaltsalzne Salz- und Rodusbad und 3 Kilometer südlich von Kaltern breitet sich in einer Seehöhe von 203 Metern der über 2 Kilometer lange und 1 Kilometer breite Kalterer See aus, welcher einige Meter niedriger als die umwärt östlich vorüberfließende Eisack liegt und mit schumrigem hellgrünem Sumpfwasser und vorzüglichen Fischen erfüllt ist. Auf dem heißen Kalkboden der Bergelände seines westlichen Ufers gedeiht der ausgezeichnete Kalterer Seewein. Südlich vom See dehnt sich ein Moosboden, das „Traminer Moos“ aus, welches durch zwei Abzugsgräben zu einem äußerst fruchtbareren Landstriche, auf

welchem der Nais eine Höhe von 3 Metern erreicht, umgesselt wurde. (*Ferd. Grassauer.*)

Kaltes Fieber, s. Febr. wie Wechselieber.

KALTES GESTEIN wird im Bergbau das Gestein genannt, welches bei der Verarbeitung mit Häufler und Brechflange keinen Ton gibt. (*C. Reinwarth.*)

KALTKEILEN heißt beim Bergbau, ein Gestein durch Brechen und Hauen mit Brechflange und Häufler, ohne Sprengen mit Pulver oder Dynamit, gewinnen. (*C. Reinwarth.*)

KALTLAGER, Kaltliegen, Kalstehen gebraucht man im Hüttenwesen von Werken, die nicht im Betriebe stehen und bei denen die Feuer nicht mehr brennen. (*C. Reinwarth.*)

KALTWASSER (Johann Friedrich Salomo) ist am 22. März 1752 in Geitha geboren. Sein Vater Johann Heinrich war Buchbinder, seine Mutter hieß Eufannne Margarethe Böhmke. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und die Universität Jena. Peritisch am 8. Juni 1775 wurde er an der Schule, die ihn gebildet hatte, als zweiter Collaborator angestellt mit einem Gehalte von 20 Meissl. Gulden. Das war selbst in der wohlfeilen und an ein einfaches Leben gewöhnten Stadt sehr wenig, so daß er sich genöthigt sah Privatunterricht zu ertheilen. Unter seinen Schülern war auch Fr. Jacobs mit seinem älteren Bruder (vergl. Nachrichten aus meinem Leben S. 12). Diesen ertheilte er in der Sprache Unterricht, welche an der Schule ihm allein übertragen war, in der griechischen. Nach langer Verwechslung derselben hatte Director Geißler angefallen die alten Bahnen der Lectüre des Neuen Testaments zu verlassen und in Kaltwasser einen Lehrer erhalten, der ganz geeignet war dieser Sprache Freunde zu gewinnen, die den von ihm gebahnten Weg mit Eifer verfolgten. Kaltwasser hatte ein besonderes Geschick die Anfangsgründe zu lehren, wobei er auch mit einem schlechten Lehrbuche (der Hallischen Grammatik) sogar über die Erlernung der Paradigmata wegsam, jedoch die Accentregeln als überflüssig besitzte ließ (das war damals noch ziemlich allgemein) und rasch zur Lectüre überging. Aepoi's Fabeln und Palaphatus wurden gelesen und dabei durch genaue Analyse der Formen die Kenntniß der Grammatik befördert. Die guten Erfolge veranlaßten auch seine rasche Beförderung, 1771 wurde er erster Collaborator mit dem Titel Professor, 1778 vierter Professor und rückte allgemach in die erste Professur auf. Da allein die vier ersten Klassen (*Selecta* die *Tertia*) das eigentliche Gymnasium bildeten und in der obersten Klasse nur vier Lehrstunden für das Griechische angelegt waren, behielt er Ruhe genug theils zu Privatunterricht, theils zu schriftstellerischen Arbeiten. Herzog Ernst II., der in seiner Jugend kein Griechisch gelernt hatte und in seinen späteren Jahren den Mangel dieser Kenntniß fühlte, nahm Kaltwasser zum Lehrer und ließ sich den Unterricht in den ersten Frühstunden geben. Wie sehr der fähigste Schüler den gewissenhaften Lehrer geschätzt und durch kleine Aufmerksamkeiten erzeut hat, sieht man an dem Beschenke eines theuern Pelzes, den Kaltwasser einmal statt seines

Ueberrodes im Vorzimmer auf dem Friedenstern (denn dort hinauf mußte Kaltwasser steigen) vorfand.!) Unter den Schülern, die seinen Unterricht genossen haben, nenne ich nur Fr. Passero und Keß. — Die Leitung der Schule hat während seiner neununddreißigjährigen Wirksamkeit dreimal gewechselt. Geißler ging nach Schulsparta 1779, dessen ausgezeichneter Nachfolger Stroth starb schon 1785, und nun trat Döring ein 1786, der ihn zu seinem fünfundsingzigjährigen Amtsjubiläum 1800 mit einem lateinischen Gedichte begrüßte. Auch mit den Amtsgenossen Manso, Jacobs, Kriegl, Galletti, Schulze u. a. hand er in den besten Verhältnissen, obgleich seine ernste, schwerfällige Natur ihn von dem gesellschaftlichen Leben etwas zurückhielt. Er war ein ehrlicher, offener Charakter, freilich zu sehr Bebannt. Auch die Schüler verehrten ihn, weil sie in seiner Strenge den Zug der Milde nicht verlernen konnten. Seine Kraft nahm zuletzt rasch ab; am 17. August 1819 ist er saftig eingeschlafen. Am 23. September hielt Döring eine lateinische Gedächtnisrede, die sofort gedruckt und 1839 in dessen commentationes, orationes, carmina von Wissemann aufgenommen wurde, p. 167.

Seine Schriften beziehen sich nur auf griechische Literatur; 1776 eine Ausgabe der *Alexis* des Euripides mit Scholien, der metrischen Uebersetzung Buchanan's und genaue Wortverzeichnis. Der Text beschränkt sich auf Wiebergabe von Barnes; Recter Geißler schrieb eine Vorrede dazu. 1780 folgte ein Abdruck der Metaphrase des Páanios zum Eutrop, gleichfalls mit genaueu Index; die Bemerkung des Titels ist in usum scholarum läßt vermuthen, daß er dies Nachwerk in der Schule habe lesen wollen, wie es auch anderwärts gesehen ist. Eine Sammlung kleiner griechischer Gedichte (1789) ist mir unbekannt. Sein verdienstliches Werk ist die deutsche Uebersetzung Plutarch's, zuerst die der moralischen Abhandlungen in 9 Bänden (Frankfurt a. M., 1783—1800), sodann die der Biographien mit Anmerkungen (Magdeburg 1799—1806) in 10 Bänden. Nach dem Tode Stroth's übernahm er die Vollenbung der Uebersetzung von Diodor's Bibliothek der Geschichte, die durch die von ihm übernommenen zwei Bände (5. und 6.) im Jahre 1787 vollendet wurde. (*Eckstein.*)

KALTWASSERCUR (Gyriatrik oder Hydrotherapie), in neuerer Zeit mit größtem Rechte einfach „Wassercur“ genannt, ist diejenige Methode zu heilen, welche sich als wirksamsten Agens der äußerlichen und innerlichen Anwendung des Wassers (ursprünglich nach Briesingh nur von relativ niedrigen, in neuerer Zeit von allen dem Körper erträglichen Temperaturen) bedient. Unterstützt wird die Cur durch Schwoigen (ursprünglich nur in wolleuen oder nassem Leintüchern, in neuerer Zeit auch durch Dampfbäder und irisch-römische Bäder), durch eigenhändige Diät sowie den möglichst ausgedehnten Genuß der frischen Luft mit zweckentsprechender

1) Jacobs, Vermischte Schriften I, 65. 2) Angabe des 13. oder 16. Aug. findet sich, aber irrig.

Körperbewegung (letztere ursprünglich nur in Spazierengehen, jetzt auch in gymnastischen Übungen und Manipulationen bestehend).

Das Wasser unterscheidet sich von den andern Körpern durch seine allgemeine Verbreitung und die dadurch bedingte Billigkeit seiner Beschaffung, durch die relative Ungefährlichkeit für den Organismus, seine Lösungs- und Quellungskraft, seine Leichtflüchtigkeit bei den meisten zur Therapie zu verwendenden Temperaturen, seine hohe Wärmercapazität und die Eigenschaft, vom Organismus viel mehr Wärme aufzunehmen als die Luft, seine Abkühlungskraft, sein geringes Wärmeleitungsvermögen und sein specifisches Gewicht, und eignet sich daher auch ganz besonders zum Heilgenuss, wie es ja als Nahrungs- und Gebrauchsmittel im Haushalt der Natur und des Menschen unentbehrlich ist. Deshalb hatten schon die alten Griechen und Römer eine hohe Meinung von der Heilkraft des Wassers. Hippocrates, Aesclepiades von Prusa (mit dem Beinamen Psychrolutes), Antonius Musa (der den Kaiser Augustus und den Dichter Horatius mit kaltem Wasser heilte), Galenus, Antyllus, Celsus, Galius Aurelianus, Alexander von Tralles, Paulus von Aegina u. a. gogen die Anwendung des kalten Wassers in den Kreis ihrer Therapie. Wenn auch von unsern Vorfahren, den alten Germanen, die Anwendung des kalten Wassers als diätetisches und Heilmittel sehr geschätzt war, so kam sie doch trotzdem im Mittelalter vollständig in Vergessenheit. Erst im 18. und 19. Jahrhundert wurde die Kaltwassercur wieder von einzelnen Autoritäten, wie Friedrich Hoffmann, der ärztlichen Familie Sahn, Bombard, Percy, Wright, Currie, Joseph Frank, Frölich, Wischaff, Reuß u. a., gerühmt und empfohlen, konnte sich jedoch weder in der ärztlichen noch in der Laienwelt einen Platz erobern, wol hauptsächlich, weil es ihr an methodischer Ausbildung fehlte. Diese erhielt sie in seltener Vollkommenheit durch den Bauer Vincenz Wiesznitz, geboren 1799 zu Gräfenberg in Oesterreich-Schlesien, der, ein seltenes medizinisches Genie und ein Mensch von scharfer Beobachtungsgabe und großer Energie bei ganz fehlender wissenschaftlicher Bildung, nach vorhergegangenen Experimenten an Hautthieren es unternahm, eine neue Heilweise ins Leben zu rufen. Er gründete an seinem Geburtsorte, 1800⁷ über dem Meere in einem Hochthale der Sudeten im Jahre 1830 die erste Wasserheilanstalt und gewann durch seine ungläublichen Erfolge zuerst das Lepidopublikum für die Kaltwassercur. Leider lebten diese ersten Anhänger der neuen Heilweise in dem Wahne, weil Wiesznitz, ein Bauer ohne medizinische Bildung, so glückliche Curen machte, könne jeder Ungebildete curiren, und zwar besser als ein Arzt. Durch diese unerhörte Provocation wurde die ganze ärztliche Welt in einer Weise feindlich gegen das neue Curverfahren gestimmt, daß es allgemein als Quackarznei verpörrert wurde, bis es sich endlich in unsern Tagen mit Mühe einen Platz in der Heilkunde errang, welcher ihr jetzt zwar erstlich von niemand mehr bestritten, aber von vielen Seiten noch unverhältnismäßig eingeengt wird.

Männer wie Schedel, Flug, Fald, Petri, Oentz, Scharlau, v. d. Deden, Brand, Jürgensen, Schindler, Nutti, Richter, Pleiiger, Winterhild, Senator, Kiermeiser, Binoff, Gerwiniski, Runge u. a. unternahmen es mit Glück, die empirische Methode von Wiesznitz zu bringen, und erbaute auf dieser Basis das Gebäude der modernen Hydrotherapie, die sich im Wesentlichen nicht von der Wiesznitz'schen Methode unterscheidet, nur im Ganzen mehr individualisirt und sich noch höher und niedriger Wärmegrade bedient (Wiesznitz wachte weder warme Bäder noch Eis an), auch einige neue Applicationswesen den zahlreichen alten hinzugefügt hat.

Auf die Methode der Wasserbehandlung übergehend betrachten wir zuerst die verschiedenen Temperaturen des Wassers in ihren Wirkungen auf den Organismus.

Man unterscheidet:

faltes Wasser in einer Temper. von 1°—18° R.	1°—22° C.
fühles " " " " " " " "	18°—24° R. 22°—30° C.
laues " " " " " " " "	24°—27° R. 30°—34° C.
warmes " " " " " " " "	27°—30° R. 34°—38° C.
heißes " " " " " " " "	30° R. 38° C. bis

zur Dampfbildung.

Es ist nachgewiesen, daß laues Wasser, d. h. Wasser von der Temperatur, in welcher der civilisirte, beständige Mensch zu leben gewohnt ist, ceteris paribus und bei genügend langer Anwendung erschlaffend auf das Gerüste der Haut, sowie deren Blutgefäße und beruhigend auf die Hautnerven wirkt. Bei Anwendung der differenten Temperaturen (und zwar ist es in dieser Hinsicht ziemlich gleichgültig, ob sie höher oder niedriger als 24°—27° R., 30°—34° C. sind) findet eine Reizung der Hautnerven, eine Contraction der Haut und ihrer Gefäße statt, welche eine kräftigere oder gelindere zu sein pflegt, je nach der größeren oder geringeren Erhöhung oder Erniedrigung der angewandten Temperatur. Fortwährende Reizung durch sehr differente Temperaturen führt zuletzt durch Ueberreizung zur Erschlaffung und Empfindungslosigkeit. Auf diese Erwirkung findet 1) je nach der Disposition des betreffenden Individuums, 2) der angewandten Temperatur, 3) der Dauer und 4) der Applicationsweise des Bades schneller oder langsamer, kürzer oder länger — eine Reaction, die sogenannten Reaction statt, welche das Gegenheil von der Erwirkung zur Folge hat, also Verengung oder Abstumpfung der Hautnervenjunction, Ausdehnung der Gewebe und Blutgefäße der Haut. Nach kürzerer oder längerer Zeit pflegt dann auch diese zu verschwinden und dem Zustande vor dem Bade oder dem normalen Körperzustande Platz zu machen. Genannte zwei Wirkungen: die Erwirkung und die Reaction, können nun je nach Berücksichtigung der oben genannten 4 Factoren (von denen Punkt 4 später noch einer eingehenderen Erörterung zu unterwerfen ist) derartig zur Geltung kommen, daß sie 1) entweder wechselweise in gleicher Intensität auftreten, 2) daß eine die andere mehr oder weniger überwiegt, oder 3) dieselbe in ihrer Wirkung ganz aufhebt. Oben mit

einen Schritt weiter, so beobachten wir, daß Reizung der Hautnerven und Abstumpfung ihrer Functionen sich fortzusetzen pflegen auf die Nerven des Muskelsystems, der verschiedenen inneren Organe (der Circulation, Respiration, Verdauung, des Urogenitalsystems) sowohl durch das centrale als auch das sympathische Nervensystem, und zwar in den beiden Erscheinungsweise des Antagonismus und der Sympathie. Insofern nun nicht nur irritirende, sondern auch hemmende Nerven hierher zu rechnen sind (man denke nur an das Nervensystem des Circulationsapparates), so kann von der Haut aus durch Erschlaffung und Reizung (mit Ueberreizung) beider Nervencategorien, durch die dabei stattfindenden antagonistischen und sympathischen Erscheinungen, modificirt nach dem Eintritt und der Dauer der Erst- und Nachwirkung, eine Menge der verschiedensten Functionen im Körper angetrigt, gehemmt und modificirt werden, auf die verschiedenen Organe und Systeme des Körpers, und zwar nicht allein auf die einzelnen für sich allein, als besonders auch auf den Organismus im Ganzen gewirkt werden. Ebenso können durch Hyperämien im Hautgefäßsystem sowohl sympathisch Sympärien als auch antagonistisch Anämien in verschiedenen Regionen des Gefäßsystems hervorgerufen werden und umgekehrt. Leider hat sich die Physiologie noch so wenig mit allen diesen Verhältnissen beschäftigt, daß wir noch nicht alle hier in Frage kommenden Factoren kennen und insofern besten oft auf Experimentieren und empirische Erfabrungen angewiesen sind. Am bekanntesten möchte noch die Wirkung auf die Blutgefäße und die Wärmebildung im Organismus sein. Was die erstere anlangt, so finden nicht nur die bereits oben erwähnten directen und indirecten Nervenwirkungen statt, sondern es kommt auch noch ein mechanisches Moment in Frage. Durch Zusammenziehung der gesammten peripherischen Blutbahnen wird das Blut nach dem Innern des Körpers getrieben, durch Erweiterung derselben nach der Peripherie. Je nachdem nun durch die Bäder in der einen oder andern Richtung gewirkt wird, resultirt hieraus Anämie oder Hyperämie der inneren Organe.

Gombinirt man diese Wirkungen mit der sympathischen und antagonistischen Wirkung des Wassers auf die Gefäße einzelner Organe, so kann man die Blutströme einzelner Organe beliebig erhöhen oder verringern, den Blutstrom denselben zu- oder von ihnen ablenken oder, mit einem in der Medicin gebräuchlichen Ausdrucke, von ihnen ablenken.

Am wichtigsten ist der Einfluß, den wir durch die äußerliche Application des Wassers auf die Wärmebildung im Organismus ausüben. Wir können dieselbe zuvörderst mit Zubüßnahme der physikalischen Eigenschaften des Wassers (höherer oder niederer Temperatur) nach Belieben erhöhen und herabsetzen und zwar auf kürzere oder längere Zeit, in einzelnen Theilen und Systemen des Körpers und hauptsächlich im gesammten Organismus. Abkühlung wird demgemäß in erster Linie durch Wärmerziehung erreicht. Hierbei ist zu bemerken, daß ceteris paribus die inneren Organe am meisten abgekühlt wer-

den, wenn die Hautgefäße möglichst lange erweitert gehalten werden, wodurch sie dem Innern des Körpers immer wieder die relativ größte Menge abgekühlten Blutes zuführen. Es geschieht dies am besten durch vorhergegangene feuchte Einpackungen (s. unten) bis zur Erwärmung der Peripherie und Frosttrennen der Haut während des Bades, sowie durch innere Darreichung von Spirituoson kurz vor dem Bade. Die letzten beiden Maßregeln verhüten aus genanntem Grunde auch den frühzeitigen Eintritt des Frostes im kalten Bade (der ja bekanntlich durch Miltlere der die Hautnerven umgebenden Gefäße hervorgerufen wird).

Die Temperatur des Körpers wird in zweiter Linie vermindert durch Beschränkung der Wärmeproduction, welche nach einigen Autoren durch längere und öftere Anwendung nicht zu niedriger Wärmegrade beim Baden und dauernde locale Application auf Kopf und Brust (durch Wirkung auf die Centren der Wärmebildung) erreicht wird.

Temperaturerhöhung des Körpers erreicht man nicht nur durch Beschränkung der Wärmeabgabe vermög schädiger Hüllen, durch directe Zuführung von Wärme in warmen und heißen Bädern, sondern auch durch kurze energische Wärmeerziehungen der ganzen Peripherie, welche die Centren der Wärmebildung zu erhöhter Thätigkeit anregen. Uebrigens sind gerade die letzteren Punkte zur Zeit noch lebhaften Discussionen von seiten der Forscher unterworfen und müssen weitere Experimente erst mehr Licht in die Sache bringen. Es ist auch begründet, daß bei Beachtung so vieler und verschiedener Cauteleu nicht nur streng individualisirt, sondern auch bei jedem einzelnen Falle experimentell werden muß, wenn man in der Therapie etwas Erfrißliches leisten will. Auch lehrt es sich von selbst, daß man die Directiv so eingreifender therapeutischer Maßregeln nur in der Cur erfahrenen Ärzten, unter allen Umständen aber nicht Laien anvertrauen soll. An die Wärmerregulation schließt sich die Wirkung der Kaltwassercur auf den Stoffwechsel und die Ernährung an, welche beiden Factoren bekanntlich auf das engste mit der Wärmebildung verknüpft sind. Es ist leicht ersichtlich, daß man durch die erhöhte oder verminderte Wärmebildung beide Functionen vermehren und vermindern kann. Modificirt wird die Wirkung der Temperaturen von der Peripherie aus durch die Art der Application. Ein Bassin- (Voll- oder Wellen-)bad wird mächtiger auf die Erwärmung oder Abkühlung des Körpers wirken als die Application des Wassers mit Hülfe von nassen Tüchern. Noch intensiver wird der Einfluß der Temperatur sein bei stets wechselnder Wassermenge (als Douche, Wellenbad, Flußbad, Uebergießung, fließendes Sitzbad). Daß außerdem auch die Lufttemperatur des Baderanimes in Hinsicht auf Erwärmung und Abkühlung von hohem Belang ist, versteht sich von selbst. Ferner pflegt Wasser ohne Bewegung (Vollbad, Wannenbad, Sitzbad ohne Zusatz) beruhigend, rasch fließendes, noch mehr aber herabstürzendes Wasser (sprudelndes Sitzbad, Uebergießung, Flußbad, Wellenbad, Douche) erregend auf die Nerven zu wirken. Kräftiger

noch wird auf die Erregung des Frostiten der Haut während der Badesform (Halbbad, Abreibung) und nach derselben wirken.

Noch sei bemerkt, daß relativ hohe und niedrige Temperaturen ertragen werden, ohne die Nerven aufzuregen, wenn man die Procedur mit lauem Wasser beginnt und allmählich durch langsamen Zutritt differenter Temperaturen Wassers seine Temperatur erhöht oder erniedrigt. Es wird durch dieses Einsichleichen einer höheren oder niederen Temperatur (ganz ähnlich wie beim Einsichleichen des galvanischen Stromes durch den Rheostaten) der Nervenreizt vermieden. Im Gegentheil wird der stärkste Nervenreizt ausgelöst durch den raschen Wechsel differenter Temperaturen, und zwar ist der Nervenreizt um so mächtiger, je rascher der Wechsel und je größer der Unterschied zwischen den wechselnden Temperaturen ist.

Das Einhüllen des Körpers in trockene Tücher wird die Temperatur desselben steigern, dieselbe Procedur mit feuchten, warmen und heißen Tüchern wird dasselbe bewirken und dabei das Nerven-system mächtiger erregen, während die Einpackung in feuchte mehr oder weniger kalte Tücher zuerst die Hautnerven reizt, ihre Blutgefäße contractirt, die Hauttemperatur und infolge davon die Temperatur des ganzen Körpers herabsetzt, bei nachfolgender Erwärmung hingegen unter Erweiterung der Blutgefäße der Haut durch Anhäufung des Blutes auf der Peripherie die inneren Organe entspannen wird.

Es ergeben sich hieraus folgende Applicationeweisen oder Badesformen, die je nach Bedürfnis von der verschiedenen Temperatur und Zeitdauer verarbeitend und auf das mannichfaltigste combinirt werden, so zwar, daß nicht nur an Einem Tage, den Indicationen entsprechend, verschiedene Badesformen verarbeitend werden, sondern auch einzelne Applicationeweisen unmittelbar hintereinander vorgewonnen werden können.

Die Wirkungsweise der einzelnen Proceduren wird man sich nach den vorausgegangenen Bemerkungen unter besonderer Berücksichtigung der über die Temperaturwirkungen und der jetzt folgenden Beschreibung derselben durch einiges Nachdenken selbst combiniren können, dabei aber immer betonen müssen, daß einen Hauptfactor bei der ganzen Curmethode die Individualität des zu Behandelnden bildet.

Noch sei gleich im voraus bemerkt, daß fast keine einzige Badesform in allen dem Körper erträglichen Temperaturen verarbeitend wird, eine Folge der mit ihnen in Hinsicht auf bequeme Application, Billigkeit und Wirkung auf die verschiedenen Organismen gemachten Erfahrungen.

Wir unterscheiden a) allgemeine und b) locale Applicationeweisen.

a) Allgemeine Applicationeweisen.

1) Das Halbbad. Man füllt eine gewöhnliche Badewanne 6—8 Zoll hoch mit Wasser, setzt oder legt den Kranken hinein und überhäuft ihm die außer dem Wasser befindlichen Theile mit dem Badewasser, während die im Wasser befindlichen kräftig gerieben werden. Dauer des Bades 2—15 Minuten; Wassertemperatur

10° bis 28° R. (12°—35° C.). Die Uebergießungen werden unter Umständen kälter als das Bad gemacht, bis 5° R. (6° C.) herab. Vor dem Bade und während desselben ist unter Umständen der Kopf und das Herz mit kalten Compressen zu bedecken.

2) Das (alte) Vollbad wird in einem geräumigen Wasserbehälter (von 10 und mehr Kubmeter Inhalt) vorgenommen. Der Kranke steigt erweiter sofort in das 6°—12° R. (8°—15° C.) warme Bad hinein oder verweilt erst 1—2 Minuten in einem Halbbad von 16°—20° R. (20°—25° C.); Badedauer $\frac{1}{2}$ bis 1 Minute. Nachher vor dem Abtrodnen eventuell wieder Rückkehr in das Halbbad auf 1—2 Minuten.

3) Das Wannenbad. Eine gewöhnliche Wanne wird so weit mit Wasser gefüllt, daß der Kranke bis an die Brustwarzen darinsitzt. Seduz des Kopfes durch eine kalte Compressen ist unter Umständen angezeigt. Ruhige Haltung im Wasser von 10°—30° R. (12°—37° C.), das nicht bewegt werden darf, in einer Zeitdauer von 2 Minuten bis mehreren Stunden ist das Charakteristische dieser Badesform. Eine besondere Art sind die abführenden Wannenbäder, in denen die Temperatur allmählich durch Zutritt des kälteren und Abflusses des wärmeren Wassers von höheren auf niedere Temperaturen gebracht wird.

4) Die Fallbäder oder Douchen bestehen in Vorrichtungen, durch welche Wassermengen in der Höhe von mindestens 3 Meter oder mit entsprechendem Trude auf den ganzen Körper oder einzelne Theile applicirt werden.

Man unterscheidet: Regendouchen, welche das Wasser durch Gießkannenbrausen entsenden, Strahl-douchen, welche dasselbe durch eine kleine Oeffnung, Fall-douchen, welche es durch eine große Oeffnung (un-sprünglich aus einer Rinne) ausfließen lassen, Gieß-douchen, Zapf-douchen, Kapellendouchen, welche verschiedene Körpertheile von verschiedenen Seiten auf einmal einer Menge Wasserstrahlen aussetzen u. a.

Jede Temperatur, die fließendes Wasser hat, wird dabei verwandt, sogar das Wasser in Dampfform. Zeit der Anwendung 10 Sekunden bis 5 Minuten.

5) Die Abwaschung wird vorgenommen entweder vom Kranken selbst oder einem Diener mit den im Wasser getauchten Händen oder mit einem Schwämme über Handtuch, sodas Theil für Theil entleitet und nachher abgetrodnet wird. Der Kranke kann dabei im Bette bleiben. Temperatur 8°—28° R. (10°—35° C.).

6) Die Abreibung. Ein in Wasser getauchtes, mehr oder weniger ausgerungenes Tuch wird um den Kranken geschlagen (der dabei im Bette liegen, auf einem Schemel sitzen oder stehen kann, je nachdem es die Umstände erfordern) und dessen Körper im Tuche so lange gerieben, bis dasselbe warm ist und hierauf der Kranke abgetrodnet. Durch ein- und mehrmaliges Ueber-gießen mit Wasser im nassem Leintuche kann der Patient wiederholt abgekühlt und wieder warm gerieben werden. Unter Umständen ist es zu empfehlen, im Allgemeinen aber zu verbieten, daß der Kranke mitreißt. Temperatur 8°—28° R. (10°—35° C.)

7) Das Lakendbad wird ebenfalls in einem nassen Bettuche mit denselben Maßnahmen wie die Abreibung vorgenommen. Nur wird das den Körper bedeckende nasse Tuch nicht gerieben, sondern nur leise angebrückt oder durch Klopfen mit der flachen Hand der Haut möglichst eng angeschmiegt (weshalb man die Lakendbäder auch *Alfalfischungen* nennt). Uebergießen von Wasser und nochmaliges, eventuell mehrmaliges Erwärmen durch Anbrücken wird bei dieser Badesform noch öfter vorgenommen als bei den Abreibungen. Sie dauert 3 bis 15 Minuten und wird wie die Abreibung mit 8° bis 28° R. (10°—35° C.) Wasser vorgenommen.

8) Die Uebergießung nimmt man gewöhnlich in der trockenen Wärme vor (über andere Uebergießungen s. Nr. 1, 6 und 7). Man bedient sich dazu der gewöhnlichen Rückenleimer, deren meist 3 genügen. Bei großer Empfindlichkeit des Patienten soll die Temperatur des ersten Eimers lauwarm, des zweiten kühl und erst des dritten kalt sein, wenn man überhaupt zu niedrigeren Temperaturen greifen will; 5°—26° R. (6°—32° C.) werden angewandt.

9) *Feuchte Einpackung.* Man breitet auf ein Bett eine wollene Decke und auf diese ein mehr oder weniger ausgereinigtes Leintuch aus, das man vorher in Wasser von 6° bis 26° R. (8°—32° C.) eingeweicht hatte. Auf dieses legt man den Kranken und hüllt zunächst seinen ganzen Körper bis an den Hals regelrecht in das selbe ein, sodann schlägt man die Decke je nach dem Zweck langsamer oder rascherer Erwärmung looser oder fester um das Ganze und legt unter Umständen noch ein oder mehrere Federbetten auf. Man läßt den Kranken in dieser Einpackung entweder bis zum Warmwerden des Leintuches (etwa $\frac{1}{2}$ Stunde) oder bis zu einer Stunde und länger, liegen. Nach der Auspackung er tut entweder sofort in ein frisches saucetes Leintuch gepackt oder einfach abgetrocknet oder mit den Prozeduren 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 und 8 bedacht.

Die Fluß- und Wellenbäder gehören nicht unbedingt in den hydrotherapeutischen Apparat, werden auch mehr von Gesunden als von Kranken gebraucht, sind aber selbstverständlich als vorzügliche Heilagentien bei verschiedenen Krankheiten zu benutzen und können sehr gut mit den Applicationen der Wassercur combinirt werden.

Den Uebergang von den allgemeinen zu den localen Bädern machen die sogenannten Sitzbäder. Der Kranke setzt sich mit entblößtem Gesäß, Schenkeln und Kreuz, sonst angekleidet, in eine sogenannte Sitzwanne, unter Umständen wird der Kopf geföhlt. Die Sitzbäder werden mit ruhigem und zuffließendem warmen oder kaltem Wasser genommen, haben Temperaturen von 6°—30° R. (7°—37° C.) und eine Dauer von 1—60 Minuten und länger. Von localen Bädern und Applicationen weisen sich hier noch zu erwähnen: das Hinterhauptbad, Einbogen- und Handbad, Fußbad (bewegtes und ruhiges), Umschläge (und zwar abführende, beruhigende, erregende und ableitende) an den verschiedensten Stellen des Körpers, Rüksblafen und Rüksfoulen, Kly-

stiere und Einspritzungen, endlich locale Douchen (die verschiedenen Arten s. Nr. 4).

Als passendes Vorbereitungsmitel zu den meisten der genannten Badesformen dient die trockene Einpackung in eine wollene Decke, die man gewöhnlich noch ein oder mehrere Federbetten legt und in welcher der Kranke bis zum Warmwerden (gegen $\frac{1}{2}$ Stunde) oder 2—3 Stunden liegen bleibt.

Auch die feuchten Einpackungen werden in jeder Dauer und Temperatur den andern Badesformen vorausgeschickt. Bei den Einpackungen darf man nie versäumen, den Kopf und unter Umständen auch das Herz durch kalte Compressen, Eisblafen oder Rüksblafen vor Blutandrang zu sichern.

Weitere Combinationen mit Dampfbädern und irrisch-römischen Bädern statt der Einpackungen werden je nach den Einrichtungen in verschiedenen Anstalten und auch am Krankenbett mit mehr oder weniger Erfolg vorgenommen.

Unmittelbar nach dem Bade dienen zur Erwärmung, Schweigerregung und Beförderung der Reaction: wiederholte Einpackungen in trockene oder nasse Lächer oder angestrenzte Muskelbewegung in Form von Spaziergängen und Gymnastik.

Ein nicht zu unterschätzendes Hülfsmittel ermächtigt der äußeren Anwendung des Wassers in dessen innerlichem Gebrauche, durch welchen je nach Temperatur und Menge des eingeführten Wassers, die Pulsfrequenz vermehrt und vermindert, auf die Zahl und Tiefe der Athemzüge gewirkt, die Temperatur erniedrigt wird, und zwar in erster Linie die des Magens (verhältnismäßig rasch und auf lange Zeit); vom Magen aus werden die anliegenden Organe des Unterleibes, besonders der Darm und die Lymphgefäße und Venen, und von hier aus der ganze Körper abgeköhlt. Ferner kann man durch methodisches Wassertrinken den Blutdruck erhöhen, die Resorptionssähigkeit anregen, die Diurese befördern, ebenso aber auch die Anbildung steigern, die Peristaltik der Därme anregen und retardiren.

Die Diät bei der Wassercur wird ursprünglich eine stercotype, „naturgemäße“, bestehend im Genuß von Milch in allen Formen als Getränk (außer dem selbstverständlichen, gereinigten, meist vermehrten Wassergenuß), in der Enthaltung von allen Reiz- und Genußmitteln, vor allem von Spirituosen, von allen sogenannten „künstlichen Säuren“ (Früchte aller Art mit ihrer natürlichen Säure gehören nicht dahin), und einer Vorliebe für vegetabilische Kost, sowie möglichst einfacher und roher Beschaffenheit der Speisen. Die meisten Hydrotherapeuten der Neuzeit passen ihre diätetischen Vorschriften jedoch der Individualität des jeweiligen Falles an.

Ziehen wir das Resultat dessen, was wir über unsere Curmethode des längeren aueinanderseßens, so haben wir in dem Wasser eins der wirksamsten Heilmittel, welches wie kein anderes den Namen eines universellen verdient. Daß die unzähligen Combinationen des Wasserheilverfahrens jedem Krankheitsfalle und den verschiedensten äußeren Verhältnissen angepaßt, daß jede

Art von Krankheit rationell auf Grund dieses Verfahrens behandelt werden kann, ist wol aus unserer ganzen Auseinandersetzung zu erhellen. Um so auffallender ist es, daß man in den Kliniken unserer Universitäten diesem beachtenswerthen Mittel bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es mag dies seinen Grund haben in der Schwierigkeit einer präcisen technischen Anwendung, indem dazu, wie schon erwähnt, durchaus zuverlässige Wärter und beständige ärztliche Controle erforderlich sind, welche beiden Vortheile jedoch in klinischen Anstalten leichter zu erreichen sind als in der Privatpraxis. Unter den acuten Krankheiten, welche sämtlich mit auffallend günstigen Resultaten durch die Kaltwassercur behandelt werden können, wird eigentlich nur der Typhus und hin und wieder von einzelnen Kliniken die Lungenentzündung dieser Behandlung unterworfen. Die acuten Exantheme, die sich ganz besonders zur Wasserbehandlung eignen, sind bisher in den Kliniken (einzelne Versuche von Hebra ausgenommen) nach unserer Methode noch nicht behandelt worden. Chronische Kranke läßt man lieber in die Wasserheilanstalten, Etablissements, wo sie als Pensionäre in angenehmer Gesellschaft, guter Luft und schöner Umgebung mit passender Nahrung und unter beständiger Aufsicht des Arztes die Curmittel genießen. Häufig combinirt man in diesen Anstalten die Kaltwassercur mit dem Gebrauch von Kiefernadelbädern, Electricität, Heilgymnastik und Massage, sowie mit Anwendung künstlich verdichteter und verdünnter Luft.

Als gute Wasserheilanstalten (die bewährtesten sind gesperrt gedruckt), welche für uns Deutsche wichtig sind, nennen wir:

1) In der norddeutschen Ebene: Ederberg bei Eetting, Feldberg bei Blankensee, Stuer in Medlenburg, Sophienbad in Reinfeld bei Hamburg, Arensee in der Altmark, Greve an der holländischen Grenze.

2) Am Rhein und in Südwestdeutschland: Godesberg bei Bonn, Ludbad bei Coblenz, Marienberg und Mählab bei Poppard, Dietsenmühle und Neerhof in Wiesbaden, Johannisberg am Rhein, Nassau an der Lahn, Hofheim und Königstein am Taunus, Michelstadt bei Erbach, Weitz bei Saarburg, Gleisweiler bei Raunau, Herrernthal und Teinach am Schwarzwald.

3) In Mitteldeutschland: Lauterberg am Harz, Wolfenanger bei Gassel, Liebenstein, Eigerdturg, Ilmenau und Sonneberg in Thüringen, Kissingen, Alexanderbad bei Wunsiedel, Königbrunn und Schweizermühle in der Sächsischen Schweiz, Kreischa bei Dresden.

4) In Oesterreich und Baiern: Eichwald bei Teplitz, Wartenberg bei Turnau, Gräfenberg und Zuckmantel in Schlesien, Kaltentzgeben bei Wien, Fürstenhof bei Kapfenberg, Frohneiten bei Brud. St. Rabegund und Eggenberg bei Graz, Brunnthal bei München.

5) In der Schweiz: Mammern bei Constanz, Dreßenberg bei Wildeg, Buchenthal im Canton St. Gallen,

Altsiedbrunn bei Zürich, Schönbrunn bei Zug, Schind am Bierwaldstätter See, Rigi-Kaltbad, Ebneue und Gampel sur Arce bei Gené, La Salute am Lago Maggiore.

Vorzugsweise zur Behandlung in solchen Anstalten eignen sich folgende Krankheiten: Hautschwäche (Hautnervenschwäche), Kopfschmerz, Melancholie, Hypochondrie, Hysterie und beginnende Geisteskrankheiten. Auch die Psychiatrie ignorirt unsere Curmethode fast vollständig, nachdem sie von einer planlosen und schädlichen Anwendung kalter Kopfduchen glücklicherweise abgekommen ist. Und doch gibt es neben der psychischen Behandlung (die sich zwar von selbst versteht, aber leider oft genug in Eitiche läßt) kein rationelleres und deshalb wirksames Mittel gegen Hypochon (namentlich in den Anfangsstadien) als vernünftige und discrete Anwendung des Wassers.

Zu den Krankheiten, in denen Wassercuren neben andern Mitteln angewandt werden, gehören auch noch: Syphilis (neben der üblichen Behandlung mit den specifischen Mitteln oder wechsellösend mit derselben), Arteriosclerose, chronische Alkohol- und Nicotininjectionen, Blutarthrit (verbunden mit Eisengebrauch, aber auch von besonderem Werthe in solchen Fällen, wo Eisen nicht ertragen wird), Rheumatismus, Nöth, Neuralgien und Neurosen der verschiedensten Art und in den verschiedensten Organen, Krämpfe, Rückenmarksstörungen — in erster Linie Tabes dorsalis (unter Umständen mit elektrischer Behandlung combinirt), organische Gehirnkrankheiten, chronische Lungenleiden, besonders Lungenstomatitis, welche nach Bremer's Methode neben passender Luft, Diät und Athmngymnastik durch kalte Abreibungen und Douchen behandelt wird (in den Heilanstalten in Görbersdorf, Falkenstein, Davos u. a.), Krankheiten des Herzens und der Circulationsorgane, Erythrophobie und Lymphdrüsenentzündungen, Magen- und Darmataxie, Hämorrhoiden und Verstopfung, Krankheiten der großen Unterleibsdrüsen, der Beckenorgane (männlichen und weiblichen Genitalien) und endlich verschiedene Hautkrankheiten. Selbst mit an sich unheilbaren Uebeln, wie Herzklopfen, Asthma, Krebsleiden u. a. Bekämpfte werden mit Wassercuren insofern glücklich behandelt, als ihnen dadurch ihr Leiden erträglicher gemacht werden kann.

Eine ausführliche Zusammenstellung der einschlägigen sehr reichhaltigen Literatur findet sich mit seltener Vollständigkeit in Winterm's Hydrotherapie (in v. Ziemsen's Handbuch der Allgemeinen Therapie, Bd. 2, Thl. 3, Leipzig 1881). Für das eingehende Studium der Hydrotherapie bilden die klassischen Werke von Winterm die Grundlage. Als zur allgemeinen Belehrung besonders empfehlenswerth sind zu nennen:

1) Schriften von Kerzen: C. F. W. Richter, Versuch zur wissenschaftlichen Begründung der Wassercur. — Petri, Kaltwasserheilmethoden. — Derf., Wissenschaftliche Begründung der Wasserheilkunde u. a. — Runge, Die Wassercur. — Das Verhalten bei den Wassercuren.

2) Schriften von Nichtärzten: Munde, Hy-

brotherapie für Nichtärzte. — „Der Wasserfreund“, Zeitschrift. — Raufe, Aufleitung zur Ausübung der Wasserheilkunde. (Emil Preller.)

KALUGA, eins der centralen Gouvernements des europäischen Rußlands, welches auf 30,923 □Kilom. 1,015,728 Einwohner zählt, ist von dem Gouvernements Moskau, Tula und Drel umgeben und befindet sich durch große Handels- und Gewerbsthätigkeit in hohem Wohlstande. Man zählt hier 310 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von über 5 Mill. Rubel. Besonders ragen hervor die Erzeugnisse der Glashütten, Eisenhämmer, Woll-, Baumwoll- und Leinwandmanufacturen, der Tuchfabriken und der großen Brauweinbrennereien. Kaluga ist eins der wohlhabendsten Gouvernements Rußlands; der Hauptstrom ist die Oka, die das Gouvernement in einer Länge von 280 Kilom. durchströmt und einen ergiebigen Fischfang gewährt. Von den Zuflüssen der Oka sind die bedeutendsten: die schiffbare Ugra, die Stribra, Upa, Tarusa und Protwa; zum Strounggebiet der Oka gehören die Flüsse Wolna, Senopt und Lompud. Seen gibt es nur wenige und sehr kleine; Sümpfe vorzugsweise in dem Stribrinischen und Mojalischen Kreise. Die Wälder, etwa 25 Proc. des Areals, finden sich hauptsächlich im südwestlichen Theile des Gouvernements und sind reich an Wildpret. Vorherrschend sind in ihnen die Tanne und die Buche. Die falligenen Nadelgallen sind weithin berühmt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 3,° R., die mittlere Temperatur des Winters — 5,° R., des Frühlings + 2,°, des Sommers + 12,°, des Herbstes + 3,°.

Die Landbewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Hanfbau, dessen jährlicher Ertrag sich auf circa 400,000 Rub. beläuft. Weniger ergiebig ist der Getreidebau, einerseits wegen der geringen Fruchtbarkeit des Bodens, andererseits wegen der mangelhaften Bearbeitung der Felder, jedoch der Binnenbedarf durch Getreideeinfuhr aus den benachbarten Gouvernements Drel, Kursk und Tula gedeckt werden muß. Auch die Viehzucht steht noch auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung, was seinen Grund in dem Mangel von guten Viehesä hat.

Das Gouvernement wird in 11 Kreise eingetheilt, und zwar: Kaluga, Premejski, Koleski, Stribra, Molesarofskoi, Boroinoff, Iwiniw, Weischowoff, Wofalski, Rebyn und Tarusa. Früher war Kaluga eine Provinz des Großfürstenthums Moskau, bis es von Katharina II. zu einem besonderen Gouvernement erhoben wurde.

Die Hauptstadt Kaluga, am Einflusse der Jaritschna in die Oka und an der Bahnhufe Wjasma-Bjaski, zählt 38,608 Einwohner, die besonders lebhaftes Del-, Porzellan-, Leder- und Segetuchfabrication, sowie einträglichen Handel mit Del, Obst, Getreide, Gemüße, Pfefferkörnern und Honig betreiben. An der schiffbaren Oka gelegen, im Centrum der Handelsstraßen zwischen Drijanski, Drel, Bolodow und den ukrainischen Städten einerseits, sowie Moskau, Serpuchow und Jelyz andererseits, hat Kaluga die Bedeutung eines wichtigen Handelsplatzes. Im Hafen von Kaluga werden jährlich Waaren im Werthe von 381,000 Rub. eingeladen und für

1,450,000 Rub. ausgeladen. Die Stadt ist der Sitz eines Civil-Gouverneurs und eines griechischen Bischofs, hat 31 Kirchen, ein Wundhaus und ein Nonnenkloster, ein Priesterseminar, ein Gymnasium, ein adeliches Pensionat, drei Hospitäler, 800 Kaufläden, eine öffentliche Bank, ein Gefängniß, eine Kreis- und vier Pfarrschulen, eine 1849 gegründete landwirthschaftliche Gesellschaft, vier Wohlthätigkeitsanstalten, 53 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von 700,000 Rub. Die bedeutendsten darunter sind 12 Lederfabriken, 4 Porzellanfabriken, 1 Baumwollweberei, 6 Buchbindereien, 15 Delmühlen, 6 Kachschfabriken u. s. w. Auch befinden sich hier ein großer Militärpark und bedeutende Fabrikmagazine.

Kaluga, dessen Name in den historischen Documenten zum ersten mal im J. 1389 erwähnt wird, in welchem Dimitri Donskoj es seinem Sohne Andras vermachte, war ehemals häufigen Ueberfällen der Tataer, Polen und Tataren ausgelegt; 1512 hatte es den letzten Angriff der krimischen Tataren zu bestehen. Die Stadt war Sitz des zweiten, falschen Demetrius, der hier 1610 ermordet wurde, und seit 1859 der Ruhestätte des berühmten Isechtesenkaßwäpplings Schampyl. (A. v. Wald.)

KALUSCHIN, Kaluszyn, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Warschau, an dem fließenden Witowka, 1234 Kilom. von Petersburg. Die Stadt hat eine hölzerne fatholische Kirche, eine Elementarschule, eine Synagoge, zwei jüdische Gebetschulen, eine Eisenfaberei und Talglichtfabrik, zwei Effigbrauereien, eine Gerberei. Die Einwohnerzahl beträgt 7435, von denen 6280 Juden. Die jüdischen Einwohner treiben Kleinhandel, die christlichen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Schuhmachereihandwerk und mit der Töpferei. Die 6 Jahrmärkte am 11. Jan., 1. März, 12. April, 30. Aug., 25. Oct. und 20. Nov. (a. St.) sind ganz unbedeutend und werden nur von Kaufleuten aus der Umgegend frequentirt.

(A. v. Wald.)
KALUSZ, eine Stadt im östlichen Galizien, 42° 2' östlich von Ferro 49° 1' nördlicher Breite, in einer Meereshöhe von 318 m am linken Ufer der Lemnica gelegen. Sie zählt 7210 Einwohner, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes, eines Steueramts, eines k. l. Salzverleihsamts, der k. l. Post- und Domänenverwaltung und eines k. l. Finanzwach-Commissariats. Kalusz gehört zum Sprengel des Kreisgerichts Sambor und des Oberlandesgerichts Lemberg. Nordöstlich von der Stadt erhebt sich das salzreiche Kopan-Gebirge, im Süden liegt der Babubof der Erzherzog-Albrecht-Bahn. Kalusz besitz eine Saline. Die Salzfaberei dafelbst war wie die übrigen ruthenischen Sudsalinen und wie die Salinen in Bielitzka und Bohemia einß Eigenthum der polnischen Könige und an Privatpersonen verpachtet. Nachdem Galizien an Oesterreich gefallen war, wurde die Saline in Kalusz in das Staats-eigenthum übernommen. Der Bau der Saline hat eine Tiefe von etwa 113 m. Durch diesen Bau ist die Salz-lagerstätte in ihrer ganzen Mächtigkeit vollständig aufgeschlossen. Dieselbe ist hier bei 129 m mächtig und

streicht von Nordwest gegen Südost. Meist bildet das Salz sehr schmale, selten 0,5 m. n. wichtige Lager, die mit dem Thone wechselslagern. Innerhalb der Salzlagerstätte, etwa 40 Meter vom Hangenden derselben entfernt, beginnen zuerst sporadisch unregelmäßig geformte Stücke von einem weiß rüchlich gefärbten roth kryallinischen Salze aufzutreten, das sich als reiner Epsöln, Chlorallum erweist. Die Stücke mehren sich rasch, aus den einzelnen derselben werden eingelagerte schmale Streifen, die endlich zu größeren linsenförmigen Einlagerungen von oft mehreren Metern Länge und etwa gegen 0,1 Meter Dicke sich gestalten. Die salzige Saline wurde daher im J. 1870 eingestellt und von einer Gesellschaft zum Betriebe des Kaliberbaues pachtweise übernommen, welche bereits in demselben Jahre reichlich producirt. (Vgl. F. Försterle, die Chlorallum- (Epsöln-) Ablagerung zu Kalus, in der Oesterreichischen Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen, red. von Hingenaus, Jahrg. XVI, 1868, Seite 235—23.)

KALVÖRDE (Calvörde), Marktflecken des braunschweigischen Kreises Helmstedt in einer Enclave im preussischen Regierungsbezirk Magdeburg, an der Elbe und am Drömling, 6 Kilometer der Eisenbahnstation Flechtingen an der Strecke Magdeburg-Deßau der Magdeburg-Halberstädter Bahn; hat Chausseeverbindung mit Gardelegen, Neubadensteden und Helmstedt. Es zählte im J. 1830 2046 Bewohner (gegen 2184 im J. 1875), darunter 2031 Protestanten, 10 Katholiken und 5 Juden; es hat Amtsgericht, Spiritusbrennerei mit 5 Arbeitern, Karosifabrikfabrik mit 30 Arbeitern, Leinwandweberei, Tabakbau auf 450 Morgen, Hopfenbau auf 80 Morgen, betreibt Getreide- und Kartoffelhandel und hält 5 Vieh- und 4 Krammärkte ab.

Der Ort Kalvörde führt sich auf eine Burg zurück, die zum Schutz der bereits im 12. Jahrh. den sumpfigen Drömling auf einem gepflasterten Damme überspannenden Leippig-Lüneburger Brachstraße erbaut war. Die Sage schreibt die Gründung dieser Burg Karl dem Großen (Caroli furtum) zu, oder einem wendischen Häuptling Kale. Der Bischof von Magdeburg belagerte die Burg zur Zeit Heinrichs des Löwen lange vergeblich. Nach dem Sturze Heinrichs des Löwen war Kalvörde bis ins 14. Jahrh. Eigenthum der Markgrafen von Brandenburg, kam aber später in den Besitz der Herzoge von Braunschweig. Im Dreißigjährigen Kriege gingen im Amtsbezirk 17 Dörfer ein, deren Bewohner, soweit sie noch lebten, sich in Kalvörde niederließen. Im J. 1701 und nachmals 1710 brannte der größte Theil des Orts ab. 1800—1814 war Kalvörde Cantonshauptort des Königreichs Westfalen. Im J. 1830 wurde die herzogliche Domäne dem Orte zugewiesen, wodurch sich die Verhältnisse der bis dahin armen Bewohner wesentlich besserten.

(A. Schroot.)

KALWARJA, Kreis und Kreisstadt im sumpfigen Gouvernemente des europäischen Rußlands. Der Kreis K. ist der fruchtbarste des ganzen Gouvernements, 45 □ Meilen groß, hat circa 62,000 Einwohner und ist ein fast überall ganz flaches, treffliches Kornland,

welches das 10. bis 12. Korn gibt. Vorzüglich er giebig ist die Gegend von Wilkomizki. Außer dem großen buchtartigen Forst gibt es aber nur wenig Wald. Der Kreis wird im Osten durch den Niemen, in der Mitte von der Schelchuppe durchströmt. — Die Kreisstadt Kalwarja, 885 Kilom. von Petersburg, liegt an der Schelchuppe in einer fruchtbareren Gegend, allein wegen des Sumpfundes, worauf sie liegt, sehr es ihr an gutem Trinkwasser und die ungepflasterten Straßen sind fothig. Die Stadt hat 10,362 Einwohner, wovon mehr als die Hälfte Juden, die beiden bestabten Getreidehandel mit Preußen treiben. Es befinden sich hier 4 christliche Kirchen, 1 Juden-Synagoge, 1 Kreisschule und 2 Elementarschulen. (A. v. Wald.)

Kalwitz, s. Calvisius.

KALYDON (ἡ Καλύδων), altgriechische Stadt im südlichen Theil der Landschaft Aetolia, dreißig Stadien (1½ Stunden) oberhalb der Mündung des Flusses Cuenos auf einigen vom Bergzuge Aractonhos nach dem rechten Ufer des Flusses vorspringenden Höhen gelegen. Die nach dieser Lage in der Ilias mit den Beiwörtern *αετωρῶσα* „die festliche“ (B, 640) und *αιωννή* „die hochgelegene“ (N, 217; E, 116), oder *ελαυνή* „die schöngelegene“ (L, 531; 577) bezeichnete Stadt verdankt ihren Ruhm besonders der Sage von Kalydonischen Eber, welche in der Ilias (L, 529 ff.), jedenfalls nach einem älteren Eingeliede, folgendermaßen erzählt wird: Dineus der König von Kalydon vermaß, während er den übrigen Göttern reiche Opfer darbrachte, der Artemis zu opfern. Ertrübt darüber sandte die Göttin einen furchtbaren Eber, welcher das Gebiet von Kalydon verwüstete. Meleagros, der Sohn des Dineus und der Althäa, erlegte das Ungethüm mit Hülfe zahlreicher Jäger, welche aus verschiedenen Gegenden Orizontlands zur Theilnahme an der Jagd herbeigekommen waren. Die Göttin aber erregte eine blutige Rache zwischen den Aetolern von Kalydon und ihren Nachbarn, den Kureten, um den Kopf und das Fell des erlegten Thieres. Solange nun Meleagros an der Spitze der Aetoler kämpfte, blieben dieselb immer siegreich; als aber dieser, erbittert über einen von seiner eigenen Mutter Althäa infolge der Tödtung eines ihrer Brüder ausgestoßenen Fluß, sich vom Kampfe zurückzog, da wandte sich das Kriegsglück. Die Kureten belagerten die Stadt Kalydon und bedrängten sie hart. Vergeblich suchten die Aetolern der Stadt durch große Versprechungen, seine nächsten Angehörigen durch Arthenisches Bitten den Meleagros zu erneuter Theilnahme am Kampfe zu bewegen; erst als die Kureten schon die Verbelagerungswerke der Stadt erstiegen hatten und diese in Brand zu stecken begannen, gab er dem Flehen seiner Gattin Kleopatra nach, legte seine Waffenrüstung an und trieb die Feinde zurück. Ueber den Tod des Meleagros gibt die Homerische Erzählung nur die Andeutung, daß die Crinyd den von seiner Mutter gegen ihn ausgestoßenen Fluß erbitte, d. h. daß er infolge des mütterlichen Fluches den Tod gefunden habe. Nach Homerische Epiker ließen ihn durch Apollon, der den Kureten im Kampfe Besland leistete,

getödtet werden. Die verbreitetste Form der Sage aber, welche in der Literatur zuerst von dem Tragiker Euripides in seinem Drama „Die Pleuronikerinnen“ dichterisch behandelt worden ist, war die, daß Athäa, egeräumt darüber, daß Meleagros im Streite um die Gewinn des erlegten Hais ihre Brüder erschlagen, durch Verbrennung eines Holzschiffes, an welchem der Spruch der Weisen bei der Geburt des Knaben dessen Leben geschnitten hatte, den Tod des eigenen Sohnes herbeigeführt habe (*Paus.* X, 31, 3 fg.). Erst der nach-homerischen Sage gehört auch die bedeutende Rolle an, welche Atalanta bei der salyonischen Erbejagd spielt. Ferner über die Behandlung der Meleagrosage in der Poesie und Kunst der Alten R. Kefule, *De fabula Meleagrea*, Berlin 1861. — In der historischen Zeit besaß Kalymno ein ausgedehntes und fruchtbares Gebiet (*ſ. Kalymnava*), welches sich von Kratysthos im Westen bis zu den Bergen Chalkis und Laphissos im Osten erstreckte; zu denselben gehörte ein fischreicher See (*Strab.* X, p. 460) und ein Hafen (*Paus.* VII, 21, 5), dessen Stelle sich infolge der durch die Anschwemmung des Küstens Euenos bewirkten Veränderung der Küstenlinie nicht mehr nachweisen läßt. Die Stadt selbst hatte einen Tempel der Artemis Laphria mit einem von den nauphysischen Künstlern Menachmos und Soidas, Schülern des Kanachos von Siphon und des Kalen von Aegina, gearbeiteten Kultbild aus Gold und Eisenstein, welches die Göttin als Jägerin darstellte (*Paus.* VII, 18, 8 fg.); in der Nähe der Stadt befand sich auch ein Heiligtum des Apollon Laphrios (*Strab.* X, p. 459). Die Stadt, für deren Bedeutung in älterer Zeit auch die Benennung des äußeren forinthischen Meerbusens als *Kalymnōvios zoophōs* (*Heliod.* Aethiop. V, 17; *Alciphr.* Ep. I, 18) Zeugnis gibt, verfiel infolge der Gründung der Stadt Nikopolis durch Augustus, für welche sie den größten Theil ihrer Bewohner abgeben mußte; Augustus schenkte dann wertvolle Stücke aus der verödeten Stadt, darunter das Kultbild der Artemis Laphria, den in Patra in Achaia angefertigten römischen Colonisten, in deren Besitz sich um den Beginn unserer Zeitrechnung auch der zum salyonischen Gebiete gehörige fischreiche See befand (*Paus.* VII, 18, 8; *Strab.* X, p. 450 u. p. 460). Grunderuäde sind noch ziemlich ausgebreitete Reste der Akropolis und der Ringmauern der alten Stadt mit vierdicken Thürmen und Thoren, sowie Terrassen und Fundamente von Gebäuden innerhalb derselben erhalten, welche von den Unwohnern das Kastion von *Korotaga* genannt werden; *ſ. Bagin*, *Mémoire sur l'Étolie*, in den Archives des missions scientifiques, II série, t. I, p. 356 sq. (*C. Bursian*.)

KALYMNO, in der venetianischen Seefahrersprache der Levante Galima, ist eine türkische Insel, welche unsern der Küste von Karien zwischen Peros und Kos liegt. Sie scheint die Haupt-Insel der Homerischen Inselgruppe der Kalymna, welche Peros, Terleandos und einige benachbarte Seelandschaften umfaßt, gewesen zu sein. Ursprünglich hatte es karische Bewohner, wurde aber später von thessalischen Keoltern oder Doriern, unter

Herakliden Führern, colonisirt. Zur Zeit des Trojanischen Krieges war die Insel der Artemis von Halkarnassos unterworfen, ebenso wie die Nachbarinseln Kos und Nisyros. Jetzt gehört sie zu Rhodos und zahlt einen kleinen Tribut, erndet aber ihre Angelegenheiten ganz selbständig. Benutzt wird sie von etwa 7000 Menschen, welche sämmtlich am Hafen oder in der kaum eine Stunde von denselben auf einer Hochfläche gelegenen Stadt wohnen. Derselben treiben Handel, Seefahrt, Fischerei und Ackerbau. Der beste Hafen ist Pothia. Die Insel ist fabels Gebirge, so daß Luid's „silvis umbrosa Calymne“ nicht mehr auf sie paßt. Sie war im Alterthum ihres Hengis halber brüchig (secundum melle Calymne, Or.) und erzeugt solchen noch jetzt, außer Feigen, Wein, Del und Gerste. — Was die alten Städte betrifft, so erwähnt Plinius deren drei oder vier; die bedeutendsten Ruinen haben sich in dem Thale oberhalb des Hafens Linari, an der Westseite der Insel, gefunden, namentlich die einer griechen und der Stelle eines alten Apollotempels gebauten Christus-Kirche. Südlich von der jetzigen Stadt liegt eine Argos genannte Ebene, wie auf der Insel Kos. Der Engländer Newton hat hier Ausgrabungen gemacht. Meist setzt man von Budrum oder Salarnaova nach Kalymno über.

(A. v. Klöden.)

KALYPSO, *Kalypsó*, nach Etym. Magn. 141, 7 von *καλύπτω*, von *πάπ* als „Bildbürg“, die zu bergen Begehrende, von Heramne als „Orulina“, von Gerhard (*Ges. afad.* Abhandl. I, S. 28 fg.) als „Verhüllende, Dunkle“, von Eubias und dem Etym. Magn. 486, 24 mit Anknüpfung an Homer's (*Odys.* VII, 245) *δοξόσσα* als „trügerische, lügnig“ gedeutet, war die ästhetische Tochter des Atlas (daher *Ατλαρίς*, *Apoll.* *Rhod.* IV, 575; *Atlantis Tibull.* IV, 1, 77; *Atlantias*, *ſ. B.* *Präpae* LXIII, 23 ed. Luc. Müller), ihm von der Pleione geboren (*Hygin.* Fab. init.). Doch wird sie auch gelegentlich Tochter des Perus und der Doris (*Apollod.* I, 2, 7; cf. *Eurip.* *Kyklops* 266, wo Eirenos schwört: *πᾶ τῆν Καλύπῳ τὰς τε Νηρόβος κόρας*) oder des Okeanos (*Hom.* *Hymn.* in *Cerer.* 422; *Herod.* *Theog.* 359 und 1017) oder des Helios (*Tzetzes* ad *Lyk.* 174 καὶ ἑρίποις *Halos*), auch Oemablin des Atlas und von ihm Mutter des Anon (*Steph.* *Byz.* p. 148 *Meineke*; *Eustath.* zu *Dionys.* *Fest.* 78) genannt.

Sie bewohnte die Insel Ogygia, die als baumreich (*δενδροφόσα*, *Odys.* I, 51), fruchtbar (secundum arva *Tibull.* IV, 1, 77), an Luft geeignet (*Sidon.* *Apollin.* IX, 59 pomaria divitiis *Calypso*, XI, 67 *pona C.*), mit allen Reizen der Natur geschmückt (*Dio Chrysost.* II, p. 27) gerühmt wird. Man glaubt gemeinlich, dieselbe in einem kleinen Glande beim capo delle colonne in Lucanien wiedergefunden zu haben. Bei den Alten herrschte über Lage und Namen wenig Uebereinstimmung. Häufig wird sie, in Verwechslung mit der Insel der Kirke, Ardia genannt (*Hyg.* Fab. 125; *Tzet.* ad *Lyk.* I, c., *Pomponius Mela* II, 7; dröhalb Aeneas puella *Prop.* III, 3, 31). Nach *Scylax* (*Periplus* XIII, D) lag sie in Lucanien, nach Plinius (*Nat. hist.*

III, 10. 15) beim Terinäischen Meerbusen, während andere (Steph. Byz. 478, 20, Apollon. Rhod. IV, 574) Nymphaia im Adriatischen Meer oder (Kallimachos bei Strabo 7, 299, cf. 1, 44) Gaudus bei Kreta für Ogygia halten. Der frühere Name der Insel sollte Mittel gewesen sein (Steph. Byz. 453, 5).

Außer daß Kalyppo an der Bate des Aistead in Neapel (Millin, Gal. mythol. pl. CXIV, No. 144; Gerhard, Ges. Abhandl. I, 76 sq.; Heydemann, Die Vasensamm. d. Mus. zu Neapel, No. 2873, S. 419 sq., wo S. 420 die reiche Literatur) als Herpeide erscheint, und in Homerischen Hymnus an Demeter, B. 423, unter den Götterinnen der Kreta die *Ἰσπεόσσα Κάλυψα* genannt wird, lernen wir sie nur aus der Poesie kennen, die sie bei den Zerküßten des Odysseus spielt, welcher, nach dem Verlust aller Genossen, und nachdem er zum zweiten mal den Gefahren der See und Charybdis entgangen, am zehnten Tage auf Ogygia landet (s. besonders Odys. V, 130 sq., VII, 253 sq.) Kalyppo nimmt ihn freundlich auf, aber, von Liebe zu ihm ergriffen, weigert sie ihm die Heimkehr und hält ihn lange Zeit auf ihrer Insel fest (Od. VII, 261 und Anonymus bei Westermann, Mythogr. gr. p. 343 sq. acht Jahre; nach Tzetzes ad Lyk. 744 sieben, nach Ovid. Pont. IV, 18. 13 sechs, nach Serv. ad Vir. Aen. III, 678 sechs oder zehn, nach Hygin. 125 toto anno); nur widerwillig fügt sich der Held in der (von Eulen bevölkerten, Aelian. Var. Hist. 15, 28) Höhle dem Liebesband mit der Göttin (Od. V, 155: *κατ' οὖν ἰθὺς ἰδὼν ἰδελούσῃ*), dem Aison (Servius l. c. III, 171 und Scymnus Perieg. 230) oder Nauphooos und Nauphooos (Hesiod. Theog. 1017 sq.) entpriesen. Aber weder der Geliebten Reize, noch ihre Sorgfalt und Freundlichkeit, noch ihr Versprechen, ihm die Kunstfertigkeit und ewige Jugend zu schenken (Od. V, 135 sq.; Heracit. De incredib. 32, Tzetzes l. c.) vermögen die Sehnsucht des Odysseus nach seiner Heimat und nach seiner Penelope (*Jamblichus De Pyth. vita 57*) zu bannen (Od. I, 57; V, 87 u. sonst), bis endlich Pallas Athene, seine stete Beschützerin, sich seiner erbarmend, Zeus an das Versprechen erinnert, den Duldner seine Heimat wiedergewinnen zu lassen (Od. I, 48; V, 30), worauf jener den Hermes nach Ogygia entsendet (ib. V, 29, 105 sq.; Hygin. 125), mit dem Befehl an die Göttin, den Odysseus zu entlassen. Widerwillig und klagend gehorcht sie dem Befehl, lehrt den Helden ein Floß bauen und entläßt ihn reich beschenkt (V, 140; VII, 264; Ausonius Perioch. Od. V). Die Verlassene gibt sich schmerzlicher Klage hin und tödtet sich nach Hygin (fab. 243) selbst. Doch berichten vereingelt andere Autoren, Odysseus habe über die Liebe der Kalyppo Heimat und Weib vergessen (*Philostrot. Vita Apollon. Tyan. VII, 10; cf. Cic. De offic. I, 31, 113*), sodas sie wieder contempta (*Claudian. XXIX, 24*) noch elusa (*Prop. III, 21. 13*) erscheint. Lucian (Verw. elust. 29. 36) läßt Odysseus auch noch in der Unterwelt der Kalyppo gedenken und ihr einen Brief schreiben.

Aus einer Komödie des Anaxilas: *Κάλυψα*, hat uns Athenaios (III, 95 B und IV, 171 F) zwei un-

bedeutende Fragmente überliefert (s. Meineke, Com. gr. fragm. I, p. 407).

Die alte bildende Kunst hat sich der Kalyppo gegen über ziemlich spröde verhalten. Zwar hat der berühmte Nikias (nach *Plin. Nat. h. XXXV, 11, 40*) die Kalyppo gemalt (fecit et grandes picturas, a quibus sunt Calypso et Io et Andromeda etc.) und zwar, falls die Stelle des Plinius intact ist, sogar zweimal, worunter einmal sitzend (et C. sedens), vermuthlich als Eingel-figuren; auch Dio Cassius (XLVIII, 50) redet von einem Bilde bei den Campanern, welches Kalyppo oder eine andere „Heroine“ darstelle, auf uns aber sind hier wenige sichere einschlagende Bildwerke gekommen. Auf der Aisteadase (s. oben) erscheint sie in schriftlich bezeugt als Herpeide, mit Krug und Schale den Drachen tränkend; auf dem früher auf Bennis am Grate des Aionis gedehnten Pompeianischen Wandgemälde Real Mus. Borh. I. tr. XXXII haben Petersen (Bulletin. d. Inst. di corr. arch. 1861, p. 84) und Mikaelis (Archäol. Zeitg., 1867, S. 14) Hermes, den Befehl des Zeus an die Kalyppo ausrichtend, erkennen wollen, ohne Brunn's (s. Bull. l. c.) und Helbig's (die Wandgemälde in den von Vesuv verschütteten Städten Campanien's, No. 20, S. 8) Bestimmung zu erlangen. Dagegen glaube ich die frühere Deutung aufrecht erhalten zu müssen, die einige gekrümmte Steine und Wästen, auf welchen der durch seine Kleidung bezeichnete Odysseus traunig sitzt, während eine hinter ihm stehende Frau ihm zu zureden scheint, als Odysseus und Kalyppo erklärt. Es sind 1) Carnol alten Stils aus der Sammlung der Frau Mertens-Schaubauen, bei Dierdorf, Gal. Friedr. Bildw. Taf. XXXIII, No. 14; 2) Sardur ährenen Stils, aus Panofka's Nachlaß in Guedechens's Besitz gekommen; 3) Paffe des Berliner Museums, f. Tälchen, Urtlar. Verzeichn. IV, 388. Der Stuhl, auf welchem Odysseus sitzt und dessen wegen Dierdorf (S. 809) an dieser Erklärung Anstoß nimmt und auf Odysseus und Penelope deutet, wird wol auf Unkenntnis, Nachlässigkeit oder Geschmacklosigkeit des Steinschneiders zurückzuführen sein. (R. Gaedecheu.)

KAMA oder KAMADEVA heißt bei den Indem der Gott der Liebe. In der ältesten Zeit erscheint er nur als der Wunschgott; später bildet sich immer entschiedener die Vorstellung eines Gottes der geschlechtlichen Liebe aus, so schon im Epos, wo Kama der Sohn des Dhama heißt, während er nach andern Fassungen der Sohn des Wischnu von der Kassidi, des Sakhimu und der Jajobhara u. s. w. ist. Auch trägt er viele allegorische Namen, wie der Herzgeborene, der Herzerkütterer u. dgl. Als seine Gemahlin wird schon im Epos Rati (die Begierde) genannt. Eine Sage, die in der indischen Poesie vielfach begegnet, ist folgende: Als Kama einft den Gott Siva in seinen Übungen auf dem Himalaja sieht, um ihn in Liebe zu der ihm von den Göttern zur Gama bestimmten Parvati zu entflammen, ging ein Strahl aus des erzürnten Büßers Auge hervor, der jenen zu Asche verbrannte. Darum heißt er auch der Kerpelotte (*Ananga*), Siva aber der Feind Kama's (Kamari). Die *Atitibau*

des Liebesgottes sind ein Bogen, dessen Sehne aus Pienen besteht, und fünf Blumenpfeile, mit denen er die Herzen der Jünglinge und Jungfrauen zugleich schmerzhaft und angenehm durchbohrt; daher Namen wie der Läger des Blumenbogens, der Gott mit den fünf Pfeilen u. dgl. Kama reitet auf einem Papagai und führt einen Fisch in seinem Banner. Sein Begleiter und Freund, dem er einen Theil seiner Macht verbannt, ist Wathu, der Frühling. Einzelne Jüge des indischen Liebesgottes sind höchst wahrscheinlich von dem griechischen Eros herabgenommen. (C. Cappeller.)

KAMA, von den Tataren Tscholman, Zdel oder Ad-Zdel, d. h. der Weiße Fluß, von den Botjaken Budzim-sam, von den Tschukwasen Scholga-adei, von den Tschermischen Tscholman-Bij genannt, der größte Nebenfluß der Wolga, entspringt unter 58° nördl. Br. im Gouvernement Wjätka am flachen Westabhange des Ural auf einer kumpfigen Waldhöhe unweit des Dorfes Polonija und fließt, schon nach 45 Kilom. lauffchiffbar, erst 225 Kilom. durch eine Widmüß gegen Norden, dann nach Osten in das Gouvernement Perm, in diesem nach Süden bis zur Stadt Perm, endlich in einem sehr gewundenen Laufe südwestwärts, zum Theil die Grenze zwischen Perm und Wjätka, damit zwischen letzterem und Ufa bildend. Sodann tritt der Strom bei Ramabysch in das Gouvernement Kasan und ergießt in diesem nach einem Laufe von 1710 Kilom. sein weißliches Wasser zwischen der Stadt Kasan (68 Kilom. von Kasan) und den Trümmern der alten Bulgarenresten Wolgary in die Wolga, welche er an Breite, Wasserfülle und früh eintretender Schiffbarkeit übertrifft. In ihrem Unterlaufe 2–3 Meter tief ist die Kama weder reisend noch fahrend, hat seine Stromschnellen und ein völlig freies, für den Schiffverkehr ganz passendes Fahrwasser. Die Breite des Stromes ist unter Solyflamst 50–250 Faden und, wo er durch Inseln getheilt ist, noch größer. Die Zahl der Werste an den Ufern der Kama ist sehr groß und ihr durch sie vermittelte Handel aus Sibirien nach Nischnij-Nowgorod und Petersburg sehr bedeutend. Die Fahrzeuge, deren man sich hierbei bedient, sind: Koboten, große Boote, die bis 100,000 Rub tragen, Barki, die gegen 60,000 Rub tragen, Kolomenki oder Saitiki, mit vierem Koboten, die nur 7–8000 Rub einnehmen; Kajuki, die bis 35,000 Rub führen, und endlich Kasadi, die mit Holz nach Astrachan gehen.

Von der Grenze der Gouvernements Wjätka und Ufa an durchfließt die Kama ein gegnetes Land und berührt reiche Flecken und Dörfer, sowie eine Menge größerer und kleinerer Städte. Die Kama sammelt alle Gewässer, die vom mittleren Ural nach Westen abfließen. Eins nimmt sie unter vielen andern auch die 205 Kilom. lange südliche Keltma aus dem Sumpfe Gumenzo oder Kschchem-wy-sjur auf, der auch zugleich das Duellbeden der nördlichen Keltma bildet, die in die Wostschega des Dwinagebietes geht und durch den 1836 eröffneten nördlichen Katharinentanal mit der südlichen Keltma verbunden ist, also eine Schiffahrtverbindung zwischen dem Kaspiischen und Welken Meere herstellt; ferner die 450

Kilom. lange Wjatschera; die 750 Kilom. lange schiffbare Tschukowaja mit einem Wolot (Trageplatz), mittelst dessen das Wolga mit dem Obgebiet verknüpft ist; die 1072 Kilom. lange, ebenfalls schiffbare Bielaja mit der 820 Kilom. langen Ufa. Rechts geht in die Kama die 970 Kilom. lange Wjalka mit zahlreichen Zuflüssen, z. B. Tschepa und Malona.

Die Kama hat meist ziemlich hohe Ufer, die von Perm hinaus meist aus Gips- und Mergelbänken, unter Perm aber mehr aus Sand- und Thonschichten, dann aus Luffbänken bestehen. Sie schwillt im Frühjahr sehr stark an und läßt nach dem Fallen des Wassers immer, besonders zwischen Perm und Solyflamst, viele Inseln zurück, welche zu vortheilhaften Heuschlägen dienen. Ihr Wasser ist gewöhnlich trübe und ihr Bett an vielen Stellen schammig. Sie ist sehr schiefer, insbesondere aber nähert sie eine Menge schmaderter Weisfische und Lachs. Durch die Dampfschiffahrt auf der Kama ist der asiatische Handel sehr befördert einerseits nach Moskau und Petersburg, andererseits nach Astrachan. Chinesischer Thee und sibirische Waaren werden dadurch vorzüglich ins Innere Rußlands geschafft und die russischen Waaren, welche in kurzer Zeit von Nischnij-Nowgorod nach Perm geschafft werden, können nun noch in demselben Herbst nach der Mäße von Nischnij-Nowgorod, nach Sibirien und von da weiter nach China befördert werden, ohne die Winterwege abzuwarten. Dadurch ist der Lauschehandel mit Kiakta sehr erleichtert und viele Nachtheile des chinesischen Handels beseitigt. (A. v. Wald.)

KAMADHENU oder SABALA heißt in der indischen Mythologie eine Wunderkraft, deren Besitz oder Wohlwollen dem Menschen alle Wünsche gewährt. Sie erscheint im Mahabharata als Eigenthum des Brahmanen Dschambhagni; ihr Kalb wird demselben von Ardschuna geraubt. Bekannter ist die Sage von der Wunschkraft des Wassischra aus dem Kamajana, mit deren Hilfe derselbe den Wisamitra bekämpfte. Auch sonst erscheint die Wunschkraft vielfach in den indischen Legenden, so im Raghuwanja des Kalidasa unter dem Namen Surabhi; ihre Tochter Wandini gewährt dasselb dem bis dahin kinderlos gewesenen König Dilipa einen Sohn. Zu vergleichen ist die Vorstellung von dem ebenfalls alle Wünsche erfüllenden Wunderbaum (Kalparischka) aus Indra's Himmeln, von dem sich von selbst fallenden Beutel im Dasakumarascharita (Webet, Indische Streifen I, 323) und dergleichen. (C. Cappeller.)

KAMASCHEN, von dem spanischen camas, Streifen, mit denen Befeldungsbüche besetzt werden, abgeleitet, Befeldungsstreck von Tuch, Feinwand oder weichem Leder, das als eine Art Ueberstrümpfe zum Schutz der Bekleider und der Schuhe getragen wird und aus einem Schaft, dem Schuhtheil und Stegen besteht. Der Schaft reicht bis ans Knie und selbst über dasselbe hinaus und ist an der Seite zum Knöpfen eingeriethet, der Schuhtheil legt sich auf den Fuß, die Stege verbinden das Hinaufschieben der Kamasche. Solange von der Infanterie kurze Schuhe getragen wurden, gewährten die Kamaschen Schutz gegen das Eindringen von Staub,

kleinen Steinchen und Regen in dieselben und bewahren außerdem die unteren Theile der Weinstöcker vor starker Beschädigung bei stöhnigen Regnen und vor Durchweichung bei Regenwetter. Aus diesen Gründen wurden sie in den meisten Armen nach dem Dreißigjährigen Kriege eingeführt und während des Spanischen Erbfolgekrieges allgemein; nach Ausnahme von Schaßstiefeln fiel aber ein Theil dieser Gründe weg, so daß die Kamasschen ihrer sonstigen Nützlichkeit wegen (Einschränkung des Weines und Fußes, Ausfangen von viel Feuchtigkeith und daraus folgende Erkrankung u. s. w.) meist abgesetzt wurden. Da die Kamasschen den Mannschaften durch ihre Reinhaltung, sowie durch ihre Instandhaltung, namentlich der Knopfslöcher und der Knöpfe, viel Plage verursachten, so hat sich der Ausdruck Kamasschendienlich als vulgäre Bezeichnung für einen sich an Kleinigkeiten bestehenden, pedantischen Diensthieb beim Militär eingebürgert.

(v. Lobell.)

Kamba-Sprache, Sprache der Watamba in D'akrisa, s. unter Kaffern (sprachlich).

KAMBODSCHA oder KAMBODIA ist ein Königreich im südlichen Hinterindien, der Rest eines ehemals viel größeren und mächtigeren Reichs; es grenzt im N. und W. an Siam, im N. und O. an das Königreich Annam, im S. an französische Nieder-Reichstheile und im W. an den Gulen von Siam, so daß es zwischen 10° 30' und 13° 30' nördl. Br. und zwischen 121° 30' bis 124° östl. L. von S. liegt. Es hat einen Flächeninhalt von 1523 □ Meilen oder 3,861 □ Kilom., ist also etwa so groß wie Irland, und mißt von N. nach S. D. etwa 110 und in der Breite 50 geogr. Meilen. 1874 wurde die Bevölkerung auf 946,000 geschätzt nach offiziellen Mittheilungen an Frankreich. Darunter sind 106,764 Chinesen, 25,599 Siamer und Malaien, 4452 Annamiten (10,000 ist wol richtiger) und 4628 Wilde (Kulis, Penong und Stiengs). — Der alte Name, richtig lautend Kamputthea, heißt Stamm der Kham; die Eingeborenen nennen ihr Land und ihre Sprache Etok oder Aman-Kmer; die Siamer sagen Kambien, die Annamiten Kambien, die Chinesen Kambiet. Als Kamputthea kommt es in den auf Palmblätter geschriebenen heiligen Büchern vor, die in der Bali-Sprache abgefaßt sind.

Der bekannte große Fluß Kambojscha, dessen Ablagerungen das Land geschaffen haben, wird im Lande Tonle-tom (d. h. Großer Fluß), von dem Laos Mekong genannt, und ist wol einer der längsten Ströme Asiens; man darf seine Länge auf 535 geogr. Meilen schätzen. Er scheint im höchsten Theile Tibets zu entspringen, südlich vom Kofe-Nor (Kulu-Noor). Als Kamtsang durchfließt er die chinesische Provinz Yun-nan, und ehe er das Laos-Land betritt, heißt er Kiu-long. Durch zahlreiche Gewässer aus den hohen Bergländern, die er durchfließt, wird er zu einem bedeutenden Strome. In 16° nördl. Br. wendet er sich mehr nach O. und betritt nach Aufnahme eines großen rechten Nebenflusses aus Siam Kambojscha, das er 55 geogr. Meilen weit ganz durchströmt. Bei Phnom-Penh theilt er sich in den hinteren (östlichen)

und vorderen (westlichen) Fluß; zugleich geht von ihm ein dritter Arm nach W. ab zum Tonle-Sap, d. h. Großer See. Die Heilungsstelle heißt Kam-wang oder Schabo-Muth, von den Franzosen Duatre-Bras genannt. Der Hauptarm, der Kiu-giang oder Song-trunk, heißt sich bei Bihy-long in vier Arme. Mit sechs Hauptarmen fällt er in 9° 34' ins Meer, wo einige seiner Arme nur bei Hochwasser sichtbar sind. Der Hauptstrom des Song-long ist hier 20 bis 30 Met. tief und 20 bis 300 Met. breit. Die beiden südlichen Ästungsarme zertheilen französische Kolonialdistrikte und bewässern ein weites Alluvions-Gebiet, das zahllose Arroyos oder Wasserarme durchzieht. Der Alluvialboden dieses Theils steht an Umfang nur dem der beiden großen chinesischen Ströme nach. Der größte Theil des Stromes tritt jährlich über und gibt den zahllosen Armen eine starke Strömung; allmählich wird dann der untere Theil des Landes bis auf Hunderte von Metern von den Strömen unter Wasser gesetzt. Vom Juni bis September steigt das Wasser und erlangt erst im October sein normales Niveau wieder; dann hört in den geringeren, etwas höher liegenden Wasserstraßen der Kahn auf das Befehl zu sein, und es geht der Karren auf trockenem Boden; nur in tieferen und wichtigeren hält sich das Wasser stets und unterliegt infolge der Flut einer täglichen besperrten Strömung. Stürme, Leiche und Seen sind in großer Zahl vorhanden, in den niedrigen Theilen mande von anschnlicher Ausdehnung. Während das Land im September einem mit Jusen übersäeten Meere gleich ist, ist im März eine an Seen reiche Sandebene. Nur all den natürlichen Reservats, welche die Ueberfluthungen regeln, ist einer in großem Maßstabe. Der Tonle-Sap, oder Große See, ist 120 Kilom. lang, mindestens 20 breit, etwa 2400 □ Kilom. Fläche bedeckend. Ihn verbindet mit dem Mekong ein 120 Kilom. langer, 700 bis 800 Met. breiter, und 8 bis 20 Met. tiefer See; dieser strömt vom Juni bis September zum See und vom October bis März zum Mekong. Dadurch steigt das Niveau des Sees um mehr als 12 Met., und seine Fläche wächst auf das Drei- oder Vierfache. Darin entwickelt sich dann eine unerhörte Welt von Fischen, die im März, wenn der See wieder nur 1 bis 1, Met. Tiefe und geringeren Umfang hat, zusammengeedrängt existiren müssen. Abhand dauert vom März bis zum der große Fischfang, welcher der merkwürdigste und für das Land wichtigste Industriezweig ist.

Außer der großen Inundations-Ebene hat Kambojscha auch Bobenerhebungen. Um den 14. Breitengrad ziehen von W. nach O. die Phnom-Dangrel, d. h. Niesel-Berge, eine breite Plateaumasse zwischen drei mittleren und unteren Mekong-Becken, nach S. hin nach N. allmählich absinkend. Südlich deren verläuft sich die mit Wald bedeckte Ebene gegen den See hin und trägt verzettelte Gipfel. Im N. D. trennt die Reichthumsische Höhe das Mekong-Becken von den zahlreicheren geringeren Strömen, welche nach D. hin münden. Dieser ganze wenig erhabene Höhenzug ist mit entlosten, pfadlosem Walde von kräftigster Vegetation bedeckt. Die

Kotschintschische Höhe, von N. nach S. sich erstreckend, drängt an das Chinesische Meer und macht durch zahlreiche und kurze Ausläufer die Küste von Annam zu einer vielfach gegliederten und eingeschnittenen; sie endet beim Binh Thuan oder Et.-Jafob's-Cap an der Mündung des Saigon-Stromes. Auch die Höhe zwischen dem Me-thong und Me-nam zieht sich von N. nach S., läuft nach W. zum Großen See in ein Plateau aus, erhebt sich am Meere bei Schantaban plötzlich, richtet sich nach S.D. längs der Küste des Golfes von Siam, dann nach N.D., um den Großen See durch die relativ hohen Kardamomen-Berge (Pursat oder Krewanh) zu beherrschen, welche, wie es scheint, drei einander nahezu parallele Erhebungen bilden. Zwischen diesen Bergen und dem Ufen von Siam ist das Land übersät mit verwirkelten Gebirgsmassen, die mit Wäldern bedeckt, aber noch kaum befannt sind. Vom Elefanten-Berge, den die Eingeborenen Pnom-Popof nennen, d. h. Berg, um den sich die Wolken wendeln, einem der höchsten Gipfel in Kambodscha, geht eine Kette aus, welche sich gegen D. nach Schaudol wendet; sie befindet sich unter sich parallel, stark gegen die Gesammtrichtung geneigten Klüften, weiter nach Süden, gegen Hattien, die nachgiebigen, nach allen Richtungen verstreute Gipfel theils aus der niedrigen, überschwemmten Alluvions-Ebene, welche diesen Theil Kotschintschins bildet, hervor, theils werden sie an ihrem Fuße von dem allmählich zurückweichenden Meere gebildet und bilden die kleinen zahlreichen Inseln, welche zwischen Phu Duoc und der Kamau-spige zerstreut liegen. Von diesen Bergen kommen z. B. die kleinen Flüsse von Kompöt und Kompong-Söm. — In dem überschwemmten Theile von Kambodscha haben sich mehrere Fels erhaben, granitisch oder quarzig bei Bali, sowie der schöne Berg von Ba Pnom auf der anderen Seite des Flusses. Endlich löst sich von den Pursat-Bergen ein Joch ab und tritt bei Kompong Chhrang an den Tonlé-Cap-Fluß, jenseit dessen er sich in den Höhen des Pnom Kiang Rangay und Pnom Kompong Kng ausbreitet. Dieser Zweig trennt das Becken des Sees von dem des Flusses Tonlé-Cap (E. Myonier).

Kambodscha unterliegt den tropischen periodischen Regen und hat seine trockene Zeit vom December bis Mai, seine nasse vom Juni bis November. Das Klima ist, wie in allen tropischen Gegenden, für den Europäer gefährlich. Myonier unterscheidet fünf Gürtel: 1) Die fruchtbarsten Ufer des Flusses und seiner Inseln, mehrere hundert Meter breit, mit tiefer Humusschicht bedeckt, wo sich der reichste Anbau von Baumwolle, Maulbeeren, Indigo, Tabak u. s. w. concentrirt. Er folgt den Ufern des Flusses von den Stromschnellen bis Duatre-Bras, wo er sich in drei andere Gürtel theilt, deren Fruchtbarkeit nach Kotschintschin hin allmählich abnimmt längs des vorderen und hinteren Flusses, und bis zum Berge Pnom Patri längs des Tonlé-Cap-Flusses. Zur Seite all dieser schönen Communicationsstraßen folgen einander die Dörfer und Häusergruppen fast unangesehrt, obwohl die Cultur weit entfernt ist, jeden möglichen

Vortheil aus diesen fruchtbarsten Länderstrecken zu ziehen. 2) Der doppelt überschwemmte Gürtel, fast sumppig, übersät mit Seen und Teichen, der auf allen Seiten den ersteren umgibt, im Innern jenseit des Flusses. Oberhalb des Pnom-Penh und der Duatre-Bras nimmt ein Gürtel von derselben Natur das ganze Innere der Insel ein, welche zwischen dem vorderen und hinteren Flüsse liegt. Dies ist der Gürtel der Pfeffer, des Sesam, der Rempfar u. s. w. 3) Um diesen liegt der halb überschwemmte Gürtel, wo die Ueberschwemmung den Bau von Reis, Melonen u. s. w. erlaubt. 4) Der Gürtel der hohen Plateaus, wenig oder gar nicht überschwemmt, wo die Delbäume, die Kadträucher u. s. w. gedeihen, und oft in der trockenen Zeit Feuerbrünste wüthen, wenn die Kambodschier die Gräser der Ebene oder den Wald selbst anzünden. 5) Die Berge, auf denen man das Gummigutt, die Banille, die Kardamomen u. s. w. sammelt. — Die Wälder sind reich an kostbaren Hölzern, an Gummi- und Kad-Arten u. s. w.; es fehlen nur Arme zum Ausbeuten und Wege zur Förderung. Auf den meisten Bergen wächst die Vanille in Fülle und könnte ein wichtiges Product werden; auch findet man hier die besten oder bekanntesten Kardamomen, verschiedene Kauskauf-Arten, Guttapercha u. s. w. Schönes Bauholz ist viel vorhanden; aber die verbreitetsten Arten sind die Del- und Harz-Bäume, sowie mehrere Farbehölzer. An den Uferabhängungen, wo sich durch den Schlamm aus den Ueberschwemmungen die Frische länger erhält und die Bewässerung auch leichter geschieht, baut man Baumwolle, Indigo, Tabak, auf dem entfernteren Terrain Reis, und zieht Maulbeerbäume. Aber der indolente Eingeborene gewinnt nur das Nothdürftige für den Consum. Nur in Mitte des Landes, wo in der Hauptstadt Pnom-Penh Chinesen die Agenten sind, geschieht etwas für den Export von Baumwolle, Seide und Indigo; und die Hafenstadt Kompöt treibt einlgermaßen Handel in Harz, Schildpatt, Perlen, Kad, Eisenbein, Pfeffer, Kardamomen, Kibnocrothörnern, Büffelhörnern und Hellen, trockenen Fischen, trockenem Büffel- und Elefantenschädel u. s. w. Das Eisenbein ist Regal. Eine wichtige Abzugquelle für das Land liegt in der Fischerrei im Großen See und im Reis. — So vernachlässigt wie der Bobenbau ist natürlich auch die Industrie. Die Seide ist der wichtigste Zweig derselben, und man exportirt von der schönsten Sorte ziemlich viel. Das Land ist berühmt durch seine Languits, einen schmalen langen Stoff aus Seide und Baumwolle, der den Haupttheil des National-Costüms ausmacht. Dieser sehr geliebte Artikel übertrifft durch die Schönheit der Farbe und Zeichnung jedes ähnliche Product der umliegenden Länder. — Von den Fischen, welche das Land in ungeheurer Menge consumirt, werden für 7,600,000 Frs. exportirt. An Eisen ist das Land reich und zwar an ausgediehltem; aber es wird wenig ausgebeutet, und nur durch die Ruß im Ofen des Sees. Auch Gold, Silber und Kupfer sind vorhanden. In neuester Zeit scheint sich etwas mehr Regsamkeit im Lande zu zeigen. Regelmäßige Dampfschiffabriren verbinden schon die

Hauptstadt mit Satgon, und Telegraphenlinien sind eingerichtet. Als Münze gelten jetzt fiamische Silber-Tikal, Silberbarren und Sin-Preis (12,000 = 1 Doll. = 5 Fr.).

In Kambodsch leben die großen Nidhäuter, Elefant und Nashorn. Das Pferd ist klein und wenig zahlreich, sowie der Ochse; Kastorier ist der Büffel, mit dem auch gepflügt wird. Den Elefanten gebrauchen hauptsächlich die hohen Würdenträger und die Reichern. Man kennt drei Arten von wilden Dächern. Tiger und Leopard sind selten. In mehreren Flüßen haufen Krokodile, und die Ufer sind von Wasservögeln besetzt. Die Zahl der Schwämme ist groß; Fliegen des Landes sind aber die Wolken von Miasmen und die Plagegeißel.

Kambodsch zerfällt in fünf große Anapanen (d. h. Länder): 1) Kompong-Enal, nördlich vom Großen See und dem Flusse Tonle-Sap; 2) Treang, vom hinteren Flusse bis ans Meer; 3) Kbang-Khmun, am Großen Flusse; 4) Wa-Pnom, östlich vom Großen Flusse; 5) Pursat, südlich vom Großen See. Diese sind Anapanen der fünf Minister (Schöfen) des Staatsraths. Administrativ ist Kambodsch getheilt in 56 Provinzen (Khet); 43 sind ersten Ranges, 5 zweiten, 5 dritten, 3 vierten Ranges. Jede steht unter einem Gouverneur. Der König ist absoluter Herr seiner Unterthanen und Grundeigentümer des Bodens; die Auflage gilt als Rente davon. Derselbe beträgt im Mittel $1\frac{1}{2}$ Ligatur (etwa Franc) für jede Elle am Flußufer des kultivirten Landes, und dahinter kann sich der Landmann beliebig weit ausdehnen. Die regelmäßigen Einkünfte des Königs betragen an 3 Millionen Frs. Diese sind, außer der Grundsteuer, die Pachtsummen für die Spiele, das Opium, die Ablösung der Fronen und der Ein- und Ausfuhrzoll. Diese Pachtungen haben die Chinesen in Händen. Um sich der Einnahmen zu versichern, läßt die Regierung alle drei Jahre eine Zählung vornehmen, um für jeden Einwohner die Dauer der Dienste festzustellen, welche er dem Lande schuldet; die Männer von 18 bis 50 Jahren müssen Soldaten sein und alle Arbeiten thun, welche Kraft und Rührigkeit verlangen; die von 50 bis 70 Jahren sind meist frei von Arbeit. Jeder von 18 bis 50 Jahren schuldet jährlich 90 Arbeitstage, aber er kann sich mit 20 Ligaturen (18 Fr.) loskaufen. Gewisse Kategorien von Bewohnern genießen besondere Vorrechte: die Bonzen, die Mandarinen, die königliche Garde, die Mariniers und gewisse andere Beamte. Auch die Sklaven sind eingeschrieben, werden aber nie einkaufsen, und ihre Herren zahlen für sie die halbe Summe von dem, was freie Bürger zu zahlen haben. Sklave wird man übrigens Schulden halber; aber die Ablösung ist ziemlich schwierig; und wenn die Zinsen der geliehenen Summe nicht nach zehn Monaten bezahlt sind, steigen sie auf das Doppelte. Es gibt zwei andre Kategorien von Sklaven: die königlichen erdlichen, Abkömmlinge von Verbrechern oder Rebellen, die im Dienste des Königs oder der Pagoden stehen; dann die Wilden, die Penongs oder der Pagoden, welche aus ihren Wäldern durch die Loos ge-

raubt und auf die Märkte von Kambodsch geführt sind. Die Lage der Sklaven ist aber nur die von Hörigen.

Neben dem Throne gibt es drei große Hauptwürden. Die erste ist der König, welcher abgedankt hat. Diese Abdankung ist eine in vielen buddhistischen Ländern übliche Institution. Die zweite hat der erste Prinz von Oelbit, der mutmaßliche Erbe der Krone; die dritte die Königin-Mutter, solange sie lebt, oder die erste Prinzessin von Oelbit. Alle drei haben weniger Macht als die Minister, aber sie genießen königliche Immunität, Ehren und Titel (Hymonier).

Hauptstadt war früher das im Westen nahe am Flusse Tonle-Sapgelegene Udong; seit 1864 ist es Pnom-Penh, mit 30,000 Einwohnern, an der Uferbrass genannten Stelle. Unter den 55 Städten sind nicht nennenswerth Pursat, Puntenang, Pinhalu, Kampong-Enal, Sambol, Kampej; die meisten aber gleichen nur erbärmlichen Dörfern.

Die im Lande wohnenden Chinesen kommen aus den Seefläden Chinas und sind Handelsteue; einige, welche den Boden bauen, sind aus Szechuan und Siam gekommen. Die Schams und Malaien nehmen einige 50 Dörfer am Großen Flusse ein, wo sie Baumwolle bauen und Zückererlei treiben. Sie sind Khammedaner und gemeinsamer Abstammung.

Die Kambodschier sind sehr apathisch und lässig und weniger betrügerisch als die Annamiten, obwohl sie eben solche Spieler sind. Sie sind weniger gastreich; rima Gast leben sie nicht gern ihrem Hause haben. Die Ehen der Wohlhabenden werden vom 6. oder 8. Jahre in den Pagoden erzogen. Die im Hanje erzogene Tochter führt, sobald sie manbar ist, ein sehr zurückgekommenes Leben. Infolge zahlreicher Morallehren, die frühzeitig von der Mutter ihr eingeprägt sind, vielleicht auch infolge strenger Gesetze sind die Sitten der Kambodschierinnen, namentlich außerhalb der Hauptstadt, weit weniger loder als in den Nachbarländern. Die Khmer lieben Musik und Poesie; ihre Gesänge, welche sie mit Instrumenten begleiten, haben eine einfache und amuthige, obwohl etwas einseitige Melodie, und sind oft improvisirte Dialoge zwischen einem Manne und einer Frau, welche sich Liebeserklärungen machen; Leute, die solche Gesänge machen dürfen, stehen in großem Ansehen. Die Nahrung ist die der Annamiten, aber weniger gut zubereitet. Man liebt sehr die sauren, unreifen Früchte. Leute, welche mit Sclaven statt mit den Fingern essen, sind ebenso selten, wie sie zahlreich sind bei den benachbarten Kotschinschinesen. Die auf Pfählen stehenden Häuser sind in althergebrachter Weise gebaut. Sie enthalten drei Abtheilungen. Ein hohes Dach mit scharfer Fäule schließt die letzte nannte innere Wohnung. Vier Ständer stützen das Dach, welches aus einer, zwei oder drei Eiten verlängert ist, sodas es einen Wirtschaftstisch überragt. Bei den Großen findet man Polygamie; indes genießt die eine Frau (propon dom) bei weitem das größte Ansehen. Der Körper eines Verstorbenen wird gewaschen und dann in ein weißes Baumwolltuch gewickelt; eine kleine Silbermünze oder einen goldenen oder silbernen Ring

steht man ihm in den Mund. Dann legt man ihn in den Sarg, und die Bonzen beten neben ihm einen Tag und eine Nacht lang. Die Frau und die Kinder fleiden sich in Weiß. Bei den Armen findet die Verbrennung fast unmittelbar darnach statt; wenn sie einen Sarg nicht bezahlen können, so nehmen sie einen Strohsack. Die weniger Armen verbrennen die Leide gewöhnlich nach drei Tagen; die Reichen aber bewahren sie bei sich selbst jahrelang; sie injiciren Quecksilber und lassen mittelst eines aus dem Sarg eben durch das Dach führenden Rohres die Gase entweichen. Andere begraben den Körper, lassen ihn verwesen und verbrennen nach Jahren die Knochen (Ammonier).

Die Religion ist der südliche oder ceplantische Buddhismus. Häupter der Religion sind zwei vom Könige erwählte hohe Würdenträger. Die Pagoden sind sehr zahlreich, in ihnen lernen die Kinder die Schrift; denn die Erziehung ist hier, wie in den übrigen buddhistischen Ländern, ganz in den Händen der Bonzen. Alle, welche lesen können, sind von den Bonzen erzogen und selbst Bonzen gewesen; denn die Kinder tragen das geborane Gewand, wenn sie ihre Studien in der Pagode machen.

Die interessantesten Stämme der Wilden in den Wäldern sind noch wenig bekannt. Bei weitem die meisten wohnen im Norden, im Osten und Südosten außerhalb der Grenzen des jetzigen Kambodschas, und zwar unabhängig von jeder regelmäßigen Verwaltung; indes gehören zwei oder drei Stämme jetzt wirklich zu Kambodschas. Das sind im Osten des Großen Sees die Kulis in einem an Eisen reichen Landstrich, Bergleute und Schmiede, in den wenig hohen Bergen, welche zwischen der Küste und dem Großen See liegen; sie werden von den Siamesen Kammin-Tông d. h. Berg-Khmer, auch Kammin-Bo-rôn, d. h. Alte Khmer genannt; westlicher die Schöng, aber schon im Siamesischen. Am andern Ende des Landes wohnen die Siengs schon jenseit der Dignenz des Landes.

Kambodschas hat keine geschriebene Geschichte. Chinesische Schriften bekräftigen jedoch die Tradition, daß das Land einst das reichste und mächtigste Königreich in Hinterindien gewesen ist. Glende Legenden erzählen davon; deutlicher sprechen die prächtigen und umfassenden Ruinen, welche sich in verschiedenen Theilen des Landes vorfinden, und deren schönste die von Angkor oder Rathor-Vat ist, welche der National-Tempel war, und die der alten Hauptstadt Inaparabaviri, neben jenen. Jetzt gehören diese unsern des Großen See gelegenen Bauwerke, welche ein enthusiastisches Staunen erregen, zu Siam; die Zeit aber, aus welcher sie stammen, ist unbekannt; wahrscheinlich jedoch gehören sie in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, wo der Buddhismus sich hier ausbreitete. Die chinesischen Annalen erwähnen zuerst dieses Aschin-ia genannte Land im J. 616; um 1295 wird darüber als über ein großes und wichtiges Reich berichtet. Noch 1670 reichte es vom Meere bis zu den Laos und von Kotschinchin bis Siam; von da an aber beginnt sein Verfall. Bei inneren Unruhen und ehzigen Bestrebungen erlangten die Nachbar-

länder eine Uebermacht und saugten seine Kraft ganz aus. 1670 riß der König von Kotschinchin Küstenstriche von Kambodschas an sich; 1750 erneuerte sich der Raub und erstreckte sich auf die sechs Provinzen des jetzigen französischen Coloniallandes. 1809 nahm Siam seinen Beutetheil und ließ sich als Lohn für die einem der Prinzen in einem Familienstreit gewährte Hüfe die Provinzen Battambang und Angkor abtreten, die schönsten des Landes, wo sich die berühmten National-Heiligthümer befinden. Endlich 1864 entzog sich der König dem Einflusse der naabbarichen Fremde und stellte sich unter das Protectorat der Franzosen.

Im der Mitte des 16. Jahrh. erhielten wir durch Missionäre die ersten Nachrichten über dieses bis dahin unbekannte Land, und 1570 hörte man zuerst von den mächtigen Ruinen von Rathor-Vat. Auch Vater Gardin berichtet 1644 darüber, wie über die der alten Hauptstadt. Noch 1752 zeigt d'Anville's Karte, wie gering die Kenntniß von diesem Lande war. Ausführlicher berichtet erst der Vater Bouilleau, welcher 1850 bis 1855 in Kambodschas gelebt und das Land durchreist hat; sowie Kalléizig in seiner Beschreibung von Siam. Ammonier's Geographie und sein Dictionnaire der kambodschaer Sprache, welche jetzt auch in den französischen Schulen der Colonie Nieder-Kotschinchin gelehrt wird, stammen von 1874 und 1876. Außer in Kambodschas wird Kambodscha gesprochen in den jetzt zu den Nachbarländern gehörenden Districten Schulan, Tonle-Nepi, Melu-Prey, Suren, Santea und Kufan, im ganzen von etwa 1,500,000 Menschen. (Vgl. übrigens Cam-bodschas.)

Kambodscha-Sprache, s. Khmer.

KAMBURG (Camburg), Stadt im Kreise Saalfeld des Herzogthums Sachsen-Weiningen, in einer Enclave zwischen der preussischen Provinz Sachsen und dem Großherzogthum Sachsen-Weimar, zu beiden Seiten der Saale, über die eine auf sieben Steinfüllern ruhende hölzerne Brücke führt; Station der Saal-Giennabund, die 8 Kilometer nördlich in die Thüringer-Bahn einmündet. Die Station hat eine feste Laderampe und Telegraphen-Telegraphen für den öffentlichen Verkehr, während in der Stadt sich eine Station des Deutsch-Deherreichlichen Telegraphenvereins befindet. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts und Steueramts und besitzt ein Armen- und Kranenhaus. Die Zahl der Bewohner stieg von 2086 im J. 1875 auf 2158 im J. 1880; darunter befanden sich nur 4 Katholiken, alle übrigen sind Protestanten. Die Stadtkirche ist aus dem 12. Jahrhundert. Haupterwerbzweig ist Landwirthschaft, die durch gute Bodenbeschaffenheit begünstigt ist. Außer den gewöhnlichen Fruchtarten werden Zuckerrüben in einer jährlichen Production von 60,000 Ctrn. gebaut, die an baltische Fabriken verfrachtet werden; außerdem besteht etwas Weinbau. Was die gewerbliche Thätigkeit betrifft, so sind vorhanden: eine Fabrik zur Herstellung landwirthschaftlicher Maschinen mit 20 Arbeitern, eine Handmühle mit Wassertrieb, die jährlich 60,000 Ctr. Wehl producirt, und eine sädliche Brauerei; außerdem bestehen 5 Gerbereien. Der Gan-

deßverkehr ist ziemlich lebhaft. Es werden 2 Messen (Ostern und Johanni), 5 Jahrmärkte und 8 stark und weicher besuchte Viehmärkte abgehalten; 4 Holzhandlungen und 2 Getreidehandlungen erzielen einen guten Umsatz. Die Umgebung der Stadt ist recht anmuthig. Unmittelbar über der Stadt erhebt sich der Thurmberg mit einem wohlerhaltenen alten Thurm, Ueberrest der Burg der Grafen von Kamburg. Derselbe bietet eine schöne Aussicht und ist zu einem vielbesuchten Vergnügungsort hergerichtet und durch Anpflanzungen verschönert worden. Zehn Minuten von der Stadt liegen mitten im Walde die Ruinen des Cyriaksklosters, ein reizendes Plätzchen.

Kamburg ist wie Kamenz, Chemnitz u. s. w. wendischen Ursprungs und geht auf eine Besetzung zurück, die auf dem Thurmberg errichtet und später in eine Burg umgebaut wurde. Kamenz bedeutet im Wendischen Stein, der alte Name des Ortes Kamelit, der jetzt noch in der landesüblichen Aussprache als Kamert vorhanden ist, bedeutet also etwa Steinburg. Als erster Graf von Kamburg wird Gero genannt, der 965 in dem von ihm gestifteten Kloster Getreide als Wächter starb, nachdem 963 sein einziger Sohn Siegfried gegen die Slawen gefallen war. Gero hatte von einem Zuge nach Rom den Krum des heiligen Cyriacus mitgebracht, daher die vielen diesem Heiligen geweihten Kirchen, Kapellen und Klöster in den thüringischen Landen. Im Anfang des 11. Jahrhunderts kam der Ort durch Heirat an die Wettiner, wurde dann vom Kaiser Heinrich III. dem Grafen Wiprecht von Groitzsch geschenkt und kam 1261 an die Wipstum von Gschädt. Der lumburger Weinbau wird schon im 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Im J. 1309 wüthete zu Kamburg die Pest so, daß nur etwa 100 Bewohner am Leben blieben. Im J. 1290 wurde die obere und 1451, im Bruderkrige, die untere, eigentliche Burg, von der noch ein Thurm steht, zerstört. Die Grafschaft fiel 1452 an Thüringen. Im Dreißigjährigen Kriege hatte Kamburg besonders seit 1630 viel zu leiden. Als schlimmes Kriegsjahr wird 1644 bezeichnet. Bei der Theilung unter Ernst's des Frommen Söhne 1675 kam die Stadt an Eisenberg, 1707 an Gotha, wurde dann mit dem Fürstenthum Altenburg vereinigt und kam 1826 an Meiningen. Der Umstand, daß Kamburg von verschiedenen Landesherren verpachtet, wiederkauflich veräußert, verlehnt und zum Wirtshausgut bestimmt wurde, überhaupt Ausnutzungsgegenstand war, hat die Stadt im Mittelalter nicht antommen lassen, erst in neuerer und neuester Zeit hat sie sich zu einem wohlhabenden Orte entwickelt.

(A. Schroot.)

KAMBYSES, persischer Eigennam, altperf. Ka(m)-budjija.

1) König von Persien unter medischer Oberherrschaft, Vater des Kyros, des Gründers des Persischen Reichs. Nachdem Kyros-Golinder Kamlinfen, Cuv. Inscr. V, 35, 21 (vgl. Str. 5. Xavolinfen's Uebersetzung Journ. R. Asiat. Soc. XII, 1880), war er der Sohn eines älteren Kyros, Enkel des Teispes (Tischaspit); vgl. Herod. VII, 11. Wie alle Vorgänger des Kyros wird er hier

König von Anshan, d. h. Elam oder Susiana, genannt. In der Kyros-Sage bei Herodot wird er Gemahl der Mandane, der Tochter des Phages, ebenso bei Xenophon.

2) Sohn des Kyros und der Kassandane, der Königin oberer Aegyptens. Nach dem ptolemäischen Kanon (ebenso Alex. Polyb. bei Euseb. I, p. 29 Schöne) regierte er (über Babylon) acht Jahre, von 219—226 Nabon., und derselbe Anfsatz für seine Regierungszeit ergibt sich aus den Jahresangaben ägyptischer Inschriften (s. Wiedemann, Gesch. Aegyptens von Wiam. I. bei Muzard, S. 219 ff.). Da das Jahr 219 Nabon. am 3. Jan. 529 v. Chr. beginnt, muß Kambyzes nach diesem Datum seinem Vater gefolgt sein; sein Tod würde in das Jahr 227 Nabon. (beg. 1. Jan.) = 521 v. Chr. fallen. Inoffen sind der dieser Rechnung die sieben Monate des Magares zu der Herrschaft des Kambyzes hinzugeschlagen; Herodot, der der offiziellen Rechnung der Väter folgt, gibt ihm daher III, 66 nur sieben Jahre fünf Monate. Hierbei ist natürlich nicht der Tag der Thronbesteigung des Kambyzes, sondern der Neujahrstag des Jahres 523 als Anfangstermin genommen. Kambyzes starb demnach, nachdem fünf Monate seines achten Regierungsjahres verlossen waren. Dazu stimmt, daß nach Behist. I, 11 sein Tod kurz nach dem 9. Garmapat des J. 522, der wahrscheinlich dem fünften Monat des babyl. Jahres, dem Ab (Juli—August), entspricht, anzuzeigen ist.*

Inoffen ist Kambyzes schon zu Lebzeiten seines Vaters zum König von Babylon eingesetzt worden. Wir besitzen eine babylonische Contracttafel, welche datirt ist aus dem „Jahr 1 des Kambyzes“; in diesen Jahren (war) Kyros sein Vater König der Länder“, d. h. Großkönig von Allen. Da wir ferner eine aus dem „Jahre 11 des Kambyzes, Königs von Babylon“, datirte Tafel besitzen, so muß angenommen werden, daß man in Babylon nicht nur nach Jahren des Kambyzes als „Großkönigs“ zählte, sondern daneben auch die Zählung nach den Jahren seines babylonischen Königthums fortsetzte; s. Schrader, Zeitschrift für ägyptische Sprache 1879, 39 ff. Monatsbericht der Berl. Akademie Februar 1879. Denn mit Pindsch, Transact. Soc. Bibl. Arch. VI, 484, die Zuverlässigkeit des ptolemäischen Kanons zu bezweifeln ist unzulässig. Ebenso wenig ist Wiedemann's Versuch, daß Jahrbücher 11 als Schreibfehler zu erklären, haltbar, s. Schrader, Zeitschr. f. Ägypt. Spr. 1880, 99 ff.

In welchem Jahre Kambyzes König von Babylon wurde, wissen wir bis jetzt nicht. Dagegen zeigen neuerdings gefundene Texte ihn gleich nach der Eroberung der Stadt durch Kyros (538) in Verbindung mit Babylon. Kyros läßt ihn in die Oberte, die für ihn zum Verordnungsgerichtet werden, mit einschließen (Cyrus Cylinder bei Kamlinfen, Cuv. Inscr. V, 35 Zl. 27, 35) und nach den Frag-

* Gesebinius gibt im Kanon dem Kambyzes volle acht Jahre und setzt außerdem noch die sieben Monate des Magares einem ganzen Jahre (522 v. Chr.) gleich. Dadurch werden seine Anfsätze für das letzte Jahr des Kyros und das erste Jahr des Kambyzes um eine hinausgeschoben (531 und 530 anstatt 530 und 529 v. Chr.).

menten der Annalen Nabunähd's (Hindes, Transact. Soc. Bibl. Arch. VII, 1880, S. 168) leitet er im Nisan des Jahres 537 in Babylon religiöse Feste.

Die Nachrichten über Kambyfes scheiden sich im wesentlichen in zwei Gruppen:

1) Die ägyptische Tradition, die den Grundstock der Nachrichten bei Herodot bildet (III, 2. 4. 10—32. 37; über c. 33—36 kann Zweifel herrschen), wie er selbst wiederholt angibt und der ganze Zusammenhang zeigt. Derselbe ist übrigens stark mit griechischen Elementen durchsetzt, die auf die griechischen Seiden- und Kaufleute in Ägypten zurückgehen; gelegentlich reichen die Griechen auch von den Ägyptern ab (c. 31 fg.). Auch in der Erzählung von Kambyfes' Tod finden sich ägyptische Elemente (c. 64); der Kern ist indessen hier persischer Tradition entnommen.

Nach ägyptischer Art wird hier Kambyfes legitimirt: er ist der Sohn des Kyros und der Tochter des Nitris, und vollzieht somit die Rache für die Usurpation des Amasis (c. 2 und Deinon, fr. 11 Müller; Polyæn. VIII, 29). Vorzeichen verkünden den Untergang Ägyptens (c. 10). Das Hervortreten des Hallfarnasiens Phanes, der Kambyfes nach Ägypten führt, mag auf griechische Angaben zurückgehen, ebenso die Anekdoten über Hammamet (c. 14 fg.). Im übrigen ist die Erzählung vom erbittertesten Nationalhass gegen den Eroberer erfüllt. Er wüthet gegen die Feinde des Amasis, führt sich in wahnfinnige Unternehmungen gegen Aethiopien und das Ammonium, mordet den Apis und wird zur Strafe mit Wahnsinn geschlagen. Da ermordet er seinen Bruder, dann seine ihm vermählte Schwester, schändet Tempel und Leichen, verbrennt die Götterbilder. Entlich stirbt er an einer Verwundung an der Hüfte, an derselben Stelle, wo er den Apis geschlagen, an einem Orte, den ihm ein ägyptisches Orakel vorausverkündet.

2) Die persische Tradition, die vor allem bei Ktesias (exc. Phot. §. 8 fg.) vorliegt. Der sterbende Kyros legt den Kambyfes — der hier fälschlich ein Sohn der Ktesias Amytis genannt wird — zum König ein und weiß seinem jüngeren Bruder Tanoxares die oberen Provinzen zu, segnet sie, wenn sie einträchtig sind, und verflucht den, der dem andern Unrecht zufügen sollte (vgl. Xen. Cyrop. VIII, 7, 6 fg.). Kambyfes wird von Amasis beleidigt, da dieser auf seine Werbung ihm nicht seine eigene Tochter, sondern Nitris, die Tochter des Apries, als Gemahlin geschickt hat (Herod. III, 1; Ktesias bei Athen. XIII, 560 D); er erobert Ägypten und ermordet dann seinen Bruder auf Anstiften des Magiers Epibadates. Letzterer, der dem Tanoxares sehr ähnlich sah, wird vom Kambyfes selbst für diesen ausgegeben. Nach fünf Jahren erfährt die Mutter Amytis die That, und da sie keine Rache erhält, tötet sie sich selbst. Besse Vorzeichen verkünden dem Kambyfes die nahebe Strafe, in Babylon (?) stürzt er an einer Wunde im Schenkel. Schon vorher hatte der Magier, der für Tanoxares galt, sich zum König gemacht. Parallel diesen letzten Angaben läuft der ausführlichere Bericht Herodot's (III, 61—66) über die Erhebung des Magiers und Kambyfes' Tod, wo

selbe nach seiner Verwundung die angesehensten Perser um sich versammelt, sich der Ermordung seines Bruders anlagt und zur Bestrafung des Magiers auffordert. Vielleicht gehört hierher auch die Geschichte, wie Kambyfes im Weinrausche den Sohn des Bragades erschößt (Herod. IV, 34; vgl. im allgemeinen Dunder, Gesch. d. Alterth. IV, 418 fg.). Man erkennt sofort, wie auch diese Version die Ereignisse zusammenrückt und, wie es der lebendigen Tradition gebührt, dramatisirt. Von einem Wahnsinn des Kambyfes und seinen Freveln gegen die ägyptischen Götter ist hier natürlich nicht die Rede, höchstens von einzelnen Ausbrüchen eines gewaltthätigen Charakters (vgl. Herod. III, 89; die Perser nennen Kyros Vater, Kambyfes Herr, Darius einen Krämer) und wilder Weinlaune. Das Verhängnis des Kambyfes ist die Ermordung seines Bruders, die den Sturz des Vaters auf ihn herabzieht; in der ägyptischen Version dagegen die Tödtung des Apis. — Im übrigen ist, wie überall so auch hier, Herodot's Bericht dem Ktesianischen gegenüber in den thatsächlichen Angaben, Namen u. a. — z. B. in den chronologischen Angaben und in der Geschichte der Eroberung Ägyptens — bei weitem der zuverlässigere.

Die späteren Schriftsteller sind meist von Herodot abhängig. Bei Strabo werden die Zerstörungen in Ierbo und Helopolis sehr mit Unrecht auf Kambyfes zurückgeführt (XVII, 1, 27. 46, vgl. Diod. I. 46. C. J. gr. 4730. 4741. 4756.); Diodor's Bericht (X, 13 fg. Dind., vgl. III, 3) enthält nur Herodotische Angaben (durch Euberos vermittelt?), die Justin ist einzeln umgestellt, und die Erzählung von Emevd's Ermordung sowie die Personennamen aus einer andern Quelle (vielleicht Deinon) eingefügt. Woher vereinzelte Erzählungen, wie bei Ptolemae VII, 9, stammen, wissen wir nicht. An urkundlichem Material, nach dem die traditionellen Berichte rectificirt werden können, besitzen wir nur einige wenige ägyptische Denkmäler, vor allem die Inschrift des Horus-suten-net auf seiner naophoren Statue im Vatican (Brugsch, Geschichte Ägyptens, S. 748; Lepage Renouf in Records of the Past X, 45; Wiedemann, Geschichte Ägyptens, S. 207; alles sonstige ägyptische Material ist gleichfalls bei Wiedemann zusammengestellt) und die knappen, aber äusserst verthoollen Angaben des Darius in der Behaiminschrift (I, 10 fg.). Daß wir uns bei dieser Beschaffenheit der Quellen mit Feststellung der Hauptmomente begnügen müssen und von der Persönlichkeit des Kambyfes ein genügendes Bild nicht gewinnen können, versteht sich von selbst. Im allgemeinen vgl. Dunder, Gesch. d. Alterth., 4. Aufl., IV, 392 fg.; Epiegel, Gran. Alterthumskunde, II, 294 fg.; Wiedemann, Gesch. Ägyptens, S. 199 fg.

Die Angabe des Ktesias, daß Kyros seinen jüngeren Sohn Bardiya (bei den Griechen Emevd, Persisch, Tanoxares u. a.) zum Herrn der oberen Lande eingesetzt habe (vgl. Xen. Cyrop. VIII, 7, 11), ist sehr glaubwürdig. Jedenfalls hat ihn Kambyfes schon alsbald, vor seinem Zuge nach Ägypten (Behist. I, 10, nicht, wie alte Schriftsteller berichten, erst von Ägypten aus) heim-

lich unbringen lassen. Dann richtete der König, dem Vorgange der assyrischen und babylonischen Großkönige folgend, seine Waffen gegen Aegypten. Ein Krieg zwischen diesem und dem neu erstandenen Perserreich hatte längst in Aussicht gestanden; Amasis hatte deshalb im Jahre 547 mit Kroisos und Nabuchad im Bündnis gegen Kroisos geschlossen (*Herod.* I, 77) und letzterer hat jedenfalls bereits an einen Krieg gegen Aegypten gedacht. — Ob die Aithiops-Geschichte in ihrer persischen Fassung ganz oder theilweise historisch ist, läßt sich nicht entscheiden.

Durch die Raubzüge des aus Aegypten geflohenen griechischen Söldnerführers Phanes aus Gallikarnas und durch ein Bündnis mit den Arabern erreichte das Perserreich ohne Gefährdung die Grenzen Aegyptens. Die ägyptischen Fürsten, bisher unter ägyptischer Herrschaft, waren zu Kambyes übergetreten und verstärkten seine Flotte (*Herod.* III, 19), ebenso Amasis' früherer Bundesgenosse Polykrates von Samos (*Herod.* III, 44). Bei Jerusalem kam es zur entscheidenden Schlacht, in der die Perser vollständig siegten (hierher gehört *Polyen.* VII, 9). Nach längerer Belagerung wurde Memphis erobert, der König Psamtik III. gefangen, ganz Aegypten unterworfen, auch die Iubier und Griechen Krenaias anerkannten die persische Herrschaft an. Wie viel an den Persern über die Behandlung des gefangenen Königs durch Kambyes (*Herod.* III, 13 sq.; *Arist.* *Rhet.* II, 8) wahr ist, wissen wir nicht. Nach Herodot wurde derselbe schließlich, als er eine neue Erhebung Aegyptens plante, hingerichtet, nach Kleias dagegen, der ihm den Namen Amprataeos gibt, mit 6000 Aegyptern in Susa internirt.

Die Eroberung Aegyptens fällt nach der einstimmigen Uebersetzung des Alterthums (*Diod.* I, 68; *Manetho* bei *Euseb.* I, p. 149 *Schöne*; vgl. *Unger, Chronol. v. Man.*, S. 285 sq.) ins fünfte Jahr des Kambyes, Ol. 63, 3 = Frühjahr 525 v. Chr. Diese Zahl mit Brugsch, *Gesch. Aegyptens*, S. 745. 759 zu verwechseln und dafür 527 v. Chr. zu setzen, liegt kein Grund vor, s. *Wiedemann, Gesch. Aegyptens*, S. 220. Wie sein Vater in Babylon, trat Kambyes in Aegypten officiell durchaus als Nachfolger der einheimischen Herrscher auf; er nahm die volle Titulatur der Pharaonen an, legte sich den Ehrennamen Mesut-rä bei, besuchte die Tempel (vgl. *Herod.* III, 37), sorgte für die Reinigung des Tempels der Reich in Saïs und brachte der Göttin selbst seine Huldigung dar (Inschrift des Horusasutnet). Dasi er dabei die dem Perser fremdartig und unwürdig erscheinende Religion Aegyptens verspottet habe, ist keineswegs unwahrscheinlich; auch die Erzählung, daß er den heiligen Apisstier, sei es im Zorn, sei es um seine Göttlichkeit zu prüfen, verwundete, scheint historisch zu sein, s. *Wiedemann, Gesch. Aegyptens*, S. 218—231. Der betreffende Apis ist im Jahre 524 v. Chr. gestorben und beigelegt worden. Ebenso ist nicht zu bezweifeln, daß neben der Masse der übrigen Beute auch zahlreiche Götterbilder aus Aegypten fortgeführt wurden (vgl. die Inschriften von Abule und Tanis); Hieron. in *Dan.* II, 8). Ueberhaupt werden die Schilderungen von Kambyes' wildencharakterlichem, zu Grausamkeit und Jähzorn uelgendem Charakter

wol einen historischen Kern enthalten, so wenig sich die einzelnen Erzählungen controlieren lassen.

Nach der Gewinnung Aegyptens galt es, auch dessen Dependenz zu unterwerfen. Kambyes selbst zog gegen Aethiopien, d. h. das heutige Nubien, das hieroglyphische Nub, das so oft den alten Pharaonen unterworfen gewesen war. Das die Expedition nicht so erfolglos verlief, wie es nach der ägyptischen Tradition (*Herod.* III, 18 sq.) scheinen konnte, geht schon daraus hervor, daß die Aethiopen südlich von Aegypten' dem Darius VII. 679 zahlen und Heeresfolge leisten (*Herod.* III, 97; VII, 62). Das Kambyes Meroe erobert und nach seiner Schwelger benannt hat (*Diod.* I, 33; *Strabo* XVII, 1, 5; *Joseph.* *Arch.* II, 10, 2), ist allerdings kaum glaublich. Wohl aber wird er Napata am Gebel Barfal, die damalige Hauptstadt Aethiopiens, erobert, und dadurch zur Gründung des weit südlicheren Reiches von Meroe Veranlassung gegeben haben (vgl. v. *Gutschmid, Neue Beiträge* S. 68). Beim Zuge des Petronius zeigte man übrigens auch zwischen Pschis und Premis die Stelle, wo Kambyes' Heere vom Sande verschüttet seien (*Strabo* XVII, 1, 54); derselbe wird sonst als *Kαμβύσιος τειχιος* bezeichnet (*Pin.* VI, 181; *Pol.* IV, 7, 16). — Gleichseitig wurde die große Dale — in der dann Darius eine Tempel baute — den Persern unterworfen, während die weitere Expedition nach dem Ammorum, die allerdings jedenfalls nicht aus 50,000 Mann bestand, vom Wüstensande verschüttet sein soll (*Herod.* III, 25. 26). Er Pian, auch Karthago mit einer Flotte angzugreifen, scheiterte an der Weigerung der Phönizier (*Herod.* III, 19).

Nach der Rückkehr aus Aethiopien hielt sich Kambyes noch weiter in Aegypten auf. Da erobert sich Anfang 522 in Persien ein Magier namens Gaumata (wie Justin Cometes), gab sich für den ermordeten Darius aus, und wurde „in Persien, Medien und den andern Provinzen“ als König anerkannt (Behist.). Kambyes zog mit seinem Heere zurück, starb aber in Syrien an einer Wunde, die er sich durch Zufall selbst beigebracht hatte. Vor seinem Tode besann er — nach Herodot — die Ermordung seines Bruders und forderte die anwesenden Magnaten der Perser auf, den Verräther zu entlarven, den Mordmännern die Herrschaft zu bewahren. Die Annahme, daß er durch Selbstmord gestorben ist, beruht auf falscher Interpretation der betreffenden Stelle der Behistäninschrift. Als Ort seines Todes nennt Herodot ein syrisches Gskbatna, Kleias *Abulion*, *Josephus* (*Arch.* XI, 2, 2) Damaskos. (*Eduard Meyer.*)

KAMECKE (Camicke), ein altadeliges Geschlecht in Pommern, das seinen Ursprung von dem ehemaligen Ramys auf der Insel Usedom herleitet. Die zur vermeintlichen Erhöhung des Glanzes des Hauses erdichtete und von vielen Genealogen gewissenhaft übernommen angelegte Abstammung von den welschen Grafen von Capri, und zwar lediglih darum, weil beide ziemlich cinelei Wappensilde führen, sei sofort in das Gebiet der Fabel verwiesen. Uebrigens waren es die Kamacks nicht allein, die sich für eingewandert hielten oder eingewandert sein sollten; die genealogischen Schriftsteller

der letzten Jahrhunderte schienen von der Ueberzeugung geleitet, daß auf deutschem Boden nun und nimmer ein edles und großes Geschlecht hätte erwachsen können; um positive Angabe des Standortes der Wiege in möglichst fernem Landen waren sie niemals verlegen. — Die Herren von Kamecke gelangten schon früh zu großem Besitz, den sie auch theilweise zu halten verstanden. Vorzüglich wurden sie im Fürstenthum Cammin selbst zu Kordeshagen, Strachmin, Strippow, Warnin, Wardenin, Krähig, Digidir, Hohenseide, Niederhof und Altenhagen, in andern pommerischen Kreisen zu Tunow, Kuschub, Mistow, Eslow, Kunmerzien, Bröpel, Bradlow, Gumenz, sowie den ausgehebenen Klöstern Keetz und Günsden. Vorübergehend erschienen Zweige in der Mark Brandenburg zu Hirschendorf, Klehe, Etegelitz, Grunow, Harnesfop, Haseberg, Tucheband und Wistrow. — Ein Peter von Kamecke erscheint bereits 1266; die Gebrüder Matthias und Wissen, des Leßen (Teßmar) von Kamecke Söhne, ererbten 1374 in einer Fehde mit Vincenz Holze dessen festes Haus Rosenberg, behaupteten sich auch darin. — Ein anderer Peter (1372) ist Sister der Linie von Kordeshagen; sein Sohn Georg wird als Geheimschreiber des Herzogs Bogislaus erwähnt und dessen Sohn Paul siegelt als Junge 1450. — Die ununterbrochene Stammreihe der strachminer Linie beginnt mit Heinrich von Kamecke, gen. Schlig, 1440. Von seinen fünf Söhnen: Teßmar, Henning, Schwantes, Curt und Anselm, setzte Curt den Stamm fort. Sein Nachkomme Peter war des Herzogs Johann Friedrich vornehmster Rath; dessen Sohn, auch Peter, stand durch 42 Jahre im Dienste seiner Herzoge und starb 1615 als deren Geheimrer Rath, Schlosshauptmann und Obermarschall. Sein Sohn Paul Anton wurde mit Dorothea Hedwig von Kamecke aus dem Hause Strippow der Vater Paul Anton's des Jüngern, eines der Ausgezeichneten seines ganzen Geschlechts. Als Ocellnabe an den berliner Hof gekommen, stieg er dort zu hohen Ehren; er erhielt die Stelle eines Grand maitre de la maison royale und die eines ersten Kammerherrn, wurde bei der Errichtung des Schwarzen Adlerordens dessen Ritter und stieg für Auszeichnung in den Kriegen von 1696 bis 1716 zum Generalmajor, Brigadier und Chef eines Infanterie-Regiments. Geschwächter Gesundheit wegen entlagte er in diesem Jahre dem Kriegsdienst und zog sich auf seine Güter Strachmin, Strippow, Tucheband, Bröpel, Rändow und Warnow zurück, wo schon im Jahre darauf ein Blauszug seinem erst vierundvierzigjährigen Leben ein Ende machte. Erwähnt sei noch, daß er 1704 beim Et. Johanniterorden aufgeschworen, daß er später eine Bräudin im hohen Domstift zu Havelberg erhalten hatte und schließlich zum Comproß dächst ernählet worden war, daß ihn der König Friedrich I., für dessen besonderen Günstling er galt, mit den Amtshauptmannstellen zu Mühlenshof und Mühlensbed besetzt hatte. Er war endlich vermählt mit Agnes Zuckane, Erbtöchter (unter vier Schwestern) des Grafen Adam Georg von Schlieben, preussischen Staatsministers, und durch sie in den Besitz von Elbow, Saldow, Tucheband und Papig getreten. Nach ihrem Tode ist im ersten

Wochenbette am 21. Sept. 1705 im Alter von 20 Jahren erfolgten Tode schrift er 1707 zur zweiten Ehe mit Jsa Anna von Brunnow, Hofdame der Kronprinzessin, die ihn bis 1749 überlebte. Ihr 1715 geborener Sohn Friedrich Paul Anton von Kamecke, königl. preussischer Schlosshauptmann in Berlin, wurde am 28. Juli 1740 in den preussischen Grafenstand erhoben. Er hatte nach dem Tode seines Vaters Friedrich Heinrich (s. unten) mit den übrigen Lebensvätern im J. 1756 einen Vergleich über die in Gemeinschaft habenden Güter dahin abgeschlossen, daß ihm Strachmin, Hohenseide, Kordeshagen, Strippow und Warnin überlassen wurden. Aus seiner Ehe mit einer Gräfin von Goloffin erproß der Graf Alexander Hermann (starb am 6. April 1806), königl. preussischer Geheimrer Ober-Zinnau-, Reglerungs- und Domänenrath, der mit Amalia Wilhelmina Gräfin von Lynar den am 14. Dec. 1769 geborenen Grafen Rodus Emil Albert zunte, der in zwei Ehen Tescendenz hinterließ, deren männlicher Stamm am 28. März 1879 erlosch und somit diese ganze prächtige Linie beschloß. — Aus der hohenseider Linie erscheint Ernst Bogislaus von Kamecke, ein am 24. Dec. 1674 geborener Sohn des Georg Friedrich, ein auf Universitäten und weiten Reisen hochgebildeter Mann, der in seiner Person die Stellen eines Hofsanimer-Präsidenten, eines Ober-Domänen-directors und eines Generalpostmeisters vereinigte, daher sich und Stimme im Geheimen Staatsrath hatte, zu gleicher Zeit aber auch als Dermatichall bei dem königlichen Hofe zu Berlin fungirte und dabei noch Zeit fand, den Wissenschaften und Künsten zu huldigen, weshalb er zum Protector der königlichen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften erwählt wurde. Während seiner Oberleitung der königlichen Domänen suchte er vornehmlich dahin zu wirken, die in Erbpacht überlassenen königlichen Aemter und Güter wieder in Zeitpachtungen zu verwaandeln, und verbesserte hierdurch die königlichen Einkünfte nicht unerheblich. Nachdem er seitens des Königs Friedrich I. durch Verleihung des Ordens vom Schwarzen Adler und der Amtshauptmannsstelle von Lubitz ausgezeichnet worden, starb dieser berühmte Staatsmann am 4. Dec. 1726, einen einzigen Sohn hinterlassend, den bereits oben erwähnten, in der Schlacht von Prag unvermählt gefallenen Friedrich Heinrich, der — was aber bisher nicht feststeht — gemeinlich mit seinem Vetter am 28. Juli 1740 den Grafenstand erlangt haben soll. — Es würde zu weit führen, die sämtlichen Mitglieder des Geschlechts zu verzeichnen, die besonders im Kriegsdienste ihres Vaterlandes sich Auszeichnung verschafften und mit ihrem Blute auf dem Schlachtfelde die Treue zu ihrem König befestigt haben; es genüge der Hinweis, daß dieses edle Haus bis in die jüngste Zeit seinen Namen mit den bedeutungsvollsten Epochen der vaterländischen Geschichte zu verketten ge-
wußt hat.

Das Wappen zeigt im rothen Schilde einen silbernen Heis- oder Gemenkopf, auf dem Helme drei Schwerter sächerartig aufgestellt. Da die älteren Siegel einen Widderkopf weisen, da ferner die Gense ein für die

eingeborenen Geschlechter am Dffseerande nicht gerade übliches Wappenbild ist, wäre man fast versucht zu glauben, die Wappenherren hätten, in Anlehnung an die oben erwähnte sabelsfarbne Abstammung von den Grafen von Capri, dieser im Laufe der Zeiten gewisse Concessionen gemacht. Derartige Fälle sind übrigens in der Heraldik nicht selten, ohne daß man bei ihnen berechnigt wäre, bösen Willen vorauszusetzen. Umverstand mit schlecht überlieferter Tradition haben in dieser Beziehung ganz Anderes und zwar Ungeheuerliches gethätigt.

(H. v. Borwitz u. Harntenstein.)

Kamel, f. Camelus.

Kamelheu, Orcaatgattung, deutscher Name für Andropogon (f. d.).

KAMELOT oder KAMLOTT (Zeug aus Kamelhaar), ursprünglich ein leichter leinwandartig gewebter Stoff aus dem Haar der Kamel- oder Angoraziege, der in Kleinasien in unreicher Schönheit hergestellt wird. Auch in England und Holland werden Kamelots aus Angoragarn, dieses mit Seide gemischt, sowohl einfarbig als melirt erzeugt; häufiger werden jedoch unter dieser Benennung Stoffe produziert, die gar keine Angorawolle enthalten, bei denen sogar in manchen Fällen die Kette aus Leinen oder Baumwolle besteht. Der unter dem Namen Kamelot bekannte (wollene) Stoff ist aus Rammgarn leinwandartig mit gemittelter Kette und einfachen Einschlagfäden gewebt. Als Seidenkamelot kommt ein tafelfertiges Seidengewebe vor, dessen Kette je zwei verschiedenfarbige, mit schwacher Drehung zusammengespirnte Fäden enthält, während die einfachen Einschlagfäden von einer dritten Farbe sind, wodurch ein feingelamirtet Stoff von schillerndem Glanz entsteht. Beim halbseidenen Kamelot ist die Kette aus Seide, der Einschlag aus feinem Baumwollengarn hergestellt.

(W. H. Umland.)

Kämelwolle, das seidenartige Haar der Kamel- oder Angoraziege, f. unter Ankras.

KAMEN, auch CAMEN, heißt ein preussisches Städtchen der Provinz Westfalen, Regierungs-Bezirk Arnberg, Kreis Hamm, mit 423 Einwohnern (im J. 1816: 2153) in 601 Wohnhäusern, die 893 Haushaltungen umfassen. Die Bewohner sind evangelisch, außer 711 Katholiken und 130 Juden. Der Ort liegt in 62 Met. Höhe an der Eselfe, 15 Kilom. von Hamm, und hat eine Papierfabrik, Pfefferluchendäderei, Delmühlen, Kalzbrennerei, Bierbrauerei, Handel mit westfälischen Schinken u. s. w. — Das russische Wort Kamen bedeutet: Stein, Fels; daher im Ural-Gebirge der 454 Met. hohe Konstantinowsky-Kamen, der 1633 Met. hohe Derschnitz-Kamen, der 565 Met. hohe Koniskafsky-Kamen u. s. w. — (G. A. v. Klöden.)

KAMENEZ-PODOLSKI, die Hauptstadt des europäisch-russischen Gouvernements Podolien unter 48° 40' nördl. Br. und 44° 14' östl. L., liegt meistens auf einer hohen und steilen, von dem Flusse Smotritsch gebildeten Halbinsel. An die Stadt schließen sich die Esoboden Polstki, Ruffsk und Belanowka, die Dorfstadt Ruffski, die Felsen Karnowka und Einfouzi

und die französisch und karmelitische Juridica. Gerade der Stadt gegenüber liegt auf einem Felsen die alte Festung, von der eine höhere Brücke über den Smotritsch in die Stadt führt. Die russischen Chronica erwähnen ein Kamenez-Podolstki schon am Ende des 12. Jahrh., obwohl es ungewiß ist, ob sich dieser Name auf das heutige Kamenez-Podolstki bezieht. Im 12. Jahrh. bildete Kamenez-Podolstki einen Theil des galizischen Fürstenthums; 1199 wurde es erfolglos von Kolzar, dem Khan der Polowzen, im Bunde mit den tschernigowschen und turowischen Fürsten und dem ungarischen Jarewitsch Anirra belagert. Im J. 1240 wurde die Stadt von Batu-Khan in einen Trümmerhaufen verwandelt und verschwindet von da an auf ein ganzes Jahrhundert aus der Geschichte. In der ersten Hälfte des 14. Jahrh. eroberte der lithauische Fürst Gedimin die podolischen Städte und schenkte sie seinen Söhnen, den Fürsten Koriatowitsch, die wahrlichinlich auch das zerstörte Kamenez-Podolstki von neuem aufbaute. Fedor Koriatowitsch versuchte 1351 im Bunde mit Ungarn von Lithauen abzuziehen, doch sein Oheim Dluger er schien mit einem Heere in Podolien, eroberte viele Städte, unter andern auch Kamenez-Podolstki, und Fedor flüchtete nach Ungarn. Als Jagello 1392 den polnischen Thron bestiegen hatte, stellte dessen Bruder Witowt I. die Unabhängigkeit Lithauens wieder her und übergab 1395 die Verwaltung Podoliens dem Fürsten Fedor Koriatowitsch II., der jedoch bald darauf nach dem mißglückten Versuche, sich unabhängig zu machen, nach Wilna verbannt wurde. 1396 kaufte Jagello von Witowt Podolien mit den Schlössern Kamenez, Smotritsch, Estala und Ischerwono-Gorod für 46,000 Goldstücke; 1401 war der Bruder Jagello's, Swidrigallo, Statthalter von Podolien, wurde aber nach zwei Jahren wieder abgesetzt, weil er sich unabhängig zu machen suchte. Darauf kaufte Witowt Podolien von Jagello und beherrschte es bis zu seinem Tode 1430. Im J. 1434 bildete der polnische König Wladislaw III. aus Podolien eine besondere Wojewodschaft mit der Hauptstadt Kamenez-Podolstki. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. und am Anfang des 16. Jahrh. war Kamenez-Podolstki und seine Umgegend häufigen Ueberfällen der Türken und Tataren ausgelegt; 1476 wurde die Stadt vom Sultan Mohammed II. zerstört. Im J. 1509 hatte Kamenez-Podolstki eine Belagerung der Moldauer auszuhalten; 1516 und 1526 wurden die umliegenden Ortschaften von den Tataren verwüthet. Im 17. Jahrh. überstand Kamenez-Podolstki häufige Belagerungen der Türken und Kosaken. So wurde es 1648 und 1652 von dem Hetman Chmelnicki belagert und 1672 von dem Hetman Doroschenko, der sich mit Mohammed IV. verbunden hatte, eingenommen. Bis zum J. 1699 blieb Kamenez-Podolstki im Besiz der Türken, die hier eine Garnison hielten. In diesem Jahre kam es wieder an Polen und blieb bis zum Ende des 17. Jahrh. von weiteren Ruhestörungen verschont. 1795 kam Podolien an Rußland und Kamenez-Podolstki wurde zur Hauptstadt der podolischen Statthaltertschaft, 1796 aber zur Gouvernementsstadt erhoben. Die Stadt ist

der Eig eines Civilgouverneurs, des Erzbischofs von Pöbolen und Bradow und eines katholischen Bischofs, früher auch eines armenischen. Sie hat ein Gymnasium, ein griechisch-orthodoxes und ein katholisches Seminar, eine Pfarrschule, zwei jüdische Kreiskulen, ein Theater, ein Karmeliterkloster, ein Nonnenkloster, 23 griechisch-orthodoxe Kirchen, 5 katholische Kirchen, 1 armenische Kirche, 1 Synagoge, 303 Kaufhäuser, 8 Talgschmelzereien, 2 Eisenhütten, 1 Eisenerzfabrik, 6 Ziegelbrennerien und 17,342 Einwohner, von denen über die Hälfte Juden. Der Handel der Stadt ist von seiner großen Bedeutung und befindet sich ganz in den Händen der Juden. Die Nähe der österreichischen Grenze begünstigt den Schleichhandel. Einige Kaufleute treiben Handel mit Getreide und Holz. Die drei hier stattfindenden Jahrmärkte werden wenig besucht. Unter den Gebäuden ist die im J. 1398 erbaute armenische Kirche bemerkenswerth, in welcher ein Gebetbuch mit der Inschrift „1394“, sowie ein Muttergottesbild aufbewahrt wird, das schon zur Zeit der Zerstörung Kamenez-Pöbolski durch die Tataren zerstört. Als Denkmal der Türkenherrschaft hat sich noch ein Minarett erhalten, welches neben der katholischen Kathedrale steht. (A. v. Wald.)

KAMENNOI-OSTROW, d. h. die kleinere Insel, eine Roma-Insel in der Nähe von Petersburg, 6000 Fuß lang und 2100 Fuß breit. Die Insel gehörte anfangs dem Kaiser Solowin, kam dann in den Besitz des Kaisers Beskowsch-Rjumlin, der sie durch Erdausschüttungen erhöhte, mitten durch sie einen Kanal zog und einen Garten darauf anlegte. Nach Beskowschs Tode wurde Kamennoi-Ostrow Eigenthum des Kaisers Paul I., der darauf ein kleines Schloß und ein Invalidenhaus erbaute, welches gegenwärtig für die Ritter des Annenordens bestimmt ist. Gegenüber dem Invalidenhause steht eine kleine Kirche. Ein großer Theil der gegenwärtig im Besitze der Kinder der verstorbenen Großfürstin Helena Pawlowna befindlichen Insel ist mit schönen Willen besetzt, die als Sommeraufenthaltsort der petersburger Aristokratie dienen. (A. v. Wald.)

KAMENSCHTSCHIKI ist eine russische Bezeichnung (das Wort bedeutet „Steinmetz“) für Tataren am Altai, die nach dem Fluße Buchtarma und dem am Jerschik gelegenen Orte Buchtarminsk auch Buchtarminsk genannt werden. Sie waren oder sind noch sogenannte Zafatschni, d. h. Leute, die den „Zafat“, Abgabe, in Pelzwerk zahlen. (R.)

KAMENSKAJA, Staniza im russisch-europäischen Gebiet von Nowotzcherask im Lande der donschen Kosaken, am rechten Ufer des Denez, 116 Kilom. von Nowotzcherask. Nach der Staniza Michailowita (16,854 G.) ist Kamenskaja die größte und ihrer Bauart nach die schönste Staniza im ganzen Gebiete. Sie hat vier Kirchen, eine Poststation auf der moskau-kaukasischen Straße, eine Kreis- und Elementarschule, ein Bezirksgericht, zwei Jahrmärkte und 15,507 Einwohner. Die gegenwärtige Lage der Staniza ist schon die fünfte nach ihrer Gründung. Früher lag sie am linken Ufer des Denez und wurde im J. 1817 zum letzten Mal auf ihre jetzige

Stelle übergeführt. Der Boden besteht auf der Ostseite der Staniza aus Flugland, der bei heftigen Ost- und Nordwinden von dem linken Ufer des Denez hierher geführt wird. In der Umgegend von Kamenskaja sind mächtige Steinoblenlager gefunden worden, deren Bearbeitung in letzter Zeit in Angriff genommen wurde. (A. v. Wald.)

KAMENZ (Camenz), Hauptort der gleichnamigen Amtshauptmannschaft der königlich sächsischen Kreishauptmannschaft Bautzen, früher eine der sogenannten Eckstädte, seit 1815 eine der Vierstädte der sächsischen Oberlausitz, an der Schwarzen Elster, Station der Strecke Lübbenau-Kamenz der Berlin-Görlitzer Eisenbahn, sowie der Strecke Annersdorf-Kamenz der sächsischen Staatsbahnen, mit Eisenbahntelesgraph für den öffentlichen Verkehr, außerdem aber Station des Deutsch-Oesterreichischen Telegraphenvereins, Sitz einer Amtshauptmannschaft und eines Amtsgerichts. Die Zahl der Bewohner ist von 6784 im J. 1875 auf 6820 im J. 1880 angewachsen, darunter befinden sich 6351 Protestanten, 450 Katholiken und 19 Juden. Kamenz hat als weißlicher Grenzort des westlichen Sprachgebietes auch eine Anzahl Wendens aufzuweisen, für die alle 14 Tage wendlicher Gottesdienst in der ehemaligen Klosterkirche abgehalten wird. Die gewerbliche Thätigkeit erstreckt sich besonders auf Tuchfabrikation (Wolltuchfärbereien), Töpferei, Tischlerei, Schuhmacherei, Böttcherei, Dampfsäberei, Brauerei und Pfefferkuchenbereitung. In der Umgegend der Stadt sind bedeutende Granit- und Dioritbrüche, deren treffliches Baumaterial weithin verhandelt wird, sowie ergiebige Thongruben. Der Handelsverkehr beschränkt sich im ganzen auf deutliche Binnenhandel, doch werden Geschäfte in bunten Tuchorten auch nach dem Orient gemacht, während Töpferwaaren einen nicht unerheblichen Absatz nach Oesterreich finden. Neben vier Jahr- und vier Viehmärkten hat Kamenz jetzt auch einen Wollmarkt; die wöchentlichen Getreidemärkte sind von ziemlicher Bedeutung. Der landwirthschaftliche Betrieb wird besonders im Osten der Stadt durch guten und zum Theil vorzüglichen Boden begünstigt. Jeter Fremde, der Kamenz besucht, lenkt seine Schritte zuerst nach dem Lessinghaus, wo Lessing am 22. Jan. 1729 geboren wurde. Auf dem Schulhofe steht since 1863 aufgestellte Kolossalbüste von Knauer. Das ihm zu Ehren 1824—26 errichtete Lessinghäusl erstreckt sich eines weiten Rufes als Krankenhaus. In demselben befindet sich das berühmte Lessingbild, eine von Haberborn gemalte Kindergruppe. Haberborn unterrichtete den jungen Lessing im Zeichnen. Ebenso weiß das Städt eine gute Lessingbüste vom Hofbildhauer Kühne in Dresden auf und birgt endlich das Grab seines Gründers, des Dr. Johann Gottfried Bönsch, gest. 25. Juli 1835. In der Nähe wurde 1869 eine Kleinkinderbewahranstalt ins Leben gerufen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zunächst hervorzuheben: die Hauptkirche von 1235, die St.-Juskirche von 1377, die Klosterkirche von 1499 und die Kateschismuskirche von 1724, sämmtlich mit Denkmälern aus der Vorzeit; ferner das jetztliche Rathhaus

in byzantinischem Stil mit einem hochauftretenden Thurme in der Mitte der Façade. Es birgt außer einer Sammlung von Alterthümern die etwa 4000 Bände zählende Stadtbibliothek. Die Bürgerkirche und das Gerichtsamt sind stattliche Gebäude, überhaupt ist die Bauart von Kamenz, das vom 4. zum 5. Juni. 1842 von einem großen Brandunglück heimgesucht wurde, und seitdem fast ganz neu wieder erstanden ist, durchgehend massiv und freundlich. Als Merkwürdigkeiten sind zu nennen: der 1548—72 errichtete Adradsbrunnen auf dem Markte, der schwarze Mönch, ein in einem Hause am Markte eingeschmaltener Stein und der originale pulvischer Thurm, wo der Diakonus Caspar Pulvisch 1655 wegen Zauberei hingerichtet wurde. Die Bürgerkirche befißt zwei größere Gebäude, zählt 20 Lehrer und hat eine Frequenz von 1180 Schülern.

Die Umgebungen von Kamenz bieten manches Ansehende. Zunächst der Stadtpark, Forst genannt, wo jährlich in der Bartholomäuswoche das aus alter Zeit stammende vielbesuchte Forstfest abgehalten wird, ferner der Hutberg mit dem eine weite Aussicht bietenden Leisingthurm, der Gulenberg, der Reuhardsberg (eine ehemalige Heidenburg), der Schloßberg, der Gaisenberg.

Der Name Kamenz kommt her vom slavischen Kamena, Stein, wahrscheinlich weil der Ort, ursprünglich Residenz der reichbegüterten Herren von Kamenz (früher von Weste), auf Grauwackenselsen gegründet ist. Bernhard I., der 1220 starb, erbaute Altkamenz, das er zum Theil mit Webern aus den Niederlanden besetzte. Nach einem Brande erbaute Bernhard II., gest. um 1243, einen neuen Stadtheil und die von ihm reich dotierte Pfarrkirche (1225). Bernhard III., der berühmteste Sproß seines Geschlechts, gründete das benachbarte Kloster Marienstern, das er mit reichen Dotationen ausstattete. Er erlangte 1293 die Würde eines Bischofs von Meissen und starb 1296. Kamenz wurde 1318 eine unmittelbare, erst markgräflich-brandenburgische, im folgenden Jahre königlich böhmische Stadt. Das Schloß, das der Rath der Stadt für 200 Schock guter Groschen erworben, wurde 1432 beim Anrücken der Hussiten aus Verzicht übergeben. Im J. 1346 trat Kamenz in den gegen das Raubritterthum errichteten Sechsstädtebund und wurde 1815 eine Wierstadt der sächsischen Oberlausitz. Vor dem unglücklichen Völkchen der Sechsstädte, 1547, war Kamenz eine reichbegüterte Stadt, es verlor aber damals und durch spätere Kriege den größten Theil seiner Besitzungen, die sich gegenwärtig, abgesehen von Schul- und Kircheneigentum, auf etwa 650 Acker belaufen. Der große Brand 1842 fügte der Stadt abermals großen Schaden bei, doch hat sie sich durch Gewerbfleiß und mit Hülfe der Eisenbahnverbindungen wieder kräftig emporgearbeitet.

(A. Schroot, nach Angaben von F. F. Kitz.)

KAMENZ, offiziell Camenz geschrieben, ist ein preussisches Dorf in der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Frankenstein, 9 Kilom. im Südwestost von Frankenstein, unweit der gläsernen Brücke an der Bause gelegen, und zwar in der Herrschaft Camen. Der

Ort hat 500 Einwohner und war früher ein Theil des daranstehenden Dorfes Grunau; darin hatte Bzettel aus von Böhmen im J. 1094 eine Kirche und eine Burg Kamieniza erbaut; im J. 1209 wurde dort von dem Breslauer Augustiner-Chorherren Vincenz von Pegarüll eine Cistercienser-Abtei gegründet, welche in großem Reichthume bis 1810 bestand, wo sie aufgelöst wurde. Von den Gebäuden verblieben nahe am Wasserteiche neben nur die Prälatur und die Kirche, während der linke ober nördliche Klosterflügel nach dem im J. 1827 stattgehabten Brande gänzlich abgetragen worden ist. An die Abtei knüpft sich die Sage, daß der Abt den König Friedrich II. 1745 vor der Gefangenschaft gerettet habe. Bestier der Herrschaft ist Prinz Albrecht, welcher dieiche von seiner Mutter, der vom Prinzen Adrcht geheißenen Prinzessin Marianne der Niederlande, geerbt hat. Ihm gehören die 31 Stiftsdörfer und das hiesige Kloster, jenseit des Pauselbaches, am Hügel erbaute größte und prächtigste Schloß Schlesiens, welches Prinzessin Marianne nach Schinkel's Entwurf hat aufzuführen lassen. Es ist ein reiches Viered mit Gärten, Innen sehr schön; davor liegen Terrassen mit Springbrunnen, und auf 11 Meter hoher Grauitraße steht eine 3 Meter hohe Victoria zum Andenken an das J. 1870; hinter dem Schlosse reibet sich ein Park aus mit schöner Aussicht über das nahe Reiffenthal nach dem Reichensteiner Gebirge.

(G. A. v. Klöden.)

KAMERALWISSENSCHAFTEN (Cameralia) war die früher übliche Bezeichnung für die Gesamtheit derjenigen wissenschaftlichen Kenntnisse, welche die Beamten der ehemaligen fürstlichen Kammer (s. d.) besitzen mußten. In Deutschland wurde nämlich, seitdem sich festere staatliche Zustände bildeten, die Verwaltung der Domänen oder Kammergüter, welche die Hauptquelle des fürstlichen Einkommens repräsentirten, jenen Kammern überwiesen, welche daneben, wie z. B. besonders in Preußen, als Kriegs- und Domänenkammern aus gewissen Zweigen der Volkswirtschaftspflege und der Polizei vorstanden. So bildete sich die Lehre von den Kammererfassen als Inbegriff der Grundzüge über die Thätigkeit dieser Behörden. Während man von jeher für die höheren Kameralbeamten das juristische Studium als unerlässlich betrachtete, galt anfänglich für die niederen Beamten die einfache Schreibbildung für ausreichend, bis man später mit der Ausbildung der Staatverwaltung mehr und mehr zu der Einsicht gelangte, das auch dasjenige, was man bisher auf dem Wege bloßer Routine betrieben, einer wissenschaftlichen Behandlung fähig und bedürftig sei. Man fasste daher alles, was der Verwaltungsbeamte an erlernbaren Kenntnissen brauchte, aber durch die juristische Ausbildung allein sich nicht aneignen konnte, in den Collectivbegriff Kameralwissenschaften zusammen, für welche zuerst König Friedrich Wilhelm I. von Preußen Lehrstühle an den Universitäten errichtete. Sackendorf, Horned, Schroder, Connefsen, Zucki u. a. waren besonders hervorragende Vertreter dieses neuen wissenschaftlichen Gebietes, welches sich in zwei Abtheilungen, die ökonomische und die politische, gliederte. Die erstere zer-

sief in die Landwirthschaftslehre, zu welcher auch die Lehre vom Bergbau und der Forstwirthschaft gerechnet wurde, und in die Stadtwirthschaftslehre oder die Lehre vom Handel und den Gewerben; die zweite in die Polizeiwissenschaft und in die Kameralwissenschaft im engeren Sinne, d. h. die Finanzwissenschaft. Das Ganze vertheilte als Hauptzweck, die Staatseinkünfte thunlichst zu steigern, wozu neben der besseren Ausnutzung der Domänen und Negalien zugleich auch die möglichste Hebung des Volkswohlstandes dienen sollte. Wenn später zu den Kameralwissenschaften im hiesigen Sinne noch einige technische Lehrzweige specieller Art, wie Baulehre, Münzlehre u. f. w., hinzugefügt wurden, so geschah dies in Berücksichtigung vorliegender besonderer Verhältnisse und Bedürfnisse, die mit dem eigentlichen fiskalischen Princip der Kameralwissenschaften nur in indirectem Zusammenhang standen. Von bedeutendem Einflusse auf letztere waren nun aber die seit dem 18. Jahrhundert hervortretenden volkswirtschaftlichen Systeme. Denn je mehr die Wirtschaftswissenschaften in den Vordergrund traten und sich in besonders Zweigen als allgemeine Wirtschaftstheorie, Wirtschaftspolitik, Finanzwissenschaft und Verwaltungstheorie weiter ausbildeten, um so unhaltbarer wurde die Absonderung einer vorzugsweise für Staatsbeamte bestimmten sogenannten Kameralwissenschaft. Nicht mehr die Urproduktion oder Handel oder Gewerbe, sondern die Arbeit überhaupt gilt seit Adam Smith als die Quelle des Volkswohlstandes, und die Erörterung des Zusammenhangs aller menschlichen Beschäftigungen und der wirtschaftlichen Dinge überhaupt ist nicht mehr blos eine Aufgabe der Staatsbeamten, sondern ein Erforderniß allgemeiner Bildung. Aus diesem Grunde sind die Kameralwissenschaften jetzt ein veralteter Begriff, an dessen Stelle auf den Universitäten die Wirtschaftswissenschaften, die Finanzwissenschaft und die Verwaltungstheorie getreten sind. Vgl. Nationalökonomie; Staatswissenschaften. — Die noch heute übliche Bezeichnung „Stud. jur. et cam.“, eine Reminiscenz früherer Zeiten, will lediglich betonen, daß der Jüngling der Wissenschaft sich nicht allein auf den Juriß, sondern auch auf den Verwaltungsdienst vorbereitet. (Albrecht Just.)

KAMES (auch Kaimes), Lord, meist nach seinem ursprünglichen Namen Henry Home genannt, englischer Rechtslehrer und Moralist, wurde 1696 zu Kames in der schottischen Grafschaft Berwick geboren, besuchte mehrere juristische Seminare bis zu demjenigen eines Oberrieters von Schottland, wurde 1752 zum Lord von Kames ernannt und starb als ein seiner Rechtschaffenheit, Liebenswürdigkeit und vielseitigen Bildung halber hoch angesehener Ordeis zu Edinburgh am 27. Dec. 1782. Seine schon bei Lebzeiten rühmlich anerkannte literarische Thätigkeit erstreckte sich zwar theilweise auch auf Gegenstände seines juristischen Berufs und besonders auf naturrechtliche Fragen (vgl. z. B. Historical law, Edinburgh. 1759 und The principles of equity, Lond. 1760, deutsch zur. unter dem Titel: Versuch über die moralischen Grundsätze der Gerechtigkeit, Leipz. 1778), aber ihre wissenschaftliche Bedeutsamkeit liegt auf dem Gebiete der Aesthetik

und in der Vertretung einer ästhetisirenden Moral. Das werthvollste und, abgesehen von seiner historischen Bedeutung, heute noch lesenswerthe unter seinen Werken sind die Elements of criticism (Lond. 1762 in 3 Bdn., 2. Aufl. Edinburgh. 1765; deutsch von Reinhard in 3 Bdn., Leipz. 1772—1790). Derselben kitzen neben G. Burckes fünf Jahre früher erschienenem Inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful den ersten principfoll durchgeführten Versuch einer selbständigen, rein psychologischen Aesthetik, welcher die Aufstellung der Geschmacksregeln und die Anweisung zur kunstreichsten Production von der Einsicht in die psychologische Genese der Empfindungen des Schönen und Erhabenen abhängig machen und diese aus den „Gelegen der menschlichen Natur“ auf inductivem Wege ableiten will (vgl. die Einleitung). Dabei wird der ästhetischen Empfindung eine Mittelstellung zwischen der Sinneshätigkeit und der rein geistigen Function angewiesen, und ihr Verhältniß theils zur Ideenassociation (Kap. 1), theils zu den Lust- und Unlustgefühlen (Kap. 2) erörtert; namentlich die Lehre von der „idealen Gegenwart“, der Gefühlstrübung der Phantasievorstellungen, (deutsche Ausg. I, 117 fg.) ist von hohem Interesse. Die auf solchen Grundlagen sich entwickelnde Theorie ist schon völlig subjectiven Charakteres: die Prädicate „schön“ und „erhaben“ gelten nicht als objective Qualitäten der Dinge, sondern werden ausdrücklich für noch subjectiver erklärt als die von Edele sog. secundären Qualitäten (I, 280 fg.): sie sind sozusagen tertiäre Qualitäten.¹⁾ Ist dann auch weiterhin die Definition des Schönen als einer Vereinigung des Sanften und des Muntern²⁾ ziemlich oberflächlich (Kap. 3), so schließen sich doch daran wichtige Untersuchungen über den Gegenstand der direct zu empfindenden „eigenen Schönheit“ und der erst durch Reflexion zur Empfindung zu bringenden „Schönheit des Verhältnisses“, welche theils der kantischen Unterscheidung der „freien“ und der „abhängenden“ Schönheit (Kant, Crit. der Urtheilskr. S. 16), theils Fiedners³⁾ neueren Forderungen über den „directen“ und den „associativen“ Factor des ästhetischen Eindrucks (vgl. Fiedner, Vorlesule der Aesthetik I, 86 fg.) vorgreifen; freilich einerseits in so unvollkommener Form, daß der Grund der directen Empfindung ohne die durch Proportionalität, Symmetrie, Einfachheit u. f. w. herbeigeführt wird) doch immer wieder in Associationen aufgelöst wird (vgl. I, 275 fg.), andererseits mit einer der beschränkten Ideologie des vorigen Jahrhunderts durchaus entsprechenden Geschmacksdogmatik, indem die „Schönheit des Verhältnisses“ stets als Zweckmäßigkeit im Sinne banaler Nützlichkeit betrachtet wird. So heißt es z. B. I, 297: „Ein alter gothischer Thurm, der keine Schönheit an sich hat, scheint uns schön, wenn wir ihn als gute Schu-

1) Vgl. mit Ausdehnung auf die „moralischen Qualitäten“ Sketches on the history of man (deutsche Ausg.), II, 82 fg.
2) Unter den im Anhang des Werkes (Bd. III) gegebenen Definitionen wird (Nr. 20 fg.) in interessanter Weise „Schönheit“ in ursprünglicher Bedeutung als eine Qualität des Geschicktes und jede andere Anwendung des Wortes für übertragen erklärt.

wehrt wider den Feind betrachten" (sic). Das heißt die Barbarei, mit der das Mittelalter die Trümmer des Altertums ausnützte, ästhetisch rechtfertigen! Ganz unzulänglich ist Home's Auffassung des Erbhabens (Kap. 4), welches mit dem „Großen" identifiziert wird und dessen ästhetischer Reiz in der Anstrengung bestehen soll, mit der es aufgefäht werden muß; dabei wird das Moment des Erbdrückens im Erbhabens erwähnt (I, 325 fg.), ohne mit der aufgestellten Theorie in Verbindung gebracht zu werden. Dann folgen in wenig glücklicher Anordnung Spezialuntersuchungen über weitere ästhetische Begriffe (Fächerisch, Wig, Amuth, Würde u.) und Objecte des ästhetischen Einbruchs, und schließlich läuft die Darstellung nach der damals üblichen Weise in eine Poetik aus. Erstreulich ist die Vorlesung über Shakespears, aus dem die Mehrzahl der Beispiele gewählt ist, und damit hängt auch die Polemik gegen die Lehre des französischen Classicismus von „drei Einheiten" (Kap. 23, Bde. III) zusammen. Als der letzte Grund aller ästhetischen Urtheile wird der common sense bezeichnet, der die Durchsichtempfindung der „feineren Nationen" bilde (III, 391 fg.).

Klingt darin schon die Lehre der späteren sog. Schottischen Schule an, so gilt dasselbe für Home's Moralphilosophie, die er in den Essays on the principles of morality and natural religion (Eindb. 1751; deutsch von Rautenberg, 2 Bde., Braunschw. 1768) niedergelegt und später in den Sketches on the history of man (Eindb. 1774 in 2 Bdn.; deutsch Leipzig 1774 u. 1775), einer Art von Anthropologie, durch breite Benutzung der damals gerade in Mode kommenden ethnographischen Erzählungen zu erläutern gesucht hat. Die parallele Behandlung des „moralischen Gefühls" (und ebenso des Rechtsgefühls, vgl. Sketches II, 83 fg.) mit dem ästhetischen Geschmack ist dabei das Wesentlichste und erscheint im Anschluß an Shaftesbury, Hutcheson und Butler (vgl. 2. Essay, Kap. 2 u. 3) mit lebhafter Bekämpfung von Clarke, Wollaston und Hume (d. Kap. 3, 6 u. 7). Diese Auffassung, mit welcher der Determinismus (vgl. 3. Essay) durchaus vereinbar erscheint, entwickelt sich in ziemlich oberflächlichen Auseinandersetzungen, unter denen nur die Unterscheidung der unerfaßlichen und der der freien Wahl überlassenen Maximen beachtenswert ist, weil sie sich in ähnlicher Weise bei Kant (vgl. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, 2. Abthn., Hartenstein'sche Ausgabe, Bd. II, S. 47) findet. Der zweite Theil der Essays ist wesentlich polemisch und entwickelt schon fast alle Grundgedanken der später von den Schotten ausgeprochenen und zugespitzten Bekämpfung von Locke, Berkeley und Hume (Kap. 1—4). Den Schluß des Werkes bilden die Grundzüge einer Religionsphilosophie, welche im Geiste des Deismus physikotheologischer Tendenz ist, und auch hier wird das Gottesbewußtsein auf das „Gefühl" von der Schönheit und Zweckmäßigkeit der Welt, als der besten Offenbarung des höchsten Wesens, gegründet. Doch fehlt dessen Darstellungen bei Home jener poetische Schwung, mit dem sie ein Shaftesbury vortrug, und statt dessen zieht sich durch

alle Schriften Home's eine Rüstlichsitzfräzerei hindurch, die vielfach an gleichzeitige Erscheinungen in Deutschland erinnert. Er liebt es, wie schon der Uebersetzer der Essays (I, 23 fg.) bemerkt hat, psychologische und andere Thatsachen dadurch für erklärt zu halten, daß er zeigt, wie nützlich sie für den Menschen sind, und die Beschränktheit jener geistlichen Vorstellungsweise kommt bei ihm sehr stark in den philistösen und geradezu ellenen Urtheilen zu Tage, welche er an verschiedenen Stellen der Sketches (z. B. II, 224 fg.) über die antiken Genesvorstellungen fällt; wie denn überhaupt diese Anthropologie als ein Typus der Verstandnißlosigkeit gelten kann, mit der die Aufklärung in der Beurtheilung geistlicher Erscheinungen verfuhr.³⁾

Andere, unbedeutendere Schriften Home's, wie seine „Einleitung in die Kunst des Denkens" (1761) und seine „Ideen über Erziehung des Jüngens" (1781) sind jetzt völlig vergessen. Im allgemeinen liegt seine Stärke weder in großartigen neuen Gesichtspunkten, noch in logischer Schärfe des Denkens, noch in origineller Darstellung des Stoffes, sondern in der Liebenswürdigkeit seiner Darstellung und in der Feinsinnigkeit seiner Detailanalysen und einzelnen Beobachtungen, besonders auf dem ästhetischen Gebiete. Wenn er in der Einleitung seiner Essays mit der Absicht, das Ansehen der Siner, der innern sowohl als der äußern, zu befestigen, den Grundsat aufstellt, daß „alle unsere Schätze zuletzt auf Gefühl und Empfindung beruhen", so ist jene wenig wissenschaftliche Ausführung dieses Princips durch L. Reid und die Begründung der Schottischen Schule völlig in Schatten gestellt worden. Die Historiker der Philosophie sind deshalb dadurch ganz kurz über ihn hinweggegangen: Steiner (Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, I, 419 fg.) und Zimmermann (Geschichte der Aesthetik I, 223 fg.) haben ihren Analysen seiner Aesthetik mit Recht die Hinweisung auf die mannichfachen Einwirkungen hinzugefügt, welche die Elementen auf Männer wie Lessing, Herder und Schiller ausgeübt haben. Eine biographische Specialarbeit über Home existirt von Lord Woodhouselee (A. J. Taylor): Memoirs of the life and writings of H. H. (2 Bde., Eindb. 1807—10).

(W. Windelband.)

KAMIENSKI (Matthias), geb. 1734, gest. 1821 in Warchau, composite Refften und Opern, darunter die älteste polnische Oper: Nedza uszezeliwna, 1778 mit Text von Bohomolec, und die bestbekannte: Balik gospodarski, 1779 (mit Text von Zapojoski), ausgegeben durch edlen Humor. Vgl. Karajowski, Kys historyczny opery polskiej. (W. Nehring.)

KAMILAROI-SPRACHE. Das Kamilaroi im Flußgebiete des Ramol, Barban, Bundarra und Barlonna, in den Liverpool Plains und dem oberen Hunter in New Südwales gesprochen, ist eine zur großen

3) Bemerkenswert ist, daß die Sketches (2. Buch, 8. Kap., deutsche Ausg. I, S. 515—595) eine ausführliche nationalökonomische Abhandlung über Steuern, Zoll- und Handelspolitik enthalten.

auftrittlichen Familie gehörige Sprache. Der Name ist von kamin = nicht, nein, abgeleitet, und auf gleiche Weise sind noch mehrere australische Sprachennamen entstanden, z. B. Wolaroi von wol, Wiradhuri von wirai, Wailwan von wail. Die Sprache besitzt die Vocale a, e, i, o, u, je sowohl lang als kurz, die Diphthongen ai, ao, und oi; die Consonanten k, g, h, ng; t, d, dh (= engl. th in than); n; p, b, w, v, m, dach, y, l, und ein eigenthümlich scharfes dentales r. Der Bau ist suffigend und in der Hauptsache agglutinirend und einsach. Das Verbum beschließt meist den Satz, adnominale und adverbale Bestimmungen, einschließend der Objecte, stehen voran, das Substantivum nimmt sein Zeichen des Numerus an, dagegen haben die persönlichen Fürwörter Singular und Plural, die der 1. und 2. Person überdies einen Dual und in diesem besondere Formen für das inclusive und das exclusive wir (ich und du — ich und ein dritter). Das Substantivum erscheint in der Stammform, wenn es nicht thätiges Subject oder Prädikat oder directes Object ist; in andern Fällen nimmt es folgende Casusuffixe oder Positionen an: -di, wenn es thätiges Subject ist, -ngu für den Genetivus, -go für den Dativus oder Allativus, -di für den Ablativus, -da für den Locativus, -kunda für den Coesivus (verweilen mit). Das Verbum nimmt seine Personalendungen an; es hat Suffixe für das Präsens, das Futurum und vier nach der Länge der verflohenen Zeit verschiedene Präterita, ferner zwei Imperative, einen Conditionalis und vier adverbale Participien. Die Wortbildung geschieht durch Zusammensetzung der Stämme und durch mannichfache Ableitungssuffixe.

Literatur: W. Wm. Ridley, Kamilaroi, Dippil und Tarrubul. New South Wales 1866. 4. — Derselbe, Kamilaroi and other Australian languages. Das. 1875. 4. vermehrte Auflage des vorigen Werks.

(G. v. d. Gabelentz.)

Kamille, Römische Kamille, f. Anthemis; Feldkamille, f. Matricaria.

KAMIN (vom lat. caminus, Ofen, franz. cheminée, engl. chimney, fire-place) nennt man die einfachste Vorrichtung zur Zimmerheizung, bestehend aus einem gegen das Zimmer zu offenen, übrigens aber von gemauerten oder eisernen Wänden umschlossenen, bald ganz in die Wand vorstehenden, bald theilweise oder ganz vor derselben vorstehenden, also halbsoffenen Feuerherd. Auf dem letzteren wird das Brennmaterial (meist Holz, Holzsohlen oder Loth, fetterer Stein- oder Braunkohlen) verbrannt, während die Verbrennungsgase unmittelbar in den daranstoßenden oder darüber befindlichen Schornstein emweichen. Die zum Abzug des Rauches und der Feuerluft dienende, mittels einer Klappe verschließbare Oefnung befindet sich entweder in der Hinterwand des Kamins oder in der Deckplatte desselben, oder ist bei weit in das Zimmer herein springenden Kaminen zu einem Mantel erweitert, der sich nach oben zum Schornstein zusammenschließt. In Bezug auf die allgemeine Form der Kamine unterscheidet man folgende Arten, nämlich:

a) holländische Kamine, welche ganz in der Mauer liegen und eine mehr hohe als breite Oefnung haben;

b) lombardische Kamine mit weit hervorragendem, pyramidalem Mantel, der auf Consolen oder sonstigen Vortragungen steht;

c) französische Kamine, die ganz außerhalb der Mauer stehen, mit einem 15–20 cm über dem Fußboden erhöhten Herd und einer mehr breiten als hohen Oefnung, die von Gewänden und Sturz gleichmäßig eingefaßt ist. Die Deckplatte ober der Kaminsims befindet sich in etwas über halber Manneshöhe und ist mit einer Marmorplatte abgedeckt, sofern nicht der ganze Kamin aus Marmor besteht;

d) deutsche Kamine, noch weiter vortragend und mit einem hohen Mantel versehen, der die wände noch durch vortragende Consolen unterstützt ist.

Außer diesen Hauptarten älterer Construction, deren Wirkung nur auf der erzeugten strahlenden Wärme beruht und daher zum verbrauchten Brennmaterial in seinem Verhältnis steht, gibt es noch eine Anzahl neuerer, verbesserter Kamine, wie der englische, besige Jage unten, neben oder hinter dem Herde liegen, von Eisen sind und der sie berührenden Luft einen großen Theil der erzeugten Wärme abgeben. Sie bilden sammt dem Kofse und dem vor demselben befindlichen Feuerfopf, welcher das Umbersprühen von Funken und Herausfallen von Kohlen verhindern soll, einen zusammenhängenden Kamineinsatz. — Bei den neueren französischen Kaminen durchstreichenden Luftzüge das Feuer und bilden ebenfalls einen Einsatz. Calorifere-Kamine besitzen Wärmetrommeln, die vom Feuer durchstrichen werden. Uebrigens kann man durch verschiedene Anordnung von Luftzügen und Rauchableitungen die Wirkung des Kamins erhöhen, der ohnedies zu den unvortheilhaftesten und unvollkommensten Heizrichtungen gehört. Bei den älteren Kaminen mit Holzfeuerung treten an die Stelle des Kofses ein paar eiserne Böde, Kaminsböde oder Feuerböde genannt, auf welche die Scheite mit ihren Enden gelegt werden; oder es werden auf einen dergleichen Bod eiserne Stäbe, sogenannte Pfeife, gelegt, welche zur Stütze der Holzscheite dienen und ermöglichen, daß diese so locker als möglich aufgeschichtet werden können, um der Luft bei bequemem Zutritt in die Zwischenräume zu gestatten. Schürisen, Schürgabeln oder Schaufeln bilden die weitere Ausstattung eines solchen Kamins.

Trotzdem bei den Kaminen nur die strahlende Wärme und diese auch mehr dem Fußboden des Zimmers zugute kommt, sind doch die Kamine in milden Klimaten, besonders in England und Frankreich, sehr beliebt und mehr als die Oefen gebräuchlich, weil man dort den erheiternden Anblick des Feuers liebt und den Kaminsimß gern zur Aufstellung von Jiergegenständen, als Spiegel, Uhren, Vasen, Bronzen u. dergl. benutzt. In der That bildet ein Kamin einen wesentlichen Bestandtheil der decorativen und behaglichen Ausstattung eines Zimmers. Um diese Annehmlichkeit mit der besseren Wirkung eines Feuers zu verbinden, stellt man besonders in Deutschland sogenannte

Kaminöfen auf, d. h. eine Combination des Zimmerofens mit dem Kamin, bei der die Feuerluft des Kamins noch durch die Jüge des Ofens strömt oder bei der mit einem kleinen Kamin noch eine besondere geschlossene Ofenfeuerung verbunden ist. In letzterem Falle ist es rationell, zwei Schornsteinröhren anzulegen, deren eine für den Kamin und deren andere für den Ofen dient.

Bisweilen nennt man Kamin noch die überbauten und durch eine Thür geschlossenen Küchenherde, sowie die sogenannten Vorzüge, welche sich außerhalb eines heizbaren Zimmers an der Stelle des Ofens befinden und durch welche die Feuerung des Ofens von außen erfolgt. — Endlich gebraucht man zuweilen, obwohl un-
eigenlich, die Bezeichnung Kamin gleichbedeutend mit Schornstein. (Alwin Gottschaldt.)

KAMINSKI (Joh. Nepomuk), geb. in Luttorf, 5 Meilen östlich von Lemberg in Galizien 1777, gestorben 1855, war einer der gefestigten polnischen dramatischen Darsteller und Bühnenorganisatoren, auch als Dichter und dramatischer Schriftsteller erwarb er sich einen bedeutenden Ruf. In Lemberg, wo er seine Schulbildung erhielt, auf der Universität Zura studierte, und wo er mit der deutschen Literatur sich vertraut gemacht hatte, ward in ihm durch ständigen Besuch des deutschen Theaters, mehr noch durch den Besuch von Vorstellungen gastirender polnischer Gesellschaften seine natürliche Neigung zur darstellenden Kunst mächtig geweckt, besonders übte einen großen Einfluß auf ihn in dieser Richtung Alabert Boguslawski aus, welcher nach Auflösung der Nationalbühne in Warschau nach Lemberg ging und hier eine polnische Bühne organisirte. Für ihn übertrug Kaminski seine ersten Opernwerke aus dem Italienischen und Deutschen. Als Boguslawski Lemberg verlassen mußte, bildete Kaminski eine dramatische Privatgesellschaft, schuf später (1804) eine polnische Bühne in Kamieniez Podolski, in Dubno, zuletzt (1806) in Odessa, wo er unter der besonderen Protection des Generalgouverneurs, Herz. Richelieu, ein Theater leitete, in welchem polnische und russische Stücke gespielt wurden. Im Jahre 1809 nach Galizien zurückgekehrt, spielte er in dem künftigen Theater in Lemberg mit einer polnischen Gesellschaft polnische Stücke unter schwierigen Verhältnissen und unter steigendem Beifall des Publikums bis 1841, und ward so der Schöpfer des polnischen Theaters in Lemberg. — Er schrieb und übersezte gegen 80 Stücke, den meisten Ruhm brachte ihm ein die Oper: *Krakowiac i Górale* (erschien 1821), gleichsam eine Fortsetzung des gleichnamigen Stückes von Boguslawski. — Kaminski war der erste, der das polnische Publikum mit Schiller bekannt machte, er veröffentlichte in polnischer Uebersetzung Schiller's Balladen und Romane in 1818, Wallenstein 1827 u. a. Er schrieb auch originelle polnische Gedichte (Sonety 1827, *Haliczanka* 1835), manches seiner Lieder ward Gemeingut des Volkes. — Vom Jahre 1827 bis 1848 redigirte er *Gazeta Lwowska* und *Kozmaitości*, schrieb auch philosophische Abhand-

lungen (so z. B. vom philosophischen Gehalt der Sprache) und Werke, welche seinerzeit großen Beifall fanden.

(W. Nohring.)

KAMIONKA STRUMIOWA, Stadt im östlichen Galizien, nordöstlich von Lemberg, 42^{1/2} Meilen von Ferro und 50⁷ 2 nördlicher Breite in einer Meereshöhe von 210^m am linken Ufer des Bug gelegen, zählt 6107 Einwohner, wovon auf die eigentliche Stadt Kamionka 3571, auf die belger Vorstadt 1096, auf die leMBERGER Vorstadt 756 und auf Zaburze 684 Einwohner entfallen. Kamionka ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, eines Steueramts und gehört zum Kreisgerichtsbezirge Sprengel Jozow und zum Distriktbezirke Lemberg. (Ferd. Graunauer.)

KAMIROS (griech. *Kάμυρος* und *Kάμυρος*; die letztere Form ist durch Etym. M. p. 488, 7 fg. durch Steph. Byz. u. d. B. und durch Inschriften bezeugt, die der alten drei Städte der Insel Rhodos, nach Kamea und Böttercult ebenfalls wie die beiden andern, *Watos* und *Jalyfos*, semitischen (phönizischen oder arabischen) Ursprungs, aber frühzeitig durch dorische Einwanderer von Peloponnes oder auch von Kreia aus hellenisiert — schon der Homerische Schiffskatalog führt (Il. B. 656) die drei rhodischen Städte *Αἰθρός Ἰηλῶσιον* u. *τὴν ἀγρωτέρα Κάμυρον* als von dem Sohne des Gerallak, *Alepolemos*, der infolge einer Blutschuld als Auswanderer nach Rhodos gekommen sei, beherbergt auf — und bis zur Gründung der neuen Hauptstadt der Insel, *Rhodos*, welche im Jahre 408 v. Chr. durch einen Syrakusaner von Bewohnern der drei alten Städte erfolgte, polnisch selbständiges Glied der dorischen *Hezropolis*, jenes Bundes der klein-asiatischen Dorer, welcher außer den drei rhodischen Städten die Insel Kos, ferner die Städte *Karistos* und *Halikarnassos* umfaßte. — Die Stadt *Kamios*, welche nach dem Berichte des *Thukydides* VIII. 44 in Winter des Jahres 412/411 v. Chr., als eine lädämonische Flotte dort landete, von seiner Ringmauer umgeben (*ἀκροχώρας*) war, also jedenfalls ein mehr dorthischer als eigentlich südlicher Charakter trug, lag an der Nordwestküste der Insel, ungefähr 5 Kilometer südwestlich von dem jetzigen Dorfe *Kalawarda*, in der Nähe eines jetzt nach dem S. *Minaos* benannten Küstenersprunges, welcher dem antiken *Cap Mylantia* (soß von Steph. Byz. u. *Makavelia* als zum Gebiete von Kamios gehörig erwähnt wird) entspricht. An der Ostseite des Vorsprunges sind noch unter dem Wasser Reste der antiken Hafenbauten zu erkennen, und der alte Name der Stadt haftet noch jetzt an einer einige Meilen landeinwärts gelegenen halbmondförmigen Anhöhe, deren flacher Gipfel mit Ikonischen und Marmorreliefs und verschiedenen antiken Mauerzügen (nicht Befestigungsmauern, sondern Umfassungsmauern heiliger Bezirke und Fundamente von Tempelbauten) bedeckt ist; sie dient offenbar als Akropolis der alten Stadt, welche in einer vom Nordabhang des Hügelis bis zum Meere sich erstreckenden flachen Thalmulde lag. Die wichtigsten Überreste der Stadt sind, außer einem von Osten und Westen

in die Steilen des Hügelg hineingeführt, theils aus dem natürlichen Felsen gebauenen, theils aus glattebauenen Steinen erbauten Kanal, der als Wasserleitung gebiet zu haben scheint, zahlreiche an den Abhängen des Burghügels selbst und der benachbarten Hügelsteilen angelegte Gräber, welche in den Jahren 1858 bis 1865 von den Herren M. Billott und A. Salgmann untersucht worden sind und dabei eine reiche Ausbeute an Denkmälern der Kunst und des Kunsthandwerks (Goldschmied, Statuetten in Kalkstein und Terracotta, bemalte Vasen) in asiatischem, archaisch-griechischem und entwickelt griechischem Stil, also von den frühesten Zeiten der Existenz der Stadt (welche die am Burghügel selbst befindlichen Gräber anzudeuten scheinen) an bis etwa in die Zeit Alexander's des Großen herab geliefert haben. Vergleiche darüber das Prachtwerk: 'Nécropole de Camiros. Journal des fouilles exécutées dans cette nécropole pendant les années 1858 et 1865 par Auguste Salgmann', Paris 1876 (60 Tafeln Folio, ohne Text), und den Auffag von O. Loeschke, 'Mittheilungen aus Kamiro's' in den Mittheilungen des Deutschen archäologischen Instituts in Athen, Bd. VI., S. 1 ff. (dazu Plan in Bd. V, Tafel XIII.). Daß diese Nekropole wirklich dem alten Kamiro's angehört, wird bestätigt durch einen in einem dieser Gräber gefundenen Marmoridol mit der Inschrift: *Αλεξάνδρος | Ἀρστανείρου | στρογγύλιος | ἐκ πάριου | καὶ τιμαδῶς | τῷ Καμύλων* (Salgmann a. a. D., Tafel VIII.). Ferner stammt alles Anschein nach aus denselben Ausgrabungen eine jetzt im Britischen Museum befindliche, von G. T. Newton in den Transactions of the Royal Society of Literature, second series, Vol. XI, p. 435 ff. veröffentlichte Inschrift, welche einen Beschluß der *Καμύριος* betreffend der Herstellung eines vollständigen Verzeichnisses der auf der Insel wie auf dem Festlande (in der sogenannten *Perda* von Rhodos auf der Küste Kleinasien's) belegenden *κροίαια* (jedenfalls localer Districte analog den attischen *δῆμοι*) und der Aufstellung dieses Verzeichnisses im Heiligthum der Athene in Kamiro's enthält. Da auch den Bewohnern der Insel Chalki (*Χαλκίται*) die Theilnahme an der Aufstellung dieses Verzeichnisses freigeschickt wird, so dürfen wir wol annehmen, daß diese Insel von Rhodos getrennt keine Insel unter der Oberherrlichkeit von Kamiro's stand, aber ihre selbständige Gemeindeverfassung besaß. — Außer Athene wurde in Kamiro's Apollon unter den Beinamen *Λαυενέτης* und *Καμύριου* verehrt nach dem Zeugnisse des *Macrobius* Saturn. I, 17, § 35 (wo Camirenses anstatt des handschriftlichen Camerianses zu lesen ist, wie der deutlich auf Rhodus hinweisende Beisag 'qui sacrum Soli incolunt insulam' beweist) und S. 45; ferner die drei *Μυδάριου*, deren Name und Cultus (ebenso wie die Benennung des oben erwähnten Vorgebietes *Myliantia*) auf einen mythischen Nias, den Erfinder der Mühle, zurückgeführt wurde (Heisch, u. v. B. *Μυδάριου θεοῦ* und *Μύλας*). — Auf literarischem Gebiete hat sich von den Bewohnern von Kamiro's *Πεσανδρός* als epischer Dichter (Verfasser einer *Ἡράκλειου*, eines Ge-

dichts von den Thaten des Herakles) berühmt gemacht; ein dem Theokrit zugeschriebenes Epigramm auf einen demselben in späteren Zeiten von seinen Landesleuten errichtete Erzstatue findet sich in der Anthol. Pal. IX, n. 598.

(C. Burian.)

KAMM, im eigentlichen und gewöhnlichsten Sinne das vorzüglich zum Reinigen, Ordnen und Festhalten des menschlichen Kopfhaars gebräuchlichste Gerath, das am häufigsten aus Horn oder vulcanisirtem Kauschuk (Hartgumm), seltener aus Holz, Knochen, Metall, Schilfpapp, Eisenblech oder künstlicher Masse hergestellt wird. Als Haarfämme dienen: die auf zwei Seiten feingehabten Staubfämme; die speciell zum Auslöhnen bestimmten weiten Kämme; die Frisurfämme, deren eine Hälfte mit feineren und engeren Zähnen versehen ist; die Einsteckfämme und Seitenfämmchen. Grobgehabte Kämme aus Messing und anderen Legirungen werden zum Auslöhnen der feinen Haare mancher Hausthiere benutz. — Außerdem sind in verschiedenen Industrien, so in der Drahtweberlei, der Goldbearbeitung, der Böttcherei, kammförmlich geformte Werkzeuge in Gebrauch, die als Kamm bezeichnet werden. Im Maschinenwesen werden die Zähne hölzerner Räder sowie die in eiserne Räder eingesetzten hölzernen Zähne so genannt. Eine verwandte Bedeutung hat das Wort bei der Zimmerarbeit insofern, als man die Verbindung zweier quer übereinandergelegter Balken durch Zueinandergreifen von Erhöhungen und Vertiefungen das Verklämmen oder Aufklämmen nennt. — Als Bestandteil des Webstuhls hat der Kamm, auch Weberkamm, Blatt, Weberblatt genannt, den Zweck, einerseits eine feinstliche Bewegung der Kettenfäden, während der Schübe über dieselben wegschleift, zu verbinden und sie so auf die bestimmte Breite vertheilt zu erhalten, andererseits die Einschlagfäden mehr oder weniger nahe aneinander zu schieben, um dem Stoff die erforderliche Dichtigkeit zu geben. Das betreffende Werkzeug ist durch eine möglichst der Zahl der Kettenfäden entsprechende Menge sehr glatter und dünner, an den Ranten abgerundeter Stäbchen oder Stifte (Zähne) gebildet, die in genau gleichem Abstand voneinander mit beiden Enden in den Ruten zweier paralleler, durch zwei Querstifte zu einem Rahmen verbundener hölzerner Leisten derart befestigt sind, daß eine Art Kamm entsteht, durch dessen Zwischenräume die Kettenfäden hindurchgehen (die jetzt meist aus gepulvertem Messing, oder Stahl Draht hergestellten Stifte heißen, weil sie früher aus gespaltenem Rohr gefertigt wurden, noch jetzt Riete und wird danach das Ganze auch als Rietkamm oder Rietblatt bezeichnet). — Riffkamm, Riffkamm oder Riffelkamm heißt ein in einem Holzloch eingeschlagnen, mit seinen quadratischen, stumpf zugespitzten Zähnen nach oben stehender eiserner Kamm, durch welchen der eben gerauschte Flach hindurchgezogen wird, um von den Samenklümpeln befreit zu werden. — Speciell in der Baumwoll- und Streichwollspinnerei bedeutet das Wort die sich schnell auf und nieder bewegende gezahnte Stahlsciene, durch welche die der Wirkung der Kräfte unterworfenen Welle in Form einer

dünnen, lose zusammenhängenden Watte von der sogenannten Kammmalze abgenommen wird. Ferner wird unter dieser Benennung ein bei der Wollzubereitung zur Reinigung der Fett- und Waschwolle angewendetes Werkzeug verstanden. Die weitgehendste Bedeutung für Industrie und Leinwand haben jedoch die kammartig gestalteten Werkzeuge, die bei den Vorbereitungsarbeiten der Kammgarnspinnerei zu Anwendung kommen, um zur Herstellung eines möglichst festen, gleichmäßigen Fadens die langfaserige Wolle von den kurzen Fasern zu trennen. Die Arbeitsbewegung kann dem betreffenden Organ entweder durch die Hand oder durch einen geeigneten Mechanismus erteilt werden. Für die Handkammerlei besteht der Kamm gewöhnlich aus mehreren Reihen (Jähne), gegen den Fuß hin verkärterte sählerner Radeln (Jähne), die in einem hölzernen, mit ihrer Hornplatte belegten Querschnitt so befestigt sind, daß ihre Spitzen eine nach der Mitte zu geneigte Lage erhalten, und zwar sind die einzelnen Reihen derart angeordnet, daß stets die Jähne der einen hinter den Läden der andern Reihe stehen, wobei die Länge der dem Stiel zugekehrten Jähne sich entsprechend verringert. Neben diesem Kamm, dem sogenannten Arbeitskamm, wird ein zweiter benutzt, der, nur zum Halten des Materials dienend, entweder dem ersten vollkommen gleich oder wie eine dreizehnbige Hebel geformt und in passender Höhe an einem Batten-gerüst feststehend angebracht ist. Einer der wesentlichen Mängel der Handkammerlei besteht darin, daß die mittleren Partien der Faserbündel sich der Wirkung der Kämme mehr oder weniger entziehen. Mit Rücksicht hierauf ist bei den Kammmaschinen ein besonderes Organ — seiner Bestimmung nach gleichfalls ein Kamm — vorgesehen, das vor dem Auszugsmechanismus in die Mitte des Materials eingestossen und deshalb Einkamm genannt wird. Der eigentliche Kammapparat ist mit Jähnen ausgestattet, die je nach der Beschaffenheit der zu bearbeitenden Fasern von verschiedener Feinheit und Anzahl sind und in einer Weise zum Angriff kommen, daß die Faserbündel nicht nur an den Enden, sondern auch in der Mitte energisch ausgeklammert werden. Um die schnellste Wirkung zu erzielen, stehen die Jähne (mit Ausnahme der seitlichen Fälle, in denen die Handarbeit durch Auf- und Niederschwingen von Handkammern nachgeahmt wird) auf einem rotirenden Körper — Ring, Cylinders oder entloseten Band — wonach man Ring-, Walzen- und Kettenkämme unterscheidet.

(W. H. Uhlend.)

KAMM wird in der Anatomie ein länglicher, schmaler Vor sprung genannt, welcher die übrige Masse mehr oder weniger überragt. Namentlich sind es einzelne Knochenpartien, welche unter diesem Namen aufgeführt werden, z. B. der Kamm des Schenkelbeins, des Schambeins, des Kniebeins, des Hüftbeins u. s. w.

(F. W. Theile. — A. Winter.)

KAMM (im Bergbau) bezeichnet eine Veränderung als festes Gestein, welches Gänge und Stöße in mildem Gebirge einschließt. Mag sagt: ein Kamm verdrückt den Gang, oder auch: es schläft ein Kamm vor. Kamm

gültig wird häufig festes Gestein genannt. Beim Steinsohlen-Bergbau pflegt man schmale ausgefüllte Lettenklüfte als Kämme zu bezeichnen, die beim böhmischen Braunkohlen-Bergbau Kuffämme genannt werden und oft erhebliche Verwerfungen und Störungen im Grubenbetriebe hervorrufen. Bei manchem Bergbaue werden die Kämme Kegel genannt. — Kammscheiteln sind fossile Reste im Plattendstein, den Petiniten angränzend, benannt mit Beziehung auf die Strecken und Strahlen, welche sich auf der Oberfläche der Schalen verbreiten.

(C. Reinwarth.)

KAMMACHER. Die Herstellung der Kämme umfaßt im allgemeinen die Arbeiten zur Bildung entsprechend geformter Platten, zum Einschneiden der Jähne und zur Vollendung der fertigen Kämme. Zur Veranschaulichung des gewerblichen Processes ist die Verfertigung der Hornkämme als der weitaus gebräuchlichsten am besten geeignet. Für diese wird mit Vorliebe das Ochsenhorn und zwar, nach Vereitigung der fleischartigen Füllmasse, der hohle Theil desselben benutzt, während die massive Spitze vom Drechsler verarbeitet wird. Mittels der Schrotsäge wird das Material der Quere nach in röhrenförmige Stücke (Schrote) geteilt, deren Größe durch die Breite der zu verfertigen Kämme bedingt ist und die sodann mittels derselben Säge der Länge nach aufgeschnitten werden. Zum Zweck des Auseinanderlegens werden die Schrote in Wasser gesetzt, auf den Wärmehock, ein jangenähnliches, hölzernes Werkzeug, gesetzt und über einem offenen Feuer stark erwärmt, wobei sie, um das Abtrennen zu vermeiden, desständig gedreht werden. Das so erweichte Hornstück wird mit zwei Zangen an den Rändern des Längenschnitts erfaßt und schnell, ehe die Abkühlung eintritt, zu einer flachen Platte ausgebreitet, wobei die an der Innenseite vorhandenen Erhöhungen mittels eines Schabmessers mit S-förmiger Schneide entfernt werden. Die abgeschobenen Schrote werden, abermals mäßig erwärmt, in geschichtete und durch den anhaltenden Druck einer Schraubenzieher vollständig gerieben. Um die immer noch rauhen Platten zu glätten, wird jede einzelne der Operation des Ausdrückens unterworfen, indem man sie, wiederum durchwärmt und mit nassem Filz belegt, zwischen zwei eiserne Platten in einen Schraubstock möglichst fest einpresst. Damit die zu bildenden Jähne spitz zulaufen, werden die Platten an den betreffenden Stellen keilförmig zugescharft, was mittels des Bekammessers, eines scharf zugespitzten Beils, auf dem Haublock geschieht. Erst nachdem sie auf dem Schabblock mit einem dem Keilmesser der Böttcher und Wagner ähnlichen Bodmesser behandelt worden sind, wird das Eben und Glätten aller Flächen und Kanten mittels der Hand- oder Bestosseile vollendet. Die Jähne werden mit einer Säge oder mit einem sägeähnlichen Instrument durch Einschnitte bis zu einer der bestimmten Jähnlänge entsprechenden Tiefe gebildet und zwar wird die Schnitttiefe gewöhnlich durch eine feine Linie auf der Platte vorgezeichnet oder mittels einer Stahlspitze angriff, worauf die Platte in die sogenannte Werkstätte des Kammmachers eingespannt wird. Diese

Werkstätte ist eine etwa 1 Meter lange Bank, auf welcher der Arbeiter rittlings vor einer hölzernen Kluppe sitzt. Um das Splittern oder Ausbrechen des Horns zu vermeiden, muß die Platte schieflegend eingepannt und die Säge waagrecht geführt werden. Je nach der Art des Materials und der Feinheit der Zähne sind die zum Schneiden derselben dienenden Werkzeuge, sogenannte Doppelsägen, hinsichtlich der Stärke der Blätter verschieden. Da zwei Sägeblätter gleichzeitig zur Wirkung gelangen, entstehen jebeimal zwei Schnitte, von denen der weniger tiefe nur dazu dient, anzugeben, wo beim Fortrücken der Säge das weiter vordringende Sägeblatt einzufügen ist; hierdurch erhalten sämtliche Einschnitte gleichen Abstand voneinander und somit die Zähne gleiche Stärke. Weil jedoch, wie oben bemerkt, die Platte schief eingepannt und die Säge waagrecht geführt wird, fällt der Grund der Zähne schief aus und muß mit einer gewöhnlichen Säge von gleichmäßiger Blattstärke nachgehägt werden. Bei der Verfertigung harter, weicher Kämme ist das Verfahren einfacher, indem mit der einfachen Schrotsäge ein Einschnitt nach dem andern in die in die Kluppe eingepannte Platte gemacht wird. Endlich werden die Zähne mittels der Epigleife zugespitzt und an den Kanten abgestumpft, hierauf durch Schaben mit einem einseitig facettirten, scharf geschliffenen Messer auf Flächen und Kanten geblättet, um sie auf das Schleifen oder Reiben und Poliren vorzubereiten, durch welches dem fertigen Kämme neben vollkommener Glätte auch Glanz ertheilt wird. Das erstere geschieht auf mit Tuch oder Filz bespannten Bretchen, auf welche sooban das Poliermittel, das nach der Feinheit des verarbeiteten Materials verschieden ist, mit Wasser aufgetragen wird. Die äußerliche Verschönerung und Verfeinerung der Kämme wird durch manichfache Nacharbeiten erreicht. So werden durch die Behandlung mit den sogenannten Hölzern — Messern mit umgelegter, scharfer Epigle — Klauen von verschiedener Form und Größe hervorgebracht oder Jaden, bogenförmige Vertiefungen u. s. w. an den Kanten durch Bearbeitung derselben mittels verschiedener gestalteter Feilen erzeugt. Verschiedenartige Durchbrechungen werden mit der Laubsäge nach Zeichnung ausgehägt, gepreßt und flache Verzierungen in einer zweitheiligen, durchwärmten Metallform unter allmählich verstärktem Druck hergestellt. Zur andern Materialen als Horn, insbesondere für Schildpatt und Elfenbein, sind weit weniger Vorarbeiten erforderlich. Das erstere kommt schon in dünnen, schwachgebogenen Platten in den Handel, letztes nur etwa mit der Laubsäge in Stücke von entsprechender Größe zerhackt zu werden braucht, die, mäßig erwärmt, zwischen warmen Eisenplatten gepreßt und mit der Besseffle gebredt werden. Was das Elfenbein betrifft, so wird vom Kammacher sowohl der massive als der hohle Theil des Zahns verwendet, und die aus demselben geschnittenen Platten resp. Streifen werden mit dem Bebaumeßer und der Hand- oder Besseffle bearbeitet, was bei der dichten Beschaffenheit des Materials besonders leicht von flatten geht. Auch die zu Kammacherarbeiten benutzten Holzarten — Buchs-

baum- und Ebenholz — lassen sich sehr wohl mittels Säge und Feile zu dünnen Platten formen. Zur Herstellung der Zähne sind hier im wesentlichen die gleichen Manipulationen und Werkzeuge wie bei der Bearbeitung des Horns gebrauchlich; nur ist die Anwendung derselben insofern mit geringeren Schwierigkeiten verbunden, als weniger Reizung zum Abblättern vorhanden ist. Bei losspieltigen Stoffen, wie Elfenbein und Schildpatt, wird für großgezahnte Kämme ein besonderes Verfahren, das Doubliren, angewendet, indem nach einer vorgezeichneten jadszförmigen Linie mit der Laubsäge die Zähne in der Art ausgehakt werden, daß man je aus einer Platte zwei Kämme auf einmal erhält, da der Zwischenraum zweier Zähne des einen Kammes stets einen Zahn des andern liefert. Durch Wärme erweicht, können die fertigen Horn- und Schildpattkämme in jede beliebige Form gebogen werden. In neuerer Zeit ist in der Kammacherei die Handarbeit vielfach durch Maschinenarbeit ersetzt worden, und namentlich zur Verfertigung der Raufschwammkämme werden jetzt fast ausschließlich Maschinen angewendet. (W. H. Uhlant.)

KÄMMEL (Heinrich Julius), angegebener Schulmann, wurde am 17. Febr. 1813 zu Salendorf bei Waltersdorf an der Lausche (sächsischer Oberlausitz) geboren. Er war der älteste Sohn des Fabrikanten Karl Gottlob Kämme und dessen Ehefrau Anne Rosine geb. Kämme. Von seinem sechsten Lebensjahre an besuchte er die Schule in Waltersdorf, wo er während des Winters bei dem Großvater, dem Rathsförster Kämme, wohnte und in den langen Winterabenden die Schilderungen aus den Freiheitskriegen, wie sie in Volkssalendern standen, mit Eifer las. Aber auch an den Vergnügungen der Vorjahre nahm er den lebhaftesten Antheil. Obwohl der Vater ihn am liebsten als Nachfolger in seinem Fabrikgeschäft gesehen hätte, so gab er doch dem Verlangen seines Sohnes, ein Gymnasium zu besuchen, endlich nach. Am 6. Mai 1824 wurde Kämme in die dritte Abtheilung der Quarta des zittauer Gymnasiums aufgenommen und empfand sich rasch durch angestrengten Fleiß und untadelhafte Führung bei seinen Lehrern, durch freudliches und bescheidenes Wesen bei seinen Mitschülern. Neben den eigentlichen Schulruben gingen erste Privatbeschäftigungen einher, wie die Lectüre der deutschen Classiker, wesshalb der Director Lindemann ihm die Verwaltung der Schülerbibliothek übertrug. Auch dem Zeichnen widmete er großen Fleiß. Dabei entzog er sich den Schülervergünstigungen nicht; er trat einem Gesangsverein bei, übte sich im Tanzen und Schlußschulaußen, betheiligte sich bei den weiteren Spaziergängen in die schöne Umgebung der Stadt, unternahm sogar eine Fußreise nach Prag. In dieser Zeit begann auch das Freundschaftsverhältnis mit Ernst Willkomm, einem Patretersohne aus Herwigsdorf, in dessen Vaterhaus er wie ein Sohn verkehrte.

Am 19. Dec. 1832 bestand er die Reifeprüfung, verließ aber die Schule erst Hiera 1833, um in Leipzig Theologie zu studiren, denn für dieses Studium hatte er nach einigen Zweifeln über die Wahl des Berufs sich entschieden. Am 1. Mai 1833 traf er in Leipzig ein

und bereitete sich sofort mit Ernst und Eifer auf den Besuch der bald darauf beginnenden Vorlesungen vor. Er hörte die theologischen bei Winer, Winer, Thelle, Niedner, Großmann, Jügen und Krehl, die philosophischen bei Hartenstein, die geschichtlichen bei Bachsmuth und Blathe, philologische bei G. Hermann, Westermann und Seyffarth. Auch an den praktischen Übungen in den verschiedenen Seminarien und in der kausiger Prediger-Gesellschaft nahm er gewissenhaft theil und versäumte nicht durch Predigen sich auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten. Nur einmal dachte er ernstlich daran, sich ganz historischen Studien zu widmen und dieselben in Halle unter H. Leo zu betreiben. Aber der Plan wurde aufgegeben. Am 7. März 1837 bestand er das theologische Candidatexamen vorzüglich und kehrte am 19. März in die Heimat zurück.

Nach kurzem Aufenthalt in dem älterlichen Hause siedelte er nach Zittau über, wo er dann bis zu seinem Tode verblieben ist. Zunächst setzte er seine Vorübungen für den geistlichen Beruf fort, predigte in den Kirchen der Stadt und der benachbarten Dörfschaften, ertheilte Privatunterricht, um sich im Lebensfache zu üben. Unter Lachmann's Leitung traten gleichgesinnte Freunde zu einer „Urania“ zusammen, in welcher poetische Versuche vorgelesen und Kunststudien getrieben wurden. Ausflüge und kleine Reisen brachten Erholung und Stärkung für Körper und Geist. Am 23. April 1838 übernahm er eine Lehrerstelle an der allgemeinen Stadtschule (erste Knabenklasse), daneben auch einige Lehrstunden in der Seminarische und besonders Geschichtsunterricht in der Gewerkschule. Er war 1839 dem Gewerbeverein als Mitglied beigetreten und wurde 1841 Secretär und 1843 Vorsteher desselben.

Am 22. Juni 1840 wurde er als collega sextus am Gymnasium zugleich mit seinem Freunde Lachmann (dieser war als collega adiunctus angestellt) feierlich in sein Lehramt eingewiesen und damit die Entscheidung für den Beruf als Lehrer gegeben. Diese neue Stellung bot ihm auch Gelegenheit, einen längst gehegten Herzenswunsch zu erfüllen und aus dem herrigshofer Pfarrhause die Schwärter seines Freundes Willkomm am 15. Juni 1841 als Gast in heimzuführen. Das Gymnasium war damals schwach besucht, daher auch die Zahl der Lehrer sehr klein. Kämmel rückte in dem Collegium verhältnismäßig schnell auf. Am 31. März 1845 wurde er Subrector, am 7. Juli 1851 Conrector. Erst 1845 verlangte man von ihm die Ablegung eines theologisch-philologischen Examens (bei seiner ersten Anstellung hatte er nur eine Abhandlung eingebracht und eine Profection gehalten), das er vor dem Conscriptorium in Dresden zugleich mit seinem Freunde Lachmann rühmlich bestand. Neben dem Lehramte trat er eifrig für das Zittauer ein, für das er einen eigenen Verein begründen half¹⁾, und wurde außerdem Vorsteher eines wissenschaftlichen Unterhaltungsvereins. Eine Lebibibliothek, welche der Benutzung der Reichsbibliotheken durch

die Schüler entgegenwirken sollte, nahm er in seine Verwaltung.

Die Jahre der Bewegung brachten den in dem engeren Kreise bewährten Mann auf das weitere Gebiet des politischen Lebens. Auch er war von der Idee, Deutschland werde aus diesen Bewegungen als ein großes und einig Reich hervorgehen, begeistert; es war daher nicht auffallend, daß das Vertrauen seiner Mitbürger ihn erst als Stellvertreter, dann als Abgeordneten für das Frankfurter Parlament nachwählte. Am 28. März 1849 reiste er nach Frankfurt ab, wo die Kaiserwahl bereits vollzogen war. Er schloß sich der erbsäuerlichen Partei an und theilte die Hoffnung, daß der König von Preußen die ihm dargebotene deutsche Kaiserkrone annehmen und die von der Nationalversammlung unter schweren Kämpfen festgestellte Reichsverfassung billigen werde. Diese Hoffnungen schwärzten; Zerwürfnisse im Parlament folgten. Kämmel entschloß sich am 19. Mai sein Mandat niederzulegen, ehe noch die sächsischen Mitglieder von ihrer Regierung zurückberufen wurden. Er sah sein Verhalten von seinen Wählern, denen er in einem gedruckten Berichte (Rechnenschaft) gab, gebilligt, und schloß diesen Bericht „um mancher Hoffnung ärmer, aber unerschütterter in dem Glauben an das gute Recht und die unverwundliche Kraft und eine große Zukunft des deutschen Volk's“. Freilich sollten noch viele Jahre vergehen, ehe dieser Glaube Bestätigung fand; sogar ihn zu bewahren, machten die nächsten Ereignisse recht schwer. Im December 1849 wurde er in die zweite sächsische Kammer gewählt. Er sah in Dresden noch die Spuren der traurigen Märsche, sah den Streit um das Preussischösterreich, sah Sachsens Austritt aus der Union und erlebte die Auflösung des widerstrebenden Landtags am 1. Juni 1850. Daß er bei seinen durchaus gemäßigten politischen Meinungen vorharrt, ist natürlich; seine Liebe zu der sächsischen Heimat war zu innig und tief. Inzwischen hatte diese Thätigkeit seinen Geschäftskreis erweitert, der Verkehr mit den begabtesten Männern ihn gewandter gemacht, die Einsicht in die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse ihn auch in seiner Thätigkeit für die Schule zu größeren Aufgaben befähigt.

Als Director Einbemann Michaelis 1853 wegen schwerer Erkrankung erst beurlaubt, dann zur Ruhe gesetzt wurde, übernahm Kämmel interimistisch die Leitung des Gymnasiums. Anratherhalb Jahre hat er ein doppeltes Ordinarialat und die Direction geführt, aber dabei war seine Gesundheit so erschüttert, daß nur ein längerer Urlaub und der Besuch des Seebades Warnemünde ihm Aussicht auf Herstellung eröffnete. Dorthin erhielt er die Nachricht von Einbemann's in Poppard am 15. Juni 1854 erfolgten Tode, dorthin auch die Kunde, daß das Ministerium am 12. Juli ihn zu dessen Nachfolger ernannt habe. Mit freudiger Zuversicht nahm er den Ruf an und wurde am 2. Oct. feierlich durch den Bürgermeister Just in das neue Amt eingewiesen. Er trat es an mit einer Rede über die Hoffnungen, welche man in Bezug

1) Feinlecher, herausg. bei Einweihung der neuen Zittanenhalle im K. 1845.

2) Die Nationalversammlung in Frankfurt während der Monate April und Mai des Jahres 1849. Zittau 1849. 24 S. 6. K.

auf die Zukunft unserer Gymnasien haben könne. Zunächst warteten seiner mühselige organisatorische Arbeiten. Das bisher rein städtische Gymnasium ging unter die Leitung des Ministeriums für Cultus und öffentlichen Unterricht über. Die 1836 gegründete Gewerbeschule wurde am 16. April 1855 als eine Realschulabtheilung in unmittelbare Verbindung mit dem Gymnasium gebracht und damit die Zahl der Lehrer von 8 auf 15, die der Klassen von 8 auf 10 1/2, die der Schüler von 87 auf 220 erhöht. 1859 wurde ihm das Prädicat als Professor verliehen. Im J. 1860 verlangte das neue Realschul-Regulativ eine weitere Ausdehnung der Anstalt, um sie zu einer vollständigen Realschule erster Ordnung zu erheben. Das Verlangen nach Vereinfachung zu dem Dienste als einjähriger Freiwilliger hatte auch die Zahl der Gymnasialisten unendlich vermehrt, sodass immer neue Parallellassen und Theilungen bisher vereiniger Klassen notwendig wurden. Tropdem arbeitete Kämmerl auch darauf hin, daß 1876 noch eine höhere Handelsschule am Ganzen eingefügt wurde. So war die Zahl der Klassen bis auf 23, die der Lehrer bis auf 36 gestiegen, unter den letzteren aber auch ein häufiger Wechsel veranlaßt, von dem man verhetzt an den stabilen sächsischen Gymnasien keine Vorstellung gehabt hatte. Daß daraus dem Director eine schwere Arbeitlast erwuchs, ist erklärlich. Nur die größte Ordnung in der Geschäftsführung ließ ihm diese Beschwerden überwinden. Kämmerl hat seit 1828 bis zu seinem Tode mit jähren Ausdauer ein Tagebuch geführt, in dem er alle seine Erlebnisse, vor allem seine Studien und später seine Amtsgeschäfte in kurzer, aber vollständig genügender Weise verzeichnet hat. Daneben ging seit 1850 ein Diarium scholasticum, in welchem neben einer fortlaufenden Registerande über die Directorialgeschäfte alle von ihm gehaltenen Unterrichtsstunden nebst dem Hauptinhalte des in einer jeden Behandelten mit der größten Sauberkeit verzeichnet sind; ferner die Thematata sämmtlicher von ihm gestellten Aufgaben, dazu Schülertisten, Specialcensuren und Rechnitides. Wer kann sich solcher Genauigkeit rühmen? Und doch fand er noch Zeit, sich an den öffentlichen Angelegenheiten Jittaus zu beteiligen. Seit 1871 gehörte er dem Stadtverordneten-Collegium an, in welchem er unter andern für eine neue Ordnung des Armenwesens so nachdrücklich auftrat, daß die Armenordnung mit ihrer Individualisirung wesentlich sein Werk ist. Seit 1877 führte er auch das jetztraubende Amt eines Armenvorstehers des zweiten Bezirkes.

Die Doppelanstalt war in zwelfen Räumen, theils in dem alten Gymnasialgebäude, theils in dem neuen Gewerbeschulhause untergebracht, in zwei Gebäuden, die ziemlich weit voneinander entfernt waren, was mancherlei Zeitverlust für Lehrer und Schüler herbeiführte. Die wachsende Frequenz nöthigte zu neuen abgeordneten Klasseninrichtungen, z. B. in der alten Kaserne, oder

auch zu zeitweiliger Benutzung von Lehrzimmern in der Baugewerkschule und im alten Bürgererschulhause. Solche Vertheilung der Anstalt in vier Häuser erschwerte auch Kämmerl sein Amt, dem die Pflicht des Zusammenhaltens oblag. Nach langen Verhandlungen übernahm die Stadtgemeinde Jittau den Bau eines neuen Schulhauses auf ihre Kosten; die deshalb mit der Regierung am 14. Dec. 1868 getroffenen Vereinbarungen fanden sofort die Genehmigung der städtischen Behörde. Am 16. Aug. 1869 fand die feierliche Grundsteinlegung in Gegenwart des Königs Johann statt, der auch sehr wohl genehmigt hatte, daß das neue Gebäude und die darin aufzunehmende Schule den Namen „Johanneum“ führen sollte. Bei dem Bau hatte Kämmerl als Director und als Stadtverordneter vielfach mit seinem Rathe geholfen, und es war sehr gerechtfertigt, daß am Tage der feierlichen Einweihung, am 14. Dec. 1871, Kämmerl durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Verdienstordens ausgezeichnet und sein Bild, ein Geschenk ehemaliger Schüler, in dem Konferenzzimmer aufgestellt wurde. Er selbst hat genaue Nachrichten von dem glänzenden Feste gegeben, das unter allgemeiner Theilnahme gefeiert war. *) Damit war das Haus, das der König bei der Grundsteinlegung zu „einer Pflanzstatt höherer Bildung für das kommende Geschlecht auf der bewährten Basis gründlicher Wissenschaftlichkeit und echt christlicher Sittlichkeit“ geweiht hatte, seiner Bestimmung übergeben; darauf bezogen sich auch die Gedächtnisrede, welche Kämmerl beim Einzuge in längerer Rede entwickelte. Er selbst sollte in demselben noch mehrere Freuden und Ehrentage erleben. Am 2. Oct. 1879 wurde sein 25jähriges Rectoratsjubiläum gefeiert, bei dem er den Titel als Schulrath erhielt und zum Ehrenbürger von Jittau ernannt, außerdem eine nach seinem Namen benannte Stiftung für Wittwen und Waisen ehemaliger Lehrer begründet wurde. Als am 16. April 1880 das Jubiläum der Realschule gefeiert wurde, übte er sich durch die anerkennenden Worte des anwesenden Ministers Dr. v. Gerber hochbeglückt. Seine Gesundheit nöthigte ihn in den letzten Lebensjahren zu regelmäßigen Erholungsreisen in das schlesische Bad Landeck, aus dem er stets erfrischt die rege Thätigkeit wieder aufnehmen konnte. So hatte er das Sommerhalbjahr 1881 glänzend zu Ende geführt, am 22. und 23. Sept. die städtischen Censur- und Verlesungskonferenzen gehalten, am 24. Sept. der Schulcommission eingehend Bericht über den Stand der Schule erstattet, war dann nach einer kurzen Abwesenheit in seiner Wohnung um 10 Uhr wieder in der Mitte der Collegen erschienen, als er mit den Worten: „Lassen Sie uns nach einem passenden Schlusse suchen“, plötzlich zusammengebrochen, nicht von einer Ohnmacht befallen, sondern von einem Herzschlage, in den Armen der Lehrer verschied. So hat er wahrhaft in seinem Berufe, was nur wenig Schulmännern in gleicher Art zutheil geworden ist (sich erinnern an Trojenborf und Baumlein), ein schnelles Ende gefunden. Am 28. Sept. fand von

*) Es waren vier Gymnasialklassen (I—IV), drei Realklassen (die dritte in zwei parallelen Gocias), und zwei Progymnasialklassen (V, VI) als gemeinamer Unterbau für beide Abtheilungen der Doppelanstalt.

*) Die Erbauung und Einweihung des Johanneums. Progr. des Jahres 1872.

der Aula aus unter zahlreicher Betheiligung der gesamten Stadt die feierliche Bestattung statt, zu der im Auftrage der obersten Behörde Geheimerath Dr. Ziberg von Dresden erschienen war; das Lehrercollegium veranstaltete kurze Zeit nach dem Beginn des neuen Semesters am 10. Oct. eine öffentliche Gedächtnisfeier, bei welcher Conrector Professor Dr. Friedrich die Rede hielt und ein Lebensbild des Verstorbenen entwarf.

Ich habe das Leben des Mannes erzählt, das wenig Bedarf geboten hat; schwieriger wird mir, über den Lehrer und Director zu sprechen, weil ich mich bei den Angaben dorer, die ihm näher gestanden haben, verlassen muß. Bei der Vielseitigkeit seines Wissens war er auch zu einer vielseitigen Lehrerbätigkeit befähigt. Sie bezog sich zuerst auf den Religionsunterricht, bei dem er die Fülle seiner theologischen Kenntnisse, aber auch die Wärme tiefen Gefühls am schönsten behätigen konnte. Längere Zeit hat er auch im Hebräischen unterrichtet. Den deutschen Unterricht bezog er vornehmlich auf scharfe Charakterisirung unserer Classiker; seine Aufsatz-Themata sollen durch Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit der Aufgaben überrascht haben. In den oberen Gymnasialklassen lehrte er Lateinisch und Griechisch, gab jedoch das letztere an andere Lehrkräfte ab, als die Anzahl größer wurde. Lateinisch sprach und schrieb er mit der Feinheit der guten alten sächsischen Zeit und übte auch die Schüler in regelmäßigen Disputationen. Zuletzt hatte er sogar einen Theil des lateinischen Unterrichts an der Realschule übernommen. Den Geschichtsunterricht hat er nicht bloß nach seiner Methode theoretisch gefördert, sondern auch in der Praxis besonders gepflegt und dabei durch seinen Vortrag und sein besonnenes Urtheil allgemein gefesselt. Er hat immer eine ansehnliche Zahl von Lehrstunden selbst übernommen und ist in Verbindungsstunden der Collegen gern als Helfer eingetreten. Dazu war er auch durch seine Bekanntschaft mit den Sprachen der modernen Culturvölker*) und durch seine Kenntnisse in den exacten Wissenschaften besonders befähigt. Das jetzige Specialistenthum lag ihm ganz fern; er gehörte noch zu den Schulmännern der alten Zeit, die in allen Lehrgeschäften zu unterrichten im Stande waren. Darum konnte er auch mit Nutzen eine Doppelanstalt leiten, welche Humanismus und Realismus vertrat, konnte mit seinem milden Wesen jede Rivalität fernhalten und auch schwächere Kräfte in derselben leicht ertragen.**) Freilich eine einseitige höhere Schule, die ihm als Ideal dabei vorschwebte, wird sich auf diesem Wege niemals erreichen lassen; es ist auch bald nach seinem Tode die Trennung der vereinigten Anstalten vollaufen worden. Als Lehrer strebte er bei dem reichen Schatz seines Wissens nicht danach, Vielwisserer bei der Jugend zu verbreiten, sondern war sich der Aufgabe der Schule als einer geistigen Vorbildungsanstalt wohl bewußt. Schablonenmäßige Jugenabildung war

ihm verhaßt†), deshalb vernachlässigte er auch wohl die Controle der Schülerleistungen bisweilen mehr als rechtmäßig war. Sein eigener musterhafter Fleiß genügte nicht bei allen Schülern als Vorbild und Sporn. In der Handhabung der Schulgucht war er mehr zur Milde geneigt. Bei seinem sittlichen Ernste konnte er doch gegen die fehlenden Schüler nicht immer mit Mäßigkeit ausbreiten, und harte Erfahrungen sind ihm trotz der Liebe derselben in der Disciplin nicht erspart worden. Daß er in schlimmen Fällen fest und energisch einzuschreiten gewußt habe, wird vielfachlich berichtet. Die Lehrer konnten sich einen humaneren und duldsameren Director nicht denken.

Dabei fand er noch immer Muße zu wissenschaftlicher Thätigkeit, ganz abgesehen von der gescriptirtenen Schriftreihe zahlreicher Programme und Reden, deren weiterer Kreis die Theilnahme mehrerer Lehrer, wenigstens des Rectors und Conrectors, beansprucht und dem wissenschaftlichen Leben des jülicher Gymnasiums einen eigenthümlichen Charakter gibt. Der wissenschaftliche Mann hat auch diese Leistungen genau registrirt; das Verzeichniß mit Einschluß der Beiträge zu Zeitschriften, zu gesellschaftlichen und pädagogischen Werken enthält 648 Nummern; er hat sie in seiner bescheidenen Weise als „literarische Nebenstunden“ bezeichnet. In früheren Jahren hielt die Vorliebe für Theologie aus und veranlaßte zahlreiche Recensionen und Beiträge zu Jünger's und Kiebler's Zeitschrift für historische Theologie seit 1841, zu Reuter's Repertorium für theologische Literatur (1846—1860), zu dem Sächsischen Kirchen- und Schulblatt (1852), zu Jüll's Allgemeiner Zeitung für Christenthum und Kirche (1845, 1846). Aber auch selbständige Arbeiten kleineren Umfangs gehören auf dieses Gebiet: so 1842 „Die Schwerigsteiten des Religionsunterrichts vom Standpunkte einer tiefer dringenden Psychologie und mit besonderer Rücksicht auf die unteren Klassen der Gymnasien betrachtet“; 1843 erschien als ein Leitfaden für den Religionsunterricht der mittleren Gymnasialklassen: „Die Entwicklung des Gottesreichs“; 1846 „Die Unzulänglichkeit und das Christenthum. Eine Abhandlung zum Frieden“. In gleicher Art wie den Religionsunterricht hatte er auch die Geschichte behandelt; erst 1842 die Theorie „Ueber den Gymnasialunterricht in der Geschichte“; dann praktisch 1844 „Lebensbilder aus dem Mittelalter“; die 1850 erneuert wurden, aber wegen des Bruchs der Verlagshandlung nicht fortgesetzt sind. Aus gleichem Grunde sind die „Schilderungen aus dem Völkerverleben; eine populäre Weltgeschichte mit besonderer Rücksicht des Culturhistorischen“, nicht über das erste Heft hinausgekommen. Solche mehr populäre Arbeiten drachten ihn als Mitarbeiter auch zum „Herold“, zur „Abendzeitung“, in die auch einige seiner Gedichte aufgenommen sind, zum „Gothaischen allgemeinen Anzeiger“, zu den

5) Der Unterricht in den neueren Sprachen nach seiner Stellung zum Unterricht in den alten, in Langbein's Archiv 1864, Nr. 7. 6) Zur Verhinderung über die Verbindung von Realschule und Gymn. in Bittau; über den Unterschied von Gymn. und Realschule. 2 Progr. 1864.

7) Die Berücksichtigung der Individualität im Leben der Schule, in Langbein's Archiv 1862, Nr. 5. 8) Ein Vortr. von 1841 gibt Andeutungen über Auswahl und Verteilung des sächsischen Lehrstoffes. 9) Zur Würdigung der sächs. Geschichte als eines Lehrgegenstandes. Progr. 1856.

„Blättern für literarische Unterhaltung, zur „Eufotia“, zu den „Bildungsblättern für unser Volk“ u. a. m.

Immer mehr jedoch concentrirten sich seine Studien auf das Gebiet der Pädagogik, insbesondere der Schulgeschichte, und hier bildete den Mittelpunkt Zittau selbst und nur nebenbei auch andere Orte der Lausiz.¹⁰⁾ Für die Geschichte des Gymnasiums hatte er umfangreiche Materialien gesammelt und doch wagte er 1871 in dem Festprogramm nur mit einem Rückblick auf diese Geschichte hervorzutreten, der wenigstens eine Uebersicht gewährt über das, was von ihm in zahlreichen Schulprogrammen zerstreut ist und noch eine Aussicht auf weitere einzelne Darstellungen eröffnet. Er hatte behandelt 1868 die Schule in Zittau unter den Einwirkungen der Reformation, 1869 den Rector Caspar Zanitius, 1870 das Gymnasium in Zittau während der trüben Jahre 1578—1602¹¹⁾, 1875—1876 Weichior Oerlach (Rector 1602—1616) in drei Programmen, 1856 Christian Reimann (1634—1662), 1860 Erinnerungen an Gottfried Hoffmann (Rector 1708—1712), 1865 und 1867 Benjamin Gottlieb Oerlach (Director 1738—1756), Beiträge zur Geschichte der pädagogischen Bestrebungen im Zeitalter Oesner's und Gottsched's, in vier Programmen, endlich bereits 1854 Friedrich Hindemann (Director 1823—1852). Aber eng damit verbunden sind auch die Untersuchungen über Martin Grünwald, der sich als Gesellener unter die deutschen Schulen verdient gemacht hat, in vier Programmen 1859 und 1861, und das Schriftchen zur Geschichte der Gymnasialbibliothek in Zittau 1856.

Ueber dieses kleinere Gebiet weit hinaus schweiften seine Arbeiten über die Geschichte der Pädagogik¹²⁾ in das griechische und römische Alterthum, in das Mittelalter, in die Zeit der Humanisten und nach Frankreich. Sie fanden schon weniger in den Schulprogrammen als in gelehrten Zeitschriften, wie in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, in Langbein's Pädagogischem Archiv¹³⁾, in dem Neuen Lausitzischen Magazin und in den großen Sammelwerken der Schmid'schen Encyclopädie und der Allgemeinen deutschen Biographie, in deren jüngst erscheinenden Bänden er in seinen letzten Lebensjahren noch zahlreiche Beiträge geliefert hat. So hat er Herodes Atticus aus dem Zeitalter der Antonine, Maximus den Joviter, Agathobald von Myrene (Programm von 1845), Sidorus von Pelusium (zwei Programme 1848), den Rector Isocrates in seiner Bedeutung für die Schule (zwei Programme 1864), Solon, Erzopbos und Isocrates und die Sophisten der Kaiserzeit in der Encyclopädie behandelt; von den Römern Quintilian, Seneca (Encyclopädie) und die Helvidii Prisci (Programm 1846); ausgedehnte Bearbeitungen über den jüngeren Plinius hat er's nicht mehr verworther.

Für die Anfänge des mittelalterlichen Schulwesens kommen in Betracht die Programme De Gallorum indole sub Romano non mutato (1845), das Fortwirken römischer Bildung im fränkischen Gallien vor Karl dem Großen (vier Programme 1853) und die Artikel in Schmid's Encyclopädie über Dom- und Kloster Schulen, über mittelalterliches Schulwesen, Karl den Großen, die Stadtschulen des Mittelalters (1872), das Schulwesen der sächsischen Länder in den letzten Zeiten des Mittelalters (Neues Lausitzer Magazin, Bd. 39), die Hieronymiana (freilich ohne Benutzung der neuesten Forschungen). Noch mehr haben ihn die Humanisten angezogen, vorerst die Pädagogen Vegerio, Begio und Vittorino (in der Encyclopädie), nachher Vettori (in den Jahrbüchern für Pädagogik 1865 und 1866), Erasmodus in Dreverter (ebenda 1874), Hermann von dem Busche und Bugenhagen (in der Encyclopädie), Wubler (Lausitzer Magazin), Camerarius in Nürnberg (Programm 1862) und die Geschichte des griechischen Unterrichts im 16. und 17. Jahrh. (in den Jahrbüchern 1867). Im Jahre 1877 gab er in dem Jahresberichte der Lausitzer Prediger-Gesellschaft einen Aufsatz: „Die deutschen Humanisten des 15. und 16. Jahrh. als Träger vaterländischen Sinnes und Trebens“. Für den weiteren Verlauf haben ihn die Jesuiten interessiert; er hat ihnen 1849, 1851 und 1856 vier Programme gewidmet; die lateinischen Schulen des 16. und 17. Jahrh. im Kampfe gegen die Winkelschulen (Programm 1855), die Reformen Kamé, Kadre, Kollin und des Philanthropinismus und Schummel in der Encyclopädie, die Einwirkungen des Pietismus auf das Schulwesen (im Neuen Lausitzer Magazin Bd. 37), endlich auch die Einwirkungen Frankreichs in drei Programmen über Hénlein (1857, 1858), über den Cardinal von Voisringen (1855), das Unterrichtswesen der Reformirten in Frankreich während der Verfolgungen des vorigen Jahrhunderts (1845), der Einfluss der französischen Sprache und Literatur auf die höheren Stände Deutschlands seit dem 16. Jahrh. (Programm 1853). Auf die Menge der Biographien von Gelehrten neuerer Zeit in den angeführten Sammelwerken und auf einzelne Schriften geht ich nicht weiter ein. Das Meiste von dem, was hier angeführt ist, war nur Vorarbeit zu einem großen Werke über die Geschichte des Schulwesens in Deutschland seit der Reformation, an dem er seit etwa 40 Jahren unermüdet gearbeitet hat, ohne sich genügen zu können. Daher ist nur der erste Band vollendet; dieser behandelt in zwei Abtheilungen das deutsche Schulwesen unter dem Einflusse der Kirche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters und unter der Herrschaft des Humanismus. Zu den übrigen Bänden, deren etwa noch drei folgen sollten, haben sich im Nachlasse, abgesehen von den bereits gedruckten Arbeiten, nur umfangreiche Collectaneen vorgefunden. Die Herausgabe des ersten Theils hat Kämmel's trefflicher Sohn Otto, Professor am königl. Gymnasium in Dresden, übernommen; derselbe befindet sich bereits unter der Presse.

Dieser Sohn hat auch dem verehrten Vater ein Denkmal gesetzt in der „Allgemeinen deutschen Biographie“,

10) Die Oberrlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften hat ihn 1879 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. 11) Diese drei Abhandlungen stehen auch im 49. Bande des Neuen Lausitz. Magaz. 12) Eine lange Reihe von Artikeln im Verzuge's pädagogischer Realencyclopädie (1831—1847) ist mir unbekannt. 13) Dort steht 1861 eine Abhandlung: Das Studium des Tacitus in den letzten drei Jahrhunderten; 1865 Französisches Schulwesen.

Bo. XV, S. 51—56; außerdem konnte ich dankbar bemerken die Beilage zu dem Zittauer Schulprogramm von 1882: „H. 3. Kammel. Zum Andenken an einen edeln Verstorbenen für seine zahlreichen Freunde und Schüler“, in welchem Professor Dr. Friedrich die Feststellungsgüter genau beschrieben, seine Gedächtnisrede mitgetheilt und ein nicht ganz correctes, auch nicht vollständiges Verzeichniß der von Kammel verfassten Schriften und Abhandlungen gegeben hat.

KAMMER (griech. *καμαρα*, lat. *camera*, daher das Wort in den andern Sprachen), in ursprünglichem Sinne ein gewölbter Raum, nach neuem Begriffe ein Zimmer, welches nicht heizbar ist. Schon im Mittelalter unterschied man die Kaminen (abb. *cheminats*, *cheminée*, mit. *caminata*), das Pfeißelgamb (v. *phiossel*, mit. *pisale*, franz. *poêle*), welche heizbar waren, von der (nicht heizbaren) Kammer. Sie befindet sich entweder in den Stodwerken neben Wohnzimmern oder im Dachraum, wo sie mit einem gewöhnlichen, leichten Schloß (Kammergeschloß) verwahrt wird, und dient verschiedenen Zwecken, als Schlaf-, Mädchen-, Speise-, Holz-, Geschüre-, Futter- u. s. w. Kammer. Die Kammern sind als nicht heizbare Räume meist von nicht massiven, zum Beispiel hölzernen oder fadwandigen umschlossen. Wenn die Kammer kein directes Licht, etwa secundäres oder Oberlicht, erhält, so nennt man sie *Alfoven*, eine Bezeichnung, die sehr häufig noch jetzt für jede Kammer oder Schlafstube mit Lindecht gebraucht wird. Ferner nennt man Kammer in Schloßern oder fürstlichen Gebäuden auch ein Zimmer oder eine Reihe von solchen, die zur Aufnahme und Aufbewahrung von Kunstschätzen oder Alterthümern (Kunst-, Schatz- und Antiquitäten-Kammer) dienen. Außerdem dient der Ausdruck Kammer sowohl im Hochbau wie bei dem Wasserbau, dem Schiffbau und der Technik im allgemeinen für kleinere Abtheilungen eines größeren Raumes, die durch Schiedswände getrennt sind oder nur durch einen schmalen Gang oder Canal mit andern Räumen in Verbindung stehen.

KAMMER hieß zur Zeit der fränkischen Könige das absonderte Gemach, worin sie ihr Privatgeheimnis verwahrten, später überhaupt der Ort, wo die fürstlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, weiter die fürstliche Kasse, endlich auch die den fürstlichen Haushalt leitende Behörde. So ist das Wort Kammer der allgemeine Ausdruck für alles die Privatangelegenheiten des Fürsten Betreffende im Gegenfaze zu dessen Hof- oder öffentlichem Leben. In die Kammer flossen die Einkünfte aus den fürstlichen Gütern und in ihr concentrirte sich die Verwaltung des fürstlichen Vermögens. An der Spitze derselben stand der *Kammerer* (*Cammerarius*), zur Zeit der frühlichen Könige einer der obersten Hofbeamten und späterhin in der deutschen Reichsoberfassung einer der vornehmsten Fürsten des Reiches. Das Amt als *Verkämmerer* im deutschen Reiche bekleidete zuletzt der Kurfürst von Brandenburg. Derselbe Bedeutung hatte seit Ausbildung der Landeshoheit die Kammer in den einzelnen deutschen Territorien, wo sie 1) die eigenen

Güter des Fürsten, die Kammergüter im engeren Sinne, 2) die alten Reichsgüter, die Donation des Reichsamtes, die Saatsdomänen, dann 3) die mit dem Grafen- und Fürstenaunte verbundenen Einkünfte und Gefälle aus Zehnten, Zinsen, Regalien, und selbst 4) die Steuern und Jölle umfaßte, von denen in der älteren Zeit ein Theil zur kaiserlichen Kammer zu verrechnen war. Alle diese Einkünfte, die übrigens nach und nach vollständig miteinander vermischt wurden, ließ der Landesherr allein ohne Mitwirkung seiner Stände verwalten; aber er mußte darauf auch alle Regierungs- und Verwaltungskosten, nicht aber die Landesausgaben, wie Landespolizei, Straßenbau u. s. w., und die Reichskriege betreffen; erst im Falle der Unzulänglichkeit mußten die Stände mit der Bewilligung von Steuern eintreten. Anfänglich war die Kammerverwaltung den landesherrlichen Kämern übertragen und zur Centralleitung ein Kammermeister oder Kämteimeister mit den nöthigen Gehülfen bestellt; nach und nach wurden daraus collegialische Behörden (*Hofkammern* oder *Kentkammern*), die, weil sie zugleich die politischen Regalien verwalten, auch mit manchen Befugnissen der allgemeinen Landesverwaltung betraut waren. In neuerer Zeit, und zwar besonders seit Einführung der constitutionellen Verfassungen, wurden dann in den meisten deutschen Staaten das eigentliche Privatvermögen des Fürsten und das *Hausfideicommiss* der Dynastie aus dem Kammer- und dem damit verknüpften eigentlichen Staatsvermögen ausgegliedert und den Fürsten durch Feststellung einer Willkür die Entscheidung für die Ueberlassung der Domänen (s. d. Art.) und der Kammergüter an den Staat geboten. Hiermit aber verandelten sich die ehemaligen fürstlichen Kammern — soweit nicht das ausgeschiedene fürstliche Vermögen in Betracht kam — in die modernen Landesbehörden der Finanzministerien, Steuercollegien, Zollbehörden, Steuerrechnungskammern u. s. w., während das Polizeiwesen an die Behörden des Ministeriums des Innern abgegeben wurde. — Ueber Kammern im staatsrechtlichen Sinne der Volksvertretung s. *Repräsentativsystem*. — Ueber Kammern für Handelsachen s. *Kandgerichte*.

(*Albrecht Just.*)

KAMMER heißt bei den Feuerwaffen derjenige Theil der Seele, welcher zur Aufnahme der Pulverladung bestimmt ist. Bei den glatten Haubigen und Wisren bildete dieser Theil stets einen im Durchmesser verengten Raum der Seele, damit die verhältnismäßig kleine Ladung recht central auf das Geschöß wirken konnte; der jahrhundertlange Streit, ob hierzu eine cylindrische, eine conische oder eine birnformige Kammer am geeignetsten sei, ist thatsächlich nicht zum Austrag gebracht, eig durch die Einführung der gezogenen Geschöße die Frage an Bedeutung verlor. Auch die glatten Kanonen erlebten in vereinzelt Fällen Kammern, meist in cylindrischer oder conischer Form. Für die mit Kammern versehenen Geschöße der bezeichneten Art ist der *Wattungsname* *Kammergeschöß* gebräuchlich, derselbe ist aber keineswegs identisch mit der Bezeichnung *Kammerstäde*. Unter letzteren versteht man Geschöße aus der ersten

Zeit des Gebrauchs derselben, bei denen Ladung und Geschöß in eine besondere Kammer eingeseht wurden, die dann ihrerseits in das hinten offene Bodenstück des Geschößprobres eingeführt und in denselben durch Keile, Klammern oder eine Schraubenvorrichtung festgehalten wurde. Diese Kammerstücke bilden die ersten rohen Anfänge der heute im Gebrauch befindlichen Hinterladungs-Geschöße, wenn sich auch zwischen der Zeit ihrer Benutzung und der Gegenwart eine Periode von Jahrhunderten befindet, in welcher ausschließlich aus einem Stück gefertigte, von der Mündung aus zu ladende Geschößrohre Verwendung fanden. Auch bei den Geometren kamen in den ersten Zeiten ihres Bestehens ähnlich konstruirte Hinterlader vor, die den Kammern ähnlichen führten und für die stets mehrere geladene Kammern bereit gehalten wurden. In der neuern Zeit verfiel der französische Capitän Delvinge an hinteren Theile mit einer vereinigten Kammer, welche die Pulverladung aufzunehmen bestimmt war, während die Kugel auf die Mündung der Kammer aufgeschaut wurde, damit das Ziel sich in die Länge des Laufes presse und das Kundgeschöß beim Abfeuern der Mündung der Länge folge. Diese Gewehre wurden Kammergewehre (*fusils à chambre*) genannt und bildeten ein nicht unwesentliches Glied in dem Entwicklungsgange der gezogenen Vorderladungs-Gewehre. Von ihnen zu unterscheiden sind die Kammerladungs-Gewehre, welche vor der allgemeinen Einführung der Hinterlader in einzelnen Armeen in Gebrauch waren und von den modernern Hinterladungs-Gewehren dadurch wesentlich verschieden waren, daß sie ein bewegliches Kammerstück besaßen, welches die Pulverladung und das Geschöß aufnahm und vor dem Schusse mit dem gezogenen Laufe in feste Verbindung gebracht wurde. Bei ihnen wurde nicht, wie bei den Kammerbüchsen früherer Tage, eine lose Kammer in den Lauf geseht, sondern ihre Kammer war permanent mit dem Laufe beweglich verbunden. Die 1831 eingeführte französische Wallbüchse, sowie das 1848 in Norwegen angenommene Schützen- und das 1851 in Schweden adoptirte Marinegewehr bilden Beispiele derartiger Kammerladungs-Gewehre. (v. Löbell.)

KAMMER wird im deutschen Heere der Aufbewahrungsort für die Beladungs- und Ausrüstungsstücke der Truppenstücke genannt, obgleich derselbe oftmals bedeutende Dimensionen besitzt. Die Kammer soll im Verhältnis zu den Borräthen geräumig sein, damit dieselben übersichtlich aufbewahrt werden können, ferner soll sie hell und luftig sein und die Borräthe vor dem Verderben, dem Einbruche und der Feuergefahr sichern. Man unterscheidet Compagnie-, Bataillons-, Regiments-Kammern u. s. w., und überträgt die Bewachung derselben dem betreffenden Vorgesetzten sowie ad hoc gebildeten Commissionen. Zur speciellen Verwaltung wird ein Kammer-Untersoffizier bestellt (früher Capitaine d'armes genannt), der über alle Ausgaben und Einnahmen ein Kammerbuch zu führen hat. — Bei der Marine ist Kammer der Name der Wohnräume der Offiziere und Bedoffiziere eines Schiffes. (v. Löbell.)

II. Capit. I. B. u. R. 3. drit. Section. XXXII.

KAMMER, KAMMERBAU ist beim Bergbau eine Abbaumethode für Gewinnung sehr großer Massen von bedeutender Standhaftigkeit, die im Ganzen unwürdig sind und daher möglichst rein ausgehauen werden müssen, wie zum Beispiel auf dem Steinfallager zu Wieliczka, wo der Abbau sehr weit, in sogenannten Kammern stattfindet, daher auch diese Methode als Weitungsbau bezeichnet wird. (C. Reinhardt.)

KAMMER, dunfle, Camera obscura, nennt man eine optische Vorrichtung, welche im wesentlichen aus einem dunkeln Raume besteht, innerhalb dessen auf einer der Wände ein Bild von außerhalb des Raumes befindlichen Objecten dadurch entworfen wird, daß durch eine Oeffnung in der der Bildwand gegenüberliegenden Wand Strahlen von diesen Objecten in den dunkeln Raum dringen.

Die Einrichtung einer solchen Dunkelkammer kann erstens verschiedener Art sein in Bezug auf die Größe des dunkeln Raumes und dann in Bezug auf die Beschaffenheit der Oeffnung, durch welche das Licht eindringt. Ist die Größe des dunkeln Raumes der Art, daß der Beobachter selbst mit innerhalb desselben Platz hat, so braucht er nur einfach das auf der betreffenden Wand erzeugte Bild zu betrachten. Besteht der dunkle Raum aber nur aus einem größeren oder kleineren Kasten, der dem Beobachter nicht den Aufenthalt im Innern gestattet, so muß eine Vorrichtung getroffen sein, welche die Beobachtung des Bildes von außen gestattet. Dies geschieht entweder so, daß man an geeigneter Stelle noch eine Oeffnung anbringt, welche, ohne das störende Licht eindringt, dem Auge die Beobachtung des auf der betreffenden Innenwand entstandenen optischen Bildes gestattet, oder daß man die betreffende Wand selbst aus einem durchscheinenden Material macht, etwa aus geöltem Papier oder besser aus mattgeschliffenem Glase, wodurch man im Stande ist, das auf der inneren Seite dieser durchscheinenden Wand entstandene Bild auch zugleich möglichst deutlich auf der äußeren Seite wahrzunehmen zu können. Dann muß freilich, damit man das Bild recht deutlich sehe, der hintere Theil der Camera obscura und der Kopf des Beobachters durch ein darübergehängtes dunkles Tuch vor störendem Lichte geschützt sein.

Was die Beschaffenheit der Oeffnung betrifft, durch welche das Licht von den äußeren Objecten in die Camera obscura eindringt, um auf die Bildwand zu fallen und dort das Bild zu erzeugen, so genügt es, daß in einer dünnen Blechtafel ober einem schwarzen Carton eine nadelstichfeine Durchbohrung angebracht ist. Dann wird von jedem Punkte des äußeren, lichtaus sendenden Objectes nur ein Lichtstrahl oder wenigstens, genauer ausgedrückt, nur ein äußerst dünnes Lichtbündel durch diese Oeffnung eindringen und geradlinig sich fortsetzend auf die gegenüberstehende Innenwand der Camera obscura fallen, dort ein optisches Bild des Punktes erzeugen, von welchem das dünne Lichtbündel ausging. Die Gesammtheit der Bilder aller Punkte gibt natürlich das Gesamtbild des Gegenstandes und

war ist die Lage des Bildes, gegen die des Gegenstandes betrachtet, eine von rechts nach links und von unten nach oben verkehrt, weil vermöge der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes einer von den oberen Punkten des Objectes sein Licht durch die Oeffnung auf die Bildwand nach unten sendet und umgekehrt, einer von den rechtsliegenden Punkten nach links und umgekehrt. Das Bild des Objectes wird um so schärfer, je feiner die Oeffnung ist; denn bei einem irgend merklichen Durchmesser der kreisrunden Oeffnung bringt in die Camera von jedem Objectpunkte nicht bloß ein Strahl, sondern ein Strahlenbündel ein und das Bild des Punktes ist nicht wieder ein Punkt, sondern ein Kreis, ein sogenannter Zerstreuungskreis; dieser Zerstreuungskreis wird aber um so größer, je größer erstens der Durchmesser der lichteinlassenden Oeffnung, und zweitens je größer die Entfernung der Bildwand von dieser Oeffnung ist. Da aber diese Zerstreuungskreise sich in der mannichfachen Weise übereinanderlegen, so wird dadurch natürlich das Bild unscharf und verwischt.

Andererseits wird das Bild durch Verengung der Oeffnung zwar schärfer in der Zeichnung, aber zugleich auch immer lichtschwächer und dunkler. Diesem Uebelstande hat man dadurch abgeholfen, daß man die Oeffnung mehrere Centimeter weit macht und dann in dieselbe eine Sammellinse einsetzt, deren Krümmung so gewählt ist, daß die Entfernung des lichtausendenden Objectes von ihr einerseits und die Entfernung der Bildwand andererseits einem Paar conjugirter Brennweiten der Linse entsprechen. Für irgendeine gegebene Linse und ein gegebenes äußeres Object läßt sich der Effect leicht dadurch erzielen, daß man die Bildwand beweglich macht, so daß man sie an die Linse annähern oder von ihr entfernen kann, bis das Bild die größte Schärfe und Deutlichkeit erlangt hat. Statt die Bildwand beweglich zu machen, kann man auch die Sammellinse in ein Rohr setzen und dieses so lange in der Oeffnung heraus- oder hineinziehen, bis das Bild scharf geworden ist. Die erste Camera obscura dieser Art wurde wol vom Neapolitaner Baptista Porta im 16. Jahrhundert construirt.

Die wichtigste Anwendung der Camera obscura war früher, die in ihr entworfenen Bilder von Gegenständen als Grundlage für das Nachzeichnen derselben zu benutzen. Diese Benutzung ist jetzt weit zurückgetreten hinter ihrer Anwendung in der Photographie, bei welcher man darauf ausgeht, das auf der Bildwand der Camera obscura durch die Sammellinse (hier in der Regel Objectivlinse oder Objectiv genannt) erzeugte optische Bild dadurch für die Dauer festzuhalten, daß man an die Stelle der Bildwand eine Platte legt, welche mit einer chemisch lichtempfindlichen Schicht überzogen ist. Daguerre, der zuerst im Jahre 1839 ein solches Verfahren publicirte, wendete als lichtempfindliche Schicht eine Joddämpfen ausgefegt gewesene, also mit Jodsilber überzogene Silberplatte an, Talbot bald nach ihm ein mit Jod- und Bromsilber imprägnirtes Blatt Papier, Archer (1851) eine aus Glas ausgebreitete mit Jod-

und Bromsilber getränkte Collodiumschicht. Statt des Collodiums wird als Bindemittel auch Albumin benutzt. Wenn man die Camera obscura nicht bloß zum Nachzeichnen, sondern zu photographischen Zwecken benützen will, so ist es unerlässlich, daß man als Objectivlinse gute aplanatische sowohl als auch achromatische Linsencombinationen anwende. (H. A. Weiske.)

KÄMMERBOTEN. Somol im alten fränkischen wie während der ersten Jahrhunderte im römisch-deutschen Reiche befaßten sich die Güter (villae) des Königs, soweit sie nicht seinem Privatvermögen angehörten, gegen bestimmte Naturalabgaben oder Zins in der Hand der Colonen oder Ministerialen; über letztere führten besondere Kammerboten (nuntii camerae) die Aufsicht, welche zugleich auch die Abführung jener Abgaben an den königlichen Hof besorgten. Solche Kammerboten kommen besonders in Franken und Schwaben vor; für die Reichsstädte war den Burggrafen, für die übrigen Reichsgüter seit dem 12. Jahrhundert den Landvögten dieses Reichs übertragen. (Albrecht Jun.)

KÄMMEREI bedeutet die Verwaltung der Einkünfte einer Stadtgemeinde durch städtische Beamte (Kämmerer, Stadtkämmerer, Rathskämmerer) unter Aufsicht des Stadtrathes und Obraussicht der Staatsregierung. Die Vorschriften für die Kämmererverwaltung sind gewöhnlich in der Städteordnung enthalten. Die Kämmerereigenschaft erhält ihre Zufüsse aus dem Ertrage der Kämmerergüter, d. h. städtischen Grundstücke, sodann aus den sogenannten Kämmerereigefällen, wozu Strafgelder, Bürgerrechtsgelder, die städtischen Erbschaftssteuern und die eigentlichen städtischen Umlagen zu rechnen sind. Bis auf die neuere Zeit unterschied man innerhalb des städtischen Gemeindevermögens zwischen dem sogenannten Bürgervermögen oder Allmendgut (s. Allmanden), welches zum unmittelbaren Nießbrauch der Bürger nach Maßgabe ihrer allgemeinen oder besondern Berechtigung diente, und dem Kämmerervermögen im engeren Sinne, über welches die Gemeinde als solche verfügte. Nachdem jedoch erstere infolge der durch die moderne Freigängigkeit gänzlich ungeschickten Zusammenlegung der städtischen Einwohnerschaft mehr und mehr ein Gegenstand des Habens geworden und deshalb mittels gesetzlicher Abfindung der berechtigten Bürger nach und nach zur Auflösung gelangt ist, hat sich hierdurch die frühere Unterscheidung zwischen Gemeindevermögen im allgemeinen und Kämmerervermögen im besondern im wesentlichen erledigt, und ist damit auch die gesamte frühere, auf Kämmerer bezügliche Terminologie überflüssig geworden und meistens in Wegfall gekommen. — Uebrigens umfaßt der Ausdruck Kämmererei an manchen Orten nur die Verwaltung der Einkünfte aus dem Grundbesitze und aus den Kapitalien der Stadt, während die Administration der städtischen Steuern, die Schul- und Armenverwaltung u. s. w. mehr oder weniger selbständig sind. (Albrecht Jun.)

KÄMMERER (Cammerer, Camerarius). Ein dem Hofamt entlehnter Amtsnamen, den gleich häufig wie den der Marschall, Schenk oder Truchseß viele Geschlechter mit Verdrängung ihrer ursprünglichen Benennung zum

Familienamen werden lesen, dabei aber gewöhnlich zum Unterschied der verschiedenen Geschlechter die Bestimmnamen anfügen. Da nun ein und derselbe Stamm in seinen einzelnen Zweigen oft im Besitze mehrerer Güter gewesen, so erscheint solche Gesamtfamilie auch unter verschiedenen Benennungen. Die Eichtung ist darum oft schwer, einzig maßgebend beim Austritte innerhalb nicht zu ferner Grenzen bleibt das Wappen. Die genealogischen Schriftsteller haben zur Klärung in dieser Beziehung bisher nichts gethan, im Gegentheil arge Verwirrung geschaffen. Es sei demnach hier der erste Versuch gemacht, die mancherlei Geschlechter des Namens Kämmerer zu sondern. Wir unterscheiden:

1) Kämmerer von Aischach, ursprünglich Bürger zu Aischach, die erst seit dem 15. Jahrhundert zum Adel zählten und im Laufe des 17. Jahrhunderts erloschen. 2) Kämmerer von Bachem, deren Stammhaus zwischen Köln und Kerpen gelegen, waren Erb-Kämmerer von Köln, erscheinen 1183 bis Mitte des 14. Jahrhunderts. Wappen: zwei Schrägrechtshälften. 3) Kämmerer von Fabner (Bant, Bant), Stammhaus Groß-Fabner in Thüringen, der dortigen Landgrafen Kämmerer 1290 bis hinein ins 15. Jahrhundert. Wappen: ein von zwei Rosen begleiteter Schrägrechtshalften. Dieses Haus genoss besonderes Ansehen und war ziemlich ausgebreitet, darf aber nicht, wie bisher gethehen, mit den anderen Kämmerern ihrer Heimat (denen von Herbs) leben oder von Mühlhausen (siehe unten) vermenget werden. 4) Kämmerer von Friedberg, stiegeln mit zwei auswärts gerichteten Eichen. 5) Kämmerer von Gandsheim, Erbamt-Geschlecht der alten Grafen von Graisbach und Lechsgemünd. 6) Kämmerer von Gnanstein (Gnandstein), im Dienste der Wartgrafen von Weissen 1242. 7) Kämmerer von Herbs(1)leben, auch von Gessesse, Hlarshheim und anderen Orten mehr, blühten in Thüringen und führten einen theilweisen Schild, dessen untere Hälfte aus juwelen gerautet ist. 8) Kämmerer von Höttingen, auch Kämmerer von Faur, sind Schweizer. Ihr Wappen zeigt 1400 einen von zwei Sternen begleiteten, kragelgestielten Weis. 9) Kämmerer von Kemnat in Schwaben, auch in Baiern zu Monheim am Lechsend. Wappen: in Gold ein aufgerichteter schwarzer Schläpfl. 10) Kämmerer von Mühlhausen, von Strauberg, von Almenhausen, von Lare u. f. w., mächtiges Geschlecht in und um Mühlhausen in Thüringen, blühte bis ins 15. Jahrhundert und führte den Schild dreimal schrägtheilt. 11) Kämmerer von Nürnberg, zu Nürnberg selbst, mit zwei Monden im Schilde. 12) Kämmerer gen. Preis, wollen aus Thüringen nach der Provinz Preußen gekommen sein, treten dort um 1600 auf, haben aber bald aus. Wappen: drei ins Schlocherkreuz gestellte Herzen. 13) Kämmerer von Regensburg, der Stadt. Sie führen 1420 einen Stern zwischen einem Büffelhorn und einer Hirschstange. 14) Kämmerer von Speier, von denen einer 1414 auf dem Concil zu Conz in Gold gewesen; sein Schild war in Silber ein kleineres rothes Schildlein. 15) Kämmerer von Wildenholz, erscheinen 1472

begütert um Hagenau im Elsaß. 16) Kämmerer von Worms, aus denen die heutigen Herren u. f. w. von Dalberg (s. diesen Artikel) hervorgegangen. 17) Kämmerer von Würzburg, der dortigen Bischöfe Bediente, mit einem Weile im Schilde.

Hiermit ist nur eines Theiles der verschiedenen deutschen Kämmerer-Geschlechter und zwar derjenigen, die ihren Amtsnamen stets neben dem Bestimmnamen geführt, Erwähnung gethan; und aber einen vollständigen Ueberblick zu gewähren, seien noch die hervorragenden der anderen deutschen Familien aufgeführt, die mit irgen einem Kämmerer-Amt in erblicher Weise beehrt, seiweise auch von dem Kämmerer-Namen Gebrauch machen. Diese folgen der Uebersicht wegen nach den Lebnsherrschaften geordnet.

1) Des k. Römischen Reichs Erb-Kämmerer: die Grafen von Münzenberg (bis 1256); die Grafen von Falkenstein; dann die Grafen von Hohenzollern (resp. Brandenburg-Dnolzbach); als Unter-Kämmerer fungirten die Häuler Moberg, Weinberg, dann Seinhimer. 2) Im Stifte Augsburg: die Hohened und die Freyberg. 3) Im Stifte Bamberg: die Kottenhan seit 1313. 4) Im Stifte Basel: die Reich von Reidenstein; dann die Kind von Waldenstein. 5) Im Herzogthum Berg: die Resselrode. 6) In der Kurmark Brandenburg: Schent von Dönlitz; dann seit 3. October 1654 die Grafen von Schwerin. 7) Im Herzogthum Braunschweig: die Wege (bis gegen 1500); die Wynnlinger von Grundek im 17. Jahrhundert; die Gramm von etwa 1656 an. 8) Im Bremschen: die Schönebeck gen. Dnnünde seit 1566. 9) Im Stifte Brigen: die Kobanen von Kobenstein bis 1491. 10) Im Fürstenthum Cammin: die Semnitz seit 1655. 11) Im Stifte Gur: die Ring von Spermet und die Freiherren von Bellmont. 12) Im Herzogthum Cleve: die Böhsem (1417); dann die Gryl; hierauf durch Erbschaft die Hüchtenbrud (1609—1716); weiter die Borde seit 1737. 13) Im Stifte Köln: die Badem (s. o.); Hemmerich; Velbrud; Gafe (bis 1625); Raig gen. Freng 1628. 14) Im Stifte Rastnis: die Hundspiß. 15) Im Stifte Eichstädt: die Dting (1304—1578); Schaumberg (1578). 16) Im Stifte Ellwangen: die Freyberg. 17) Im Stifte Freising: die Walbed (bis 1524); Weich. 18) Im Stifte Fulda: die Walberdorff. 19) Im Herzogthum Selbren: die Wileradt. 20) In der gefürsteten Grafschaft Görz: die Brenner (seit 1648). 21) Grafen von Graisbach: die Gansheim (s. oben). 22) Im Fürstenthum Halberstadt: die Heym. 23) Im Stifte Heerle: die Schwachten. 24) In Hessen: die Verlesp (1369). 25) Im Hildesheimischen: die Bod von Wälffingen. 26) Im Herzogthum Jülich: die Bongard c. 1429, renov. 1840. 27) In Kärnten: die Greiffened (bis c. 1471); Kraug (1471); Herberstein (seit 1566). 28) Im Stifte Kempfen: die Werbenstein. 29) In Krain: die Auerberg (seit 1027, renov. 1460). 30) Im Luxemburgschen: die Knefebed (seit 1374). 31) Im Luxemburgschen: die Bongard. 32) In Nahrung: die Jierotin (seit 1537).

33) Im Herzogthum Nagdeburg: die Freiherren von Plotto (seit 1840). 34) Im Stifte Mainz: die Meltingen (bis 1324); die Ruedt von Colenberg (1324); dann die Meternich. 35) Im Weissenfeld: die Gnannein (s. oben). 36) Im Stifte Würzter: die Galen. 37) In der Burggrafschaft Nürnberg: die Herzogenhoven (1266); Eob (1482); Freiherr von Rüdau (1744); von Reigenheim; schließlich Schürding seit 1791. 38) In Oesterreich ob der Enns: die Gaspel; Fernberger von Egenberg (1535—1670); Lamberg (1670). 39) In Oesterreich unter der Enns: die Verdostorff (sdon 1271) sowie die Eckartau; dann Oberstorf (bis 1556); Eising (1561—1620); Brenner (seit 1620). 40) Im Stifte Paderborn: die Schüller. 41) Im Stifte Passau: die Nam. 42) In Hinter-Bohmen: die Sommh (seit 1655), s. Cammin. 43) Im Herzogthum Pommern: die Giesfeldt seit 1357. 44) Im Stifte Regensburg: die Eagenhoven; Stingsheim. 45) Im Stifte Salzburg: die Trauner von Hrsfetten; Wilsbed (bis 1574); Töring (seit 1574). 46) Im Herzogthum Sächsen: die Grafen von Malzan seit 1774. 47) In Steiermark: die Richtenstein (1200—1623); Egenberg (1623—1717); Wildenstein (1717); dann die Attems. 48) In Thüringen: die von Fabner (s. oben); Schulenburg (seit 1861). 49) Im Stifte Trier: die Kesselskabl. 50) Im Fürstenthum Verden: die Behr (1407). 51) Im Herzogthum (resp. Königreich) Württemberg: die Gütlingen; die Fürsten von Löwenstein (seit 1808). 52) Im Stifte Würzburg: die Seinhelm (1504); die Jobel von Giebelstadt. (H. v. Borwitz u. Hartenstein.)

KAMMERGEBIRGE heißt der östliche niedrigere Theil des Dachstein-Plateau in der Salzach-Ennsgruppe oder den salzbaurisch-oberoesterreichischen Kalkalpen. Während das Dachsteingebirge an dem Zusammenflusse der drei Landesgrenzen von Oberoesterreich, Steiermark und Salzburg liegt und sich in dem Gebiete dieser drei Kronländer erhebt, gehört das Kammergebirge bloß der Steiermark an. Die Grenze desselben sind im Norden die Traun, im Osten der Rainitzbach und die Salza, im Süden der Gröbningbach und die Enns. Im Westen wird es von dem höheren Dachstein-Plateau durch eine Gebirgsleitn geschieden, welche in nordöstlicher Richtung vom Hirzberg 2013 Meter, dem Speilberg 2122 Meter, Napfenkogel 2025 Meter, Radner Hochek 1942 Meter und dem Niesberg 2235 Meter gebildet wird und theilweise mit der politischen Landesgrenze von Steiermark und Oberoesterreich zusammenfällt. Die durchschnittliche Höhe des Plateau beträgt 1600 Meter. Das Gebirgsmassiv desselben erhebt sich von Norden nach Süden und von Osten nach Westen, sodas die höchste Erhebung desselben in den Südwesten fällt. Der Abfall des Plateau ist im Süden und Norden ziemlich steil, nach Osten aber sehr sanft, sodas sich der Ostrand desselben sehr schwer verfolgen und etwa mit der oberen Grenze des geschlossenen Waldes mit einer durchschnittlichen Höhe von 1450 Meter verlieren läßt. Die Hochfläche selbst ist ein Gewirr von wellenförmigen Rücken und Kuppen, die kaum unterscheidbar ineinander übergehen, in den

Senken noch mit Alpenmatten und an den Höhen mit unbedringlichen Krummbögen, Distichen, Alpenrosen und anderen niedrigen Straucharten bedekt sind, während an zahlreicheren Stellen bereits der kahle Steindoden bevorztritt. In den größeren, mit Moränenkluft bedekteten Mulden, mo eine Quelle oder eine beständige Wasserläche sich befindet, erscheinen noch hier und da Almbünen, zum Beispiel die Brandalpe, Wiesalpe 1606 Meter, Biankenalpe 1731 Meter, Grafsenbalpe 1800 Meter u. s. w. Von den Rücken und Gipfeln, welche sich über diesem Plateau erheben, befinden sich im Süden der Haarberg 1764 Meter, der Stoberzinken 2047 Meter und die Kamplige 2141 Meter; in der Mitte das Hochek 1677 Meter, Wildvogel 1747 Meter, Hobe Schopfma 1805 Meter und die Hochstube 1858 Meter; im Norden der Zinken 1856 Meter, der Hochplan 1788 Meter und der Koppen 1811 Meter. (Ferd. Graaauer.)

KAMMERHERR, Kämmerer (lat. camerarius, cubicularius, praefectus cubicus; franz. chambellan; engl. chamberlain, lord in waiting; ital. ciambellano; span. camarero), ein bereits im frühen Mittelalter an den meisten Höfen Europas vorkommendes Amt (s. Kammer). Bereits am Hofe der ältesten Könige Deutschlands waren die Hofministerialen in vier Aemter eingetheilt, die des Marschalls, Truchses, Schenkens und Kämmerers, und wie diese Aemter ursprünglich am kaiserlichen Hofe von den vier weltlichen Kurfürsten verwaltet wurden, so kam schon frühzeitig die staatsrechtliche Maxime auf, das jeder geistliche oder weltliche Fürst die vier vor Aemter an seinem Hofe haben müsse. Die Constitutio de expeditione Romana, welche dem 11. Jahrh. angehört, sagt: „singuli principes suos habeant officarios speciales, Marscalcum, Dapiferum, Pincernam et Kamerarium“, und als Kaiser Karl IV. im J. 1339 den Grafen von Weidern zum Fürsten erhob, heißt es: „ad majorem Ducatus et Principatus splendorem assignamus ipsi, juxta morem imperii, quatuor officarios etc.“ Im 13. Jahrh. jedoch schieben sich bereits diese Würden in Erbämter und Hofämter, von denen jene, erblieh, in der Folge nur bei feierlichen Gelegenheiten, diese jedoch dauernd ausgeübt wurden; das Amt der letzteren besaßen die Träger nur für ihre Person.

Von Aemtern her wird die Kammerherrenwürde nur an Adelige verliehen und in Oesterreich, wo, wie in Bayern, der Titel „Kämmerer“ lautet, ist zu dessen Erlangung der Nachweis von acht väterlichen und vier mütterlichen adeligen Ahnen erforderlich. Der damit verbundene Rang ist an ten einzelnen Höfen sehr verschieden und schwankt zwischen dem eines General-Lieutenants und eines Obersten. Am preussischen Hofe, wo der Kammerherrentitel erst nach zurückgelegtem 36. Lebensjahre verliehen wird, gibt derselbe den Rang nach dem Obersten.

Fast in allen Staaten zerfallen die Kammerherren in tituläre und dienstthuende. Die ersteren besitzen die Würde nur als eine vom Landesherrn verliehene Gnade und Auszeichnung, welche ihnen einen ihrer socialen Stellung entsprechenden Hofrang gewährt, und werden

nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie Krönungen, Guldigungen, Vermählungen, Beisetzungen und dergl., zum Dienste einberufen. Die letzteren dagegen sind dauernd im Dienste des Landesherren oder eines anderen Mitgliedes der fürstlichen Familie beschäftigt und in der Regel besoldet.

Ein Hauptmerkmal der Kammerherrenwürde ist ein gelbener Schlüssel, welcher hinten an der rechten Seite des Rockschloßes getragen wird (Kammerherrenschlüssel). Derselbe ist meistens am Griff mit dem Wappen oder dem Namenszuge des Landesherren geschmückt und mit einer Bandschleife oder goldenen Quasten versehen. Am Girtelstrad oder der Sogen. kleinen Uniform treten an dessen Stelle zwei kleine gelbene Knöpfe.

Nach den Kammerherren rangiren die Kammerjunker; diese Würde wird an solche Gelehrte verliehen, deren Lebensalter oder Dienstrang die Ernennung zum Kammerherrn noch nicht gestattet. Dieselben assistiren, falls sie zum Hofdienste herangezogen werden, den Kammerherren und tragen an ihrer Uniform in den meisten Staaten den Schlüssel nicht, in einigen denselben statt in Gold aus Silber.

Sowol die Kammerherren als die Kammerjunker sind dienstlich dem Oberkammerherrn oder Oberkammerer unterstellt, welcher einerseits vor der Ernennung ihre Qualifikation zu prüfen hat, andererseits später ihre dienstliche Verwendung bestimmt und regelt. Die Functionen der dienstthuenden Kammerherren bestehen vorwiegend in der Begleitung ihrer Fürsten, resp. Fürstinnen auf Reisen, Hoffesten, Besuchen, Verschickungen und Aufsahen, in der Einführung der vorzustellenden Fremden, und endlich in der Sorge für die Ordnung bei den Hoffesten und an der Hofstafel, soweit letztere Aufgabe nicht dem Ober-Ceremonienmeister und dessen Organen zufällt. (J. Graf v. Oeynhausen.)

KAMMERKNECHTE (kaiserliche), im deutschen Mittelalter die Bezeichnung der Juden, weil sie als Fremde dem Kaiser für den ihnen verliehenen Schutz eine Steuer entrichten mußten, woraus sich das Judenregal, eine Unterart des Fremdenregals überhaupt, entwickelte. Mit dem Verfall der kaiserlichen Autorität ging das Recht, Juden zu vergelten, an die Kurfürsten und sonstigen Landesherren über. S. d. Art. Juden.

(Albrecht Just.)

KAMMERMEISTER (Cammermeister, Camerarius), ein Mitglied des Geschlechtes, die in den ältesten bambergischen Urkunden officiales episcopos Bambergensis genannt werden, gehörte durch seine Verbindungen zu der fränkischen Reichsherrlichkeit. Man leitet den Namen von dem Kammermeisteramt, das einzelne Glieder des Geschlechtes beim Hochstift Bamberg besaßen, ab, und nennt den Ritter Conrad Liebhard, welcher im J. 1152 aus Rärnten, wo das Hochstift bis zu seiner Auflösung große Besitzungen hatte, nach Bamberg kam, als Stammherren der Familie. Den Geschlechtesnamen Liebhard gebrauchten die Nachkommen später nicht mehr, nannten sich vielmehr nach ihrer Würde in den lateinischen Urkunden Camerarii, in den deutschen

Kammermeister. Als Conrad Liebhard's Sohn wird Herold erwähnt, der von 1158—1170 dem nämlichen Amte vorstand, als des letzteren Sohn Hartmann, welcher den vom Großvater erworbenen Langheimer Hof in Bamberg mit Bewilligung des Bischofs Berthold und des Kapitels 1240 frei machte und häufig als Zeuge in Klosterurkunden erscheint.

Eigilmund, der Sohn von Braunwart Kammermeister, Mitglied des Deutschen Ordens, starb als Comthur zu Nürnberg 1399 und liegt in der Kirche zu St. Jacob dafelbst begraben. Sein Bruder Friedrich hinterließ zwei Söhne, deren einer, Stephan, als Bürgermeister von Nürnberg 1449 gestorben, die Linie zu Nürnberg gestiftet hat, während der andre, Namens Conrad, die Linie in seiner Vaterstadt Bamberg fortsetzte, die Burg in Bischof erkaufte und 1400 starb.

Unter den Mitgliedern des Geschlechtes sind hervorzuheben: Hieronymus Kammermeister, geb. 1490, bambergischer Rath und Kanzler bei den Bischöfen Georg und Weigand. Letzterer entsetzte ihn jedoch seines Amtes, weil er ihn, wie seinen Bruder Joachim, in Verdacht hatte, ihrer Schwester Barbara, der Priorin im St. Katharinen-Kloster zu Bamberg, bei der Flucht aus dem Kloster geholfen und mehrere Domherren und andre von Adel mit der neuen Lehre bekannt gemacht zu haben. Der Bischof Weigand ließ ihn sogar in Haft bringen, und nur auf mehrfachen Verwenden der Kurfürsten und Herzoge von Sachsen, die ihren Rath Nicolaus von Hertzog in dieser Angelegenheit nach Bamberg sandten, wurde Hieronymus unter gewissen Bedingungen und nach gestellter Caution 1527 aus derselben entlassen. Im J. 1536 trat er als Rath und Kanzler in die Dienste des Pfalzgrafen Philipp, in denen er bis zu seinem Tode, 1545, verblieb. Er hatte die Burg und feste Oberaurach gekauft, war dreimal und zwar mit Agnes Zoller von Brand, mit Dorothea Haller von Hallerstein und Margaretha Behaim verheiratet, mit denen er sieben Söhne und eine Tochter erzeugte, die aber sämtlich ohne Nachkommen starben.

Joachim I., des Vorigen Bruder, geb. 12. April 1500 zu Bamberg, gest. 17. April 1575 als Professor der Philosophie und Philologie zu Leipzig, einer der um die Förderung der Wissenschaften verdienstlichsten Männer des 16. Jahrh., s. unter Camerarius (Joachim).

Von Joachim's I. Söhnen wurde Philipp I., geb. 1537, von dem Landgrafen Moriz von Hessen zum Rath ernannt und in dieser Eigenschaft seiner ausgebreiteten juridischen Kenntnisse wegen von vielen deutschen Fürsten consultirt. Kurfürst beehrte ihn mit dem Amt Rodenhäufen. Er hatte in Leipzig, Wittenberg und Straßburg studirt und legte seine Studien im J. 1563 in Ferrara fort. In Rom wurde er 1564 durch einen getauften Juden, Macarius, aus Nachsicht besuldigt, Lächerungen gegen den Papst und die katholische Religion angehängt zu haben, der Inquisition angezeigt und auch mit seinem Reisegefährten Peter Pieter von Kornburg gefänglich eingezogen. Erst nach zwei Monaten erhielt er mit seinem Reisegefährten durch Ver-

mittlung des kaiserlichen Gesandten die Freiheit wieder. Man soll damals in Rom, nach seiner Angabe, auf alle mögliche Art versucht haben, ihn in seinem evangelischen Glauben wanden zu machen und zum Rücktritt zu bewegen. Nach seiner Rückkunft aus Rom Ende des J. 1539 übernahm ihm die Universität zu Basel das Doctordiplom beider Rechte, worauf er 1573 eine Consulentenstelle in Nürnberg annahm. Er war damals einer der Männer, die den Senat der Stadt Nürnberg bewegen, Altorf zu einer Universität zu erheben. Er starb den 22. Jan. 1624.

Joachim II., Sohn von Joachim I., war am 6. Nov. 1534 zu Nürnberg geboren und wurde mit seinem Bruder Philipp in Schulpforta gebildet. Als er zu Wittenberg die Philosophie studirte, gemann ihn Melancthon so lieb, daß er ihn zu seinem Familiaris annahm und ihn behändig um sich behielt. Zu Leipzig machte er die Arzneywissenschaft zu seinem Lebensberuf, ging darauf nach Breslau, um den berühmten Arzt Johann Grato (Kraßheim) zu hören, begleitete seinen Vater auf den Reichstag nach Augsburg, ging dann nach Padua, Rom, Neapel und Bologna, wo er am 27. Juli 1562 den Doctorhut erhielt. Im J. 1563 kehrte er von seiner italienischen Reise nach Leipzig zurück, um bald darauf seine Breiten mit Grato in Breslau fortzusetzen. Ueber Polen bereiste er Polen und Ungarn und traf endlich über Wien und Prag nach langer Abwesenheit in Leipzig wieder ein. An kaiserlichen, kurfürstlichen und fürstlichen Höfen erhielt er Anse zu vortheilhaftesten Anstellungen, die er aber aus Liebe zur Unabhängigkeit und wol der Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen halber aufschlug. Dennoch wurde sein Rath in München, Mainz, Dresden, Bamberg, Augsburg, Amsbach und an mehreren anderen Höfen dauernd in Anspruch genommen. Mit seinem Bruder Philipp unternahm er 1574 eine Reise durch Frankreich, war auch bei der Krönung des Kaisers Rudolf II. in Regensburg wie auf dem Reichstage zu Augsburg. 1588 begleitete er den Bischof Ernst von Bamberg auf die Besitzungen des Hochstifts nach Kärnten, besuchte hierauf abermals Italien und nahm dabei seinen Weg über Padua nach Venedig, wo er von Jacobo Contareno und Johann Vincenz Pinello mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Er ist der Stifter des bekannten Collegium Medicum in Nürnberg, welchem er, solange er lebte, als Dekan vorstand. Auf seinen Rath wurde die Anlage eines botanischen Gartens beschlossen, der bald eine solche Verühmtheit erlangte, daß Landgraf Wilhelm IV. von Hessen den Gründer nach Cassel berief, um auch dort einen ähnlichen zu schaffen. Die von ihm gezeigten Pflanzen beschrieb er ausführlich und ließ sie in seinem Hortus medicus et philosophicus, Norimb. 1588, 8., in trefflicher Weise abbilden. Ein größeres botanisches Werk unter dem Titel Parahipomena blieb unvollendet, da ihn der Tod am 11. Oct. 1598 in Nürnberg ereilte. Unter seinen medicinischen und botanischen Werken ist seine Synopsis quorundam commentariorum de peste, Lips. 1597, eins der ersten und besten dieser Art.

Ludwig, ein Sohn Joachim's II., geb. 22. Jan. 1573, war ein großer Staatsmann und Rechtsgelehrter. Nachdem er den Grund seiner Studien zu Sulzbach gelegt, in Leipzig, Helmstedt, Altorf und Padua die Rechtswissenschaft studirt und sich das Doctordiplom 1597 in Basel geholt, begab er sich nach Speier, um sich in den Reichsprocessen zu üben. Im J. 1598 wurde er vom Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zum Rath, im J. 1600 zum Hofrath ernannt und als Abgesandter nach Speier als Revisor einiger Kammergerichtsurtheile geschickt. Er führte auf den Reichstagen zu Regensburg in den Jahren 1603, 1608, 1613 das Directorium der protestirenden Städte. Mit dem Fürsten Christian von Anhalt ging er 1609 nach Prag, um dessen Anglegenheiten bei dem Kaiser Rudolf II. zu betreiben. Nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz wurde er von dem Administrator der Kur, dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, zum Geheimen Rath ernannt und im folgenden Jahre zum Kaiser Rudolf II. gesandt. Er hatte das Glück, diesen gelehrt, aber unzugänglichen Kaiser so für sich einzunehmen, daß er Tage und Nächte im kaiserlichen Laboratorium in der unmittelbaren Nähe des Kaisers zubringen mußte; nur der bald eintretende Tod des Kaisers befreite ihn von einem Zwange, der unter Umständen für ihn unerträglich geworden wäre. Wegen seiner genaueren Bekanntschaft am kaiserlichen Hofe wurde er 1613 zum neuen Kaiser Matthias gesandt, um die Volljährigkeit des Kurprinzen Friedrich zu erlangen. Als Belohnung für die hierbei geleisteten Dienste erhielt er auf Lebenszeit die Verwaltung der Prälatur des Klosters Reichenbach in der Oberpfalz. Im J. 1615 empfing er im Namen des jungen Kurfürsten Friedrich V. die feierliche kaiserliche Beilehnung. Ferner wurde er noch von seinem Herrn zu den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, zu den Herzogen von Baiern und Braunschweig im J. 1618 gesandt, desgleichen an den Kaiser sowie nach Dänemark und Schweden. Wol seine wichtige Gesandtschaft war die im J. 1619 nach Böhmen, um die Wahl seines Herrn zum König zu unterthügen. In Schlesien wurde Ludwlg hierauf von den künftigen und Ständen zum Kanzler angenommen und in Bohmen unter die Reichsstände gewählt, nach der unglücklichem Schlacht am Weißen Berge 1620 jedoch folgte er dem Kurfürsten und Könige, seinem Herrn, ins Exil nach Holland, übernahm in dessen Auftrag eine Gesandtschaft an die niederländischen Reichsstände, dann an den König Christian IV. von Dänemark, von da nach Nürnberg und auf den Unionconvent nach Heilbronn, sowie zu dem Reichsconvent nach Erfurt. Seine Widersacher bedrückten ihn, dem Kurfürsten zur Annahme der königlichen Würde von Böhmen gerathen zu haben, Kaiser Ferdinand II. jedoch stellte ihm das Zeugniß aus, sties seine treue Ergebenheit gegen Kaiser und Reich bewiesen zu haben. Im J. 1623 führte er die Bringen seines Herrn und seines Sohn Joachim auf die Universität Leyden, von wo er sich nach Stockholm zum König Gustav Adolf begab. Dieser Fürst, der ihn seiner politischen Klugheit und Geschäft-

gewandtheit wegen besonders hoch schätzte, wußte die Genehmigung seines bisherigen Herrn zu erlangen, ihn in schwedische Dienste übernehmen zu können. Mit dem Titel eines Geheimen Raths und Ministers sandte er ihn alsobald als Ambassadeur zu den Vereinigten Generalstaaten nach dem Haag, welchem wichtigen Amte er auch unter der nachfolgenden Königin Christine, im ganzen während des Zeitraums von 17 Jahren, mit großer Auszeichnung vorstand. Hier schloß er nach offenen, vom König erhaltenen Vollmachten ein Oeffen- und Defensiv-Bündniß mit dem französischen Gesandten. Erst im J. 1648, als die Königin seine persönliche Anwesenheit in Stockholm verlangte, legte er wegen Alters und Leibeschwachheit die Ambassadeurstelle nieder, blieb aber Mitglied des königlichen Geheimen Raths. Seinen Wohnsitz verlegte er vom Haag nach Orönlingen, um sich dort den Studien von neuem hinzugeben. Schon mehrmals hatte der neue Kurfürst Carl Ludwig von der Pfalz sich bemüht, seinen alten treuen Diener und Lehrer in seine Dienste zurückzuführen, aber ohne Erfolg. Im Mai des J. 1651 kehrte Ludwig Kammermeister von Orönlingen nach Heidelberg zurück, wo er bereits am 4. Oct. sein Leben beschloß. Von seinen Schriften, die größtentheils als Streitschriften ohne Namen herausgekommen sind, sind besonders die Considerationes ad cancellarium hispanicum adjectas zu bemerken. Er war mit Maria Modesta, der Tochter des kurfürstlichen Kanzlers P. de Vastrix vermählt, die ihm 4 Söhne und 2 Töchter geboren hatte. Von seinen Kindern überlebte ihn nur Joachim IV., geb. 1. Jan. 1603. Auf den Universitäten zu Heidelberg, Tübingen, Leyden und Osnä legte er, von 1618 bis 1627 der Rechtswissenschaft obliegend, den Grund zu seinen vielfachen Kenntnissen, die durch längeren Aufenthalt in England und Frankreich noch vermehrt wurden. Im J. 1631 nach Schweden berufen, ernannte ihn König Gustav Adolf zu seinem Rath und gebrauchte ihn zu mancherl. Unterhandlungen, vornehmlich mit England. Als schwedischer Resident an den Höfen der Pfalz, von Baden und Württemberg bis zum J. 1648 beurlaubt, mußte er sich während dieser Zeit viermal nach Schweden begeben, um dort mündlich die verwickelten Verhältnisse in Deutschland auszumerkeln. Mit Bewilligung seiner Regierung vertrat er als Gesandter den Kurfürsten Carl Ludwig bei dem Friedenscongreß in Münster und leistete hierbei dem pfälzlichen Hause die erprießlichsten Dienste. Nach Abschluß des Friedens geleitete er seinen Vater nach Orönlingen und schließlich 1651 nach Heidelberg. Im J. 1653 wählte er zu Augsburg der Krönung des römischen Königs Ferdinand und 1658 in Frankfurt der Wahl und Krönung des Kaisers Leopold bei. Von dieser Zeit an lebte er in stiller Abgeschlossenheit den Wissenschaften und der Verwaltung der ihm durch Absterben der verschiedenen Seitenlinien zugefallenen Stammgüter, als Oberknaak, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, Bischofsberg, Hartenland und Kreuzschuß. Er starb 24. Oct. 1687. Vier Söhne und zwei Töchter hatte ihm sein Weib Johanna Maria, geb. von Nur geschenkt. Der älteste, Carl Fried-

rich (geb. 1668, gest. 1694) trat in die Fußstapfen des Vaters, starb aber frühzeitig unvermählt. Johann Philipp (geb. 1671, gest. 1710) hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Regina Huls von Rathsburg einen Sohn Philipp Engelbert, der, nach Erlöschen aller übrigen männlichen Mitglieder, als der letzte seines Geschlechts am 29. Dec. 1741 mit Ehid und Schwert ins Grab lag, da seine Hausfrau Eva Katharina Freilin Kuxel von Birkensee nur Mutter einiger Töchter geworden war.

Das Wappen des fränkischen Geschlechts Kammermeister zeigt im silbernen Schilde drei schwarze Raben, auf dem ungekrönten Helm einen wachsenden schwarzen Drachenhals mit Kopf und ausschlagender Zunge.

(H. v. Borwick u. Hartenstein.)

KAMMERMUSIK (Musique de chambre, Musica da camera) bezeichnete ursprünglich denjenigen Zweig der weltlichen Musik, welcher nicht, wie die Kirchen- und die Theatermusik, für die Oeffentlichkeit, sondern für den Saal oder das Gesellschaftszimmer (camera), kurz für die Privatstube der Fürsten und Großen, zu denen nur Geladene Zutritt hatten, bestimmt war. Anfangs faßte man den Begriff Kammermusik nicht so eng wie jetzt, sondern rechnete sowohl Instrumental- als auch Vocalstücke dazu, gleichviel ob letztere mit oder ohne Begleitung waren, wofür dieselben nur nicht einen ausgeprochenen sirslichen oder dramatischen, sondern vorzugsweise den Charakter angenehmer, künstlerischer Unterhaltung hatten, also sowohl Solostücke für einzelne Instrumente, Ensemblestücke für verschiedene Soloinstrumente, Madrigale, Cantaten, Duetti da camera, Singconcerte u. dgl. m. Matthesen in seinem Werke „Beschäutes Orchester“ zählt fünf Stilarten als dem Kammerstil zugehörig auf: den Symphoniacus, Canonicus, Choraicus, Madrigalescus und den Melismaticus Stilus. Zum Symphoniacus, welcher einer der vornehmsten in camera, gehören (ideally) die Alleananden u. f. w. für Klavier, Laute, Viola da Gamba, Violine u. f. w., die Couranten, Gavotten, Sarabanden, Siguen u. f. w., mit einem Worte alle Saiten, sie seien stark oder schwach besetzt. Sind sie schwach und befehen in Sall, so gehören sie ad Stilum Phantasticum, dahin auch alles, was ex tempore gespielt wird, zu rechnen. Der Stilus Madrigalescus dat in Kammern und Sälen bei Serenaden, Aubaden, Cantaten u. dgl. seine Statt. Der Choraicus Stilus (welder sich oft in dem tollsten Rärm erging) muß beiällen und Wasseraden, insonderheit im Carneval, herhalten u. f. w. Wie bereits in dem Voranstehenden angedeutet, unterscheidet sich der Kammerstil schon ganz im allgemeinen von dem sirslichen als weltlicher Stil. Sodann unterscheidet sich die Kammermusik von der Kirchen- und Theatermusik noch äußerlich dadurch, daß sie auf jedes ergänzende Cerimonieel sowie auf jede Action verzichtet und den geistigen Schwerpunkt lediglich in das freie Spiel der Töne legt, also alle Aufmerksamkeit des Hörers auf dieses concentrirt. Endlich wirkte auch nach der schon erwähnte äußere Umstand, daß die Kammermusik nur für kleinere Räume sowie für engere, und zwar für besondere Liebhaber- und Kenner-

freie bestimmt war, modificierend auf den in Rede stehenden Zweig der Tonkunst ein, indem erstens die hier zur Verwendung kommenden Klangmittel beschränktere, zugleich aber auch gewähltere und edlere, um nicht zu sagen vornehmere sein mußten als bei jenen, mehr auf große Räume und Massenwirkungen berechneten Musikgattungen, zumal in der Kammermusik die Instrumente einzeln als Soloinstrumente in ihrer ganzen Klangindividualität aufzutreten; zweitens weil infolge der dadurch möglich gewordenen gelenkigeren und freieren Behandlungsweise der Darstellungsorgane auch die Tongebenen viel biegsamer, beweglicherer Natur sein und daher in viel detaillirter Weise zur Entfaltung gebracht werden konnten, als dies bei dem für die Kirche nötigen Rapordstil, überhaupt bei der Gebundenheit des Tones an das Textwort möglich war.

Die Kammermusik mußte das Quantum der Wirkung, welches die Kirchen-, desgleichen die Theatermusik einerseits durch die äußere Handlung, andererseits durch das begrifflich fixirte Wort auszubilden vermochte, qualitativ aufzuwiegen suchen und selbst eine Sprache werden, deren feine Dialektik dem Kenner Erfas bietet für die padenden al Fresco-Züge sowie für den Reichthum von Klangfarben nicht allein jener beiden Stilgattungen, sondern auch des Concertstils, wie er sich seit Haydn, namentlich aber seit Beethoven herausgebildet hat.

Aber das Herausbilden eines solchen, bis in die feinsten Details gehenden Stils konnte nicht so schnell vor sich gehen; es war nicht minder abhängig von der Entwicklung der musikalischen Formen überhaupt, als von der Vervollkommnung der musikalischen Instrumente und der technischen Behandlungsweise derselben. Schon in der neoplatonischen Schule hatte sich — durch die Pflege des weltlichen Volksliedes vorbereitet — unter Alessandro Scarlatti (gest. 1725) im Gegensatz zu dem erhabenen Eitel der römischen Schule Valsestrin's der sogenannte schöne Stil entwickelt, während der Opernstil noch lange Zeit an den Eigenhümlichkeiten und also auch an der Schwerfälligkeit und Ungelegenheit des damaligen Kirchenstils participirte. Bereits der Lehrer Alessandro Scarlatti's, Giacomo Carissimi (geb. um 1604, gest. 1674), schuf eine Vocalform, in welcher er von allem büdnemäßigen Beiwerk abfiel und das Hauptgewicht lediglich in die musikalische Conception legte: nämlich die Kammercantate. Es liegt auf der Hand, daß, wie wir schon in dem Voranstehenden andeuteten, durch solche Verzichtleistung auf alle Mißfälle des äußeren Bühnenspectakels und aller dramatisch bewegten Handlung, wodurch sich die Musik plötzlich auf sich selbst angewiesen sah und sich das Interesse lediglich auf das Tonwerk selbst richtete, sich auch die Ausdrucksfähigkeit derselben immer mehr steigern mußte, um nach geschehener Emancipation von dem Worte endlich als reine Instrumentalmusik auf eigenen Füßen zu stehen. Einen wesentlichen Voranschub erhielt sie darin durch die Volognesische Schule, welche vom Anfang des 17. Jahrhunderts an — wie einst die römische und venetianische auf vocalem — auf instrumentalem Gebiete lange Zeit tonangebend war und

welche namentlich das Verdienst hat, das Technische der Musik geklärt und auf bestimmte Grundsätze basirt zu haben.

Wie schon aus der eingangs citirten Stelle Rathsor's hervorgeht, bildeten neben den bereits genannte Gesangstücken gewisse Tänze, welche zu sogenannten Suiten zusammengestellt wurden, die Grundformen der Instrumentalmusik, für welche speciell als Kammermusik der Aufschwung des Klavier- und Violinspiels besonders bedeutsam wurde. Bald gestellten sich zu diesen Tänzen Stücke ernsteren Charakters, von sorgfältiger contrapunktischer Durcharbeitung. Daraus entstanden die beiden Formen: die Sonata da chiesa (die erstere Kirchen-sonate) und die Sonata da camera (die mehr zur Unterhaltung dienende Kammer-sonate), bis endlich die Zahl der Sätze auf drei oder vier reducirt wurde, welche, mit Ausnahme des Menuets, zugleich mit ihrer breiteren Anlage und organischeren Durchbildung den tanztartigen Charakter abstriften. Auf diese Weise envidierte sich jene classische Grundform, welche wir heute mit dem Worte Sonate (s. d.) bezeichnen, die für die gesammte höhere Instrumental- und Ensemblemusik, von dem Duo bis zum Quartett und zur Symphonie, die formelle Basis bildet; weshalb auch die Geschichte der Sonate von der der Kammermusik ungetrennt ist.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die weiteren Entwickelungsstadien der Kammermusik, so dürfen wir diejenigen Tonsetzer nicht unerwähnt lassen, welche durch irgendeine Eigenthümlichkeit ihres Kunstschaffens entweder zur Bereicherung oder zur Vervollkommnung des hier behandelten Zweiges der Tonkunst wesentlich beigetragen haben. Es waren dies hauptsächlich die Meister theils des Violin-, theils des Klavierspiels; durch sie erhielt die Form der Solosonate und der Suite ihr eigenthümliches, bestimmtes Gepräge.

Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß die Begriffe Suite und Sonate anfangs keineswegs so streng getrennt waren wie jetzt. Wenn Gio. Battista Vitali (1644—1692, nicht so verwachsen mit dem um die Mitte des 16. Jahrhunderts, sowie mit dem im 17. Jahrhundert geborenen Tonesetzer Filippo und Antonio Vitali) in seinen Sonaten noch vorwiegend die Tonform cultivirte, also eigentlich Suiten componirte, so zeigt sich bei Bassani (1657—1716), einem Abkömmlinge der Venetianischen Schule und Lehrer Corelli's, noch geistiger Seite hin ein bedeutender Fortschritt, indem dieser Meister durch die Zerlegung der musikalischen Motive und die theilweise Umwidmung derselben bereits ein Gestaltungsverfahren einschlug, welches dem sonstigen Entwickelungsgange bedeutend vorgreif und erst bei der späteren classischen Tonmeistern und zwar in der Bedeutung eines klar ausgeprägten Principes wiederkehrt. Neu war ferner die Anwendung der Form des Sonatenabsatzes auf das Concert durch Vivaldini (um 1687 wirkend), sowie die Uebertragung des letzteren für Solovioline mit begleitenden Ripicinstimmen, wie wir solche bei Torelli (gest. 1708) in dessen „Concerti grossi“ finden, wodurch zugleich das Princip der homophonen Bildweise, welches

Schon lange in den vor Corelli bestehenden Vocalconcerten zur Erscheinung kam, klar ausgesprochen war. Den Abschluss und zugleich den Höhepunkt dieser Entwickelungsphase bildete Corelli (1653—1713), mit ihm zeigt sich die Form der älteren Solofonate für Violine derart gefestigt, daß die hervorragenden Meister jener Zeit: Locatelli (1693—1794), Tartini (1699), nach Anderen 1693—1770) sowie der Franzose Reclair (1697—1764), ebenso die deutschen Meister Biber (geb. 1698) und Joh. Jac. Walther (geb. 1640, nach Anderen 1650), nichts Wesentliches daran zu ändern vermochten, wenn sich namentlich Tartini's und Reclair's Sonaten auch zumest durch tieferen Gemüthsgehalt und durch classischer Diction vor denen Corelli's auszeichnen. Hand in Hand mit der Violinsonate trat besonders die Clavierfonate zur Entfaltung der Kammermusik als eines selbständigen Zweiges der Tonkunst bei. In Italien war es besonders der schon erwähnte Neapolitaner Alessandro Scarlatti, welcher durch Anwendung des Da capo in der Arie auch die Dreitheiligkeit des den ersten Satz der Sonate einführende und zugleich durch die Aenderung seiner Duerteren: Allegro, Adagio, Allegro der ganzen Sonate ihre dreisätzige Form gab, welche fortan als Norm galt, obgleich dessen Sohn Domenico (1683—1757) wieder zur einätzigen Form zurückgriff. In Deutschland waren es namentlich der Kantor an der Leipziger Thomaskirche Ruhnau (1660—1722), in Frankreich Couperin (1668—1733), welche die Clavierfonate mit Erfolg cultivirten. Vor allen aber ragen mit ihren hieher gehörigen Werken Bach (1685—1750) und Händel (1685—1759), wie zwei mächtige Riesen aus dem Meere, unter den Tonmeistern des vorigen Jahrhunderts hervor. Diesen schließt sich des ersteren Sohn Ph. Em. Bach (1714—1788), gewissermaßen den Uebergang zur neuern Zeit bildend, würdig an. In seinen Sonaten lodert sich bereits das Band eherner Contrapunkts, welches als charakteristisches Moment der Werke seines Vaters sowie Händel's erscheint.

Aber erst mit der neuen Aera in unserm Culturleben, mit dem Ausleben des Humanismus gelangte die Homophonie als herrschendes Stilprincip, gewissermaßen als künstlerisches Analogon und Abbild der äußeren Weltzustände zum Durchbruch. Wie das Individuum vor dem Ausleben des Staates eine freiere, selbständigere Stellung errang, so individualisirten sich auch die einzelnen Stimmen in der Musik, indem sie sich der slavischen Dienstbarkeit harter contrapunktischer Gesetzmäßigkeit lösteten und so freien, eigen- und selbstthätigen Wesenheiten wurden, welche sozulange fortan nur eine freie constitutionelle Verbindung miteinander eingingen. Wenn den Kammermusikwerken des Italieners Vivaldini (gest. 1805, nach Anderen 1806) noch eine gewisse Stiefheit und Schablonenhaftigkeit anhaftet und dieselben nicht selten nur den Charakter bloßer Divertimenti, d. h. leichter Unterhaltungsmusik, haben, so gelangte bei dem deutschen Meister Joseph Haydn (1732—1809) der neue Geist zum vollen Durchbruch. Joseph Haydn ist recht eigentlich der Vater der modernen Instrumentalmusik, der Symphonie sowie des Streichquartetts. Von ihm an sind Sympho-

niker und Kammermusikcomponist nicht wohl zu trennende Begriffe geworden. Die Zerlegung der Motive zum Zweck eingehender thematischer Arbeit, welche Bassani noch mehr oder weniger unbewußt anstrebt, ist hier mit vollem Bewußtsein zum Grundprincip der musikalischen Gestaltung gemacht, so daß sich das Tonwerk aus dem ungezwungenen Wechselverkehre der Instrumente und dem Austausch der durch dieselben vorgetragenem Gedanken zwar als ein durchaus freies, ungezwungenes, im Innersten aber einheitliches, aus Einem Kern entsprungenes organisches Gebilde der schaffenden Phantasie darstellt. Ganz besonders zeigt sich bei Haydn, dem Kapellmeister des funktionsreichen Fürsten Esterhazy, selbst in dessen größeren symphonischen Schöpfungen, so recht die Bestimmung für die engeren städtischen und andere patricische Kreise. Wenn sowohl aus Haydn's Symphonien wie auch aus dessen Kammermusikwerken noch ein kindlicher, spielfelliger Sinn spricht, so bezaubern dagegen die Mozart'schen Quartette durch ihre edle Jungfräulichkeit, während Beethoven's Kammermusikwerke ersten, männlichen Geistes atmen, oder mit andern Worten: in Haydn's Werken spricht sich die lebenswürdigste Subjectivität, bei Mozart Universalität, bei Beethoven wiederum Subjectivität, aber im eminentesten Sinne, ein erhabener Ernst, ein titanisches Ringen aus, welches oft die Grenzen des durch Töne Ausdrückbaren zu überschreiten scheint. Es möge hier auf die sehr eingehenden Artikel über die letzten Quartette Beethoven's von Theodor Helm in dem „Musikalischen Wochenblatt“ (Leipzig, C. W. Grösch) hingewiesen sein. — Zwischen den Kammermusikwerken Beethoven's und Mozart's stehen die Franz Schubert's (1797—1828), aus denen ein überreicher Quell von Melodien fließt, und welche der Größe der Anlage sowie dem Schwunge des Ausdrucks nach zu Beethoven, hinsichtlich ihrer Milde und Weichheit der Empfindung aber wieder mehr zu Mozart neigen. In hohem Grade geistvoll und von classischer Form sind die Streichquartette Cherubini's (1760—1842). Infolge der Durchbringung des Clavierstils mit dem Geiste der soeben genannten classischen Tonmeister entwickelte sich auch auf diesem Gebiete eine reichhaltige Literatur zugleich mit einem großen Formenreichtum, indem sich zu der Sonate noch die kleineren, loftern Formen der Phantasie, der Variation, der Ronde, der Impromptu, der Kapriolen und später — namentlich durch Mendelssohn und Schumann — noch die der „Piecen ohne Worte“ und Charakterstücke der mannichfachen Art stellten. Neben Franz Schubert und den soeben Genannten bedenkten und besonders nach dieser Richtung hin noch Karl Maria von Weber (1786—1826) mit Claviercompositionen, welche zu den schönsten Perlen der Pianoforteliteratur gehören. Anerkennenswerthes, zum Theil Heroorragendes, schufen ferner auf dem Gebiete der Sonate und Kammermusik noch die der älteren Schule angehörnden Tonsetzer: Clementi (1752—1832), Hummel (1778—1837), Dussek (1761—1812), Field (1782—1837), Fresca (1789—1826), Kuhlau (1786—1832), sojann Andreas Romberg (1767—1821), Pleuel (1757—1831), Reumann (1778—

1858), Kessel (1780—1839) u. a. m., jedoch sind die Arbeiten der letztgenannten größtentheils veraltet. Einer besonders Beliebtheit erfreuten sich ihrerzeit ferner die musikalisch tüchtigen, hiesher gehörigen Arbeiten von Ferdinand Ries (1784—1838), Prinz Louis Ferdinand (1772—1806) und Donslow (1784—1853).

Wie bekannt, brach mit K. M. von Weber abermals das Morgenroth einer neuen Aera, nämlich die Periode der Romantik in der Musik an. Als Hauptmeister derselben sind nächst Weber auf unserm Gebiete vor allen Mendelssohn (1809—1847) und Robert Schumann (1810—1856), neben diesen in vorderer Reihe Epohr (1784—1859) und Chopin (1809—1849) zu nennen.

Mit dem Ueberhandnehmen des musikalischen Genre und der musikalischen Miniaturbilderei kam es denn auch, daß man immer feinere Unterschiede machte und zunächst die Concertmusik, d. h. die Musik für vollbesetzte Orchester, strenger von der Kammermusik scheid, und in letzterer wieder die Solo- oder Virtuosenmusik einerseits und die Hausmusik andererseits als zwei Unterarten aufstellte; ja viele rechnen nur die Sonaten und die auf diese Form basirenden Duos, Trios, Quartette, Quintette u. s. w. für Clavier und Streichinstrumente, oder nur für letztere, sowie die Cuiten und Serenaden für Streich- und Blasinstrumente oder nur für letztere vollständig zur Kammermusik.

In neuester Zeit hat die Miniaturbilderei, die Production von „Blumensträußchen“ und andern dergleichen Unterhaltungsküchlein, welche schädlich wol nur der Hausmusik zugehört werden, etwas nachgelassen und wieder ein erheiterndes Streben, ein Zug nach großer, breiter Gedankenausfaltung, freilich aber auch jenseits ein Uebertreiben, ein Forciren der Ausdrucksmittel innerhalb der Kammermusik platzgegriffen, um womöglich mit den subtilsten Darstellungsmitteln, wie sie diesem Kunstzweige eigen sind, orchestrale Wirkungen zu erzielen. Es ist dies eine Verirrung, welche nur auf Verkennung der Grenzen und des Wesens der Kammermusik beruhen kann, der sich ein wirklicher Meister seiner Kunst gewiß nicht so leicht schuldig machen wird. Allerdings gehören zur Schöpfung eines guten Kammermusikwerkes die höchsten Qualitäten, da — um es nochmal zu sagen — nach dem Vorgange unserer Classiker Symphoniker und Kammermusikkomponist kaum mehr zu trennende Begriffe sind und beide Formen sowohl die höchste Meisterschaft im musikalischen Tacte wie auch vollkommene Souveränität in der Handhabung aller Darstellungsmittel, vor allem aber die geläuterste reinste Kunstgenussung voraussetzen. In den letzten Decennien bethätigten sich auf dem Felde der Kammermusik mit mehr oder weniger Glück besonders die Componisten: Johann Brahms, Anton Rubinstein, Robert Volkmann, Joachim Raff, Hiller, Gade, Franz Lachner, Verhulst, Reinecke, Couvay, Saint-Saëns, Klé, Bargiel, Hermann Grädener, Märker, Friß Orndorff, Albert Richter, Joseph Rheinberger u. a. m.

Ueber die Formen der zur Kammermusik gehörenden Gattungen vgl. die speziellen Artikel darüber, besonders „Sonate“; ferner Koch, „Musikalisches Lexikon“, bear-

beitet von A. von Donner (Heidelberg 1865); Ludwig Rohlf's in St. Petersburg preisgekrönte Schrift über die Kammermusik u. s. w.

Zeit Anfang dieses Jahrhunderts ist die Kammermusik aus den Privatcirceln der Fürsten und Grafen ebenfalls hinaus in die Oeffentlichkeit, d. h. in den Concertsaal getreten. Zugleich schlossen sich Künstler zu besonderen Quartettgesellschaften zusammen, von denen einzelne große Reizen machten; hier seien nur genannt: das Meininger Quartett der Gebrüder Müller, das des Grafen Hochberg, das Florentiner-Quartett Jean Bedré's, vor allen aber das von Joachim und Gnosseu.

Es können nach dem oben Gesagten die Bedingungen jener ausübenden Künstler: Kammermusik, Kammerlänger, Kammertriosus, nicht mehr ausschließlich in dem früheren engen Besirne genommen werden, vielmehr sind diese Titel oft nur ehrende Auszeichnungen, womit fußsinnige Fürsten hervorragende Instrumentalisten und Sänger auszeichnen. (A. Tottmann.)

KAMMERSEE, einer der zahlreichen Seen auf dem pommerischen Landrücken, welcher sich von Westen nach Osten 12 Rilem. weit, 9 Rilem. im Nord-Osten von Tempelburg, erstreckt. Er gehört zur sogenannten pommerischen Schweiz, welche sich südlich von Polzin ausbreitet. — Der von scharffen Felsen eingeschlossene, höchst malerische Kammersee in Steiermark liegt hinter dem Tölpel-See, welcher mit dem herrlichen Grundelsee in Verbindung steht. (G. A. v. Kläden.)

KAMMERSTOCK, ein Bergstock der Glarner Alpen an der Grenze der schweizer Cantons Glarus und Uri, bildet die letzte Erhebung des vom Gemshayrenstode (2974 Meter, in der Glarnerseite) zwischen dem Baisch- und dem Schrienbach nordöstlich bis zum Einththal vorgeschobenen Ausläufer und trägt zwei Gipfel, von denen der „Thurm“ 2164 Meter, der eigentliche Kammerstock dagegen, ein erstarrend gegen das Einththal vorspringender Felskopf, 2125 Meter Höhe über dem Meere erreicht. Nach Norden, Osten und Süden fällt der Bergstock mit scharffen Felsrassen und steilen Grasthalen ab. Der unterste Abbruch gegen das Einththal besteht aus Hochgebirgsfels, welcher auch den sanfter geneigten, mit Weide und Wald bedeckten Nordwestabfall gegen den Urnerboden bildet. Zwischen diesen beiden oberjurassischen Kalkgürteln baut sich die schief abgehängte Pyramide des Berges aus Nummulitenkalk und Schiefer, Nischschiefer und Sandstein in wechselnder Lagerung auf. Seiner schönen Aussicht wegen wird der Kammerstock nicht selten von Einththal oder Stadelberg aus in 3—4 Stunden bestiegen. (A. Wäber.)

KAMMERTON. Unter dieser Bezeichnung versteht man diejenige Stimmung in der Musik, welche, im Gegensatz zu dem sogenannten Chorton und Cornettin der Kirche, vorzugsweise für die Kammer- und Instrumentalmusik, überhaupt für die weltliche Musik gebraucht war, ohne daß derselbe früher als fest bestimmter, allenthalben angenommener Normalton gegolten hätte. Da man sich vor Einführung der Stimmungsel zum Tonangeben und zum Stimmen der Instrumente zunach-

seiner Stimmriemen bediente, welche nicht gerade zuverlässig waren, außerdem die Chorregenten in Bezug auf Tonangabe oft ziemlich willkürlich verfahren, so schwankte die Stimmung fortwährend. Die Kirche, das Theater, das Concert, ja jeder Musikort und jedes Musikinstitut hatte seine besondere Stimmung. Ein feststehender Normal-, Stimms- oder Gabelton kam erst im Laufe des 15. Jahrhunderts auf. Hauptächlich war die Wahrgenahme, daß die Instrumente um so schärfer, durchdringender und glänzender klingen, je höher sie gestimmt sind, die Ursache, daß nicht allein die Orgeln um einen ganzen Ton (Chorton), ja selbst um eine kleine Terz (Cornetton) höher gestimmt wurden als die übrigen Instrumente, sondern auch die Stimmung der letzteren immer mehr hinaufgeschraubt wurde.

Selbstverständlich mußten dadurch die Sänger in die mißlichste Lage kommen, sobald sie mit Instrumentalbegleitung zu singen hatten, da das menschliche Stimmorgan seine bestimmten Grenzen hat. Dieser Uebelstand veranlaßte gelehrte Physiker über diesen Gegenstand eingehende Untersuchungen anzustellen, um womöglich Abhilfe zu schaffen. So fand Sauveur im 1700 für den Ton a 405 Doppelschwingungen in der Secunde. Andere Bestimmungen desselben Jahrhunderts ergaben 410—425 Schwingungen für diesen Ton und Heinrich Scheibler fand 1833 in Paris auf a stehende Stimmgabeln von $426\frac{1}{2}$ — $441\frac{1}{2}$, in Berlin von $441\frac{1}{2}$, in Wien sogar von $433\frac{1}{2}$ — 445 Schwingungen in der Secunde. Nach Glabinski und anderer Physiker Untersuchungen ergaben sich im Laufe der Jahre folgende varirrende Zahlen für das a der eingestrichenen Octave:

Paris:	1788 Große Dper	409
	1821	431
	1833	434
	1835	448—449
	1821 Italienische Dper	424
	1835	439—441
	1821 Römische Dper	428
	1833. Conferatorium	435
Wien:	1834	434—445
	(am Kärntner-Theater 466)	
Berlin:	1822	437
	1833	442
	1857 Opernhaus	437— $448\frac{1}{2}$
Dresden:	1852	439.

Nach Kiffajou's im Jahre 1857 angestellten Berechnungen ergaben sich folgende Zahlen: für Mailand (Scala) $451\frac{1}{2}$, für London 455. In Petersburg stieg von 1771 bis 1800 die Stimmung sogar von 417, 437, 453 bis zu 500. Diefelbe ging also im allgemeinen von 1700 bis 1863 um nahe $1\frac{1}{2}$ Töne in die Höhe.

Der erste entscheidende Schritt zur Feststellung einer allen Rücksichten gerecht werdenden Normalstimmung geschah von Seiten der im Jahre 1834 zu Stuttgart zusammengetretenen Versammlung deutscher Naturforscher, welche ein a von 440 Schwingungen als Normalton

festsetzte, ohne daß derselbe allgemeine Annahme fand. Erst der am 16. Februar 1859 laut Decret für Frankreich als Diapason normal gesetzlich festgesetzte Normalton von 435 Schwingungen für das eingestrichene a hatte — so viel bis jetzt bekannt geworden ist — zur Folge, daß sich eine Einigung insofern anbahnte, als sich wenigstens die größeren musikalischen Kunststätten der vornehmsten Musik-Metropolen Deutschlands, nämlich Berlin, Köln, Dresden, Wien, Leipzig, Meiningen, München, Stuttgart, Bremen u. s. w., für die pariser Stimmung entschieden, nachdem schon zuvor im Laufe dieses Jahrhunderts der Chorton mehr und mehr außer Brauch gekommen und der für die Orchester- und Kammermusik gebräuchliche, wenn auch höhere Kamerton in Aufnahme gekommen war.

Erwähnt sei noch, daß alle hier angeführten Zahlen nicht — nach französischer Rechnungsweise — einfache, sondern nach der deutschen Doppelschwingungen bezeichneten. (A. Tottmann.)

KAMMERTUCH (nach der französischen Stadt Cambrai, wo dieser Stoff am frühesten und lange Zeit am schönsten hergestellt wurde, auch Cambrai oder Cambric genannt), ein feines leinwandartig gewebtes Baumwollenzug, das als Hemdenkattun, in den mittelstarken Sorten (Baumwolltaffet) auch als Material zu Regenschirmen verwendet wird. (W. H. Umland.)

KAMMERZIELER. Vor dem 16. Jahrhundert gab es in Deutschland keinerlei stehende Einnahmen zur Deckung der Reichsbedürfnisse; erst durch den Reichsabschied von 1548 wurde zur Bestreitung der Kosten des Reichskammergerichts eine stehende Steuer, die sogenannte Kammerzelle, von den Städten übernommen, deren Umschreibung sich auf Grundlage der Matrizen verschieden gestaltete und zuletzt in der sogenannten Uualmatrifel fixirte. Die Einnahme besorgte der Pfennigmeister des Reichskammergerichts, doch ging die Steuer nur sehr unregelmäßig ein, und schon 1753 hatte man mehr als 650,000 Thlr. Reste zu fordern. (S. Reichskammergericht.) (Albrecht Just.)

KAMMFETT, das weiße, consistente, leicht schmelzbare Fett der Weichtheile, besonders längs der Wädhnen des Pferdes. Diefes Fett wird neben den andern organischen Bestandtheilen durch überführte Wasserdämpfe gewonnen, indem die Thiere in wenig zerkleinertem Zustande in große, luftdicht verschließbare Cylinder gebracht werden. Das sich niederschlagende heiße Wasser zieht die löslichen Bestandtheile aus, und gleichzeitig schmelzen auch die Fetttheile, welche sich über der wässrigen Flüssigkeit ablagern. Im Verlauf der Arbeit wird die Spannung des Dampfes erhöht. Die Scheidung der beiden Schichten in dem untern Theile des Cylinders erfolgt leicht, indem zuerst der obere Theil des Fahns geöffnet und durch denselben das geschmolzene Fett abgelassen wird, welches als sogenanntes Kammfett in den Handel kommt. Dasselbe wird zu verschiedenen technischen Zwecken verwendet, insbesondere zur Eisensabrikation, zu Salzen, zum Einsetzen von Wolle, als Maschinen-, Geschirrs-, Lederfärbemittel. (William Löbe.)

KAMMFÖRMIGE MUSKELN werden die zahlreichen schmalen Muskelstreifen im rechten Vorhofs des Herzens genannt, welche durch parallel verlaufende Berieselungen voneinander getrennt werden, wodurch eben eine gewisse Nebulosität mit den aneinandergereihten Zinken eines Kammes entsteht. Kammförmiger Muskel oder Kammmuskel (Pectineus) heißt aber auch der oberflächlichste von den vier Muskeln des Oberschenkels, der von dem Kamm des Schambeins entspringt und sich ganz oben in der Länge von 3,56 bis 44,56 Cm. an die innere Lippe der rauhen Linie des Oberschenkels heftet. (F. W. Theile. — A. Winter.)

KAMMGARN (Kammwolle) bildet als Gegen-
satz von Streichgarn (Streichwolle) die eine der beiden Hauptklassen, in welche alle Gattungen der Schafwolle mit Rücksicht auf ihre Verwendung speciell in der Weberei und die entsprechend verschiedene Art der Bearbeitung (einerseits das Kämmen, andererseits das Krähen, Krempeln oder Streichen) vom technischen Gesichtspunkte eingetheilt werden. Während die Streichwollgespinste zur Herstellung unhartiger, mit einer stichhühnlichen Decke versehener Stoffe dienen, liefern die aus Kammwolle erzeugten Garne die glatten Wollezeuge, bei denen die Fäden völlig sichtbar auf der Oberfläche liegen. Zur Kammwolle eignen sich demnach nur Wollsorten mit schwachgedrähteten, wenig zur Verfilzung geneigten Haaren, die eine bedeutende Festigkeit besitzen und deren Länge nicht unter 8, aber auch nicht viel über 24 Centimeter beträgt, da längere Fasern im allgemeinen zu wenig weich und geschmeidig sind und somit der Bearbeitung zu große Schwierigkeiten darbieten. Außer der größten Gleichmäßigkeit der Faserlänge muß zur Erzeugung eines guten Kammgarns eine möglichst parallele Lage der Fasern erstrebt werden. Nahezu vollständig wird dieses Resultat durch die Operation des Kämmens erreicht; doch sind noch verschiedene Arbeiten erforderlich, um die gekämmte Wolle für den Spinprozess, der jetzt fast allgemein mit Hilfe von Maschinen ausgeführt wird, vorzubereiten. Da die rohe Wolle zuerst von den ihr anhängenden Stoffen befreit und der nachfolgenden Behandlung zugänglich gemacht werden muß, zerfällt die Fabrication des Kammgarns in fünf Hauptoperationen: das Reinigen und Auslockern, das Kämmen mit seinen Nebenarbeiten, das Vorspinnen, das Fehlspinnen und die Vollendungs- oder Nacharbeiten. Die Reinigung der Wolle bezweckt außer der Entfärbung der ihr äußerlich anhaftenden fremdartigen Theile (Staub, Koth, Ketten u. s. w.) auch die Befreiung des eigenhämlichen Schweißes, der, aus den Fehldrüsen des Thieres austretend, die Wolle überzieht und, indem er an der Luft eintrocknet, die Haare nicht nur unter sich, sondern auch mit den mechanischen Verunreinigungen verklebt. Die Auslockerung wird vorgenommen, damit die Fasern die für den Spinprozess erforderliche Beweglichkeit erhalten. Da hierbei zugleich den im Innern der Wollmasse festgehaltenen Unreinigkeiten ein Ausweg verschafft und das Eindringen der Waschlauge erleichtert wird, ist durch diese Operation ein vortheilhaftes Mittel zur Unterstützung des Reinigungsprozesses geboten.

Zum Auslockern wird jetzt meist der sogenannten Schlagwelle benutzt, eine Maschine, die durch kräftig sich gegeneinander bewegende Schläger wirkt. Die Reinigung erfolgt mit warmem Wasser, schwachen Laugen oder auch mit chemischen Mitteln (Schwefelkohlenstoff, Benzol u. s. w.) in Maschinen, die im wesentlichen aus einem Behälter zur Aufnahme der Wolle sowie der Waschlauge und einem Apparat bestehen, durch welchen die Wolle in der Flüssigkeit in beständiger Bewegung erhalten wird. Bei den besseren Constructionen dieser Art sind mechanische Vorrichtungen zum Auspressen der gereinigten Wolle vorhanden, doch bleibt in der ausgetretenen Wolle stets so viel Wassergehalt zurück, daß ein eigentliches Trocknen nicht umgangen werden kann. In neuerer Zeit werden hierzu verschiedene Apparate benutzt, die meist eine künstliche Erwärmung zulassen und die regelmäßige Verdampfung der Feuchtigkeit bewirken. Um die Oberfläche der Wollfasern schlüpfrig zu machen und so die Arbeit des Kämmens zu erleichtern, wird die Wolle mit einer fettigen Substanz (Baumöl) getränkt, am zweckmäßigsten, indem man sie zwischen Walzen hindurchgehen läßt, auf welche das Öl tropfenweise herabfließt. Das Kämmen erfüllt eine doppelte Aufgabe, da einerseits die zur Erzeugung des Kammgarns untauglichen kurzen Fasern (Kämmlinge) entfernt, andererseits die langen Fasern gerade gezogen, parallel gelegt und zu einem bandförmigen Körper (Zug, Kammgug) vereinigt werden. In der Sandkammer ist die deutsche und die englische Methode zu unterscheiden. Nach dem ersten Verfahren nimmt der Arbeiter den einen Kamm in die linke, den andern in die rechte Hand und kämmt mit diesem das in jenen eingeschobene Wollhaar, bis der größte Theil desselben in den rechtsseitigen Kamm übergegangen ist, worauf er die Kämme umeinsetzt und die Operation so lange wiederholt, bis die Wolle glatt gestrichen und fast genau zur Hälfte auf beide Kämme vertheilt ist. Alsdann befestigt er mittelst einer hakenartigen Vorrichtung (Kammstange) den einen von den andern Kamm an einem Balen oder Ständer, worauf er den herauszuhängenden „Wollball“ mit beiden Händen auszieht, um ihn zu einem lockern Band zu formen, während die kurzen Fasern im Kamm sitzen bleiben. Nach der englischen Methode hat der Arbeiter statt zweier frei zu handhabenden Kämme einen solchen und außer diesem einen Kamm, der, ähnlich einer Flachshebel constructirt, mit den Zähnen nach oben stehen befestigt ist. Die bis zur halben Länge aus dem unteren woglichen Kamm herauszuhängende Wolle wird mit dem Arbeitskamm so lange gekämmt, bis dieser die Kämme vollständig aufgenommen hat, worauf der Wollball behutsam ausgezogen und hierdurch das Material zur andern Hälfte von den kurzen Fasern befreit wird. Am erfolgreichsten findet das Kämmen unter Wirkung von Wärme statt, weshalb die Kämme vor dem Gebrauch in dem sogenannten Kammofen, einer Art Ofen, erhitzt werden. In größerem Umfang als die Sandkammer kommt, namentlich für feinere und kürzere Wollen, die Maschinenkammer zur Anwendung. Im die Wolle, der bequemeren Zuführung halber, in ein

gleichförmiges Band zu verwandeln, wird sie zuvor auf Kammmaschinen behandelt, die große Reihlähle mit den Krempeln für Streichwolle haben. Das Kämmen geschieht auch hier mit Hülfe von Wälzen. Walzen- und Kettenkämme erhalten zu diesem Zweck als Unterlage eine eiserne Platte, deren rundum laufende Höhlungen mit einer Dampfleitung in Verbindung gebracht sind; bei Ringkämmen wird der Dampf in die hohl gegossenen Ringe eingelassen. Die Kammmaschine functionirt durch drei zusammenarbeitende Hauptorgane — den Einschlag, den Kamm und den Auslageapparat — mit Nebenvorrichtungen zur Vereinigung der Kammszüge und zur Befestigung der Kämmlinge. Der Einschlagapparat hat die Aufgabe, die Wolle partienweise dem Kammapparat zu überliefern, indem er periodisch wie die Hand des Kämmers ein bestimmtes Quantum derselben erfährt und wölftchen die Zähne des Kamms drückt, sodas die eine Hälfte frei heraushängt. Der Kammapparat besteht, ähnlich wie in der Handkammerlei, aus zwei Werkzeugen, von denen das eine den in die Kammschraube eingehängten, resp. feststehenden Kamm, das andere den beweglichen Kamm, resp. die arbeitende Hand vertritt. Demgemäß ist das erstere mit je nach der Feinheit und Länge der Fasern in Anzahl und Größe verschiednen angeordneten Zähnen (Nadeln) ausgestattet, während das zweite nicht unbedingt ein Kamm zu sein braucht, sondern als Lange wirken kann. Der Auslageapparat bildet ein in Umdrehung befindliches Walzenpaar, durch welches die Wolle dem Kammapparat abgenommen wird. Nach dem Kämmen pflegt man die Wolle, um sie vollends zu entkräusen, sowie um das auf der Oberfläche der Fasern vorhandene Del zu entfernen, verschiedenen Operationen zu unterwerfen, die mit sehr abweichenden Hilfsmitteln und Apparaten ausgeführt werden. Als Vorarbeit des Spinnens wird das Strecken und Doublieren vorgenommen, wobei die von der Hand- oder Maschinenkammerlei gelieferten Bänder durch fortschreitende Dehnung verfeinert, sodann gerundet und verdichtet werden. In der hierzu gebrauchlichen Maschine ist ein frästiger Verzug durch die mit verschiedener Geschwindigkeit sich drehenden Streckwälzen erreicht, indem der regulirbare Abstand je zweier Walzen voneinander der jedesmal zu erzielenden Faserlänge entspricht, während ein drittes Walzenpaar die zugeführten Bänder durch einen Trichter zieht, in welchem eine große Anzahl derselben zu einem Band vereinigt wird, das die zur Erzeugung des Borgarns erforderliche Beschaffenheit erlangt hat. Durch die Operation des Vorspinnens wird dem Band bei fortgesetzter Streckung entweder eine vorübergehende oder eine bleibende Drehung erteilt und zwar im ersteren Fall auf der Spulmaschine mit Würzelzug, mittels dessen dasselbe energisch hin- und hergetrollt wird, im letzteren Fall auf der mit Flügelspindeln und selbständiger Spulenbewegung ausgestatteten Spindelbank. Das Feinspinnen kann, je nachdem es sich um die Verarbeitung langer, schlüchiger Wolleu zu stark gedrehten Garnen, namentlich Ketten-garnen, oder um die Herstellung von feiner und locker gedrehten Garnen, besonders Schußgarnen, aus kürzeren

Wollen handelt, auf den auch für die Baumwoll- und Flachspinnerei gebräuchlichen Water- oder Mule-Maschinen erfolgen, die hier mit einem Streckwerk versehen sind, durch welches das Vorge spins auf die 8—20fache Länge ausgezogen wird. Wie für Baumwolle und Flach wird die Mule-Maschine zum Vorspinnen der Kammswolle kaum noch anders denn als Selfactor, d. h. mit vollkommen selbstthätiger Bewegung constructirt. Die zu den Vorarbeiten des Spinnens sowie zum Spinnen selbst gebrauchten Maschinen werden in den Industrielandern, besonders mit Rücksicht auf die verschiedene Länge und Feinheit der zur Verarbeitung kommenden Fasern, in mannichfacher Zusammenfassung und wechselnder Reihenfolge zur Anwendung gebracht. Auf Grund dessen haben sich in der Kammgarnspinnerei drei Systeme, das englische, das französische und das deutsche, ausgebildet, von denen das erstere namentlich beim Vorspinnen langer, schlüchiger Wolle Vortheile bietet, während die beiden letzteren vorzüglich für kürzere Wolle geeignet sind. Das auf der Mule-Maschine gesponnene Garn ist seiner Gestalt nach ohne weiteres für die Weberei verwendbar, dagegen werden die Water-Garne gefaselt und hierbei zugleich umertirt. Das letztere geschieht jetzt größtentheils nach dem metrischen System, indem die Feinheitnummer durch die Anzahl der in einem Kilogramm enthaltenen Stränge von 1 Kilom. Fadenlänge bestimmt wird. Die einzelnen Sorten des Kammgarns unterscheiden man nach ihrer Bestimmung in der Weberei (Ketten- und Schußgarn) nach der Art der herzustellenden Stoffe (Damas, Färling, Orleans, Tschibet, Merino, Muffelin, Kamelot, Lustre-Garn), nach der stärkeren und schwächeren Drehung (hartes und weiches Garn), nach dem Grad der Reinheit (ungewaschenes und gewaschenes Garn). Außer zu Geweben wird das Kammgarn zur Verfertigung gewirkter Waaren, zu Posament-, Strick- und Seidgarnen verwendet, namentlich für die beiden letztgenannten Zwecke wird dasselbe auf geeigneten Maschinen der Operation des Zwirrens unterworfen. Manche Garne werden, um die auf der Oberfläche hervorstrahlenden Fasern zu beseitigen, gezeigt, indem der Faden mit bedeutender Geschwindigkeit durch eine Flamme hindurchgezogen wird; am meisten ist hierfür die Gasfengmaschine in Gebrauch. Zwischen Kammgarnen und Streckgarnen stehen die sogen. Halbkammgarne, die aus den östern mit Baumwolle gemischten Abfällen der Hand- und Maschinenkammerlei theils nach dem Verfahren der Kammgarn-, theils nach denen der Streckgarnspinnerei erzeugt, meist zu Strumpfwirkerwaaren, Strick- und Tapissierewollen verwendet werden und zwar wohlfeiler, aber auch minder schön und haltbar als die eigentlichen Kammgarne sind. (W. H. Umland.)

Kammgras, s. Cynosurus.

KAMMIN ist ein Kreis der preussischen Provinz Pommern, Regierungsbzirk Stettin, im Osten der Provinz, meist eben, nur an einigen Stellen im Norden und im Südosten hervorretende Jurafornation zeigend, reich an Waldungen und anumpferigen Landstrichen. Er umschließt 20,33 geogr. Meilen oder 113,593 Hektaren,

hat 1 Stadt, 108 Landgemeinden, 100 Gutsbezirke, 4901 Wohnhäuser und 45,628 Bewohner 22,223 männlichen und 23,405 weiblichen Geschlechts. — Die Kreisstadt Kammin liegt auf einer Anhöhe am Kamminer Bodden, durch welchen die Dierowen ins Meer geht, 62 Kilom. von Stettin und 18 Kilom. von Wolin. Von der Stadt gefondret liegt die hohe, ehrwürdige Kathedrale, 1124 gegündet, reich an Reliquien. Das durch Otto von Bamberg in Julin gestiftete Bisthum wurde 1128 hierher verlegt, und damit wurde Kammin ein Bischofssitz, dessen Hauptbisthum übrigens der ehemalige Kreis Fürstenthum im Regierungsbezirk Köslin war. Der Ort hat seit 1838 ein Schullehrerseminar. Es besteht ein Domstift, ein adeliches Fräuleinstit. Die Marienkirche wurde 1775 erbaut. Der erste Bischof war Albrecht; Erasmus von Manteuffel nahm im Jahre 1536 die Reformation an, worauf das Bisthum von Mitgliedern der pommerischen Fürstnfamilie verwalte wurde und 1648 an Brandenburg kam. Die Bewohner treiben Fischelei und starken Flachshandel und halten Leinwandmärkte. — Auf der im Kamminer Bodden gelegenen Insel Orislow befindet sich ein Kalflager und eine Portland-Cementfabrik. — Zwei Dörfer Kammin liegen in Medlenburg-Schwerin, zwei im Regierungsbezirk Frankfurt.

(G. A. von Klöden.)

KAMMRRAD, eine Vorrichtung zur Uenderung der Kraft oder Geschwindigkeit bei Räderwerken, d. h. Verbindungen von zwei oder mehreren Radwellen, die einander mit Erhabenheiten und Vertiefungen oder mit Zähnen oder Kammern in Bewegung setzen. Von beiden ineinandergreifenden Rädern heißt das größere das Rad und das kleinere das Getriebe, welches letztere Kämme oder Zähne enthält und gewöhnlich Kumpf genannt wird. Bei den Kammrädern stehen die Kämme oder Zähne gewöhnlich winkelfrecht auf der Ebene des Rades und greifen zwischen die Zähne eines Getriebes, das sich um eine Achse dreht, die winkelfrecht auf der Radachse steht. Der oben quadratisch und am Ende cylindrisch gearbeitete Stiel der Kämme wird in gleichförmige Löcher der Radfränge geschlagen und an der inneren Seite des Kranzes durch Nadel festgehalten. Je länger die Zähne oder Kämme sind, je kleiner also die Theilung und je größer die Anzahl der Zähne ist, um so kleiner fällt die Reibung eines Räderwerkes aus, die Zähne müssen daher eine Stärke erhalten, die hinreichende Sicherheit vor dem Zerbrechen gewährt. Soll eine drehende Bewegung in eine geradlinige oder umgekehrt verwanelt werden, so bedient man sich dabei der gezahnten Stange oder des sogenannten Kammrades, dessen Zähne zwischen die Zähne oder Triebstöße eines Getriebes greifen.

(C. Reimearth.)

Kammwolle, s. Kammgarn.

KAMNITZ (Böhmisch-Kamnitz), Stadt im nördlichen Böhmen, am Kamnitzbache, dem letzten rechtsseitigen Zuflusse der Elbe in Böhmen. Die Stadt ist vorort des gleichnamigen Gerichtsbezirks und hat nach der Zählung vom 31. Dec. 1880: 6124 Einwohner (darunter 47 Tschechen), welche sich hauptsächlich der Industrie

widmen (Baumwoll- und Schafwollfabrikation, Garn- und Zwirnzeugung, Maschinenfabrikation, Eisengießerei, Webereien, Strumpfwirkermaaren). Das Schulwesen ist vertreten durch eine fünfklässige Knaben-, eine fünfklässige Mädchen-Volkschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule. Die Stadt hat zwei Brauereien, eine städtische Sparcasse, eine landwirthschaftliche Vorkaufsstelle, einen Spar- und Unterstützungsberein, ein Schützenverein, Feuerwehverein, Gesang-, Turn- und andere Vereine. Von Interesse sind die alte Pfarrkirche und die in der Nähe gelegenen Ruinen des „wäthen Schlosses“. — Der Kreis unter König Buzel II. (1278–1305) wird der Ort als „Stadt zur Kempitz“ genannt und erscheint ausgepartet mit Privilegien gleich einer königlichen Stadt. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aber verlor sie die Bedeutung einer freien Stadt, da sie in den Besitz der reichen Herren von Mielchberg überging. Im Anfang des 15. Jahrhunderts werden die Herren Verba von Duba und seit 1423 die Herren von Wartenberg als Besitzer erwähnt. Unter letzteren wurde die Stadt im Jahre 1444 durch die launiger Schicksale erstimt und eingedürrt. Im Jahre 1614 brachte die gestürzte Linie der Familie Rinstow von Ghinij und Tettau die Stadt und Herrschaft käuflich an sich, und noch jetzt befindet sich diese Familie im Besitz der ausgedehnten kamminer Güter. Eine gute Monographie, namentlich mit Berücksichtigung des kamminer Stadt- und Rechtsbuchs aus dem 14. Jahrh., schrieb Karl Eiske (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 1880. Jahrg. XIV.). (L. Schleninger.)

KAMP, ein Nebenfluß der Donau, welcher dieselbe im Erbherzogthum Oesterreich unter der Enns von österreichischen Gränzplateau links zufließt. Er ist der Hauptfluß des sogenannten Waldwinkels oder des Bierfels ober dem Manhartberge in Niederösterreich. Sein Flußgebiet beträgt 1733 □ Kilom., seine Flußlänge 136,5 Kilom. und die Zahl seiner Duellbäche 630. Er entspringt an der niederösterreichisch-oberrösterreichischen Grenze in der Nähe der oberösterreichischen Dreifachlehen in einer Meereshöhe von 967 Meter, bildet hierauf in einer Länge von 11,5 Kilom. die Landesgrenze und schlägt eine östliche Richtung ein. Bei Rapottenstein nimmt er in einer Höhe von 517 Meter den Kleinen Kamp und in der Stadt Zwattl, 580 Meter, die Zwattl auf. In seinem weitem Laufe verfließt er sich unterhalb des Siffes Zwattl, 498 Meter, bei Lichtenfels vor dem Schlosse Dittenstein durch den Burgel-Kamp, schlägt, nachdem er bei dem Siffte Altenburg den nördlichsten Punkt, 272 Meter erreicht hat, von der Rosenburg, südlich von Horn, an eine südliche Richtung ein, fließt bei Garz, 238 Meter, Schönberg, 213 Meter, vorüber und verläßt unterhalb Jöbing, in einer Höhe von 205 Meter, das Erbherzogthum. Zudem er in das Donaualthal eintritt, zweigt sich von ihm links der Mühlkamp ab. Beide fließen nun unweit voneinander bei Haberörsch, 193 Meter, vorüber und in kurzem parallelem Laufe bei Grafenwörth der Donau in einer Erzhöhe von 182 Meter zu. Fast bis zu seiner Mündung durchzieht der Kamp wildromantische Gräben und

Schluchten, von welchen besonders die Partien bei Garz und von Rosenburg auswärts hervorzuhellen sind. Das Flußbett ist in seinem Oberlauf mehr oder weniger eingeengt, und erreicht in der Donauebene eine Breite von 40 Meter. Die Wassermenge ist infolge des waldigen Flußgebietes constant, das Wasser rein und rothbraun. (Ferd. Grassauer.)

KAMP, officiell Camp, ein preussischer Flecken in der Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, im Rheingaukreise, am Rhein, 11 Kilom. oberhalb Braubach zwischen Ruppäumen und Weingärten, mit 1242 Einwohnern in 191 Häusern (darunter Dorf Bornbach mit 93 Einwohnern in 16 Häusern), ganz katholisch. Es ist ein besuchter Wallfahrtsort mit einem vorwiegenden Kapuzinerkloster, darüber liegen die mächtigen Burgruinen Liebenstein und Steinberg oder die sogenannten Brüder. — Camp im Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mors, ist ein Kirchdorf und eine Bürgermeisterei von acht Wohnplätzen; es hat 1200 Einwohner, von denen etwa der vierte Theil evangelisch ist, und liegt 8 Kilom. südwestlich von Rheinberg an der Blauweh und dem verfallenen Eugenienskanale. Hier liegt die im J. 1122 gestiftete, berühmte Cistercienserabtei, deren Abt den Titel Primas des Cistercienserordens in Deutschland führte. In dem Besetze am 12. Juni 1758 wurden die Franzosen hier geschlagen, in dem am 16. Oct. 1760 siegen die Esten. (G. A. v. Klöden.)

KAMPEN, Stadt in der niederländischen Provinz Ober-Flisel (niederl. Over-Flisfel), grenzt im Westen und Norden an den Zuidersee, im Osten an die Flisel, die es von Genemuiden, Grafsdorf, Fliselmuiden und Wissum trennt, und im Süden an Kamperten und die zur Provinz Gelderland gehörige Gemeinde Oldebroek. Die Stadt liegt am linken Ufer der Flisel, die sich unterhalb der Stadt in mehreren Armen in den Zuidersee ergießt.

Die Geschichte der Stadt, deren glaubigste Urkunden erst im Anfang des 14. Jahrhunderts beginnen, war die der andern Städte der damaligen Zeit überhaupt: Streitigkeiten mit andern Städten um die Geltendmachung von Handels- und andern Interessen, Bewidlungen mit den holländischen und geltendigen Grafen und kleineren Dynastengeschlechtern. Sie gehörte zum Gebiet des Bischofs von Utrecht und wurde deshalb auch in die holländisch-flissischen Streitigkeiten verwickelt. Als reiche Handels- und Industriestadt war Kampen früh schon Mitglied der Hanfa, und durch Verträge mit den benachbarten Territorialherren wußte es sich in den Besitz verschiedener werthvoller Handelsprivilegien zu setzen. Der Kampf des Herzogs Karl von Gmünd mit Utrecht zog auch Kampen in Mitleidenchaft; schon 1508 hatte es den Bischof Friedrich von Baden das von Karl von Gmünd überumpelte Schloß Ruine wieder erobern helfen, und alle Versuche des Herzogs, sich des ihm entziffenen wichtigen Postens wieder zu bemächtigen, wie auch einige Anschläge desselben auf die Stadt selbst wur-

den durch die Tapferkeit und Wachsamkeit der Bürger vereitelt. Als der Bischof Heinrich von Valern die weltliche Herrschaft über Utrecht an Karl V. abtrat, kam auch Kampen zu dessen Gebiet und die ganze Umgegend wurde nun rasch von den noch zurückgebliebenen gedrischen Truppen und Besatzungen geläubert. Dem Bischof von Münster lieferte Kampen das notwendige Geschüß, als er das von den Wiederläufern besetzte Münster belagerte, und ebenso waren die Kampener theilhaftig, einige mit 3000 Wiederläufern benannte Schiffe, welche ihren Glaubensgenossen in Münster zu Hilfe kommen wollten, anzuhalten und die Besatzung gefangen zu nehmen. Als im Jahre 1572 viele niederländische Städte auf Dranien's Seite traten, belagerte der Schwager des Prinzen, der Graf van den Berg, Kampen, das sich schon nach drei Tagen ergab. Als aber Ziphen wieder in die Macht der Spanier fiel, unterwarf sich auch Kampen Alba's Sohn, Don Friedrich, der die Stadt sehr gelinde behandelte. Im Jahre 1578 wurde Kampen jedoch vom Grafen von Renneberg wieder erobert, als aber der letztere an der Sache des Vaterlandes den bekannten Verath beging, wurde es durch die Energie Dranien's, der selbst kam, den Staaten erhalten. Ein Angriff Verdingo's im Jahre 1584 mißlang vollständig. Nach langen Kämpfen in der Stadt zwischen Katholiken und Protestanten gewannen endlich letztere die Oberhand. Der im Anfang des folgenden Jahrhunderts ausgebrochene Streit zwischen Remonstranten und Contraermonstranten endete 1619 mit der vollständigen Niederlage der letzteren. Als die Bischöfe von Köln und Münster 1672 die Republik mit ihren Truppen überzogen, fiel Kampen in ihre Hand; sie übergaben die Stadt an die Franzosen, welche sie fast ein ganzes Jahr besetzt hielten und bei ihrem Abzuge einige Thore abbrachen. Im November 1813 wurde die Stadt mit Hälfte der Bürger von den Russen den Franzosen entziffen.

Kampen war früher, namentlich zur Zeit der Hanfa, eine der blühensten und reichsten Städte der Niederlande. Berühmt waren seine Düssel- und Luchfabriken, die noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts blühten; ebenso bedeutend waren die Häbereien und Bierbrauereien. Die frühere Größe hat die Stadt auch niemals wieder erreicht. Der gegenwärtige Handel ist zwar nicht unbedeutend, es findet regelmäßiger Dampfschiffahrtverkehr mit Amsterdam und den andern bedeutenden Städten statt, auch trägt die Eisenbahn viel zur Erhebung des Verkehrs bei, allein er ist nicht bedeutender als der jeder andern am Zuidersee liegenden Stadt. Dagegen ist Kampen durch seine Bauart, seine Lage, seine breit angelegten Straßen eine der saubersten Städte der Niederlande; der Kanal, der die Stadt durchschneidet, verleiht ihr ein malerisches Aussehen und die aus den früheren Festungswerken hergestellten Promenaden verschönern auch die nächste Umgegend der Stadt. Werthwüdig ist die reformirte St. Nikolauskirche oder Bovenkerk mit dem neben ihr stehenden Thurme und das Stadthaus. Kampen besitzt eine (orthodoxe) theologische Schule der „Christlich-

reformirten Kirche“, ein Gymnasium und eine höhere Bürgerschule. Die Zahl der Einwohner betrug im Jahre 1890: 17,344, darunter ein Viertel Katholiken.

Kampen ist der Geburtsort verschiedener Theologen und Rechtsgelehrten; unter ersteren ragt hervor Heinrich von Kampen, gestorben 1490, Unterrichter der Universität Köln und Professor der aristotelischen Philosophie in Löwen; auch Thomas a Kempis soll hier geboren sein. — Bemerklich mag noch werden, daß Kampen in den Niederlanden dieselbe Rolle im Volksmunde spielt wie Schilling in Deutschland.

Das von den zwei Hauptmündungsarmen der Hiel gebildete Kampereiland, eine fruchtbare Insel mit blühender Viehzucht, zeichnet sich hauptsächlich durch die eigenthümliche alträtische Kleidung seiner Bewohner und verschlebene, aus der frühesten Zeit herkommende und noch beibehaltene Gebräuche aus. (Th. Wenzelburger.)

KAMPEN (Nicolaus Godfried van), niederländischer Gelehrter, Literarhistoriker und Geschichtsschreiber, geboren 15. Mai 1776 bei Saartem, besuchte in Deutschland erlogen, die Stadtschule von Krefeld und zeichnete sich schon früh durch großen Studientrieb, namentlich hinsichtlich literarischer und geschichtlicher Fächer aus. Nachdem er noch in einer Anstalt in Wülshelm sich hauptsächlich in den classischen Sprachen vervollkommnet hatte, trat er in Leiden in das Geschäft eines Buchhändlers, wo er reichlich Gelegenheit hatte, sich seinem Lieblingsstudium, den literarischen Fächern, zu widmen. Zu gleicher Zeit (1801) wurde er Mitglied der Redaction von „Leidsche Courant“; die Gelegenheit, den akademischen Vorlesungen beizuwohnen, benutzte er hier reichlich, besonders jagte ihn Wittenbach und Siegenbeek aus. Als im Jahre 1805 Leyler's Genootschap eine Preisfrage über eine „geschichtliche Untersuchung des Zustandes der Dichtkunst bei den bekanntesten civilisirten Völkern des Alterthums und der neueren Zeit“ ausschrieb und van Kampen die goldene Medaille für seine Beantwortung erhielt, war sein Ruhm in den gelehrten niederländischen Kreisen gegründet. Selbst im Auslande wurde sein Talent geschätzt, indem er von Eichhorn in Göttingen eingeladen wurde, für seine Literaturgeschichte die „Geschichte der schönen Künste der Holländer“ zu schreiben, eine Bitte, deren er sich aus zu großer Zufriedenheit Eichhorn's im Jahre 1810 entledigte. Interessant ist das bald darauf begonnene und zu großer Verwunderung der Zeitgenossen von ihm auch durchgeführte Unternehmen, Epitaphien's „Lo genie du Christianisme“ in einem protestantischen Gewande vorzuführen, worauf natürlich Angriffe von katholischer Seite nicht ausblieben; übrigens erlebte diese Bearbeitung doch die zweite Auflage. Nachdem er noch einmal von Leyler's Genootschap gekrönt worden war, wurde er 1815 zum Lector der deutschen Sprache an der Universität Leiden ernannt. Jetzt begann eine äußerst fruchtbare Periode seiner literarischen Thätigkeit, und es ist nun hauptsächlich das Gebiet der Geschichte, dem er sein Studium wandte. Mit dem Werke: „Kurzer geschichtlicher Ueberblick der großen Ereignisse in Europa vom Frieden von Amiens bis zur Eroberung von Paris“

(1814), trat er zuerst als Geschichtsschreiber auf und fand in allen Kreisen den entschiedensten Beifall. Ermutigt dadurch, begann er im Jahre 1815 seine „Geschiedenis van de fransche heerschappij in Europa“ (3 Bde., 1815—23), wovon der erste Band durch die klare philosophische Darlegung des innern Zusammenhangs der Ereignisse großen Beifall fand. Hierauf ließ er eine Reihe weiterer historischer Werke folgen, die, wenn auch im Einzelnen interessant und der schönen Darstellungsweise wegen gern gelesen, doch eine insolge der Vielschreiberei unvermeidliche Oberflächlichkeit verriethen und die nöthige Tiefe und Gründlichkeit häufig vermissen ließen. Darunter gehört: „Verkorte geschiedenis der Nederlanden“, die zuerst 1819 und 1820 erschien und im Jahre 1837 die dritte Auflage erlebte; ferner „Vaderlandsche Karakterkunde“ (1826—28), die Ergänzung des vorigen Werkes; nirgends tritt so wie in der „Karakterkunde“ seine freie und unabhängige Denkweise zu Tage. In diese Zeit fällt auch die „Geschichte der Niederlande“ (2 Bde., 1831—33), die er für die „Geschichte der europäischen Staaten“ von Herzen und Ulert schrieb, ein Werk, das seinen Namen in Deutschland in den weitesten Kreisen bekannt machte und unbestritten das beste und reifste Product seiner Feder ist. Während die in vier Bänden erscheinende „Geschiedenis der Kruistogten“ (1822—26) verhältnißmäßig weniger bedeutend ist, fand seine „Geschiedenis der Nederlanders buiten Europa, verhaal van derzelver tochten, ontdekkingen, oorlogen, veroveringen en inrigtingen in Azië, Afrika, Amerika en Australië, van het laatste der zestiende eeuw tot op 1830“ (3 Bde., 1831—33) ungemeinen Beifall; bei der Abfassung desselben war ihm die Benutzung des Colonialarchivs gestattet worden. Die in dessen im Süden vorgefallenen Ereignisse, die mit der Eroberung Belgiens endeten, gaben ihm Veranlassung, die „Geschiedenis van den vyftienjarigen vrede in Europa“ (2 Bde., 1832) zu schreiben, worauf zwei Jahre später sein „Gedenboek van Nederlands moed en trouw gedurende den belgischen onstand“ folgte, worin er seiner patriotischen Stimmung mit edlem Feuer Ausdruck verlieh. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß van Kampen gerade hier durch seinen patriotischen Eifer häufig zu Ungenauigkeiten und ungerichter Beurtheilung von Personen und Zuständen sich verleitete ließ, die bei rubricirter Auffassung's- und Denkweise und bei weniger überlictem Schaffen vermieden worden wären. Aus demselben warmen Gefühl für sein Vaterland entspannen zu derselben Zeit einige kleinere Schriften: „De invloed van Nederland op het overige Europa“ und „Bedenkingen over de toekomst van Nederlands handel“.

Im Jahre 1821 hatte er „Kort begrip der algemeene geschiedenis van 1795—1820“ geschrieben, wofür er von der Maatschappij tot nut van 't algemeene die goldene Medaille erhielt; von 1820—1822 hatte er sich mit der Bearbeitung der drei Theile der Allgemeinen Geschichte von Johannes von Müller beschäftigt und von 1828—1834 folgte die „Geschiedenis

van Griekenland⁴ (7 Bände), in gewissem Sinne ein Tenzengwerk, mit welchem er die Aufmerksamkeit und die Sympathien seiner Landlecter für die eben im Aufstade begriffenen Griechen erregen wollte, ein Grund, der dem Werke auch allen wissenschaftlichen Werth nimmt, zumal dasselbe durchaus nicht auf dem Standpunkte der damaligen Quellenforschung stand.

Von untergeordneter Bedeutung (weil meistens Uebersetzungen) sind seine geographischen Werke. Schon 1816 hatte er ein zweibändiges Werk: „De aarde beschouwd in haren natuurlijken toestand en verdeding door zeeën, rivieren, meeren, bergen en woestynen“, verfasst, das bald zwei weitere Auflagen erlitt; die von Eybrandt begonnene Uebersetzung des Werkes von Zimmermann, „Die Erde und ihre Bewohner“, setzte von Kampen fort und die drei Theile „Afrika en de elfs bewoners“ (1828—1829), bedeutend vermehrt und mit Zusätzen versehen, sind von ihm bearbeitet. Bald folgte (1835—1836) „De Levant en hare bewoners“ (3 Theile); „Griekenland en Europeisch Turkije“ (1837); „Europeisch Rusland“ (1838). Viel Besatz fand seine Uebersetzung des Cooley'schen Werkes: „Geschiedenis der aardrykskundige ontdekkingen zoo te land als ter zee, van de vroegste tyden tot op heden“ (4 Theile, 1835—1837); früher schon hatte er übersezt: „Mawe's Reis in de Binnendeelen van Brazilië“ (3 Theile, 1818); „Palmer's Reis in de Vereenigde Staaten van Noordamerika“ (1820); „Maximilian, Prins van Nieuwied, Reis naar Brazilië“ (2 Theile, 1823); „Robinson's Gedenkschriften der omwenteling in Mexico“ (1823), und „Beulloch's Mexico in 1823“ (1825).

Nicht minder fruchtbar war seine Thätigkeit auf literarhistorischem Gebiet. Auch ihm stand, wie seinem Vorbilde, Bouterwek, die philosophische Betrachtungsweise des Geistes der Literatur obman und in diesem Sinne schrieb er: „Beknopte geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden, van de vroegste tyden tot op het begin der negentiende eeuw“ (2 Bde., 1821—1822). Seine Arbeit für das Gichhorn'sche Werk ist schon erwähnt. Im Jahre 1829 erschien sein „Handboek van de geschiedenis der oude letterkunde“, 1830 sein „Handboek van de geschiedenis der letterkunde in de middeleeuwen“, welche beiden Werke eine freie Bearbeitung eines ähnlichen Werkes des Professors Wachter in Breslau waren, während er bei seiner „Geschiedenis der nieuwere letterkunde“ (1834—1836) selbständig zu Werke ging. Von 1823—1830 erschien in vier Bänden: „Handboek der hooftuitende letterkunde in proza en poëzij“, und bald darauf eine französische und niederländische Anthologie. Eichensburg's Werk über die Theorie der schönen Künste übersezt er 1829 unter dem Titel: „Handboek der dichtkunde en welsprekenheid — ten aanzien der nederlandsche letterkunde vermeerderd, tot eene handleiding by voorlezingen op middelbare en hoogere schoolen.“ Das er von seinem spezifisch religiösen und einseitig sittlichen Standpunkte

aus häufig unbillich und schief urtheilte, wurde ihm schon von Zeitgenossen zum Vorwurf gemacht; die Werke von Wieland, Victor Hugo und Byron nannte er kurzweg Mißgeburten (wangedrochten), Sirenen mit bezauberndem Gesichte und mißgestalteter Leibe.

In seiner äußeren Lebensstellung war im Jahre 1829 eine große Veränderung vorgegangen, indem er zum Professor der niederländischen Literatur und Geschichte am Athenäum in Amsterdum ernannt wurde. Hier hatte er erst seinen wahren Wirkungsfreis gefunden, und die Verehrung, mit der seine Schüler und Zuhörer noch in späteren Jahren, nachdem er längst gestorben, von ihm sprach, beweist am besten, wie erfolgreich er hier gewirkt hat. Mit äußeren Ehren reichlich bedacht — er war Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften und der königlichen Akademie der Wissenschaften — starb er am 15. März 1839. (Bergh. „Levens- en Karakteretschets van Nicolaas Godfried van Kampen, door Samuel Muller“, Haarlem 1840). (Th. Wenzelburger.)

KÄMPFER wird bei Steinabtragbau der zwischen zwei nebeneinander getriebenen Schächten stehengebliebene Theil des Steinhalbes genannt. (Ch. Reinhardt.)

KÄMPFER auch Widelerget (franz. aboutement, engl. abutment, ital. supportamento), heißt bei Bogenöffnungen derjenige Punkt, bezugswise diejenige Linie, wo die senkrechte Linie oder Fläche der inneren Begrenzung der Öffnung (Mauerlaibung) in die Bogenlinie oder Bogenfläche (Laibung) übergeht. Man beizichnet demnach diese Stellen, deren es bei jedem Bogen oder Gewölbe zwei gibt, als Kämpferpunkt, bezüglich Kämpferslinien. Jedensfalls ist diese Bezeichnung aus dem Conflict hervorgegangen, welcher zwischen Bogen- und Mauerfläche hier stattfindet, denn es tritt an dieser Stelle gewissermaßen ein Kampf der senkrechten Stützung mit dem Bogen ein und findet eine Vertheilung der Schubkräfte des Bogens statt. Es wurden daher diese wichtigen Punkte, ebenso wie der Scheitel oder Schluß des Bogens, schon frühzeitig, besonders bei den Etruskern und Römern, architektonisch hervorgehoben, sei es durch Köpfe, wie an dem Siedthore zu Volterra, oder durch Einsenkwerk (Wasserleitung von Athen, etruskische und römische Bauten), das man Kämpfergestirn (franz. imposte, engl. impost) nennt. Dasselbe besteht entweder aus einer gering vortretenden geraden Platte oder aus kräftigen vorspringenden architektonischen Gliedern, welche zugleich den aus der Mauerfläche vortretenden Überdrungen des Bogens, der sogenannten Archivolte, einen Ausfall und Stützpunkt bieten. Die Höhe des Kämpfergestirnes beträgt in der Regel etwa $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{10}$ der Bogenweite, während seine Ausladung etwa $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$ seiner Höhe nicht überschreiten darf. Von der einladigen Platte oder dem Einsenkstreifen steigern sich, je nach dem Reichthum der Architektur, die Kämpfergestirne zu vollständig gegliederten Gesimsen (Triumphbogen des Constantin) und zu ganzen Gebälken, die bisweilen durch Blaster oder Säulen bereichert und gestützt werden (Basilika des Maxentius, Thermen des Caracalla; später an der Bibliothek von S. Marco und der Scuola S. Marco

zu Venedig). In der altchristlichen, byzantinischen, romanischen, maurischen Architektur findet die Stützung des Bogens direct durch Säulen statt und tritt hier die Capitälplatte an die Stelle des Kämpfergefäßes. Ist ein besonderes Kämpfergefäß nicht vorhanden, so spricht man nur von dem Widerleger oder der Aufständerfläche des Bogens. (Albin Gottschaldt.)

KAEMPFERIA, eine von Linné zu Ehren des berühmten Arztes und Reisenden Engelbert Kämpfer benannte, in Ostindien und auf Sumatra einheimische Pflanzengattung der Scitamineen oder Zingiberaceen mit folgenden Merkmalen: Kelch röhrig, bisweilen gespalten, Kronröhre lang, fadenförmig, äußere Saumzipfel schmal, gleichlang, feiliche abhebend, innere weit größer, Zippe flach, Staubfaden kurz, gefielt, oberhalb des stumpfen Staubbeutel in einen zweifachigen Kamm ausgebreitet. Fruchtknoten unterständig, dreifächerig. Samenschnospen im inneren Winkel der Fächer zu mehreren, horizontal, gegenläufig. Griffel fadenförmig, vom Staubfaden bebedt, Narbe frugförmig, gewimpert. Kapfel dreifächerig, fachigaplig, dreiflappig. Samen zahlreich, von einem Mantel bebedt.

Linné fannte aus dieser Gattung nur zwei Arten, *K. Galanga* und *K. rotunda*, welche er nach der Blattform unterschied, indem er der ersteren längliche, sitzende, der zweiten lauzettliche, gestielte Blätter zuschrieb. Auch Willdenow in seinem Werke Species plant. Bd. I vom J. 1797 kennt nur diese beiden Linné'schen Arten. Bei Sprengel (Syst. vegetab. Bd. I vom J. 1825) finden sich außer den Linné'schen Arten noch *K. latifolia* Don, die beiden Roxburgh'schen *K. pandurata* und *ovalifolia* und *K. angustifolia* Smith, sowie im Nachtrage (Cur. posteriori p. 7) *K. marginata* Carey, während *K. ovata* Roscoe zu *K. pandurata* Roxb. und die beiden Wallich'schen Arten dieser Gattung, *K. secunda* und *linearis*, unter gleicher Benennung zur Gattung *Costus* als *Eynonyma* gebracht werden. In der späteren Auflage der Willdenow'schen Species plantarum vom J. 1831 sind von Albert Dietrich 9 Arten dieser Gattung aufgeführt und in derselben Weise auch in der Synopsis plant. von David Dietrich vom J. 1839 bearbeitet. Es sind dies: 1) *K. rotunda* Linné mit dem Eynonymen *K. longa* Redouté, 2) *K. Galanga* Linné, 3) *K. latifolia* Don, 4) *K. pandurata* Roxb., 5) *K. diversifolia* Link, wozu *K. ovalifolia* Roscoe gezogen wird, 6) *K. angustifolia* Roscoe mit den Eynonymen *K. undulata* Link und *K. Roxburghiana* Roemer und Schultes, 7) *K. ovalifolia* Roxb., 8) *K. marginata* Carey und 9) *K. Roscoeana* Wallich. Später wurden noch beschrieben: 10) *K. undulata* Teymann und *Binnendijk* mit scheidenartigen, lanzettlichen, spizen, wellenförmigen, fahlen, unterseits blaugrünen grundständigen Blättern, einer sehr kurzen, wenigblütigen Nehrre, schmal-lanzettlichen äußeren und lanzettlichen inneren Blütenhüllzipfeln, einer zweifachigen Lippe und einer becherförmigen Narbe. Die Pflanze wurde im botanischen Garten zu Vuitzenorg auf Java cultivirt; 11) *K. Parishii* Hooker; Stamm knollig verdickt, Wur-

zeln hin und wieder Knollen tragend; Schaft wenigblütig, untere Scheiden kurz, breit, länglich, spiz, röthlich-negaderig; Blätter länglich-lanzettlich, zugespizt, am Grunde verständigert, mit starker Rippe; Fruchtknoten behaart; äußere Blütenhülle scheidenartig, an der Spitze zweifachig; die 3 äußeren Blütenhüllblätter schmal-linealisch, an der Spitze spizlich-sietrund, zugespizt, weiß, von den inneren sind die beiden oberen länglich, beispiz, weiß, das untere zweifachig mit verkehrt-ei-förmigen purpurrothen Lappen; die Staubbeutel stehen an dem oberwärts verbreiterten Mittelband; die Staminodien sind fadenförmig. Die Art ist mit *K. diversifolia* Link nahe verwandt, unterscheidet sich aber durch die kurzen, länglichen, angebrünten, negaderigen unteren Scheiden an dem blühenden Schaft und durch die Gestalt der beiden unteren Abschnitte der Blütenhülle. (Garcke.)

KAMPFSPIELE im alten Griechenland. — „Wir kennen keine Griechen ohne Wettkämpfe.“ Schon in der mythischen Zeit finden wir als einen Hauptbestandtheil von Feiern und andern festlichkeithen Kampfspiele, an welchen die Tüchtigsten mit einander um den Preis rangen (Hom. II. 23, 257 fg., Od. 8, 104 fg.; Pind. O. 4, 17 fg., P. 4, 263; 9, 112 fg. u. a.). Diese Art des Wettkampfs war den Griechen so zur andern Natur geworden, daß sich die Einrichtung auch in der geschichtlichen Zeit über ein Jahrtausend erhalten hat und bei griechischen Festveranstaltungen die Wettkämpfe (*áγωνα*) gewöhnlich den Glangpunkt bildeten. Sie erstreckten sich auf die verschiedensten Gebiete, vorzüglich auf das der musischen Künste, der Leibesübung und der Pflege (*áγων μουσικός, γυμνασικός, ιππικός*). Je nachdem der Siegespreis aus Werthgegenständen (Dreifüße, Urnen, Mantel u. a.) oder aus einem Kranz bestand, hieß der Kampf *áγων ποσειδώνος* oder *ορειγώνος*. Die Spiele zerfallen in Localspiele und Nationalspiele; bei den ersteren war die Theilnehmung in der engeren Kreis einer Stadt und ihrer nächsten Umgebung beschränkt, zu den letzteren hatten alle vollberechtigten Griechen gleichmäßig Zutritt.

A. Die Nationalspiele, welche an Glang und Ansehen alle andern natürlich weit übertrafen, waren folgende: Olympia; Pythia; Nemea; Isthmia. Wer in allen vier gefiegt hatte, hieß *παδοδώνων* und genoß ganz besonderes Ansehen. Da in diesem Werke über die Olympia und die Isthmia bereits ausführlich gesprochen wurde (s. Olympische Spiele und Isthmien), sind hier nur noch die Pythien und Nemea eingehender zu behandeln.

I. Pythia. 1) Name. Wie die andern Nationalspiele, so hatten auch die Pythien ihren Namen von dem Orte, wo sie stattfanden; *Névia* ist das Adjektivum von *Névo* = Delphi (s. Mommsen, Delphica S. 150). 2) Schauplatz. Die Pythischen Spiele wurden in der Ebene gefiegt, welche sich vom Südabgange des Parnass, an dem das delphische Heiligthum lag, bis zu dem frasischen Busen erstreckte. Diese Ebene war im ersten Heiligen Kriege nach der Zerstörung von Krissa und seiner Hafenstadt Kircha dem delphischen Gotte geweiht wor-

den und mußte nach einem feierlich beschworenen und zu Delphi eingetragenen Eid für alle Zeiten unbepflügt und unbepflanz liegen bleiben. Hier stand der Hippodrom, in dem die Wettrennen und Wagenkämpfe stattfanden (*Paus.* 10, 37, 4), hier das 1000 Fuß hohe Stadion für die gymnasialen Kämpfe (*Censorin.* De die nat. c. 13), hier vermutlich auch das von Lucian (*adv. indoct.* 9) erwähnte Theater für die musischen Wettkämpfe. Einmal (*Ol.* 122, 3) war Athen der Schauplatz der Pythienfeier auf Anordnung des Demetrius Poliorketes, als die Aetoler die Pässe von Delphi besetzt hatten (*Plut.* Dem. 40). 3) Zeit. Ursprünglich fand die Pythienfeier alle neun Jahre, d. h. immer nach Ablauf von acht Jahren statt (*ἑξελίξο δὲ ἑὸν καταργήσας διὰ ἑναετηρίδος* — *schol. Pind. ὑπόθ. Πυθίων.*), seit *Ol.* 49, 3 = 583/2 v. Chr. alle fünf Jahre, d. h. immer nach Ablauf von vier Jahren (*ἡερίον δὲ ἑὸν τετραετηρίδα*, ib.), und zwar im Hochsommer jedes dritten Olympiadensjahres vom 7.—11. Tage des delphischen Monats Bupalos = att. Metageinion) (ungefähr unserm August entsprechend). Wenn Hefallos, der Vater des Pythar (*Ol.* 13) gefesteten Korinthischen Tempel, in einem und demselben Monate in Delphi und an den Panathenäen in Athen siegte (um 504 v. Chr.), so muß damals aufnahmeweise die Pythienfeier im delphischen Monate Apellios = att. Getaimobion, also einen Monat früher als gewöhnlich stattgefunden haben (s. Mommsen, *Delph.* S. 154 fg.). Ihr Ende mochten die Pythien um dieselbe Zeit, in welcher die Olympien eingeleitet wurden (*Ol.* 293, etwa 394 n. Chr.), gefunden haben; zur Zeit des Kaisers Julian wurde die pythische Panegyris noch begangen (s. Krause, *Pythien* S. 53). 4) Gründungsmythos. Der Stifter der Pythienfeier ist Apollon. Als derselbe Götze, die ursprüngliche Beschirmer von Delphi, verdrängt hatte, sandte diese eine schlängliche Schlange, Python genannt, welche die Menschen abschrecken sollte, zu dem neuen Heiligtume zu wallfahren. Diese Schlange erlegte Apollon und aus seiner Haut über seinen Sieg wurde das Fest gestiftet. Dies scheint die in Delphi heimliche *Bigata* gewesen zu sein, wie sie auch im homerischen Hymnus auf Apollon enthalten ist. Eine spätere Tradition machte aus der Schlange einen Bösewicht Pythion, durch dessen Erlegung sich Apollon ein Verdienst um die ganze Umgegend erwarb. Er mußte deshalb siedhen, ward aber dann in Kreia von Heraklethemis — nach *Paus.* 10, 7, 2 von dessen Vater Karmaron — entführt und ging darauf nach Tempe in Thessalien, von wo er den Lorber holte (*schol. Pind. ὑπόθ. Πυθίων* p. 298). Der ursprüngliche Agon war nur ein musikalischer und beschränkte sich auf den von Kitharspiel begleiteten Vortrag eines Hymnus auf Apollon (*Strabo* 9, 3, 10); über den Inhalt derselben s. Mommsen, *Delph.* S. 176. Demnach enthält die Beschreibung der Pythienfeier *Soph.* Kl. 680 fg. einen Anachronismus. Die Agone thesie hatten die Delphier selbst. 5) Geschichtliche Zeit. Nach Beendigung des ersten Heiligen Krieges (*Ol.* 48, 3 = 583/2 v. Chr.) erlitt die Pythienfeier eine große Umwandlung. Die Amphiklytonen übernahmen selbst

die Agone thesie, aus der Ennaeteris wurde eine Penteteris und von nun an wurden die Pythiaden auch erst gezählt (*Pyth.* 1 = *Ol.* 48, 3). Die erste Feier leitete der Thessaler Eurylochos (*Strabo* 9, 3, 10). Damals erhielt der Agon eine große Erweiterung, und zwar zunächst der Agon μουσικός, indem zu dem Gesang mit Kitharspiel noch das Flötenspiel und Gesang mit Flötenspiel trat (*ἡχοῦσθαι δὲ καὶ ἀνὰ φλάγξ ἀνώνυμα καὶ αὐλῶν* *Paus.* 10, 7, 3 p. 813); der Sieger im Gesang mit Kitharspiel bei der ersten amphiklytonischen Feier war der Kephalene Melampus (nach Böckh), der im Gesang zum Flötenspiel Ekhemotros von Arkadien, der im leztten Flötenspiel Saladas von Argos (*Paus.* 1.1.). Der letztere hatte seinen Sieg und zwei später genannte (*Ol.* 49, 3 und 50, 3 = *Pyth.* 2 und 3) nur der von ihm in Delphi zuerst begabenen Flöteweise zu danken, welche die pythische Weise, *Πυθίους νόμος*, hieß; es war dies — nach Mommsen, *Delph.* p. 193 — ein Flötensolo, das von dem argivischen Meister wahrscheinlich ohne Begleitung anderer Instrumente vorgebracht wurde. „Das Gebiet bloßer Instrumentalmusik überschritt sie auch später nicht, doch fand ein Accompaniment stellenweise hinzu, indem Trompeten, vielleicht auch Hochpfeifen, einfielen. *Belug* IV, 84 beschreibt die jüngere Gestalt der pythischen Flöteweise; er nennt fünf Abtheilungen: *πίση, κατακλινομός, λαυβικόν, σπονδιών, καταχόρονος*. Die Kunst suchte in Tönen zu malen, wie Apollon zum Ereite antrat, zuerst das Terrain erkennend (*πίση*) und den Dämon herausfordernd (*κατακλινομός*), wie dann der Kampf begann (*λαυβικόν*), Pfeil auf Pfeil in raschem Tempo daherkönd und der Feind bald sähnefeindlich auf dem Boden sich wand, wie dann der Sieg entschieden war (*σπονδιών*) und Apollon in fröhlichem Tanze triumphirte (*καταχόρονος*). Die *σαλπιστικὰ κροίματα*, Trompetenschläge, scheinen die Pfeilschüsse des Apoll begleitet zu haben, sodas immer der einzelne Tusch einen Treffer anzeigte.“ Schon in der zweiten Pythiade wurde die eben erst eingeführte Aulodie, weil zu finster und traurig, wieder abgeschafft (*Ol.* 49, 3); eine weitere Menderung brachte die achte Pythiade (*Ol.* 55, 3), indem Kitharspiel ohne Gesang eingeführt wurde (*Paus.* 10, 7, 7). Ferner wurde *Ol.* 48, 3 der Agon γυμνικός und *ἱππικός* in Delphi eingeführt. Es wurden nämlich alle in Olympia üblichen Kampfsarten mit Ausnahme des Kofferiergepanns aufgenommen und dazu noch zwei neue gymnasiale Kämpfe: der Dauerlauf (*δολύχος*) der Knaben und der Doppelwurf (*διανός*) der Knaben. Eine Abweichung vom olympischen Brauche fand auch insofern statt, als in Olympia sämmtliche Wettkämpfe der Knaben denen der Männer vorauszugehen, während in Delphi die Kämpfer der einen Altersklasse, nachdem sie ihre Leistung ausgedrückt, sich erholen konnten, insofern die andere Altersklasse dieselbe Leistung ausübte; insofern der dadurch gewonnenen Ruhepause ließen sich in Delphi den Knaben größere Leistungen als anderwärts zumuthen. Später (*Ol.* 10, 3) kam der in Olympia schon *Ol.* 65 eingeführte Woffenlauf (*βαλλίτης*) dazu (*Paus.* 10, 7, 7); *Ol.* 108, 3

das Bankrott der Knaben, welches in Olympia erst Ol. 145 recipirt wurde (*Paus.* 5, 8, 11). Die Reihensfolge, in welcher die gymnischen Kämpfe ausgeführt wurden, scheint folgende gewesen zu sein: a) δόλιχος (Dauerlauf — für Knaben 7, für Männer 24 Stadien lang), b) στάδιον (Schnelllauf durch das Stadion), c) δίαυλος (Doppellauf, d. h. die Länge des Stadions hin und zurück), d) ἵππιος (= doppelt δίαυλος), e) κίοντιον (Sprung, Schnelllauf, Diskoswurf, Speerwurf, Ringen), f) πάλη (Ringen), g) πυγμή (Faustkampf), h) περὶ ἀκροῦ (Ringen) und Faustkampf, i) ὄκλιτος (Waffenlauf, ursprünglich mit Helm, Schild und Weinschienen, später nur mit Schild). — Ἄγων ἱππικός. Von hippischen Agonen scheint zuerst das Wettreiten mit ausgewachsenem Pferde (ἀλγος) recipirt und schon bei der ersten Amphiphylonfeier Ol. 48, 3 vorgekommen zu sein; Ol. 49, 3 wurde auch bei der Olympia schon Ol. 25 eingeführte glänzende Wettkampfe, der mit dem Biergespann (ἀβύκτων) aufgenommen, in welchem in der zweiten Pythiade (Ol. 49, 3) Kleisthenes von Sikyon siegte; Ol. 95, 3 (= Pyth. 48) kam das Zweigespann mit ausgewachsenen Pferden (ὄνοπος ἵππων τελέων) dazu, das in Olympia seit Ol. 93 eingeführt war; Ol. 100, 3 = Pyth. 53 das in Olympia schon Ol. 99 eingeführte Fohlenwettgespann (κόλιος ἵππων ἐπὶ ἄκραι *Paus.* 10, 7, 7). Manche Kampfsarten finden wir dagegen in Delphi früher als in Olympia: so den Fohlenritt schon Ol. 110, 3 (in Olympia erst Ol. 131), das Fohlenzweigespann Ol. 116, 3 (in Olympia erst Ol. 128). In späterer Zeit fanden auch Wettkämpfe in poetischen Vorträgen, sowie früher schon in Kunstdarstellungen statt (*Plut. Symp.* 5, 2); außer Dichtern traten auch Historiker mit ihren Erzeugnissen auf, s. Krause, *Pyth.* S. 27 fg. Die Reihensfolge der Kämpfe war vermuthlich die, daß zuerst der musische Agon, dann der gymnische und zuletzt der hippische stattfand (s. Krause, *Pyth.* S. 21). 6) Aufzüge und Opfer. Die mit dem Pythienfeste außerdem verbundenen Feierlichkeiten fanden an Olang den olympischen Raum nach; von allen Seiten wurde es mit großartigen Theorien besetzt; der Ruhm des Draufes und die Bedeutung des Amphiphylonbundes trugen das Ihrige dazu bei. Die zu dem Bunde gehörigen Staaten waren bei Strafe dazu verpflichtet, schon im Monate Pythes, der dem Bupalios unmittelbar vorausging, ihre Theoren nach Delphi zu schicken, um die Vorbereitung zum Fest zu treffen. Wenn die Festzeit nahte, bedeckten sich alle nach Pytho führenden Wege mit Wallfahrern, besonders bei dem berühmten Theorenstraßen einen herrlichen Anblick dar. Mit welcher großartigen Pracht diese Theoren und die Opferpenden, die dargebracht wurden, ausgestattet waren, läßt die Beschreibung Hesiodors (*Aeth.* II, 34; III, 12) erkennen, die trotz ihrer dichterischen Einbildung einen historischen Kern erkennen muß, und was Kropfion (*Hell.* 6, 4, 29 fg.) von Jafon den Hestialien erzählt, der aus nahigen Beiträgen der einzelnen thessalischen Städte dem Apollon 1000 Rinder und 10,000 Stind fünfzig Oxytheriere darbrachte. Alles aber scheint an Pracht der große Festzug

übertrifft zu haben, der am siebenten Bupalios sich zum Tempel hinaufbewegte und aus den Schachlammen des Gottes aus reichlichste ausgeschaltet gemessen zu sein scheint (s. Mommsen, *Delph.* S. 184 fg.); an ihn schloß sich dann der große Festschmaus. 7) Der Gottesfriede. Der zur Zeit der penteterischen Pythien eintretende Stillstand der Waffen heißt bei Plutarchos (5, 1) ἐκεχειρία. Derselbe dürfte — da es für die Befrieder der Pythien, sowie die Theoren als Vricateute, welche Wehrgaben darbrachten, mancherlei vor dem Feste zu besorgen gab, da ferner landete Feste den Pythien vorausgingen und nachsollten, die zu längerem Aufenthalt einluden, und endlich die Besucher theilweise aus sehr entfernten Gegenden herbestammen — nicht zu kurz zu bemessen sein, und man kann Mommsen nur beistimmen, wenn er diese ἐκεχειρία noch etwas länger ausgedehnt wissen will als die ὑπογραμμίς ὁραδὸν in Athen und, da letztere 54—55 Tage dauerten, für den pythischen Gottesfrieden eine Zeit von drei Monaten in Anspruch nimmt (a. a. D. S. 165). 8) Kampfrichter. Von Ol. 48, 3 waren die Delphier selbst die Kampfrichter, seit dieser Zeit besorgten die Amphiphylonen die Agonothese, und zwar in der Weise, daß die Hironomemonen etliche aus ihrer Mitte mit dem Amte eines Aufsehers, ἐκκεχειρίας, betrauten, vielleicht zwölf, nach der Zahl der vereinigten Staaten, mindestens aber drei, je einen für den musischen, gymnischen und hippischen Kampf. Wenn es mitunter vorkam, daß einer der Großen, wie z. B. Philipp von Makedonien, die Agonothese ehrenhalber übertragen erhielt, so war das doch nur eine Formfäde; die Epimeleten besorgten, wenn auch im Namen des an der Spitze Stehenden, nach wie vor das Ganze (*Diod.* 16, 60). Vermuthlich war auch in diesem Punkte die olympische Einrichtung zum Muster genommen; auch die Polizei wurde in ähnlicher Weise wie in Olympia durch ἡγετοροφάγος (*Lucian.* adv. indoct. 9) besorgt. 9) Kampfpreise. Zur Zeit der Ennoetis und auch noch bei der ersten penteterischen Feier bekanden die Preise aus Werthgegenständen (ἀδικα), erst Pyth. 2 = Ol. 49, 3 wurde der ἀγών ein οὐραγονοί. Die Verleihung war ein Vorbertrau. Die dazu nöthigen Zweige wurden in seltlicher Proceffion in Begleitung eines Flötenspielers von einem Knaben, dessen beide Reitern noch am Leben waren (καὶ ἀμφοτέρω), aus Tempe geholt (*schol. Pind.* arg. Pyth. p. 298 *Böckh.* D. Müller, *Doric* I, 202 fg. 270). Da, wo die Zweige zum Kranz zusammengebunden waren, flatterte ein Band von Lindenbast oder Wolle herab, später war dasselbe oft aus kostbaren Stoffen, Gold- oder Silberblech (s. Freund, *Wörterbuch* s. lemniscus). Es gab aber auch eine Zeit, wo die Sieger in den Pythien Aepfel als Preis erhielten, wie die Darstellung auf vielen Münzen zeigt. Außer dem Kranz wurde in Delphi ebenso wie in Olympia und den andern großen Nationalspielen dem Sieger unmittelbar nach dem Siege noch ein Palmzweig überreicht (s. Krause, *Ol.* 108, A. 19); ebenso war es in Delphi wie in Olympia dem Sieger gestattet, auf dem Schachplatte seiner Tüchtigkeit eine Statue zu errichten. Nach

Belohnungsdecrete und Befranzung ganzer Staaten wurden an den Pythien wie an den übrigen großen Nationalspielen bekannt gemacht (Krause, *Pyth.* S. 50). Die Ehren, welche dem Sieger bei und nach seiner Heimkehr ins Vaterland zuheil wurden, entsprachen gleichfalls den bei Olympiasiegern üblichen (s. *Olympische Spiele*). 10) Von den großen Pythien, die alle fünf Jahre gefeiert wurden, hat man die gleichnamigen Localfeste zu unterscheiden, welche jährlich theils in Delphi unter der Leitung der Delphier, theils in andern Städten gefeiert zu werden pflegten (s. unten).

II. *Nemea* (*Niuea*, *Niueua*). 1) Der *Schauplatz*. Die Nemeen wurden in Nemea gefeiert, einem zwischen Kleon und Pblius am Westabhange des Berges Apelas von Norden nach Süden sich hinziehenden Thale, das ein angesehenes Heiligthum des Zeus Nemeios enthielt, dem die Spiele geweiht waren. Die Kampfspiele fanden statt in dem den Tempel umgebenden Cyprisschaine (*Pind.* N. 2, 5). Das Thal gehörte zu dem Gebiet der Kleoner, die deshalb auch eine Zeit lang die Argonothese besaßen. Aber noch vor Ol. 53 wurde das Thal den Kleonern von den Argivern entzogen, und damit ging auch die Leitung der Spiele auf diese über. Ueber die baulichen Einrichtungen in Nemea sind wir wenig unterrichtet, jedenfalls gab es Hippodrom, Stadion und Theater; Spuren der beiden letztern am Westabhange des Apelas erwähnt Bursian, *Geographie von Griechenland* II, 37. An dem 15 Städten vom Tempel entfernten Tretongebirge wurde nach zu Pausanias' Zeit die Höhle des von Herakles erlegten nemesischen Lonen gezeigt (*Paus.* 2, 15, 2), wobei die Bezeichnung Nemeas als *χοροσ Μουροσ* (*Pind.* O. 13, 44) und *ναχα Μουροσ* (*Pind.* I. 3, 12) stammt. Zwischen 315 und 237 v. Chr. wurde die Feiertage, wie G. F. Unger übrigens nachgewiesen hat (*Das Strategenjahr der Acher — Abhandlung der f. b. Akademie der Wissenschaften*. 1879, I. *philos.-philol.* Kl. II, 2, 164 fg.), von Nemea nach Argos verlegt, wo sie dann fort immer geblieben ist. Daher allein konnte es kommen, das Pausanias bei seinem Besuch in Nemea den herkudmen Zeusempel in ruinosem Zustande und ohne Götterbild fand, was ganz unerklärlich wäre, wenn die Spiele noch dort gefeiert worden wären (cf. *Paus.* 2, 15, 2). 2) Zeit. Die nemesischen Panegyris war triteterisch, d. h. sie feierte nach Verlauf von zwei Jahren, also in jeder Olympiade zweimal wieder. Nach der gewöhnlichen auf die Unterdrückung von Corinthis (diss. ag. III, 4 fg.; 56 fg.) sich stützenden Annahme gab es Winter- und Sommer-Nemeen, von denen die erstern gegen den Ausgang jedes zweiten Olympiadenjahres, die letztern am Anfange jedes vierten gefeiert wurden. Dagegen hat G. F. Unger (*Philol.* 34, 50 fg.; 37, 524 fg. — *Abhaubl.* der f. b. Akademie d. Wissenschaften. 1879, *philos.-philol.* Kl. II, 2, 117 fg.) den Nachweis geleistet, das die von Pausanias erwähnten Winter-Nemeen (I. 1.) gar kein panhellenisches Fest waren, sondern ein erst in der Kaiserzeit gestiftetes, wenn auch mit großer Pracht gefeiertes Localfest von Argos, welches mit der Feiertage der großen Nemeen gar nichts als den Namen ge-

mein hatte. Die großen Nemeen wurden vielmehr nach Unger alle drei Jahre d. h. in jedem 2. und 4. Olympiadenjahre, stets am 18. des jordanischen Monats Panemos = att. Hekatombation, also im Hochsommer aller mit ungerader Zahl wie 315, 313 v. Chr. bezeichneten vordrisslichen Jahre gefeiert. 3) *Gründungsmythos*. Neben dem Mythos, das Herakles nach der Erlegung des Lonen die Nemeenfeier gestiftet und dem Zeus, welchem als dem Erweilter und Regentotte seit uralter Zeit auf dem Gipfel des Apelas geopfert wurde, geweiht habe, gibt ein anderer, ebenfalls Spuren eines alten Naturcultus auf sich tragender her, der die Nemeen als einen von Apollas auf dem Zuge gegen Theben zu Ehren des Araklos, der nachmals Archemoros genannt wurde, gestifteten *αγών ιεραγών* erscheinen lässt (*schol. Pind.* *Invob. Niue.* p. 424 *Verdch*). Pausanias sah noch das Grab des Dpheltes in Nemea (II, 15, 2). Aus einer Vereinigung beider Culte, bei welcher der des Zeus naturgemas ubertog, ist wahrscheinlich der nemesische Agon hervorgegangen, der zu Ehren des Zeus, aber zugleich zum Andenken an den Tod des Dpheltes gefeiert wurde (Bursian, *Geogr.* II, 36). 4) *Geschichtliche Zeit*. Als nach Beendigung des ersten Heiligen Krieges durch die Erweiterung und glänzende Ausstattang der pythischen Spiele (Ol. 48, 3) das ionische Element einen neuen Aufschwung genommen hatte, suchten die Dorer im Peloponnes ein Gegengewicht zu gründen durch die an alte Volksfeste sich anschließende Errichtung von zwei neuen Festen, die sich allmählich wie die olympischen und pythischen zu der Bedeutung panhellenischer empor schwangen; es waren dies die Isthmien (Ol. 49, 3) und Nemeen (Ol. 51, 4). Bei den Nemeen tritt der oppositionelle Charakter dadurch recht deutlich hervor, das sich ihre Gründung unmittelbar an den Sturz der Driehagoriden in Sikyon angeschlossen und durch sie das Andenken an den Araklos und seine Helden erneuert wurde, welches auszulösen die Kriechensperre von Sikyon so eifrig bestrebt war; in ähnlicher Weise sollten die Isthmien den Sturz der Kypseliden in Korinth feiern. Einen panhellenischen Charakter und damit einen gegenwertlichen Einfluss erhielten sie aber trotzdem dadurch, das beide Stiftungen nur unter der Bedingung von dem dempythischen Drafel bestätigt wurden, das zur Theilnahme an denselben alles, was hellenischen Namen trug, berechtigt sein sollte, während bei den Localspielen die auswärtigen Theilnehmer eben nur als Gäste des Staates angesehen wurden (s. Curtius, *Griech. Gesch.* I, 405 fg.). Eine große Steigerung erfuhr das Ansehen der nemesischen Panegyris nach den Perserkriegen, wo, wie die Pindarscholien berichten (S. 425 *Verdch*) zu Ehren der im Kriege Gefallenen an die Stelle des früher üblichen Deltranges der Epichiranz trat, wie auch die Kampfritter in Trauerkleidern zu erscheinen pflegten. 5) Die Kampfsarten. Die Nemeen hatten wie die Pythien und Isthmien einen musischen, gymnastischen und hippischen Charakter. Eingebendern Nachrichten darüber fehlen uns, doch darf man annehmen, das für die Zahl und Ausführung der Kampfsarten sowie für die Kampfgesetze und übrigen Einrichtungen

der olympische Brauch, der auch für die andern Nationalspiele zum Vorbild diente, maßgebend war. Ein Wettkampf von Kitharoden wird von Plutarch (Philop. 11) und Pausanias (8, 50, 3) erwähnt; aus den Bindarsholten erfahren wir, daß es Wettkämpfe für Knaben und Männer im Lauf (*ὄδῶνος, ὁράδιον, διαβίος, ἄλλης*), Ringkampf, Pentathlon und Panikration gegeben; ferner daß das Pentathlon in der 53. Nemeade = Ol. 78, 2 eingeführt wurde, und daß in der darauffolgenden Nemeade der Knabe Eogenes von Megina, der den Bindar (N. VII.) besungen hat, der erste äginetische Sieger in dieser Kampfsart war. Daß auch der Faustkampf in Nemea recipirt war, geht aus den von Pausanias berichteten Namen berühmter Faustkämpfer, welche, wie Diagenes von Rhodos, als Verlobendinnen gepriesen werden, hervor. So scheinen auch die verschiedenen Arten des *ἄγων λακτιστός* eingeführt gewesen zu sein. Bindar besingt wegen eines Sieges mit dem Biergehann den Eukromios von Aetna (N. 1 und 9) und den Melissos von Theben (1, 3); mit dem Reitpferd (*κίβητες*) soll Aratos bei der ersten Feier geteilt haben, ein mythischer Vorgang, der gewis in Ehren gehalten wurde; auch andere Koffischege werden und berichtet. Diese Kämpfe nahmen gewis wie bei den übrigen Nationalspielen mehrere Tage in Anspruch; dazu kam dann noch das dem nemesischen Zeus dargebrachte Hauptopfer. 6) Kampfrichter. Die Agonothesie hatten die ursprünglichen Besitzer des nemesischen Thales, die Kleonäer selbst; Ol. 53, 1 wurde ihnen das Thal nebst der Leitung der Spiele von den Argivern entzogen; später errangen sie das Verlorene wieder, zur Zeit Bindar's sind sie die Agonotheten (N. 10, 42). Darauf finden wir wieder die Argiver als Verwalter der Spiele, denen diese Ehre nur einmal noch vorübergehend von den Korinthern entzogen wurde (Plut. Cimon 17 und schol., Pind. inach. Nep. p. 425 Böth). Zur Zeit des Aratos feierten die Kleonäer unter dessen Vorhild die Nemeen selbständig, während gleichzeitig die Argiver dasselbe Fest in ihrer Stadt veranstalteten (Plut. Arat. 28). Aus einer argivischen Steininschrift werden die nemesischen Kampfrichter als Hellanoditen bezeichnet; Böth vermutet, daß die Zahl derselben zwölf betragen habe. 7) Kampfpriest. Der Preis war bei der ersten Feier ein Oelkranz, später wurde es ein Epythkranz, nachdem der *ἄγων* in der vorgeschichtlichen Zeit vorübergehend ein *ἄγρωπλον* gewesen sein soll (?). Vor dem Kranz erhielt der Sieger wie auch anderwärts die Siegespalme. Auch bei den Nemeen wurden Befriedigungen ganzer Staaten öffentlich verkündigt; nach Curtius (4, 5) wird hier nach der Schlacht bei Issus (333 v. Chr.) beschlossen, durch zwölf Gesandte dem Alexander einen goldenen Kranz zu überreichen. 8) Es gab auch noch andere Nemeen in Argos und andern Städten — darüber s. unten.

B. Lokalspiele. Das folgende Vergleichniß kann natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, dürfte aber wenigstens keinen der wichtigsten und besanneren Lokalagore vermissen lassen. Für das Einzelne verweisen wir auf: Krause, Gymnastik und Ag-

nistik der Hellenen, Leipzig 1841; ders., Pythien, Rom und Athen, Leipzig 1841; C. F. Hermann, Götterdienstl. Alterthümer der Griechen, Heidelberg 1846; Mommsen, Geortologie, Leipzig 1864; ders., Delphica, Leipzig 1878. — 1) Naxia in Megina, gymnastischer Agon, Preis ein Nixschurz (schol. Pind. O. 7, 156). — 2) Naxia in Opus, zu Ehren des Sohnes des Titius (schol. Pind. O. 9, 166). — 3) Nantia in Megina und Eschamios mit Agonen, zu Ehren des Telamoniers (Hesych. s. v.; Schömann, Griech. Alterth. 2, 477). — 4) Naxia in Leontas und Marmanien, dem Apollon zu Ehren, die *ἄγων ὄρεγαβίον* mit musischen, gymnastischen und bisjischen Kämpfen alle fünf Jahre gefeiert, von Augustus wesentlich erweitert (Strabo 7, 325, Suet. Oct. c. 18). — 5) Alecea (*Alaia*) in Tegea, zu Ehren der Athene Alia (Paus. 8, 23, 1; 47, 3). — 6) Akatadenfest in Theben, vor dem Eletrischen Thore jährlich mit gymnastischen Spielen als *ἄγων ἑταίριος* zu Ehren der Söhne des Herakles und der Megara gefeiert; Preis ein Panikration, Pind. J. 3, 85 und schol. — 7) Akathoola in Megara, zu Ehren des Akathoos, des Sohnes des Pelops, gefeiert, weil er den kilikarischen Römern erlegt hatte; die Namen der Sieger wurden in eine Steininschrift eingegraben, Pind. O. 7, 86 und schol.; J. 1, 67. — 8) Amarnythia in Amarnythos auf Kubos, der Artemis zu Ehren, Paus. 1, 31, 3; schol. Pind. O. 13, 159; auch in Athen soll das Fest nicht weniger glänzend gefeiert worden sein, s. Paus. l. 1. — 9) Amphiaralia in Dropos, schol. Pind. O. 7, 153. — 10) Ein *ἄγρωπλον ἄγων* in Megina wird schol. Pind. O. 7, 156 erwähnt, der nach Böth von den dort gefeierten *Alaia* geschieden werden muß. — 11) Androgosfest im Krokonios in Athen, ein *ἄγων ἑταίριος* dem Sohne des Minos zu Ehren, Hesych., cf. Hermann, Götterdienstl. Alterth. 62, 22. — 12) Anthesteria in Athen an 11. — 13. Anthesterion (anfangs März), dem Dionysos zu Ehren, und war a) das Choniosfest (Kamnenfest) an 2. Tag, wo im Theater im lenaischen Weir die Wettkämpfe im Trinken stattfanden, wobei nach Homerischer Weise jeder Jeder seinen eigenen Tisch hatte; der Sieger erhielt einen weingefüllten Schlauch, Aristoph. Ach. 1002 und schol.; cf. Mommsen, Geort. S. 361; b) das Chytrienfest am dritten Tage; die *χίτρομα* *ἄγρωπλον* bestanden in Aufführung von falkischen Chören. E. Mommsen, Geort. S. 368. — 13) Antiochia in Argos, dem Liebling Hadrian's gewidmet, aber, wie es scheint, bald wieder eingegangen; s. Unger, Strabonjahr der Kaiser S. 191; Krause, Pyth. S. 140. — 14) Apaturia in Athen im Monat Panempeion (Oktob. — November) — vielleicht fand (Aristoph. Pax 901, cf. 899) am dritten Tage dieses Festes eine Hippodromie statt, s. Mommsen, Geort. S. 310. — 15) Aracia in Sikyon — dem Haupte des Akaischen Bundes, Aratos (starb 212 v. Chr.) zu Ehren jährlich mit Wettkämpfen gefeiert, auch Eoteria genannt, Plut. Arat. 53, Schömann, Griech. Alterth. 2, 477. — 16) Arianaria, s. unten Helioria. — 17) Asklepieia in Epidauron, im Monate des Asklepios alle fünf Jahre immer neun Tage nach der

Isthmien mit musischen und gymnischen Agonen gefeiert; die Agonestische hatten die Argiver, *schol. Pind. N. 3, 145.* — 18) Athenafest in Elis mit einem Wettstreit in der Schönheit, bei welchem der Sieger Waffen nebst einem Wirtentrantz erhielt, *Att. 13, 90.* — 19) Augustalia — auch *Αγούστων* (*ετα, Εξάστω(ε)ια, Εξάστωια, Εξάστωα*) — so hießen viele Agonen, die zu Ehren des Augustus (und späterer Kaiser) in zahlreichen Städten gefeiert wurden, *Suet. Oct. c. 69,* und Unger, *Strategienjahr der Kaiser S. 188.* — 20) Basilica a) in Cudba zu Ehren des Zeus, *schol. Pind. l. 1, 11;* Hermann, *Griech. Alterth. 65, 1;* b) in Lebadea, von den Böotern als *ετών στρατηγός* zum Andenken an die Schlacht bei Leuttra gegründet, *Diod. 15, 53.* — 21) Brasidaia in Amphipolis und Sparta, jährlich zu Ehren des vor Amphipolis (422 v. Chr.) gefallenen Spartanerführers Brasida gefeiert, *Thuk. 5, 11; Paus. 3, 14, 1.* — 22) Charicia in Orchomenos in Böotien, den Charitern zu Ehren, *Pind. O. 14;* Bödß, *Staatshaush. der Athener II, 357 fg.* — 23) Choerfest, f. (oben) Anthestia. — 24) Chytrenest, f. Anthestia. — 25) Delia a) in Delion in Böotien, dem Apollon geweiht, *schol. Pind. O. 7, 155;* Bödß, *expl. p. 176;* b) in Delos dem Apollon (und der Artemis) zu Ehren als Pentactis in jedem dritten Olympiadenjahr am 6. und 7. Thargelion (Ende Mai) mit musischen, gymnischen und hippischen Agonen gefeiert, nachdem die Athener bei der Reinigung der Insel (426 v. Chr.) die schon in uralter Zeit (cf. *hym. hom. in Apoll. 147 fg.*) gefeierte Panagis wiederhergestellt und erweitert hatten, *Thuk. 3, 104;* Krause, *Pyth. S. 60.* — 26) Delphinia a) in Athen jährlich am 6. Munchion dem Apollon zu Ehren mit einem musischen Agon gefeiert, *Dem. Meid. § 10;* Hermann, *Gottesdienstl. A. 5, 20;* b) in Argina im Mornae Delphinios (= att. Munchion?) dem Apollon geweiht, auch Hydrotrophia genannt, *schol. Pind. P. 8, 88 N. 5, 81.* — 27) Demetria, f. (unten) Eleusinia. — 28) Dyonisia (*μυσάλα Αδύστια*), ein Agon beim Tempel des dionysischen Apollon in Milet, vgl. Krause, *Agon. I, S. 13, Anm. 2.* — 29) Dia a) in Pellene in Achaia dem Zeus zu Ehren, der Preis war ein ungewaltiger Mantel, *schol. Pind. N. 10, 82;* b) in Teos mit musischem und gymnischem Agon, Hermann, *Gottesdienstl. A. 65, 14.* — 30) Diostia in Megara im Frühjahr gefeiert, Wettkampf im Ringen zu Ehren des attischen Heros Diokles, nach Bödß's Vermuthung aber auch mit gymnischen Kämpfen, *schol. Pind. O. 7, 157; Theokr. 12, 29 fg.* — 31) Dionysia a) in Athen die großen Dionysien, f. in diesem Werke d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; am 10. Epaphrodelion wurden folsliche Höre aufgeführt, am 11.—13. fand der Wettkampf mit Tragödien und Komödien statt, und zwar kam jeden Tag vormittags eine tragische Trilogie, nachmittags eine Komödie an die Reihe; die Preise bestanden in Stieren und Dreifüßen; b) in Hermione, zu Ehren des Dionysos *Μελαινάριος* mit musischem Agon und einem Wettkampf im Rudern und Tauchen, *Paus. 2, 35, 1;* c) in Syros mit einem *ετών των τραγῳδῶν*, *Burlin, Griech. Geogr. II, 465.* —

32) Dioskureia in Kyrene, *schol. Pind. P. 5, 6.* — 33) Eleusinia, auch Demetria genannt (*schol. Pind. O. 9, 150*), in Eleusis, vermuthlich am 24. und 25. Boedromion (Anfang October) mit *ετώνος στρατιωκόλ* und *οκρυπτολ* (letztere erst in späterer Zeit) zur Ehre der Kore und Demeter gefeiert; der Preis war ein Maß Gerste. — 34) Eleutheria in Plataeae, ein penteterisches Fest des Zeus *'Ελευθέριος* zum Andenken an die Vorkriegerische Feyer mit einem *ετών στρατηγός στρατηγός*; Tag der Feyer: 16. Maimakterion (nicht 3. Boedromion, an welchem die Schlacht bei Plataä war), *Strabo 9, c. 412; Paus. 9, 2, 4.* — 35) Epitaphia in Athen, ein mit den Theaterspielen in Verbindung stehendes, im Monat Phanerophon (7.—9.) zu Ehren der im Kriege Gefallenen veranstaltetes Fest mit musischen, gymnischen und hippischen Agonen, *Plato, Menex. p. 249,* cf. *Wommien, Geort. S. 278 fg.* — 36) Erotidia bei Thepsid auf dem Helikon, zu Ehren des Erotes alle fünf Jahre mit musischen und gymnischen Spielen gefeiert, *Paus. 9, 31, 3; Ath. 13, 12.* — 37) Góapiela in Kyrene mit gymnischen Kämpfen, an denen sich auch Frauen betheiligten, *cf. Pind. P. 9, 102* und Bödß, *expl. p. 328.* — 38) Gerastia in Gerastios auf Cudba, dem Poseidon zu Ehren, *schol. Pind. O. 13, 159.* — 39) Galia (*Αίλια, 'Ηλίσια*) in Rhodos, dem Helios geweiht, ein sechs Tage nach dem Remee gefeierter *ετών γυμναζός στρατηγός*, der Preis war ein Weißpappelstranz, *schol. Pind. O. 7, 147.* — 40) Galotia in Tegea, zu Ehren der Athene Alca gefeiert, nach Pausanias (S. 47, 3) zum Andenken an einen über die Kaledamonler erungen Sieg, aber wahrscheinlicher f. Hermann, *Gottesdienstl. A. 51, 11* mit dem forinthischen Helotia zusammenzufstellen, deren Gegenstand mit der tegeatischen Athene Alca zusammenfällt. — 41) Gekatombaia in Argos, f. (unten) Heraia. — 42) Helotia in Korinth, das Hauptfest nach den Isthmien, ein Wettlauf mit Hacken zu Ehren der Athene Helotia zum Andenken an die Bändigung des Pegasos durch Bellerophon gefeiert, *Pind. O. 13, 40.* — 43) Helotia (auch Aharina vom Flusse Aharos genannt) in Syrakus zum Andenken an die Gefangennahme des Nikias, *Hezych. s. v., Plut. Nik. c. 28;* obwohl hier nur von einer *τοργή* die Rede ist, darf man doch vielleicht aus der Analogie ähnlicher Feste auf eine agonestische Feyer schließen. — 44) Heraia, zu Ehren der Hera gefeiert a) in Argos (auch Gekatombaia genannt, weil an dem Feste der Hera 100 Silere gespeert wurden) gymnischer Agon, bei welchem als Preis ein eherner Schild nebst Wirtentrantz gegeben wurde, *Pind. N. 10, 23, schol. Pind. O. 7, 152;* b) in Argina, wobin das Fest von Argos aus gebracht wurde, *schol. Pind. P. 8, 113;* c) in Elis penteterisches Fest, an dem von 16 ansehnlichen Frauen der Göttin ein Gewand dargebracht und ein Wettlauf von leichtgekleideten Jungfrauen verschiedener Alters ange stellt wurde, dessen Preis ein Delwieg und Antheil am Derschlack war, *Paus. 5, 16, 2;* d) in Pellene, f. Hermann, *Griech. Alterth. 51, 28.* — 45) Hraestia a) in Theben, auch unter dem Namen Jolalia (*schol. Pind. O. 7, 153*) gefeiert — vor dem proitischen Thore an Grabmal des

Amphitryon (*Pind.* N. 4, 20) im Gymnasion des Iolaos (*Paus.* 9, 23, 1) begangen; der Preis war ein eherner Dreifuß (*Pind.* O. 9, 98; I. 1, 55); b) in Thespie in Böotien (*Paus.* 9, 32, 2; c) in Thiba in Böotien (*Paus.* 9, 32, 3; d) in Marathon; der Preis ein silberner Becher, *Pind.* O. 13, 110; 9, 89; e) auf der Insel Kythira, f) in diesem Werke d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; f) in Teos mit musischem und gymnasischem Agon, s. Hermann, *Griech.* Alterth. 66, 14. — 46) Hermala dem Hermes zu Ehren a) in Pellene in Achaia, Preis ein wolleener Mantel, *schol. Pind.* O. 7, 156; b) in Pheneios in Arkadien, *schol. Pind.* O. 7, 153; *Paus.* 8, 14, 7. c) in Siphon, s. Schömann, *Griech.* Alterth. II, 64. — 47) Homelöia in Theben und Ordo menoös in Böotien, dem Zeus 'Oualösos geweiht, *Suid.* s. 'Oualösos und Böth, Staatsb. der Ath. II, 359 fg. — 48) Hysantia in Amphi, gefeiert zum Andenken an Hyakinthos, den Kiebling Apollons, im spart. Monat Helatombens (= alt. Thargelion = Mai) kurz vor den Karneen und nach den Isthmien mit musischem und gymnasischem Agon. *Ath.* 4, 17 p. 139; *Ranso*, *Sparta* 1, 2, 203 fg.; G. H. Unger, *Isthmientag und Hysantien*, *Philol.* 37, 1—42. — 49) Hydorphoria in Aegina, f. (oben) Delphinia. — 50) Iolata in Theben, *Pind.* O. 9, 98; I. 1, 55; f. (oben) Gerastela. — 51) Isthmia, kleine, f. in diesem Werke d. Art. Isthmien S. 11. — 52) Isthmia in Peloponnes, ein Zeusfest, mit dem in alter Zeit ein musischer Agon verbunden war, *Paus.* 4, 33, 2 fg. — 53) Kallisteia a) in Lekeos; b) in Tenebos der Hera zu Ehren gefeiert als *aywv kallivov gynaivwv schol. Hom.* II, 9, 129; *Ath.* 13, 90. — 54) Karneia in Sparta, dem Apollon Karneios zu Ehren, mit musischem Agon seit Ol. 26; *Ath.* 14, 37 p. 635, f. den Art. Karneia. — 55) Koreia in Kleitor in Arkadien, zu Ehren der Persephone, *Pind.* N. 10, 47; *schol. Pind.* O. 7, 153. — 56) Kenaia in Athen am 8.—11. Gamelion (= Ende Januar) im Lenaien, dem Dionysos zu Ehren, mit lyrischem Agon (Preis ein Ephekrantz) und einem dreitägigen Agon für Tragödien und Komödien gefeiert, f. Mommsen, *Geogr.* S. 332 fg. — 57) Leonieia in Sparta zu Ehren, des bei Thermopyla gefallenen Leonidas jährlich bei dessen Kenotaphion gefeiert; an dem *aywv* durften sich nur Spartaner betheiligen, *Paus.* 3, 14, 1. — 58) Lyfaia am Lyfaios in der Landstadt Parthasia, dem lykasischen Zeus zu Ehren gefeiert, *Pind.* O. 9, 95 N. 10, 48; der Preis war ein eherner Dreifuß, *schol. Pind.* O. 7, 153. — 59) Lyfandria an verschledenen Orten, zu Ehren des Siegers von Argos-Rotomnos; nach ihm wurden manche bestehende Götterselle umbenannt, die von den Samern die Herden *Plut.* *Lys.* 18; *Haych.* s. v. — 60) Mynia in Arkadonien in Böotien, ein *aywv lewvavios* zu Ehren des Mynias *Pind.* I. 1, 56; *schol. Pind.* I. 1, 11. — 61) Myraia bei Thespiae am Helikon, ein penteterischer Musenfest mit musischem Agon, *Paus.* 9, 31, 3, Böth, Staatsb. der Ath. II, 364 fg.; auch in Ghios wurde den Mufen (gemeinlich mit Gerastela) ein Agon gefeiert, f. d. Art. Griechische Mythologie, S. 201. — 62) Nala in Dobona, f. d. Art. Griechi-

sche Mythologie, S. 200. — 63) Nemea, klein, a) in Arna in Sicilien, *schol. Pind.* O. 13, 158; b) in Andralos in Thrazien, f. Krause, *Byth.* S. 147; c) Kainoneem in Argos, f. G. H. Unger, *Philol.* 34, 50—64; 37, 541 fg.; d) in Megara, *schol. Pind.* O. 7, 151. — 64) Nymphäia in Dryopis am Deta mit Wetlauf, *Anton. Liban. Metam.* c. 32. — 65) Olympia, klein, f. d. Art. Olympische Spiele S. 324—328. — 66) Palatia in Syrene, der Athene zu Ehren (*Pind.* P. 9, 8), mit einem *aywvov önlavvov*, bei dem auch Frauen spielen durften, *Herod.* 4, 180; Böth, *Byth.* cap. 328. — 67) Panathänaia in Athen im Helatombion mit musischem, gymnasischem (letzte seit Ol. 53, 3—Euseb.) und hippischen Agonen zu Ehren der Athene gefeiert, f. d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; den Preis bildeten Gefäße mit heiligem Oel (*Pind.* N. 10, 35), es gab aber auch Geldpreise, f. Mommsen, *Geogr.* S. 1162—63. — 68) Parthenopeia in Neapel, gymnasischer Agon mit Wettlauf, zu Ehren der Sirene Parthenope, *Strabo* 5, 246. — 69) Pefelonia a) im Piraeus musischer Agon mit lyrischen Chören; die Siegespreise betragen 10, 8 und 6 Minen, *Vitt.* X orat. p. 842; b) in Dindches in Böotien mit berühmten Wagenkämpfen im Gain des Wetsteins (*Hom.* II, 2, 506; *Pind.* I. 1, 33). — 70) Pefelonia in Phylake in Theffalien, ein *aywv lewvavios* zu Ehren des vor Troja gefallenen Protefilaos, *Hom.* II, 2, 695 fg.; *schol. Pind.* I. 1, 11. — 71) Piota in Akarapha in Böotien, zu Ehren des Apollon, C. I. n. 1625. — 72) Pythia, kleine. Außer den großen Pythien in Delphi wurden noch an vielen andern Orten Pythien nach dem Muster der delphischen gefeiert, die auch Pythien hießen, häufig aber daneben noch andere Namen trugen, wie namentlich zur Zeit der Kaiser viele Pythienfeste hießen zu Ehren neue Prädikate erhielten (z. B. Pythia Severia), während andere auch neu gegründet wurden mit fünfjähriger Wiederkehr (cf. *Sueton.* Aug. c. 59). Die begnügen sich hier die Namen anzuführen und verweisen für das Uebrige auf Krause, *Pythia* S. 53—88; es gab Pythien a) in Anthea in Galatien; b) in Aphrodisien in Karien; c) im Gain Daphne bei Antiochia — nach Böth, während Krause (*Olympia* p. 207—210) die Daphneen für Olympien hält; d) in Emisa in Syrien; e) Hierapolis in Phrygien; f) Karthaca auf der Insel Kos; g) Karthago; h) Myra in Phrygien; i) Laridicea am Lykos; k) Magnesia am Leikaos; l) Megara; m) Milet; n) Mikala in Bithynien; o) Myrmedia; p) Pergamos in Mysien; q) Berge in Phrygien; r) Perinthos am der Propontis; s) Pithios in Thrazien; t) Side in Pamphylien; u) Sikos *Pind.* O. 13, 109, Preis ein Kranyx und eine silberne Schale; gegründet nach Pindar (N. 9, 9) von Andralos, nach den Scholastien von Kleisthenes aus dem dritten Theile der Beute des ersten Heiligen Krieges; v) Tada in Karien; w) Theffalonien in Makedonien; x) Theffalia in Lydien; y) Tralles in Phrygien; z) Tripolis am Mäandros in Karien. — 73) Sebastia, f. (oben) Augustalia. — 74) Soteria: a) in Delphi, ein zum Andenken an den Abzug der Gallier Ol. 125, 3 = 278,7 gefeiert

jährliches amphitryonisches Fest, das im Monat Dufativus mußten und gymnischen Agonen gefeiert wurde; später wurde es mit der großen Pythienfeier verschmolzen, s. Mommsen, Delph. p. 215—225; b) In Akraiphon in Boeotien mit musischem Agon, s. den Art. Griechische Mythologie S. 201; c) f. (oben) Krataia. — 75) Symaia (*Symaia*), ein Agon in Sparta, bei welchem ein Honig- und Speckkuchen als Preis gegeben wurde, *Heusch.* s. v. — 76) Taurorhaphia (Eierbindungsfest) in Theffalien, „die Krone theffalischer Gymnastik“ (Hermann, Gottesdienstl. Alterth. S. 335); *Plin. nat. h.* 8. 70. — 77) Ikturia, f. (oben) Oaspiel. — 78) Thargelia in Athen, dem Apollon Patroos zu Ehren am 6. und 7. Thargellon (Ende Mai) mit einem musischem Agon gefeiert. „Der Agon bestand in dem Wettstreit von Männern und Knaben, die in Chören geordnet um den Altar herum (*κινδρος*) tanzten und sangen, und Dreifüße zum Preis erhielten, welche sie beim Pythion, dem Orte des Agons, aufstellten.“ Mommsen *Geogr.* S. 423. — 79) Theogenia in Pelene in Achaia, dem Apollon geweiht; Preis ein vollener Mantel nebst Silberbecher, *Plaut.* 7. 27. 1. — 80) Thefeia in Athen, ursprünglich ein *εὐών ιεροσπορος* zu Ehren des Theseus, dann aber aller im Kriege Gefallenen mit musischem, gymnischen und hippischen Kämpfen am 7.—9. Hyanespion (Ende October) gefeiert, f. Mommsen, *Geogr.* S. 278 fg. — 81) Itepolemia in Rhodos, zum Andenken an den Stadigründer Itepolemos, 6 Tage nach den Nemeen gefeiert, später in Heliospiele (vgl. Iodeni Galia) umgewandelt; Preis ein Weispappelfranz, *Plin. O.* 7, 80; *schol. Plin. O.* 7, 147. — 82) Trophonia in Lebabea, auch Basilea genannt, ein dem Zeus zu Ehren zum Andenken an den Sieg bei Leuktra gestifteter *εὐών οραπαρίας*, *Diod.* 15, 53. — 83) Urania in Kalonien, ein Agon zu Ehren des Zeus *Οὐρανός*, Hermann, *Gottesdienstl. Alterth.* 53, 25. — 84) Zeusspiele in Kyrene, *Plin. O.* 9, 98. (Friedr. Mezer.)

Kampher, f. Camphora.

KAMPTZ¹⁾ (Karl Albert Christoph Heinrich von), berühmter deutscher Jurist und konservativer preussischer Staatsmann, geboren den 16. September 1769 zu Schwerin in Mecklenburg, gestorben zu Berlin den 3. November 1849 als königlich preussischer Staatsminister a. D. Karl Albert von Kamptz studierte von 1787 bis 1790 Jurisprudenz zu Göttingen. Mit Dr. Seidensticker vertheilte er hier öffentlich eine Abhandlung über die Verbesserung der bürgerlichen und politischen Gesetzgebung, ein mehr als fähig gewähltes Thema für einen angehenden Juristen. Darauf erhielt er im Jahre 1790 von der Juristenfacultät den Preis für die Abhandlung: De fundamento et limitibus obligationis liberorum ad facta parentum praestanda, welche noch in demselben Jahre zu Göttingen im Druck er-

schien. In dem nämlichen Jahre trat von Kamptz als Assessor der Justizkanzlei in herzoglich mecklenburgisch-strelitzsche Dienste. Bald darauf, im Jahre 1792, wurde er zum Kanzleirath und Geheimen Referendar im Ministerium und weiländischen Director der Schulcommission ernannt, und 1799 wählte ihn die mecklenburgische Ritterschaft zum ordentlichen Beisitzer des Hof- und Landesgerichts der Herzogthümer Mecklenburg. Als Schriftsteller war von Kamptz schon seit 1793 unermüdblich thätig, wie die Reihe seiner Schriften, die ich zum Schluß aufführe, aus dieser Zeit es beweist, welche sich nicht nur auf dem Gebiete des Staats- und Privatrechts, sondern sogar auf dem der Topographie bewegen. Der junge Jurist erhielt damals auch Verbindungen zur preussischen Regierung und im Jahre 1804 ernannte ihn der König von Preußen in seiner Eigenschaft als Kurfürst des Heiligen Römischen Reichs zum Reichskammergerichts-Assessor in Weplarz; die gelehrte Qualifikation dazu hatte von Kamptz in einer besonderen Schrift (Nr. 10) bewiesen.

Bei der Auflösung des Deutschen Reichs trat von Kamptz zunächst in königlich württembergische Dienste und zwar als Vicepräsident des obersten Justizcollegiums. Theils sein lobenswerther Widerwille gegen die Rheinbundswirtschaft, theils seine Vorliebe für den strammen Charakter der preussischen Verwaltungserbkämmerer ließen ihm an dem Reichs Rath in Württemberg verzichten, nachdem er die Zusicherung einer Anstellung im preussischen Dienst erhalten hatte. Er nahm nun an der Bearbeitung der von der Zeit des alten Reichs her unerledigt geliebten allgemeinen Gesetze des Reichskammergerichts zu Weplarz theil, und wurde durch die Verteilung der preussischen Kammerherrenwürde ausgezeichnet. Seine amtliche Thätigkeit gab ihm Veranlassung zu einigen Publicationen, (siehe No. 15 bis 17 seiner Schriften. Ende des Jahres 1810 (oder Anfang²⁾ 1811) trat von Kamptz mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes als Mitglied des Ober-Appellations-Senates des Kammergerichts in preussische Dienste. Im Jahre 1812 wurde er zum vortragenden Rath im Departement der höheren und Sicherheitspolizei ernannt.

Nachdem von Kamptz bisher im Anschluß an seine amtliche Thätigkeit vorzugsweise als Autor über mecklenburgische Rechtsverhältnisse und über das Reichskammergericht aufgetreten war, veröffentlichte er von jetzt ab eine lange Reihe von Schriften meist über preussische Gesetzgebung und Verwaltung, die ihm meines Erachtens einen dauernden Namen in der preussischen Rechtsgeschichte sichern. Zunächst begann er im Jahre 1812 im Auftrage des damaligen preussischen Justizministers von Kirchless die Herausgabe der Jahrbücher für die preussische Gesetz-

1) In seinen jährlichen Schriften schreibt er sich selten mit seinem Vornamen; in mecklenburgischem Civilproceß hat ich aber die beiden Vornamen Karl Albert auf dem Titel, und zwar nur diese.

2) Noch im October 1810 (nach der Vorrede) zeichnet er sich im mecklenburgischen Civilproceß, bei im Titel die Jahreszahl 1811 hat, nicht nach seinem neuen Amte, sondern nennt sich nur Reichskammergerichts-Assessor und königl. preussischer Kammerherr. Siehe Nr. 19.

gebung, deren erster Band im Jahre 1814 vollständig im Druck erschien und deren Redaction von Kampz bis zum April 1816 leitete; ich verweise, weil über die Chronologie dieser Jahrbücher bibliographische Irrthümer mit vielerlei aufgeföhren sind, hier ausdrücklich auf Nr. 20 seiner Schriften. Das nächste Werk von allgemeinerer Bedeutung, welches von Kampz veröffentlichte, war die „Sammlung interessanter Wollzeiger“, Theil I, Berlin 1815, welches unter dem Specialtitel „Gedez der Gendarmarie“ eine ganz eigenthümliche Verämblichkeit erlangt hat; übrigens gibt es Biographien, welche diese eine Schrift als zwei verschiedene Schriften aufzuführen. In demselben Jahre erhielt von Kampz den preussischen Rothen Adlerorden 3. Klasse und wurde bald darauf zum Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath, zugleich auch zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt; auf dem Titel seiner „Jahrbücher“ führt er die neue Amts-Bezeichnung erst im Bande vom Jahre 1816.

Hinsichtlich seiner politischen Anschauung stand von Kampz in jener vielverwehrtten Zeit auf der Seite des altpreussischen conservativen Beamtenthums, welches durch die stürmische und überschwangliche Art, mit welcher der Liberalismus damals besonders in den jugendlichen Köpfen sich kundgab, den Bestand der preussischen Monarchie bedroht glaubte, sobald von regierungswegen irgendwie Nachgiebigkeit gezeigt werde. Beide Richtungen stanken sich damals zu schroff gegenüber, als daß ein friedlicher Ausgleich möglich gewesen wäre, und beide Parteien griffen in dem nun ausbrechenden Kampfe zu Kampfmitteln, die nicht über jeden Tadel erhaben sind. Als Schriftsteller hat sich von Kampz nicht in der Weise, wie zum Beispiel der bekannte Geheimrath Schmalz, in den Kampf gemischt. Schmalz gab damals die Schrift „Ueber politische Vereine“ heraus, welche mit Recht viel böses Blut machte, weil in derselben gewisse Vereine und Männer geheimer Verschwörungen beschuldigt wurden, ohne daß ein positiver Grund dazu vorlag. Der Begriff „demagogische Untriebe“ kam damals zuerst in allgemeinerem Gebrauch. Schmalz fand unter andern an den beiden berühmten Historikern Rübß und Niebuhr — deren Schriften noch heute von Bedeutung sind — energische Gegner; auch die von Friedrich Arnold Brockhaus, dem Gründer der Firma F. A. Brockhaus, herausgegebenen „Deutschen Blätter“ (Neue Folge. Band III, Leipzig und Altenburg 1816) fertigte ihn als einen „Pfeiler des Obcurantismus“ und als „Demagogier“ gehörig ab.

Im October 1817 kam es auf dem Wartburgfeste zu einer Katastrophe in dem literarischen Kampfe, die für beide Parteien bedauerlich war. Die Studenten verbrannten bei jener Gelegenheit die Schriften von Männern, welche sie als die hervorstechendsten Vertreter des absoluten Regierungssystems in Deutschland ansehnen, und zwar nicht nur Schriften eines Schmalz, sondern auch eine von Kampz. Wenn man nun das verbrannte Kampz'sche Buch näher ansieht — es war der oben genannten „Gedez der Gendarmarie“ — dann erkennt man bei leidenschaftloser Betrachtung der Dinge von damals

über die ungeheure Unvorsichtigkeit der Urheber der Brandscene. Schon Bülow hat in seiner „Geschichte der Deutschen von 1806—1830“ (Samburg 1842), S. 435 fg. bei der Aufzählung der verbrannten Schriften angedeutet, daß verschiedenen Schriftstellern Unrecht geschähen ist, ohne es jedoch auf S. 436 bei von Kampz zu bemerken. Lesen wir den „Gedez der Gendarmarie“ durch, so finden wir in der Einleitung, S. III bis X, eine kurze Geschichte der Gendarmarie überhaupt und eine „Literatur der Gendarmarie“. Nichts steht hier, was irgendwie nach Demagogeriederei ausseht, sondern alles ist objectiv, sachlich geschrieben. Das eigentliche Buch enthält lediglich eine Sammlung der Gesetze aller europäischen Staaten, welche sich auf die Organisation der Gendarmarie beziehen, und von Kampz hat an seiner Stelle irgendeine Bemerkung gemacht, welche einen Angriff auf die Bestrebungen der liberalen Partei im damaligen Preusslande enthielt. Nicht einmal an der Ausarbeitung des preussischen Gendarmarie-Gesetzes vom 30. Juli 1812 ist von Kampz bethelligt gewesen; dieses Gezet rührt vielmehr von Scharnweber her, wie E. Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg (Leipzig 1881), S. 430 nachweist. Die auf der Wartburg als Richter über Gelehrte, wie von Haller, von Kampz u. s. w. fungirenden Studierenden hätten ebenso gut jedes andere Werk des Geheimraths von Kampz verdrönnen können. Ihr Verfahren mit dem Gedez der Gendarmarie war doppelt unbillig, weil sie einen Mann von dem Einflusse, wie von Kampz ihn in Preußen besaß, flugerweise hätten in Ruhe lassen sollen. Der beleidigte von Kampz wußte nämlich nun erst einer der unermüdlichsten und mächtigsten Verfolger der „demagogischen Untriebe“. Das er seinerseits in seinem Verfahren gegen seine Gegner eine übergroße Strenge bewiesen hat, ist unleugbar.

Der Beleidigte richtete schon am 9. November 1817 eine Beschwerde unmittelbar an den Großherzog von Weimar wegen des Vorganges auf der Wartburg. Bülow a. a. D. S. 440, kritisiert dieselbe folgendermaßen: „von Kampz meinte nicht unvorig: der Vorgang bewies gerade die dringende Nothwendigkeit des Instituts (der Gendarmarie), dessen Gesetze er gesammelt. Unrecht war sein Schreiben so gefast, daß es, wenn es eine entgegengelegte Tendenz gehabt hätte, sehr gepriesen werden sein dürfte. Allein es war ebenso voll Ueberreizungen und einseitiger Anschauung der Sache wie die der Gegner, und die Sprache war in dem Schreiben eines Unrechts, wenn auch eines preussischen Beamten, an einen deutschen Fürsten nicht angemessen. Doch muß der an sich menschlich-natürlichen Gerechtigkeit und der gemäßigten Ueberzeugung des Verfassers viel zu gute gehalten werden.“ Seine Schrift über denselben Gegenstand siehe unten unter Nr. 23. Bald empfanden der liberale E. M. Arndt und die beiden Welfer dem Jern des Gerechten. Ein Folgebandant wurde von Berlin aus im Jahre 1819 nach Bonn geschickt und belegt die Papiere der drei Genannten mit Beschlagnahme u. s. w. vergl. Fr. Buchholz, Histor. Taschenbuch, Jahrgang VI,

(Berlin 1821), S. 120. Das Weitere über diese Dinge gehört der allgemeinen Geschichte an; ich wende mich deshalb wieder zur Biographie des von Kampz zurück.

Im Jahre 1823 erhielt von Kampz den preussischen Rothens Alerorden 2. Klasse und das Commandeurekreuz des österreichischen Leopoldordens, 1824 das Commandeurekreuz des surschlesischen Ordens vom Goldenen Löwen. Im letzten Jahre wurde von Kampz, noch mit Besetzung in seinen übrigen Dienstverhältnissen, zum ersten Director *) der Unterrichtsabtheilung im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten ernannt. Das Jahr darauf (1825) entsand ihn der König von Preußen von dem Directorium der Polizei im Ministerium des Innern und übertrug ihm mit dem Titel eines Wirklichen Geheimen Rathes das Directorium des Justizministeriums; das Directorium in der Unterrichtsabtheilung behielt von Kampz. Im Jahre 1832 *) wurde von Kampz zum Justizminister ernannt und zugleich mit der Geseßrevision in den Rheinlanden betraut.

Der bekannte revolutionäre Aufruf vom 3. April 1833 zu Frankfurt a. M. erregte die Aufmerksamkeit der preussischen Regierung im höchsten Grade. Nachdem im September 1833 die drei Häupter der Heiligen Allianz zu Münchenrath in Böhmen zusammengekommen waren und die eifrigste Bemühung der revolutionären Bewegung in Deutschland beschloßen hatten — eine Conferenz deutscher Minister u. s. w., zu der preussischerseits W. Anillon deputirt war, berief 1834 zu Wien die Details der einzuschlagenden Schritte gegen die drohende Revolution —, ergriff man in Preußen die strengsten Massregeln. *) Als Justizminister war von Kampz nun in der Lage, seine strenge Auffassung der Dinge zur Geltung zu bringen, zumal da er einen besonderen Auftrag zur Mitwirkung bei der mairer Untersuchungskommission wegen der demagogischen Untriebe erhalten hatte. Er hat das leider in vollem Maße gethan, wo Milde gegen die jugendlichen Politiker sicherlich besser am Platze gewesen wäre. Ueble Nachgesühle von 1817 her haben ihn damals sicher nicht geleiht; ein gewisser Zug von Strenge scheint seinem ganzen Wesen eigen thümlich gewesen zu sein.

Im Februar des Jahres 1842 wurde von Kampz mit dem Titel eines Geheimen Staatsministers in den Ruhestand versetzt und durch Vereihung des Schwarzen Alerordens ausgezeichnet; er blieb Mitglied des Staatsrathes. „Aubruchem“ konnte der unermüdliche von Kampz nicht und so blieb er auch jetzt noch mit der Feder und in praktischen Staatsgeschäften thätig. Er leitete im Jahre 1846 als Specialbevollmächtigter Preußens die Unterhandlungen über den schlesischen Handel mit Krakau.

3) Wenigstens schreibt sich von Kampz in den „Annalen“ des Jahrgangs 1824 (2. Hälfte) noch Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsralh und „Director“; seit 1825 schreibt er sich „Director etc. etc.“ 4) Das J. 1830 finde ich mehrfach irrthümlich angegeben. 5) Zu den Opfern derselben gehörte bekanntlich auch Erik Reuter, welcher 1833 in Berlin verhaftet und 1834 zum Tode verurtheilt wurde.

Auch als Schriftsteller setzte er seine Veröffentlichungen fort. Bis kurz vor seinem Tode blieb er literarisch schaffend; nach der Haube und Spener'schen Zeitung von 1849, Nr. 259, hinterließ er zwei Manuscripte ungedruckt bei der damaligen Verlagsabhandlung von Logier.

Die Leiche des Verstorbenen wurde nicht in Berlin beigesetzt, sondern nach einer Reize in der Neuen Preussischen Zeitung („Kreuzzeitung“) von 1849, Nr. 258, in dem Dorfe Schöneberg bei Stargard auf dem Gute seines Schwiegerjohnes, des damaligen pommerischen Oberpräsidenten von Bonin. — Meine Quellen waren für die äußeren Lebensschicksale die kurzen Angaben im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1849, Theil II, Weimar 1851, S. 869—871. Für das Detail habe ich die zeitgenössischen Quellen schon angegeben; die Werke von Kampz waren selbstverständlich auch meine Quelle. — Die Anfangslehre und überall, wo ich nachgeschlagen habe, eine so heillose Verwirrung, daß ich einen Theil derselben selbst benutzen mußte, so zeitraubend auch die Arbeit war. Ich habe mir nicht alle Schriften des von Kampz verschaffen können und übernehme nur die Garantie für die mit einem Sternchen versehenen Nummern. Schließlich noch die Bemerkung, daß ich ein Urtheil über den Juristen Kampz nicht fällen kann und daß ich von Kampz nur vom historischen Standpunkte aus habe beurtheilen können und wollen. Daß von Kampz aber in einer Geschichte des preussischen Rechts, welche mir als eine auch für den Culturhistoriker sehr wünschenswerthe literarische Aufgabe preussischer Juristen der Zukunft erscheint, seinen niederen Rang einnehmen wird, ist mir unfraglich.

Folgende größere und kleinere Werke sind von von Kampz veröffentlicht worden: 1) De fundamento et limitibus etc. (f. oben). — 2) Meßlenburgisches Reichscontingent und Rämmeronate. Neubrandenburg 1793. — 3) Versuch einer Topographie der herzoglichen Residenzstadt Rostock. Ebdas. 1793. — 4) Abhandlung über die Schulverfassung im Herzogthum Meßlenburg. Halle 1793. — 5) Versuch über das longobard. Lehengesetz, II. B. 45. Göttingen 1794. — 6) Beiträge zum meßlenburgischen Staats- und Privatrecht. Schwerin 1795. 6 Bände. — 7) Repertorium der im Herzogthum Meßlenburg-Streitig geltenden Verordnungen. Rostock 1796. — 8) Worauf basirt die meßlenburgische Herzogswürde? Eine staatsrechtliche Untersuchung. Rostock 1796. — 9) Einige Worte über die Gemeinlichkeit des Bestenvertrages in Meßlenburg. Rostock 1798. — 10) Erörterung der Verbindlichkeit der weltlichen Reichsfürsten an den Handlungen seiner Vorfahren. Rostock 1800. — 11) Meßlenburgische Rechtsansprüche. 2 Bände. Rostock 1800—1804. — 12) Darstellung des Präsentations-

6) „Beiträge zum Meßlenburgischen Staats- und Privatrecht“ (Schwerin 1794), Theil II, Abth. I. So citirt von Kampz irrthümlich selber diese Schrift in den: Beiträgen zum Staats- und Völkerrrecht, S. IV.

recht zu den Affectoren am kaiserlichen und Reichskammergericht. Mit Urkunden. Göttingen 1802. — 13) Civilrecht der Herzogthümer Medlenburg. Theil 1, Abtheilung 1 und 2. Schwerin und Wismar 1805. — 14) Literatur des preussischen Rechts. Band 1. Gießen 1807. — 15) Ueber die Entscheidungsberechtigung der Staatsdiener bei Aufhebung ihrer Stellen. Von den Reichskammergerichten, Assessoren von Kampff und von Stein in Weilar. Frankfurt a. M. 1808. Gr. 8. So wird die Schrift von von Kampff selber citirt. (Siehe Nr. 22. — 16) Erklärung der Verfasser der Abhandlung über die Entscheidungsberechtigung u. s. w. Frankfurt a. M. 1808. — 17) Reminiscenzen bei Auflösung des Reichskammergerichts. Frankfurt a. M. 1808. 18) Versuch einer Revision der Lehre von Ursprung des Braunschweigprivilegiums auf die Defenditen der Ehefrau. Berlin 1811. — 19) Handbuch des medlenburgischen Civil-Process. Entworfen von Carl Albert von Kampff, Reichskammergericht-Assessor und königlich preussischem Kammerherrn. Berlin 1811. Ich finde sämmtlich die Jahre 1810 und 1814 angegeben. Eine zweite Auflage soll, von Kettelbladt besorgt, zu Berlin 1822 erschienen sein; auf der königlichen Bibliothek zu Berlin fehlt merkwürdigerweise diese Ausgabe. — 20) * Jahrbücher für die preussische Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung. Im Auftrage des königlichen Justizministeriums herausgegeben von von Kampff. Berlin 1814—1846. Zusammen 66 Bände. Die Vorrede zu Band I ist vom October 1813) datirt; auf dem Titel dieses Bandes steht aber das Jahr 1814 (wie ja noch heute üblich ist) und das allein ist maßgebend. Manche lassen diese Jahrbücher nur bis 1825, resp. bis 1840 erscheinen. In den späteren Bänden setzte von Kampff seinen Namen nicht mehr auf den Titel. Die Zeitschrift ging, wie von Kampff am Schluß des letzten Bandes (Band 66, vom Jahre 1846) S. 427 unter dem 1. April 1846 selbst bemerkt, nach „dreißigjährigjährigem Bestehen“ zum Theil derhalb ein, „weil die Entscheidungen und Rescripte des preussischen Justizministeriums durch die Jahrbücher“ fortan nicht so rasch bekannt gemacht werden konnten, als wünschenswerth war, und weil zu diesem Zwecke das Justizministerium das „Justizministerial-Blatt“ herausgab. Als „Privatzeitschrift“ wollte sie von Kampff nicht weiter herausgeben. — 21) * Sammlung interessanter Polizeigesetze. Theil I. Specialtitel: Allgemeiner Codex der Gendarmarie.“ Berlin 1815. — 22) * Beiträge zum Staats- und Völkerrrecht. Band I. Berlin 1815. —

Der höchst interessante Inhalt dieser Schrift ist folgender:

1) Literatur des Staatsrechts des rheinischen Bundes. (Ers. 1—46.) — Ein Unicum über diesen Gegenstand; erschien in den Grundzügen schon im „Rheinischen Bund“ von Winckler, Glt 20 und Glt 37.

2) Ueber die Unterschiede in der Verfassung der ursprünglich deutschen und ursprünglich westlichen Staaten von Truchszand. (S. 49—62.)

3) Ueber Spanien, nach völkerrrechtlichen Grundzügen. (S. 63—99.)

4) Ueber die Veränderungen des europäischen Völkerrichts unter Napoleon's Herrschaft. (S. 95—112.)

5) Ueber die Reichsstadt und Vollstreckung eines von einem auswärtigen Gerichtshofe in einer Civilsache gesprochenen Urtheils. (S. 113—136.)

6) Ueber den Sinn des XXXIV. Artikels der Rheinbundesacte in Beziehung auf untergeordnete Rechte in einem andern Bundeslande. (S. 137—146.)

7) Ueber die Entscheidungsberechtigung der Staatsdiener bei Aufhebung ihrer Stellen. (S. 147—162.) — Gibt eine Nachlese zu der schon erwähnten Schrift vom 3. 1808; der Mitarbeiter an jener Schrift, Freiherr von Stein, war inzwischen „Großherzoglich Hessen-Darmstädtischer würtlicher Geheimrer Rath und Regierungsrath“ geworden.

8) Reminiscenzen bei Auflösung des kaiserlichen und Reichskammergerichts. (S. 163—180.)

9) Ueber die Occupatio bellica in besonderer Beziehung auf ausübende Kapitalien. (S. 181—198.)

10) Miscellen. (S. 199—206.)

23) Rechtliche Erörterung über öffentliche Verbrennung von Druckschriften. Berlin 1817. — 24) Neue Literatur des Völkerrichts seit 1784. Berlin 1817. — 25) Ueber das Verfahren bei Transporen und Landesverweisungen der Verbrecher und Landstreichere. Ein Beitrag zur Sicherheits-Polizei. Berlin 1817. — 26) * Annalen der preussischen inneren Staatsverwaltung. Berlin 1817 bis 1839.

23 Bände und 2 Bände Register. Die Angaben über die Chronologie dieser Zeitschrift sind sehr verschieden. Sie erschienen von 1817 an zunächst im Ministerium der Polizei, dann des Innern. Das Schlusswort zum letzten Jahrgang (vom Jahre 1839) ist von dem Kanzleibeamten Schmidt, der schon auf dem Titel des Jahrganges 1817 als „Ersipendient“ bezeichnet wird, unterschrieben, trägt aber merkwürdigerweise das Datum 1. September 1843, so daß das letzte Heft des Jahrganges 1839 erst im Jahre 1843 abgeschlossen sein kann. Die Annalen zerfallen gemessenmaßen in 2 Abtheilungen. Jahrgang 1817—1826 bildet die erste Abtheilung, welche mit einem zehnjährigen „Hauptregister“ (zu Berlin 1827 erschienen) schließt. Das „zweite Hauptregister“, zur zweiten Abtheilung gehörig, umfaßt nur die Jahrgänge 1827—1836, erschien aber erst im Jahre 1839 zu Berlin. — 27) Literatur des nürnbergischen Privat-

rechts. Berlin 1819. — 28) * Merkwürdige Urtheile neuer französischer Rechtsgelehrter über Verhältnismengenrechte und französische Criminaljustiz. Berlin 1819. — 29) Handbuch des medlenburgischen Civilrechts. Rostock 1824. — 30) Die Provinzial- und statutarischen Rechte in der preussischen Monarchie. Theil I. Die Provinzen: Brandenburg, Ost- und Westpreußen, Sachsen und Schlesien. Berlin 1826 fg. 3 Bände. — 31) Artenmäßige Dar-

7) Auch von Kampff selber citirt in den Beiträgen zum Staats- und Völkerrrecht (Bd. I, S. IV) den ersten Band der Jahrbücher als im J. 1813 erschienen; doch hat er von bibliographischen Standpunkte aus unecht. — Der Stoff ist hier wie in den Annalen (vgl. Nr. 26) auf drei Abtheilungen vertheilt. Die erste Abtheilung, „Gesetzgebung“, enthält Circulare, Verfügungen, Rescripte u. s. w. der Behörden; der zweite, „Staatswissenschaft“, bringt Abhandlungen und Literatur; der dritte „Verwaltung“ überschrieben, enthält Nachrichten über einzelne Einrichtungen der preussischen Verwaltung und auch der Verwaltung anderer Staaten.

stellung der preussischen Gesetzgebung. Berlin 1842 (1843). — 32) Prüfung der landständischen Rechte der bürgerlichen Gutsbesitzer in Medlenburg. Berlin 1844. — 33) Zusammenstellung der drei Entwürfe des preussischen Strafgesetzbuches. Berlin 1846 (1844—1845). — Die Abweichung in den Angaben der Jahreszahlen des Erscheinens verschiedener Werke von von Kampy beruht, wie wir scheinbar, hier und da auf dem Umstande, daß die betreffenden Schriften teilweise in verschiedenen Jahren herausgegeben sind, während der Haupttitel und die Hauptjahreszahl erst beim letzten Hefte gegeben wurden. Diese letztere ist im Grunde die allein maßgebende, während vielfach die Jahreszahlen nach dem Erscheinen der Hefte gegeben werden. Der Autor von Kampy verfällt selber in einen noch schlimmeren Fehler, indem er in den Beiträgen zum Staats- und Völkerrecht, S. IV, das zweite Hefte vom 1. Bande der „Jahrbücher für die preussische Gesetzgebung“ als im Jahre 1813 erschienen citirt, während der Titel des 1. Bandes die Jahreszahl 1814 zeigt. Der Fluß der bibliographischen Viederlichkeit hat die andere Zeitschrift des von Kampy, nämlich die „Annalen“, bis hinein in die königliche Bibliothek zu Berlin verfolgt; das hier befindliche Exemplar des 1. Hauptregisters hat nämlich auf dem Rücken des Einbandes den Titel: Register 1816—1827, während auf dem gedruckten Titel ganz deutlich 1817—1826 zu lesen ist. (R. Pallmann.)

KAMTSCHADALEN, die Bewohner der Halbinsel Kamtschatka (s. d.), haben durch Einführung des Christenthums, Vermischung mit den Russen, Angewöhnung europäischer Waffen, Bedürfnisse und selbst Speisen mehr und mehr ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt. Will man ein echtes, unverfälschtes Bild dieses Volkes haben, so muß man auf ältere Nachrichten zurückgehen.

Aus den alten, noch vorhandenen Jutenpiägen erhellt, daß die Halbinsel einst weit bemohnter gewesen sein muß. Schon ehe die Russen ins Land kamen, waren die Kamtschadalen in Parteien zerklüftet, die unter kühnen und mutigen Führern einander blutig besaßten. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, die Speere hatten Knochenspitzen und als Keule diente die Kuthe des Walrosses. Sie lebten noch völlig im Steinzeitalter und sind erst verhältnißmäßig spät mit dem Eisen bekannt geworden. Sie selbst nennen sich *Tjelmän*, d. h. Ureinwohner, oder auch *Kroschtscha*, Menschen. Ueber ihre Vorgeschiede ist wenig bekannt; sie selbst haben keine Tradition von einer Einwanderung, sondern glauben, daß sie „Kutka hier ausgedrätet habe“.

Dieser Kutka ist der größte Gott der Kamtschadalen, der Schöpfer des Himmels und der Erde, den sie aber für herzig dummt halten „bergehalt“, fügt Steller hinzu, „daß man sie, ohne einiges Unrecht, geborene Gotteskinder nennen kann“. Wenn Kutka flug gewesen wäre, argumentiren die Kamtschadalen, würde er nicht so viele unübersehbare Gebirge und Klippen geschaffen haben, keine anhaltenden Stürme und Regengüsse. Chachy aber, Kutka's Weib, war weit schlauer

als ihr Mann und hielt ihn von vielen Thorheiten ab, eine Vorstellung, welche die Kamtschadalen von sich abstrahirten, da ihre eigenen Frauen listiger und geschickter als die Männer sind. Kutka und Chachy lebten an verschiedenen Strömen Kamtschatkas und hinterließen überall, da sie sehr fruchtbar waren, zahlreiche Kinder, welche allmählich das Land bevölkerten. Dabei lebten sie wie Menschen, und lehrten ihre Nachkommen Juten bauen und Fische fangen. Die Zahl der lächerlichen und meist sehr schmutzigen Geschichten, welche die Kamtschadalen von ihrem Gott erzählen, ist so groß, daß man damit allein ein Buch anfüllen könnte. Zur Bezeichnung des Charakters dieser Geschichten mögen nur einige dienen. Kutka bekam ein Appetit nach Preiselbeeren; da ihn aber der Strom daran hinderte, an diese heranzukommen, schnitt er sich den Kopf ab und warf ihn auf andere Ufer, damit er sich satt essen sollte. Ein andermal, als er Hunger hatte, zapfte er sich Blut ab und sogte einen Brei daraus.

Ein unerschütterlicher, unbekannter Gott ist Dnschschischsch, dem die Kamtschadalen in den besten Ebenen und in den Torgebenen ihres Landes Pfeiler errichten, die sie mit Gras umranken, und an denen sie niemals vorbeigehen, ohne ein Stück Fisch, Fleisch oder dergleichen opfernd hinzuzulegen, wobei sie es flusswärts vorziehen, Kopf oder Schwanz des Fisches als Opfergabe zu wählen. Beeren, die in der Nähe dieser Pfeiler wachsen, werden nicht gesammelt, Vögel oder andere Thiere dort nicht erlegt. Die Zahl der übrigen Geister und Götter der Kamtschadalen ist groß und vor den meisten derselben fürchten sie sich sehr. In der See wohnt Nitgh, der kamtschadalische Neptun, welcher Fischgestalt annimmt und den Lachsen befiehlt, daß sie stromaufwärts in die Flüsse ziehen. Es gibt Waldgeister, welche wie Menschen aussehen, und Berggeister (*Kamuli*, kleine Seelen). Die *Kamuli* bewohnen die Bergspitzen und namentlich die Vulkanen, weßhalb auch kein Kamtschadale magt, letztere zu befeigen. Sie nähren sich vom Fischfang; Nacht ziehen sie durch die Luft auf's Meer und an jedem Fische heraus, von denen sie sich zehn Stück, an jedem Finger einen, auf den Berg bringen, wo die umherliegenden Walffischnothen noch ein Zeugnis von ihren Schmaulereien ablegen. In den Wäldern wohnt der Wettergeist *Billutaj*; ihm wird Donner, Blitz und Regen zugeschrieben; der Regenbogen ist der Saum seines Kleides, der von den Sturmwinden zusammengejagte Schnee ist die Spur seines Schließens, auf dem er durch das Land dahinkraht. Der kamtschadalische Teufel, ein listiger und betrügerischer Geiste, heißt *Kanna*; er wohnt in einem Eriendaum, gegen den man Pfeile abschießt, sobald er damit gespielt ist. Satsh ist der oberste Gott der Unterwelt, in welche die Menschen nach dem Tode versetzt werden.

Eine Vorhebung Gottes existirt für die Kamtschadalen nicht; Gott habe mit ihnen nicht das Geringste zu thun, und sie mit ihm nicht. Daß sie sterben müßten, rühre von den Geistern her. Das Glück nennen sie *Klang*, während sie für Unglück kein Wort haben. Hört

das Glück auf, d. h. werden sie krank und fehlt es an Speise und vergleichen, dann gilt es für löblich, dem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen. Den Kamtschadalen ist die Welt ewig; ihre Seelen halten sie für unsterblich, der Leib wird nach dem Tode wieder auferstehen und sich mit der früheren Seele wieder vereinigen. Das somit neugeschaffene Individuum aber wird ewig fortleben und zwar in jenem Himmel, der unter unserer Erde liegt, die sie sich platt und scheibenförmig vorstellen. Im unteren Himmel werden die Reichen arm und die Armen reich, damit ein Ausgleich stattfinde; das größte Glück aber, welches einem Menschen nach dem Tode widerfahren kann, ist, von schönen Hunden getroffen zu werden. Da sie in ihrem Himmel auch alle ihre Weiber wieder erhalten, so sehnen sie sich dahin, und viele Kamtschadalen verzweigen sich tausend zu lassen, weil sie nach dem Tode sonst nicht in ihre Unterwelt kommen würden. Auch von einer Einsicht und mächtigen Lebenserkenntnis des ganzen Landes wissen die Kamtschadalen zu erzählen.

Alle Kamtschadalen, sofern sie unvermischt sind, haben eine kleine Statur, breite Schultern, hängende, vorstehende Bäuche, kleine Füße, geringe Wadenentwicklung und lange, starke, gleichmäßig schlichte, glänzend schwarze Haare. Die Köpfe sind dick, rund, glatt, das Gesicht ist breit, die Nase niedergedrückt, die Augen stehen schief. Der Bart, meist nur am Kinn entwickelt, ist spärlich. Die Gesichtsfarbe der Männer ist gelblich, bis bräunlich, jene der Weiber meist heller, ja fast weiß, was zum Theil daher rührt, daß sie — um ihre Schönheit zu bewahren — Bärensgehirne mit Fischleim über das Gesicht streben, damit es von der Sonne und dem Wetter nicht leide.

Die ursprüngliche Kleidung der Kamtschadalen ist die der meisten nordischen Völker, nämlich der antiegende, für das Klima durchaus passende Fell- oder Pelzrod. Aus Seehunds- oder Renntierfellen gefertigt, kann die „Watte“ beliebig auf der Haar- oder Hautseite getragen werden; letztere färbt man mit Erleminde orangeroth. Diese Watte, welche sowohl Männer wie Weiber tragen, sieht wie ein enger Mannsrock aus, wie eine Art Zoppel; sie wird auf dem bloßen Leibe getragen und reicht bis ans Knie. Mehlisch, nur größer und weiter, ist die Kublanka, die auch mit einer Kapuze versehen ist und gleichfalls von feilen Geschlechtern getragen wird; die der Weiber ist hinten mit einem Schwanz versehen. Dazu kommen Hosen und Schuhe aus Renntierfell und im Sommer hölzerner Hüte oder Nichtigirme mit Federfellen geschmückt, ähnlich, wie sie von den Aleuten getragen werden. Um den Kopf im Winter gegen die Kälte zu schützen, binden die Kamtschadalen einen Pelzriemen um denselben, an welchem Pelzklappen für die Ohren und Augen angebracht sind. Die Weiber dagegen gehen ohne Kopfbedeckung, tragen aber in der heidnischen Zeit hohe Woreten, welche der ständige Aufenthalt von Käufen waren.

Die Kamtschadalen leben im Winter in kleinen, armflehigen Hütten, im Sommer aber in gefloch-

ten, grünen, auf vier hohen Balken erbauten Lauben, zwischen denen Hütten an der Luft getrocknet werden, und in die man auf einem eingetieften Balken oder einer schlecht zusammengelegten Leiter steigen muß. Selten stehen die Wohnungen mehrerer Familien zusammen. Die Häuser einer Familie machen einen Dörre (Dorf) aus.

Erdböhlen, in denen sie früher vielfach gelebt haben, sieht man nirgends mehr. In der schönen Jahreszeit, welche nicht lange dauert, bewahren sie ihre Fischvorräthe gegen Füchse und Hunde, auch wol weiße und schwarze Bären, und trocknen Fische, die ihnen statt des Brotes dienen. Wolf und Bär geben im Frühling zu gleicher Zeit mit dem Menschen an die Ufer der Flüsse, um Fische zu fangen, wo, bei dem Leberfluß der Beute, der letztere so leidet, daß er nur den Kopf derselben aussaugt, das übrige aber wegwirft. Auch der Hund, der den Sommer über herumstreift, kommt hierher, um sich Nahrung zu suchen. Zum Winter findet er sich jedoch stets bei seinem Herrn ein, dann gebrauchen sie einander, dieser füttert ihn, und dafür läßt sich jener an den Schlitzen spannen. Der Hund ist das einzige Hausthier des Kamtschadalen; ohne den zottigen, wolfsähnlichen Gefährten würde es ihm unmöglich sein, den Winter über seine Wohnung zu verlassen und sich Nahrung zu suchen. Die Kamtschadalen sind wahre Schtho-Phagen; der Fisch ist ihnen alles, er befriedigt alle ihre Bedürfnisse. Statt des Bieres trinken sie Bran; ein in Fäulniß übergegangener Lachs wird als Lederbissen betrachtet. Doch essen sie auch das Fleisch und Fett vom Bären, von Feldhühnern, serner frische Ratzen, Beeren und Wurzen. Fast alle Kamtschadalen haben ihre ehemaligen heidnischen, abergläubischen Gebräuche und den schamanischen Götzendienst verlassen und sind zum Christenthum (griechisch-russische Kirche) übergetreten. Damit hat eine große Veränderung in ihren Sitten und Gewohnheiten stattgefunden, so daß sie jetzt in vielen Stücken ihren Oberherren, den Russen, sich nähern; doch haben sie in der Kleidung, in den Wohnungen und bei Zubereitung der Speisen den Schmutz ihrer Vorfahren nicht abgelegt. Der Mann hat seine altäckerliche Tracht, seine Hundepelze und Renntierfelle beibehalten, aber die Weiber kleiden sich an Festtagen wie die Kosakeninnen. Uebrigens ist der Kamtschadale noch ebenso sorglos und faul, als er es vor Eroberung des Landes durch die Kosaken war, dabei aber ist er gegen Fremde dienstfertig, gutberzig, gastlich, aufrichtig und friedliebend.

Woll ein Kamtschadale heirathen, so muß er um seine Zukünftige bei deren Aeltern dienen. Er geht einfach in das Haus des Vaters, ohne diesem eine besondere Vorstellung zu machen, und beginnt alle Hausarbeiten zu verrichten, wobei Geschicklichkeit und Fleiß ihn seinem Ziele näher bringen. Die Dienzeit um die Braut dauert verhältniß lang, und ist natürlich auch das Unverständnis unter den jungen Leuten dabei von Wichtigkeit. Der Knechtdienst kann aber vier Jahre lang währen und gefällig der Bewerber auch nach dieser langen Zeit nicht, so ist sein ganzes Streben umsonst

gewesen und er wird fortgeschickt. Zeigt er sich aber als veränderlich, fleißiger, gefühlerreicher Mensch und gefällt er der Braut, dann darf er sie hehlen, sie aber hütet sich vor ihm, läuft weg und ergibt sich erst nach langem Ringen. Damit ist auch die Hochzeit vollzogen. Die Frau aber, um welche der Mann so lange dienen und freien mußte, behält infolge dessen gewöhnlich das Uebergewicht. Der junge Ehemann wird nach der Hochzeit keineswegs selbständig, sondern er verläßt die Seinigen und zieht zum Schwiegervater, dessen Familie er nun angehört.

Die Kinder bleiben lange, oft bis zum fünften Jahre, an der Mutterbrust; sie wachsen weit auf, kriechen in den Hütten herum und werden mit Fischrogen und Weidenrinde aufgefüttert, oft nehmen sie auch an den Mahlzeiten der Hunde theil. Ist das Kind zwei Monate alt, so erhält es einen Namen; diese sind für beide Geschlechter gleich, jedoch kein Unterschied zwischen Mädchen und Knabenamen gemacht wird. Erkrankten sie gefährlich, so warf man sie den Hundes vor, von denen sie gefressen wurden, oder ließ sie in den Wäldern verhungern.

Früh ausgebildet ist das Rechtsgefühl und Strafverfahren für Eigenthumsvergehen. Ein Dieb wurde geprügelt und für unehelich erklärt; ausgeflohen von der Gesellschaft mußte er fortan für sich als unrein leben, gemieden von Jedermann; wiederholte er den Diebstahl, so band man ihn an einen Baum und verbrannte ihm die Handflächen mit Birkenrinde, so daß die Hände verkrümmelt und fernerhin zum Stehen untauglich waren. Wegen Landbesitz entstaubten die Streitigkeiten; das dünn bevölkerte Land genügte ihnen; jeder lebte, wo er wollte, und schickte in dem Flusse, an dem er gebohren war, der mehr Fische lieferte, als man brauchte.

(Richard Oberländer.)

KAMTSCHADALEN (sprachlich). Die Sprache der Kamtschadalen oder Itelmen ist noch so gut wie unbekannt. Die dürftigen Wörterverzeichnisse und Lexikone, welche wir besitzen, lassen nur mündarliche Verschiedenheiten, aber keine engeren verwandtschaftlichen Beziehungen zu anderen Sprachen erkennen.

(G. v. d. Gabelentz.)

KAMTSCHATKA, große Halbinsel im äußersten Norden Asiens, die 1696 durch Kasanen der russischen Krone unterworfen wurde, ist 270,000 □ Kilom. groß, 1350 Kilom. lang, 225—450 Kilom. breit und im Osten vom Berings- oder Kamtschatschen Meere, im Westen vom Choktschischen Meere umgeben. Kamtschatka erstreckt sich von N. O. gegen S. W. Die südlichste Spitze der Halbinsel ist das Cap Lopatka von 51° 4' nördl. Breite und 154° 22' östl. Länge.

Kamtschatka bildet eine der interessantesten vulkanischen Regionen unserer Erde. Die Halbinsel ist ein Glied in der langen Reihe vulkanischer Bildungen, die sich am Nord- und Westrande des Stillen Ozeans hinziehen und im ehemaligen russischen Amerika begannen. Vulkanischer Natur sind die Halbinsel Alaska und die davor gelagerten, nach Kamtschatka gleich einer Gwiltande her-

überschwingenden Ketten. Von Kamtschatka selbst führen die Kurilen gleichfalls als eine vulkanische Inselreihe nach Japan hinüber, dessen Vulkanische Iherseite in den Ru-Kiu ihre Fortsetzung haben. Es reichen sich südlich daran die vulkanischen Philippinen und die mit Keien-vulkanen besetzten ostasiatischen Inseln bis Sumatra hin. Die vulkanische Thätigkeit des Landes, welche schon in älteren Formationen mächtige Krater aufstürmte, ist auch jetzt noch bedeutend. Thätige Vulkane zählt man gegenwärtig auf Kamtschatka noch zwölf; sie liegen sämmtlich im Osten der Halbinsel, dem Beringsmeere zugesehrt. Wir nennen: den Schewelutsk-Bulkan, 3215 Meter unter 56° 40' nördl. Breite (letzte Eruption fand im Februar 1854 statt); die Kljutschewskaja Sopka, 4885 Meter unter 56° 8' nördl. Breite (letzte Eruption gleichzeitlich mit dem Schewelutsk im Februar 1854); den großen Tolbatzka, 2534 Meter unter 55° 51' nördl. Breite (dampf fortwährend); den Klifinen, 55° nördl. Breite; dieser hat vor etwa 50 Jahren begonnen zu dampfen, jedoch ohne Feuererscheinung. Ferner sind vorhanden der Uson, der Kljupinitz, der Große Sematschik, der Kleine Sematschik, der Zupanow, der Natszka, der Tschachtschik. Unter 53° 17' nördl. Breite liegt der bekannteste Vulkan Kamtschatka's, der 2715 Meter hohe Awatszka, der dem Besuch mit der Sonna sehr ähnlich ist. Unter den erloschenen Vulkanen sind der kronosfer und soljager die bedeutendsten.

Reich ist auch Kamtschatka an heißen, noch wenig untersuchten Quellen, die nördlichste in 62° nördl. Breite gelegen. Fast zwischen dem 58° und dem 57° treten die jetzt erloschenen Vulkane hervor und vom 57° an, also von dem Punkte, an dem die verlängerte Linie der Ketten Kamtschatka trifft, bis zur Südspitze, von wo die Vulkanreihe über die Kurilen nach Japan sich fortsetzt, ist der östliche Theil der Halbinsel reich an Vulkanen. Die größte Dichtigkeit der Feuerberge fällt zwischen die Grade 54 und 55, sowie die meisten heißen Quellen im den 53° herabdrehen. Sulfataren und Schwefellager kommen in 62° nördl. Breite bis zur Südspitze vereinigt, entweder in alten Kratern oder in der Nähe heißer Quellen, vor. Der westliche Theil der Halbinsel weist nur wenige, vereinigt stehende Vulkane auf, welche ohne Auenahme erloschen sind.

Eine große Menge Flüsse und Wasser durchströmen die Halbinsel zwischen hohen und steilen Ufern nach allen Richtungen; der bedeutendste, die Kamtschatka, durchfließt dieselbe fast in ihrer ganzen Länge und ist 230 Kilom. aufwärts schiffbar. An ihren Ufern liegen die fruchtbaren, für Ackerbau geeigneten Landstriche, wo man Hafer, Gerste, Roggen, Kartoffeln und Gemüse bauen kann, während sich das übrige Land für die Bodencultur nicht eignet.

Das Klima ist rau und veränderlich, der Himmel fast beständig mit einem ununterdringlichen Nebel bedeckt, durch welchen dunklere, drohende Wolken, die das erliche Grau noch düstrier machen, dahinjagen. Sie bringen meist einen nie endenden, Raif und Wein durchfallenden

Sprühregen mit sich, der oft Monate lang fortdauert. Der Herbst ist hier noch die einzige einermassen erträgliche Jahreszeit, der Winter aber schauerlich. Der vom Winde niedergeschlagene Schnee bedeckt die Erde mit einer dicken und festen Rinde, die wie Eis glänzt. Die Stürme heulen und wüthen mit rasender Gewalt aus Südost und maden den Aufenthalt auf dem festen Lande ebenso beschwerlich wie das Befahren des Meeres. Sobald nun die Sonne mit ihren Strahlen auf den unüberschaubaren Schneefeldern glitzert, wird das blendende Weiß derselben den Augen so gefährlich, daß Entzündungen derselben nichts Seltenes sind. Der Winter währet neun Monate. Die mittlere Temperatur der drei Sommermonate übersteigt nicht 10°, während im Winter das Quecksilber häufig gefriert. Wälder ist es nur in den Gebirgsthälern. Die Vegetation ist da überall sehr üppig, wo der Boden vulkanischer Natur ist. Die feuchte Luft befördert den Gras- und Wiesenwuchs, so daß 3 Meter hohes Gras eine Seltenheit ist. Zwischen dem Gras stehen tiefe Tobengräbüche, wie *Heracleum dulce* und *Compositen*, wie *Senecio cannabifolius*. Infolge dieser Wälder gedeiht die Viehzucht. Sehr auffallend am kamtschadalschen Rindvieh ist seine Begierde nach Fischen, die keineswegs durch Mangel an anderer Nahrung entsteht. Die kamtschadalschen Pferde verzehren mit Vorliebe rohes Bärenfleisch. Die Berge und Ebenen sind mit Wäldern von Birken, Zirkelbieren (*Pinus cembra*), Erlen, Cedern und Lärchenbäumen bestanden, welche letztere ein vorzügliches Schiffbauholz liefern. Im nördlichen Theile der Halbinsel ist der Boden nur mit Renntiermoos bedeckt. Die Gewässer sind ungemein reich an Fischen, besonders Lachs (*Salmo Lycaoon*), das Meer an Walen, Robben, Kabeisau, Heringen und Wasserfögen. Von Säugethieren gibt es namentlich schwarze Bären, wilde Renntiere, Wölfe, Füchse, Diten, Zobel, Hermeline, Hasen, Murmelthiere, wilde Schafe (*Argali*) und eine ganz besondere Art von Hund, die, wenig verschieden vom Wolfe, zum Ziehen der Schlitzen gebraucht werden. Die weientlichste Nahrung der Kamtschadalen liefern die Zugfische (Kadskarten), die alljährlich in ungeheurer Zahl und mit bewundernswerther Regelmäßigkeit stromaufwärts steigen, und an Sapory (Sperrdämme) mit Mordy (Reusen) in ungezählten Massen gefangen werden. Ebenso wichtig wie die Fischzüge für den Haushalt der Bewohner sind die Wanderungen der Sammelmause (*Arvicola oceanorum*), die „Bauern“ der Kamtschadalen, da sie für diese große Vorräthe von Siliensknollen (von der *Fritillaria sarana*) sammeln, die gewöhnlich in dem Bae jener hilflosen Thiere gefunden werden. Die Sammelmause unternehmen gleich den Lemmings große Wanderungen. Das Heil des braunen Bären wird sehr geschätzt, denn ein einziges größeres Thier liefert Beleuchtungsfloß genug, um einen Haushalt ein volles Jahr zu versorgen. Eine nicht zu unterschätzende Landplage aber sind die Wälder.

Die Hauptniederelungen der Halbinsel sind die Festung *Petro-pawlowsk*, die 13,425 Weist von *St.-Petersburg* entfernt ist, 480 Einwohner zählt und wä-

rend des Krimkrieges im Jahre 1854 ein Bombardement der englischen Flotte auszuhalten hatte. An der großen, nach innen zu fast kreisförmig entwickelten *Awatschabi* belegen, bilden hier bei heller Witterung die steilen, mit ewigem Schnee gezeirten Vulkanfegel, die bis über 4000 Meter ansteigen, ein prachtvolles Panorama.

Auf einer langen Landzunge an der *Kuchta-Bai*, welche einen schmalen, fischähnlichen Ausgang ins Meer hat, liegt die Handels- und Militärstation *Dschotsk*; der Ort war früher weit blühender als jetzt. Der unfruchtbare Boden, das strenge Klima und die Trägheit der von Fischfang, Jagd und Viehzucht lebenden Einwohner sind jedem industriellen Fortschreiten der Russen hinderlich. Im Jahre 1850 noch zählte die Stadt, eine der kleinsten des russischen Reiches, 748 Einwohner, heute nur 210. Seit die Amurimündung, das östliche Küstenland der Mandchurie, sammt der Insel *Sachalin* russisch geworden, hat sich der Handelsverkehr von den Küsten des *Dschotkschen Meeres* abgemelt.

Die Russen kamen schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Kamtschatka und 1697 galt die Halbinsel als unterworfen. Die Eingeborenen leisteten ihre Abgaben (*Jassak*) in *Pelgwert*, liebten aber den Unterjochern abhold und wurden mehr und mehr durch die Bedrückungen der Kosaken erbitert, so daß 1730 ein blutiger Aufstand ausbrach.

Um das Land zu heben, sandte Rußland schon frühzeitig Verbannte dorthin, unter denen viele gebildete Männer sich befanden. Der merkwürdigste unter diesen, der durch seinen Aufstand und die Flucht von Kamtschatka sowie durch seine späteren Lebensschicksale berühmt werden sollte, war der ungarische Magnat *Graf Moriz August v. Benjowsky* (s. d. Art., sowie dessen Wert: „Des Grafen *Moriz August v. Benjowsky* Begebenheiten und Reisen, von ihm selbst beschrieben.“ 2 Bände. Hamburg 1797).

Seit dem Aufstande *Benjowsky's* im April 1771, der, unterstützt durch *Afanasia*, die Tochter des Gouverneurs *Nilow*, das Fort und die Stadt *Wolfsberg* mit seinen 56 Mitherschworenen nahm, die Staatskassen und *Pelgworräthe*, die sich in den kaiserlichen *Magazinen* vorfauben, plünderte, worauf Alle, mit Einschluß der als Mann verkleideten *Afanasia*, auf dem Schiffe „*Peter und Paul*“ verließen, um sich zunächst nach der Insel *Formosa* einzuschiffen, ist *Wolfsberg*, die ehemalige Hauptstadt *Kamtschatska's*, mehr und mehr herabgekommen. Damals muß es stark bevölkert gewesen sein, denn die Verschworenen konnten allein über 1000 Weiber und Kinder in die Kirche einsperren. Gegenwärtig ist es ein verölkter Ort, dessen Charakter ganz der unfruchtlichen und einsörmigen Natur der Umgebung entspricht.

Die *Kamtschadalen* (s. d.), kaum noch 4000 an der Zahl, bewohnen die Mitte und die Westseite der Halbinsel, die *Korjaken* (s. d.) haben den Norden inne, die *Lamuten* (s. d.) bringen immer weiter von den Küsten des *Dschotkschen Meeres* vor und haben schon den mittleren Theil des Westgebirges in Besitz genommen. —

Bergl. Steller, Reisen und Beschreibung von Kamtschatka, Leipzig 1774, mit Kupfern.

(Richard Oberländer.)

KAMTSCHIK (Kamtschik, bulgarisch Kamčija), Fluß in Bulgarien, der südlich von Warna ungefähr unter 43° nördl. Breite ins Schwarze Meer mündet. Er entsteht aus zwei Quellflüssen, dem Allik-Kamtschik und dem Deli- oder Mali-Kamtschik, deren Vereinigungspunkt südlich von Pravadi in der Nähe des Dorfes Kote liegt. Der Allik-Kamtschik entspringt nordwestlich von Kajan (Kotel) an den Abhängen des Sagar- und Kajan-Balkan; der Deli-Kamtschik aus einer Reihe von Quellflüssen zwischen Sison und Kajan. — Zum Kamtschik-System gehört auch der südlich von Razgrad entspringende, von Norden nach Süden fließende Sotzjak-Kamtschik (s. Kamis, Donaubulgarien und der Balkan, 2. Aufl., Band III, Leipzig 1879). (K.)

KAMYSCHENWA, Bucht des Schwarzen Meeres an der Südwestspitze der Krim, eine Verlängerung der Bucht von Sewastopol und die vorsteht bis zum Vorgebirge Chersones, von Sewastopol an gerechnet. Die Kamyschewa-Bucht befindet sich östlich von der Katschaja-Bucht, mit ihrer Spitze nach Süden, mit der Öffnung nach Norden gefehrt. Die Länge der Bucht beträgt 3 $\frac{1}{2}$ Kilom., die Breite an ihrer Öffnung 2800 Fuß, die Tiefe 80 Fuß, näher dem Ufer aber nur 8—12 Fuß. Im Krimkrieg 1854—1855 diente die Bucht während der Belagerung Sewastopols als Hafenplatz für die französische Flotte. (A. v. Wald.)

KAMYSCHIN, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Saratow, 201 Kilom. südwestlich von Saratow, am rechten Ufer der Wolga am Einfluß der Kamyschinka in dieselbe gelegen. Die Stadt wurde 1668 auf dem linken Ufer der Kamyschinka gegründet und zwar gegenüber der kleinen von Peter I. angelegten Festung Petrowof. Im J. 1710 wurden die Einwohner auf das rechte Ufer übergeführt und die Stadt erhielt den Namen Dimitriewsk. 1722 besuchte Peter der Große die Stadt. Im J. 1774 wurde dieselbe von Pugatschew eingenommen, geplündert und die Besohner aufgehängt. 1780 erhielt Dimitriewsk den Namen Kamyschin und wurde zur Kreisstadt der saratowschen Statthaltertschaft erhoben. Im 18. Jahrh. besaßen Bassak, Kopechin und fünf dieselbe und saßen hier eine kleine Festung, die aus einem von Gräben umgeben und mit Wallhöfen versehenen Erdwall bestand. Im Innern derselben befanden sich eine Kirche, die Commandantur und andere Gebäude. Hinter der Festung lag eine schlecht gebaute Sloboda mit zwei Kirchen, deren Einwohner sich mit Fischfang, Schiffsahrt und mit dem Handel mit den Kirgisen beschäftigten. Gegenwärtig hat die Stadt vier Kirchen, 146 Kaufläden, eine Kreis- und eine Elementarschule, drei Talgschmelzereien, zwei Gerbereien, eine Bierbrauerei und 16,375 Einwohner. Berühmt sind die Wassermelonen von Kamyschin, die von hier nach Moskau, Petersburg und in alle Gegenden Russlands ausgeführt werden. Durch ihre günstige Lage an der Wolga und an der großen Poststraße nach Astrachan, sowie durch den am linken Wolga-Ufer liegenden

nikolawitschen Hafen hat die Stadt für den Handel große Bedeutung. So führt Kamyschin jährlich bis 800,000 Rub. Salz und eine große Menge von Früchten auf dem Landwege nach Tambow, Woronesch, Kasan und andern Gouvernements aus. Viele Kaufleute treiben bedeutenden Handel mit Holz und Theer. Die bedeutendsten Handelsartikel der Stadt bilden aber Getreide, Fische und Talg, die auf der Wolga nach den nördlichen Gouvernements ausgeführt werden (Getreide und Mehl 1,071,000 Rub., Salz 266,795 Rub., Talg 15,601 Rub., Fische, Fischtran und Kaviar 8600 Rub.). Die zwei Jahrmärkte, am 9. Mai und 14. Sept., sind nur wenig besucht. — Der Kreis Kamyschin, der den südlichen Theil des Gouvernements umfaßt, nimmt einen Flächenraum von 203 □ Meilen ein und hat einen für den Ackerbau sehr günstigen Boden. In demselben leben circa 90,000 deutsche Colonisten, die sich hier unter Katharina II. ansiedelten. (A. v. Wald.)

KAMYSCHINKA oder Kamyschenka, rechter Zufluß der Wolga im europäisch-russischen Gouvernement Saratow. Die Kamyschinka entspringt im kamyschinschen Kreise, strömt in einer Länge von 39 Kilom. durch ein tiefes Thal und ergießt sich bei der Stadt Kamyschin in die Wolga. Da die Kamyschinka in der Nähe des Flußes slowia fließt, so kam Peter der Große auf den Gedanken, beide Flüsse durch einen Kanal zu verbinden, um auf diese Weise die Wolga mit dem Don in Verbindung zu setzen. Es wurde bereits mit der Arbeit dazu begonnen, doch der Plan damals aufgegeben. Im J. 1768 wurde derselbe wieder aufgenommen und den Professoren Lomys und Inochodun zur Begutachtung übergeben. Doch auch diesmal kam es zu keinem Resultat. (A. v. Wald.)

KAMYSCHLOW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Perm, 573 Kilom. südöstlich von Perm, an dem Einflusse des Flußes Kamyschlowka in die Pjotschma und an der Poststraße nach Sibirien. Von den früheren Befestigungswerken der Stadt hat sich nur noch ein hoher Erdwall erhalten, der umweit der Kathedrale liegt und auf dem einst ein Thurm mit Kanonen gestanden haben soll. Eine größere Kanone steht auch heute noch bei der Kathedrale. Die Stadt hat 2300 G., zwei Kirchen, 210 Kaufläden, eine Kreis- und eine Elementarschule, eine öffentliche Bank, eine Leinwandfabrik, drei Talgschmelzereien und drei Jahrmärkte (vom 13.—21. Febr., vom 14.—20. Juli und vom 29. Sept.—15. Oct. a. St.). Die Kaufleute treiben einen nicht unbedeutenden Getreidehandel mit den uralischen Bergweizenarten und den benachbarten Kreisen des Gouvernements Tobolsk. — Der 251 □ Meil. enthaltende Kreis Kamyschlow liegt ganz in Asien und zwar auf dem östlichen Abhange des Uralgebirges. Hier befindet sich die große Kamenusische Eisenwerke, in der äußersten Maschinen und Kanonen für die russische Armee verfertigt werden. (A. v. Wald.)

KAN, ein 580 Kilom. langer Nebenfluß des Jenisei im asiatisch-russischen Gouvernement Irkutsk, entspringt im östlichen Theile des Kaufassischen Kreises aus den Bergen des Sojanischen Gebirges. Die

Ufer des Kan sind in seinem oberen Laufe bergig und höchst mairisch, aber nach der Vereinigung mit seinem rechten Zufluss Ägul werden sie niedrig. Von hier an bis zur Mündung in den Jenisel ist der Boden des flüßigales fruchtbar und zum Ackerbau geeignet. Die Strömung des Kan ist ruhig und wird nur im Frühling reißend, wenn der Fluß seine Ufer überflutet. Der Kan ist schiffbar und ziemlich tief. In seinem unteren Laufe finden sich Stromschnellen, von denen die bedeutendsten sind: 1) die Nischaja (22,5 Kilom. von der Mündung des Kan); 2) die Kossai (45 Kilom.); 3) Krasniew (89 Kilom.). Der Kan gefriert zu Ende des November und ist sieben Monate im Jahre eisfrei. An seinem unteren Laufe haben sich Russen angehödet, an dem oberen wohnen die Kamassinen und Karassien. Im obern Stromgebiete sind Goldlager aufgefunden worden, von denen die bedeutendsten an den Zuflüssen Mala-Bangota und Tuschka liegen (circa 10 Pud Gold jährliche Ausbeute). Die Hauptflüsse des Kan sind rechts der Ägul und der Kurysch, links die Urja und die Kynbaja. (A. v. Wald.)

KANA (*Kana* im Neuen Testament), fleden im alten Galiläa, besonders bekannt durch die „Hochzeit zu Kana“, auf welcher Jesus Wasser in Wein verwandelte (Joh. 2, 1 sq.). Nach Joh. 4, 46 traf hier Jesus mit dem königlichen Beamten von Napernaum zusammen, der ihn um Heilung seines kranken Sohnes angehen wollte. Aus demselben Kana in Galiläa stammte ohne Zweifel auch der Apostel Simon (Matth. 10, 4; Mark. 3, 18) und Nathanael (Joh. 21, 6). Josephus giebt die fleden in seiner Biographie (Cap. 16) als seines Aufenthaltsortes; auch Antiquit. 13, 15, 1 und Bell. Jud. 1, 17, 5 dürfte dasselbe Kana gemeint sein.

Die jetzt herrschende Bildergeneration erblickt das alte Kana in Kest Kenna, einem Dorfe, 6,5 Kilometer nordöstlich von Nazareth, welches nach Eocin (in Baecker's „Palästina und Syrien“, 2. Aufl., Leipzig 1880, S. 263) von etwa 300 griechischen Christen und ebenso viel Muslimen bewohnt wird und noch antike Mauern und Säulenele enthält. Aber trotz des steinernen Kruges, der in der griechischen Kirche desselbst als Denkmal des Wundwunders gezeigt wird, ist die Tradition im Irrthum. Bereits Robinson (Palästina III, 443 sq.) hat nachgewiesen, daß die heutige Wändstradition über die Lage von Kana erst im 16. Jahrhundert entstanden ist, um den Pilgern den Umweg über das wirkliche Kana zu ersparen, während ihnen Kest Kenna auf der gewöhnlich eingeschlagenen Route von Nazareth nach Tiberias bequem am Wege liegt. Die ältere Tradition dagegen erblickte das neuteamentliche Kana richtig in der heutigen Ruinenstätte Dana el-Djeil (d. i. Kana in Galiläa), auf einem Hügel am nördlichen Rande der Ebene Batauf, fast 13 Kilom. nördlich von Nazareth (vergl. hierzu besonders Furrer in Schenkel's Bibellexikon III, 479 sq.); die große Karte des englischen Palestine Exploration Fund, London 1880, Section V, bezeichnet den Ort als Khurbet Kana, d. i. Ruine von Kana).

Ein anderes Kana wird im Alten Testament

Jos. 19, 28 als Eriksast im Stamme Aser erwähnt; auch dieses hat sich erhalten in dem heutigen Christendorf Dana mit circa 2000 Einwohnern, 13 Kilom. südöstlich von Tyrus. (E. Kautzsch.)

KANA (*Käna*) oder Kane (*Käny*), eine an der Westküste der kleinasiatischen Landschaft Aeolis, gegenüber der Südostspitze der Insel Lesbos, bis zur Höhe von 2562 engl. Fuß sich erhebende Bergmasse (beizutage Karabagh genannt) zwischen den Städten Arnarnes und Gaia, welche das Thal des Flusses Kaines gegen Westen, den Galatischen Meerbusen gegen Norden abschließt. In älterer Zeit soll das ganze Gebirge eher auch der westlichste Vorposten desselben, der von dem Geographen als das Vorgebirge Kane (*Käny änye*) im engeren Sinne bezeichnet wird, den Namen Äga (oder Äiz) geführt haben, eine Benennung, von welcher einige alte Ethnologen den Namen des Negaliden Meeres (*Αιγαίον πέλαγος*) herleiteten (Strabon XIII, p. 615; Schol. Apollon. Rhod. Arg. A, 1165). Auch ein an einer nicht mehr genau zu bestimmenden Stelle des Gebirges gelegenes Städtchen, welches nach der Tradition von Lesern aus Arnos gegründet worden war, sowie ein westlich unterhalb des höchsten Gipfels des Gebirges gelegener Bergsee werden mit dem Namen Kanä benannt (Strab. a. a. D.; Steph. Byz. v. *Käna*). (C. Bursian.)

KANAAN, hebr. Ken'an, d. i. „Niederland“, bezeichnet ursprünglich die Küstenebene am Mittelasiatischen Meere zwischen Berytos (dem heutigen Beirut) im Norden und Gaza im Süden. Der Name steht im Gegensatz, nicht zu Aram (dessen angebliche Bedeutung „Hochland“ weder sprachlich zu begründen ist, noch dem geographischen Charakter entspricht), sondern zu dem Gebirge, welches den größten Theil von Palästina einnimmt (vergl. 4 Mos. 13, 29). Dabei löst sich jedoch in den bezüglichen Stellen des Alten Testaments ein vierfacher Sprachgebrauch unterscheiden. Im engeren Sinne bezeichnet Kanaan den Küstentrich nördlich vom Karmel, welchen die „Kanaaniter“ im engeren Sinne (s. u.), d. h. die Phönizier, bewohnten; so zum Beispiel Jes. 23, 11. Im weiteren Sinne ist unter Kanaan auch die südlich vom Karmel gelegene phönizische Küstenebene mit eingeschlossen (vergl. Jes. 2, 5); in noch weiterem Sinne auch das Niederland um den oberen Jordan, etwa zwischen dem See Merom und dem See Genezareth (vergl. 4 Mos. 13, 29; die Kanaaniter am Meere und neben dem Jordan; Jos. 11, 3; die Kanaaniter im Osten und Westen). Im weitesten Sinne aber wird Kanaan auf ganz Palästina westlich vom Jordan übertragen und steht dann als „Rand Kanaan“ dem „Lande Gilead“, d. i. dem Esjordanlande, gegenüber (vergl. 4 Mos. 32, 29, 30, 33; 51. 35, 14, wo die drei Presträte jenseit des Jordans von den dreien „im Lande Kanaan“ unterschieden werden). So erklärt sich auch, wie Jos. 19, 18 die hebräische Sprache, die überall in Westpalästina gesprochen wurde, als „Sprache Kanaans“ bezeichnet werden konnte.

Nach ihrem Wohnlande Kanaan nun heißen die

heidnischen Stämme, welche vor der Einwanderung der Hebräer und noch lange nach derselben (s. u.) zwischen dem Jordan und dem Mittelmeere saßen, Kanaaniter (hebr. Kena'an). Wenn das Alte Testament (1 Mos. 10, 15 fg.) umgekehrt den Namen Kanaan von dem Stammvater der elf kanaanitischen Stämme herleitet, so ist dies die gewöhnliche Zurückführung ethnographischer Verhältnisse auf die persönliche Verwandtschaft der aus den Volksnamen entnommenen Stammväter. Dabei verdient jedoch besondere Beachtung, daß Kanaan 1 Mos. 10, 6 (vergl. auch 9, 22 fg.) als ein Sohn des Ham bezeichnet und somit die Kanaaniter sammt den Aegyptern und Mesopotamern der hamitischen Rasse zugehört werden. Diese Angabe erscheint nun allerdings deshalb sehr auffällig, weil die nicht unbedeutenden Reste der phönizischen Sprache — und die Phönizier waren der vornehmste Stamm der Kanaaniter — durchgängig in nächster Verwandtschaft mit dem hebräischen, also dem semitischen Sprachfamile stehen. Was liegt also näher als die Annahme, daß die Kanaaniter in Wahrheit vielmehr Semiten gewesen und von den Hebräern nur aus Fälschung des verachteten Hamiten beigezählt worden seien? Aber so großen Beifall diese Annahme auch bis heute gefunden haben mag, so erweist sie sich doch bei näherer Prüfung keineswegs haltbar. Erstlich ist ein besonderer Haß gegen das Hauptvolk der Kanaaniter, die Phönizier, geschichtlich nicht zu constatiren; im Gegentheil wurden von David und Salomo die freundschaftlichsten Beziehungen zu denselben gepflegt. Sodann haben sich die Hebräer sonst unumwunden als nahe Verwandte auch solcher Völker bekannt, die ihnen in der That verhaßt waren, wie die Edomiter, Moabiter, Ammoniter. Endlich zeigt die ganze Art der Phönizier bezüglich der Staatsverfassung, der Kunst, Industrie, des Handels u. s. w. ein durchaus unsemitisches Gepräge. Um so schwerer ist es denkbar, daß sich die Hebräer über die Massenzugehörigkeit dieser ihrer nächsten Nachbarn so gräßlich getriert haben sollten. Die Gemeinsamkeit der Sprache kann somit nur daraus erklärt werden, daß die Kanaaniter nach ihrer Einwanderung in Palästina die Sprache der semitischen Ureinwohner annahmen. Selbst das wäre nicht unmöglich, daß sich dieser Sprachentausch schon früher vollzogen hätte, als die Kanaaniter noch im Osten (nach phönizischer Uebersiedlung am Persischen Golf) in semitischer Umgebung lebten.

Wie bei dem Namen Kanaan ist auch bei dem Volksnamen „Kanaaniter“ ein weiterer und engerer Sprachgebrauch im Alten Testament zu unterscheiden. Im engeren Sinne bezeichnet er die wüsthlichen „Niederländer“, d. h. die Bewohner der Küste nordwärts vom Karmel, also die Phönizier. Diese heißen Kanaaniter bald im Gegensatz zu den Phärisäern (1 Mos. 13, 7; 34, 30; Richt. 1, 4, 5), bald zu den Hevitern und Hetitern (2 Mos. 23, 28) am östlichen aber zu fünf andern kanaanitischen Stämmen, nämlich außer den bereits genannten noch zu den Amoritern und Jebusitern (2 Mos. 3, 8, 17; 23, 23; 33, 2; 34, 11; 5 Mos. 20, 17; Jos. 9, 1; 11, 3 fg.; 12, 8;

5 Mos. 7, 1; Jos. 3, 10; 24, 11; Neh. 9, 8 werden außerdem noch die Gitzgaster, 1 Mos. 15, 19 fg. noch vier weitere, allerdings nichtkanaanitische Stämme genannt. Daß in allen diesen Stellen unter den Kanaanitern eben die Phönizier zu verstehen seien, ergibt sich nicht nur aus 4 Mos. 13, 29; Jos. 13, 4; 2 Sam. 24, 7; Jos. 23, 11; Dbatja 20; Matth. 15, 22, sondern auch aus der Thatfache, daß der Name Kanaaniter im Hinblick auf den Handelsverkehr der Phönizier geradezu auch „Kaufmann“ oder „Krämer“ bedeutet (Hof. 12, 8; Jos. 23, 8; Hieb 40, 30; Jerp. 1, 11; Sam. 14, 21; Ezech. 17, 4; Spr. 31, 24). Noch der Kirchenvater Augustin berichtet (im 5. Jahrh. n. Chr.), daß sich die punischen (von den phönizischen Colonisten abstammenden) Bauern in seiner Umgebung als „Canani“ bezeichnet hätten. Die Bedeutung der Phönizier als des Hauptvolkes der Kanaaniter wird 1 Mos. 10, 15 in der Form ausgedrückt, daß die älteste phönizische Stadt, Sidon, für den erstgeborenen Sohn Kanaans erklärt wird.

Die Völkertafel schließt sich somit dem weiteren Gebrauch des Namens „Kanaaniter“ an, indem sie (1 Mos. 10, 15 fg.) sämtliche kanaanitische Stämme, elf an der Zahl, als Söhne Kanaans, des vierten Sohnes Hams, aufzählt. Derselbe weitere Gebrauch findet sich in der Mehrzahl der alttestamentlichen Stellen, nämlich in Beziehung auf die Patriarchenzeit 1 Mos. 12, 6; 24, 3, 37; 38, 2; 50, 11; in Beziehung auf die Zeit der israelitischen Einwanderung in Kanaan 2 Mos. 13, 11; 15, 15; 4 Mos. 14, 25 fg.; 21, 1, 3; 33, 40; 5 Mos. 11, 30; Richt. 1, 1, 3, 9, 10, 17; Neh. 9, 24; in Bezug auf die Königszeit 1 Kön. 9, 16 u. a. Wenn auch der Patriarchenzeit auch nur wenige Städte genannt werden (Edom und Gomorra, Esichem, Hebron), so erscheinen doch schon damals die Kanaaniter als ein höher cultivirtes Volk. Und wenn die von Mose entsandten Kundschafter berichten (4 Mos. 13, 27 fg.), daß das Land von Milch und Honig überfließt, stark bevölkert und mit sehr fetten Städten bedeckt sei, so entspricht dies ganz den sonstigen Uebersiedlungen über die Eroberung des Landes. Derselbe vollzog sich keineswegs so rasch und so einfach, wie es besonders nach dem Buche Josua (1, 10, 40 fg.) scheinen könnte. Mag es auch eine richtige Erinnerung sein, daß den Israeliten die vollstündige Ausrottung der Kanaaniter zur Pflicht gemacht war, indem das Maß ihres Frevels nun voll sei (vergl. 1 Mos. 15, 16), so werden wir doch durch zahlreiche Stellen belehrt, daß sich Reste der Kanaaniter noch bis in die späteste Zeit unter Israel behaupteten. Nach Richt. 2, 20 fg. geschah dies zur Strafe für den Götzendienst Israels und um sie zu versuchen, ob sie fortan Gott gehorchen würden; nach 3, 2 dagegen, um ihnen fortgesetzt Gelegenheit zu geben, sich in den Waffen zu üben. Der geschichtliche Hergang dürfte der gewesen sein, daß sich die Israeliten nach der Eroberung des festen Jericho durch einen raschen Vorstoß im Lande festsetzten (vergl. besonders Jos. 10 über die Schlacht bei Gibeon), zumal sich immer nur einige der zahllosen Städtefeste (Jos. 12, 9 fg. werden deren 31 angezählt,

Nicht 1, 7 sogar 700 erräumt) zu einer gemeinsamen Action aufzuffassen. Dennoch wird Jos. 16, 10; 17, 12 fg.; Richt. 1, 27 fg. eingeräumt, daß sich Israel vielfach nur im Gebirge behaupten konnte, da ihnen die Kanaaniter in der Ebene durch ihre festen Städte und ihre eisernen Streitwagen weit überlegen waren. Und auch da, wo die Festsetzung in der Ebene gelang, mußte man sich im günzlichsten Falle begnügen, die Kanaaniter jähnsüchtig zu machen. Dies gilt insbesondere von dem Gebiet der nördlichen Stämme (Aser, Sebulen, Naphtali, Westmanasse), welches daher noch im 8. Jahrhundert (Jes. 8, 23) als „Bezirk der Heiden“ bezeichnet wird. Daß die Kanaaniter während der ganzen Richterzeit durch ihren Götzendienst und vor allem durch ihre Kaster (auf die 1 Mos. 9, 22; 18, 20; 19, 4 fg. hingewiesen wird) einen unheilvollen Einfluß auf Israel ausübten, wird durch zahlreiche Zeugnisse des Alten Testaments bestätigt. Diesem Zustande wurde erst ein Ende gemacht, als David nach der Eroberung von Jebus (Jerusalem), das bis dahin noch immer in den Händen der Kanaaniter geblieben war, den Grund zu einem wirklichen Staat der Israeliten legte. Aber noch bis in die Zeit Salomo's hat sich ein Kanaanitenstaat zu Gezer behauptet (1 Kön. 9, 16), und wenn Salomo nach 1 Kön. 9, 20 fg. auch die letzten Reste der Kanaaniter zum Frondienste zwang, so bedeutete dies doch nicht ihre völlige Ausrottung. So begriff sich, daß nach Esra 9, 1 fg. noch im 5. Jahrhundert v. Chr., also lange nach dem Exil, über die Vermischung von Israeliten mit kanaanitischen Weibern geshlzt werden konnte. (E. Kautzsch.)

KANACHOS von Sifon, Bruder des kaum weniger angehohen Bildhauers Aristoteles, erscheint nach den spärlichen Angaben der Alten als einer der bedeutendsten unter den archaischen Meistern des Peloponnes. Seine Lebenszeit läßt sich nicht genau bestimmen. Daß seine Werke strenger gehalten waren und der Naturwahrheit noch ferner standen als die Schöpfungen des Kalamis (Cic. Brut. 18, 70), daß Pausanias (VII, 18, 10) ihn Zeitgenosse des Kallon von Megina nennt und ein Epigramm des Antipatros ihm mit Ageladas zusammenstellt, bezeichnen nur allgemein die Epoche. Einen zweifelhaften Anhalt gibt die von dem Künstler für das Branddenkmal bei Milet verfertigte Apollonstatue. Wäre es sicher (wie Ulrichs mit andern gegen Brunn behauptet¹), daß dieses Werk bei der Wünderung und Niedertrennung des Tempels Cl. 71, 3 (494 v. Chr.) von Dareios nach Sbatana entführt worden sei, so könnte seine Entstehung nicht später fallen, wohl aber, wenn man D. Müller's Einwendungen (Kleine deutsche Schriften II, 540) verworfen will, noch in die 60. Cl., in welcher Ageladas' Thätigkeit schon bezogen ist, zurückverlegt werden. Andere Schriftsteller, deren Angaben mit genügenden Gründen nicht angefochten werden können, schreiben die Entführung des Bildes dem Ferzes zu, der

nach der Schlacht von Mykale (Cl. 75, 2 = 479) den Tempel plünderte, Zeugnisse, die freilich der Rückwärtsdatierung ebenfalls ziemlich weiten Spielraum lassen.

Von diesen Werken war die erwähnte Statue im Didymäon bei Milet, über deren Größe wir nichts wissen, die berühmteste. Sie stellte den Apollon als Pbilosof, unbekleidet, mit einem Hirsz auf der Hand dar und war in Erz (künstlicher Mischung) gegossen. Bei Plinius (34, 75) findet sich eine Beschreibung der Anbringung des Attributs, wonach der Hirsz die handschriftliche Uebersetzung spricht freilich von einem Raben) berart beweglich war, daß, wenn man an einem Farn zog, die Hüfe sich wachsend hoben und senkten (E. Berrin, Archäol. Zeitsch. 1880 S. 22 fg., 192 fg.). Ein ähnliches Werk, in Größe und Auffassung dem vorigen gleich, nur aus anern Material und zwar aus Ebernholz bestehend, hat Kanachos für das Heiligthum des idemischen Apollon in Theben ausgeführt. Daß so weit auseinanderliegende Tempel übereinstimmende Götterbilder bestellten, erklärt sich leicht aus der innern Verwandtschaft dieser Cultusstätten, die beide von Delphi aus gegründet waren. Sifon, die Vaterstadt des Künstlers, befaß von seiner Hand ein Silbild der Aphrodite von Gold und Eisen. Die Göttin trug den Pelos auf dem Haupte und in der einen Hand einen Mohnkegel, einen Apfel in der andern, Attribute, die an ältern Aphroditbildern auch sonst vorkommen. Im Verein mit seinem Bruder Aristoteles und dem archaischen Meister Ageladas arbeitete Kanachos an einer Gruppe von drei Mufen, die seine Hand eine Hirtenscene. Endlich werden von ihm Erzstatuen von Knaben auf Knappfäden erwähnt, vor Steinbildern, die für in Festspielen errungene Siege errichtet wurden. Nur ganz allgemein wird angegeben, daß Kanachos (vermuthlich wird der ältere als der berühmtere gemeint sein) auch in Marmor gearbeitet habe. Er befeuerte also die Technik nach allen Seiten, da ihm die Arbeit in Stein und Erz, in Holz und in der mühsamen Erselephantinkunst geläufig war.

Ueber den stilistischen Charakter seiner Werke läßt sich kaum eine Vorstellung gewinnen aus den wenigen Nachbildungen, die sich von der didymäischen Apollonstatue erhalten haben. Es sind dies zunächst Darstellungen auf Münzen von Milet (Overbeck, Griech. u. Röm. I, 3. Aufl., Fig. 14; Archäol. Zeitsch. 1879, Taf. 7), welche entstanden, nachdem die Statue durch Seleukos Nikator dem Heiligthum zurückgegeben worden war und das Interesse sich wieder dem alten Tempelbild zuwendete. Zum Theil zeigen diese Münztypen den Hirsz mit aufgerichtetem Vorderkörper, sodaß man sich die Scene beweglich denken kann. Uebereinstimmend im Schema der Anlage ist eine kleine Bronzefigur strengen Stils, ehemals bei Payne Knight, jetzt im Britischen Museum (Rayet et Thomas, Milet et le Golfe Latmique pl. 28), welche beide Hände vorstreckt und in der Rechten den Hirsz trägt, während in der Linken der Bogen befestigt war.²)

1) Ulrichs, Die Anfänge der griech. Künstlergeschichte I, 17; II, 5. — Brunn, Sitzungsberichte der Münchener Akademie der Wissenschaften. 1871, S. 522 fg.

2) Eine Nachbildung in Marmor enthält das Museo Chiaramonti des Vatican (Gerhards, Ant. Sitwerke I, 11).

Der Tempus selbst ist ein in der archaischen Kunst allgemeyn benutzter und nur eine Fortbildung des schon in älteren Apollostatuen vorkommenden Schemas. Nur auf einer Verbesserung einer verderbten Stelle des Pausanias (V. 24. 1) beruht die Vermuthung von Ulrichs (Etopas, p. 72), daß Aristos von Theben aus der Schule des Kanachos hervorgegangen sei. — Kanachos von Sifon, vielleicht ein Nachkomme des vorigen, wird von Plinius (34, 50) unter den Künstlern der 95. Kl. angeführt und war nach Pausanias (II, 13. 7) ein Schüler des berühmten Polykleitos. Mit anderen Künstlern der Schule von Argos war er an der großen Gruppe, welche die Katakambioner zur Erinnerung an den Sieg von Argos-Potamos in Delphi aufstellten, theilhaftig (Paus. X, 9. 10). In Olympia stand von ihm die Statue eines Faustkämpfers Phydros. — Kanachos, ein dritter Bildhauer dieses Namens, ist neuerdings durch eine Inschrift aus Syracus in Boiotien bekannt geworden (Bull. de corresp. hellén. 1878, p. 506, cf. Bezzenberger, Beiträge II, 29).

(Th. Schreiber.)

Kanagawa, japanische Hafenstadt, in neuerer Zeit mit dem nahen Yokohama (s. d. Art.) zu Einem Handelsplatz vereinigt.

Kanakas, Kanaken, die Bewohner der Sandwichsinseln (s. d. Art.).

KANAL, im allgemeinen ein künstlich hergestellter Wasserlauf (s. Kanäle), nennt man in der Oceanographie einen Meerestheil, welcher auf zwei einander entgegengesetzten Seiten von Land begrenzt ist und nach beiden Enden hin zwei Meere miteinander in Verbindung bringt. Der Name ist also gleichbedeutend mit Meerenge, Sund oder Straße. Ausnahmsweise findet sich auch ein schmaler, nach innen sich spitz verschmälernder Meerbusen einmal Kanal genannt, wie der Kanal von Bristol in England.

Als Eigenname gehört das Wort einem Theile des Atlantischen Meeres, welcher diesen Ocean mit der Nordsee in deren südlichen Theilen verbindet und zugleich England von Frankreich trennt. Bei den Alten Maro Britannicum (bei Pomp. Mela), genannt, heißt er bei den Engländern der Englische oder Britische Kanal (English oder British Channel), bei den Franzosen La Manche (der Arme), und ist das am meisten befahrene Meer der Welt. Seine Fläche ist etwas größer als die von Island oder gleich der von Anbaluis, 1566 geogr. □ M., oder 86,290 □ Kilom. Nach W. A. W. verschmälert er sich ansichtlich, und wird im 4. Meridian W. von Paris durch die Halbinsel Cotentin und die Insel Wight gewissermaßen in eine östliche und eine westliche Abtheilung geschieden. Im Westen ist die Entfernung der Insel Duessant (engl. Wihant) bis zum Cap Land's End 180 Kilom.; 3¹/₂ östlicher hat er zwischen Cancale und der Mündung der See seine größte Breitendimension, nämlich 249 Kilom.; zwischen der Pointe de Barleur und der Südspitze der Insel Wight 97 Kilom., und im Osten an seiner schmalsten Stelle, dem Pas-de-Calais ober der Straße von Dover, dem Fretum Gallicum oder Britannicum der Alten, hat er nur 32 Kilom. Breite. Seine Länge beträgt 560 Kilom. — Den Boden

bildet in überwiegender Theile Sand, aber auch in ansehnlicher Ausdehnung mehr oder weniger zerfeinerter Fels und zwar von Duessant bis zum nördlichen Theil von Cotentin hin, also fast den Bufen St. Malo erfüllend, und von hier in einem breiten Streifen hinüberführend nach Land's End, sowie von Cotentin in einem noch breiteren Streif gegen Portland und Wight hin; endlich in geringerm Umfang innerhalb der Straße von Dover. Die Tiefenlinie von 100 Meter läuft von Duessant geföhlangelt westlich um die Seilly-Inseln herum; die 50-Meterlinie bleibt beiden Küsten ziemlich nahe, entfernt sich jedoch anschnlich im St. Malo-Bufen, sobald sie westlich um die Kanal-Inseln läuft, und bleibt auch von der Nord-Ost-Ecke von Cotentin bis 1¹/₂ 40' westl. Länge weit von der französischen Steilküste entfernt, während sie der Küste Englands näher liegt. Der 5. Meridian, welcher Guernsey und Portland berührt, durchschneidet in 49° 50' nördl. Breite die schmale, von Süd-West nach Nord-Ost gerichtete, 3 Kilom. lange und 6 Kilom. breite Fosse centrale, wo innerhalb einer 100 Meter-Umarmung im Süd-Westen sich 115 Meter finden, im 5. Meridian 150 Meter und im Nord-Westen bei Alderney 174 Meter, also das tiefste Loch des Kanals.

Der Kanal ist für ein gefährlicheres Wasser versöhrien, als er in der That verdient; aber doch kann der Schiffer in demselben nie das Loth entdecken, das ja für Tiefen von 2–3 Faden sichere Auskunft gibt; die Annäherung an die Küsten muß stets sehr vorsichtig geschehen, weil die Ab- und Zunahme der Tiefe zu unregelmäßig ist. Am besten geschieht der Eingang in den Kanal auf der Westseite zwischen 45° 15' und 45° 25' nördl. Breite. Die von Westen kommende Flut, welche in einen immer enger werdenden Bereich vordringt, wird im Pas-de-Calais hoch und heftig, schwillt und wird unruhig. Mitten im Kanale kehrt die Strömung um, je nachdem die Flut steigt oder fällt; an manchen Stellen, wie zwischen Havre und Wight, geschieht die Umkehr plötzlich, und die Strömung geht von Osten nach Westen über; an andern wendet sie sich allmählich, bald in dem entgegengesetzten Sinne eines Umlagerers, wie zwischen dem Cap la Hague und Start-Point, bald in demselben Sinne wie solcher Zeiger, wie im Osten von Start-Point. Nahe den Küsten Frankreichs und Englands sind die Strömungen, obwohl auch wechselnd, doch regelmäßiger, und fast immer von Westen nach Osten oder von Süden nach Norden gerichtet; eine der heftigsten ist die des Raz Blanchard, welche bei steigendem Wasser nach Nord-Ost, bei fallendem nach Süd-West gerichtet ist, und eine Geschwindigkeit von 8 Knoten (14,800 Meter) und mehr in der Stunde erreicht. Die Nebel sind im Kanale überaus häufig. Luftbewegung sieht man bei schönem Wetter nicht selten über der Küste Frankreichs. Die Westwinde, welche die Seetele vents d'aval (thals abwärts) nennen, und namentlich die Süd-West-Winde, welche während zwei Drittel des Jahres wehen, besonders im November bis März, bringen oft Stürme und erhöhen die Gewalt der Flut. Ist der Süd-West

im östlichen Theile des Kanals von heftigen Regen begleitet, so springt er erst plötzlich in Nord-West und sogar in Nord-Ost um.

Verfolgen wir zunächst die Küste von Frankreich (nach Levasseur, La France, 1875). Die West-Seite der Bretagne geht beim Roder du Four aus der Süd-Nord-Richtung in die West-Ost-Richtung über. Westlich davon liegt die granitische Insel Ouessant, berührt durch die Seeschlachten von 1778 und 1794, und die Reihe von Inseln und Felsen: Molène, Béniguet, Chauffée der Pierres noires u. s. w., welche den ehemaligen Zusammenhang dieser losgerissenen Epigie mit dem Festlande andeuten; zwischen ihnen führen gefährliche Passagen hindurch mit gewaltiger Strömung. An der Küste liegen die Borfal-Felsen, die Pointe de Corfen mit ihrem Leuchthurm, der westliche Punkt Frankreichs, und die St. Mathieu-Epige, den Schiffen der bekannteste Punkt mit ihrem sich alle 30 Sekunden verdunkelnden Leuchfeuer. Die West-Gde von Ouessant ist der Leuchthurm von Créach, 44 Kilom. weit sichtbar. Nach Osten ist die Küste durch ihre Klippen und die wechselnden Flußströmungen gefährlich; mannde der zahlreichen Klippen bleiben stets trocken, wie die Sieben-Inseln und der Triagoz mit ihren Leuchfeuer. Einen halben Grad westlicher folgt das Cap Hénau de Bréhat und der Sillon de Talber, eine natürliche Riesel-Ghauffée, der nördlichste Punkt der Bretagne. Die ganze granitische Küste farrt von Felsen, die von Sand begrenzt werden. Nun folgt der relativ flache Buven von St.-Malo, weniger als 50 Meter tief; zwischen Jersey und dem innersten Buven ist keine Stelle tiefer als 10 Meter; hier ist der Zusammenhang mit den Kanal-Inseln in historischer Zeit durch das Meer gelöst worden. Diese Nordküste der Bretagne ist die felsigste und zerissenste von ganz Frankreich. Sie beginnt bei der Mündung des Couesnon im Osten, gegenüber vom St.-Michels-Berge, mit dem flachen Sandstrande, welcher den ganzen Hintergrund der St.-Michels-Bai einfaßt; ein Granitdamm schüzt die fruchtbare Etrede von Dol. An der Westseite der Bai erhebt sich die Küste und der Granit erscheint; der Strand verwindet nördlich vom steilen Hafen Cancale, und es beginnt eine Felsenküste, wo man in der guten Höhe von Cancale vor der Fülle der berühmten Aulern nicht fischen kann. Weiter westlich peitscht das Meer die Felsbrocken der Küste, deren letzte den Hafen von St.-Malo bedekt und deren einer das Grab Chateaubriand's umschließt. St.-Malo, an der Rance-Mündung, und das jüngere, aber schon volkreichere St.-Servan steht auf einer Halbinsel und ist der Haupthafen dieser Nordküste der Bretagne. Westlicher treten überall steile Granitspitzen ins Meer, gesäumt von ausgedehnten Sandstrande, der bei der Ebbe trocken ist; am weitesten tritt Cap Fréhel, an einer Felsalbinsel, vor, von wo in 72 Meter Höhe der Leuchthurm auf 44 Kilom. weit hinstrahlt. Nun entwidelt sich westlich die Bai von St.-Brieuc mit ihren weiten Sand- und Steinstreden, und bei der Mündung des Couet liegt der Hafen von St.-Brieuc, genannt le Réguc. Die noch weiterhin

felsige, fast steile und gezähnte Küste setzt sich nach Nord-Westen fort; man findet hier die erste (Bucht) von Paimpol, das Aestuar der Trieux, einige gute Fischerhäfen, und am Ende einen langen Estrand ganz mit Inselchen gesäumt, welche Reste der unablässig vom Meere gepöckelten Halbinsel zu sein scheinen; die wichtigste ist die Insel Bréhat, deren Hafnen Kriegsschiffe aufnehmen kann; die nördlichsten sind die Felsen Héau de Bréhat, deren Epigen auch beim höchsten Meere noch mehr als 10 Meter hervortragen; auf ihnen steht ein Leuchthurm, wie auch auf den 35 Kilom. von der Küste entfernten, mitten in den Fluten aufragenden Douvres-Felsen.

Nun folgt die Westküste der Halbinsel Cotentin, vom Cap de la Hague bis zum St.-Michel-Buven, von Norden nach Süden. Der Rand des Plateau tritt mit dem Nez de Jobourg und Nez de Hamanville an das Meer vor, und diese beiden Caps schließen die Bucht von Vauville ein. Südlicher folgen noch weiterhin Sandstrand und Dünen, nur unterbrochen durch die Riel-Epige, Cap Carteret und die verlandeten Mündungen von Port-Bail, St.-Germain sur Ay und Regnerville. Der vortretende Fels von Granville bezeichnet das Ende dieser mit Felsen gesäumten Küste, von der nach Süden hin das Meer immer flacher wird. — Die Düstisse von Cotentin. Von der Mündung der Douve im Süden bis la Hougue ober Hugu ist ein sanfter Dünenstrand, weiter im Innern eine Reihe von Hügelrändern; bis auf 6 Kilom. ins Meer treten zwei Sandbänke, welche sich an die beiden Inselchen St.-Marcouf lehnen. Das Fort la Hougue, auf Felsen gebaut und durch die Chauffée mit dem Lande verbunden, schüzt die Abete von la Hougue, dem einzigen guten Schuß, welchen bei Unwettern die Schiffe westlich vom Seine-Buven finden. Dort wurden nach der ruhmvollen Seeschlacht, welche 1692 Trouville den an Zahl weit überlegenen Engländern geliefert, zwölf französische Schiffe, welche hier Zuflucht gesucht hatten, durch den Feind verbrannt. Von St.-Vaast und der kleinen besetzten Insel Tatibou, welche zur Ebbezeit mit dem Lande verbunden ist, bis zur Saire-Epige zieht sich eine kleine Bai hin; darauf folgt eine niedrige granitische Küste, mit gefährlichen Felsen gesäumt, im Süden beherrscht von einigen Rüstern, und führt von der Saire-Epige zum Hafen und der Pointe de Barleur, aus niedrigen Felsen gebildet, auf denen sich zwei Leuchthürme erheben mit dem Richte in 71 Meter Höhe. An diesen Felsen bildet sich die Raz de Barleur, welche die Schiffer fürchten, hier an der Nord-Ost-Gde von Cotentin. — Nun wendet sich die Küste plötzlich nach Westen und beschreibt einen Bogen bis zum Cap la Hague, einem spaltenförmigen Vorgebirge, das sanft abfällt, bis die wüthenden Wogen dagegen schlagen. Das Ufer besteht bis dahin ganz aus granitischen oder cambrischen Felsmassen, die den Wellen trocken, und bietet dem Meere naheinander das Cap Lévi, die Insel Pelé und die Pointe de Quercueille, zwischen denen der riesige Damm des Hafens von Cherbourg liegt.

Von der Pointe de Barleur bis zum Cap Antifer

dehnt sich der 103 Kilom. breite Seine-Bufen hin; der im allgemeinen nach Osten gerichtete Fluß und der nach Westen gerichtete Ebbe-Strom machen sich Gewalt fühlbar; das Meer erreicht dort nirgends 40 Meter Tiefe. Drei Leuchttürme sind hier ausbreitend: im Osten der des Cap la Hève, im Westen der der Pointe de Barfleur, in der Mitte der von Ber. Westlich von der Seine-Mündung streicht die Küste nach Süd-West und bietet fast durchweg einen schönen Sandstrand, welchen an manchen Stellen die Kreide-Falaises des Ängel-Landes und andere Felsen, wie die Roches-Noires, beherrschen und unterbrechen. Da finden sich die Mündungen der Touques und der Dives. Die während des Sommers von den Badegästen viel besuchten siederischen Dörfer drängen sich nebeneinander: Trouville, Billers, Houlgate, Dives, wo Wilhelm der Eroberer sich nach England einschiffte, Cabourg u. s. w. Zwischen der Dives und Orne treten die Falaisen an die Stelle der Dünen. Jenseit der schlammigen Mündung der Orne, wo sich der kleine Hafen Duitreham befindet, nimmt die Küste die Richtung nach West-Nord-West; hier findet man noch den Sandstrand und die Seebäder Lion, Langrune, Goutteville, Arromanches, aber das Land hat keine Falaisen; inderß auf Seite des hohen Meeres ist der Strand von einer Säunur niedriger und gefährlicher Felsen begrenzt, den Felsen von Lion, den Bernières-Inseln, dem Plateau des Calvados, eine Felsbank, welche zum Theil trocken bleibt und ihren Namen im 16. Jahrhundert nach einem der Schiffe der unüberwindlichen Flotte erhalten hat, welches in dieser Brandung scheiterte. Westlich vom Calvados ist die Küste im allgemeinen wenig hoch; sie zeigt eine Folge von sandigem Strande, Dünen, cultivirten Anhöhen und kleinen Falaisen bis zur Pointe de la Percée, westlich von der sich eine hohe Falaise findet, dann ein sehr niedriges Ufer, und weiterhin die langen und niedrigen Felsen von Grand-Camp. Diese Felsen säumen eine schlammige, 7,5 Kilom. breite Bai, der Große Bey genannt, welche zur Ebbezeit fast ganz wasserlos wird, so daß die Bank der Ravine und des Grand Bey trocken werden; im Hintergrunde dieser Bai münden die Bire und die Taurte, und dort sind die Häfen von Isigny und Carenton.

Der nächste Küstenstrich reicht bis zur Somme-Mündung. 20 Kilom. südlich von dieser hören die Sümpfe und Dünen, welche sich nördlicher hinziehen, auf. Beim Dorfe Ault erhebt sich die Küste plötzlich in Falaisen; sie nimmt die Richtung nach Süd-West und zieht in sehr leichter Krümmung fort, indem sie überall dem Meere eine 100 und mehr Meter hohe, riesige Mauer aus weißer oder gelblicher Kreide entgegenstellt. Dies ist die Falaise des Landes Gauc, in welche die Wasserläufe hier und da tiefe und grüne Risse eingegraben haben. In jedem Einschnitte befindet sich ein kleiner Hafen oder Badorf: Tréport an der Breble, Dieppe an der Arques-Mündung, St. Valéry-en-Caux, Crétail mit seinen durch die Wogen vortauschlich gestöpften Falaisen. Der 50 Kilom. weit tragende Leuchtturm der Ailly-Enive und der weniger wichtige von Breamp

erleuchten diese Küste. Beim 100 Meter hohen Cap Antifer wendet sich dieselbe nach Süd-Süd-West, und bildet eine gleichförmige Falaisen-Mauer bis zum Cap de la Hève, welches seit 105 Meter vom Meere aufsteigt, und dessen Fuß bestreut ist mit den unablässig von den Wogen zernagten Trümmern der Falaise. Das Leuchtfeuer auf dem Cap hat 121 Meter Höhe über der Meereshöhe und läßt vom Ostpunkte der Seine-Mündung sein elektrisches Leuchtlicht 56 Kilom. weit sehen. Steigt man von der Falaise nach Süd-Westen hinab, so erreicht man bald durch das zerstückte Dorf St. Adresse den größten Handelshafen Frankreichs am Atlantischen Meere, le Havre, und das Aestuar der Seine, in welches sich die Flut in Gestalt einer furchtbaren Barre stürzt. Zahlreiche Sandbänke, die einen beweglich, die andern festliegend, wie der Amfard und der Ratier, machen die Schifffahrt dieser Küste noch unbequem trotz der zahlreichen bis jetzt dort ausgeführten Verbesserungen. Westlich von der Linie, welche le Havre mit der Mündung der Dives verbindet würde, findet man zur Ebbezeit nirgends mehr als 5 Meter Wasser.

Von der Somme läuft die Küste gerade nach Norden bis zum Cap Gris-Nez, und von da bis zum Cap Blanc-Nez nach Nord-Osten. Hier ist die bergige und von Jura-Falaisen gesäumte Küste des Boulonnais; hier der kleine Hafen Ambleteuse an der Mündung der Elack, und an der Mündung der Riane der große Hafen von Boulogne, wo die Flut höher steigt als in den übrigen Häfen dieser Küste. Südlich neben Boulogne liegt Cap Alprech. Von diesem bis zur Somme ist die Küste wieder niedrig, mit Dünen und hier und da mit Sümpfen gesäumt. Hier münden die Canche, an der der Hafen Caples liegt; die Authie, die in einer schlammigen Bai endet; die Somme, an welcher der Hafen St. Valéry liegt und deren Bai, noch größer und schlammiger, zur Ebbezeit fast trocken ist. In den kleinen Häfen dieser Wasserläufe bereitete Napoleon I. 1804 die Flotte vor, mit deren Hilfe er England vernichten wollte. Mehrere Sandbänke, von denen einige Aufsternbänke tragen (die Bassure de Bas, die Bänke der Somme), legen sich an diese Küste, wo das sehr wenig tiefe Meer den Schiffen keineswegs gähtlich ist, namentlich wenn Süd-West- oder Nord-West-Wind herrscht.

Es folgt nun der Pas-de-Calais, 32 Kilom. breit, in der Mitte 55 bis 62 Meter tief, der zwischen dem englischen Cap South-Foreland und zwei Caps an Frankreichs Küste sich ausbreitet: dem Blanc-Nez (das kleine 60, das große 105 Meter hoch), im Süden des herrscht von Falaisen, und dem 51 Meter hohen Gris-Nez. Von der hohen Falaise des letzteren Cap, an welcher das Meer unablässig nagt, oder von dem 120 Meter hohen Kuppelberg erkannt man die Küste von Dover, deren Falaisen durch die Uebereinstimmung der Gesteins-schichten den Beweis liefern, daß hier in verhältnismäßig neuer Zeit England von Frankreich getrennt worden ist. Ueberall erscheinen in dieser Straße zahllos aufwachende Egel und Rauchstreifen, beweisen, daß wir in einem Haupt-Schiffahrts-Bereiche stehen. Der Pilot, welcher

Ende dieser Bai erheben sich bei Dartmouth Granit-Felsen, z. B. der 465 Meter hohe Rippon-Tor. Der mit tiefem Wasser versehene Ort hat sehr regen Verkehr, obwohl nur 5000 Einwohner. Neben ihm liegt die maurische alte Petros-Rirche und ein Schloss. Dartmouth hat Werke und besitzt 158 Schiffe von 13,472 Tons nebst 10 kleinen Dampfern. Unfern nördlich folgt die Tor-Bai bis Hayes Ness, an dessen westlichem Fuß Torquay liegt, 0,8 Kilom. davon entfernt, wie auch von dem südlicheren 55 Meter hohen, aus Kalk bestehenden Berry-Head. Der Seebadort Torquay liegt maurisch da, wo zwei Thäler zum Meere austreten. Er hat Wälder, aber der Wälder-Baum ist zur Erbgelt trocken. Das südlich beim Berry-Head gelegene Brixham mit 7000 Einwohnern besitzt ebenfalls mehrere Werke. Nördlich folgt Teignmouth mit einem dauehnehenden 53 Meter hohen Ness aus rothem Sandstein. Es besitzt 49 Schiffe von 5998 Tons, und in seinen Häfen liefen 1874 ein 449 Schiffe von 47,082 Tons. Demnächst an der Mündung der Exe Armouth, eine Stadt von 7000 Einwohnern, welche ein Schwimmdock von 183 Meter und dabei ein Trockendock von 76 Meter Länge besitzt. — Im Nord-Osten bei Sidmouth erheben sich der 163 Meter hohe Salcombe und der 152 Meter hohe High-Weat. Ueber die Aeg-Mündung und Lyme-Regis gelangen wir zur Portland-Halbinsel, welche bis 2,8 Kilom. breit und 5,3 Kilom. lang ist und mit der Bill of Portland endigt. Sie hängt mit dem Festland zusammen mittels eines 200 Meter breiten, 13 Meter über dem Wasser erhabenen Jithaus aus grobem Schiefer, dem östlichen Ende einer mehrköpfigen erhabenen Strandlinie, als Theil-Bank (Kieselbank) bekannt. Der Weru, nahe dem Nord-ende der Halbinsel, hat 150 Meter über dem Hochwasser; der Knopf der St.-Georgenskirche in der Mitte der Halbinsel 122 Meter. Auf ihr stehen zwei Leuchthürme und eine Baake; in gewaltigen Steinbrüchen wird der schöne Fels ausgedeutet, aus welchem ein großer Heil Londons gebaut ist. Aber das Meer nimmt jährlich 1 Fuß von der Breite der Landzunge fort. Auf allen Seiten umgibt sie tiefes Wasser, das eine sehr heilige Blut-Mace erzeugt. An der Nord-Ost-Seite der Landzunge wird durch einen 2750 Meter langen Wellenbrecher ein 572 Fektaren Fläche umfassender Rothhafen gebildet, 3,6 Kilom. im Süd-Osten der Spitze liegt die sehr gefährliche Schambles-Bank.

In der nächsten kleinen Bucht, vom Bill of Portland bis Durlston Head, also zwischen den Halbinseln Portland und Purbeck gelegen, ist zunächst an Portland Wenmouth ein betriebes Seebad entstanden. Es ist durch eine Trappbrücke mit dem daneben gelegenen Melcombe-Regis verbunden, und zählt mit diesem 13,257 Einwohner; es besaß 1874 44 Schiffe von 3569 Tons nebst 6 kleinen Dampfern.

Von Durlston Head bis Seicea-Bill reicht die sehr mannichfaltig durch Berge und Zurücktreten der Küste gestaltete Strecke, vor welcher die Insel Wight liegt. Gleich nördlich von letzterem Cap bildet ein Wafen fast einen Binnenmeer, der in die Höhen entfällt, und an dessen

Nordseite liegt Poole, ein Ort von 10,129 Einwohnern, die bedeutenden Augenbald treiben. Der Ort hat große Quais, besitzt 61 Schiffe von 5755 Tons nebst 4 kleinen Dampfern, und es liefen 1874 in ihn ein 689 Schiffe von 55,557 Tons. — Am West-Ende der Insel Wight steigen die aus weisem Kalk bestehenden Felsen senkrecht aus dem Meere auf, welche das Needles heißen. Auf dem äußeren Nadelfels erhebt sich ein weißes Leuchthaus, und am Meere liegt Hurst-Castle, daneben Batterien; auf Hurst-Point gewahrt man zwei Leuchthürme von 15,6 und 25,5 Meter Höhe. Im Innern von Wight liegt die Hauptstadt Newport. 20 Kilom. im Süd-Westen von den Nadeln steht St.-Catherines Leuchthurm, und bis dahin steigt die südliche Küstenebene an und weiter bis zum Süd-Ost-Punkt der Insel Dunnois, über welchen sich St.-Boniface-Down 235 Meter hoch erhebt. Daraus senkt sich das Land wieder bis zu dem 65 Meter hohen Culver-Kliff. Das Süd-Ende der Insel ist der höchste Punkt derselben, der 245 Meter hohe St.-Catharinen-Berg, 1,6 Kilom. innerhalb, nördlich vom Cap. Längs der Küstlinie ziehen sich hier die 150 Meter hohen steilen Unterflüsse hin: der niedergetrochene Räkens-Feldstrand, und zwar bis Dunnois. Am nördlichsten Punkte der Insel liegt zu beiden Seiten des Medina-Flusses West- und St.-Gowes, ein Haupt-Wald- und Jagd-Ort und Station des königlichen Jagd-Geschwaders. Der Ort hat 2,7 bis 4,3 Meter Wasser bei Ebbe, West und Trockendock und treibt groben Handel. Alle südlich erheben sich die beiden Thürme der königlichen Osborne-Willa, des Sommerfizes der Königin. — Auf der Nordseite der Reedes befindet sich der Eingang zu dem Solent genannten Kanal zwischen Hurst-Point und dem Eingange zum Southampton-Wasser; in ihn münden der Lymington- und der Newtown-River. Wis auf die schlammigen Solent-Bänke ist er gefährlich. Southampton-Water ist einer der schönsten englischen Häfen mit ganz sicherem Zugange. Das Flut-Wasser hat 5,5 Meter Wasser bei niedrigstem Stande und ist von einem 1000 Meter langen Duai, von ausgebreiteten Speichern u. s. w. umgeben. Das Schwimmdock, von 4 Fektaren Fläche, ist 235 Meter lang und 160 Meter breit; es hat bei niedrigstem Wasser 7,6 Meter Tiefe. Drei große Trockendocks sind vorhanden, umgeben von 1524 und 1830 Meter langen Quais. Die 3 Stunden lange Gleisbahn von London führt bis an die Docks. Ein Quarantäne-Etablissement ist vorhanden. 1874 liefen ein 4750 Schiffe von 982,957 Tons. — Das Wasser im Osten des Southampton-Wassers, zwischen dem östlichen Foreland von Wight und dem Seicea-Bill, heißt die Rheebe von Spithead; von ihr nach Norden geht es in den Hafen von Portsmouth; an der Ostseite desselben liegt am Westrande der Halbinsel, oder Vericea-Insel, wie sie genannt wird, Portsmouth; nördlich daneben Portsea, und südlich von Portsmouth, am Süd-Ende der Insel, Southsea-Castle. Gegenüber auf der linken Küste liegt zwischen dem Gaslar- und Werriv-Greef die Stadt Gosport, und südlicher stehen die Forts Billdier, Mouton und Blockhaus; der so besetzte Eingang ist zwischen

dem Blockhaus im Westen und dem Rundthurme im Osten 238 Meter breit; westlich liegen das Kanonenwerft und das königliche Dock-Werft, 46 Hektaren groß. Die Hafenfronte hat 1067 Meter Länge. 1874 hatte Portsmouth im Besitze 277 Schiffe von 18,780 Tons nebst 23 kleinen Dampfern. — Aus dem Nordtheil des Hafens führt nach Osten der Hülska-Kanal nach dem östlichen Backar-Gewässer von Bangson, und von diesem wieder östlich, zwischen den Inseln Thoree und Hayling, die Hayling-Straße nach dem 25 Kilom. östlich von Portsmouth gelegenen Giddester. Spit-Sand ist im Süden ein weithoher Sand des Hafens, zu welchem der Zugang zwischen dem Duter-Spit und den Horte-Sand 0,5 Kilometer breit ist.

Westlich von Selsea-Bill folgt die lange Linie des Duwers genannten sauren Grundes und der gefährlichen Felsmassen mindestens 8 Kilometer im Süd-Osten. Mit Ausnahme des 9 bis 13 Meter tiefen Wash-away-Kanals ist es eine einzige Reihe gefährlicher Felsen. 1,5 Kilometer westlich von Selsea-Bill fangen die Duwers an neben dem High-house bei der Selsea-Straße, und geht in zwei parallelen Reihen, die Straßen genannt, nach Osten. In verschiedenen Theilen sind sie mit verschiedenen Namen belegt: so am Ost-Ende die Mizen mit einem Leuchthurme; die Trice, die Mittel-Duwer, die Aukon-Duwer mit dem Uloggen; Gashrough-Head und West-Head; daran schließen sich die Felsen der Hoeer-Bank; innerhalb dieser langen Linie von Gefahren findet sich der Roee-Strom, welcher bei Tieshänd 4,5 Meter Wasser hat.

40 Kilom. östlich von Selsea-Bill, in der Mitte zwischen Wight und Dunge-Reg, folgt der Hafen Ehreer-hau, welcher so verbessert ist, daß er alle schweren Schiffe bei Hochwasser aufnehmen kann. Er liegt an der Mündung des Neur, die Stadt hat 4000 Einwohner, besitzt 141 Schiffe von 29,388 Tons, und es sind 1874 eingelaufen 697 Schiffe von 68,294 Tons. — Nur 7,5 Kilom. östlicher folgt Brighton, ein Ort, dessen Bevölkerung sich innerhalb 50 Jahren vervierfacht hat, obwohl keine Industrie vorhanden ist, sodaß sie 1871 103,760 betrug. Längs der Küste zieht sich eine 5 Kilom. lange Reihe schöner Strände hin. — Mitten zwischen Brighton und Beachy-Head liegt an der Mündung der Uise Newhaven, ein Deridon von 1800 Einwohnern, das 26 Schiffe von 2871 Tons und 8 kleine Dampfer besitzt, und wo 832 Schiffe von 139,183 Tons ankiefen.

Es folgt das 168 Meter hohe Beachy-Head, weiße Klippen, genannt die Sieben Schweftern. Die größte Höhe, nämlich 191 Meter, hat Fairlight-Down, wo das Licht sich in 182 Meter Höhe befindet. Die Klippe selbst ist grauer Sandstein, und oben befindet sich grünes Weideland. Der Strand östlich nach Hastings ist mit zahlreichen Martellothürren besetzt. Gerade in der Mitte zwischen Beachy-Head und Dunge-Reg liegen die Felsen Royal-Sovereign-Schoals, wo 1736 der Royal-Sovereign scheiterte. Nördlich davon finden wir Hastings, zwischen Bexhill und Fairlight, dicht westlich

an den Sandsteinklippen und zum Theil sich im Thale zwischen den Höhen hinanziehend, auf deren die Ruine eines alten Schloßes und drei Windmühlen stehen; die westliche Fortsetzung des Drees ist das aus schönen Wäldern bestehende St. Leonard. Hastings ist ein wichtiger Fischer-Ort, und sein Ufer ist flach und felsig. — Rye-Harbour ist im Besitze des Fürsten Rother gebildet, unsern von dessen Mündung. Der Ort hatte 1871 8288 Einwohner, besaß 83 Schiffe von 6911 Tons, und es liefen ein: 353 Schiffe von 23,560 Tons. — Dettlicher, zwischen ihm und Hythe, liegt der ausgezeichnete Landstrich Romney-Marsh, dessen Süd-Ost-Ende Dunge-Reg heißt. Hier steht in 137 Meter Höhe ein 28 Meter hoher Leuchthurm. Davon östlich liegen an der Küste die Sandbänke Newcombe, Swallow und Roar-Banks. Dann folgt die Felsenreihe hin wieder längs der Küste eine einzige Felsenreihe. Der 5,5 Hektaren große Hafen von Fellestone gehört der Süd-Ost-Eisenbahn-Compagnie, deren Dampfer von hier nach Beulogne gehen. Die Stadt hat 12,694 Einwohner, und besaß 1874: 32 Schiffe und 35 große Zuggen, zusammen von 3554 Tons. — Nur 9 Kilom. östlicher liegt an der Westseite einer 12 Hektaren großen Bai Dover. Der 4,5 Hektaren umfassende Hafen, über welchem sich auf der Höhe ein historisches Schloß erhebt, ist mit dem 2,5 Hektaren großen Granville-Dock und dem 4,5 Hektaren großen Vent oder Wellington-Dock verbunden. Er hat bei Nipwasser 4,5 Meter Tiefe. Die Admiralitäts-Mole ist 667 Meter lang. Dover hatte 1871 28,270 Einwohner, besaß 54 Schiffe von 4075 Tons, und es liefen ein 2132 Schiffe. — 9 Kilom. im Nord-Osten, 32,5 Kilom. Ost-Nord-Osten von Dunge-Reg und 28,5 Kilom. von Gris-Reg erhebt sich das südl. Kalkgebirge Scuth-Herrelaub, an den horizontal hinübergehenden Feuerstein-Schichten kenntlich. Zwei Leuchthürme, 21 und 15 Meter hoch, zeigen ihr Feuer in 113 und 84 Meter Höhe über dem Hochwasser.

Für große Schiffe beginnt in der Dover-Straße die gefährliche Fahrt zwischen Dunge-Reg und Gris-Reg. Hier liegen Bänke von grobem Sande und Muscheln, deren hauptsächlichste und gefährlichste sind: Barne mit 2,7 Meter Wasser; Ridge oder Colbart mit 1,5; Baffrelle mit 6,5 Meter; Bergover mit 3,5 Meter Wasser. Beide erstere, miteinander parallel gehend und gleichweit von England und Frankreich gelegen, befinden sich recht in der Mitte des Hauptweges der Dover-Straße. Auch die Ribens sind eine bedeutliche Ries- und Sandsteinbant, aber nur 18 Meter Wasser. — 24 Kilom. nördlicher ist das 18 bis 36 Meter hohe North-Foreland, aus fast senkrechten Kalkklippen bestehend, welche von der Nord-Ost-Seite der Insel Thanet die Seebrante bilden. Das Licht eines 26 Meter hohen Leuchthurmes befindet sich in 58 Meter Höhe. An der Küste zwischen Süd- und Nord-Foreland ziehen sich die Demos genannten zahlreichen Bänke hin, in deren Zwischenräumen wol ein Schiff ankern kann; der gewöhnlich Demos genannte Kanal befindet sich bei der Stadt Deal, zwischen Walmer-Castel und dem nördlichen Theile der Stadt. —

Die weiter östlich in der Dover-Straße gelegenen Goodwin-Sands sind seit Herstellung der beiden Leuchthürme und der 19 Basten nicht mehr so gefährliche Sandbänke wie ehemals. Man unterscheidet nördliche und südliche Goodwin's; die letzteren heißen auf der Ostseite Süd-Goodwin und Süd-Gallier, auf der Westseite Bunt und Gork. Beide sind in ihrem nördlichen Theile bei Tiswasser an manden Stellen um 1,2 bis 2,1 Meter über Wasser. Die gewöhnliche Passage von den Downs nach der Nordsee ist der Gullstrom (Riven-Strom), welcher den Goodwin's vom Brak-Sande und den einzelnen Sandbänken bei Ramsgate trennt. Ramsgate ist ein Hafen- und Badeort von 23,000 Einwohnern, und befißt 176 Schiffe von 6545 Tonn.

Das Project, an der schmalsten Stelle des Kanals Frankreich und England mittels eines unterseeischen Tunnels und einer Eisenbahn zu verbinden, wurde zuerst 1855 durch Thomé aus Gornand aufgestellt, welcher sich seit langer Zeit mit der Idee beschäftigt hatte. Der Tunnel durch den Mont-Cenis hat 12 Kilom. Länge, der durch den St.-Gotthard wird 15 haben, und der von South-Foreland bei Dover nach Sangale bei Calais würde 50 Kilom. lang sein, wovon 28 unter dem Meere befindlich. 1872 begann eine Gesellschaft von Kapitalisten und Ingenieuren zu London das Project zu fundiren. Man wollte auf jeder Seite des Kanals einen 100 Meter tiefen Schacht hinabführen und dann 1 Kilom. weit in einer Galerie unter das Meer vordringen. Gattshaw schlug eine genauere Linie vor, welche aber wenig von der der Franzosen abwich. Der Boden des Meeres wurde auf dieser Strecke genau untersucht, und es zeigte sich, daß derselbe nirgends tiefer als 53 Meter liegt; man braucht nicht weiter als 127 Meter in die Erde zu geben, dann bleiben vom Tunnel bis zum Meeresgrunde noch oben immer noch 74 Meter, also eine ansehnliche Kirchthurmhöhe. Den Meeresgrund bildet eine sehr dicke, compacte, vermuthlich homogene Schicht von zerreiblicher Kreide, welche auf englischer Seite 140 und auf französischer 230 Meter mächtig ist, ohne Zweifel aber continuirlich unter dem Meere hindurchzieht. Die schon vorhandenen unterseeischen Bergwerkstellen ermutigen zu solchem Unternehmen, da dieselben für die Ausfuhrbarkeit sprechen. So zum Beispiel erstreckt sich die Kohlengrube Huel Gole, 1778 angelegt, auf 150 Meter unter das Meer, und helleweise ist oberhalb derselben nur eine 5 Meter dicke Felschicht, ja man ist bis auf 1,2 Meter an den Meeresgrund herangegangen. Die Gruben in Cornwall gehen ebenfalls unter das Meer, auch die von Whitehaven in Cumberland u. f. w. In Vorkalcs sucht man das Erz in 640 Meter Entfernung von der Küste, und in Whitehaven sind Galerien bis in 5 Kilometer weit unter das Meer geführt, und von da aus laufen mehrere hundert Kilometer weit die Gänge in 70 und 230 Meter Tiefe unter Meer. Brunton's Bohrermaße soll eine Röhre von 2,1 Meter Weite in die Kreide treiben, und wird in der Stunde mehr als 1 Meter vordringen, sodas also zwei Jahre bis zur Vollendung der Röhre vergehen würden,

wenn von beiden Enden aus gebohrt wird. Das würde 20 Millionen Francs kosten. Diese Röhre aber genügend zu erweitern, würde ferner 100 Millionen kosten, einschließlic des Baues der beiden Rampen zum Anschlusse an die Eisenbahnen. Mitten im Tunnel würde sich der culminirte Punkt in 130 Meter Tiefe unter dem Meeresniveau befinden, von welchem aus die Bahn mit 37 Centimeter pro Kilom. nach beiden Seiten hin fällt und das Grundwasser in den Pumpen führt, 12,5 Kilom. zur Dover-Rampe und 14 Kilom. zur Calais-Rampe, welche beiden 10,5 und 10 Kilom. Länge haben müßten. Statt des Mauerwerkes hat Anfin große ineinandergreifende Blöcke aus Beton vorgehängen, welche nicht von der Feuchtigkeits angegriffen werden, schnell und einfach an Ort und Stelle zu schaffen sind, sodas in 24 Stunden 20 laufende Meter herzustellen wären; dazu würden drei Jahre nöthig sein. Der Bau mit Betons würde 3 bis 8 Jahre, mit Ziegeln 15 bis 20 Jahre dauern. Sollte der Tunnel aus drei Doppelstößen in drei Galerien bestehen, so werden die Kosten auf 625 Millionen Francs geschätzt. Nach anderer Schätzung würden 48 Kilom. Weges in 10 Jahren mindestens 250 Millionen verlangen. Solche Unkosten werden schwerlich durch das gedeckt werden können, was der bisherige Handel abwerfen kann. Bei Sangale war 1878 ein Schacht von 8 Meter Durchmesser auf 100 Meter Tiefe gegraben, 2 Pumpen waren angefüßt, und die Versuchsgalerie bis unter das Meer war angefangen. Mitte 1882 aber ist der ganze Kanalbau sistirt worden. (G. A. v. Klöden.)

KANÄLE sind künstlich hergestellte Wasserläufe für bestimmte Zwecke. Darausbin unterscheidet man:

1) Kanäle zur Verkehrszwecke. In ihnen dient das Wasser als Communicationsmittel, sie sind künstliche Wasserstraßen. Als solche können sie zur Beförderung des Holzes, Triftkanäle, zum Flößen, Flößkanäle, für den Verleib der Binnenschiffahrt, Binnenschiffahrtkanäle, als mit Seeschiffen befahrbare Vermittler des Verkehrs zur See, maritime Kanäle, hergestellt werden.

Natürliche Wasserläufe durch künstliche Mittel für Verkehrszwecke dienbar machen, bezeichnet man mit dem Namen Kanalisierung.

2) Kanäle für Wasserzufuhr. Sie haben die Aufgabe, Wasser an bestimmte Orte zu schaffen und dienen zur Wasserversorgung menschlicher Wohnstätten, zur Bewässerung von Ländereien als Bewässerungskanäle, zur Indetriebung industrieller Establishments, als Fabrikkanäle u. f. w.

3) Kanäle für Wasserabfuhr. Sie dienen zur Trodenlegung nasser Ländereien (Entwässerungskanäle), zur Ableitung des Wassers aus Teichen, Seen (Zündergräben), zur Abfuhr des Verbrauchswassers und Urabfalls aus menschlichen Wohnstätten, Fabriken u. f. w. (Abwasserkanäle). Die systematische Anordnung der unterirdischen Wasserzöge, durch welche die Abfallstoffe aus Complexen menschlicher Wohnstätten geführt werden, bezeichnet man mit dem Namen Kanalisation.

Es ist klar, daß Kanäle mehrere Zwecke dieser Art gleichzeitig erfüllen können; so dienen der oberhalb Lingen abweigende Guss-Kanal, durch welchen ein Theil des Schützenbruchs bewässert wird, der Navisligo grande und der Kanal von Ravia nach Mailand gleichzeitig zur Schifffahrt und Viehwasserbewässerung. Der Canal del Durgo versorgt Paris mit Wasser und trägt kleinere Schiffe, die Entwässerungskanäle der Terpooree Hollands, Driefrieslands, Oldenburgs und im Bremsischen sind zugleich Wege für den Schiffverkehr u. s. w.

Im Nachstehenden sollen zunächst ausschließlich die Schiffahrtskanäle Betrachtung finden.

A. Allgemeines.

Die Schiffskanäle erhalten ein äußerst geringes oder gar kein Gefälle, so daß das Wasser in ihnen nur eine unmerkliche Strömung hat oder ganz horizontal steht. Die Schiffe müssen nach beiden Richtungen gezogen werden. Die Kanäle folgen den Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens, indem dieselben aus einzelnen Verschieden hoch angelegten Strecken (Haltungen) mit ganz oder nahezu horizontaler Sohle bestehen, welche untereinander durch Schleusen, Weisenoren oder schiefe Ebenen verbunden sind.

Wird der Kanal im Flußgebiete parallel zum Fluße gelegt, so nennt man ihn Lateral-Kanal; verbindet er zwei oder mehrere Flußgebiete miteinander, indem er die zwischenliegenden Wassertheiden übersteigt, wird er Kanal mit Scheitelfreden genannt.

Der Lateral-Kanal bietet zunächst gegenüber dem schiffbaren Fluße, derselbe mag kanalisiert sein oder nicht, folgende Vortheile:

1) Gleichgünstige Ausnutzung der aufzuwendenden Zugkraft für die Berg- und Thalfahrt.

2) Vollständig geregelte Ufer. Man kann an jedem Punkte mit dem Schiffe halten, dort eventuell ohne große Einrichtung laden und löschen, was insbesondere für den Verkehr landwirtschaftlicher Producte von hohem Werthe ist.

3) Vollständige Unabhängigkeit von den Wasserständen und Hochwassern im Flußgebiete. Der Kanal steht, die Zeit, zu welcher er eingestoren ist, ausgenommen, das ganze Jahr der Schifffahrt offen.

4) Die Möglichkeit besserer Ausnutzung für Bewässerung des umliegenden Terrains, insbesondere wenn man die Kanäle in die höher gelegenen Abhängungen der Thalsohle legt.

5) Billigere und einfachere Erhaltung der Wasserstraßen.

6) Endlich ist in vielen Fällen eine Kanalisierung des Flusses der großen Wehre- und Uferbauwerken wegen meist bedeutend kostspieliger als die Anlage eines Lateral-Kanals sammt den Kosten einer bloßen Regulirung des Stromlaufes. Die angegebenen Vortheile machen es erklärlich, daß man so häufig die Anlage eines Lateral-Kanals der Kanalisierung des Flusses selbst vorgezogen. Wir finden parallel zur Marine, Ädne u. s. w. Lateral-Kanäle, obwohl die Flüsse selbst, wenn auch ungenügend und nur bei größeren Wasserständen, schiffbar sind.

Profil-Ausmaße. Die Ausmaße der Profile der bestehenden Kanäle weisen große Unterschiede auf und sind im Interesse des durchgehenden Verkehrs Uebereinstimmungen unbedingt erforderlich. Unter den Verticalabmessungen ist insbesondere der normale Tiefgang der Schiffe, die Höhe der Unterante der Brücken über dem Wasserpiegel, für die Horizontalabmessungen sind die Reichweite der Schleusen und die nutzbare Länge derselben von Bedeutung.

Im Bezug auf die Feststellung der Normaltype für den Umbau bestehender und den Bau neuer Kanäle und künstlicher Wasserstraßen stehen sich Frankreich und Deutsche scharf gegenüber.

In Frankreich war es die Commission für Eisenbahnen und Verkehrswege, die 1874 von der Nationalversammlung zur Erarbeitung der Maßregeln behufs Abhülfe der Transportkrisis eingesetzt wurde und die sich mit dieser Frage in eingehender Weise beschäftigte.

In Deutschland war es der Techniker-Congress des Central-Verains für Erhebung der deutschen Fluß- und Kanalschifffahrt, der im gleichen Jahre nach eingehenden Debatten die Normaltype für das deutsche Wasserstraßennetz festsetzte.

Die französische Commission entschied sich bei den Schleusen für eine obligatorische Breite von 5,2 Meter und eine nutzbare Länge von 38,2 Meter. Bezüglich der Wassertiefe, die nach Abschlag der kleinen und bereits vernachlässigten Kanäle zwischen 1,2 Meter und 1,8 Meter schwankt, da eine nutzbare Wassertiefe von 2,0 Meter und darüber nur selten vorkommt, ist die Commission mit Rücksicht auf die verhältnismäßig geringeren Kosten einer Vertiefung weiter gegangen, denn sie fixirte die obligatorische Wassertiefe mit 2,0 Meter. Das diesen Dimensionen entsprechende Normalschiff hätte eine Breite von 4,5 Meter, eine Länge ohne Steuer von circa 36,0 Meter, eine Tauchtiefe von 1,25 Meter, und könnte bei voller Tauchung eine Fracht von circa 225 Tonnen befördern. Der Leinpfad soll sich längs aller Wasserstraßen hinziehen.

Der deutsche Techniker-Congress hat zur Ermittelung der Type für den Ausbau eines deutschen Wasserstraßennetzes ein Normalschiff von 350 Tonnen Tragfähigkeit zur Grundlage angenommen und danach die Dimensionen der Schleusen und Bauwerke und die normale Wassertiefe der Kanäle bestimmt.

Dieses Normalschiff hat bei einem Tiefgang von 1,25 Meter eine Breite von 6,25 Meter und eine Länge von 48,0 Meter, und um die Tauchtiefe den Verhältnissen der hauptsächlichsten Ströme Deutschlands mit etwa 1,45 Meter von vorüberlich besser anzupassen, bei einer Tauchtiefe von 1,45 Meter eine Breite von 6,75 Meter und eine Länge von 54 Meter, wobei, um die gleiche Tragfähigkeit zu erhalten, die genannten Längen- und Breiten-Verhältnisse vergrößert wurden.

Der Techniker-Congress bestimmte die Wassertiefe im Kanal ebenfalls mit 2,0 Meter, erweiterte aber die Dremptiefe auf 2,2 Meter, ausgehend von dem Grundfah, daß alle Bauwerke, und somit auch die Dremptiefe, 0,2 Meter

unter der Kanalsohle liegen müssen, um eine spätere Vertiefung der Kanäle um 0,5 Meter zu ermöglichen. Die nughare Länge der Schleufe hatte er mit 57,5 Meter festgelegt, um den Schiffen einen entsprechenden Spielraum in den Schleufen zu gestatten; die Breite der Schleufen blieb die gleiche.

Nach den Bestimmungen des Techniker-Congresses sind die Dimensionen der Normal-Schleufen: Wassertiefe 2 Meter, Drenpeltiefe 2,5 Meter, Thorweite 7,0 Meter und nughare Länge 57,5 Meter.

Er stellte ferner fest, daß längs der Kanäle Leinpfade zu errichten sind, daß alle festen Objecte eine leichte Höhe von 4,5 Meter über dem Wasserspiegel zu erhalten haben und daß die Sohle der doppelschiffigen Kanäle eine Breite von 16,0 Meter erhalte, um jederzeit sowohl die Louage, wie die Schraubenschiffahrt ohne Gefährdung der Lösungen einführen zu können.

Stellt man nun die französische Type der deutschen Type gegenüber, so erhält man die Abmessungen in Metern:

Dimensionen	Französische Type	Deutsche Type
Wassertiefe im Kanal . . .	2,0	2,0
Drenpeltiefe unter Wasserspiegel	2,0	2,5
Schleufen-Breite . . .	5,2	7,0
nughare Länge . . .	35,5	57,5
Leinpfade . . .	überall	überall
Sohlenbreite im Kanal . . .	—	16,0

Die Trace eines Kanals pflegt sich, wie bei Straßen und Eisenbahnen, aus geraden Linien und Kreisbögen (Curven) zusammenzusetzen. In Betreff der ersteren gilt die leicht zu befolgende Regel, daß die Längen der einzelnen geraden Strecken nicht zu groß sein sollen, weil der Wellenschlag und das Aufstreifen des Wassers durch Wind mit der Länge derselben zunimmt. Die Radien der Curven richten sich nach der Länge der Schiffe. Bei einer Schiffslänge von 34,50 Meter hat man auf dem Rhein-Marne-Kanal Radien von 100 Meter, aber auch größere (bis 1200 Meter) zur Anwendung gebracht. Bei älteren französischen Kanälen kommen nicht selten Radien von 30 bis 40 Meter vor.

Um die Beweglichkeit der Schiffe in den Kanälen zu sichern, wird die Breite derselben vergrößert, je kleiner der Krümmungsradius ist; bei scharfen Biegungen kann nöthigenfalls eine bassinartige Erweiterung angeordnet werden.

Um den Uebergang des Schiffes von einem Niveau zum andern zu vermitteln, hat man verschiedene Vorrichtungen und zwar:

1) Schlingen mit festen Kammern (Schiffahrtskammerschleusen).

2) Schiefe Ebenen.

3) Adenforen.

Bei den unter 1 und 3 angezeigten Constructionen

erfolgt die Hebung in verticaler, bei den unter 2 angeführten in schiefer Richtung in Bezug auf den Wasserspiegel.

B. Schiffahrtskammerschleufen.

Die einfache Schiffahrtskammerschleufe besteht aus einer im Zuge des Schiffahrtskanals gelegenen, ausgezimmerten oder ausgemauerten langen Grube (der Schleufenkammer), welche bis zur Sohle der tiefer liegenden Kanalstrecke hinabreicht und an ihren Enden (den Häuptern) sowohl gegen das untere wie gegen das obere Wasserniveau durch Stemmthore abgeschlossen werden kann.

Die Stemmthore sind entweder mit Schügen versehen, oder es befinden sich absperrbare Umläufe nächst den Thoren, um eine Communication des Wassers in die Schleufenkammer oder aus der Schleufenkammer zu ermöglichen.

Kommt ein Schiff im Unterwasser angefahren und ist die Kammer entleert, so zieht man das Schiff bei geschlossenen Ober- und geöffneten Unterthoren in die Kammer, die Unterthore werden geschlossen, und bei den Oberthoren die Schügen oder Umläufe geöffnet, damit aus der obern Haltung Wasser zur Füllung in die Kammer fließen kann. Allmählich fällt sich nun die Kammer bis ins Niveau des Wasserspiegels der obern Haltung, wobei das Schiff mitgehoben wird; nunmehr können die Oberthore, da die Wasserspiegel in der Kammer und der obern Haltung in einem Niveau sind, ohne weiteres geöffnet werden, und das Schiff vermag seine Fahrt Aufaufwärts fortzusetzen.

Kommt ein Schiff von oben, so wiederholt sich die Procedur in umgekehrter Weise. Das Schiff fährt in die gefüllte Kammer, die Oberthore werden geschlossen, die Schügen oder Umläufe an den Unterthoren aufgemacht, der Wasserspiegel der Kammer sinkt, mit ihm das Schiff bis ins Niveau des Unterwassers; die Unterthore werden sodann geöffnet und das Schiff kann seine Fahrt in der abwärts gelegenen Kanalhaltung fortsetzen. Gewöhnlich werden die Schleufen nur für ein Schiff gebaut, indeß gibt es auch solche für zwei und mehr Schiffe (Doppelt- oder Reffelschleufen), wobei nur die Kammer eine größere Breite erhält, die Häupter jedoch nur für ein Schiff construiert werden. Um hierbei das zuerst in die Kammer hineingefahrene Schiff auch wieder zuerst herausfahren lassen zu können, müssen die beiden Häupter nicht gegenüber, sondern schieb verest angeordnet werden.

Der Boden des Unterhauptes befindet sich in gleicher Höhe mit dem Boden der Kammer und bilden beide den Unterboden, während der Boden des Oberhauptes um das Gefälle der Schleufe höher liegt und Oberboden heißt. Der Uebergang zwischenden beiden wird durch einen steilen Abfallboden hergestellt, der auch in zwei Stufen ausgeführt sein kann.

In jedem der beiden Häupter unterscheidet man die Thorammern, d. h. die Räume, in welchen die Thorflügel sich bewegen. An beiden Seiten der Thorammern sind die Thorwischen, in welche sich die geöffneten Thor-

flügel derart einlegen, daß kein Theil derselben vor die Mauerflucht zu stehen kommt. Der Theil der Thorewände, worin die Wendeauße des Thores sich dreht, heißt Wendeauße. Die Stemmthore lehnen sich, wenn sie geschlossen sind, unten gegen die Schlagwelle oder den Unterdrempel und werden, durch den Druck des höher stehenden Oberwassers, an die Wendeauße, die Schlagwellen und aneinander so fest gepreßt, daß eben hierdurch der wasserdichte Verschluss befördert wird.

Das Gefälle einer Schleppe (Differenz der Ober- und Unterwasserhöhe) beträgt gewöhnlich zwei Meter. Es gibt jedoch auch Beispiele für ein Schleppegefälle von 6 Meter. Bei größeren Gefällen wendet man gekuppelte, d. h. mehrere dicht hintereinander liegende Schleusen an, bei welchen das Unterhaupt jeder oberen Schleppe zugleich Oberhaupt der folgenden unteren Schleppe ist.

Um bei vorkommenden Reparaturen der Thore die Kammer wasserdicht abzuschließen zu können, befinden sich in den Mauern der Haupter vor und hinter den Thoren (in den sogenannten Vor- und Hinterböden) Dammsäule zum Einlegen der Dammbalken. Bei kleinen Schleusen, die nur eine sehr geringe Breite haben, werden die Thore auch einseitig konstruirt. Das Unterhaupt der untersten Schleppe eines schiffbaren Kanals, welche die Verbindung des Kanals mit einem Strome herstellt, muß offenbar die höchsten Wasserstände des letzteren zurückhalten, wozu man das Unterhaupt mit einem zweiten Thorpaar, welches sich in entgegengesetzter Richtung, d. h. nach dem Strome zu öffnet, versieht. Diese Thore nennt man Fluththore. Uebrigensliche Erhöhungen der Oberthore bei Seeschleusen zur Abhaltung eines selten eintretenden hohen Wasserstandes heißen Sturmthore, für welche die gewöhnlichen Oberthore die Rolle der Schlagwellen spielen. Natürlich muß hierbei auch die Mauerung des Oberthores eine entsprechend größere Höhe erhalten.

Bei den Schleusenammern unterscheidet man die Kammerwände und den Kammerboden. Gewöhnlich sind die Kammerwände von Stein, häufig von Holz und selten von Eisenblech konstruirt. Hölzerner Kammerwände sehen wie Bohlenwände aus. Sie haben jedoch geringe Dichtigkeit und geben zu häufigen Reparaturen Veranlassung. Massive Kammerwände werden durch Ufermauern gebildet, die aus Quadern mit hydraulischem Mörtel ausgeführt werden. Die Kammerböden bestehen in der Hauptsache aus einem kräftigen hölzernen, auch unter den Mauern sich hinziehenden Rost, der durch Läng- und Querswellen sowie einen durch Spundung, Kalafaterng u. s. w. gebildeten Bohlenbelag gebildet wird und auf eingerammten Pfählen ruht. Unter dem Roste zwischen den Pfählen hebt man den Boden circa 0,5 Meter tief aus und bringt bis zur unteren Fläche des Bohlenbelags sowohl unter dem Kammerboden als auch unter den Mauern einen festen Füllschlag ein. Massive Kammerböden werden oft, wenn man einen aufwärts gerichteten Druck befürchtet, mit verkehrten, nach unten convergenen Gewölben konstruirt.

Auch die Schleusenhaupter werden theils mit Wänden, theils mit hölzernen Böden und Wänden hergestellt. Hier ist ganz besonders auf Festigkeit und Wasserdichtigkeit zu sehen, da die Schleusenhaupter mit den Thoren dem Druck des Oberwassers sicher widerstehen müssen und auch kein Wasser zur Seite oder unter dem Boden hindurchziehen lassen dürfen, weil sonst die Erde setzspült und der Bau gefährdet werden könnte. Um dies zu erreichen, wird unter den Wänden und dem Boden im Grunde eine Anzahl von Düren- und Längspundwänden geschlagen und der Bau mit großer Sorgfalt ausgeführt. Es sind auch Schleusen ganz aus Beton hergestellt worden (so z. B. die Franz-Josef-Schleuse an der Einmündung des Franzen-Kanals in die Donau). Aus gußeisernen Platten bestehende Wände und Böden hat auch einige Schleusen des Oberrhein-Kanals in der Nähe des Breiten-Castle.

Zur Befestigung der Thorsflügel dienen Pannern, in denen sich die Thore mittels am unteren Ende der Wendeauße angebrachter Zapfen drehen, während das obere Ende dieser Säule durch fest mit dem Mauerwerke verankerte eiserne Halsbänder gehalten wird. Zweckmäßiger ist es, das untere Ende der Wendeauße als Pfanne auszubilden und den stehenden Zapfen auf dem Thorsammerboden zu befestigen, da sich auf diese Weise nicht so leicht Sand in die Pfanne hineinschlupft. Um das Sacken der Thore zu verhindern, werden die freyweitere angeordneten hölzernen Streben und eisernen Zugbänder angebracht. Große Thore läßt man mit ihrer unteren Fläche auf Rollen gehen, oder konstruirt sie auch hebel, um ihr Gewicht im Wasser zu vermindern. In neuerer Zeit sind mit großem Vortheil gußeisene, insbesondere schmiedeeisene Stemmthore angebracht worden.

Bei sehr großen Schleusen hat man an Stelle der festen Thore bewegliche Verschlüsse, die sich als Sperrschiffe auser vor die Öffnung legen, zur Anwendung gebracht. Fächertthore sind solche, welche sich selbstthätig dem höheren Wasserstande zuwenden, je nachdem derselbe vor- oder rückwärts eintritt; sie finden an Einmündungen von Kanälen im Meer Verwendung.

Die Erfindung der Kammereschleufe wird dem holländischen Ingenieur Simon Stevin im J. 1618 zugeschrieben. Nach Wiedeking soll bereits zur Zeit Wilhelm's II. 1253 die Umgehungung zum Bau einer Schleufe bei Saardam erteilt und eine solche 1220 in Amsterdamm erbaut worden sein. In einem Werke, das Leon Battista Alberti 1452 dem Papste Nicolaus V. überreichte, findet sich bereits die genaue Beschreibung einer Kammereschleufe. Nach Friss soll die erste Schleufe 1481 an der Brenta bei Babna erbaut worden sein. Ihre Sicherheit läßt sich die Schleufe erst Mitte des 15. Jahrh. nachweisen. In England wurde die erste Schleufe erst bei der Schiffarmachung der Calder und Aire (das Gesetz datirt vom 4. Mai 1699) in Anwendung gebracht. Wer immer der Erfinder der Kammereschleufe gewesen sein mag, sein Verdienst um die Wasserstraße ist das gleiche wie jenes Stephenson's um Vervollkommenung des Landtransportes.

Wasser-Sparanlagen.

Der hohe Wasserverbrauch bei Schiffabtriebskammer-Schleusen hat zu einer Reihe von Aenderungen Veranlassung gegeben, welche bei wasserarmen Kanälen zur Anwendung gekommen sind und auf folgenden Principien beruhen:

1) Hydrostatische Auspiegelung in Seitenbassins.

So lange das Wasser in der Kammer noch höher steht als in einem Seitenbassin, wird es nicht in die nächste Kanalfrede, sondern in dieses abgelassen, bis beide im Niveau stehen. Alsdann schließt man den Verbindungskanal, und beim nächsten Füllen der Kammer läßt man in diese das aufgefangene Wasser wieder zurückfließen. Seitenbassins solcher Art sind mehrfach angewendet und haben sich sehr nützlich gezeigt, um den Wasserverbrauch der Schleusen zu ermäßigen.

Schon Bélidor beschreibt eine Schleuse dieser Art, die von Dubié im J. 1643 erbaut wurde und welche die nach Furnes und Operm führenden Kanäle verbindet. Günstiger stellt sich die Kostenfrage und zugleich die Größe der Ersparnis, wenn man nicht eins, sondern mehrere Bassins nebeneinander, also eventuell zu beiden Seiten der Schleuse herstellt, und dann nicht eine sehr hohe Wasserhöhe der Kammer verhältnismäßig tief hinabfallen läßt, sondern die Wassermenge der Kammer in viele dünne Schichten stellt, dieselben letztendlich mit möglichst kleinem Fallverlauf ablagert und dann bei der Wiedereinfüllung der Kammer diese vielen schwach gelagerten Schichten ebenfalls mit kleinstem Gefälle in die Kammer zurückleitet.

Hätten die horizontalen Querschnitte der Seitenbassins die doppelte Höhe von denen der Kammer, so würde die relative Ersparung von Wasser sein

bei 1 Seitenbassin	$\frac{2}{3} = 0,60$
" 2 "	$\frac{4}{7} = 0,57$
" 3 "	$\frac{2}{7} = 0,67$
" 4 "	$\frac{6}{13} = 0,73$

Es ergibt sich hieraus, daß man den im Wasserbedarf zum Füllen der Schleusen durch Anlage von Seitenbassins allerdings erheblich vermindern kann. Trotzdem ist im ganzen nur wenig Gebrauch von den Seitenbassins gemacht worden, weil außer den Kosten auch der Zeitverlust durch das langsame Füllen und Leeren in Betracht kommt.

Zweites hat man zwei gewöhnliche Schleusen unmittelbar nebeneinander erbaut, und indem die Kammern durch einen verschließbaren Canal verbunden waren, jede dieser Kammern als Seitenbassin der andern benutzte. Dieses System ist an dem Regent-Kanal in England zur Ausführung gebracht.

2) Das Princip des hydrostatischen Auftriebes wurde in etwas abenteuerlicher Weise zuerst von Robert, später von Smith, Simpson u. s. w., endlich von Girard herbeigezogen.

Nach letzterem wird die Füllmasse der Kammer bald in ein festes Seitenbassin hinabgelassen, bald wieder aus diesem in die Kammer hinaufgedrückt, je nachdem ein

dieses Seitenbassin nahezu ganz ausfüllendes bewegliches Bassin oder ein Schwimmer aufsteigt oder niedersinkt und in letzterem Falle auf die in dem festen Bassin enthaltene Füllmasse drückt.

3) Benützung der lebendigen Kraft. Schon A. Wiebe hat den Gedanken angeregt, zwei Schächte durch einen Canal an der Sohle zu verbinden. Unter der Schächte A ist bis zur Höhe des Oberwassers, der andere B nur bis zur Höhe des Unterwassers gefüllt. Indem man das Wasser in A durch Oeffnen einer Schuppe durch den Umlaufkanal in B übertritten läßt, wird dieses infolge der in Wassermasse sich ansummenden lebendigen Kraft in B bis nahe in das ursprüngliche Niveau von A aufsteigen, in welchem Momente es durch Schließen der Schuppe abgelpert wird. Das zur vollen Füllung noch erforderliche Quantum würde dem Derrwasser zu entnehmen und eventuell zurückzupumpen sein.

Dasselbe Princip wurde von Marquis de Caligny an der Schleuse zu Aubois in dem Seitenanal der Loire in einem Apparate verkörpert und nebenbei der Druck der Atmosphäre benutzte, um unter einer aufsteigenden, aber im Zuflusse begrenzten Wasserfäule ein Aufsaugen aus dem Unterwasser zu bewirken. Da es nun, wie leicht nachweisbar, unmöglich ist, die Füllmasse der Kammer durch einmaliges kontinuierliches Ablassen ganz oder auch nur zum größten Theil vermöge ihrer lebendigen Kraft in einem Seitenbassin bis zur Höhe des Oberwassers wieder anzufangen, so benutzte der Galligny'sche Apparat nur auf kurze Zeit die größte Entwicklung der lebendigen Kraft, indem er mit mehrfachen Wiedereholungen ruckweise arbeitet. Es wird durch Lessung eines Ventils in einer recht langen Röhre zunächst aus dem hohen Wasser der Kammer nach einem niedrigen Bassin hin ein Strom erzeugt, das Ventil wird plötzlich geschlossen und das in Bewegung gesezte Wasser durch seine lebendige Kraft gezwungen, einen höheren Ausweg nach dem Oberwasser hin zu suchen. Sobald die lebendige Kraft hierzu nicht mehr anreicht, wird das Spiel erneuert u. s. w.

Näheres über die Einrichtung und die Theorie des hochinteressanten Apparates siehe Ragren: Cours de navigation intérieure, III. Bd.; Annales des ponts et chaussées (März 1869); Journal de mathématiques de Lionville (1838); Comptes-rendus de l'Académie des sciences 1872—73.

Die lebendige Kraft des bewegten Wassers läßt sich außer zur Ersparung des Oberwassers auch für leichtere Bedienung der Schleuse und bequemerer Aus- und Einfahren der Schiffe verwenden.

C. Schiefe Ebenen.

Das Princip der schiefen Ebenen besteht darin, daß zwischen den Endpunkten der zu verbindenden Haltungen eine Bahn angelegt wird, auf welcher eigens construirte Wagen rollen, welche entweder eine Kammer tragen, in der das Schiff schwimmt (1839 Monksland-Kanal) oder das Schiff direct außer Wasser transportiren (1788 bei Ketley sowie Coalport Schöpfhöhe, 1825 beim Morris-



Kanal und in ganz vorzüglicher Weise seit 1845 auf dem Oberländischen Kanal in Preußen).

Die Ebenen legen sich entweder mit constantem Gefälle von dem Unterkanal bis zum Oberkanal fort, wobei sie nicht unmittelbar in den letzteren, sondern in eine mit diesem verbundene Schleusenammer eintreten, die abwechselnd mit Wasser gefüllt und geleert wird — oder es befindet sich zwischen beiden ein erhöhter Rücken, der von den Wagen mit den Schiffen überseigen werden muß.

Die letzte Anwendung gewährt den wesentlichen Vortheil, daß jeder Wasserverlust zum Füllen der Schleuse aus dem Oberkanal vermieden, außerdem auch die Schleuse einbeht wird, deren Benutzung überdies einige Zeit in Anspruch nimmt. Dagegen tritt hierbei der Uebelstand ein, daß ein fest mit den Radachsen verbundener Wagen, der ein fest darauf stehendes Schiff trägt, insofern er den Scheitel überseigen muß, nothwendig nur auf zwei Achsen ruhen darf, soll nicht beim Passiren des Scheitels oder wechselnder Steigungserhöhungen eine Entlastung einzelner Achsen und hierdurch eine Ueberlastung der übrigen eintreten.

Es stellt nicht an Vorschlägen, mit Wagen von beliebiger Anzahl der Räder die Scheitel zu passiren. Es mögen die wichtigsten Nlag sinden:

1) Hierher gehört zunächst der Vorschlag, die Schiffe, während sie nach der Duree gestellt sind, die Ebenen passiren zu lassen; dabei müßte die geneigte Ebene eine übermäßige Breite erhalten.

2) Ein anderer Vorschlag geht dahin, das Schiff in seiner Längsrichtung bei constantem Gefälle bis zu solcher Höhe über den Oberkanal ansteigen zu lassen, daß es auf einen zweiten von hier seitwärts abgehenden Gleis wieder bei demselben Gefälle in ein Bassin herabgelassen werden kann, das mit dem Oberkanal in Verbindung steht. Zur Ueberführung in das zweite Gleis müßte entweder eine Drehscheibe, eine Weiche oder eine Schiebebühne angewendet werden. Die Vertheilung der Last auf eine beliebig große Anzahl von Rädern wäre dabei zulässig, insofern der Wagen auf dem einen wie auf dem andern Gleise mit Einstich der Drehscheibe, Schiebebühne oder Weiche stets dasselbe Gefälle verfährt.

3) Baummeister Post gibt eine Construction des Schiffswagens für eine geneigte Ebene mit wechsellagernden Rädern und wechselnder Steigung und für Fahrzeuge von 4000 Centner, welche hauptsächlich darauf beruht, daß der Steigungswinkel sehr allmählich eintritt und daß die Differenzen der wechselnden Höhen zwischen den Schienen und dem Schiffe, sowie die verschiedenen Achsenräder durch Tragschrauben vermittelt und ihmlich ausgeglichen werden.

4) Um den Scheitel einer schiefen Ebene zu passiren, hat Post eine andere Lösung geliefert, nach welcher der Wagen am Scheitelpunkte eine Brücke benutzen soll, die in halber Länge auf einem Garnier-Polzen und an den Enden auf den Stempeln hydraulischer Pressen ruht; je nachdem die Pressen des einen oder des andern Anlagers ihren tiefsten Stand einnehmen, correspondirt das Brücken-Platzen mit der Haupt- oder der Gegensteigung der geneigten Ebene.

5) Nach einem dem unter 4 erwähnten ähnlichen Vorschlag Vellingrath's ruhen am Scheitel die Brückenbalken, wie solche unter jeder Schiene angebracht sind, auf einer beliebigen Anzahl gleichmäßig vertheilter Rollen hydraulischer Pressen, welche untereinander communiciren, und wird die Serie Stempel jedesmal in jene Lage gebracht, welche einer der beiden Rippdriftungen entspricht.

6) Nach einem von Zebens (1877) veröffentlichten Gedanken soll das Wagenbassin, in welchem das Schiff schwimmt, durch mehrere der Länge nach nebeneinander gestellte Wagen gebildet werden, von denen ein jeder Seitenwände besitzt, bei denen aber, mit Ausnahme der beiden am Vorder- und Hinterende stehenden Wagen, Vorder- und Rückwand fehlen. Die Wagen sind durch Kuppelungen so verbunden, daß keine Bewegung in der Längsrichtung möglich ist. Um die beim Passiren der Curven und Gefälländerungen nöthigen Verstellungen möglich zu machen, befindet sich zwischen je zwei Wagen ein kleiner Spalt, der durch eine mittel metallener Keilten und Schrauben aufgedrückte Kautschukplatte geschlossen wird, welche im Stande ist, den durch die Durchsahrung der Curven n. s. w. bewirkten Erweiterungen und Verengerungen des Spalts zu folgen.

7) Bei dem hydrostatischen Wagen Vellingrath's sind die Stützen des Schiffes durch Rollen gebildet, die sich in mit Glycerin gefüllten Cylindern bewegen. Die Cylindern communiciren unter sich. Wird nun das Schiff auf den Wagen gebracht, so wird der Schiffkörper durch diese Rollen an allen Stützpunkten unter gleichem Druck unterstützt. Das Schiff leidet dann beim Transpore keine empfindlichen Stöße mehr und bleibt immer im gleichen Niveau, selbst wenn es auf der schiefen Ebene bewegt wird. Dieses System ist für den Elbe-Prece-Kanal, und zwar für Boote von 350 Tonnen Tragfähigkeit in Aussicht genommen.

Hinichtlich der motorischen Kraft für die Bewegung auf der schiefen Ebene können mehrere Principien zur Anwendung kommen:

1) Ein auf- und ein gleichzeitig absteigendes Schiff balanciren sich, indem sie durch ein gemeinschaftliches Seil verbunden sind. Kästen, auf gleiche Höhe gefüllt, halten einander allezeit die Wage, wenn sich beide auf der langen geneigten Ebene befinden, weil die Schiffe, schwer oder leicht, die sie enthalten, genau ihr eigenes Gewicht an Wasser verdrängen. Zu Beginn der Bewegung, wo beide Kästen im Begriff sind, aus dem Wasser zu kommen, der eine an der oberen, der andere an der unteren Haltung, ist das Gleichgewicht nicht erhalten; und muß, um die zu jener Zeit erforderliche Kraft zu liefern und während der ganzen Bewegung die Reibungswiderstände zu überwinden, eine Dampfmaschine die Hauptstelle, wie im Falle geneigter Seilbahnen, übernehmen, oder man kann den abwärts gehenden Wagen durch eine größere Füllung überlasten, wobei eine Breuse in Thätigkeit zu kommen hat.

2) Die Schiffe werden für sich gefördert, wobei das auf- oder absteigende Schiff durch ein Gegengewicht

balancirt wird; im übrigen dasselbe wie im Vorfall eintritt.

3) Das Schiff wird durch eine Locomotive emporgezogen. Da letztere nicht in das Unterwasser gehen darf, so ist die Anordnung gewählt, daß der Schleusenwagen nicht nur beim Oberfalan, sondern auch beim Unterfalan gegen ein Abflussthür anfährt, selbst aber im Trodenen bleibt. Dies könnte auf geradliniger Bahn bewirkt werden, indem die Locomotive auf einer Stelle der geneigten Ebene während eines kurzen Aufhalts und mittels zweier Weichen von vorn nach hinten umgepannt wird. Bei der Meyer'schen Anordnung wird der Zweck durch Einschaltung einer Koppstation erreicht, in welche Locomotive und Schleusenwagen mittels Weiche und Curve von einer Seite ein und nach der andern Seite wieder ausfahren.

4) Um Dampfschiffe Ebenen emporsteigen zu lassen, kann man nach Th. Grabame jeden Dampfer mit einer durch seine Maschine getriebenen Winde ausrüsten und die geneigte Ebene einfach mit einem Seile versehen, dessen oberes Ende festgemacht wird, während sein unteres lose ist. Das Boot wird schwimmend über eine Kollbrücke am Fuße der Ebene gebracht, das lose Ende des Seils gefaßt und an der Winde befestigt, welche, durch die Maschine in Bewegung gesetzt, bewirkt, daß sich das Boot selbst auf der schiefen Ebene emporzieht.

5) Der Schiffswagen hängt an einem Schleppeile, einer Schleppe oder einer Zahnstange und zieht sich hieran mittels einer Winde empor, welche durch ein eigenes Triebseil in Thätigkeit gesetzt wird; das Triebseil erhält durch eine stabile Maschine seine Bewegung (System Aubio).

D. Ascensoren.

Wir wollen darunter Apparate verstehen, bei welchen das Schiff in einer beweglichen Kammer sich vertical aufwärts bewegt, während eine zweite Kammer die erstere balancirend abwärts geht.

Schon im vergangenen Jahrhundert wurde von James Anderson in Edinburgh eine Art der Beschaffung des Gegengewichts für die bewegliche Schleusenammer angegeben, welche später Brownell in Sheffield wiederholte, die aber erst um 1840 am Grand-Western-Kanal zur Ausführung gebracht worden ist.

Es handelte sich hier darum, für ganz kleine Schiffe von 8' Tragfähigkeit hölzerne Kästen zu benutzen, die mit Schwänen geschlossen, an Ketten hängen, welche über Kettenrädchen geführt sind. Das Gefälle wird etwa 14 Meter betragen.

Die Betriebskraft wird gewonnen, indem man den Wasserspiegel in dem sinkenden Kasten um 5 Centimet. überhöht; alsdann hebt ein Kasten den andern.

Auf diese Art kann gleichzeitig ein Schiff gehoben und ein herabgelassen werden, dabei sind die Gewichte derselben ohne Einfluß, da jedesmal eine denselben entsprechende Wassermenge aus der Kammer entweicht. Beide anschließenden Kanalfrecken müssen in zwei Arme gespalten werden, von denen jeder mit einer Schleusenammer in Verbindung gesetzt wird. In neuester Zeit hat diese

U. Gessell, v. W. u. z. Zweite Section. XXXII.

Schleuse ein großartiges Seitenstück in der hydraulischen Schleuse zu Anderton am Weaverflusse erhalten, welche, von Sydingham Duer erbaut, 1875 dem Betriebe übergeben wurde. Sie besteht aus zwei Kammern von 4,7 Meter Breite und 23 Meter Länge, welche auf je einem Pfeßstolben ruhen, mit Wasser gefüllt sind und Schiffe von 2500 Centner aufzunehmen vermögen.

Die Pfeßstolben stehen untereinander in Verbindung, beim Betriebe besommt der obere Kasten um 15 Centimet. mehr Wasserhöhe als der untere, erhält hierdurch das Uebergewicht und sinkt, den unteren gleichzeitig hinaufdrückend.

Wenn der sinkende Kasten in das Unterwasser taucht, verliert er infolge des Auftriebs an Gewicht und ist nicht mehr im Stande, den aufgehenden zu heben, es muß daher der Rest des Hubes künstlich bewerkstelligt werden, was durch eine 10 pferdige Dampfmaschine geschieht. Ein Mann steht von einem Häuschen aus sämtliche Ventile und Hebel in Bewegung.

Das Heben und Senken eines Schiffes erfordert circa 8 Min. Wenn ein beladenes Schiff abwärts und gleichzeitig ein leeres aufwärts transportirt wird, so drängt das beladene aus der Schleusenammer so viel Wasser in das Derrwasser hinein, als seinem Gewichte entspricht, das leere Schiff entnimmt aus dem Derrwasser so viel Wasser, als seinem Gewichte zukommt. Ist nun die Tauchtiefe des beladenen Schiffes bedeutend, so beträgt die hineingedrängte Wassermenge mehr als die Ueberhöhe von 15 Centimet. und es findet geradezu eine Speisung der oberen Strecke mit Wasser statt.

Dieses Baumerk hat zu einer Reihe von weiteren Untersuchungen und Verbesserungen Anlaß gegeben. So hat Bellingrath hiernach das Project einer hydraulischen Schluensehebung für Schiffe von 7000 Centner und 36 Meter Hubhöhe für den Elbe-Elpeere-Ober-Kanal entworfen, Sonne diesem System eine in der Anlage ökonomisch günstigere durchzuführende Form gegeben. Ähnliche große im Auftrage der französischen Regierung ausgearbeitete Projecte rühren von Sydingham Duer für einen Ascensor am Kanal von Neuouff her. Der Bau des letztgenannten Ascensor erfolgte nach dem Concurrenten-Project Erwin Clark's. Dieser hat den Apparat von Anderson wesentlich verbessert, so daß er in zwei aus Mauerwerk bestehenden Thürmen, die zugleich als Führungen für die Kammern dienen sollen, je ein eisernes Wasserreservoir andringt, deren Durchmesser dem der Pressen gleich sind, welche die Kammern haben, und als Compensatoren wirken, da während der Bewegung einer der Compensatoren stets dadurch das Wasserquantum erhält, welches der andere verliert, und der Apparat mithin auch rückföhlend der in den Pfeßstolben auf- und niederfallenden Wassersäulen im Gleichgewichte bleibt.

In neuester Zeit wurde von der französischen Regierung nachstehendes Project (Barrel's) mit dem ersten Preise ausgezeichnet. Es wird am Canal de la Marne à la Saône bei Houilleu Getton zur Durchführung gelangen.

Der Funicular-Ascensor (System Barrel) besteht

auch zwei mit Wasser gefüllten beweglichen Schleusen-kammern, welche wie die Schalen einer Waage auf- und absteigen. Die beiden Kammern sind mit einer Serie von Gall'schen Ketten aneinandergeluppelt, die sich um Ruffeln winden.

Die Anzahl Ketten variiert mit der zu tragenden Last, ihre Verbindung mit den Kammern ist derart, daß letztere immer im Gleichgewicht sind.

Bei Maschinen größerer Construction vermehrt sich selbstverständlich auch das Gewicht der Gall'schen Ketten und bei der Bewegung entsteht eine bedeutende Accelera-tion; um dies zu verhindern, ist unter der Kammer ein anderer Kettenzug angebracht, der von einem Kammer-boden zum andern reicht.

Bei den Gall'schen Ketten würden kleine Abwei-chungen in den Längen der einzelnen Bestandtheile ge-nügen, um Denivelationen in den Kammern hervorzu-bringen. Die Regulirung und die gleichmäßige Arbeits-vertheilung sind daher eine Hauptbedingung für die Sicherheit des ganzen Apparates. Zu diesem Behufe sind

die Ketten an hydrostatischen Differentialapparaten fest, welche eine vollständig gleichmäßige Vertheilung des Zu-gez gestatten.

Um während der Ruhezeit nicht alle Organe in Anspruch zu nehmen, läßt man die untere Kammer auf Stapelklößen ruhen, während die obere mittels Riegel aufgehängt wird. Die Verschlußapparate der Kanäle und der Kammern bestehen im allgemeinen aus einem hochkantig gestellten eisernen Gassien. Die wasserdichte Ver-bindung der Thür mit der Kammer geschieht mittels Pfosten aus Eichenholz. Der Wind übt großen Einfluß auf die Niveauvariationen der Kanäle, jedoch ist vor-kommen kann, daß die aufsteigende Kammer mehr be-lastet ist als die absteigende und die Bewegung nicht stattfinden kann. Um daher die Tiefe des Wassers ganz genau zu bestimmen, werden Differentialapparate verwendet.

In untenstehender Tabelle haben wir die bei den vorher beschriebenen Kanalwerkzeugen zu überse-henden Niveau-Differenzen sowie die Dauer der einzelnen Operationen angegeben.

Ueber die Dauer einer Schließung gibt nebenstehende Uebersicht Aufschluß:

	Gewöhn- liche Schleufe	Geweihte Ebene in Bladhill	Dehgeschleufe in Preuß- Oberland	Geweihte Ebene in Georgetown	Niveaufer in Anderton	Project Barrat
Niveaubestimmung (in Metern)	3,00	29,38	24,48	11,60	15,38	20,30
Dauer einer Operation (Minuten)	30	10	15	16	19	10
Mittlere Zeit per Meter Schiff (Secunden)	600	20	37	82	75	29

E. Wasserverbrauch.

Die Wasserverluste einer bestehenden Wasserstraße lassen sich auf folgende Ursachen zurückführen.

1) Versickerung. Sie ist eine Function der Boden-beschaffenheit und der Tiefe des Kanals und kann durch Dichtungsmittel vermindert werden. Im allgemeinen ist die Menge des versickernden Wassers außerordentlich ver-schieden. Es kommen Kanalströme vor, in denen sich das Wasser durch unterirdische Zuflüsse vermehrt, so bei Moorlandes, sowie solche, welche täglich ihren vollen Inhalt und mehr an den Boden abgeben. Letzteres ist in-sondere, wenn der Kanal zur Quellenbildung Aus-lauf gibt.

Die Kunstbauten und ihre Anschlüsse macht man möglichst wasserundurchlässig. Bei massiven Kanalbrüden bieten Betonirung der Sohle, Cementmörtel, Asphalt die letzter nicht immer vollkommen wirkenden Mittel hierzu.

Im laufenden Kanale kann man durch sorgfältig hergestellte Ausflüßungen aus fetter Erde, Thonschläge, Betonirung nachbessern. Sandiger Boden kann durch trübes Wasser, das beim Durchfließen seine Einkstoffe, die Wisdenräume ausfüllend, liegen läßt, durch Ein-selken von Kalkmilch u. s. w. dicht gemacht werden.

Die Dichtungsarbeiten spielen insbesondere in den

ersten Jahren des Kanalbestandes eine wichtige Rolle und verursachen oft eine ganze Reihe langwieriger und mühe-voller Ausführungen. Hierzu liefern z. B. die von Grass (Canaux et Chemins de fer, Seite 150) beschriebenen Ar-beiten am Rhein-Marne-Kanal ein interessantes Beispiel, welches außerdem einen interessanten Einblick hinsichtlich der Reparaturen bei Dammbrüden u. s. w. gewährt.

2) Verdunstung. Sie tritt insbesondere in den Sommermonaten ein. Der Verlust ist im allgemeinen gering; holländische Ingenieure schätzen den Verlust, wel-chen ein Kanal an den Oberflächen und an den beiden Ufern während eines heißen Sommers erleidet, auf 90 Centimet. Wasserhöhe.

3) Verlust an den Schleusen. Er ist wieder eine Function der Bauart der Schleufe; es lassen sich hierüber nur allgemeine Gesichtspunkte angeben.

Beim Durchgang eines Schiffes durch eine gewöhn-liche Schiffahrt-Kammerschleufe sind zwei verschiedene Wassermengen in Betracht zu ziehen, nämlich zunächst diejenige, welche erforderlich ist, um den Wasserstand in der Schleusenammer vom Unterwasser bis zum Ober-wasser zu heben. Man nennt sie die Stillmasse M, und es ist klar, daß sie unverändert dieselbe bleibt, wenn ein Schiff in der Schleusenammer sich befindet oder nicht.

Dieses taucht nämlich in das Oberwasser ebenso tief ein wie in das Unterwasser. Sobald das Schiff dagegen in die Schleusenkammer hinein-, oder aus derselben herausgezogen wird, so füllt sich der leere Raum, den der eintauchende Theil des Schiffes bisher einnahm, mit Wasser, und eine Wassermenge S , deren Gewicht dem des Schiffes sammt seiner Ladung gleich ist, wird aus der Kammer hinaus- oder in dieselbe hineingedrückt. Man nennt diese die Flottwasser. Außerdem wäre noch diejenige Wassermenge zu erwähnen, welche sich in der Kammer befindet, während die Verbindung mit dem Unterwasser hergestellt ist. Diese kommt indessen nicht in Betracht, da sie bei einfachen Schleusen stets in der Kammer bleibt, auch bei gehörigem Gebrauch der Kuppelschleusen aus den Kammer nicht abgelassen wird.

Zunächst mag der Durchgang eines Schiffes durch eine einfache Schleuse untersucht werden. Das Schiff komme aus dem Unterwasser, und ein anderes Schiff sei ihm in derselben Richtung vorangegangen. Es findet daher die Schleuse gefüllt. Ehe das Schiff hineingehen kann, muß diese entleert werden, daher fließt dem Unterwasser die Masse M zu. Indem aber das Schiff in die Schleuse fährt, drängt es noch die Masse S zurück, dem Unterwasser ist daher $M + S$ zugestoßen. Sobald

das Schiff in der Schleuse sich befindet, erfolgt die Füllung aus dem Oberwasser, und beim Herausretren in dieses fließt noch die Masse S in die Schleusenkammer. Der Verlust des Oberwassers ist daher eben so groß wie der Gewinn des Unterwassers, nämlich $M + S$.

Wenn dagegen ein Schiff herabfährt, also aus dem Oberwasser in die Schleuse tritt, während wieder ein anderes in derselben Richtung ihm vorangegangen ist, so stellt sich das Resultat etwas anders. Die Schleuse ist leer, d. h. die Kammer ist bis zur Höhe des Unterwassers abgelassen. Ehe das Schiff hineingehen kann, muß sie gefüllt werden, dem Oberwasser wird daher die Masse M entzogen. Sobald jedoch das Schiff in die Schleuse fährt, wird von diesem wieder ein Theil, nämlich S zurückgedrängt. Der Verlust des Oberwassers beträgt daher nur $M - S$, und die weitere Betrachtung ergibt leicht, daß der Gewinn des Unterwassers ebenso groß ist. Die beim Auf- und Abgehen eines Schiffes hindurchgelassene Wassermenge ist daher gleich $2M$.

Die Resultate stellen sich günstiger, wenn die Schiffe abwechselnd in einer und der andern Richtung durch die Schleuse gehen. Die Gesammt-Resultate sind in nachstehendem zusammengefaßt:

Einfache Schleuse	Schleuse angetroffen	Entleertes Wasser	Schleuse verlassen
Ein Schiff abwärts gehend	leer . . .	$M - S$. .	leer
	voll . . .	$- S$. . .	
Ein Schiff aufwärts gehend	leer oder voll	$M + S$. .	voll
n Schiffe, das eine abwärts, das folgende aufwärts u. s. w. gehend.	abwärts voll	$n M$. . .	
Zug von n Schiffen abwärts gehend	aufwärts leer	$n M - n S$	leer
Zug von n Schiffen abwärts gehend	voll . . .	$(n-1) M - n S$	
Zug von n Schiffen aufwärts gehend	leer oder voll	$n M + n S$	voll
Zwei Züge, jeder von n Schiffen, der erste abwärts, der zweite aufwärts gehend.	voll . . .	$(2n - 1) M$	

Reihe von m gekuppelten Schleusen	Schleusen angetroffen	Entleertes Wasser	Schleusen verlassen
Ein Schiff abwärts gehend	leer . . .	$M - S$. . .	leer
	voll . . .	$- S$. . .	
Ein Schiff aufwärts gehend	leer . . .	$m M + S$. .	voll
	voll . . .	$M + S$. . .	
Zwei n Schiffe abwechselnd abwärts und aufwärts gehend	abwärts voll	$m n M$. . .	abwärts leer
	aufwärts leer		
Zug von n Schiffen abwärts gehend	leer . . .	$n M - n S$. .	leer
Zug von n Schiffen abwärts gehend	voll . . .	$(n-1) M - n S$	
Zug von n Schiffen aufwärts gehend	leer . . .	$(m+n-1) M + n S$	voll
Zug von n Schiffen aufwärts gehend	voll . . .	$n M + n S$. . .	
Zwei Züge von je n Schiffen, der erste abwärts, der zweite aufwärts gehend.	voll . . .	$(m + 2n - 2) M$	voll

Aus diesen Berechnungen ergibt sich, wie bereits gesagt, daß einfache Schleusen für die Wasserersparnis vorthellhafter sind als gefuppelte Schleusen; daß bei einer einzelnen Schleuse einzelne Schiffe, abwechselnd auf- und abwärts gehend, weniger Wasserverbrauch verursachen, als gleiche Anzahlen von Schiffen in Zügen, und daß andererseits an gefuppelten Schleusen Schiffe in Zügen weniger Wasserverbrauch verursachen als gleiche Anzahlen abwechselnd auf- und abwärts gehender Schiffe. Aus diesem Grunde ist es, wo eine lange Reihe gefuppelter Schleusen unvermeidlich ist, geräuschlich, sie doppelt zu machen, das ist zwei Reihen von Schleusen nebeneinander zu haben und die eine ausschließlich für aufwärts, die andere ausschließlich für abwärts gehende Schiffe zu verwenden.

Wesentlich günstiger gestaltet sich der Wasserverlust bei Verwendung der Bassins, schiefen Ebenen, Wehenforen u. s. w. und wurde hieron schon im Früheren Erwähnung gethan.

4) Eine weitere Quelle des Wasserverlustes entspringt aus der Undichtigkeit der Thore.

5) Besondere Verluste treten endlich bei Neufüllung und Wiederfüllung der Kanalfreie ein.

Gräff (Construct. des canaux et de chemins de fer, Seite 223) rechnet bei einem normalen täglichen Verlust von 0,1—0,5 Kubikmet. für den laufenden Meter täglich kurz nach Einlassen des Wassers 1,2—1,3 Kubikmet., und während der ersten Monate des Kanaltetriebes 0,3 bis 1 Kubikmet. Ein in normalen Zustande befindlicher Kanal ohne Zu- und Abflüsse zeigt nach Minard immerhin eine tägliche Senkung des Wasserpiegels von 3 bis 4 Centimet.

F. Speisung der Kanäle.

Kanäle werden aus Sammelgebieten, Brunnen, Quellen, Bächen gespeist und ihre Versorgung bedingt dieselben Fragen betreffs Regenmenge, Bedarf, Ersatz, welche bei Wasserversorgungen zur Lösung gelangen.

Im allgemeinen sollen die Anlagen zur Speisung den Wasserverbrauch zur Zeit des größten Bedarfs decken, wenn derselbe auch in der Zeit der geringsten Wassermenge der natürlichen Gewässer zusammenfällt.

Das Wasser wird hierbei einem tieferen Niveau oder einem höheren als jenem des Verbrauchsgebietes entnommen. Im ersten Falle kommen Pumpwerke, im zweiten Speisegräben (Zubringer, Rigolen), in beiden häufig Reservoirs zur Anwendung, welche den Consumptionsschwankungen entgegenzutreten haben.

Beispiele neuerer Anlagen sind die Pumpwerke zu Lodyport, durch welche der Kanal zwischen dem Illinois- und Michigan-See während des Sommers gespeist wird, so wie jene des Kanals von der Aëne nach der Narne, welche das Wasser auf 20 Meter heben, worauf dasselbe in einer 7,6 Kilomet. langen gemauerten Leitung der Scheitelstrecke zufließt, namentlich aber die Pumpwerke für den Rhein-Narne-Kanal und den Ostkanal in den Thälern der Mosel und Maas.

G. Kunstbauten.

Wir treffen:

1) Brücken, welche die Aufgabe haben, ein Communicationemittel über den Kanal hinwegzuführen.

2) Durchlässe, welche Wege oder kleinere Wasserläufe unter dem Kanal hindurchführen. Im letzteren Falle kann, wenn die Sohle des freuzenden Wasserlaufes eine directe Unterführung nicht gestattet, das Wasser durch eine U förmige gemauerte oder eiserne Röhre unter dem Kanal hinweggeführt werden (Siphons).

3) Entlastungsanlagen, welche dem überflüssig zugekommenen Wasser Abzug gestatten, was besonders bei heftigen Regen durch die Zuflüsse u. s. w. sich anjammeln kann.

4) Aquädukte, welche den Kanal über einen Fluß, eine Schlucht u. s. w. hinwegführen. Sie werden in Holz, Stein oder Eisen erbaut.

5) Tunnel- oder unterirdische Kanalfreien.

Das Profil des Tunnels hat die sich widerstehenden Anforderungen zu erfüllen, einerseits möglichst geringe Kosten zu verursachen, andererseits die Durchfahrt der Schiffe ohne zu großen Widerstand zu gestatten. Man kann letztere Anforderung zum Theil dadurch erfüllen, daß man den Leinpfad oder Treppelweg als Steg auf Consolen oder Pfeilern, d. h. den Tunnel führt, also dem Wasser feimwärts das Ausweichen unter dem Leinpfade gestattet.

Mittunter ist der Leinpfad ganz ausgeblieben. Der Durchzug erfolgt, indem sich die Schiffer mit den Füßen gegen die Wände aufwärts stemmen oder an Klammern längs den Wänden vorwärts ziehen, endlich am zweckmäßigsten mittels Seilzug oder Kettenzähnhart.

Bei besonders lebhaftem Verkehr hat man zuweilen zwei unterirdische Strecken nebeneinander angeführt, die in entgegengesetzter Richtung durchfahren werden (Grand trunk Kanal). Die größten Tunnel tauchten beim Panama-Kanal-Projekt auf.

6) Häfen. Darüber vgl. den Art. Hafen.

II. Wirtschaftliche Bedeutung der Kanäle.

Die directe Rentabilität der Kanäle, insofern wir darunter das Maß der aus den Nettoeinnahmen der Uinica möglichen Verzinsung des Anlagekapitals verstehen, ist seit Einführung der Eisenbahnen immer mehr im Schwanden. Während noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die bestehenden Kanäle fast durchweg gute finanzielle Resultate gaben, deden j. B. heute in Frankreich die Kanäle nur circa 40 Proc. der Unterhaltungskosten, eine Verzinsung des Anlagekapitals findet dafelbst in keiner Weise mehr statt. Ihr Nutzen liegt daher nur in den allgemein volkswirtschaftlichen und politischen Vorteilen. Diese Vorteile bestehen zunächst darin, daß eine Reihe von Gütern auf den Kanälen infolge der viel geringeren Kräfte, welche zu ihrer Förderung nötig sind, auf größeren Distanzen transportfähig werden, welche auf unferen Eisenbahnen und Entzagen nicht ökonomisch gefördert werden können, es sind dies Massenprodukte geringen Gewichtes der bergmännischen, forst- und landwirtschaftlichen Production. Der Betrieb auf Kanälen bedarf der hohen Sicherheitsmaßregeln nicht, welche dem Eisenbahntransporte innewohnen müssen, er ist nicht wie dieser auf bestimmte Haltestellen gebunden. Aus diesen Gründen ist auf Kanälen einerseits ein gleichzeitiger

Betrieb durch verschiedene Frächter mit eigenen Schiffen möglich, andererseits ein intensiver Lokalverkehr für die betreffenden Districte selbst, durch welche der Kanal zieht, gestattet, ohne daß der große Durchgangsverkehr hierunter wesentlich Schaden leidet.

Der Hauptnachtheil der Kanalförderung besteht darin, daß sie zu bestimmten Jahreszeiten infolge der Eißbildung unmöglich wird, worunter der regelmäßige Betrieb leidet und die gegenwärtige Betriebsweise nur geringe Geschwindigkeiten zuläßt. Der letztgenannte Nachtheil kann theilweise durch rationelle Anordnung der Schleusen und ihres Betriebes und Einführung der Schlepsschiffahrt mittels Dampftrieb gehoben werden. Transporte auf große Entfernungen können in den Kanalschiffen aber nur dann stattfinden, wenn die zu befahrenden Kanäle einheitliche Dimensionen haben, wovon bereits die Rede war. Ein Kanal, welcher ausschließlich Verkehrszwecken dienen soll, ist deshalb nur in Gegenden am Fluß, welche durch Reichthum von Bodenprodukten hervorragend sind und welche mit Consumtionöplätzen ersten Ranges oder mit dem Meere in Verbindung gesetzt werden sollen, wenn Massenverkehr auf weitere Strecken zu erwarten ist. In einem hochcultivirten Lande werden Kanal- und Eisenbahntransport nur hinsichtlich der Beförderung weniger Artikel für bestimmte Differenzen concurren, sondern sich einander wesentlich ergänzen können und hierdurch gemeinschaftlich zur allgemeinen Wohlthat beitragen. Besondere Bedeutung gewinnen die Kanäle dann, wenn sie gleichzeitig für landwirthschaftliche Be- und Entwässerungszwecke, industrielle Anlagen benutz werden können.

Im weiteren mögen hier noch die sehr beachtenswerthen Säge Fläße sinden, welche neuerer Zeit K. Hauser in seiner Behandlung des Themas Eisenbahnen oder Kanäle aufgestellt:

a) Die Behauptung, daß die Eisenbahnen an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt seien, ist ganz unhaltbar. Es ist im Gegentheil fast jede der deutschen Eisenbahnen sehr wohl im Stande, außer dem schon jetzt bestehenden Verkehr auch noch den ganzen Verkehr eines Kanals von beispielsweise 1,5 Millionen Tonnen per Jahr, entsprechend einem Verkehr von neun bis zwölf Güterzügen in jeder Richtung täglich, zu übernehmen. Die englischen Eisenbahnen weisen noch weit größere Leistungen auf.

b) Damit die Anlage eines Kanals den Vorzug vor der Anlage einer Eisenbahn verdiene, muß die Kanalfahrt erheblich billiger sein als die Eisenbahnfahrt zwischen denselben Endpunkten, weil sonst der Transport doch der concurrenzen Eisenbahn zuläßt.

c) Der Kanal wird in der Regel nicht nur ein wesentlich größeres Anlagekapital pro Längeneinheit, sondern auch eine wesentlich größere Gesamtlänge erfordern als eine Eisenbahn zwischen denselben Endpunkten.

d) Abgesehen von dem unter b) Erwähnten muß auch der Tarif des Kanals im Verhältnis der Werthlänge des Weges niedriger sein als der entsprechende Tarif des Eisenbahn.

e) Es kann sowohl für einen Kanal als für eine Eisenbahn rationell sein, bei Normirung des Tarifs für einen bestimmten Artikel ausnahmsweise von der Verzinsung des Anlagekapitals ganz oder theilweise abzusehen, um dadurch diesen Artikel überhaupt erst transport-, resp. ablas- und concurrenzfähig zu machen. Durch ein solches Verfahren kann nach manchen Seiten hin Nutzen gestiftet werden, während keiner der übrigen zur Verwendung gelangenden Artikel dadurch mehr belastet wird, als ohnedies zu geschehen hätte. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist der vor kurzem für das oberösterreichische Kohlenrevier erst vor kurzem eingeführte Tarif wohl be- rechtigt, wenn er nur einen ganz geringen Ueberschuß über die Selbstkosten im engeren Sinn ergibt, was wahrscheinlich der Fall sein wird.

f) Von dem unter e) erwähnten Ausnahmeverfahren kann eine Eisenbahn um so eher Gebrauch machen, je mehr die Verzinsung ihres Anlagekapitals durch Einnahmen aus dem Transport höher tarificirter Güter und aus dem Personentransport bereits gedeckt ist; bei einem Kanal geht dies weniger an, weil er fast ausschließlich auf den Transport von Massengütern, welche hohe Tarife nicht tragen können, angewiesen ist. Wenn aber die Verzinsung seines Anlagekapitals durch die Einnahmen aus den vorhandenen Transporten bereits gedeckt ist, so kann auch hier zu Gunsten eines erst transportfähig zu machenden Artikels die Ausnahme eingeführt werden.

g) Für den Kanal sowohl als für die Eisenbahn muß im allgemeinen und als Regel die Forderung gestellt werden, daß die Fracht die gesammten Selbstkosten einschließlich der Verzinsung des Anlagekapitals deckt; denn selbst wenn der Staat Eigentümer des ganzen Verkehrsnetzwerkes wäre, würde es unbillig und wahrscheinlich auch nicht durchführbar sein, zu Gunsten der an den Transporten direct Interessirten die Verzinsung des Anlagekapitals auf die Schultern der Gesamtheit der Steuerzahler abzuwälzen. Andererseits soll im volkswirthschaftlichen Interesse der Tarif nicht höher sein, als zur Erzielung einer ausreichenden Verzinsung nöthig ist.

h) Bei einem Kanal muß wegen des größeren Anlagekapitals ein größerer Betrag zur Verzinsung desselben in den Tarif abgenommen werden, als dies bei der Eisenbahn zu geschehen hat; dagegen sind die Selbstkosten des Transportes im engeren Sinne, d. i. exclusive des Betrages für die Verzinsung des Anlagekapitals, beim Kanaltransport sehr erheblich niedriger als beim Eisenbahntransport. Könnte von der Verzinsung des Anlagekapitals ganz abgesehen werden, so würde in Bezug auf Billigkeit des Transportes der Kanal einen nicht zu be- seitigenden Vorprung vor der Eisenbahn voraus haben, was bei solchen Kanälen, deren Anlagekapital bereits amortisirt ist, der Fall sein kann, bei neu zu erbauenden Kanälen aber bis nach vollendeter Amortisation nach g) ausgeschlossen ist.

i) Es gibt eine gewisse Größe des Verkehrs, bei welcher sich der in der Verzinsung eines größeren Anlagekapitals begründete Nachtheil des Kanals mit dem in den geringeren Transport- Selbstkosten im engeren

Sinne begründeten Vortheil derartig compensirt, daß die Gesammt-Erbskosten einschließlich des für die erwähnte Verzinsung erforderlichen Betrages denjenigen gleich kommen, welche der Transport auf der Eisenbahn verursacht. Unterhalb dieser Grenze ist die Eisenbahn, oberhalb derselben der Kanal im Vortheil, d. h. in der Lage, den billigsten Tarif stellen zu können.

k) Man wird die unter i) besprochene Verkehrgröße zu etwa 2 Millionen Tonnen pro Jahr, transportirt über die ganze Länge des Kanals oder der Eisenbahn, schätzen können. Soll demnach der Bau eines Kanals rationeller sein als derjenige einer Eisenbahn zwischen denselben Endpunkten, so muß zufolge von b) das Gesammt-Transportquantum noch erheblich größer sein als 2 Millionen Tonnen; für seinen der bisher in Deutschland projectirten Kanäle sieht ein Verkehr von solcher Größe mit einiger Sicherheit zu erwarten.

l) Nachdem für Preußen die Durchführung des Staatsbahn-Systems eine beschlossene (und zum großen Theil bereits ausgeführt) Sache geworden ist, erkeint es rationell, daß der Staat das gesammte Netz der Eisenbahnen und Kanäle in seiner Hand vereinigt und das ganze Anlagecapital derselben planmäßig amortisirt.

m) Unter dieser Voraussetzung kann auch der Bau neuer Kanäle als empfehlenswerth bezeichnet werden, denn wenngleich von denselben nicht sofort wesentlich billigere Tarife als auf den Eisenbahnen bei gleichen Verkehrsmengen erreichbar zu erwarten sind, so wird dadurch dem Lande für die fernere Zukunft der Vortheil der denkbar billigsten Gütertarife und damit eine eminente und höchst wünschenswerthe Steigerung seiner Concurrenzfähigkeit auf dem in- und ausländischen Marke gesichert.

J. Bestehende Kanalanlagen:

Dimensionen der wichtigsten künstlichen Wasserstraßen Belgiens.

Bezeichnung	Länge Kilom.	Wassertiefe Meter	Schienen			Tragfähigkeit Tonnen
			Zahl	Länge	Breite	
Kanal de Blaison à Vih	21,8	1,3	21	41,2	5,2	—
Kanal de Vossuy à Courtrai	15,4	1,3	11	37,7	5,2	—
Kanal de Brugelles à Rupel	28,1	3,1	5	39,0—76,0	7,5	—
Kanal de Charleroi à Bruxelles	74,3	1,3	55	19,0	2,7	72
			11	41,9	5,2	
Dentre-Fluß, kanalisirt	65,4	1,3	1	53,2	6,2	335
			1	27,2	6,2	
			1	68,0	8,4	335
Echelbflus (unterer)	116,2	2,1—7,6	1	40,8—41,7	6,5	335
	114,7	1,0—2,1	5	50,0—50,5	7,0	330
Kanal de la Neuse à l'Écaut	86,4	1,0	17	49,0—56,4	7,0	350
Kanal de Pége à Mastricht	20,4	1,0	7	56,0	8,2	350
Kanal de Louvain au Rupel	29,8	3,1	5	42,2	5,4	335
Lyßflus, kanalisirt	113,2	1,0—2,1	5	42,1	5,4	335
Kanal lat. à la Sp.	24,7	1,0—2,1	1	50,0	7,0	300—400
Kanal de Mastricht à Bois-le-Duc	44,8	1,3	3	100,0	12,0	
			9	56,3	9,0	350
			3	55,3	9,0	
Maas, kanalisirt	132,0	1,3—1,3	11	50,0	6,0	125
			3	41,0	5,2	310
Kanal du Moervaert	21,0	1,3—1,0	5	45,4	5,2	15—36
Kanal de Mons à Condé	21,2	1,0—2,1	2	39,1	5,2	270
			15	20,3	3,0	
Durtheßflus, kanalisirt	130,0	1,2	13	37,4	5,2	300
Kanal de Bommeroeul à Antioing	25,2	1,0—2,1	9	45,7	5,2	
Kanal Roulers à la Sp.	16,6	1,3	10	50,0	7,0	170—300
			4	45,1	8,2	50—250
Sambresflus, kanalisirt	93,6	1,7—1,3	13			
Kanal Turnhout à Anvers	37,2	1,3	10			
Dierflus, kanalisirt	42,0	—	1			

Dimensionen der wichtigsten kanalisierten Flüsse und Kanäle (England. *)

Bezeichnung	Länge	Wassertiefe	Schleusen			Tragsfähigkeit
			Zahl	Länge	Breite	
	Kilom.	Meter	Meter			Tonnen
Nire- und Calder-Schiffahrt	152	2,4	33	19,8—63,4	4,3—5,4	70—185
Abdon-Kanal	28	1,3	25	24,9	2,3	—
Basingstoke-Kanal	60	1,6	29	21,4	4,3	—
Birmingham-Kanal	270	1,6	169	24,0	2,4	50—80
Bridgewater-Kanal	66	1,3	22	21,0	4,3	35—60
Chesterfield-Kanal	74	1,3	65	21,3	2,0	40—50
Coventry-Kanal	52	1,4	13	21,6	2,3	40—50
Derby-Kanal	28	1,3	14	27,0	4,4	50—60
Glamorgan-Kanal	—	1,4	51	20,1	3,1	40—50
Gloucester-Kanal See	74	2,4	—	33,9	9,3	30—55
— „ „ „ „ „ Binnen	—	1,3	—	33,9	9,3	30—35
Grand-Junction-Kanal	216	1,3	136	26,3	4,3	40—50
Grand-Union-Kanal	37	1,3	17	23,4	2,3	40—50
Heresford- und Gloster-Kanal	54	1,0	21	21,3	2,4	32—34
Kennet und Avon Fluß	138	1,3	108	36,0	5,4	—
— „ „ „ „ „ Kanal	—	—	—	22,3	4,3	—
Leicester- und Northampton-Kanal	38	1,3	25	26,4	4,3	80—100
Lee (River) Conservancy	45	1,4	22	26,3	6,0	—
Leeds- und Riverpool-Kanal	227	1,3	91	21,0	4,3	40—50
Melton-Mowbray-Schiffahrt	23	1,3	12	24,3	4,3	20—22
Old-Union-Kanal	204	1,3	136	21,4	2,3	12—24
Oxford-Kanal	146	1,4	46	21,0	2,1	30—40
Peak-Forrest-Kanal	34	1,0	26	24,3	2,4	20—25
Portsmouth-Arun-Kanal	22	1,4	2	24,0	4,3	—
Severn-Kanal	70	4,3	8	45,0	9,0	150—200
Stafford-Worcester-Kanal	82	1,4	53	22,3	2,3	30
Stourbridge-Schiffahrt	11	1,4	20	21,3	2,1	—
Tarvisf.-Kanal	72	0,9	1	22,2	2,4	12—18
Thames- und Severn-Kanal	48	1,3	44	23,1	4,3	60—70
Trent-Schiffahrt	115	1,0	7	27,0	4,3	40—50
Ulverstone-Kanal	3	1,4	1	31,4	8,1	90—150
Warwick-Birmingham-Kanal	—	1,3	33	21,3	2,1	—
Worcester-Birmingham-Kanal	48	1,3	58	24,9	2,3	90—150
Weaver-Schiffahrt	32	3,6	7	29,4	5,3	40

*) Max R. Steiner von Weber, Die Wasserstraßen Norddeutschlands (Leipzig 1881).

Dimensionen der wichtigsten Kanäle und kanalisiertten Flüsse Frankreichs.*)

Bezeichnung	Länge	Bassertiefe	Schleusen			Tragfähigkeit
			Zahl	Länge	Breite	
	Kilom.	Metet	Metet			Tonnen
Niône, kanalisiert	57	1,30	7	51,0	8,0	
Kanal de l'Niône à la Marne	58	1,30	24	37,0	5,2	
Kanal latéral à l'Niône	51	1,70	8	37,0	5,2	
Kanal des Ardennes	100	1,80	48	37,3	5,2	
Kanal d'Arles à Bouc	47	2,00	4	52,6	8,0	
Aube	45	—	2	40,0	7,8	
Aulne	28	—	1	41,3	10,0	
Baise	70	1,30	24	28,0	4,3	
Kanal de Beaucaire	59	1,70	5	37,0	6,7	
Kanal de Berry	322	1,30	114	23,0—35,0	2,7—5,2	
Kanal du Blavet	60	1,60	28	30,0—60,0	4,7	
Kanal de Bourgogne	242	1,60	191	29,7—34,3	5,2	
Kanal de Briare	59	1,40	43	34,8	5,2	
Kanal du Centre	121	1,30	83	35,2	5,2	
Charente	163	1,00	18	38,3	6,4	
Kanal de la Deule	69	1,65	7	42,0	5,2	
Dordogne	161	1,40	9	34,0	6,0	
Kanal latéral de la Garonne	211	2,00	72	35,6	6,0	
Kanal d'Ille et Rance	84	1,60	48	29,0	4,7	
Kanal du Loing	50	1,30	23	32,3	5,2	
Kanal latéral à la Loire	206	1,30	53	34,0	5,2	
Lot	276	1,00	72	30,0	5,0	
Loûs	53	2,00	6	37,0	5,2	
Marne	178	1,00	22	38,7	5,2	
Kanal latéral à la Marne	106	1,70	34	38,3	5,2	
Kanal de la Marne au Rhin	318	1,60	181	38,1	5,2	
Mayenne	134	1,60	45	34,8	5,2	
Maas	231	1,30	20	45,3	5,7	
Kanal du Midi	240	2,00	106	31,0	5,8—6,0	
Kanal de Nantes à Brest	362	1,25	235	29,4	4,7	
Kanal de Nivernais	174	1,30	116	34,8—35,1	5,2	
Orne	104	1,30	7	51,0	8,0	
Kanal de l'Orne	107	1,30	10	58,3	3,2	
Kanal du Rhône au Rhin	350	1,00	164	30,0	5,2	
Kanal de St. Quentin	96	2,20	35	37,3	5,1	
Kanal de la Somme à l'Oise	66	1,30	38	42,0	5,2	
haute	—	—	2	37,0	5,2	
peute	314	1,30	10	44,0	8,0	
grente	—	—	5	160,0	16,0	
Saône	132	1,00	20	33,0	5,2	
Schelde	63	2,1—2,3	16	38,0	5,2	
Haute-Seine	189	1,60	20	11,0—185,0	7,7—12,0	
Basse-Seine	315	2,7—3,0	7	113,0	12,0	
Kanal de la Somme	156	1,30	24	36,4	6,5	
Tarn	148	1,00	31	32,3	5,2	
Vilaine	95	1,00	15	25,2	4,5	
Yonne	118	1,60	20	86,0	8,3	

*) M. Félix Lucas, attaché à l'administration centrale. Les voies de communication de la France d'après les documents officiels.

Bedeutendere schiffbare Kanäle Deutschlands.*)

Bezeichnung	Betriebs- weite	Länge	Wassertiefe		Schleusen			Tagesfähigkeit
			Kilom.	Meter	Zahl	Länge	Breite	
		Meter						Tonnen
Bromberger	26,5	1,3	9	40,2	8,8	125	
Colmarer	13,0	1,6	1	34,5	5,2	200	
Esler	32,0	3,2	5	35—35,0	8,1	200	
Etting-Oberländer	115,0	1,2	9	31,2	3,1	60	
Embs	26,0	1,4	5	30,0	5,8	80	
Embs-Beddie	21,0	1,2	2	33,0	6,5	100	
Hinow	S.	69,5	1,3	17	47,6	5,2-14,1	110-120	
Friedrich-Wilhelm	24,0	1,5	9	40,2	5,2	120	
Habler	32,0	1,1	1	20,2	6,1	16	
Havelländer	58,0	—	—	—	—	—	
Hunte	45,0	1,5	4	20,0	5,2	50	
Klobauß	45,5	1,2	18	26,6	4,0	60	
König-Wilhelms	23,0	1,6	1	157,0	23,5	80	
Main-Donau	173,0	1,6	91	36,5	5,0	100	
Niederrheinboiser	15,0	1,0	2	35,0	3,0	40	
Notte	22,0	0,8	3	37,7	5,2	75	
Papenburg-Stadt	30,0	1,8	3	30,0	6,5	80	
Pflauer	57,5	1,6	5	46,2	8,0	225	
.	.	9,5	1,1	1	50,2	7,9	200	
Rhändersehn	98,5	1,8	?	30-40,5	4,8-6,5	80	
Rhein-Warue	104,0	1,6	64	34,5	5,2	200	
Rhein-Rhone	132,0	1,6	87	34,5	5,2	200	
Saar	63,5	1,6	27	34,5	5,2	200	
Steinig	56,0	0,9	13	22,0	4,0	50	
Terfower	28,0	0,8	3	38,5	5,0	80	
Süd-Nord	71,0	1,0	12	33,0	6,5	100	
Templiner	13,5	0,7	3	36,6-110,5	5,0-26,0	60	
Treffahrt	23,5	1,1	3	14,7-16,1	4,1-4,7	20	
Waringsschutief	21,0	1,1	1	16,0	4,1	20	
Wischel-Haff	19,0	2,0	2	40,2	6,2	155	

*) „Die Wasserstraßen in Preußen und den angrenzenden Staaten“ vom Ministerium für Handel und öffentliche Arbeiten.

Der Staat der Kanäle Hollands — A Sketch of the public works in the Netherlands by L. C. van Kerkeik, Haarlem 1876 — belief sich 1874 in den einzelnen Provinzen:

Provinz	Gesamtlänge	Wesentliches Verzeichniß der Kanäle von über 30 Kilometer
	in Kilometern	
Groningen	727,2	Wischoterdiep und der damit verbundene Kanal von Muntenbam, 64,0. Damsferdiep, 30,0. Kanal von Nieuwe Zylen, 62,5. Kanal Stroobos-Veenwarden, 31,1. Kanal von Stroobos nach dem Kemmer, 79,0. Kanal von Veenwarden nach Worfum, 36,1.

Provinz	Gesamtlänge	Namentliches Verzeichniß der Kanäle von über 30 Kilometer
	in Kilometern	
Friesland		Kanal von Leeuwarden nach Franeker und von da zum Kanal zwischen Leeuwarden und Hartingen, 31,0. Kanal von Sneek nach Stavoren, 31,0. Watercourse von Sneek nach Ofsenzel, 38,2. Kanal der Hooge Beenen in Ofsstellingwerf, 44,1.
Friesland	550,8	Drensche Hoosvaart, 43,8. Orange-Kanal, 44,0. Hoogeveen-Kanal, 55,0. Debomvaart, 39,0.
Drenthe	212,9	Kanal von Zwolle nach Almelo, 48,0. Apeldoorn-Kanal, 32,0.
Dverysfel	288,7	Von Zuid-Willemsvaart nach der limburgers Grenze, 55,0.
Gelderland	54,9	Marf- und Dintelfluß, 41,2. Reulfsche vaart (Kanal von Köln), 36,7. Die kanalifirte Affel, 32,0. Kromme Rijn, 30,4. Großer Nordholland-Kanal, 80,0. Kanal um den Haarlemer-Weerbufen, 59,5
North-Brabant	162,9	Kanal der sechs Städte Nordhollands, 39,1. Kanal von Rotterdam nach Harlem, 55,2.
Utrecht	120,9	Rhein von Ratwyf nach Utrecht, 49,2.
North-Holland	358,4	
South-Holland	276,9	
	2885,5	

K. Größere Kanalprojecte.

a) Deutschland.

Der Elbe-Elpre-Kanal, welcher den Producten Sachfens und Böhmens einen billigeren Weg nach Berlin eröffnet, erhält zwischen Kiefa (Grödel) und Berlin eine Länge von 146 Kilomet., während der zur Zeit bestehende Wasserweg 409 Kilomet. lang ist. Die Terrainverhältnisse gestatten die Anlage von zwei sehr langen Haltungen, zwischen denen in der Gegend von Daruth und Czupig wahrscheintlich geneigte Ebenen oder hydraulische Schleusen angelegt werden. Dieses Kanalproject (darüber ist zu vergleichen u. A. Grosse, Der Elbe-Elpre-Kanal) hat unter den größeren Projecten, welche vorliegen, wol am meisten Aussicht auf Verwirklichung. Ihm soll als Anschluß die Ausführung des Dber-Elpre-Kanals folgen.

Ein Rhein-Wefer-Kanal und ein Wefer-Elbe-Kanal wäre namentlich für die Kohlengenden Westfalens und der Rheinlande von Wichtigkeit. Die Länge beider Kanäle ist (im ganzen) zu 472 Kilom. ermittelt. Die Anschlüsse erfolgen nach den veröffentlichten Projecten an den Rhein bei Ruhrort, an die Wefer bei Minden und an die Elbe bei Nigrripp unterhalb Magdeburg. Näheres siehe Michaeis, Rhein-Wefer-Kanal (Berlin, Ernst und Korn) und Heß, Wefer-Elbe-Kanal in Zeitschr. d. Arch. und Ing.-Ver. zu Hannover 1871, S. 180.

Ein Rhein-Maas-Kanal (etwa 47 Kilomet. lang) würde eine seit Jahrhunderten befürwortete Idee verwirklichen und eine Fortsetzung des Rhein-Wefer-Kanals bilden. Die Anschließpunkte sind Bents an der Maas und die Gegend zwischen Urdingen und Dudberg (in der Nähe von Krefeld) am Rhein.

Ein Kanal von Berlin nach Rostock, 265 Kilomet. lang, trifft auf seiner Trace ein sehr günstiges Baulterrain, weil daselbst eine größere Anzahl von Landern (u. B. der Müritzer-See, der Kradowers-See u. a.) vorhanden sind. Ueber dieses interessante Project liegen ausführliche Mittheilungen vor in: Wiggers, Das Project des Rostock-Berliner Schiffsahrkanals vom Wasserbau-Inspector Heß zu Hannover (Rostock, Kutm).

b. Der Stertzich.

Der etwa 273 Kilomet. lange Donau-Dber-Kanal, dessen Project (1881) dem österreichischen Reichsrathe zur Genehmigung vorliegt, zweigt bei Wien aus dem Bett der alten Donau mit einer Sohlencote von 148,0 Metern ab, durchzieht in ziemlich gradher Richtung das Marchfeld und die Wasserscheide zwischen der Donau und dem unteren Marchgebiete, geht von Ungern als Lateral-Kanal zur March bis Kwaßitz, übersteigt dort die March und das Tiefland zwischen der March und Weöda bei Wien und zieht sich als solcher zur Weöda bis an den Fuß der Wasserscheide bei Kustopetsch.

Die Kanalstrecke über die Wasserseide zwischen der Bèva und der Ober hat eine Schellelhaltung von 9 Kilom. Länge. Die Höhenote der obersten Haltung beträgt 281,2 Meter. Im Obergebiete geht der Kanal wieder als lateral-Kanal zur Ober bis Oderberg und endigt dort mit einer Höhenote von 193,2 Meter.

Der Höhenunterschied zwischen Wien und der Scheitelsecke beträgt somit 133,2 Meter, zwischen der Schellstrecke und Oderberg 87,2 Meter.

Die Gesamtzahl der Schleusen am Kanal ist inklusive der projectirten Trennungseisenbahn im alten Donaurbett 84.

Die Speisung der Wasserseide zwischen Donau und March wird durch einen Zubringer besorgt.

Die Speisung der Wasserseide zwischen March, resp. Bèva und Ober erfolgt durch Aufspeicherung des erforderlichen Speisewassers in Thalsperren und Reservoiren im Gebiete der oberen Bèva.

Das zu verzinrende Effectivcapital würde sich auf 32,290,000 Gulden oder 140,117 Gulden pro Kilometer belaufen.

Der Gesamtverkehr auf dem Kanal wird auf 1,800,000 Tonnen geschätzt.

c. Frankreich.

Die französische National-Versammlung beschloß für die Verbesserung des bestehenden und den Ansbau dieses Wasserstraßennetzes einen Betrag von rund 833,000,000 Fr. zu bewilligen und hat je nach der Dringlichkeit die Arbeiten in drei Klassen vertheilt.

1. Klasse rund	435,000,000 Francs
2. " "	192,000,000 "
3. " "	206,000,000 "

Als die dringendsten Heststellungen, d. i. Arbeiten der ersten Klasse, sind genannt:

- 1) Kanalströmung der Seine zwischen Paris und Rouen auf drei Meter Wasserhöhe.
- 2) Herstellung des Kanals zur Verbindung der Dife, Aisne, Marne, oberen Seine, Yonne und der Kanäle von Bourgogne, Briare und Orléans.
- 3) Canal lateral zur Rhone von Lyon bis Arles.
- 4) Kanal von Bourc bis Marseille.
- 5) Verbindung des Kanals von Orléans mit der Loire, Sarthe, Mayenne und Vilaine.
- 6) Kanal von Montluçon nach Chalons und Vertheferung der Loire zwischen Angers und Nantes.
- 7) Kanal von Bourdeaux nach Bayonne.

Der Bau dieser Kanäle hat bereits begonnen. Im J. 1878 wurden vollendet: 1) der Kanal zwischen der Aisne und Dife (per Kilom. 320,000 Francs); 2) der Kanal zwischen der Saône und Marne (per Kilom. 292,000 Francs) und ein Seitenkanal von Dijon nach Bafis (per Kilom. 167,000 Francs); 3) der Kanal von der Saône und dem Aisne-Kanal von Pont-à-Saône nach Montbéliard (per Kilom. 268,300 Francs);

zusammen 301 Kilom. mit einem Aufwand von 84,608,568 Francs oder per Kilom. 281,100 Francs.

L. Maritime Kanäle.)

Wir bringen als bedeutendsten Beispiele:

a) Den Suez-Kanal.

Nach der Tradition soll schon der erste der Pharaonen (etwa 2300 v. Chr.) versucht haben, die Verbindung zwischen dem Mittelmeere und dem Arabischen Golf herzustellen.

Nach andern Ueberslieferungen würde dem unternehmenden Pharao Sesostris (Rhamfes II. 1535 v. Chr.) die Ehre des ersten Versuches gebühren. Diefes bekräftigt der Engländer Wilkinson durch die Entdeckung eines dem Pharao Rhamfes gewidmeten Denkmals in den Ruinen von Trapeunt, nördlich von den Bitter-Teen der Landenge von Suez.

Ersi 600 vor Christus hat der Pharao Psammetich den Entschluß gefaßt, den Nil mit dem Arabischen Meerbusen durch einen Schiffahrts-Kanal in Verbindung zu bringen. Sein Sohn Necho hat auch wirklich den Bau des Kanals begonnen; der Bau wurde jedoch durch Ausbruch eines langwierigen Krieges unterbroden.

Nach Eroberung Aegyptens durch die Perser unter Cambyses wurde der begonnene Kanal (nach Herodot) durch Darius' Sohn des Hystaspes, etwa 500 Jahre vor Christi Geburt vollendet. Herodot, welcher im 25. Jahre nach dem Tode des Darius Aegypten bereiste und längere Zeit hindurch dort verweilt, schrieb: „der Kanal sei so groß gewesen, daß zu dessen Durchschiffung vier Tage erforderlich waren, und so breit, daß zwei dreieckige Schiffe sich begegnen konnten. Er war westlich von Bubastis (Tell-Baska) aus dem Pelusinschen Nilarm abgeleitet, zog sich durch das heutige Simitatthal und mündete in den Arabischen Meerbusen“.

Aristoteles, Strabo und Plinius hingegen stellen die Vollendung des Kanals durch Darius in Abrede; sie behaupten, dieser sei erst durch Ptolemäus Philadelphus 260 Jahre vor Christus ausgeführt worden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Mitte des 3. Jahrhunderts vor Christus der Kanal vollendet und für größere Schiffe fahrbar gemacht wurde. Dieser Kanal ist aber infolge der wilden Zeit der Ptolemäer zu Ende des 1. Jahrhunderts vor Christus gänzlich in Verfall gekommen, wurde indeß zu Anfang des 1. Jahrhunderts nach Christus vom Kaiser Trajan wiederhergestellt, verbessert und theilweise umgelegt, dann nochmals vom Kaiser Dmar 640 nach Christus restaurirt und bis zum 8. Jahrhundert benutzt, von da an aber vernachlässigt, sodaß er gänzlich versandete.

Es vergehen beinahe zehn Jahrhunderte ohne jegliche Erinnerung, daß jemals ein Kanal bestanden, der

1) Nach Aufträgen in der Zeitschrift des österr. Ingenieur- und Architektenvereins.

den Seeweg vom Mitteländischen Meer nach Ostindien um circa 3600 Meilen verkürzen konnte; erst als Aegypten unter türkische Herrschaft kam, beschäftigten sich mehrere Sultane, besonders Mustafa III. (1754—1774) mit der Wiederherstellung des österrmarinen Kanals, ebnete jedoch zur Ausführung desselben zu föhreten.

Erst Bonaparte griff während des ägyptischen Feldzuges 1799 das Project wieder auf, und ernannte eine Commission zur Nivelirung des Isthmus und Untersuchung des Niveaus beider Meere, welche sich in dessen gegen die Ausführbarkeit desselben aussprach, „da die Niveaueverschiedenheiten der beiden Meere zu groß seien“. Diese Niveaueverschiedenheit galt lange Zeit als eine unbeschränkte Thatsache, bis sie endlich 1841 durch barometrische Messungen der englischen Offiziere als ein Irrthum nachgewiesen wurde.

Infolge davon trat 1846 eine Gesellschaft von englischen, französischen und österreichischen Bankiers zusammen, in deren Auftrag die Ingenieure Stephenson (Sohn des berühmten Erbauer der ersten Locomotive), Talabot und Regrelli 1847 das ganze Terrain nochmals untersuchten und die Niveaugleichheit beider Meere bestätigten.

Die englische Regierung war aber aus politischen Gründen, und weil sie das Monopol des ostindischen Handels durch den Kanal zu verlieren fürchtete, dem Unternehmen abhold und agitierte dagegen, begünstigte aber die Anlage einer Eisenbahn über den Isthmus. Endlich nach langen geheimen Unterhandlungen mit Frankreich nahm der Vicekönig von Aegypten Mohammed Saïd das Kanal-Unternehmen auf, und berief 1854 zu diesem Zwecke den französischen Ingenieur Ferdinand de Lesseps, welcher am 30. Nov. 1854 einen Firman zur Concession des Kanalbaues und Bildung einer Actiengesellschaft erhielt.

Hingegen lesen wir in dem officiellen Berichte des Herrn de Lesseps von 1855 über diesen Act der Concessionirung des Kanal-Unternehmens folgendes:

„Es war im Monate October 1854, als ich eine Reise nach Aegypten unternahm, wohin mich der neue Vicekönig Mohammed Saïd, der mich seit 20 Jahren mit seiner Freundschaft bedachte, zu einem Besuche freundlich eingeladen hatte. Ich hatte von niemand irgendwem wie immer Namen habende Wissen erhalten. Auf einer Reise, die ich mit dem Vicekönig von Alexandrien nach Raïro durch die Libyische Wüste machte, kam zum ersten mal die Rede auf die Durchföderung der Landenge von Suez. Der Vicekönig war durchdrungen von den großartigen Erfolgen einer solchen Unternehmung und ersuchte mich um eine Denkschrift über diesen Gegenstand.“

Lesseps ermangete nicht, diese Denkschrift anzuhar-

beiten und dem Vicekönig zu übergeben. Die Folge davon war ein Firman, der gleichzeitig den fremden Consuln mitgetheilt wurde und nur noch der Bestätigung des Großherrn bedurfte, um sogleich an die Ausführung des Werkes gehen zu können.

Im December 1854 und Januar 1855 ersuchten die Herren Riant Bei und Megel Bei aufs neue die projectirte Trasse und waren bereits im März 1855 im Stande, ihren Generalbericht vorzulegen. Herr von Lesseps begab sich nach Konstantinopel, um die Ratification der vom Vicekönig erhaltenen Concession zu erlangen. Der Sultan sowl als seine Rathgeber zeigten sich angeblich geneigt dazu; hier aber trat ein störendes Element in der Person des britischen Vorkonsuls Lord Straford ein, welcher eine Verzögerung der Ratification zu erwirken wußte. Lesseps sah sich genöthigt, eine Reise nach England zu unternehmen, um die Hindernisse, die man ihm in den Weg legte, an ihrer Quelle aufzusuchen. In London war er bemüht, bei allen dabei interessirten Männern alle Bedenken zu enträsten, welche in englischen Gemüthern gegen eine Unternehmung von so ungeheurer Bedeutung aufkommen könnten. Bald darauf wurde Lord Straford von Konstantinopel abberufen und nach einiger Zeit erfolgte die gewünschte Ratification. Der eigentliche Bau wurde am 25. April 1859 begonnen und am 17. Nov. 1869 vollendet.

Der 160 Kilometer lange Kanal führt 89 Kilomet. durch Hafen und See und nur 71 Kilomet. durch trockenes Land, hat 8 Meter Tiefe und 22 Meter Sohlenbreite, sowlas sich große Schiffe bequem nur in Ausweichstellen und Seen begehen können. Nur durch den Flußwechsel, bis zu 3 Meter im Rothen Meere, ist Gefälle zwischen den beiden Meerespiegeln vorhanden, wodurch bei Hochwasser im Rothen Meere ein Einströmen in den Kanal stattfindet, welches sich nur bis zu den Bitter-Seen bemerklich macht. Der Kanal ist für Schiffe aller Nationen bis zu einem Tiesgange von 7,5 Meter geöffnet, Dampfschiffe dürfen mit eigener Kraft darauf fahren, Segelschiffe über 60 Tonnen Gehalt müssen sich jedoch eines Schlepvers bedienen. Zum Aussehen des Kanals hat man verschiedene construirte Daggemaschinen und Elevatoren in Anwendung gebracht. Sehr bemerkenswerth ist der Einfluß, welchen der Kanal auf das Klima seiner Nachbarschaft übt.

Vom J. 1854—1870 regnete es in der Umgebung derselben höchstens einmal jährlich, jetzt thaut es fast und regnet es wenigstens zweimal im Monat. Die Bewohner von Suez beklagen sich weniger über die Hitze des Sommers, und längs dem Kanale bildet sich eine Vegetation, die ihren Ursprung den neu hervorgerufenen atmosphärischen Niederschlägen verdankt.

Frachten-Verkehr durch den Suezkanal:

Jahr	Tonnen	Schiffe	Einnahmen		Abgaben pro Tonne	
			Francs	Netto Francs		
1870	435,911	489	5,159,327	10		
1871	761,467	765	8,993,737	"		
1872	1,439,160	1082	16,407,591	"		
1873	1,586,189	1172	22,897,317	"		
1874	2,439,708	1264	24,859,348	13 (Kriegsschiffe	10 Francs)	
1875	2,940,700	1494	28,886,300	"		
1876	3,093,700	1457	31,174,694	"		
1877	3,418,949	1663	32,774,344	"		
1878	3,291,525	1593	31,098,229	12,5		
1879	3,236,922	1477	29,668,060	"		
1880	4,378,974	2026	41,820,899	12		

Dem Gesamtverkehr entfallen 70% auf die englische Flagge,
30% auf die andern Nationen.

b) Den Kanal von Panama.

Auf dem im Mai 1879 in Paris abgehaltenen internationalen Congresse zum Studium eines interoceanischen Kanals^{*)} hat sich die technische Commission bekanntlich für die Anlage eines Niveau-Kanals, d. h. eines solchen ohne Schlußen, in der Richtung des Golfes von Limon nach der Panama-Bai ausgesprochen. Diesem von dem Congresse mit großer Majorität sanctionirten Beschlusse lag das von den französischen Marine-Offizieren Wise und Reclus verfaßte Project zu Grunde, welches auch mit einigen, schon während der Verhandlung sich als wünschenswerth herausgestellten Modificationen, von der unmittelbar nach dem Congresse gebildeten „Compagnie universelle du canal interoceanique“, an deren Spitze Lessps trat, angenommen wurde.

Die projectirte Tract des Durchstiches ist die folgende: An der Küste des Atlantischen Oceans nimmt der Kanal seinen Ausgangspunkt in dem östlichen Theile des Golfes von Limon, dort wo die natürliche Tiefe 8,5 Meter beträgt; er durchzieht die Niederungen von Winde und wendet sich gegen das Thal des Chagres, welchen er nach zwei Krümmungen in der Umgebung von Gatun erreicht. Sodann hält er sich in der Nähe des Flusses, dessen Windungen mehrmals durchschneidend, und gelangt mittels sieben Krümmungen nach dem Dre Malachin, wo er sich von dem Chagres trennt. Von hier ab verfolgt der Kanal das Thal des Obispo, eines am Culabrav entspringenden Nebenflusses. Jenseit der Wasser-

scheide benutzt der Kanal das Thal des Rio Grande und mündet nach drei Krümmungen in den Golf von Panama auf einem Meeresspiegel von ungefähr 7,5 Meter Tiefe unter dem niedrigsten Meeresspiegel, sojag beim mittleren Niveau die Tiefe des Kanals an dieser Ausmündung circa 10,5 Meter beträgt. Die Rabien der Curven sollen nicht weniger als 2000 Meter betragen, damit die größten Schiffe von 150 Meter Länge anstandslos passiren können.

Die Gesamtlänge des Kanals ist 73 Kilom.; die bestehende Panama-Eisenbahn wird an zwei Punkten und zwar bei Kilom. 35 und Kilom. 55 geschnitten.

Das Profil des Kanals bietet nur für Ein Schiff Platz. Im Erdboden beträgt die obere Kante 50 Meter, die untere 22 Meter, die Kanaltiefe 8,5 Meter, im Felssboden die obere Breite 28, die untere 24 und die Wassertiefe 9 Meter. In dem engeren Profil für festes Gestein sollen durch Anwendung von Längsbölgern in der Höhe der Wasserlinie die Schiffe vor dem schädlichen Anstreifen geschützt werden. Ferner sind sechs Ausweirstellen (Waldin) in einer Breite von 44 und einer Länge von 500 Meter in Aussicht genommen. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß diese Detail-Angaben (1882) noch keineswegs als feststehend zu betrachten sind; sie haben vorzugsweise den Zweck gehabt, der approximativen Kostenberechnung als Grundlage zu dienen und können selbstverständlich durch die weiteren Erhebungen und noch während des Baues mannichfache kleinere Modificationen erfahren.

Literatur. *) Ann. industr. 1874, 13. Decbr. Verbindungskanal zwischen Marne und Saône; — 1875,

*) Näheres über die Besatzungen am Jahnus ist enthalten im: „Congrès international d'études du canal interoceanique“, Comptes rendus des séances, Paris 1879; ferner: Mittheilungen der k. k. geograph. Gesellschaft in Wien, XXI. Bv.; Oesterr. Eisenbahnjung.

*) Mehrere ausföhrliche den ganzen Umfang des Gebietes umfassende Werke sind mit * bezeichnet.



21. Febr. Schiffahrtsstraßen im Bassin der Voire. — Bellingrath, Studien über den Bau und die Betriebsweise eines künstlichen Kanalnetzes (Berlin). — Bericht über die Voruntersuchung zum Hunte-Embs-Kanal (Ebenburg). — Berlin und seine Bauten, II. — *Bransaut*, Etude sur les voies de transport en France (Paris). — *Cassagne*, Sas éleveur hydraulique à Anderton (Paris 1876). — *Cordier*, Navigation intérieure (Paris 1819). — *De la Roche*, Atlas et description du canal royal de Languedoc (Paris). — Denkschrift betr. die im preussischen Staate vorhandenen Wasserstraßen (Berlin 1877; nicht im Buchhandel). — Deutsche Bauzeitung 1873, S. 365; Ueber den Donau-Der-Kanal; 1874, S. 214; Ueber den Mosel-Saar-Kanal; 1874, S. 161; Zur Frage über die Ausbildung der Wasserstraßen. — Dietrich, Der Erweiterungsbaue des Landwehrkanals (Berlin 1875). — *Duer*, Construction d'un Ascenseur hydraulique aux fontinettes (London). — Düffelberg, Die Schiffahrtskanäle in ihrer Bedeutung für die Landes-Melioration (Bonn 1877). — Engineering 13. März 1874; Ueber Schiffahrtskanäle in Oberägypten; 1871, April bis Juni; Ueber die Kanäle in Canada; 1874, 3. April; Kanalbau in Finnland. — *Girardin*, Moteurs hydrauliques et travaux exécutés pour l'alimentation du canal de l'Aisne à la Marne (Paris 1872). — *Graeff*, Construction des canaux et des chemins de fer (Paris). — *Hageau*, Description du canal de jonction de la Meuse au Rhin (Berlin 1819). — *Hagen*, Handbuch der Wasserbaukunst II. Theil, 3. Band. — *Handbuch der Ingenieurwissenschaften*, 3. Band, X. Kapitel, Schiffahrtskanäle (Leipzig 1882, 2. Aufl.). — *Hartwich*, Bemerkungen über die Schiffahrts- und Vorfluthverhältnisse Berlins mit Anschluß eines Projectes zu einem Kanale von der Oberspre nach der Havel (Berlin 1874). — *Hausler*, Eisenbahnen oder Kanäle. — *Havestadt*, Project zu einem Südkanal bei Berlin (Veröffentlichungen des Architekten-Vereins zu Berlin 1878). — *Heß*: Das Project des Berlin-Rostocker Kanals, der Rhein-Marne-Kanal. Allgemeine Bauzeitung, 1871, S. 174. Die Kanäle des Staates New-York nebst Bemerkungen über den Wasserverbrauch der Schiffahrtskanäle, Zeitschr. für Bauwesen, 1867, S. 549. — Bemerkungen über die Festhaltung der Normaldimensionen für Schiffahrtskanäle. Zeitschr. des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover 1874, S. 526. — Die Bedeutung des Rostock-Berliner Schiffahrts-Kanals für die landwirtschaftlichen Interessen der Provinz Brandenburg (Rostock). — *Heß*, Die französischen Schiffahrtskanäle und die in Norddeutschland projectirten Kanäle. Zeitschrift für Bauw. 1870, S. 501. Der Weser-Elbe-Kanal. Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover, 1871, S. 186. — *Herr*, Der- lateral und Der-Weichsel-Kanal. — *Hirsch*, Notice sur les éleveurs et plans inclinés (Paris 1881). — *Hotarew*, Beschreibung der in England angelegten schiffbaren Kanäle (Hannover 1770). — Praktische Anleitung zur Bau-

kunst schiffbarer Kanäle (Hannover 1805). — Jordan, Der Saarkanal und seine Verkehrsverhältnisse (Saarbrücken 1878). — *Kleinschrod*, Die Kanalverbindung des Rheins mit der Donau (München). — *Knobloch*, Mosel-Saar-Kanal (Wien 1879). — *Kranz*, Schlußbericht über den vorzunehmenden Ausbau der Wasserstraßen in Frankreich (Wien). — *Lebmayer*, Correction des Ederewig-Kanals (Ragaburg 1878). — *Mallieux*, Travaux publics des états-unis d'Amérique en 1870, S. 358. — Le canal de l'Est, Ann. des ponts et chaussées 1876. — *Mayer*, Der Donau-Der-Kanal als Actienunternehmung (Wien 1873). — *Michaelis*, Project des Rhein-Weser-Kanals (Berlin). — *Minard*, Cours de construction des ouvrages qui établissent la navigation des rivières et des canaux (Paris 1841). — *Molinos*, La navigation intérieure de la France (Paris 1875). — *Möller*, Die Wasserstraßen in den Vereinigten Staaten von Amerika in ihrer commerciellen und industriellen Bedeutung (Berlin). — *Delwien*, Der Ausbau der Wasserstraßen in Mitteleuropa (Wien). — *Picard*, Alimentation du canal de la Marne au Rhin et du canal de l'Est (Paris 1880). — *Picard* und *Bruniquel*, Bauten am Rhein-Marne-Kanal (Annales des ponts et chaussées 1880). — *Rehnsch*, Die wirtschaftliche Bedeutung und Rentabilität des Ebesyren-Kanals (Berlin 1881). — *Schmidt*, Der Elbing-Oberländische Kanal. Zeitschrift für Bauw. 1861 S. 150 (Berlin). — *Schlichting*, Rhein-Elbe-Kanal (Wiel 1878). — *Schönfelder* und *Mohr*, Die Dohagelschleuse am Ghesapeake-Elbe-Kanal. — *Sonne*, Schiffahrtskanäle (Heft Handbuchs). — *Stevenson*, The principles and practice of canal and river engineering (Edinburgh). — *Strom Bussing*, Handleiding tot de kennis der waterbaukunde voor de Kadetten der genie (Weba). — *Verhandlungen des Vereins zur Hebung der deutschen Schiffahrt*. — *Vuigner*, Rivière et canal de l'Oureq (Paris). — *von Weber*, Die Wasserstraßen Nordeuropas (Leipzig 1881). — *Wiß*, Eisenbahn oder Kanal (Berlin). — *Wiggerß*, Rostock-Berliner Schiffahrtskanal (Rostock).

(Friedrich Steiner.)

Kanal-Inseln (Channel Islands), s. *voit* wie Normannische Inseln (s. d. Art.).

Kanalisation, System unterirdischer Wasserabzüge zur Entseinerung der verunreinigten Flüssigkeiten aus den Städten, s. Städtereinigung.

KANARESISCHE SPRACHE, Kannada, sanskrit Karnāṭaka, zum dravidischen Stamme gehörend, wird in Mysore, dem südlichen Wahrtenlande, den westlichen Nizamgebieten bis Beber und im Bezirke Canara gesprochen. Die Badagas und Kōtas reden Dialekte derselben. Die ältesten Denkmäler derselben mögen bis in das 12. Jahrh. unserer Zeitrechnung hinaufreichen, und sie beweisen, daß seitdem die Sprache sowohl im Laut- wie im Formenwesen beträchtliche Veränderungen erlitten hat. Der Bau der Sprache ist der ihrer Familie

gemeinsame: rein agglutinierend, und zwar suffigierend mit Spuren einer richthierweise Vokalharmonie. Die Wortfolge ist fest bestimmt; es steht das Subject vor dem Prädicate, das Object vor dem Verbum, jedes Attribut, es sei genitivisch, attributiv oder adverbial, vor dem näher zu bestimmenden Worte. Das Verbum beschießt mithin den Satz, und Participialconstruktionen erzeugen die Conjunctionen und den Relativsatz.

Die Laute der Sprache sind:

Vocale: a, ä, i, l, e, ç, o, ô, u, ü
 Gutturale Conf.: k, g, ü
 Palatale: ç, j, ü
 Cerebrale: t, d, y
 Dentale: t, d, n
 Labiale: p, b, m (und anusvāra)
 Halbvoicale: y, v, r, r, l, l
 Fißhlaute: s, s

Im Neu-Kanarischen ist r zu q und p zu h geworden. Ein Wort kann nur mit einem Vocale oder mit einem einfachen Consonanten anfangen und muß in der neueren Sprache auf einen Vocal auslauten, während in der älteren Sprachperiode auch consonantische Anslaute zulässig waren. Merkwürdigerweise ist jenes Wohlklangsgesetz nicht durch Abschluß des Schlußconsonanten, sondern durch Anfügung eines euphonischen kurzen Vocals — meist u — verwickelt worden. Im Anlaute sind einfache mutae unzulässig; dagegen hat das in andern verwandten Sprachen (Kannulisch, Malajalam) herrschende Gesetz, wonach mediae im Anlaute unzulässig sind, im Kanarischen keine Geltung. Der Hiatus wird durch Einschlebung der Halbvoicale v (hinter a, u, o, au) und y (hinter i, e, ei) vermieden. Der Accent ruht stets auf der ersten Silbe des Wortes. Nimmt der Stamm ein Flexionsuffix an, so wird sein Vocal, wenn er lang war, gekürzt.

Die Substantiva werden in zwei sogenannte Klassen getheilt, eine höhere, die belebten vernünftigen Wesen, und eine niedere, alle andern Hauptwörter in sich schließend. Wörter der höheren Klasse haben im fem. sing. das Pronominalsuffix -anu, alt -am, im fem. sing. -alu, alt -al, zuweilen -iti, -ti, im plur. mase. und fem. -aru, -äre, -ri. Substantiva der niederen Klasse, Neutra, bestehen entweder aus dem bloßen Stamme oder nehmen das Suffix -du an; ihr Pluralsuffix ist -galu, alt -gal. Die Casusuffixe (Wortpositionen) werden hinter jenen Geschlechts- und Zahl suffixen angefügt. Der Nominativ hat kein Casuszeichen. Die Suffixe der übrigen Casus sind: Accusativ alt -am, jetzt -ama, -anu; Instrum. alt -im, -indam, jetzt -inda; Soc. -odane; Dativ alt -ke, jetzt -ge, -kke, -ige; Abl. alt -atani, jetzt -inda, deseyinda (mit sanst. deçe?); Gen. alt -a, jetzt -a, zuweilen -adu, -attu, -ada, -ina; Vocat. alt -ol, -öl, jetzt -alli, -illi. Der Vocativ wird entweder durch Verlängerung des Auslautvocales oder durch Anfügung von -ä, -e, -ä, beim Plural mase. und femin. überdies zuweilen durch -ira, -irä, ausgedrückt.

Die Steigerung der Adjectiva und Adverbien wird

durch syntaktische Mittel, Vocativ des verglichenen Object's, ersetzt.

Die Cardinalzahlen von 1—10 erscheinen je in doppelter Form, einer kürzeren, objectivischen, und einer längeren, substantivischen. Sie lauten im Altkanarischen: 1 or; ondu. 2 ir; erañ. 3 m; mra; mām. 4 nāl; nālu; nālku. 5 ei; eidn. 6 ar; arū. 7 e; çhu. 8 ey; eytu. 9 ombhayi; tom; ombhattu. 10 bhattu, vattu, padia, padi, pan; pattu (jetzt hattu). 100 nārū. Die Ordinalzahlen nehmen das Suffix -anē an, z. B. māranē, dritter.

Die Pronomina 1. und 2. Person Sing. und Plur. erscheinen je in dreifacher Form: als Nominativ, als Vastis der casus obliqui und als Personalendungen der Verba.

	I.	II.	III.
1. Pers. Sing.	yān, ān, en, nan'	em, en', ēnn, uānā, nā	ēne, e
1. Pers. Plur.	ām, āvu, nāvu	em, nam evn, ēvn, ēve	
2. Pers. Sing.	nln, nī, nīnu	nin ay, i, l, lye, e	
2. Pers. Plur.	nīm, nīvu nīn	ir, iri, tri, ar, ari.	

Die Stämme der Demonstrativpronomina sind i- für Nābes, u- für weniger Nābes, a- für Fernes. Die Interrogativstämme sind yā-, ä-, ä-. Allen diesen Stämmen werden die Geschlechts- und Zahl suffixe -vanu, -valn, -vadu, -varu, letzteres für Neutr. Plur. angefügt.

Eine merkwürdige Entwicklung zeigt das Verbum: die Verbindung des bloßen Stammes mit den Personalsuffixen bildet das zeitlose Verbum negativum, z. B. Wurzel gey, vor Vocalen geyy, thun; geyyem, ich thun nicht, that nicht, werde nicht thun; geyyay, du —; geyyam, er —; geyyal, sie (Sing.) —; geyyadu, es —; geyyeni, geyyeva, wir —; geyyir, ihr —; geyyar, sie (Affirm. fem.) —; geyyavu, sie (Neutr.). — In der affirmativen Conjugation treten Zeit- und Modalsuffixe zwischen den Stamm und die Pronominalendungen: Präs. geydapem, ich thun. Präter. geydem, ich that. Fut. geyyem, ich werde thun. Imp. gey, geyya, geyyudu, thun; geyyim, geyyudu, thuet. Den Zeiten des affirmativen Verbums und dem zeitlosen negativen Verbum entsprechen je adverbiale und relative Participien:

	adverb.	relat.
Präs.	-utum, -ute, -utte	-va
Präter.	-du	(-da)
Fut.	....	(-va)
Negat.	-ade	-ada

Der Infinitiv hat die Endungen -a, -el, -e.

Literatur: W. Reece, A Dictionary Canarese and English, revised etc. by D. Sanderson. Bangalore 1858. 8.; W. Reece, A Dictionary English and Canarese. Madras 1824. 2 Bde., 4.; A methodical Vocabulary in English and Canarese. Bangalore 1867. 32. — M. Ramaswamy, A grammatical Vocabulary in English and Canarese. Daf. 1847. 12., 3. ed. 1858. — School Dictionary, English and Cana-

rese. Bangalore 1876. 8. — Dictionarium Canarense-Latinum. Bangalori 1856. 8. — *Jasseni*, Dictionarium Latino-Canarense. Daf. 1861. 8. — *Th. Estevano*, Arte da lingua Canarina. Rachof (Goa) 1640. 4. — *J. M'Kerrell*, Grammar of the Carnataca language. Madras 1820. 4. — *W. Carey*, A Grammar of the Kurnata language. Serampore 1817. 8. — *C. Campbell*, Elements of Canarese Grammar. 5. ed. Bangalore 1870. 32. — *T. Hodson*, Elementary Grammar of the Kannada or Canarese language. 2. ed. Bangalore 1864. 8. — *R. A. Bouteloup*, Grammatica Canarico-Latinum. Daf. 1869. 8. (G. v. d. Gabelentz.)

KANARIS (Constantin), der berühmte Seeheld des neuzeitlichen Unabhängigkeitskrieges gegen die Porte, war aus der bekannten „naufischen“ Insel Psara 1790 in ziemlich einfachen Verhältnissen geboren und lebte in seinen reiferen Jahren, wie viele andere seiner Landsleute, vor dem Ausbruch des griechischen Nationalkrieges als Kapitän eines kleinen Kaufahrtsschiffes. Seine große persönliche und fernsinnige Thätigkeit und Zuverlässigkeit war bis dahin nur seinen Mitbürgern bekannt. Aber der Ausbruch dieses Krieges, der ihn sofort in die Reihe der Freiheitskämpfer führte, sollte ihm bald Gelegenheit bieten, zu zeigen, welche Früchte in diesem Manne von seiner, unscheinbarer Gestalt, von schüchternem Auftreten und lüchlichem Wesen lebte. Als es nämlich für die Griechen im Jahre 1822 galt, die schreckliche Belagerung der Insel Chios an den Osmanen abzugeben zu rächen, und die Versuche ihrer Flotte, an die türkische Flotte, die unter dem Kapudan-Bascha Kara-Mi bei Chios eine ägyptische erwartete, rechtzeitig mit vernichtenden Schlägen zu kommen, scheiterten, und als nun alles darauf ankam, die Osmanen in dem Sund von Chios zu beschleichen und Brandschiffe in die Mitte ihrer ungeheuren Fahrzeugflotte zu werfen: da war es Kanaris, der mit dem Hydrioten Pipinos an der Spitze von 42 Freiwilligen in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1822 zwei Brander (Briggs) nach der türkischen Station brachte und um Mitternacht mit selbstthätiger Entschlossenheit das stolze Admiralsschiff der Begner in Flammen setzte, bereit, daß die Osmanen entsetzliche Verluste erlitten. Diese tapfere That, die damals den heissen und tapfern Psarioten in der ganzen philhellenischen Welt des Westens populär machte, war und blieb auch die berühmteste des Kanaris; er hat aber noch wiederholt, obwohl nicht immer mit demselben Glück, Gelegenheit gefunden, sich als tüchtigen Seemann und vorwiegenden Branderführer zu bewähren. Die Zeitgenossen schätzten aber an Kanaris, der mit Maros Boyaris zu den reinsten und lautersten Charakteren dieses schrecklichen Krieges zählte, neben der heldenmüthigen Tapferkeit auch seine Selbstlosigkeit; der wädrere Seemann war in seltener Weise frei von jedem persönlichen Interesse und zugleich in wahrhaft sündlicher Weise bei höchster Pflichttreue schlicht und bescheiden.

Noch in demselben Jahre 1822 glückte es dem tüchtigen Kanaris in ähnlicher Weise wie bei Chios. Es gelang ihm nämlich, als der türkische Admiral Kara-Mehmed-

Bascha seine Flotte aus den peloponnesischen Gewässern nach den Darbanellen zurückführte und in die Beschlacht eingelaufen war, im November 1822, abermals durch einen Brander das Schiff des Viceadmirals mit 1600 Mann zu zerstören. Dagegen konnte der wädrere Mann die militärischen Helfer seiner Mitbürger nicht abstellen, durch welche am 3. Juli 1824 die Insel Psara an die Osmanen verloren ging. Ihm selbst gelang es, dem Untergange seiner Heimatstadt zu entrihnen; auch seine 50-jährige Kante hatte sich retten können, indem sie zwei engl. Reiten weit durch das Meer fliehend schwamm, bis ein griechisches Schiff sie aufnehmen konnte. Nun war das Meer die Heimat des Kanaris, und noch am 17. Aug. 1824 konnte er bei Samos dem Osmanen Ghodrev-Bascha eine Fregatte von 54 Kanonen und viele Transportschiffe zerstören. Der Versuch dagegen, in der vorverweilten Zeit der ägyptischen Ueberführung des Peloponnes die Flotte und das Arsenal Mehemet-Aff's in Alexandrien zu verbrennen, scheiterte (10. Aug. 1825); nur auf der Rückfahrt nach Griechenland wurde eine ägyptische Kriegbrigge zerstört. Auch bei den Gefechten des Juli 1826 vor Samos hatte Kanaris sein Glück und Verloer, selbst verwundet, unglück sein Brander-schiff, um dafür mit Ende des Jahres 1826 unter des trefflichen hydriotischen Admirals Mianis Oberbefehl das Commando der neuen griechischen Fregatte „Hellas“ (von 64 Kanonen) zu erhalten. In der griechischen Nationalversammlung des Jahres 1827 vertret Kanaris die Flüchtlinge der Insel Psara auf gleichem Boden.

Als die wildeste Zeit des osmanischen Krieges vorüber und Graf Giovanni Kapodistrias Präsident von Griechenland geworden war, schloß sich Kanaris dem beräthigten Staatsmann mit voller Hingebung und ausdauernder Treue an, und diese Stellung brachte ihn zuletzt, als die Mainoten und Hydrioten mit Kapodistrias in offene Feindschaft gerathen waren, in schwere Zerrwürfnisse mit verschiedenen seiner alten Wassengefährten. Der Präsident machte ihn im Mai 1828 zuerst zum Veschlehaber der thakalonischen Festsungl Pomonassia. Später als Mirarch mußte er im Frühjahr 1831 bei Katafolon an der Küste von Elis den städtigen Mainotenführer Peter Mavromichalis verhaften. Im Sommer desselben Jahres commandirte er im Kriegsschiffen bei Boros die Corvette „Sperda“ und widerstand allen Bemühungen seines alten Wassengefährten Mianis, des Führers der damals gegen Kapodistrias insurgirten Hydrioten, die Sache des Präsidenten zu verlassen, ließ sich lieber (26. Juli), als jener die griechische Flotte in seine Gewalt brachte, für einige Zeit in Haft nehmen.

Nach Ermordung des Präsidenten im October 1831 zog sich Kanaris anfangs nach der Insel Cyra zurück, hielt aber nachher, namentlich 1832, gegenüber dem „Svntagmatiker“ Koletis, mit den Primaten der Inseln Tinos und Aegina zähe zu der Partei der „Koberneriter“. Erst unter der bairischen Herrschaft fand sich der tüchtige Mann wieder zurecht, wo er dem jungen Königreich längere Zeit als Seekapitän erster Klasse gedient hat. So leitete er unter anderm während des Krieges

gegen die ausländischen Maimoten im Jahre 1834 die Seerelade der mainotischen Häfen. Erst die Septemberrevolution vom Jahre 1843 führte den bereits alternden Seerelden wieder miteinbüßen in das neue politische Leben des Königreichs. Kanaris neigte als alter „Aventurist“ und treuer Anhänger der „orthodoxen“ Kirche zu der Partei der Papisten; aber die hohe Achtung, die alle Parteien dem persönlich beliebten, schlichten, selbstlosen Manne zollten, machte ihn vor anderen geeignet, als Mitglied von Coalitionsministerien zu fungieren, wie sie der griechische Parlamentarismus mit seinen chronischen Ministerwechseln und kurzlebigen Ministerien seit 1843 wiederholt nötig gemacht hat. Kanaris war zuerst 1843 Marineminister, im Februar 1844 Ministerpräsident; wieder seit October 1848 als Marineminister zugleich der Chef eines aus einer Coalition bestehenden Cabinets, das sich unter Modificationen bis zum December 1849 behauptete. Als im Mai 1854 die Westmächte die griechische Erhebung gegen die Porte nicht beschleunigen und französische Truppen den Vordruck besetzten, mußte König Otto das Ministerium stürzen und ein Cabinet Mauroforbates errichten, in welchem Kanaris wieder (bis zum Mai 1855) die Marineverwaltung übernahm.

Allmählich war auch Kanaris, wie so viele andere griechische Politiker, theils als Mitglied der auf die stets erchiebte Vergrößerung Griechenlands gerichteten Aktionspartei, theils im constitutionellen Gegensatz gegen die Richtung der absolutistisch gefärbten Fikspartei, in immer bestimmteren Gegensatz zu der bairischen Dynastie gekommen. Als es zu Anfang des Jahres 1862 nicht gelungen war, zwischen ihm, dem neubestimmten Ministerpräsidenten, und König Otto, dessen Lage damals bereits so gut wie unhaltbar erschien, ein „liberales“ Programm zu vereinbaren, und nun im October 1862 Otto durch die neue Revolution der athenischen Bevölkerung zur Abreise aus Griechenland bestimmt worden war: da fungierte Kanaris seit 23. Dec. 1862 bis Ende Februar 1863 mit Demetrios Bulgaris und Venizelos Kufos als Mitglied einer provisorischen Regierung, und ging im April 1863 mit Ibrahimulos Zaimis und Demetrios Griwas nach Kopenhagen, um sich mit dem dänischen Prinzen Georg Wilhelm von Sonderburg-Glücksburg, der am 30. März durch die griechische Nationalversammlung zum König der Hellenen gewählt war, und mit dessen Vater, als Deputation der Nationalversammlung in persönlicher Beziehung zu sehen. Unter König Georg ist Kanaris noch zweimal (18. März bis 28. April 1864 und 6. Aug. 1864 bis Ende März 1865) Ministerpräsident und Marineminister gewesen. Schon im höchsten Alter stehend, wurde er in der Zeit der letzten großen russisch-türkischen Kriese in derselben Stellung noch einmal an die Spitze eines aus allen Parteien des Landes formirten Cabinets berufen, im Juni 1877. Den Gewinn, den diese Epizode neuerster Geschichte seinem Vaterlande schließlich doch noch gebracht hat, sollte der alte Seereld nicht mehr erleben. Er ist bereits in der Nacht vom 14. zum 15. Sept. 1877 gestorben.

(G. F. Hertzberg.)

W. Geogr. v. D. n. R. Zweite Section, XXXII.

KANDAHAR, Landschaft (Khanat) im östlichen Afghanistan, südlich von Balkhistan, westlich von der Wüste des inneren Iran, nördlich und östlich von Kabulistan begrenzt, zwischen dem 30. und 33. nördl. Br. und 62. und 67. östl. L. von Gureumich gelegen, ist nur in den bewässerten Thälern der östlichen, gebirgigen Hälfte fruchtbar. In der ebenen, im ganzen höchst dünnen und sandigen, am Ende sich ganz zur Wüste gestaltenden westlichen Hälfte verstreuen die meisten und bedeutendsten Flüsse des Landes; der Hindukuh mit seinen Züssen Argandab, Tarnak und Dori verläuft sich, trotz seines Wassergebietes von beinahe 275,000 □Kilom., unbedeutend in den Gannunen.

Die Hauptstadt Kandahar, die wichtigste Handels- und Industriestadt Afghanistans, liegt in einer fruchtbaren und wohlgebauteben Ebene zwischen dem Argandab und Tarnak, westlich vom Auranggebirge, dem bedeutendsten der von Nordosten nach Südwesten gehenden Höhenzüge im Innern Afghanistans.

Von Persien führt über Kandahar und Kabul die große Königstraße, welche einer Armeer nicht ohne Schwierigkeit bietet; überall finden sich auf ihr Stationen und Wasserstellen. Sultan Mahmud der Große, Dschingischan, Tamerlan und Nadir-Schah nahmen diesen Weg nach Indien. Vor Entdeckung des Seewegs nach Ostindien waren Kandahar und Kabul die Thore Indiens und die ganze Karawanenstraße schlägt noch jetzt diesen Weg ein.

Kandahar soll früher an 50,000 Einwohner gehabt haben, ist indessen infolge der immerwährenden Kriegen und Kriege dieses Staates sehr zurückgegangen und zählt deren jetzt kaum noch 20,000. Die Stadt ist sehr alt und wahrscheinlich das von Alexander d. Gr. gegründete Alexandria in Arachosia, nach anderen das mehrfach erwähnte Gandhara. Kandahar, im 7. Jahrhundert ein Hauptwallfahrtsort der Buddhisten, wurde erst erobert, zerstört (1383) von Tamerlan, 1507 vom Sultan Babur, 1620 durch Schah Abbas I. und 1738 von Nadir-Schah), aber jedesmal wieder aufgebaut, zuerst von Ahmed-Schah 1753 nach einem regelmäßigen Plane und auf einem von dem alten Kandahar verschiedenen Plage, doch in dessen Nachbarschaft. Die Stadt ist nach orientalischer Weise gebaut, besteht aus Backsteinhäusern und ist besetzt, ein Erdwall mit Thürmen und Bastionen faßt sie ein. Die bedeutendsten Gebäude sind der Bazar in der Mitte der Stadt und das Orabmal Ahmed-Schah's, ein so heiliger Platz, daß selbst der Khan keinen Verbrecher ergreifen lassen kann, wenn er hier seine Zuflucht gesucht hat. (Richard Oberländer.)

KANDARE, auch Kantare oder Kanthare geschrieben, nach einigen Angaben von dem griechischen *xanthos* (cantharus), dem Zeichen auf der Junge des von den Aegyptern verehrten Pflanz abgeleitet, ist die vollständigste und in allen Cavalerien vorchriftsmäßig eingeführte Zäumung der Ferebe. Ihre Construction ist früheren Datums, denn schon auf einem alten Bildwerke wird das Pferd des Kaisers Theodosius mit Kandare gezäumt dargestellt. Bei der Kandarenzäumung wird durch

ein im Maul des Pferdes liegendes Eisenstück, sowie durch zwei an den Enden desselben befestigte Hebel und durch eine herumgehängte, den Untersiefer umschließende Kette eine starke Einwirkung auf das Pferdemaul hervor gebracht. Das im Maul liegende Eisenstück heißt das Mundstück; es ist entweder gerade oder es bildet in seinem mittleren Theile einen aufwärts gerichteten Bogen, „Zungenfreiheit“ oder „Galgen“ genannt, der der Zunge des Pferdes einigen Spielraum gewähren soll. Das Mundstück muß auf der Mitte der Leden, zwischen Vaden- und Hakenzahn, einen Daumen breit oberhalb des letzteren (bei Stuten zwei Daumen breit oberhalb des Geszahn) liegen; eine tiefere Lage verächtlich, eine höhere vermindert seine Wirkung. Die an den Enden des Mundstücks befestigten Hebel werden aus Eichen oder Bäume, Schenkel, Nuzüge genannt; das Verhältniß der Länge der nach oben und nach unten gerichteten Arme derselben ist etwa 1 : 2; in die oberen Arme wird das um den Kopf des Pferdes gehende Hauptgestell eingeschnallt; an den unteren Armen werden die Zügel befestigt, mittels deren der Reiter auf das Maul des Pferdes wirkt. Mundstück und Hebel bilden das Gebiß. Die Kinnkette, welche entweder eine einfache Kette, eine Panzerkette oder eine Erbskette bildet, liegt dem Mundstück gegenüber in der Kinnkettengrube des Untersieflers und wird entweder in die Augen der Stangenbäume, in welche das Hauptgestell eingeschnallt ist, oder in Köcher gehängt, welche im Dergestell jener Bäume angebracht sind. Häufig wird unter Kandare oder Stange nur das Eisengestell verstanden, oftmals darunter auch das Hauptgestell begriffen. Das letztere begriff das zur Kandarenzäumung gehörige Federzeug in sich und besteht in der Regel aus dem Kopfstück mit Stirnband und Rehlriemen, dem Nasenriemen und den Jügeln. (v. Löbell.)

KANDEL (Kander), ein 1243 Meter oder annähernd 3900 pariser Fuß hoher Gipfel des Schwarzwaldes, im badischen Kreise Freiburg, 5 Kilom. südöstlich von Waldkirch, zwischen Glotter und Gitz; nimmt den fünften Rang unter den Schwarzwalggipfeln ein und fällt außerordentlich steil zur Gz ab. (A. Schroth.)

KANDEL (Langenkandel), Marktsteden und Cantonshauptort im Bezirksamt Germerheim des bairischen Regierungsbezirks Pfalz (Rheinpfalz) unweit des Diterbaches, Station der Strecke Bünden-Maximiliansau der Pfälzischen Maximiliansbahn, mit feiner Lederame; die Zahl der Bewohner, die 1875 3445 betrug, war 1880 auf 2635 angewachsen, darunter 2501 Protestanten, 1109 Katholiken und 25 Juden. Die gewerbliche Thätigkeit ist unerblich, zu erwähnen sind nur eine Linirantfabrik und eine Holzschneidmühle. Der fast ausschließliche Erwerbszweig ist Landwirthschaft, die bei guter Bodenbeschaffenheit günstige Erträge liefert. Außer den gewöhnlichen Getreide- und Fruchtarten wird Tabak, Hanf und Flach gebaut. Der Handelsverkehr wird durch 3 Jahrmärkte und einen alle 14 Tage stattfindenden Schweinemarkt geboben. Der Ort hat Amtsgericht, Rentamt und Districtsrankenhaus. Er besteht im Wesentlichen aus einer einzigen, eine Wegstunde sich ausdehnenden Straße, weshalb er auch den

Beinamen Langenkandel führt. In der Nähe liegt der Kienwald. (A. Schroth.)

KANDER, die, ein linker Nebenfluß der Aar im schweizerischen Canton Bern, entspringt circa 2050 Meter über dem Meere am Alpeitglöcher, der sich vom Kanderfirn am Südfuß der Blümlißalp, 3670 Meter, in das Gasterenthal hinabstößt, durchfließt dieses wildschöne, von mächtigen Felswänden umschlossene Hochthal in nordwestlicher Richtung und stürzt sich tosend und schäumend durch die Felsen der Klus in die zweite Thalfstufe, das Kanderthal oder den Kandergrund hinab, wo sie rechts bei Kanderlegg den Orsinenbach aus dem tiefliegenen Deschuenthale aufnimmt. Zu beiden Seiten von theils felsigen, theils bewachsenen, 2—3000 Meter hohen Bergketten umrahmt, im Hintergrunde von den vergleichsweise Bergriesen des Urtschinen- und des Gasterenthales, der Blümlißalp, 3670 Meter, dem Doldebern, 3647 Meter, dem Balmhorn, 3688 Meter, und der Altsalp, 3624 Meter, überragt, ist der Kandergrund mit seinen freundlichen über den Thalboden und die Berglehnen zerstreuten Weilern und Gehöften, seinen üppigen Wiesen und waldbigen Hängen und dem hüßlichen, unweit der Ruine der Felsenburg gelegenen Blauen See eine der schönsten Thäler des Berner Oberlandes. Bei der Mündung des links aus dem Englisgüel oder Aelbententhale (s. d.) kommenden Englisgüelbaches tritt der Fluß in die dritte Thalfstufe, das Frutigthal, in welchem ihm rechts der Riebach aus dem einsamen, cascadenreichen Rienthal zueht, wendet sich dann nach Nordwesten, durchfließt die Engle des Emdbales, und erreicht endlich, nachdem er links die Simme aus dem Simmen- oder Tiedenthal aufgenommen, durch eine waldige, tief eingeschnittene Schlucht, zuletzt durch einen Kanal, 4 Kilom. süßlich von Thun den Thunersee, 560 Meter über dem Meere.

Früher ergoß sich die Kander 2 Kilom. unterhalb Thun in die Aar und verursachte durch ihre Hochwasser und Geschiebemasen häufige Ueberflemmungen. Im J. 1711—14 wurde deshalb der Fluß durch einen 1 Kilom. langen, 88 Meter breiten Kanal in den See geleitet, in welchem er seither ein circa 70 Hektaren großes Delta, das Kandergrün, angehäuft hat. Die Hüßlinge vom Alpeitglöcher bis zum See beträgt 44 Kilom., das Gefälle circa 1500 Meter oder 3, Proc. Das Flußgebiet umfaßt 1305 □ Kilom., wovon 52, □ Kilom. oder 4 Proc. auf Steilgeraden entfallen.

Das Thal der Kander bildet mit dem Adelboden und Rienthal den berühmten Amisbezirk Frutigen, welcher sich von der walliser Grenze bis zum Thunersee erstreckt und in 6 Gemeinden (1880) 11,062 meist reformirte Einn. zählt, deren Haupterwerbsquellen neben dem Landbau und der Alpmwirthschaft die Schafzucht, die Luchtwereit (Frutigtruch) und die Jünderbühnenfabrikation sind. Der Hauptort Frutigen, ein städtischer Flecken mit 4042 Einn. und bedeutenden Viehmärkten, liegt 806 Meter über dem Meere am linken Ufer des Englisgüelbaches, 1,3 Kilom. oberhalb der Vereinigung desselben mit der Kander. Von den anderen Wohnplätzen sind zu er-

wäben Adelboden (f. d.), Kandersteg (f. d.), Reichenbach, 712 Meter über dem Meere am Eingange in das Kiensthal, der klimatische Gurort Nefchi, 859 Meter über dem Meere aus dem Hügelgründen zwischen dem Emthal und dem Thunersee herrlich gelegen, und das vielbesuchte Genfstrichbad, 702 Meter über dem Meere auf der linken Seite des Emthales am Fuße des Niesen (f. d.), mit frischer alkalisch-salinischer Schwefelquelle.

Die Landschaft Frutigen gehörte im 12. und 13. Jahrhunderten von Kien, kam um 1290 an die Freien von Wädenschwyl und im 14. Jahrhund. an die mächtigen Freiherren von Thurn zu Wetstein (Wallis), im J. 1400 endlich durch Kauf an Bern, welches den unteren Theil des Kanderthales, die Herrschaft Mülinau und Nefchischen 1352 erworben hatte und dessen Landvögte oder Castellane auf der Tellenburg (jetzt Gefängniß und Armenhaus) umweit Frutigen residirten. Vgl. von Wattenwyl, Geschichte der Stadt und Landschaft Bern (Bern 1880). (A. Wäber.)

Kandern. s. Candern.

KANDERSTEG, Dorf in der Gemeinde Kandergrund des Amtgerichts Frutigen im schweizerischen Canton Bern, liegt 1169 Meter über dem Meer im Hintergrunde des Kanderthales an der Kander, da, wo dieselbe durch die wilde Felsenge der Klus aus dem Gasterenthale herankommt, besteht aus mehreren über den Thalgrund zerstreuten Häusergruppen, besitzt eine Kapelle, ein Schulhaus, Post- und Telegraphenbureau und drei Gasthöfe und zählte (1880) mit den übrigen Dörfern und Weiler der Gemeinde zusammen 1146 protestantische Einwohner. Die Umgebung von Kandersteg ist ungemein großartig. Im Süden wird das Thal von den Felsmauern der Kohner Kette (Groß-Kohner 3059 Meter, Klein-Kohner 2591 Meter, Zirk 2550 Meter) umschlossen; im Süden thürmen sich der getrimmte Fels des Zellhorn, 2245 Meter, und die fahlen Wände des Hirsstods, 2947 Meter, auf und im Osten blühen über dem waldigen Deschinenthale, rechts und links von den zerissenen Felszinnen des Hirsstods und der Birze, 2511 Meter, umrahmt, die Firsdüpfer der Bümlisalp, 3670 Meter, und des Dolbenhorn, 3647 Meter. Mit Frutigen durch eine Poststraße verbunden, die sich thalabwärts nach Spiez und Thun fortsetzt, am Kreuzungspunkt von 4 Alpenpässen gelegen, hat Kandersteg während des Sommers einen sehr lebhaften Touristenverkehr. Nach Süden führt in 6—7 Stunden der Gemmipass zum Leuter Bade im Canton Wallis; der gut angelegte, stark begangene Saumweg steigt in vielen Windungen meist durch Tannenwald am östlichen Fuße des Zellhorn zu dem Hochthal der Gemmi hinauf, welches, 1900—2300 Meter über dem Meere gelegen, östlich von den Firntuppen des Balmhorn, 3688 Meter, des Aletsch, 3624 Meter und des Rindhorn, 3466 Meter, westlich von dem vergletscherten Witschobel, 3266 Meter, und seinen seltsamen Ausläufern umschlossen wird und von Norden nach Süden ansehend den Hauptamm der Berner Alpen quer durchschneidet. In diesem Hochthale überschreitet der Weg auf der Alp Epitelmat, 1905 Meter, die Grenze von Bern und

Wallis, führt an dem einsamen, in einer Steinwildniß gelegenen Bergwirthshaus Edwarentach, 2065 Meter, und dem düstern Daubenke, 2206 Meter, vorbei zu der Passhöhe der Daube, 2302 Meter; dieselbe gemäht eine herrliche Aussicht auf die Walliser Alpen, das Rhönenthal und das in schwindender Tiefe am Fuße des Berges gelegene Leuter Bad, 1415 Meter, zu welchem ein 1,2—2 Meter breiter Felspfad, 1737—40 in die fast senkrechte Klus graben und gesprengt, in kurzen Windungen einer Wabenleere ähnlich hinuntersteigt. Ein anderer Weg ins Wallis, früher viel begangen, jetzt vermauert und verodet, führt von Kandersteg durch die Klus der Kander ins Gasterenthal, steigt über steile Rausenhänge, Schutthalen und einen kleinen Gletscher zum ausrichtstreichenden Lötchenpaß, 2681 Meter, am östlichen Fuß des Balmhorn hinauf und senkt sich über Schneehänge und raube Schafweiden, zuletzt durch Lärchenwald ins Kötschental hinab, welches bei Gampel, 634 Meter, 12—13 Stunden von Kandersteg, in das Rhönenthal einmündet. Im Hintergrunde des Gasterenthales zweigt vom Firschenwege der Fisingelpaß, 2824 Meter, ab, welcher über den Kander- und Fisingelfirn und den Fisingeltritt das Lanterbrunnenthal erreicht und als einer der lebhaftesten und lohnendsten Gletscherpässe des Berner Oberlandes nicht selten überschritten wird. Auch mit den beiden größten Seitenthälern der Kander, dem Engstligen- oder Adelbenthal im Westen und dem Kienthal im Osten, ist Kandersteg durch Bergpfade verbunden. Nach Adelboden führt der Paß über die Bonder Krinde, 2387 Meter, zwischen dem Großen und dem Kleinen Kohner, ins Kienthal der Paß über das Hohthürli, 2706 Meter, eine Fude des Deschinenthales am nördlichen Fuß der Bümlisalp, deren Gipfel hier und da von der Glubbüte am Hohthürli bestiegen werden. Der Paßweg führt am Deschinentsee vorbei, der 1592 Meter über dem Meere, 3 Kilom. östlich von Kandersteg zuoberst im Deschinenthale liegt, 1,7 Kilom. lang, 1,4 Kilom. breit, 1,4 Quadratkilom. groß und 63 Meter tief ist und ohne sichtbaren Abfluß seine Gewässer unterirdisch dem Deschinenthale zufließt, welcher bei Kandersteg in die Kander mündet. (A. Wäber.)

Kane. s. Kanä.

KANE (Elisha Kent), amerikanischer Nordpolfahrer, wurde am 3. Febr. 1820 zu Philadelphia geboren und starb, erst sieben und dreißig Jahre alt, am 16. Febr. 1857 in Savanna. Er stammte aus einer angeheueren, länger als ein Jahrhundert in Amerika angelegenen Familie. Sein Vater, John K. Kane, war ein in Philadelphia rühmlichst bekannter Richter. Von Natur ein schwächliches Kind, verband jedoch Kane schon in jungen Jahren mit einer großen, fast nervös zu nennenden geistigen Regsamkeit einen eisernen Willen, der alles durchzusetzen wußte. Einer vorgeschriebenen regelmäßigen Thätigkeit fügte er sich nur ungen, und wenn sie ihm aufgezwungen werden sollte, legte er ihr Troß und Widerpenfigkeit entgegen. Was er that, that er schnell und entschlossen und entwickelte dabei eine Kühnheit und einen Unternehmungsgelst, welche seine Umgebung vielfach in Erstaunen



festen. Von Natur stolz und ehrsüchtig, ließ er eine ihm widerfahrene Kränkung oder Veltädigung nie ungeahndet. Eher still und verschlossen als mittheilzaam und offen gegen seine Umgebung, liebte er es, sich in abentheuerlichen Träumereien und Plänen zu ergehen. Bei diesen fühnen Entwürfen war er natürlich immer der Held, der das Unglaubliche leistete und verwirklichte. Eine derartige Sinnesrichtung veranlaßte ihn zu manchem fühnen Streich. Da Kane eine große Vorliebe für körperliche Uebungen hatte und diese mit großem Eifer betrieb, so ging er auch unversehrt aus jeder Gefahr hervor. Schon viele Eigenschaften lassen die Grundbebingungen erkennen, die ihn später zum berühmten Reisenden und erfolgreichen Entdecker machten. Seine ausgeprochene Neigung für Naturwissenschaften und Länderkunde weisen ebenfalls auf seine spätere Mission hin. Ein Umstand aber besonders fiel für sein Schicksal bestimmend in die Waagschale. Im J. 1838 wurde Kane von einem Herabfalle befallen, von dem er sich nie recht erholte, und welches auch den Grund zu seinem frühen Tode legte. Der achtzehnjährige Jüngling, in dem Bewußtsein eines vorzeitigen Endes und mit dem Gedanken an den Tod vertraut, sagte den bereuften Entschluß, sein kurzes Leben möglichst dem Interesse und dem Nutzen seiner Mitmenschen zu widmen. Auch sein Vater bekräftigte ihn darin: „Da du einmal sterben mußt, sagte er, so richt auch im Harnisch.“ Kane hatte zuerst 1836 die Universität von Virginien bezogen, um Ingenieur-Wissenschaften zu studiren, verließ dieselbe jedoch schon zwei Jahre später wegen des tödlichen Uebels, das ihn ergriffen hatte. Nothdürftig genesen und den Tod vor Augen, begann er 1839 in Philadelphia mit so großem Eifer Medicin zu studiren, daß er am 19. Oct. 1840 bereits als ständiger Arzt am Pennsylvania-Hospital angestellt wurde. Hier blieb er jedoch wegen seiner schwankenden Gesundheit nicht lange. Der Vater ging von der Ansicht aus, daß Reisen, verbunden mit einer regelmäßigen und selbst anstrengenden Thätigkeit, ihm gut thun würden und überredete seinen lange widerstrebenden Sohn, sich als Marine-Arzt anstellen zu lassen. Als solcher begleitete er im Mai 1843 die amerikanische Gesandtschaft unter Commodore Parker nach China. Von diesem Zeitpunkt ab führte Kane trotz seiner schwachen Gesundheit ein unkettes Nisfelen, sich nie lange an einem und demselben Orte aufhaltend. Während die amerikanische Gesandtschaft mehrere Monate in Bombay verweilte, benutzte Kane die Zeit, um die Felsen-Tempel von Elora und Carlee zu besichtigen, sowie Geylon zu bereisen. Als die Expedition sich weitere sieben Monate in Macao aufhielt, setzte er nach den Philippinen über und durchsforchte dieselben genauer, als es bis dahin von einem wissenschaftlich gebildeten Weisen geschehen war. Von Manila aus durchkreuzte er Luzon bis zur östlichen Meeresküste. Bei dieser Gelegenheit war er es, der zum ersten mal als wissenschaftlicher Reisender die vulkanischen Regionen Albalis und Combaras näher untersuchte, und der erste, der in den Kratern des Vulkan Taal hinabstieg. Nur Ein Europäer hatte vor ihm dieses Wagnis unternommen, jedoch ohne Erfolg. Auch

späterhin entwickelte Kane beim Besuche chinesischer Städte und ihrer Umgebungen großen Muth und viel Energie. Als die Gesandtschaft ihre Mission erfüllt hatte und die Rückreise antrat, blieb er zurück und war sechs Monate lang in Whampoa erfolgreich als Arzt thätig. Das im Lande herrschende Fieber warf ihn indessen auf Krankenlager, so daß er sich Ende 1844 gezwungen sah, die Heimreise anzutreten. Auf dem Rückwege besuchte er Borneo, Sumatra und Geylon (letzteres zum zweiten mal) und bereiste mehrere Monate lang Indien, seine Forschungen bis zum Himalaya-Gebirge andehnd. Im Gefolge eines ostindischen Handelsfürsten Dewanahat Jagur trat er über Persien nach Syrien die Reise nach Europa an, trennte sich jedoch in Aegypten von seinem Gefährten. In diesem Lande drang er südlich bis Sennar vor und lernte Professor Lepsius kennen, welcher damals als Führer der Gesellschaft deutscher Gelehrter und Künstler zur Erforschung des Landes und seiner Ruinen dorthin verweilte. Während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Aegypten war ihm das Glück nicht hold, denn er verlor sein ganzes Gepäck mit allen Reiseaufzeichnungen und wurde bei einem Ueberfalle durch räuberische Beduinen schwer verundet. Nach Alexandria zurückgekehrt, genig er, von der Welt angehört, nur mit genauer Noth dem Tode. Kaum genesen, setzte Kane nunmehr nach Griechenland über, welches er zu Fuß durchwanderte. In Patras schiffte er sich dann nach Triest ein und bereiste von dort aus Deutschland und die Schweiz. Hier machte er die Oestrich zu seinem besonderen Studium, ein Umstand, der ihm später bei der Aufstellung seiner Theorien über artistische Verhältnisse sehr zu statten kam. Ueber Italien, Frankreich und England kehrte Kane nunmehr in seine Heimat zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte dorthin schiffte er sich am 25. Mai 1846 auf der Fregatte „United States“ nach der Westküste Afrikas ein. Bei seiner Ankunft erwie sen sich Empfehlungsbriefe, die ihm der berühmte Elavenhändler Da Souza 1843 in Brasilien an seinen afrikanischen Agenten gegeben hatte, von großem Werth für ihn, da sie es ihm ermöglichten, die Elavenfactorien Guineas vom Cap Mount bis zum Bannylas genau kennen zu lernen. Auch begleitete er eine Karavane nach Dahomey, dem Hauptsiße des Elavenhandels, wobei er die Befanntschaft des Königs machte. Aber auf der Rückreise nach der Küste ergriff ihn das in dieser Gegend herrschende Fieber und mit vollständig zerrütteter Gesundheit traf Kane endlich am 6. April 1847 wieder in Philadelphia ein.

Inzwischen war der schon lange drohende Krieg zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten ausgebrochen. Um sich besser zu bethätigen, den Ereignissen näher zu stehen und dem Lande die Pflichten leichter zu können, die er demselben seiner Ueberzeugung nach als dessen Vniger schuldig war, bewirkte Kane seine Verlegung zur Landarmee und brach am 6. Nov. 1847 mit Depeschen für den Oberbefehlshaber General Vis. Scott nach Mexiko auf. Voll Verlangens, die amerikanische Armee auch zeitig genug zu erreichen, schloß er sich in Verete einer

Guerrillaabende an. Unterwegs wurde er in einen verwerflichen aber siegreichen Kampf mit einer mexicanischen Abtheilung verwickelt. Bei der Vertheidigung der Gefangenen, gegen welche sich die Wuth seiner Genossen wandte, zeichnete er sich besonders aus. Durch seine Aufopferung wurden die mexicanischen Generale Gaona und Tercejon von sicurem Tode gerettet. Kane selbst erhielt einen Kanenschuß in den Schenkel, nachdem sein Pferd unter ihm getödtet worden war. Von der Familie Gaona's auf das sorgfältigste gepflegt, wurde er nach Mexico gebracht und dort als Invalid erklärt. Er kehrte nehmlich nach Hause zurück, legte aber bereits wieder im Januar 1849 mit einem Privatenschiffe nach Rio de Janeiro, Lissabon und dem Mitteländischen Meere. Im October desselben Jahres traf er wieder in Philadelphia ein.

Es folgt nunmehr in Kane's Leben der bedeutendste Abschnitt, welcher seine beiden Reisen nach dem Nordpol umfasst. Seine Erfolge auf dem Gebiete der arktischen Entdeckung trugen seine Ruhm über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus in alle civilisirten Länder der Erde. Die Darstellung der wissenschaftlichen Erfolge dieser Expeditionen und die Geschichte der Leiden und Entbehrungen der heldenmüthigen Entdecker hat Kane in zwei umfangreichen Werken: „Narrative of the Expedition in Search of Sir John Franklin“ (Newyork 1854) und „Second Grinnell Expedition in Search of Sir John Franklin“ (2 Bände, Philadelphia 1856) niedergelegt.

Schon im J. 1850 begleitete Kane als Arzt und Naturforscher die unter dem Befehl des Leutenants De Haven stehende Expedition, welche der reiche und gemeinnützige Newyorker Kaufmann Henry Grinnell zur Aufsuchung des berühmten, seit dem 26. Juli 1845 verschollenen Sir John Franklin ausgerüstet hatte. Diese Expedition, eine jener acht, welche sich im J. 1850 aufmachten, um den verschollenen Entdecker aufzufinden, bestand aus den beiden Schiffen „Advance“ und „Rescue“ und verließ Newyork am 24. Mai 1850. Schon in den Jahren 1848 bis 1850 hatte die englische Regierung drei verschiedene Expeditionen unter Thomas Moore und Kellett, unter Dr. Rae und unter Sir James Ross zur Ermittlung des Schicksals Franklin's ausgesandt. Sie waren zugleich von Osten und Westen vorgezogen, aber ohne eine Spur des Verlorenen zu finden, obwohl von Westen aus die nördliche Küste des Festlandes mit ihren Inseln bis zum Coppermine-Fluß und bis zum Dease Inlet, auch die Ufer des Baffalton-Sundes genau durchsucht wurden; östlich jedoch die südliche Küste des Lancaster-Sundes bis Cape York, der nördliche Theil von North Commercel bis 72° 38' nördl. Br. und 95° 48' westlich von Greenwich, ferner Theile der Küsten nördlich der Barrow-Straße und des an die Prinz-Regent-Ginfaßt stoßenden Landes in derselben Weise abgesehen worden waren. Die Berichte dieser Expeditionen machten es höchst wahrscheinlich, daß Franklin mit seinen Mannschaften auf einer der Inseln westlich von der Insel Melville schlüge. Auch die Instruktionen, welche der-

selbe von der englischen Admiralität empfangen hatte, deuteten darauf hin. Er sollte nämlich durch die Davis-Straße über die Baffins-Bai bis in den Lancasterfahnen fahren und dann westlich in der Höhe von 74° 15' nördl. Br. bis etwa 98° westlich von Greenwich und von diesem Punkt aus südwestlich nach der Veringstraße vorbringen. Temgemäß sollten die unter De Haven's Befehl stehenden amerikanischen Schiffe sich ohne Verzug in der Richtung von Banks-Land und der Insel Melville aufmachen und in deren Nachbarschaft so genau und so gut wie möglich ihre Forschungen anstellen. Emmanon, der Kapitän der „Ariston“, eines der elf Schiffe, welche zur Zeit zu demselben Zweck in den arktischen Gewässern weilten, traf zuerst am 23. Aug. 1850 bei Cape Riley auf Spuren der Verlorenen. Eine genauere Untersuchung des umliegenden Landes ergab, daß sich die vermisten Mannschaften längere Zeit hier aufgehalten haben mußten. Auf der Becken-Insel, etwa 3 englische Meilen von Cape Riley, stieß man auf das erste Winterquartier Franklin's. Schiffsstücke fanden sich jedoch trotz allen Suchens nicht. Auch De Haven besuchte diese Bläse am 25. Aug. und durchsuchte sie zum zweiten mal aufs genaue. Kane's Ansicht ging nach der Beschädigung der um Cape Riley befindlichen Schiffsfragmente dahin, daß sich Sir John Franklin beim Brechen des Eises im J. 1846 nach dem Norden aufgemacht habe, mit seinen Schiffen durch die Wellington-Straße in das vermutete große Polar-Meererebden gefahren und nie von dort zurückgekehrt sei. Eine andere Spur fand man damals von den Verlorenen nicht, sodaß Kane's Annahme nicht unwahrscheinlich war, obwohl spätere Forschungen Dr. Rae's (1854—1859) in Boothia und Land von Rae-Glindok und Gobsen in King-William's-Land und an den südlich davon gelegenen Küsten und ein von letzterem aufgefundenes Document den Untergang der verschollenen Gesellschaft, insbesondere den Tod, als in dieser Gegend erfolgt, unzweifelhaft feststellten. Kane baßte daher auch von ihm im Mai 1853 unternommene zweite Nordpolfahrt zur Auffindung Franklin's auf diese allerdings falsche Annahme. Inzwischen war jedoch die Expedition De Haven's nach vielen Leiden und Gefahren wohlbehalten wieder in Newyork angelangt, und zwar die „Advance“ am 30. Sept. und die „Rescue“ am 3. Oct. 1851. Ueber diese erste Nordpolfahrt veröffentlichte Kane den schon oben erwähnten Bericht: „Narrative of the Expedition in Search of Sir John Franklin.“

Der geheimnißvolle Schicksal, welcher noch immer auf dem Gesichte des verschollenen Franklin ruhte, vermehrte nur noch den allgemeinen Wunsch, Gewißheit zu erlangen. Es wurden noch größere Anstrengungen als bisher gemacht und zahlreiche Expeditionen ausgesandt, um, aufknüpfend an die bisherigen Ermittlungen, das über ihm schwebende Dunkel aufzuklären. Auch Kane brannnte vor Ungeduld, sich bei den neu anzustellenden Forschungen zu betheiligen und bei dieser Gelegenheit seine auf der früheren Reise gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen zu verwerten. Er bot seine Dienste

an und erhielt denn auch im December 1852 vom Marineminister der Vereinigten Staaten den Auftrag, eine Expedition zur Auffindung Sir John Franklin's nach den arktischen Gewässern zu führen. Die Mittel zur Ausföhrung derselben wurden von dem schon erwahnten Orinell und dem bekannten Philantropen Peabody gestellt. Außerdem hatten mehrere wissenschaftliche Vereine und Kane selbst bedeutende Summen zu dem Unternehmen beigetragen. Das für die fühne Fahrt bestimmte Schiff war die Brigg „Advance“, welche schon die Reise von 1850—1851 unter De Haven mitgemacht hatte. Es war ein gutes, schnell segelndes und stark gebautes Fahrzeug von 144 Tonnen Gehalt, dessen Tüchtigkeit sich im Eise des Polarmeres glänzend erprobt hatte. Der Hauptzweck der Expedition war die Auffindung Franklin's. Außerdem sollte aber Kane seine Aufmerksamkeit auf alle Gegenstände von wissenschaftlichem Interesse lenken; insbesondere auf solche, die sich auf das Vorhandensein eines offenen Polarmeres, auf den Erdmagnetismus, die Meteorologie und wichtige naturwissenschaftliche Erscheinungen bezogen. Die unter seinem Befehl stehende Mannschafft zählte 17 Mann, von denen zehn der Marine der Vereinigten Staaten angehörten. Zwei hatten bereits die erste amerikanische Expedition mitgemacht, alle aber sich als Freiwillige dem Unternehmen angeschlossen. Die Ausstattung des Schiffes war ziemlich einfach. Außer dem nöthigen Vorrath an Lebensmitteln und Kleidungsstücken wurden nur eine Anzahl von Brettern, um das Schiff im Winter zu überdecken, einige Gummi- und Leinwand-Zelte, verschiedene Schlitzen, fünf Boote und zahlreiche kleinere Gegenstände zum Tauschhandel mit den Eskimos mitgenommen. Da, wie bereits bemerkt, Kane von der Ansicht ausging, daß Franklin das vermutete große Polarmeer erreicht habe und er dort zu suchen sei, so ging sein Plan dahin, auf dem kürzesten und zugleich zugänglichsten Wege dahin zu gelangen. Er glaubte ihn einzuschlagen, wenn er die Passus-Bai bis zu ihrem nördlichsten erreichbaren Punkt hinaussüßte und von da mit Schlitzen und Booten so weit als möglich gegen den Pol vordränge. Es gründete sich diese Ansicht auf die durch Analogien der physikalischen Geographie unterstützte Annahme, daß sich Grönland mit seinen Gebirgsmassen bis zum hohen Norden erstreckt. War dies der Fall, so ergaben sich für den von Kane eingeschlagenen Weg folgende Vorzüge: 1) Er hatte als Basis seiner Operationen welches Land; 2) eine direct nach Norden führende Linie, welche am ersten die offene See erreichen ließ, wenn eine solche vorhanden war; 3) den Vorthell des sächerartigen Wädelagers von Land auf der nördlichen Seite Grönlands, welches das Eis aufstieß, wenn es in seinem südlichen oder äquatorialen Treiben begriffen war (auf diese Weise wurde der größte Nachtheil Warrö's bei seinen Versuchen, den Pol von der Spizbergenischen Seite aus zu erreichen, vermieden); 4) die Möglichkeit zur Erhaltung von Reisenden; 5) die Möglichkeit des Zusammenwiefens mit den Eskimos, indem Niederlassungen von ihnen bis in die Höhe von Whale-Sound und wahrscheinlich noch nördlicher an der Küste sich hinauserstreckten.

Die Brigg verließ Newyork am 30. Mai 1853, erreichte ohne Unfall am 7. Aug. das Vorland von Smith-Strait und passirte den von Kapitän Inglefeld am 27. Aug. 1852 erreichten höchsten Punkt. Bei weiterem Vordringen stieß jedoch Kane auf einen Gürtel Treibeis, und als er in dieses einzudringen suchte, zeigte es sich, daß die ganze nördliche Straße von dem sich dem amerikanischen Ufer zuwendenden Packeis versperrt wurde. Es wurde unmöglich auf das Schiff eindringend dasselbe unvermeidlich gegen Süden geführt haben, wenn dieses nicht in einer kleinen von Land fast gänzlich ungeschlossenen Bucht (Refuge-Inlet) Zuflucht gefunden hätte. Es blieb Kane also nur die Alternative, ein weiteres Vordringen zu wagen oder zurückzugehen und sein Vorhaben aufzugeben. Er entschloß sich zu erstem. Nach drei Tagen, am 13. Aug., verließ er wieder die schädliche Bucht und suchte unter unendlichen Gefahren einen Wasserweg zu verfolgen, den sich zur Zeit der Eut zwischen der gewaltigen Eismasse und der Küste zeigte. Auf diese Weise wurde am 20. Aug. der 78° 43' nördl. Br. erreicht, ohne daß die Brigg einen wesentlichen Schaden erlitten hätte. Aber der schnell hereinbrechende Winter machte ein weiteres Vordringen unmöglich. Die Offiziere drängten darauf, nach einem südlicher gelegenen Punkt zurückzugehen, aber Kane, nicht gewillt, die theuer erkauften Vertheile seines süßen Vordringens aufzugeben, bestand darauf zu bleiben. Nachdem er die umliegende Gegend untersucht und sich bis zum 80° einen Ueberblick verschafft hatte, beschloß er mit der Brigg dort zu überwintern, wo sie sich gerade befand. Es ist dies der nördlichste Punkt, an welchem bis dahin ein Schiff dem Winter zugebracht hat. Vom 10. Sept. ab war die „Advance“ in dem Hafen eingefroren, der für sie in der Nähe einer Gruppe felsiger Inseln in der südöstlichen Buchtung der Bai ausgesucht worden war. Van-Kenselaer-Harbor taufen ihn die süßnen Entdecker. Bis zum 20. Nov. wurden Erforschungs-Expeditionen und zahlreiche Niederlagen von Lebensmitteln aus den verschiedensten Punkten für den Fall des Verlustes des Schiffes und eines Rückzuges gemacht. Von diesem Zeitpunkt ab bedeckte 120 tägige Nacht die Einöde. Die Zeit war eine entseßliche, größer als sie bis dahin überhaupt beobachtet worden war. Sie betrug im Februar minus 70° Fahrenheit. Von Van-Kenselaer-Harbor aus wurden zahlreiche Expeditionen zur Erforschung der Gegend ausgefandt. Die beiden bedeutendsten unternahm W. Morton und der Eskimo-Jäger Hans, welcher die Expedition begleitete, sowie Dr. Hayes und William Goshrey. Den Erfolg derselben und überhaupt den der ganzen Reise sagte Kane selbst in seinem Berichte an den Marineminister der Vereinigten Staaten in folgenden Sätzen zusammen: 1) Die Unteruchung und Bestimmung der nördlichen Küste Grönlands bis zu ihrer Begrenzung durch einen großen Gletscher. 2) Die Unteruchung dieser Gletschermasse und ihrer Ausdehnung nach Norden in das neue Land, genannt Washington. 3) Die Entdeckung einer großen nordwestlichen Straße, welche frei von Eis in eine offene und weit ausgebreute, ebenfalls freie Fläche führte. Das Ganze umfaßt einen eisförmigen



Flächenraum von 4200 engl. □ Meilen. 4) Die Entdeckung und Bestimmung eines großen Landstriches, der die nördliche Fortsetzung des amerikanischen Continents bildet. 5) Die vollständige Untersuchung der amerikanischen Küste südlich und westlich bis zum Cap Sabine; auf diese Weise unsere Untersuchungen mit dem letzten von Kapitän Inglefield bestimmten Punkt verbindend und den Umkreis der Straßen und der Bai vervollständigend, die an ihrer südlichsten Öffnung bisher als Smith's Sund bekannt waren.

Was insbesondere die Gestalt Grönlands betrifft, so ist es nach Kane ein Continuum, dessen westlichsten Punkt Cap Alexander auf dem 78° 10' nördl. Br. bildet. Vom 70. Längengrad aus gesehen, erstreckt es sich fast in gerader Linie nach Osten und Westen. Ein mächtiges Eisplateau, der Humboldt's Gletscher, liegt jedoch ein weiteres Vordringen nach Osten nicht zu.

Da seine Ansicht vorhanden war, das Schiff während des Sommers frei zu machen, suchte Kane sich mit Vetcher's Expedition, welcher zur selben Zeit in der Richtung von der Insel Melville vorgewandert war, in Verbindung zu setzen und Borchg. Island zu erreichen. Ein gewaltiger, nicht zu überwindender Gürtel von Packeis zwang jedoch Kane bel dem schnell hereinbrechenden Winter zur Rückkehr. Der Plan war mißglückt, und die Expedition hatte einen zweiten Winter in der Brigg anzuhabern. Kane stellte es nunmehr der Befehung frei, das Schiff zu verlassen und zu versuchen, die dänischen Niederlassungen zu erreichen. Nur acht müthige Männer von den Seizeh'n entschlossen sich, ihrer selbstgestellten Aufgabe getreu, zum Winter, die übrigen verließen die Brigg am 28. Aug., mußten aber wieder umkehren und kamen nach unendlichen Leiden am 7. Dec. wieder an. Trostlos und hoffnungslos endete das Jahr 1854 für die Endvater, und das neue Jahr fing nicht besser an. Lebensmittel waren knapp, der Holzvorrath ging zu Ende, Krankheit entkräftete und entmüthigte die kleine Schaar. Zuletzt waren nur Kane und ein Gefährte noch im Stande, die Kranken zu pflegen und die nöthigen Arbeiten zu verrichten. Zu ihrem Glück ließ jedoch die Krankheit, der Blutfluß, allmählich nach, die kaum Genesenen begannen wieder Kräfte und neuen Muth zu sammeln. Am 21. Febr. ging im neuen Jahre die Sonne wieder auf. Sein Muth zeigte sich die ersten Wältriffe, jedoch der Mangel aufhörte, und im April konnten die Einzelnen wieder an ihre Arbeit gehen. Es hatte sich die Nothwendigkeit ergeben, die Brigg im Eise zu lassen. Einen dritten Winter vermochte die Befehung nicht auszuhalten. Vorräthe und Brennmaterial waren nur noch für wenige Wochen vorhanden; von der Brigg war bereits alles Holz, das sie nicht absolut seuntüchtig machte, verbrannt. Der Zweck der Expedition, Franklin aufzufinden, konnte in seiner Weise nicht gefördert werden, und so wäre es Thorheit gewesen, noch zu zögern und das Leben der Mannschaft aufs Spiel zu setzen. Kane beschloß daher, die Brigg zu verlassen und den Rettungsweg nach den dänischen Niederlassungen anzutreten. Am 17. Mai brach die kleine Gesellschaft auf und am 6. Aug. erreichte sie nach 83-tägiger Reise Upernivik. Dieser

Marsch war mit außerordentlichen Anstrengungen und Entbehrungen verknüpft. Ein großer Theil der Mannschaften war krank oder, kaum von Krankheit genesen, noch sehr schwach. Nur allmählich konnte ein Kranker nach dem andern fortgeschafft werden, so daß die Befunden denselben Weg mehrmals nachden mußten. Im Durchschnit legte die Gesellschaft nur acht englische Meilen täglich zurück. Kane bediente die Brigg noch öfters, um neue Lebensmittel zu beschaffen; zum letzten mal geschah es am 8. Juni. Ihr Zustand war ganz unverändert; sie lag nach wie vor bewegungslos eingefroren da, mit neuem Fuß festen Eises unter ihrem Bug. Die Eskimos von Cap untersahen die auf dem Rückzuge Begriffenen gerueulich mit Lebensmitteln und Arbeitsträjfen. Unterwegs fuhr Kane fort, seine meteorologischen und naturwissenschaftlichen Beobachtungen zu machen. Die dazu nothwendigen Instrumente hatte er von dem Schiff mitgenommen. Die sorgfältig zusammengestellten naturwissenschaftlichen Sammlungen hatten zurückgelassen werden müssen bei der Schwierigkeit des Transports und der für die Sicherheit der Reisenden damit verbundenen Gefahr. Nur die schriftlichen Aufzeichnungen der Expedition wurden gerettet.

Die dänischen Ansiedler nahmen die heldenmüthigen Männer mit großer Freude auf. Die Brigg „Marianne“, auf dem Rückwege nach Kopenhagen begriffen, wollte sie bis zu den Scheland-Inseln bringen, von wo sie ihre Reise nach den Vereinigten Staaten fortsetzen sollten. Aber schon unterwegs stießen sie in Disco auf die unter Lieutenant Hartstene's Befehl stehende Expedition, welche die amerikanische Regierung, besorgt über das lange Ausbleiben Kane's, zu dessen Rettung ausgesandt hatte. Im Herbst 1855 langte der südne Endvater in seinem Vaterlande wieder an. So endigte diese ereignisvolle, an Weisheiten von Energie und hohem Muth, von Selbstverleugnung und wissenschaftlichem Streben so reiche Fahrt! In ihrem Hauptzweck, insofern er der Aufindung Franklin's galt, war sie erfolglos, desto reicher aber an wissenschaftlicher Ausbeute und an Enthüllungen über jene gewaltigen Eis-Einöden. In dieser Hinsicht war ihr Erfolg vielleicht größer als der legendener ihr vorausgegangenen Expeditionen.

Die Geschichte seiner und seiner Gefährten Leiden und Entdeckungen stellte Kane in seinem oben angeführten zweiten Bude „Second Grinnell Expedition in Search of Sir John Franklin“ dar. Dieser einfache, anspruchlose Bericht fand die warme Bewunderung aller civilisirten Länder. Auch äußerlich befandete sich diese Anerkennung, indem der Congress, die Gesetzgebende Versammlung des Staates Newyork und die Königliche Geographische Gesellschaft zu London Kane goldene Medallien verliehen. Die englischen Einwohner der Stadt Newyork votirten ihm eine Anerkennungs-Adresse; auch empfing er die königliche Medaille, welche artistischen Entdeckern in den Jahren 1818 bis 1856 verliehen wurde. Als Kane die Beschreibung seiner Reise eben vollendet hatte, brach seine Gesundheit, die so lange in anstrengender Thätigkeit Stand gehalten hatte, vollständig zusammen.

Er griff zu seinem alibewährten Mittel, zum Reisen, und schiffte sich nach England ein, aber diesmal leider ohne Erfolg. In London verschlimmerte sich sein Zustand derartig, daß er sich entschließen mußte, ein milderes südliches Klima aufzusuchen. Am 17. Febr. 1856 segelte er nach St.-Thomas, und von da nach Savanna. Auf dieser Reise bekam er einen Schlaganfall. Noch lebend erreichte er am 25. Dec. Savanna; seine Widerstandskraft war gebrochen. Nach wenigen Wochen, am 16. Febr. 1857, verchied er, als er eben im Begriff stand, sich nach den Vereinigten Staaten zurückzugeben, um dort, im Vaterland, sein Leben zu beschließen. (Vgl. *Edw.*, „Life of Dr. E. K. Kane“, Philadelphia 1857.) (P. K.)

KANEM, eine im Norden und Nordosten des Tsadisees im mittleren Sudan sich hinziehende Landschaft, befindet sich im traurigsten Zustande der Auflösung und ist größtentheils vom Reiche Wadai abhängig geworden; der Hauptort Mao hat kaum noch 3000 Einwohner. In früheren Zeiten war Kanem bei weitem größer, und dehnte sich nach dem Uebertritt seines Herrschers Eselma (1194—1210; Eselma war der erste schwarze König, seine Vorgänger hatten hell ausgeblutet wie die Araber) zum Jelan im 11. Jahrhundert vom Kuara bis zum Nil aus, einschließlich Kešan's und südlich bis weit jenseit des Tsadisees. Im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gelang es einem Manne Kanems Schief, der zu dem lebenden Stamme der Berba gehörte, sich in Kanem solches Ansehen zu verschaffen, daß er die daselbst wohnenden Kanembu, Tibu- und Verberstämme unter seiner Herrschaft vereinigte.

Die Bewohner des Landes, die Kanembu, durch fortwährende Kriege mit den Reichen Bornu und Wadai beunruhigt, sind meist zum Auswandern nach anderen ruhigeren Gegenden bewegen worden. So hat sich eine Abtheilung an dem Südufer des Tsadisees als Viehzüchter niedergelassen. Die Zurückgebliebenen wagen nicht den Acker zu bauen oder einen Fruchtbaum zu pflanzen, obwohl die Datteln hier gut gedeihen. Sie können nicht darauf rechnen, das Getreide einzurnten, das sie säen, und die Frucht zu pflücken, die sie pflanzen. Sie müssen sich begnügen mit dem, was ihnen die Herde liefert, und bestän auf der Hut sein, dieselbe vor räuberischen Ueberfällen in den Schutze der Ringmanern zu retten. Unter günstigen politischen Verhältnissen würden sich die Kanembu bald zu einem erfruchtlichen Wohlstande hinaufarbeiten. Sie sind ein wohlgebaute, gut proportionirter Menschenstamm und ihre Frauen zeichnen sich vor den breit und plump gestalteten Weibern von Bornu sehr vortheilhaft aus. Zwischen den Kanembu haben sich eine Anzahl Buduma, Bewohner der See-Inseln und Schwa-Araber angesiedelt, und der unruhige Araberstamm der Mehad-Süman spielte eine Zeit lang hier eine bedeutende, obwohl wenig segensreiche Rolle.

(Richard Oberländer.)

KANEPHIOREN, *Kanephorai*, Kanephoren, Jungfrauen, welche im Alterthum in feierlichen Aufzügen an Götterfesten heilige Gegenstände in Körben eintrug-

trugen, und zwar, nach der in südlichen Ländern gewöhnlichen Sitte des Tragens, zunächst auf dem Kopfe. Dieser Brauch war sehr verbreitet und wurde im Dienste vieler Göttheiten geübt (s. E. Curtius, *Archäol.* 3ig. 1881, S. 28): 1) für Zeus Bakcheios in Lebadea?); 2) für Hera?); 3) für Artemis, vermutlich in Ephraeus?); 4) für Artemis in Termeios in Bybidos?); 5) für Dionysos in Athen?); 6) und am Indus?); 6) für Isis?); 7) für Athena, sowohl in anderen Orten, wie i. B. in der Ebene von Troas?); 8) auch besonders in Athen.

In Athen war das Institut der Kanephoren ganz besonders beliebt, es wird einfach attisch genannt?); Kanephoren finden sich bei den Festen der Demeter, des Dionysos und vielleicht noch anderer Göttheiten?); vornehmlich aber im Dienst der Athena, sowohl bei andern Festen dieser Göttin, als hauptsächlich an den Panathenäen?); nach Bötticher's Meinung (*Archäol.* 3ig. 1854, S. 442*) aber nur an den kleineren, und nicht nur bei den von den Athenern selbst ausgerichteten Festen, sondern auch bei den Opfern, die andere Städte in Athen darbrachten.?)

Als Sister der Kanephorie für Athena in Athen galt Erechtheus (Erechthonios?)), dessen Tochter Drei-

- 1) *Paus.* I, 27, 4 *ἀναθείαι ἄσπασ ἐπὶ τὰς κεφαλὰς, Ovid.* Amor. III, 13, 27 *supposito vertice sacra ferunt, Cic.* Verr. II, IV, 3 *quae manibus sublimis reposita in capitibus sustinebant.*
- 2) *Plat.* *Epist.* *demog.* Init. von der *Κριβέλια φαίλα γὰρ τὸ αὐτὸ φαίλα Kanephorai.*
- 3) *Hor.* Sat. I, 3, 11.
- 4) *Diogen.* Hist. I, 21, vgl. D. 3a Sn. *Arch.* 3ig. 1866, S. 253 fa.
- 5) *Ovid.* Amor. I, 2.
- 6) *Hor.* Sat. II, 8, 13 *ut Attica virgines simulacris, Schol.* zu *Arist.* Av. 1516. „*ὄρα ἴσταναι εἰ Kanephoros ἀποδοῦσαι εἰς τὸ Ἐλευσίαιον;* sehr ähnlich waren die Kanephoren nach *Callim.* *hymn.* in *Cer.* 127 und am *Antigon.*
- 7) *Theokr.* II, 66 *cum Schol.* *τιθεῖσθαι γὰρ τῷ ἄρτιον κατηφοροῦν αἱ μέλλουσαι γαμῆσθαι ἐπὶ ἀσπασιοῖς τῆς παρθενίας, ἢνα μὴ γαμῆσθῶσαν ὄντ' ἐστῆ.*
- 8) *Paus.* *Weihnachtsimn* im *Corp.* *Inscr.* Gr. n. 4332.
- 9) *Schol.* zu *Arist.* *Ach.* 242 *κατὰ τὴν τῶν Ἀσπασίων ἰσχυρῶς τὸ αὐτὸ ἄβραβας αἰ ἡγῆται κατὰ θῆος ἰσχυροῦσθαι,* vgl. die *Prävalenztheorien* des *Dialogeten* mit einer *Kanephorie Aristoph.* l. c. *Erechtheus* trat den Vater seiner *Diensthöflichen Kanephorie* in der *Ephemeride* 1862, n. 180. *Kanephoron* im *Baldschin* *Zug* *Mus.* *Pic.* *Clem.* IV, 23, *Mittheil.* *Gall.* myth. LVIII, 240.
- 10) *Plat.* *de div.* p. 1164, 1, *no* *Dei* *maefastie,* *vgl.* *Ἀσπασίον ἀσπασίων τιλοῦσθαι, Kanephorie* *ist.* II. Eine *Ἰφίταρη* in *Demetris* *ist* *laut* *Inschrift* (*C.* *Inscr.* Gr. n. 2298) von *Archelaos* von *Marathon* und seiner *Familie* *geweiht,* weil seine *Tochter* der *Ἰφί* *Kanephorie* *gestrafen.* 12) *C.* *Inscr.* Gr. n. 3602. 3603 mit *Böcher's* *Bemerkungen.* 13) *Cic.* *Verr.* II, IV, 3 *more Atheniensium virginum.* 14) Eine *K.* auch auf dem *sculpturten* *athensischen* *Ἰφίταρη.* 15) *Weder.* *Anecd.* gr. p. 270 a. *παρθένος τὸ κατὰ γένεσθαι τῷ θεῷ ἢ τῷ τῶν Παρθενίων νεκρῶ καὶ τοῖς ἔλλαις ἰσχυρῶς;* ganz ähnlich *Ἰφίταρη, Cuias,* *Harporotation* und *Ἰφίταρη.* 16) *Nach* *Hdt.* V, 82 *vertheilten* *sich* *die* *Epibourai,* *am* *Beste* *Opfer* *der* *Athen.* *Ἰφίταρη* *und* *dem* *Erechtheus* *zu* *leihen,* *und* *war* *Ἰφίταρη* *also* *nicht* *zu* *den* *großen* *Panathenäen* *(vgl.* *Schaepe.* *Berichte* *der* *Königl.* *Sächs.* *Wet.* *der* *Wissenschaft.* 1853, I, 40). Eine in Athen *gefundene* *Staluensteininschrift* *bei* *Wentz,* *l'Acropole* *d'Athènes* II, p. 346, n. 1 nennt eine *Kanephoros* *Ἐπιβουρῶν,* *no* *also* *bei* *einer* *solchen* *Inschrift* *bestimmlich* *der* *Epibourai* *nach* *Athen* *fungierte.* 17) *Philodorus* *in* *seiner* *Attika* *bei* *Ende* *und* *Qu.* *petral;* *auch* *Schol.* *zu* *Lucian.* *Dial.* D. XX, 16 (IV, 61 *Jacob.*)

thya als Kanephore der Stadtgöttin fungirt und als solche ebenso die Liebesgötter des Voratz entkräften haben sollte¹⁵⁾, wie in derselben Function des Kestrops Tochter Herse die des Hermes.¹⁶⁾

In Athen sind zwei Arten von Kanephoren der Athena streng zu unterscheiden: 1) zwei an der Zahl, auf längere Zeit der Göttin zum Dienst verpflichtet. Sie wohnten nicht weit vom Tempel der Polias. Wenn die Zeit des Festes nahe, legte ihnen in einer Nacht die Priesterin heilige Gegenstände auf das Haupt, die weder von ihr noch von den Tragenden gekannt waren. Auf einem natürlichen unterirdischen Wege stiegen die Kanephoren hinab zu einem heiligen Bezirk, nahe dem Tempel der Aphrodite *iv xipōis*, legten ihre Bürde ab und empfingen dafür ebenso Geheimnisvolles für die Gottheit. Damit war ihr Amt beendet, und an ihre Statt kamen andere Jungfrauen in den Dienst der Göttin (*Pausan. I, 27, 4*).¹⁷⁾ Pausanias sagt von einem öffentlichen Anstehen dieser Kanephoren nichts, doch spielten sie zweifellos bei den Aufzügen an den Festen der Athena eine große Rolle. Außer ihnen schritten aber, wenigstens in späteren Zeiten, 2) noch andere Mädchen in den Pompen einher, die zwar keine Mystricen, wohl aber kostbare Tempelgeräth, welches so dem Volke zur Schau gebracht wurde, ist es auf dem Haupte, sei es in den Händen, ob in Körben oder frei, trugen. Auch auf sie wurde der Name Kanephoren übertragen (s. Mommsen, *Mythologie S. 179* sq.). Ihre Zahl war groß; so schaffte der Redner Pylarg goldene Kränze für hundert Kanephoren an¹⁸⁾ und auch die Erzählung bei *Ovid. Met. II, 724* sq. läßt auf eine bedeutende Menge derselben schließen. Solche Kanephoren im weiteren Sinne dürfen wir wol auch auf dem Grise des Parthenon erkennen.¹⁹⁾

Nur erdgeborne²⁰⁾ Jungfrauen von maffelosem

Rufe²¹⁾ wurden zu Kanephoren zugelassen; um so schwachvoller mußte es erscheinen, als Hipparch die Schwäger des Harmobios, obgleich sie zur Kanephore berufen war, als nicht würdig zurückwies²²⁾, welcher Freiwi nach Melian den Entschluß zum Tyrannenmord zur Weis brachte. Im geschnittenen²³⁾ Anlitze strengen Ernst bewährend²⁴⁾, schritten die Kanephoren einher, weiß gescheid²⁵⁾, neben andern reichen Edmänn auch im Haare einen goldenen Kranz tragend²⁶⁾; gelben waren auch die Körbe²⁷⁾, denen hier und da Befruchtung nicht fehlte²⁸⁾, und deren Inhalt durch *ισογάμους* verdeckt war.²⁹⁾ Weistöckmädchen folgten ihnen dienend, einen Schirm gegen die Sonnenstrahlen und einen Eubul zum gelegentlichen Anrühren an Halterplätzen als *σαωδοφόροι* und *διοφοφόροι* ihnen nachtragend.³⁰⁾ Hatten aber die Kanephoren *καλῶς* *καὶ ἐνδοξῶς* oder *καλῶς* *καὶ ἀξίως* ihres Amtes gewaltet³¹⁾, so bewiesen die ihnen gewiesenen Ehrenbezeichnungen, wie hoch man die Wichtigkeit desselben schätzte. Die festfeiernden Städte decretirten ihnen Weibinschriften³²⁾, eine Familie errichtete der Gottheit zum Dank für die der Tochter gewordene Ehre eine Statue³³⁾, selbst die Anverwandten gingen nicht immer leer aus.³⁴⁾

Auch Bühnendichter machten die Kanephoren zum Gegenstand ihrer Schöpfungen, wenn auch wol nur in parodistischer Weise. Wir lernen die Erstseiner einer Komödie mit dem Titel *Κανηφόρος* vom Anaximandrides aus einem Fragment des Euboulos kennen³⁵⁾, aus einer gleichnamigen des Menander haben Euboulos, Euboulos und Harpokratian fünf Bruchstücke bemahrt.³⁶⁾

Auch von Standbildern einzelner bestimmter Kanephoren haben wir Kunde. Das in Athen aufgefundenen Piedestal einer solchen schmückt vier Kränze, in denen Inschriften befanden, die betreffende Jungfrau sei viermal zur Ehre der Kanephorie berufen worden³⁷⁾, eine

18) *Aristophanes* nach *Schol.* zu *Odys.* XIV, 533. 19) *Ovid.* *Metam.* II, 711 sq. 20) Zwar haben mehrere Gelehrte nicht *καθηφόροι* sondern *ἀγγεφόροι*, was auch *Leubert* und *Wegler* in den *Act.* aufgenommen haben. Aber *Pausanias* redet hier von zwei *παρθίνοι*, während andererseits von den *Αρχηφόροι* betont wird, das theyr mit und zwar im Alter von 7–12 Jahren sein mußten, s. *Etym. Magn.* s. v. *ἀγγεφόροι* und weiter bei *R. D. Müller* in dieser *Enchiridion* *Eccl.* III, 136, 10, S. 84. 21) *Vit.* decem orat. an *Orde* (cf. *Regling* in *Leucyri* *fragm.* p. 44) und *Paus.* I, 25, 16. Dem betreffenden Beschäftigten muß allerdings G. *Gurtius* (*Arch. Zeitung*, 1881, S. 29) auf die Bemerkung von *Wilhelm* von *Kanephoren* sein, auf die auch die sehr jugendliche Gestalt schließen läßt. Dverbed (*Orde*, der geistl. *Blatt* I, 332) glaubt in dem langen Saug der Mädchen drei Arten Kanephoren erkennen zu können. 22) *Harpocrat.* *act.* *iv ἀξίωται παρθίνοι — οὐ πάσαις ἀξίωται κανηφόροι*, ähnlich *Eub.* und *Philoch.* *Bedet.* *Comed.* p. 370 sq. *ἀσται καὶ ἐστραίει*, *Schol.* zu *Arist.* *Act.* 242 *εὐστραίει*.

24) *Arist.* bei *Diogenian.* II, 46 (*Paroemiogr.* gr. I, 202). 25) *Thuc.* VI, 56. *Ἰσθμὸν ἰσθμὸν ἐπὶ τῆς ποταμῆς ἐπὶ*, nach *Maaz.* 731. *Diog.* XXXIV, 2 p. 385 und *Aelian.* *Var. Hist.* XI, 8 an den *Thasiten*. 26) *Arist.* *Eccl.* 733 *ἐντροπυμῶν*, cf. *Schol.* und das *Requiem* des *Hermippos* beim *Schol.* zu *Arist.* *Aves* 1150 *ἀσται καὶ καρ. λευκίους ἀκρίτους ἐντροπυμῶν*. 27) *Βίσησσα* *θυμφοφόροι* *Arist.* *Act.* 264. 28) *Ovid.* *Amor.* III, 13, 27. 29) *Ibid.* *actes auro gemmaque premuntur*, vgl. die *Ann.* 21 *clitris* *Stellen* und *Arist.* *Lysistr.* 1193, wobei die Bemerkung des *Schol.* *κρηνοφόροι γὰρ αὐτὸ καὶ αὐτὸν* auch auf die Körbe und deren Inhalt zu beziehen kann. *Schol.* zu *Odys.* *Act.* IV, 533 *Ἐργήθει — κορυμῶν δὲ τειπέτην*. 30) *Schol.* zu *Arist.* *Act.* 242 *ἢ δὲ ἴα χοροῦσιν ποικιλιὰ ταυὰ*, cf. *Schol.* zu *Arist.* *Lys.* 646 *ἰσθμὸν δὲ καὶ λοιπάδας τινὰς ἀλοφύορας*. 31) *Ovid.* *Met.* II, 712. 32) *Hevel.* 3, v. *αὶ Ἐπιδαμνίου ὁρίαι καὶ παρ' Ἀθηναίων οὐκ ἀπαρταται οἷς ἐκάλυτρον ταῖς ἰσθμῶν*. 33) *S.* *ταρῆθε* *Μεττε* in dieser *Enchiridion* *Eccl.* III, 136, 10, S. 291. 34) *Dagelet* war wol mit *Athen* verbunden, denn *καταὶ ἴα* hoch das *Wesphalen* von *Schol.* *ten* und *Edmänn* zu beziehen, welches in *Arist.* *Lys.* I, c. der *Orde* jedem gibt, dessen *Leubert* zur *Kanephore* berufen werden sollte. *Wiedert* aber hatten sie auch gewisse *Gestalten* (vgl. *G.* *Gurtius*, *Arch. Zeitung*, 1881, S. 30). 35) *C. Inscr.* Gr. n. 3602. 3603. 4362. 36) *Ibid.* n. 2298. 37) *Ephemeris* 1862, n. 180. 38) *Eccl.* *Phys.* II, 1, 6 (cf. *Wiedert*, *Pragm.* *com.* gr. IV, 143 sq.). 39) *Eccl.* *bat* *Wiedert* I, c. III, 17 *ἰσθμῶν*, 40) *Beute*, *l'Acropole d'Athènes* I, 345 sq.

bronzene aus Büstern stammende Kanephore⁴¹⁾ trägt die Unterschrift ΤΑΘΑΝΑ ΦΙΑΑΣ ΧΑΡΜΥΑΙΑ ΔΕΚΑΤΑΝ.

Ueberhaupt hat die bildende Kunst die anmuthigen Gestalten der Korbtägerinnen mehrfach zum Vorwurf genommen. Hierzu zu Messina besaß eine solcher Statuen, die Petros ihm raubte, und die von Polytelos's Hand sein sollten.⁴²⁾ Material und Format (erant autem duo praeterea signa non maxima) machen es wahrscheinlich, daß sie selbständige Figuren waren, nicht zu architektonischem Schmuck (s. u.) gedient hatten⁴³⁾, was ebenso aus der Aehnlichkeit ihres verblühten Künftlers zu schließen sein würde, wäre diese nicht sehr problematisch.⁴⁴⁾ Auch Paritides fertigte eine bronzene Kanephore, die sich in Athen besaß⁴⁵⁾, marmorne Kanephoren von der Hand des Stepha waren unter den von Hinius Pollio zusammengebrachten Kunststücken.⁴⁶⁾ Manche kleinere derartige Figuren in Bronze⁴⁷⁾ sowie Kanephoren aus Relief⁴⁸⁾ und Wandgemälden sind uns noch erhalten.⁴⁹⁾

Weit bedeutender an Werth und Zahl sind aber die auf und genommenen Statuen von Kanephoren, die architektonischen Zwecken gedient. Träger und Stützen von Kasten zu beleben ist von früh an das Bestreben der griechischen Kunst gewesen. In der Tektonik hob man den Gerüthen und Gefäßen Gestalten von Ilieren und Menschen unter, wovon schon die Homerische Beschreibung des Palastes des Alkinoos und das von Herobot IV, 162 erwähnte eigene, von drei Figuren getragene kolossale Milchgefäß zu Samos Zeugniß ablegen. In der Architektur trug man jenem Bestreben schon in der äußeren Gestaltung der Säulen Rechnung; der Gedanke, auch diese und wieder durch wirkliche menschliche Figuren zu erzeugen, lag um so näher, als schon Aegypten darin vorangegangen war.⁵⁰⁾ Der griechische Architekt wählte

als Träger schwerer Gebälklasten kräftige, männliche Körper. Gumbder waren es mythologische Wesen, beehrt durch ihre Tragkraft, wie Atlanten oder Telamonen (Vitruv. VI, 8) und Giganten, wie sie noch an dem Zeustempel zu Agrigento, sowie in Terracotta in den Thermen zu Pompeji⁵¹⁾ erhalten sind.⁵²⁾ Oder man benutzte Gestalten von Barbaren und gefangenen Jenden, die auch in der Wirklichkeit als Sklaven dienen schwere Lasten tragen mußten; so setzte man Figuren gefangener Perser einer Halle in Sparta als Träger unter.⁵³⁾

Bei weniger wichtigen Lasten mußten weibliche Gestalten als Trägerinnen passender erscheinen. Wie noch jetzt im Süden die ihre Bürde auf dem Kopfe tragenden und balancirenden Weiber wandelnden Statuen gleichen und den Maler zu künstlicher Nachahmung reizen⁵⁴⁾, mußten auch die alten Kanephoren, wie sie, reich geschmückt, in langsamem, ehrbarem Gang, die heiligen Körbe auf dem Kopfe tragend und mit der Hand haltend, Aehnlichkeit mit Statuen zeigen, und der Künstler ließ sie aus an Stelle der Säulen treten, wobei natürlich jede Ueberbürdung vermieden werden mußte; vielmehr schienen sie hier ebenso mühelos und freudig ihren Dienst für die Gottheit zu versehen wie in der Wirklichkeit beim Tragen der Körbe. Nur darin irren häufig spätere Künstler, daß sie, statt auf den Kopf der Jungfrau sofort, durch Verwidelung von Schindn und Akabus, das Gebälk zu legen, ein *záveov* dazwischenhoben und so eine unnatürliche, doppelte Belastung eintraten ließen.

Nicht nur die Kanephoren, sondern auch andere passende weibliche Gestalten wurden zu architektonischen Trägerinnen verwandt.⁵⁵⁾ So scheint auch in Sparta ein ganz bestimmtes historisches Factum Veranlassung zu einer eigenthümlichen Verwendung weiblicher Figuren zu Bauzwecken gegeben zu haben. Vitruv I, 1 berichtet, wie Karyä, eine peloponnesische Stadt, beim Einbruch der Perser auf die Seite derselben getreten sei. Nach Anwendung der Gefahr sei von ganz Griechenland ein Gemohnener der Krieg angefangt, die Stadt selbst zerstört, die männliche Bevölkerung getödtet, die Frauen zur Sklaverei verdammt worden, in der sie aber, zu stier

41) Abgebildet und beschrieben von G. Curtius l. c. S. 27 ff. 42) Cic. Verr. II, IV, 3, und nach ihm Porphyg. zu Hor. Sat. II, 8. 13; Symmach. Ep. I, 2, 33; Zagen spricht nicht die Verunstaltung Gumbder's l. c. 81, quo ornamento causa fuerunt. 43) Scholien zu Aristoph. Genu über eine andere Statue des Herobot, ihnen angeblich von Paritides gemalten Orak. Rufian im Ionen Perikleskatalog, Sommer 1873, S. 3, Nr. 1. — D. Jahn, der an der Antikensicht des Verloster's schätzte, bezog (Archäol. Zeitung 1866, S. 253 ff.) die Statuen der Kanephoren auf den Orakelstempel in Argos, ihm stimmt jetzt auch Overbeck bei (Geschichte der griech. Plastik, 3. Aufl., I, 391). 44) Min. Nat. hist. XXXIV, 63. 45) Ibid. XXXVI, 25. 46) 3. B. in der Nationalbibliothek zu Paris (S. a. bo. mittel). Genuel, et. rita. n. 3066—68, p. 516—518. Vgl. auch Ann. 41. 48) Für Kanephoren halte ich, trotz Böttiger's (Ankündungen S. 117) Einwürten, die beiden aus einem Rahmenen Altar gruppierten Mädchen, die mit der einen Hand zierlich ihr Gewand fassen, mit der andern einen großen Kasten Ruck auf dem Kopfe festhalten, auf einem Terracottastück im Brit. Mus. (Winkelmann, Meise VI, 1, 49, 2, 80; VII, 165, 286; Terracotta of the British Mus. pl. 29, n. 54), wovon ein gutes Exemplar in der Sammlung Campagna war (Veteler, Annal. d'Inst. 1843, S. 402, Nr. 2). — Ein anderes Relief mit Kanephoren aus Regina ist als Signette abgebildet in der Expedition française de Maroc (Werhard, Annal. 1837, 2, S. 117). 49) Antichità di Ercolano, Pitture IV, 12. Winkelmann, Monum. ined. II, 240 ju tav. 182. Aus Pompeji Bull. d. Inst. 1841, S. 117. 50) Pflammetich stellte

einer Halle des Xpis statt der Säulen Kolosse von 12 Ellen unter (Herobot. II, 53).

51) Real Mus. Borbon. II, tav. LV. 52) Kabre Bildwerke S. 76). — Uebrigens andere männlicher Träger bei Statuett und Relief l. c. I, 491 und bei Winkelmann, Geschichte der Kunst S. 387 und Mamerungen über die Baukunst im Alter S. 57 fa. — Männliche und weibliche Figuren tragen abwechselnd auf einem Sarcophag, Ann. d. Inst. 1843, tv. d'agg. p. 24) Veteler, Annal. 1843, p. 400. 55) Einige Beispiele bei Veteler, ibid. p. 402. Es geht, falls die Ringe in ihrer Hand mit ih., die Statue in Mantua (Ann. 37).

Erinnerung an ihre Schmach, die Tracht der Freien nicht ablegen durften. Darauf hätten die Architekten ihre Gestalten an Gebäuden als Lasträgerinnen angebracht, damit ihre Schande auch künftigen Geschlechtern überliefert würde. Diese Geschichte ist vielfach für ein von Vitruv beobachtet oder ihm angenommenes Wärdchen gehalten, zuerst von Lessing⁵⁶), dann namentlich von Pöttiger⁵⁷), auch von R. D. Müller⁵⁸) u. a., ja man hat sogar gemeint, der Ausdruck Karpatiden zur Bezeichnung von Gebäuträgerinnen überhaupt sei erst von Vitruv oder einem anderen römischen Schriftsteller erfunden, wobei aber übersehen wurde, daß schon Plinius von Sarnob⁵⁹) vom Parositen Korydon erzählt, er habe, in einem Einsturz drohenden Saale Isakelin, gesagt: *ἰστέα δακνύει διὰ κροστήδων τὴν ἀγοστήν* *ἰστέα δακνύει αἱ Καρπάτιες*, was sicher auf solche Statuen, nicht auf lebende Wesen in der besagten Positur geht. In der That ist die Notiz des Vitruv wie sie ist nicht haltbar. Es ist nirgendwo bezeugt und wäre fast undenkbar, daß jene kleine Stadt für die Perser Partei ergriffen⁶⁰) habe, aber die Vitruv'sche Stelle verliert alles Bestimmte, wenn wir die Begebenheit aus der Perserzeit in eine spätere rücken. Daran denkt Kos⁶¹), ausgeführt hat diese Ansicht Bretler⁶²), mit Billigung von Friederich⁶³) Sie berufen sich auf die Thatfache, daß die Einwohner von Karpat, einer ursprünglich arkadischen, dann lakonischen Grenzstadt, wichtig, weil sie die Straße aus der Lagaris in das Innere beherrsche, sich den Thebanern bei ihrem ersten Einfall in Lakonien zu Führern angeboten, was später (Ol. 103. s) von Archidamos schwer geahndet worden sei. Xenophon⁶⁴) berichtet zwar nur von dem Gehirke der Männer durch den erzürnten König: *δοῦος ὄρωτος Ἰάπων ἐπίστροφος*, aber es ist sehr möglich, daß mit dem Frauen damals so geschah, wie Vitruv berichtet, daß man dann in Sparta, gewissermaßen als Pendant zur Perserfahne, eine solche von karpatischen Weibern getragene errichtete, und daß von ihnen durch Spätere die Bezeichnung Karpatiden auf alle tragenden weiblichen Gestalten an Gebäuden, ob Kanephioren, ob andere Wesen, fälschlich übertragen wurde.

56) *Revue antiquaire*, Fragmente, Werke X, 366—370, bzw. *Forschungen* S. 370—387. 57) *Über die sogenannten Karpatiden am Pantheon* und über den Mißbrauch dieser Benennung, *Annalen* III, 137—157. 58) *Zweiter* I, 374, R. 1. 59) *Bei Atheniensis* T. 91, 242 D. 60) Eine scheinbare Stütze für die Stelle des Vitruv bildet ein vielbesprochenes (Parascandolo, *Illustr. di un marmo greco rapp. le Carintidi*, Napoli 1817) Relief des Nischenpaars zu Neap: (*Real Mus. Borb.* X, *iv*, LIX), darstellend ein Gebäuträgerinnenpaar, zwischen denen eine sehr ähnliche Frau weinend am Boden sitzt, mit der Aufschrift: *ΤΗ ΕΜΑΔΙ ΤΟ ΤΡΟΠΙΟΝ ΕΣΤΑΘΕ ΚΑΤΑΚΕΦΕΝΤΩΝ ΤΩΝ ΚΑΡΠΑΤΩΝ*. Die Aufschrift ist aber sicher modern und nach dem Vitruv erfunden; Garretti, *Dissert. eeg.* Int. all'origine ed al sistema della sacra archit. presso i Greci, Nap. 1831, S. 163 fg.; *Finati* zu R. M. B. I. c. m. *Bretler*, I. c. S. 398. 61) *Reisen und Reisezeiten* S. 176, Ann. 31. 62) *De causis nominis Caryatidum* Ann. dell' Inst. 1843, S. 396—406, abgedr. in seinen *Gesammelten Abhandlungen* und dem *classischen Alterthum* S. 136—144. 63) *Berlin's antike Bildn.* I, 183. 64) *Helten*, VI, 5. 25 u. 27; VII, I. 28.

Auch an anderen Deutungen des Namens Karyatiden für Gebäuträgerinnen fehlt es nicht, doch wird (Höftling's⁶⁵) Meinung, er sei diesen gegeben „hauptsächlich wegen ihres prächtig geschmückten Hauptes, mit welchem sie trugen, indem man die scheinbare Bedeutung der ersten Silbe des Wortes *Kαρυάτις* metaphorisch auf sie übertrug“, ebenso wenig billigt werden können, wenn die vielfach beliebte⁶⁶) Erklärung, der Name Karpatiden sei allen Trägerinnen architektonischer Lasten gegeben, weil als Vorbilder die Dienerinnen der Artemis von Karpat anzusehen seien. Ihre Feste und Länge waren zwar berühmt genug, aber alles, was wir von ihnen aus den alten Schriftstellern erfahren⁶⁷), bezeugt, daß dieselben weiblich, organische waren, und das beweisen auch die Kunstdenkmäler. Unter den Nainen des Minus Vorkio befanden sich⁶⁸) von der Hand des Scopas: *Maenades* et *quas Thyiadas* vocant, et *Caryatidae* et *Sileni*, vielleicht zu einer Gruppe vereinigt⁶⁹), jedenfalls aber als ähnliche Wesen von Minus zusammengestellt. Auch die und erhaltenen Bildwerke, die mit Wahrscheinlichkeit auf sie bezogen sind, tragen dieselbe Gepräge⁷⁰), und nicht angedeutet werden die *Καρυάτιδες ὄρωμεναι* gewesen sein, die der spartanische Heldheros Klearchos auf seinem Siegeszuge trug.⁷¹) In einem Falle sind diese Länge, Stellungen und Bewegungen⁷²) bezeugt gewesen, daß sie die Muster zu den strengem, festgegründeten Gestalten der gebältragenden Nainen hätten abgeben können, deren Verwendung, wenigstens nach allen und erhaltenen Exemplaren, zudem eine streng zuchtige, und nicht die launischeren Tänzerinnen ist, vielmehr durchaus denen der gewöhnlichen Kanephioren gleich.

Unter den uns überkommenen Statuen tragender Kanephioren, die später also auch fälschlich Karpatiden genannt wurden, sind die bedeutendsten:

1) Die berühmten, in der Bauzeichnung⁷³) *Κόρα* genannten Statuen am Pantheonion des Erechtheion auf der Akropolis zu Athen⁷⁴), ursprünglich sechs⁷⁵), eine,

65) *Das archaische Museum der Universität Jena* S. 64, R. 298. 66) *Es* wird noch von G. Curtius herangezogen (*Archaeol. Zeitung* 1881 S. 21). 67) *See Bretler* I. c. S. 400 fa. 68) *Plin.* n. h. XX XVI, 24. 69) *Wuon*, *Gesch.* der griech. Künstler I, 339. 70) *Relief bei Sogea*, *Bassin*, *ant.* *iv*, *tr* 20 n. 21; *Relief bei Kourou bei Giatra*, *Mus. de sculpt.* n. 168, 178 und *Müller* und *Wieseler*, *Denkm.* der alten Kunst II, XXVI, R. 188. *c)* *Ornamentaler Stein* der Sammlung *Reitt.* *ibid.* R. 159; *Strophai*, *Nainen* und *Strahlentanz* S. 112. 71) *Plut.* *Artax.* 18. 72) *See Bretler* I. c. *Garretti* I. c. S. 167; *Genina*, *Archit.* *ant.* V, 399. 73) *C. Inscr.* Gr. I, 160; *vgl.* v. *Cuass*, *Das Erechtheion zu Athen*, *Berlin* 1840, 74) *See Höfttigger* in *J. Annaltes* III, 137—167 und XXVII—XXIX, *Biscioni*, *Mémoire sur les ouvrages de sculpture qui appartiennent aux édifices de l'Acropole à Athènes*, 1816; *See Curtius* und *Reitt.*, *Grundriss* *Überf.* I, 488—498. — *Abbildungen* z. B. *Reitt.* *Überf.* VII, Taf. VI—X und nach *Wuon* von *Wieseler* *burg* zu *Lessing's* *Werken* X, 377 *Ann.* bei *Gerhard* von *Jed.* *Caryatidum* — *sive* *Atlantidum* *multiformium* *ad* *quonlibet* *architecturæ* *ordinem* *accommodatur*. etc. — *Archaische* *Wärzung* *z. B.* *bei* *Wuon*, *l'Acropole* *d'Athènes* II, 277 *un.*; *Reitt.* *Überf.* *Reitt.* *Überf.* S. 142 fa.; *Friederich's* *Berlin's antike Bildn.* I, 182—185; *Dreberd* I. c. I, 356 fg. 75) *Über* *ihre*

von Lord Elgin nach England entführte⁷⁶⁾, ist an Ort und Stelle erst durch eine Säule, dann durch einen Abguss ersetzt; von zwei anderen, schon früh gestürzten, wurde die eine von Zambor ergänzt und 1837 aufgerichtet, die andere erst in den dreißiger Jahren wieder aufgefunden und an ihren alten Platz gesetzt.⁷⁷⁾ Das lange Verborgensein der letzteren gab zu dem Irrthum Veranlassung, als befände sich dieselbe schon in Rom. Es ist

2) die im Braccio nuovo des Vatican⁷⁸⁾, die Thorwägen ergänzte. Ihr Fundort wird verschiedenes angegeben; sie kammt entweder aus Palazzo Bagatonia, oder ist durch Camuccini aus dem Besitz Mattei gekauft oder von demselben im Hof des Palazzo Giustiniani gefunden.⁷⁹⁾ Letzteres ist nicht unwahrscheinlich, da im selben Palast sich noch zwei völlig gleiche Kopien befinden.⁸⁰⁾ Alle diese Fundstellen liegen unweit des Pantheon, und ist es sehr wahrscheinlich, daß sie zu den Kanephoren gehörten, die dieses Gebäude schmückten.⁸¹⁾ Sie waren von der Hand des Diogenes aus Athen, und dieser mochte sich bei ihrer Urfertigung genau an jene berühmten Vorbilder in seiner Heimat halten⁸²⁾, wodurch die große Ähnlichkeit und aus ihr der oben angegebene Irrthum entstand.⁸³⁾ Für die ein Replik der vatikanischen Kanephoren hält Brendorf⁸⁴⁾ auch die Kanephore im Cortile des Palastes Capparelli zu Florenz.⁸⁵⁾ Dagegen hat Stark⁸⁶⁾, mit Diercks⁸⁷⁾ Bestimmung, die Kanephoren des Diogenes für dorische Trägerinnen erklärt, die frei standen und nicht als Trägerinnen dienten, und sonach nichts mit jenen Kanephoren im Vatican u. s. w. gemein hätten.

3) In Villa Strozzi, jenseit des Grabmals der Cecilia Metella, wurden unter Eignis V. zwei Kanephoren gefunden, die in die Villa Montalto kamen, und von denen die eine durch Jencks 1786 in den Besitz von Townley und von da in das Britische Museum gelangte⁸⁸⁾; 1766 wurden am selbigen Fundorte noch mehrere gleichartige Figuren entdeckt und der Villa Albani einverleibt.⁸⁹⁾ Auf dem Korbe steht *KPITON KAI*

*NIKOAAOZ AΘHNAIOI EΠOIOYH.*⁹⁰⁾ Ihr Kunstwerth ist nicht bedeutend.⁹¹⁾ Vielleicht trugen sie den Porticus eines kleinen Tempels.⁹²⁾

4) Vier Kanephoren, 1761 in einer Vigna zwischen Frascati und Monte Porzio, zugleich mit der Statue des bärtigen Dionysos mit der Aufschrift *ΣΑΡΑΝΑ-ΠΛΑΑΟZ* gefunden, jetzt ebenfalls in der Villa Albani⁹³⁾, römische Arbeit. Nach ihnen trugen sie ursprünglich eine Medusa, in der jene Backenstücke stand⁹⁴⁾, nach anderen Schriften sie frei neben dem Gotte in Procession einher.⁹⁵⁾

5) Vier Kanephoren aus der Villa Albani in der Glyptothek in München, mit der einen Hand das Gewand, mit der anderen den Kalathos haltend.⁹⁶⁾

6) Kanephoren im Museum zu Mantua, eine Kaste in der Hand (s. Anm. 55), zwei ganz ähnliche Exemplare befinden sich in Venedig, ein viertes ist von dort nach St. Petersburg gekommen.⁹⁷⁾ Sie sind aus pentelischem Marmor und werden auf ein gutes griechisches Original zurückgeführt.⁹⁸⁾

7) Eine große Anzahl fragmentirter Kanephorenstatuen befindet sich in Athen.⁹⁹⁾

Sehr beliebt waren diese weiblichen Pflanzträger auf Carthagen¹⁰⁰⁾, an Gebäuden; auf Vasen sind sie auch nicht unerhört.¹⁰¹⁾ Viele schwarze etruskische Vasen¹⁰²⁾ und manche Bronzegefäße¹⁰³⁾ werden von ihnen getragen. (R. Gaidedeck.)

KANEW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiev, 236 Kilom. südlich von Kiev, am rechten Ufer des Dnjepr. Die Stadt existirte schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrh., da hier jährlich ein Meer versammelt wurde, um die aus Orientland mit Waaren kommenden Kaufahrtschiffe gegen die räuberi-

Schilder Desl' l. c. II, 274; Rog, Archäolog. Auflage I, 122 ff.

76) Ancient marbles of the Brit. Mus. IX, pl. 6, über die Spuren ihrer Bemalung Kemper, Der Sil. I, 468. 77) Willius ergänzte sie nach Zeals, Topographie Athens, deutsche Uebers. S. 246, Anm. 1) als Hydriophoren mit einem Wasserberg. Eine eigenbürtige Deutung gibt Bierhammer, Archäolog. Zeitung 1876, S. 107. 78) Mus. Chiaramonti II, tv. 44; Winkelmänn, Monum. ined. tv. 205; Beschreibung der Stadt Rom II, 2, S. 105. 79) S. Gm. Braun, Rainen und Museen Roms S. 229 fg.; Stuart und Revett l. c. I, 490. 80) Galleria Giustiniani II, tv. 123, 124; Clarac pl. 420, n. 740. 81) Raude Plin. N. II, XXXIV, 38. 82) Gm. Braun, Ballast. d. Inst. 1853, S. 37; Braun l. c. I, 538 und 561. 83) Ginen andern Irrthum bringt Winkelmänn, Werke VI, 1, 225; 2, 300, 84) Archäolog. Zeitung 1866, S. 231. 85) S. Dittsche, Antike Bildwerke in Oberitalien I, 186, n. 414. 86) Archäolog. Zeit. 1866, S. 249 fg. — Ueber ihre fragliche Anbringung an dem Gebäude des Dizi, s. unten in Wolf's Museum II, 201. 274 fg. und in unten, bei Wölligler l. c. S. 152, Anm. 22 und S. 161 fg. rühnen Ciren. 87) l. c. II, 381 fg. 88) Anc. marbles of the Brit. Mus. I, pl. 4. 89) Abbild. bei Gerhard, Ate

Bildw. Taf. XCIV, Clarac pl. 444, n. 844 A; vgl. Gm. Braun l. c. S. 622 ff. 706; Winkelmänn, Werke VI, 1, 102; 2, 281. 90) C. Inscr. Gm. n. 6160. 91) Friederichs l. c. n. 738, S. 445; nicht nur 100 a. Chr., Braun l. c. I, 550 and 563; „Mömische Zeit“; Diercks l. c. II, 395 ff. 92) Piranetti hat sie lo renerirurt Raccolta di vasi antichi II, tv. LXVIII. 93) La Villa Albani ou Tordinia descrita n. 16, 24, 91, 97; Winkelmänn l. c. v. 21, 231 ff. 332. Abgebildet bei Goussierpi, Raccolta III, tv. XXVIII; Gerhard, c.; die gemalte Figur bei Schreiber, Archäol. Zeit. 1879, S. 66 fg. 94) Schreiber ibid. S. 67. 95) Breiler, Annali dell' Inst. 1843, p. 402, n. 2 96) Schor., Beschreibung der Glyptothek S. 173, n. 167—170. 97) Abgebildet Anali dell' Inst. 1852, tv. d'agg. A—D; Clarac, pl. 506, n. 1054 B. 98) Würdemeiff, Annal. l. c. S. 34 seq.; Brendorf, Archäol. Zeit. 1866, S. 290 fg.; Dittsche l. c. IV, 323, 713. 99) S. das Register zu Gendemann, Die antiken Marmorbildw. zu Athen. 1) Beispiels: a) Willis, Gal. myth. pl. CXLIIV, n. 522; b) Gal. Giust. II, tv. 64; c) Clarac, pl. 117 A, B, Annali dell' Inst. 1852, S. 77, tv. d'agg. F; d) Annali dell' Inst. 1843, tv. d'agg. P. 2) 3. B. am Palaste des Hadrian an der Erbkensstaele in Neapel; Gendemann, Die Vasensamm. des Mus. Nat. in Neapel, Pl. 3222, S. 510. 3) Catalogue of the Greek and etrusc. vases in the Brit. Mus. I, n. 161 sq. 4) 3. B. Thymalietion im Verf. Mus.: Schale, von einer Kanephore getragen, 1848 in Italien gekauft (Friederichs l. c. II, 166, n. 686); schone Gantblase, von einer Kanephore gebildet, die auf Etruskischen Behi. von Pufci nach Frankreich gekommen (Ballast. d. Inst. 1858, S. 26; Archäol. Mag. 1858, S. 151).

fschen Bolowzer zu schüßen. Im J. 1195 gehörte Kanew dem Herzogen Batsky Kuril. Im 13. Jahrh. wurde die Stadt von Fürst Khan eingenommen und diente während der mongolischen Herrschaft als Sitz der Statthalter des Khans. 1305 wurde sie von dem lithauischen Fürsten Gedemin erobert, kam darauf an Polen und wurde im 16. Jahrh. von Könige Sigismund I. der Familie Dabrowski geschenkt. Im 17. Jahrh. stellte Kanew im Kriege des Heimsuch Krieges mit Polen ein ganzes Regiment gegen dieselb.; 1678 wurde es verbrannt und zerstört und kam darauf durch den Brudervertrag an Polen und zwar in den Besitz der Grafen Potoki, 1777 aber des Fürsten Stanislaus Boniatowski, in dem es auch bis zur Vereinigung Polens mit England blieb. 1800 verkaufte Boniatowski das Schloss Kanew mit den Oefen- und Gebäuden und sämmtlichen Revenuen an den Priester der Basilikaner, Hirschtowitsch, der dieselben 1802 als ewiges Eigenthum den zu Kanew von den Basilianern gestifteten Schulen vermachte. 1796 wurde Kanew zur Kreisstadt der kiewischen Statthalterchaft erhoben. Die Stadt hat zwei griechisch-orthodoxe, eine katholische Kirche, eine Synagoge, zwei Oefenbäuser, eine Kreisschule, 56 Kaufhäuser und 7418 Einwohner, die sich mit dem Erben von Schaffellen sowie mit der Verfertigung von Eisen und Rädern beschäftigen, die sie im Kreise absetzen. Bei der Stadt befindet sich am Nijper ein bedeutender Hafen, aus dem fast ausschließlich Holz und Holzwaaren verschifft werden. In dem 60 □ Meilen umfassenden Kanewschen Kreise gibt es ein Fabrikten mit einer jährlichen Production von 250,000 Rub., darunter drei Tuchfabriken (221,000 Rub.). (A. v. Wald.)

Känguru, eine zu den Beuteltieren gehörende Säugethierfamilie, f. Macropus.

Kaninechen, Nagethier der Gattung der Hasen, f. Lepus Cuniculus.

KANISCHA. Es gibt in Ungarn drei Marktsiedeln und zwei Dörfer dieses Namens. Ein Dorf Kanischa liegt im Szörényer Comitat, welches jetzt mit dem Krassóer Comitat vereinigt ist, und zwar unweit von Teregoza. Das zweite Dorf heißt Klez-Kanischa und liegt im Szalaber Comitat im Tschakalturner Bezirk, es ist ebenfalls ein unbedeutender Ort, wie das vorhergenannte Dorf. Von den Marktsiedeln dieses Namens heißt der eine Alt-Kanischa (ungarisch O-Kanisa), er liegt im Bácsker Comitat am rechten Ufer der Theiß in einer fruchtbaren Gegend, obgleich ein Theil seiner großen, 35,870 Kathakraloch betragenden Gemarkung sumpfig und mit Weidicht bedeckt ist; der höher gelegene Theil derselben ist hügelig und gehört zu der Bodenschwellung, welche das Telekfaer Plateau bildet. Alt-Kanischa zählte im J. 1880 13,069 Einwohner ohne Militär, davon waren 11,970 Ungarn, 441 Serben, 535 Kinder unter einem Jahre, 12,164 römisch-katholische, 44 griechisch-katholische, 465 griechisch-orientalische, 23 Calvinisten, 371 Israeliten. Obzwar gegenüber am linken Theißufer, im Koronáker Comitat liegt der Marktsiedel Türkisch-Kanischa, mit 3333 Einwohnern, wovon 1711 Ungarn, 1306 Serben, der Religion nach 1846 römisch-katholische,

1383 griechisch-orientalische. Viel wichtiger ist der Marktsiedel Groß-Kanischa im Szalaber Comitat am gleichnamigen Bache, der von Nord nach Süd fließt und sich mit der Mur an der Mündung derselben in die Trau vereinigt. Der Marktsiedel besteht aus zwei östlich getrennten, administrativ aber vereinigten Ortschaften, nämlich aus Klein-Kanischa und Groß-Kanischa, zwischen beiden liegt eine sumptöse Weide, deren Breite 3 Kilm. beträgt. Der Bach ist hier kanalisiert, und zwar sind es drei Kanäle, die zur Ableitung der Gewässer dienen; der östlichste nicht die Groß-Kanischa vorbei, der westlichste berührt Klein-Kanischa. Auf diesem leuchtigen Terrain lag die ehemalige Festung, auf einem Sandbühl, umgeben von ausgedehnten Sümpfen. Jetzt ist davon kein Stein mehr vorhanden, nur die Spuren der Grundmauern sind noch sichtbar. Der westliche Stadtheil, nämlich Klein-Kanischa, ist eigentlich bloß ein unregelmäßig gebautes Dorf; es gibt darin kein einziges Stockhohes Haus, auch in der Hauptgasse, durch welche die Landstraße geht, wechseln kleine Häuschen mit leeren Hausstellen und Wassertümpeln ab. Es wird von fleißigen Landbauern und Tagelöhnern bewohnt, unter welchen es nur wenig Wohlhabende gibt. Auch Groß-Kanischa ist ziemlich unregelmäßig gebaut, es nimmt einen großen Raum ein, aber zwischen den Gassen und Häusern liegen noch große ungebauete Streden und Felder. Von den sechs Hauptgassen verläuft nur eine in gerader Linie, nämlich die Gfengergasse, aus welcher man in südlicher Richtung zu den Lagerräumen des Bahnhofs gelangt. Auch die Kajinez-Gasse führt zu dem Bahnhof, die Magyargasse erstreckt sich nordwärts, während die Petrógasse und Telekigasse in östlicher, die Königsgasse aber in westlicher Richtung (gegen Klein-Kanischa) hinzieht. Die größte Ausdehnung der Stadt ist in west-östlicher Richtung; so ziemlich in der Mitte befindet sich der Hauptplatz. Er ist sowie einige Gassen der im Innern der Stadt mit Klinkerziegeln gepflastert, auch die Trottoirs bestehen aus Ziegeln. Ansehnlichere Gebäude sind: das im Jahre 1877 erbaute Rathhaus, die Gebäude der zwei Sparcassen, das Staatsgefängnis, ferner das Wohnhaus der Piaristen und das Gymnasialgebäude, die Kirche und das Kloster der Franciscaner, das Krankenhaus, die Dampfmühle, die Honvédfabrik; auch gibt es einige in jüngster Zeit erbaute hübsche Privathäuser. Außer dem achtklassigen Obergymnasium gibt es daselbst eine sechs-klassige Bürger- und mehrere Elementarschulen und Kinderbewahranstalten. Es bestehen daselbst zwei Sparcassen, zwei Hülfsvereine, eine Handels- und Industriebank, eine Filiale der Oesterreichisch-ungarischen Bank und eine Filiale des Triester Bankvereins; ferner gibt es daselbst drei Casinos, einen Gesangverein, einen Feuerversverein. Erwähnung verdient auch noch die gut eingerichtete Badeanstalt. Die Gewerthätigkeit ist unbedeutend, am wichtigsten ist die Ziegelbrennerei, denn man findet überall gute Thonerde. Viel bedeutender und blühender ist der Handel, sowohl mit Rohprodukten, besonders Holz und Vieh, als auch mit allerlei Manufacturen. Die Einwohnerzahl betrug 1880 ohne Militär 18,398, davon

waren 116,117 Ungarn, 1246 Deutsche, 37 Slaven, 1 Walach, 1 Ruthene, 263 Serben, 59 Wenden, 156 Ausländer, 514 Kinder unter einem Jahre; der Religion nach 15,132 römisch-katholische, 2875 Israeliten, 181 Calvinisten, 174 Lutheraner. (I. Hunfalvy.)

Kanker, Afterspinne, f. Phalangium.

KANKRIN oder CANKRIN (Georg, Graf).

Der hessen-fasseler Oberamtmann Franz Ludwig Cancrin (Kankrin), der besonders durch zahlreiche Werke einen bedeutenden Namen auf den Gebieten der öffentlichen Verwaltung, der Mineralogie und der Metallkunde errang, trat, nachdem er kurze Zeit dem Markgrafen von Brandenburg-Neubach geholt hatte, 1783 in die Dienste Katharina's II. von Rußland, wurde vortrefflicher Staatsrath, rief die bekannten Salzbergwerke zu Staraja Russa ins Leben und verwaltete sie bis zu seinem Hinscheiden 1816.

Sein berühmter Sohn Georg, dem Ausland viel verdanken sollte, wurde am 8. Dec. 1774 in Hanau geboren. Mit bedeutenden Gaben ausgestattet, sehr strebsam und nach seiner Bildung verlangend, studierte Kankrin mit eifernem Fleiße 1790—94 in Gießen und Warburg die Rechte und Staatswissenschaften, konnte aber trotz aller Bemühungen keine Staatsanstellung in Hessen erlangen und trat in die Dienste des Fürsten von Anhalt-Bernburg, der ihn 1795 zum Regierungsrathe annahm. Schon 1796 folgte er dem Vater nach Rußland und wurde unter dem Titel Collegenrath sein Gehülfe in Staraja Russa. Wie der Vater schiffsfleißig thätig, ließ Kankrin 1796 in Altona einen Roman „Dagobert, Geschichte aus dem jetzigen Freiheitskriege“ erscheinen, der späterhin seinen Feinden den Anlaß bot, ihn demokratischer Anschauungen zu zeihen. Sein administratives Talent befandete sich früh und 1799 trat er als Rath bei der Expedition der Reichsökonomie in das Ministerium des Innern. Er führte mehrere schwierige Aufträge voll Gewandtheit aus, stieg 1805 zum Staatsrath auf, erhielt Orden, und die deutschen Colonien im Generalcoment St.-Petersburg wurden ihm als Inspector unterstellt. Durch sein 1811 erschienenes Werk „Ueber die Verpflegung der Truppen“ lenkte Kankrin die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Er wurde vortrefflicher Staatsrath im Kriegsdepartement und Gehülfe des Generalprovinzmeisters, 1812 Generalmajor und Generalintendant der Bekarmee. 1812 begann er das Werk „Ueber die Militärökonomie im Frieden und im Kriege und über ihr Wechselverhältnis zu den Operationen“, welches in drei Bänden 1822—23 erschien. Die hier ausgesprochenen Ideen führte Kankrin im Kriege von 1812—13 und in den folgenden Jahren als Intendant ins Leben und in die Praxis ein und erntete ausgezeichneten Erfolg. Zum Lohn für seine hervorragenden Leistungen stieg er 1813 zum Generalintendanten aller activen Armeen Rußlands empor, 1814 zog er mit den siegreichen Truppen in Paris ein. Vielleicht niemals war das russische Militär so vorzüglich versorgt und verpflegt wie zur Zeit, da Kankrin die Generalintendantur führte. Kankrin besaß eine ebenso unermüdbare Arbeitslust wie ungewöhnliche Arbeitskraft und wußte Lust und Liebe an der Ar-

beit, Pflichtgefühl und Diensttreue bei seinen Untergebenen wach zu rufen; ein Charakter von strengster Redlichkeit, war er abselut unbeschäftigt, seine Ehrlichkeit war nahezu sprichwörtlich und er war gegen sich eben so streng wie gegen die Andern; selbst die militärisch pünktlich, forderte er von allen Pünktlichkeit bis ins Kleinste und Unkleinstbarste. 1815 nahm er sehr rühmigen Antheil an den Verhandlungen, welche Rußland mit Frankreich wegen der dießig Millionen Frs. betragenden Montionsentschädigung führte, brachte die Frage zu glücklicher Erledigung und wurde dafür Generalintendant. Der altrossischen Partei war der gewandte Ansehender verhaßt und es gelang ihr, Kankrin wegen angeblicher Unterthänigkeit in eine Untersuchung zu verwickeln; er aber konnte sich glänzend rechtfertigen, ging als Triumphtor aus dem Verhöre hervor und erbat seine Entlassung als Generalintendant. Alexander I. gewährte sie ihm 1820 in der huldvollsten Weise, ernannte ihn interimistisch zum Mitglied des Kriegsrathes, 1821 aber zum Reichsrath. Kankrin benutzte seine Ruhe, um ein sehr gediegenen Werke 1821 herauszugeben: „Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirtschaft“.

Die Finanzen Rußlands waren seit 1810 in den Händen des Grafen Dimitri Alexandrowitsch Gurien, der weder seiner überaus schwierigen Aufgabe noch seiner Zeit irgend gewachsen war, und einen dem Abgange entgegen. Alexander bewies Kennerenschaft, als er in Kankrin den Mann ahnte, der Rettung bringen könnte; indem er Kankrin 1823 zum Finanzminister an Stelle Guriew's ernannte, setzte er ihn an den Platz, zu dem er vom Gesichte bestimmt zu sein schien.

Mit rücksichtsloser Consequenz führte Kankrin sein System ein und setzte es voll Energie durch; der Privatcredit wurde zu Gunsten des Staatscredits geschwächt und die private Arbeit zu Gunsten der Staatsindustrie entwerthet, Kankrin benutzte die Creditanstalten des Reichs zu Finanzoperationen des Staats, legte Fabriken auf Staatskosten an und besetzte in ihrem Interesse alle ausländische Concurrenz. Er war ein beschränkter und erpöcher Schutzzöllner, verbot das Probabilitätssystem wie manche veraltete Idee mit Feuer und hatte allen Liberalismus von Heren; er ließ den Ackerbau brach liegen, überhäufte das Aufstehen der Mannfacturen und sprach gegen die Errichtung von Eisenbahnen, da sie staatsgefährlich und dem Geiste der Revolution förderlich seien; er sühnte sich mehr Diener des Kaisers als des Staats und hing viellecht zu sentimental an der Person eines Nikolaus — aber trotz alledem war er ein administratives Talent ersten Ranges, rettete Rußland vom drohenden Bankrott und machte sich um Kaiser und Reich unvergesslich verdient. Alexander schätzte Kankrin sehr hoch und gab dem dieinstfertigen Minister 1824 das Kronamt Baldoen in Anrland auf fünfzig Jahre. Noch weit mehr hielt Nikolaus auf ihn; er sah in ihm gerade den ersten Finanzmann Europas und oft ist Kankrin „der Colbert Rußlands“ genannt worden. Wie mit Zauberkraft entwickelten sich unter Kankrin die gesellschaftliche Defonomie und die Leistungsfähigkeit des Staats.

der ganz gesunkene Staatscredit schwang sich neu leicht auf, die Valuta wurde normirt, die Einnahmen des Reichs stiegen um 160 Millionen Rub. und mit genialen Verschäufnisse wurden die Finanzen geregelt. An Punkten, wo ihm die Ausgaben zweifellos oder entbehrlich schienen, ließ Kankrin Einsparnisse eintreten und während er am Unnützhigen sparte, verwendete er nur da Gelder, wo er Nutzen daraus erpflücken sah; so unterstützte er reichlich die Wissenschaften, den öffentlichen Handel, die Schiffahrt, den Bergbau n. s. w. Der Minister des kaiserlichen Hauses und der Appanagen, Fürst Peter Michailowitsch Wolkonski, war seiner Unterstützung gewiß, wenn er wiederholt Nikolaus und den Großfürsten unnütze Gelder verweigerte; Kankrin schlug ihnen ebenfalls solche mehr als einmal ab und die feste Haltung steigerte noch die hohe Achtung, die Nikolaus vor ihm hatte. Kankrin durfte sich seines unbedingten Vertrauens rühmen und war fast der einzige Diener, von dem der eigenswillige Selbstherrscher Widerspruch und Euxrede ertrug; Nikolaus glaubte ihn selbständiger als seinem Gebiete als alle anderen Minister und hatte wahrhaftigen Respekt vor dem seltenen Manne. Alle bei ihm verühten Angriffe auf Kankrin prallten ab, er erhielt ihm seine volle Günst. Am 3. Oct. 1829 erbob er Kankrin in den erblichen Grafenstand, verlieh ihm am 13. Jan. 1832 den St.-Andreas-Orden und fügte am 4. Mai 1834 dessen Insignien in Diamanten hinzu. Kankrin erwarb sich ein großartiges Vermögen, Golowin schätzte seine jährliche Rente auf 400,000 Rubl.

Kankrin hat speciell's Verdienst daran, daß von der dorpater Universität der Sinn für rationelle Landwirtschaft und Staatswirtschaft nach Rußland sich verbreitete und daß die rationelle Oekonomie den Rang einer Staatswissenschaft erlangte; das eifrige Studium derselben verschaffte den kaiserlichen Domänen tüchtige Landwirthe; bis 1838, wo ein eigenes Domänenministerium unter Kisselew gebildet wurde, unterstanden diese Kankrin's Ministerium. Eifrig theilnahmte sich Kankrin seit 1812 an dem von Graf Rumangow in Sereu gestifteten Aufspüren alter Urkunden und Nachrichten über russische Geschichte; Professor Kruse in Dorpat ging ihm tüchtig zur Hand, vieles wurde aufgefunden, aber das hieraus entstandene Werk „Die Kankrin'schen Alterthümer“ blieb Manuscript. Die historischen Forschungen wurden während seiner ganzen Verwaltung vom Finanzminister Kankrin mit reichen Summen gefördert.

Trotz der Kriege mit Persien, Türkei und den Polen hielt Graf Kankrin die Finanzen in besser Ordnung, aber 1841 sprach er offen gegen neue Feldzüge und wollte, zumal seine Gesundheit durch Ueberanstrengung gebrochen war, abtreten. Zwar ließ er sich zum Bleiben bewegen; als er sich aber 1844 gegen die häufigen kostspieligen Reisen des Kaisers erklärte und die Forderung erhob, der kaukasische Krieg solle eingestellt oder wenigstens nur defensiv geführt werden, verwarf Nikolaus seine Vorstellungen, Kankrin nahm seine Entlassung und erhielt sie im April 1844 in huldvollen Worten, wobei Nikolaus ihn bat, er möge als Reichsrath auch fernar am Staats-

leben theilnehmen. Sein Nachfolger als Minister war sein bisheriger Adjunct, der wesentlich Fedor Pawlowitsch Wronskischo, der sein System unverändert, aber ohne seinen Geist fortsetzte.

Kankrin erlitt ins Bad, verlebte den Winter in Paris und schrieb hier in kaum drei Monaten seine Schrift „Die Oekonomie der menschlichen Gesellschaften.“ (Zuttgart 1845), die ihm kurz vor seinem Tode zugefickt wurde. 1845 nach Rußland heimgekehrt, wurde er immer schwächer und starb am 21. Sept. 1845 in Pawlowek. Kankrin war Reichsrath und General der Infanterie geblieben. Sein Briefwechsel mit Alexander von Humboldt erstreckte 1869 in Leipzig.

Seit 1816 war Kankrin mit Katharina Zacharjewna Murawic, deren Bruder Artamon als einer der wildesten Dekabristen 1826 auf Lebenszeit in Zwangsarbeit nach Sibirien geschickt wurde, in glücklicher Ehe verbunden; sie gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter und starb 1848 in Pawlowek.

Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels (Kassel 1877); Peter v. Söge, Fürst Alexander Nikolajewitsch Goltzin und seine Zeit (Leipzig 1882).

(Arthur Kleinschmidt.)

KANNE (Johann Arnold) ist im Mai 1773 in Detmold geboren. Auf die erste Bildung des begabten Knaben übte in der Dorfschule zu Hedemobendorf ein Lehrer Namens Begeemann einen guten Einfluß, dann bei seiner Confirmation der Prediger Ludwig Passavant und endlich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt der gelehrte Rector Georg David Koeler. Dieser brachte den Jüngling an ernstere wissenschaftliche Beschäftigungen, die freilich über die Kräfte seines Alters hinausgingen, wenn er ihn anhielt, sich an Varro's Büchern Die lingua latina zu versuchen. In Göttingen wollte er Theologie studiren, aber Heyne zog ihn mehr an, er auch zu seinen späteren mythologischen Studien Veranlassung gab und die Schwäche der philologischen Arbeiten, mit denen er als Schriftsteller begann, verminderte. Im Jahre 1798 erschienen aus der Bibliothek des Bibliothecari Cononis narrationes mit Anmerkungen und einer Dedications-Epistel an den geehrten Lehrer; auch dieser hatte nicht verfehlt, der Erstlingsarbeit des Schülers ein specielegium observatorium in Cononeum hinzuzufügen und sich auch anßerdem vielfach bemüht, demselben eine entsprechende Stellung zu verschaffen; vergeblich. Unfist schwebte er als Privatgelehrter umher, bald in Leipzig oder in Halle oder in Berlin, endlich in Jena und war deshalb immer genöthigt, durch Schriftstellerei seinen Unterhalt zu erwerben. Anfangs waren es noch philologische Arbeiten, wie in Halle 1799 die Anthologia minor sive florilegium epigrammatum graecorum, denen er die lateinische Uebersetzung von Grotius hinzufügte, und 1802 in Leipzig Analecta philologica. In Jena sind drei Arbeiten vereinigt, zuerst Themistoclis epistolae, zu deren Bearbeitung er nur die Angabe von Bremer (1776) benutzte, manches erklärt, einzelnes auch besonders durch richtigere Interpunction verbessert hatte, sodann

Ἐπιγράμματα ἀνέκδοτα und endlich *Disputationes tres de mythis Orphicis*, die Anfänge der mythologischen Phantasien, die er nachher in mehreren Schriften weiter ausgeführt hat. 1806 trat er in preussische Kriegsdienste und wurde bald Kriegsgesangener. Als solcher entlieh er bei Wetzlar, trat dann in österreichische Dienste, erkaufte in Eger, wurde nach Prag geschickt und dort durch die Bemühungen Jean Paul's u. des Professor Wagner losgekauft. Inzwischen hatte er unter dem Namen Walthar Bergius 1803 Blätter von Myth. d. d. Kupp (Leipzig 1803), zu Prag in demselben Jahre die seine Handreise und wieder in Leipzig Psephidemus oder Nicola's literarischen Liebesbrief herausgegeben und 1804 die Schrift über die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache. Solche abenteuerliche Abwege auf dem Ozeane der Etymologie begegnen uns auch in den mythologischen Arbeiten, die mit dem Jahre 1805 beginnen und in denen er in Uebereinstimmung mit Görres, Creuzer u. a. und zum Theil schon vor ihnen hauptsächlich auf Indien zurückgeht und eine Einheit aller Religionen und Mythologien als Grundgedanken festhält. Da ihm eine strenge philologische Schulung fehlte und das unruhige, abenteuerliche Leben eingehende Studien hinderte, so konnte er seinen Geistes leichter Spielraum lassen, zumal die naturphilosophische Weltansicht dazu führte. So 1805 in der neuen Darstellung der Mythologie der Griechen (Band 1.), 1808 erste Urfunde der Geschichte oder allegorische Mythologie, deren Grund von der leipziger Censur beanstandet, dann aber durch Jean Paul's Empfehlung und mit einer Vorrede desselben in Baireuth erschien (2 Bände); 1811 Pantheon oder älteste Philosophie und Naturwissenschaft und Chronik oder die Geschichte des Weltmenschen, welche beiden Schriften Kanne selbst später für antichristlich erklärte; 1813 System der indischen Mythie mit einer Beilage von W. Wagner. Daneben waren auch belletristische Arbeiten hergegangen, wie unter dem Namen Walthar Bergius Gianetta das Wundermädchen Roms (1809), das satirische Lustspiel *Commodia humana* oder Psephidemus' Hochzeit und Kindertausch (1811); unter dem Namen Johannes' Autor Geschichte des Zwilling's a pede (1811); unter dem Namen Anton von Preussien die publicistischen Schriften: Zwanzig kritische Fragen und historische Notizen zum Text der Zeit (1814), Germanische Trimmer in Fouquet's Wäfen, Kappellen oder geführte Preiskriften 1814.

Inzwischen war es den Bemühungen seiner Freunde gelungen, ihm 1809 eine Stellung als Professor der Geschichte an dem Realinstitute in Nürnberg zu verschaffen, wo Schubert, Pfaff und Schwigger, der spätere hallische Pfysiker, seine Amtsgenossen waren; und als diese Anstalt einzug, eine Professur am Gymnasium in Würzburg. Von dort wurde er 1819 als Professor der orientalischen Literatur nach Erlangen berufen und trat diese Stelle mit der Abhandlung de vocabulorum enantiosemia sive de confusionis in linguis babilonicae an. Hier wurde sein Leben immer einsamer und zurückgezogener. Seine Ehe scheint nicht glücklich gewesen zu sein. Es hatte sich bei ihm die Wand-

lung vollzogen, die wir bei vielen Romantikern finden. Zwar nicht zur katholischen Kirche war er übergetreten, aber er hatte sich der strengsten lutherischen Disziplin zugewendet, nicht jeuer frischen und fröhlichen, der man sonst in Erlangen begegnet, sondern der mythischen, welche mit dem politischen Absolutismus gern Hand in Hand geht. Auf dieses Gebiet führte schon der *Christenbium* und *Maurerthum milchnebe'* Roman *Samunibi's* Fährungen, in welchem Samunibi sich von den heidnischen Mythen losreißt, um sich in die christlichen einzuwickeln, wobei die Gehelmbündlerei des Maurerthums ziemlich langweilig herbeigezogen wird (Nürnberg 1816). Entschiedener bewegen sich auf demselben die Sammlung wahrer und erweiterter Geschichten aus dem Reiche Christi und für dasselbe Nürnberg 1815—1822 in 3 Bänden; Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweiterter Christen (Wamberg und Leipzig 1816 und 1817, neue Auflage 1841 in 2 Bänden); *Roman* aus der Christenwelt aller Zeiten (1817, nicht fortgesetzt). Auch eingehendere Untersuchungen wies er nicht ab, wie in der Streitschrift gegen Funk die Worte der Warnung nebst gelegentlichen Christenentwürfen (1817), Christus im Alten Testament (1818 in 2 Theilen), Biblische Untersuchungen (1819 und 1820 in 2 Bänden) und zur Kirchengeschichte die zwei Beiträge zur Geschichte der Hinführung in der Reformationzeit (1822), in denen er das Martyrium des Hilf. Geronimus in Italien und Clarenbach's in Köln behandelt. Die Untersuchung über die goldenen Verse der Philister (1821) habe ich nicht gesehen. Endlich hat er auch hieher gehörige Schriften anderer veröffentlicht; so die außerlesenen christlichen Pieder von verschiednen Verfassern älterer und neuerer Zeit, welche Frau Pfarrer Menck in Bremen gesammelt hatte (Erlangen 1818 in 2 Bänden), in demselben Jahre J. Fr. v. Meyer's Weissagungen und Verheißungen der Kirche Christi. Am 17. December 1824 ist er gestorben und hat endlich die Ruhe gefunden, die er im Leben vergeblich suchte. Seine humoristischen Schriften sind trotz der Anerkennung, welche Jean Paul in der Vorrede zur *Aesthetik* darüber ausgesprochen hat, bereits vergessen und der Standpunkt seiner gelehrten Arbeiten ist längst übermunden.

Eine Selbstbiographie hat er in den *Leben merkwürdiger Christen* geliefert, die bereits mit dem Jahre 1817 abbricht. Einiges hieher der *Deutsche Nekrolog* III, S. 1240 und *Goedeke's Grundriß* III, 86. (*F. A. Eckstein*.)

KANNE hieß vor Einführung des gegenwärtigen deutschen Maßsystems (mit Anfang 1872) in mehreren Staaten Deutschlands die Einheit des Flüssigkeitsmaßes, für welche anderwärts die Namen Maß, Quart, Quartier u. s. w. gebräuchlich waren. Im Königreich Sachsen war seit 1858 die dreifache Kanne das einzige gesetzliche Flüssigkeitsmaß für das ganze Land. Dasselbe war = 71,126 Maß, oder 47,052 par. Kubitzoll = 0,2326 Lit.: 72 Kannen bildeten 1 Eimer; die halbe Kanne wurde Rösel genannt. In Sachsen-Schwarz, Oldenburg, Pommern war die Kanne auch eine Stufe des Getreidemaßes. In Sachsen galt die Kanne zugleich als ein Maß für

Butter, seit 1851 aber als ein Gewicht für solche, indem 1 Kanne Butter, aus 4 Stückchen bestehend, 2 Zoll- und wiegen mußte. In Schweden ist die Kanne (Kanna) ein Maßmaß für trockne und flüssige Dinge. Sie begreift dort 100 schwed. Kubitzoll oder $\frac{1}{10}$ Kubitzoll = 2,1122 Lit., wird aber in Kürze außer Geltung treten und dem beim Zollwesen schon seit Anfang 1881 üblichen franz. metrischen Maße Platz machen.

(Fr. Noback.)

KANNEGIESSER (Karl Friedrich Ludwig), Schriftsteller, poetischer Uebersetzer, ward am 9. Mai 1781 zu Weidenau in der Altmark geboren, studirte zu Halle, privatisirte einige Zeit in Kaufstadt und Weimar, wo er mannichfache ästhetische Anregungen empfing, ward 1807 Lehrer am Schindler'schen Waisenhanse zu Berlin, 1811 Protector und später Rector des Gymnasiums zu Breslau, 1822 als Director des Elisabeth-Gymnasiums nach Breslau berufen, in welcher Stellung er sich auch als Privatdocent an der Universität habilitirte. Einige Jahre später übernahm er die Direction des Friedrichsgymnasiums der schlesischen Hauptstadt, die er bis 1847 führte, siedelte nach seiner Emeritirung nach Berlin über und starb daselbst am 14. Sept. 1861, nachdem er bis an sein Lebensende eine umfassende und fruchtbarere literarische Thätigkeit entwickelt hatte. Die Einwirkungen der romantischen Dichtung und ihrer Literaturrauffassung machten sich bei ihm, einer im ganzen doch nüchternen Natur, hauptsächlich in der Vielseitigkeit geltend, mit der er sich in den verschiedensten poetischen Formen und vor allem in Uebersetzungen aus den verschiedensten Literaturen bethätigte. Nächst eigenen Gedichten veröffentlichte er bereits 1807 seine Uebersetzung von „Baumont's und Fleischer's dramatischen Werken“ (Berlin 1807—1808), welche als eine der ältesten Ergänzungen zur Schafepare-Uebersetzung Schlegel's gelten dürfte und die Kenntniß des altenglischen Theaters fördern half. Darauf folgte „Daule's göttliche Komödie“ (Leipzig und Altenburg 1809—1821, 2 Bände), eine Uebersetzung, welche Kannegießer's Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt machte. 1810 gab Kannegießer die Zeitschrift „Pantheon“ heraus, die in Leipzig erschien und zu welcher unter anderen Tiedt's Schwager Bernhardi, Fichte, F. Naumer, Adam Müller, Heinrich Schubert, de la Motte Fouquet, von der Hagen und Volger, aber auch Goethe („Redenshaft“) mit Muffl von Zelter) und Ulland („Klein Roland“, „Des Goldschmieds Tochterlein“, „Die Kade“ u. A.) Beiträge lieferten. Von eigenen Productionen veröffentlichte Kannegießer in dieser Periode seiner Wirksamkeit „Dramatische Spiele“ (Berlin 1810), „Mirza, die Tochter Zephiba's“ Trauerspiel in fünf Acten (Breslau 1818), „Amor und Hyänen“ ein idyllisches Gedicht (Breslau 1818), „Zwei Gedichte zur Feier des Reformationsfestes“ (von Kannegießer und Schröder, Breslau 1818). Auch seine Bemühungen um die Herausgabe der Goethe'schen Gedichte, die er später in Gymnasialprogrammen und seinen akademischen Vorträgen in Breslau fortsetzte, begannen noch in Breslau mit der Einladungsschrift „Ueber Goethe's Hatzreise im Winter“, als Probe einer

Erklärung auserlesener deutscher Gedichte. Den Kreis dieser Thätigkeit schloßen die „Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten, gehalten an der Universität zu Breslau“ (Breslau 1835) und das Programm des Friedrichsgymnasiums für 1835 „Ueber Goethe's Zuweisung“ ab. Seine poetische Uebersetzungsthätigkeit, welche in den „Oden des Horaz“ (Breslau 1821), „Anakreon und Sappho“ (Breslau 1827) auf die Antike zurückgriff, galt doch vorzugsweise den neueren Literaturen, und obgleich er fortgesetzt auch aus dem Englischen, Schwedischen und Dänischen übertrug, bevorzugte er doch die romanischen Sprachen und von diesen wiederum die italienische. Mit Wille und Eudemann gab Kannegießer die erste deutsche Uebersetzung von „Dante's lyrischen Gedichten“ (2 Bände, Leipzig 1827), in späteren Jahren von „Dante's profaischen Schriften“ (Leipzig, 1845), und übersetzte die „Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi“ (Leipzig 1837). Seine Uebersetzung von Tasso's „Breittem Jerusalem“ (Leipzig 1822) und Ariost's „Rasendm Roland“ (Halle 1818—1826) vermachte sich neben den Uebersetzungen von Gries nicht zu behaupten. Von Originalproductionen gehörten seiner breslauer Zeit „Der arme Heinrich“, Schauspiel (Zwidau 1836), „Jenart, der erste Graf von Hohenhausen“ (Berlin 1843) an, ebenso die Sammlung seiner „Gedichte“ (Breslau 1824). Auch ein Trauerspiel „Dorothea“ ward im J. 1827 auf der breslauer Bühne aufgeführt, aber, wie es scheint, nicht gedruckt. Dafür ließ Kannegießer das Schauspiel „Iphigenia in Delphi“ mit einem Vorspiel „Iphigenia's Heimfahrt“ und einem Nachspiel „Iphigenia's Tod“ (Leipzig 1843) erscheinen, einer der vielen Versuche, die durch Goethe's Dichtung der deutschen Empfindung gewonnene und theuer gewordene Gestalt der Iphigenia in anderen Situationen als unter den Barbaren in Aulis vorzuführen. Eine „Iphigenia in Delphi“ war von Goethe selbst geplant worden, die Skizze davon theilt sein Brief aus Bologna vom 19. Oct. 1786 („Italienische Reise“) mit. Bei der Ausführung dieses Entwurfs erging es Kannegießer wie Späteren: die lebensvolle Gestalt der Goethe'schen Iphigenia forderte zu unangünstigen Vergleich mit dem Schalten herauf, den er zu beschreiben verstand. Seine letzte eigentlich productive Arbeit waren harmlose „Schauspiele für Kinder“ (Berlin, 1844), während er als poetischer Uebersetzer auch die „Gedichte der Troubadour“ im Vermaß der Ulfstift (Eübingen 1852; 2. Auflage 1855) aus dem Provenzalischen übertrug. Auch außerhalb seines eigentlichen Kreises versuchte er sich mannichfach, eine „Italienische Grammatik“ (Leipzig 1836, 2. Auflage), sowie sein „Deutsches Declamatorium“ (1844) fanden einige Verbreitung, während ein „Abriß der Geschichte der Philosophie“ (Leipzig 1837) und ein „Abriß der Geschichte der deutschen Literatur“ (Bunzlau 1837) ohne sonderliche Wirkung vorübergingen. (Adolf Stern.)

KANNENBÄCKERLAND nennt man die im Westen von Ronnabaur in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Reg.-Bez. Wiesbaden, Unter-Westerwald-Kreis, gelegene Landstadt, in welcher aus vortrefflichem Thon Thongeschirre und die ungläubigen Mineralwasser-Strüme

oder Kannen, jährlich über 11 Millionen, gefornit und gebrannt oder gebacken werden, welche aus den Badeorten des Tannus in alle Welt gehen. 228 Fabrikanten lieferten im Jahre 1871 für 1,830,000 Mark. Mittelpunkt dieser Thätigkeit ist das Dorf Ransbach, 12 Kilom. im Nord-Osten von Ballendar am montabaurer Walde, mit 1150 Einwohnern; und dazu gehören ferner die Dörfer Dembsch, 1100 Einwohner; Ragendorf, 700 Einwohner; Grenzhausen, 1300 Einwohner, welche zugleich irdene Weisensöpfe fertigen, Hopsen bauen u. s. w. (G. A. von Klöden.)

KANNENBERG, ein altadeliges Geschlecht, das seinen Namen von der Burg und dem Dorfe Kannenberg im jetzigen Kreise Dierburg der Altmark trägt und dieses sein Stammhaus bis zu seinem Erlöschen in ununterbrochenem Besitze hielt. Es soll mit Kaiser Friedrich I. in die Markte gekommen sein, und erwarb bald bedeutende Besitztungen, darunter besonders Kruske, Buschow, Hohendorf, Iden und Berge zu nennen sind. Die vollständige Stammtafel des Hauses bietet zur Erwähnung zu wenig historische Interesse; die Bemerkenswertheiten des Namens erscheinen in vorreformatorischer Zeit im Dienste der Kirche als Aebte, Präbste, Dechanten und Kapitelherren der Sister Verden, Halberstadt, Walbeck u. s. w. — Erst dem 17. Jahrhundert war es vorbehalten, das Geschlecht mehr hervor treten zu lassen durch Christoph von Kannenberg, den bekannten General im Dreißigjährigen Kriege. Er war am 10. Januar 1615 als Sohn des Christoph von Kannenberg, Herrn auf Kannenberg und Buschow, ehemaligen königlich französischen, dann furbrandenburgischen Rittmeisters, und dessen Gattin Elisabeth, geborenen von Barsewisch, geboren, trat bereits 1631 in ein damals in der heimischen Altmark stehendes schwedisches Reiterregiment ein und geriet 1634, nachdem er eine schwere Wunde am Fuße davongetragen, in feindliche Gefangenschaft. Gehüllt und ausgewechselt wurde er dem Regiment von Gullenstein als Corporal überwiesen, bald darauf zum Quartiermeister befördert, erhielt jedoch bei Torgau die zweite schwere Verwundung und zwar in seinen andern Fuß. Von nun an beginnt ein rasches Steigen seiner Laufbahn. Innerhalb dreier Jahre schwang er sich durch Tapferkeit und Umsicht zum Oberstlieutenant empor und erhielt später unter dem Oberbefehl des General-Feldmarschalls Königsmark ein Reiterregiment als Oberst. An den Schlachten bei Leipzig, Wittstock u. s. w., wie bei vielen andern Actionen in Baiern, Thüringen, Ober- und Niederachsen betheiligte, erwarb er sich besonderen Ruhm bei der Eroberung von Prag, dessen Wälle er, der Erste Einer, in Person erstieg und dabei viele Trophäen erbeutete. Dem Friede von Münster war geschlossen, Königin Christine entließ den größten Theil ihrer Armee, auch Kannenberg erhielt 1649 seine Verabschiedung mit einem Wägenelbe von 1000 Thalern. Schwer wurde ihm das Scheiden von Schweden fahnen, denen er fast zwanzig Jahre ununterbrochen gedient, noch schwerer die Trennung von seinen ihm unterstellten Reitern. Er genoß bei diesen eine so unbeschränkte Liebe

und Verehrung, daß Offiziere und Reiter ihm schworen, sich bei erster Gelegenheit und zwar nur durch ihn wieder anwerben zu lassen, ihm auch die bisher geführte Standarte als sinnbildliches Unterscheid ihrer Beziehungen überließen. Dieser Werbesall trat rasch genug ein. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ernannte Kannenberg 1651 zum Generalmajor der Garalerie mit dem Auftrage, ein Regiment zu تشکیل, das unter ebigem Verhältnissen in kürzester Zeit vollständig gemustert werden konnte und bald darauf in den Jülichischen Unruhen wie in dem Krieg wider Polen Verwendung fand. Die Schlacht von Warschau brachte ihm neben neuen Wunden auch weitere Ehren. Der Kurfürst ernannte ihn 1656 zum Gouverneur von Minden, 1657 zum Generallieutenant, verlieh ihm eine Stelle im Geheimen Kriegsrath-Collegium und begnadete ihn am 7. Mal 1666 mit dem Erbmarckallianze des Fürstenthums Minden. Als solcher starb er am 10. Februar 1673, nachdem er im Jahre vorher mit den kurfürstlichen Truppen an den Rhein marschirt war, sich aber durch die gehaltenen Anstrengungen schwer krankheit, den Keim seines Todes zugeeignet. Das Leidenbegünstigt, dem der Kurfürst in Person folgte, mußte auf dessen Befehl mit der größten militärischen Bracht stattfinden. — Von seiner Gattin Maria, geborenen von Barientleben aus dem Hause Wolföberg, hinterließ Christoph unter zwei Söhnen und zwei Töchtern den Friedrich Wilhelm von Kannenberg. Vom Kurfürsten als der Tausch geboden, hatte ihm dieser seinen Namen nebst einer Erb-Präbende im Hochstift Halberstadt verliehen. Auf Universitäten und weiten Reisen durch England, Frankreich und Holland gebildet, erhielt er bei seiner Rückkehr in Dresden vom König August I. von Sachsen den Kammerherrnschlüssel, vermählte sich 1692 mit Helena Freilin von Wibran und Modlan aus dem Hause Restsch und wurde 1701 gelegentlich der Krönung in Königsberg auch zum preussischen Kammerherrn ernannt. Er starb am 9. August 1714 als der Vater zweier Töchter und eines gleichnamigen Sohnes. Dieser, zu Breslau am 25. August 1693 geboren, betrat nach Absolvierung seiner Studien 1717 die Laufbahn des Großvaters, trat als Cornet in ein schwedisches Reiterregiment ein, wurde schon 1720 Rittmeister, im Jahre 1728 beim Johanniter-Orden aufgeschworen und 1736 zum Obersten ernannt. König Friedrich II. verlieh ihm die neu errichtete Garde-Infanterie, als deren Commandeur er im ersten schlesischen Feldzuge in der Schlacht von Mollwitz schwer verwundet wurde. Im folgenden Jahre erhielt er zwar ein eigenes Dragonerregiment, mußte aber seiner schlecht getheilten Wunde wegen 1743 den königlichen Dienst quittiren. Zehn Jahre später wurde er zum Oberhofmeister der Königin Elisabeth ernannt und im Februar 1753 mit dem Orden vom Schwarzen Adler ausgezeichnet. Außerdem noch Ritter des großherzoglich toscanischen S. L. Stephan-Ordens, wie Canonicus zu Halberstadt und Propst zu Walbeck, starb er am 22. Mal 1762 auf seinem Gute Iden als der letzte seines alten Stammes. Von seiner Gattin Charlotte Albertine geborenen Gräfin von Finken-

stein, die die Stelle der Oberhofmeisterin am Hofe der Königin verlor, war ihm eine einzige Tochter Sophie Friederike hinterblieben, vermählt mit dem preussischen Generalmajor Henning Alexander von Kahlben. Dieses letztere Ehepaar erhielten, nachdem ihnen bereits 1762 durch ihre Mutter das reichs-Kaunenbergische Erbe zugesallen war, unterm 15. Juni 1764 auch das Erbmarckallant des Fürstentums Minden auf sich übertragen. — Das Wappen zeigt im blauen Felde drei (2-1) silberne Kannen; in dem Helme eine silberne Kanne zwischen zwei (einem blauen und einem silbernen) Büffelhörnern. (H. v. Horwitz u. Hartenstein.)

KANNGIESSER (Peter Friedrich) war am 3. Mai 1774 in Glindenberg bei Magdeburg geboren, erhielt seine erste Schulbildung an der Bürgerschule in Burg, besuchte dann 1793—95 das Gymnasium in Altenburg und studierte von 1795 an 3 1/2 Jahre in Halle Theologie. Seine bestmöglichen Mittel nöthigten ihn als Student schon, an den Schulen der brandenburgischen Untertänigkeit zu ertheilen und er zeigte sich dabei so tüchtig, daß er im November 1799 als erster Lehrer an die gelehrte Schule des Waisenhauses nach Bunzlau berufen wurde. Denn dieses Waisenhause, eine Stiftung des Maurermeisters Jahn, befaß nach dem Verbitte von Halle und Zittichau auch Klassen zur Vorbereitung auf die Universität und hat factisch bis 1814 dies Recht geübt. Daher mußte dem Director Wolterdorff ein mit den hällischen Verhältnissen vertrauter Lehrer willkommen sein. Aber Kanngießer blieb nur bis 1805 und folgte in diesem Jahre einem Rufe Manso's an das Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau, wo er 1810 zugleich Lehrer an der neu errichteten Kriegsschule und 1814 Privatdocent an der ersten, jetzigen Universität wurde, nachdem er seine Habilitationsschrift *De primordiis historiae antiquissimis* verteidigt hatte.

Bis dahin hatte er zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften gegeben, in denen er seine vielseitigen Kenntnisse popularisirte, auch selbst periodische Blätter herausgegeben. So 1800—5 in der *Bunzlauer Monatschrift*; 1804 eine *Wochenschrift* unter dem Titel „Der fliegende Ritter“; 1809 das *Breslauer Tagebuch*. Auch Romane und Dichtungen erschienen von ihm, so die *Gräfin von Rosenberg* 1804, der *Balmenhain* 1805, ein großes Epos in Hexametern, *Tataris* oder das *befreite Schlessen*, reich an lebendigen Schwächenschildern und voll warmer Liebe zum Vaterlande (1811) und zwei *Wäcker* *Oden* (1814). Nachdem er an der Universität zu lesen begonnen hatte, richtete er seine Studien mehr auf die Alterthumswissenschaft und schon 1815 erschien in Halle sein *Ußßr* der Alterthumswissenschaft, in welchem er sich bemühte, Mythen zu Kirchen- und Religionsgeschichte umzuformen. Es folgte 1817 in Breslau das gelehrte Werk „*Die fönische Bühne in Athen*“, das durch die eingehende und vielfach bestimmende Beurtheilung G. Hermann's (in der *Zeits. lit. Zeit.* 1817. Nr. 59. 60) und durch die epistulischen Bemerkungen A. Bösch's in den akademischen Abhandlungen über *Kenden*, *Anthemetien* und *ländliche Dionysien* aus demselben Jahre (jetzt abgedruckt in den *Kl. Schriften* Bd. 5,

S. 65) allgemeiner Aufmerksamkeit erregte. Dies Buch ward auch die Veranlassung, daß er *Widacel* 1817 als ordentlicher Professor der Geschichte nach Greifswald berufen wurde. Dieses neue Amt führte ihn zu pommerischer Geschichte und Alterthumsfunde, für welche er durch seine „*Mittheilungen aus Greifswald und Pommern*“ (1821) die Wirksamkeit der Gesellschaft für pommerische Geschichte vorbereitete und zugleich seine Sammlung vaterländischer Alterthümer begann, welche aus die Universität gelangte und den Anfang der jetzt bestehenden Sammlung bildete. Eine kleine *Schrift* zum *Andenken an L. Gotth. Kogegarten* erschien 1819. 1824 folgte der erste Band der *Geschichte von Pommern*, der die *Befreiung Pommerns zum Christenthum* bis zum Jahre 1129 behandelt und bei der Gründlichkeit der Forschung es lebhaft bedauern läßt, daß eine Fortsetzung unterblieben ist. Seit den ersten Anfängen dieser allgemeinen Encyclopädie war er ein fleißiger Mitarbeiter auf dem Gebiete des klassischen Alterthums und der Geschichte. Außerdem hat er noch die *Geschichte des Procopius* aus dem Griechischen übersezt und mit Erläuterungen versehen (1827—1831) in vier Bänden. Am 7. April 1833 ist er gestorben.

Vergl. *Neckrolg der Deutschen* für 1833, Band I, S. 243. *Goecker's Grundriß* III, S. 128. (F. A. Eckstein.)
KANNIBALEN, KANNIBALISMUS. Schon in vorgeschichtlicher Zeit hat es in Europa Menschenfresser gegeben, über welche Thatsache die neueren Höhlenforschung (namentlich in den Höhlen von Chauvaux bei Namur) wenig oder keinen Zweifel mehr lassen; auch auf Deutschlands Boden haben Menschenfresser geherrscht, wie man aus menschlichen Resten, die man in Urnen bei Saarow unweit Fürstentums, sowie bei Königswalde und Schönow, im Kreise Sternberg, gefunden hat, schließen will.

Die Alten erwähnen mehrfach die *Anthropophagen* (Menschenfresser) oder *Androphagen* (Männerfresser). So lesen wir in der *Odysee*, daß der *Kyrtlo Polyphem* die Gefährten des *Duldes* von *Ithaka* verzehrte; *Herodot* berichtet von den *Massagetien* und *Issedonen*, daß sie ihre Anverwandten opfern und fressen, sobald dieselben ein hohes Alter erreicht haben. *Hesiod* erzählt *Strabo* von den *Kraufen* und *Sterbenden* der *Anwohner* des *Kaspischen Meeres*.

Mit der Entdeckung von Amerika kam für die *Anthropophagen* die *Begegnung* *Kannibalen* auf. Letztere geht auf den Namen des *Volkes* der *Karabien* oder *Kariben* zurück (aus *Caribe* oder *Caribal* bildeten die *Spanier* *Canibal*), bei denen auf den westindischen Inseln die *Conquistadoren* die *Einwohner* ihrer getödteten Feinde zu verzehren, zuerst kennen lernten.

Die *Beweggründe* zum *Kannibalismus* sind verschiedene Art. Nur in den seltensten Fällen mag *Hungers* die Ursache sein; viele *Völker* fröhnen diesem *Kaster* aus *Aberglauben* und aus *Rachsucht*. Ursprünglich mag dieser entseßliche *Gewohnheit* wol der *Wahn* zu Grunde liegen, man könne *schändlicherer* Eigenschaften des *Verzehrten* in sich aufnehmen; oder es geschah aus *Rachsucht*, um dem erschlagenen Feinde die *schlimmste* aller *Bestattungs-*

arten zu bereiten. Bernardin de St.-Pierre hat in seinen „Etudes de la nature“ den Satz ausgesprochen, Hunde oder Affen essen sei der erste Schritt zum Kannibalismus, und in der That nehmen wir bei den meisten heutigen Menschenstammern wahr, daß sie Affen oder Hunde als ledereite Braten betrachten.

Kein Erdtheil ist vom Kannibalismus freizusprechen; wo er heute nicht mehr herrscht, bestand er früher; gegenwärtig ist er wesentlich nur noch in den Tropengegenden zu Hause.

Die Batta, ein malaisches Volk im Innern Sumatras, betrachten den Kannibalismus als eine gesetzliche Strafe, die den Ehebrecher, Landesverräther, Epion, nächsten Räuber u. s. w. trifft; die schimpfliche Verurteilung des Verbrechens durch Auffressen soll den allgemeinen Abßchu gegen seine That an den Tag legen. Auch aus Pietät fressen sie ihre Verwandten auf, um sie nicht den Wärmern in der Erde zu überlassen.

Durch ganz Polynesien herrscht der Kannibalismus in sehr ungedehnter Weise. Er wurde ohne Scham als allgemeine Sitte eingeschoben auf Neuseeland, den Hawaii-Inseln, Mangarewa und Paumotu, auch auf den Marquisas war er sehr verbreitet. Wenn man im Kriege Leichen erbeutet hatte, so wurde ein großes Fest angestellt und letztere gegessen; bei den Festlichkeiten, welche Menschenopfer erbeulichen, verzehrte man diese Opfer und zuweilen sogar roh. Vom eigenen Stamme fraß man nie; brauchte man solche Opfer, so machte man eine Streiferei in das Gebiet eines feindlichen Stammes.

Auf den melanesischen Inseln werden die erbeuteten Köpfe in Dosen gebadet und zum Theil verzehrt, nämlich die Augen und Städen von den Wangen; an diesem Male aber dürfen nur die sich theilhabigen, welche die Köpfe erbeuten halfen, und man glaubt, daß dieser Genuß tapfer und stark mache. Auf den Neuen Hebriden besteht das Geseß, Fremde zu tödten und zu fressen; auf Tanna frisst man die getödteten Feinde mit Yam — eine Delicatesse, von der man nie verläumt den Freunden einen Theil zu schiden. Der König bekommt Augen, Herz und einen Theil der Brust von jeder Leiche; Weiber sind von dem Genuß ausgeschlossen. Am schrecklichsten war die Sitte auf den Viti-Inseln und zwar nicht nur im Krieg, wo man alle Gefangenen und Gesallenen aufraß, sondern auch bei jeder wichtigen Handlung. Sollte ein Tempel errichtet, ein Rahm gebaut oder in See gelassen, das Fest der Abgabenerlieferung gefeiert werden, kam ein vornehmer Fürst von einer Reise an, bei allen diesen Gelegenheiten war es gebräuchlich, Menschen zu tödten und zu essen. Bei jedem Wfossen eines neuen Hauses wurde ein lebender Mensch eingegraben. Während man sonst mit den Händen aß, verzehrte man Menschenfleisch stets mit besonderen Gabeln, welche, sowie die Schüsseln, in denen man es aufstrug, die Defen, die Kessel, in denen man es kochte, für jeden andern Gebrauch streng tabu (geschlicht, unantastbar) waren. Zu Kannibalenfesten wurde durch Trommelschlag eingeladen, der einen ganz besonderen, nur hierbei

gebrauchten Rhythmus (J J J J J J) hatte. Auch aus Wohlgeschmack allein aß man Menschenfleisch, aber nie roh, sondern stets gekocht, und besonders gern, wenn es angegangen war. Der Kannibalismus scheint in Melanesien vielfach mit der Ansicht in Zusammenhang zu stehen, die man von den Göttern hatte, daß nämlich diese die menschlichen Seelen verschlingen, um sie zu reinigen, oder sich einzuverleiben. Nun fraß man, den Göttern nachahmend, den Feind auf, um seine so oft gefürchteten guten Eigenschaften, ja ihn selber ganz in eigenen Besitz zu bekommen; man fraß die Verwandten, um durch sinnbildliche Ausübung der Thätigkeit der Götter ihnen zu rascherer Seligkeit zu verhelfen, viellecht auch, um ihre Seelen als Schutzgeistern an die eigene Person zu fesseln.

Kannibalismus findet sich in Australien ziemlich verbreitet; die Eingeborenen in Ouenland sichten toten Feinden die Haut ab und fochen das Fleisch, ja auch die toten Verwandten, wenn sie nicht zu alt starben, zehrt man auf; dem Genuß des Nierenfettes schrieb man übernatürliche Kräfte zu.

In America war unter den Indianern der Kannibalismus nicht selten. „Das Herz des Feindes essen, sein Blut trinken“, waren gewöhnliche Ausdrücke, in denen man ihm den Untergang schmer, und wenn sie auch in späterer Zeit nur figurlich zu verstehen waren, so lassen sie doch seinen Zweck darüber, worin der Ursprung ihres Gebrauches zu suchen ist. Bei den Miami und Potawatomi gab es eine besondere Gesellschaft, welche Menschenfleisch verzehrte; ihre Mitglieder mußten bestimmten Familien angehören und glaubten sich im Besitz höherer Kräfte, die sie durch Zauberei auf andere zu übertragen im Stande wären. Auch hier mag neben der Roth die Rache zum Kannibalismus geführt haben, ebenso der Aberglaube, denn wie man vor dem Kriege vom Hunde aß, um sich dessen Muth anzueignen, so verzehrte man das Fleisch und namentlich das Herz, den Sitz des Muthes, von einem tapferen Manne, um sich selbst dadurch unwiderstehlich zu machen; so glaubte man der Eigenschaften der Thiere überhaupt theilhaftig zu werden, wenn man sie aß, der Schnelligkeit des Hirsches, des schlechten Gesichts des Maulwurfs u. s. w.

Daß in Westindien die Cariben Menschenfresser waren, ist schon oben gesagt worden, in Mexico fanden die Spanier die Anthropophage ebenfalls vor. Wenn das Fest der „Wellsee“, des Tezcatlipoca begangen wurde, schlachteten die Priester einen Jüngling, issem ihm das Herz aus dem Leibe, das man dem Götzenbilde opferie, und verzehrten ihn im Freundschaft. Auch von Kannibalen in Südamerika wird uns berichtet, namentlich aber gelten die Feuerländer als Menschenfresser, denen Kriegsgefangene und die ältesten Weiber zum Opfer fallen. Afrika ist keineswegs frei von diesem entsetzlichen Gebrauche, so vor allem das äquatoriale Westafrika, wo derselbe indessen im Abnehmen begriffen ist, hauptsächlich aber in den Niländern, aus denen wir durch Georg Schweinfurth bestimnt wissen, daß unter anderen

die Niam-Niam aus bloßer Bier diesem Genuße fröhnen, wie nicht minder in Südafrika, woselbst man ja erst neuerdings im Bafutolande Kannibalensitten nachgewiesen hat, in denen deutliche Spuren vorhanden waren, daß die Praxis noch nicht lange verloren gegangen ist.

Die Zahl der Kannibalen ist noch heute sehr ansehnlich. Es erscheint nachgewiesen, daß noch immer 5 $\frac{1}{2}$ Millionen Bewohner unserer Erde dazu zu rechnen sind. — Vergl. u. A.: R. Andree, Die Verbreitung der Anthropophagie (Mithisillenungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig. 1873.) (Richard Oberländer.)

KANOE, CANOT, nennt man die Rudersfahrzeuge, deren sich die Indianer und Neger bedienen, und die in den verschiedenen Welttheilen nahezu dieselbe Form haben. Sie sind fast stets aus Einem Stück Holz gefertigt und durch Feuer oder mit mehr oder minder vollkommenen Instrumenten ausgehöhlt. Als solche Einbäume sind sie naturgemäß sehr lang und schmal, besitzen infolge dessen geringe Stabilität und es erfordert von seiten der Ansassen viel Geschick, um sie beim Fahren vor dem Umschlagen zu sichern. Die gewöhnliche Länge der Kanoe ist 5—6 Meter bei oft noch weniger als $\frac{2}{3}$ Meter Breite, doch besitzen auch viele Völkerschaften auf den Südseeinseln u. s. w. Kanoe zum Kriegsfahren, welche doppelt und dreifach so groß, dann aber aus mehreren Stücken zusammengesetzt und oft aus kunstliche gearbeitet, sowie mit vielen Spinnereien und andern Sachen verziert sind. Fast alle sind vorn und hinten mit Bolzen versehen und erhalten dadurch ein charakteristisches Aussehen. Well sie so wenig Stabilität haben, führen namentlich die kleineren keine Segel, sondern werden durch kurze Ruder mit langenförmigem Blatt, wie sie allen uncivilisirten Völkern seit den ältesten Zeiten gemeinsam sind, fortbewegt.

Der Ursprung des Wortes ist unbekannt und bei den Indianern oder andern wilden Völkerschaften werden die Fahrzeuge selbst nicht so genannt, wenn nicht Europäer es eingeführt haben. Wahrscheinlich hängt es mit Kahn zusammen. (R. Werner.)

KANON, ursprünglich Nichtigkeit, im übertragenen Sinne „Regel“ oder „Norm“ bedeutend, ist zum philosophischen Kunstausdruck durch Epikur gemacht worden, der seine erkenntnistheoretische Schrift *Dei spiritalium et xaravov* betitelt (vgl. *Diog. Laert. X, 27*) und damit beabsichtigte, das aristotelische Organon und die stoffliche Logik durch seine „Kanoni“ zu verdrängen. Der Sinn dieser Aenderungen war der, daß die Regeln über die Formbestimmtheit des Denkens unwichtig erscheinen sollten gegenüber den materialen „Kriterien“ der Wahrheit, d. h. Epikur wollte die formale Logik über Bord werfen, um eine Erkenntnistheorie zu schaffen. Dies Bestreben verdient an sich weder die Bemänglung Ciceró's (*De finibus I, 7, 22*), noch den scharfen Tadel Brantl's (*Geschichte der Logik im Abendlande I, 402* ff.), der darin gar keine berechtigten Momente anerkennen will; aber es hat deshalb keine entscheidende Bedeutung erlangen können, weil es von Epikur in der Form eines

ganz naive-plumpen Sensualismus durchgeführt wurde. Cicero ist häufig in der Philosophie und ausserhalb derselben das Wort „Kanonen“, sei es im formalen, sei es im materialen Sinne, für den „Maßstab der Wahrheit“ angewendet worden und vielfach bezeichnet man noch jetzt die Logik als „Kanone der Erkenntnis“ (vgl. z. B. Ueberweg, *System der Logik, §. 5*). So hat auch Kant diesen Terminus angewandt, indem er in der „Metaphysik“ der Kritik der reinen Vernunft das zweite Hauptstück „Der Kanon der reinen Vernunft“ betitelte, um darin zu zeigen, daß die reine Vernunft theoretisch nicht im Stande sei, einen „Kanon“ speculativer Erkenntnis aufzustellen, dagegen praktisch durch ihr Ideal und ihre Postulate einen „Kanon“ für den richtigen Gebrauch der Verstandeskraft bestimme; in der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ wird dann von ihm (2. Abschn. Kantensche Ausgabe IV, p. 47) der „Kanon aller moralischen Beurtheilung“ in dem kategorischen Imperativ gefunden, daß „man so handeln solle, als ob die Maxime der Handlung zum allgemeinen Naturgesetz werden solle“ (vgl. Kant und Kategorie (W. Windelband.)

KANON (in der Kirchengprache). I. Allgemeines. 1) Die christliche Kirche besitzt in der Bibel eine Sammlung von Büchern, denen sie während der größten Zeit ihres Bestehens durch steterliche Erklärungen ihrer offiziellen Vertreter wie durch das stillschweigende Einverständnis fast aller ihrer Glieder eine ganz eigenartige Bedeutung und Würde zuerkant hat. Das Concil zu Trient sprach mit seinem Anathema über den, welcher libros ipsos integros cum omnibus suis partibus, prout in ecclesia catholica legi consueverunt..... pro sacris et canonicis non susceperit¹⁾, nur das aus, was seit mehr als tausend Jahren, wenn auch nicht ganz so streng, in der Kirche gegolten hatte; die reformirten Bekenntnisschriften lehren scripturas canonicas... ipsum verum esse verbum dei et auctoritatem sufficientem ex semetipsis, non ex hominibus habere²⁾ und behaupten, wenn auch vereinzelt, die göttliche Eingebung derselben sogar einschließlic der hebräischen Vokalzeichen³⁾, deren Entstehung nicht vor dem 6. christlichen Jahrhundert allgemein anerkannt, damals schon ernstlich behauptet war⁴⁾, und die lutherische Theologie des 17. Jahrhunderts dieselben für das Heil des Menschen necessitas, aber auch sufficientia zu, überdies perspicuitas und auctoritas normativa für Glauben und Leben.

Diese ganz eximire Stellung würde der Bibel nur mit vollem Recht zukommen, wenn sie wirklich, wie die altkirchliche Vorstellung meint, durch unmittelbare Eingebung Gottes entstanden wäre. Diese Meinung ist aber wenigstens in ihrer vollen Strenge, in welcher allein sie

1) Sessio quarta, 8 April 1546. 2) Confessio Helvet. posterior I (1562). 3) Achnafischer conf. Helv. prior I. 2; Gall. 5; Belg. 7; Scot. 18 sq.; Declar. Thorunensis prof. und Art. 1. 3) Formula consensus Helv. 2 (1675). 4) Schaefermann, Die Centroverie des Lub. Cappellin mit den Württembergern über das Alter der hebr. Punctation, 1878.

einen Sinn hat gegenwärtig so gut wie völlig aufgehoben; ihre totale Unhaltbarkeit ist in dem Artikel „Inspiration“ (Sect. II, Thl. 19, S. 37—88) eingehend nachgewiesen. Der wissenschaftlichen Forschung erwächst aber dadurch nur um so mehr die Aufgabe, ihre Entstehung zu begründen.

2) Dazu ist freilich nichts ungeeigneter als eine isolirte Betrachtung des Christenthums. Der Nimbus, den der vermeintlich direct göttliche Ursprung den biblischen Schriften verleiht und durch den schon so mancher Forscher von einem ernsthaften kritischen Eindringen abgeschreckt worden ist, schwindet sofort ganz beträchtlich bei einem Blick in die Religionsgeschichte. Es ist für die Religionen, welche eine specifisch religiöse Literatur erzeugen haben, geradezu ein Naturgesetz, auf einem gewissen Punkte ihrer Entwicklung sich aus derselben einen Kanon von absoluter Heiligkeit zu bilden. Als solche „Buchreligionen“ nennt Max Müller⁹⁾, abgesehen von settenhaften Abzweigungen, die inbogermanischen Völkern den Brahmanismus, Jooasirismus und Buddhismus, bei semitischen die israelitische, christliche und mohammedanische Religion, bei turanischen die des Genurismus und des Raosie, außerdem die der Aegypter; Seydel¹⁰⁾ fügt noch die altbabylonische und die phönizische hinzu. Fast in allen diesen läßt es sich beobachten: so lange die unmittelbar religiöse Impulse, wie sie von einer gesunden Gottesverehrung oder vollends von der Person eines Stifter und seiner nächsten Nachfolger ausgehen, dem Bedürfnis voll genügen, denkt man nicht an heilige Bücher.¹¹⁾ Die religiösen Christsteller schreiben aus der Begeisterung ihres Herzens oder aus der Eingebung ihres Gottes heraus, aber nicht mit dem Anspruch, ihre Schriften göttlich verehrt zu sehen; und ihre Zeitgenossen sind bei aller Werthschätzung derselben weit entfernt, ihren menschlichen, zeitgeschichtlichen Ursprung zu verkennen. Wenn aber das ursprüngliche religiöse Leben ermatet und ohne eine festere Organisation zu erlöschen droht, die Kraft zur Herstellung einer solchen aber noch vorhanden ist, hält man sich naturgemäß an die lebendigen Zeugen jener uranfänglichen religiösen Epoche, steht aber dann auch unaussprechlich weit mehr in ihnen, als sie ursprünglich waren.

Wohin das bezüglich des Zend-Avesta, der Veden, des Koran¹²⁾ geführt hat, ist unter „Inspiration“ S. 49 fg. angegeben. Aus den Ergebnissen neuerer Forschungen sei dazu nur wenigstens nachgetragen. Als von buddhistischen Synoden mehrere Jahrhunderte nach dem Tode des Stifters der Religion der Kanon festgestellt wurde,

9) Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, 2. Aufl. (1876) 94—108. 6) Das Evangelium von Jesu in seinen Werhältnissen zu Buddha- und Widda-Lehre (1882) 15—18. 7) Vgl. den Art. „Hermeneutik“; Sect. II, Thl. 6, bef. S. 306; Ganz in seinen Jahrbüchern der bibl. Wissenschaft VII (1885), 68—100. 8) Der Koran nimmt insofern eine Ausnahmestellung ein, als er entgegen allen naturgemäß erwachsenen religiösen Literaturwerken von Anfang als heiliges Buch verfaßt ist; immerhin hatte die Folgezeit noch genug zu thun, um ihn zu einem sogar bis auf die einzelnen Buchstaben und Laute unerschöpflichen Wesen zu stempeln.

musste eine beträchtliche Anzahl von Schriften als apokryph ausgeschieden werden; trotzdem erhielt die Sammlung einen kolossalen Umfang; ja, die reiche, die zu Tibet, umfaßt über 25 Foliobände¹³⁾; und die Vererbung dieser Schriften ist so groß, daß man ihnen sogar opfert und sich dadurch einen besondern Lohn zu verdienen glaubt.¹⁴⁾ Auch das Totenbuch, der eigentliche Kanon der Aegypter, und ihrer von dem Gott Hermes (Thot) selbst gefertigten sogenannten hermetischen Bücher, nach Clemens Alexandrinus (strom. VI, 4, s. 35—37) 42, nach Seleucus bei Jamblicus 20,000, nach Manetho 36,525¹⁵⁾, können verglichen werden, ebenso die ungemessene Vererbung der Sibyllinischen Bücher in Rom und die ängstliche Sorge, sie nach dem Brande des Capitols 83 v. Chr. durch staatlich angeordnete Zusammenbringung aller im Privatbesitz befindlichen Schicksalsbücher zu ersetzen, von denen aber doch über 2000 gar so plumpe Nachahmungen dem Feuerlohe verfallen mußten.¹⁶⁾ Hier möge auch die tal-mudische Tradition einen Nag finden, daß das mosaische Gesetz, schon von Jesus Sirach 24 mit der seit prov. 8 fg. fast zur selbständigen Person gewordenen göttlichen Weisheit identifizirt, 974 Gesalbter vor Entstehung der Welt (1000 vor Mose) geschaffen worden sei.¹⁷⁾

Wenn nun die Spuren der wirklichen Entstehung solcher religiöser Schriften bei dem Proceß der Kanonisierung nicht durch fälschliche Hände verwischt worden sind, so ermächtigt der offiziellen Religionsgemeinschaft die traurige Aufgabe, die Widersprüche ihrer wirklichen Beschaffenheit mit der Theorie über ihre Entstehung mittels einer natürlich durch und durch gefünstelten Auslegung dem Bilde des nicht ganz zurückdrängenden Zweifels zu verbergen. Hierfür ist neben dem Islam besonders die brahmanische Religion lehrreich, deren Theologen in dem Bestreben, die Veden als vor Anfang der Zeit im Geiste der Gottheit präexistierend zu erweisen und zu diesem Zweck alle Erwählungen geschichtlicher Begebenheiten sowie alle sonstigen menschlichen Elemente wegzudeuten, nach Max Müller¹⁸⁾ noch weit umsichtiger sind als die Christlichen. — Welchen Gang die Bildung eines Kanons im Judenthum und im Christenthum genommen hat, ist nun genauer dazulegen.

II. Was zunächst den Namen *Kanon* und die davon abgeleiteten Worte betrifft¹⁹⁾, so führt

1) im allgemeinen die Etymologie auf eine Ver-

9) Weber, Ahr., Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte, 2. Aufl. (1876) S. 309 fg. (1. Aufl. S. 254 fg.). 10) Seydel 46, 286. 11) Vgl. den Artikel „Hermetik“, Sect. II, Thl. 6, S. 324 fg.; Pauly's Realencyclopädie der class. Alterthumswissenschaft III (1844), 1209—1214. 12) Sueton, Aug. 31; Tac. Ann. VI, 12. 13) Weber, Herd., Epithem der altbabylonischen palästinischen Bibel. (1890) 14—18. 14) Ofliaz (deutschische Uebersetzung) I (1869), 9—17; II, 268—274. Gnl. u. f. v. (f. Kam., 5) 116—118. Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion, 2. Aufl. (1881), 157—164. 15) Vgl. die betr. Artikel bei Saicer, Thesaurus ecclesialis, bei Du Gange im Glossarium mediae et infimae graecitatis und med. et inf. latinis, und bef. Greber, Zur Geschichte des Kanons (1847) 1—68. VII fg.

wandtschaft mit *κάνων* und *ῥῆς*, dem Rohr oder geraden Stabe, dessen Benennung als Maßstab oder Wagebalken auf die geistliche Bedeutung einer Norm im weitesten Sinne überleitet. So reichlich im klassischen Alterthum, so auch im Neuen Testamente Gal. 6, 16. Im kirchlichen Sprachgebrauch erlangte das Wort seit Ende des 2. Jahrhunderts eine ausgedehnte Anwendung, besonders in der Verbindung *κάνων ἐκκλησιαστικός* oder *κάνων τῆς ἀληθείας*. Gemeint ist damit stets der Grundsatz oder die Grundanschauung der Kirche in ihrer Allgemeinenität und Totalität, nach welcher alles Einzelne in der Kirche bemessen werden soll (daher immer der Singular), speciell die Lehre (*κάνων τῆς πίστεως*, *regula fidei*) und die Verfassung und Disciplin. Erst in Anwendung auf letztere erscheint um 300 der Plural, die Grundlage des späteren irdnischen Ausdrucks für kirchliche Gesetze (vgl. die *canones apostolorum*), speciell Concilienbeschlüsse (seit Mitte des 4. Jahrhunderts), und für den Namen des kanonischen Rechts. In noch späterer Zeit knüpft sich hierauf die Verwendung des Wortes *κάνων* für Mönchsregel, noch specieller für Gesänge, welche, nach den Zeiten des Kirchenjahres verschieden, auf Grund einer feststehenden Ordnung von den Mönchen unter Leitung des *κωνοάρχου* abgefangen wurden. Ferner gehört hierher die Verbindung *κάνων ζωοφυλαξ*, der Weiskanon, eine Vorschrist über die (sech) Gebote, welche der Priester vor, bei und nach der Weihung der Hostie lesen zu verrichten hat¹⁶⁾, vielleicht auch die Anwendung des Wortes auf die Abgaben, welche theils von Klerikern bei Erlangung eines höheren Amtes, theils von pflichtigen Laien alljährlich gegeben und durch besondere canonicarii eingetrieben wurden (Tribut an die Kirche von Feldfrüchten und andern Erzeugnissen, Decem).

Aus dem Begriff des Maßgebenden entwickelte sich aber auch die Bedeutung „Verzeichniß“. Die oft wiederholte Behauptung von Nuhnien¹⁷⁾ freilich, daß die alexandrinischen Grammatiker Verzeichnisse derjenigen griechischen Autoren aufgestellt hätten, welche in jeder Literaturgattung als Classifier gelten sollten, bedarf starker Einschränkung, und daß dieselben *κάνωνες* gewesen, ist vollends gänzlich unsicher.¹⁸⁾ Wohl aber hat *κάνων* jene Bedeutung in der Kirchensprache. Eusebius von Caesarea (gest. 340) nennt in seinem Briefe an Carpianus¹⁹⁾ die 10 Tabellen, in denen er die Nummern der inhaltsgleichen Abschnitte der vier Evangelien zusammengestellt hat, *κάνωνες*. Im 16., 17. und 19. Kanon der Synode zu Nicäa vom Jahre 325²⁰⁾ und anderwärts sind of *τῶ κανόνου* (synonym mit *τῶ κλίση*) *ἕκκεταζόμενοι* die in der Liste der Kleriker Verzeichneten. Deshalb heißen später die Kleriker einfach *κωνονοὶ* als die

im Verzeichniß Aufgeführten, deshalb werden die den reisenden Klerikern von ihren Bischöfen ausgetheilten Beurlaubungsbriefe (*epistolae formatae*) *ἐπιστολά κωνονοικαὶ* genannt, weil sie auf Grund eben dieses Verzeichnisses erteilt wurden.²¹⁾ Hieran knüpft sich endlich aus späterer Zeit der Gebrauch von *κάνων* für das Verzeichniß der kirchlichen Büsten (liber *poenitentialis*) und der zu denselben Bemerkungen (*κωνονοίεμα*) sowie andererseits für das Verzeichniß der von der Kirche „fancinifert“²²⁾ Heiligen.

2) Von den heiligen Schriften gebraucht läßt sich das Wort *κάνων* nicht vor 360 nachweisen. Daß es schon Origenes (gest. 254) angewendet, möchte man bei einer Reihe von Stellen aus der lateinischen Uebersetzung seiner Werke²³⁾ allerdings vermuthen; aber da ein solcher Sprachgebrauch bei den Späteren, insbesondere bei Eusebius, ganz sicher nicht verloren gegangen wäre, so müssen die Ausdrücke doch wol auf Rechnung des auch sonst sehr wenig genauen Uebersetzers Rufin (gest. 410) gesetzt werden. Auch Crebner's Versuch²⁴⁾, den sonst nicht vorkommenden Ausdruck *γραφαὶ κωνονοῖς* in den *scripturae legis* zu erblicken, welche die Christen nach Actenluden aus dem Jahre 303 in der dioecetianischen Verfolgung ausliefern mußten, ist von ihm selbst²⁵⁾ mit Recht aufgegeben worden, da *lex* lehrer mit „Religion“ überlegt werden kann.²⁶⁾ Dagegen erscheint der Ausdruck, und zwar als ein bereits verständlicher, fast gleichzeitig in der *epistola festalis* des Athanasius vom Jahre 365²⁷⁾: *ἰδοὺ καὶ οὐ . . . ἕξ ἐκδοθέντα τὰ κωνονοίμενα καὶ παραδοθέντα πιστευθέντα τὰ θεῖα ἰνα βιβλία* und im 59. Kanon der Synode zu Laodicea um 363²⁸⁾: *οὐ δεῖ ἰδιωτικῶς ψαλμοὺς ἕλγεσθαι ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ οὐδὲ ἀκανόνιστα βιβλία, ἀλλὰ μόντα τὰ κωνονοικὰ τῆς κωνονοῖς καὶ παλαιῶς διασφραγῆς*.

Es lag nahe, anzunehmen, daß die heiligen Schriften als Regel und Richtschnur des Glaubens und Lebens den Namen Kanon und somit den Platz der ursprünglich ideellen Größe der christlichen Grundanschauung (vgl. 1) erhalten hätten²⁹⁾; und später ist diese active Deutung für *κωνονοῖς* (Regel geben) auch sicher maßgebend gewesen, z. B. bei Iidor von Pelusium (gest. um 440)³⁰⁾: *τὸν κωνονοῖ τῆς ἀληθείας, τὰς θεῖας γραφὰς, κατοπινοῦσμεν*. Die Entstehung der Benennung selbst aber erklärt sich hieraus schwerlich, da gerade der Passivbegriff *κωνονοίμενα* oder *κωνονοίματα*, bez. *ἀκανόνιστα βιβλία* dabei nur eine sehr geringene Deutung („zur Norm gemacht“) zulassen oder gerade in die entgegen-gesetzte eines Verzeichnisses überleiten würde („unter die normgebenden aufgenommen“). Auf die letztere passen dagegen alle die verschiedenen Wendungen, in denen sich um jene Zeit die kirchlichen Schriftsteller ergeben, z. B.

16) Steig, Artikel „Mess“ in Herzog's Realencl. für protest. Theol. IX (1858), 397—408. 17) Opuscula I (1823), 385—392. 18) Steifren, De canone qui dicitur Aristophanis et Aristarchi 1876. 19) Moriz Schmidt, Ven. Literaturzeitung 1876, 750. 20) Oeuvred. t. B. vor den meissen Tischendorf'schen Ausgaben des R. T. 20) Bei Mansi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio II, 676 seq.

21) Crebner, Zur Gesch. d. R. 56. I. 22) Sigenfeld, Einl. in das R. T. (1876) 32. 23) Zur Gesch. d. R. 60—68. VII f. 24) Gesch. des neuchemalen R. 212. I. 25) Baar in Sigenfeld's Zeitschr. f. wiss. Theol. 1868, 141—150. 26) E. Ann. 1560. 27) Mansi II, 574. 28) E. Greuter und die meissen, 29) Epl. IV, 114.

der Schluß der jambi ad Seleucum des Amphilocheus von Tronim (gest. um 395) nach Aufzählung der einzelnen biblischen Bücher³⁰): οὗτος ἀνεπίδοτος κωνδὸν ἀν εἰς τὰν θεοπνευστῶν γραφῶν. Hier ist also der Ursprung des Namens am wahrscheinlichsten zu suchen.³¹ Der Gedanke der Aufnahme in eine Sammlung liegt schon in dem Ausdruck des Origenes³²): αὐτὸ ἐπιλάθῃς βιβλίου, vor, zumal da ihm die Marcabäerbücher ἐξου τοῦτων³³ stehen.³⁴

III. Treten wir nun an die Untersuchung der Entstehung des alttestamentlichen Kanons heran, so ist vor allem daran zu erinnern, in welchem engen Zusammenhang die hier zu behandelnden Fragen der sogenannten allgemeinen Einleitung mit denen der besonderen über den Ursprung der einzelnen Bücher stehen. Beide bedingen sich gegenseitig. Leider ist man dessen nicht immer eingedenk gewesen, sondern hat vielfach die frühe Schließung des Kanons zu bestimmt behauptet und dadurch den Versuch, die Entstehung einzelner Schriften aus späterer Zeit zu begreifen, für verboten erklärt, manchmal auch umgekehrt ohne hinreichende Rücksicht auf die Daten der Kanonischierung einzelne Bücher in zu späte Zeit gesetzt (vgl. 2, 4, 6). Statt dessen muß es als oberster Grundsatz gelten, beide Gebiete stets gleichzeitig im Auge zu behalten und auf dem einen etwas, was das andere einschränkt, nur auf unwiderlegliche Gründe, nie auf bloße Vermuthungen und unsichere Traditionen hin zu fixiren.

1) Die Geschichte der Bildung des alttestamentlichen Kanons könnte sehr kurz sein, wenn die altorthodoxe Ansicht richtig wäre, daß jedes Buch schon als ein kanonisch geschrieben, beziehungsweise vom Heiligen Geist dictirt wurde und demzufolge sofort mit seinem Erscheinen in kanonischer Geltung trat. Aber sie ist so ungeschichtlich wie möglich. Am deutlichsten ist dies bei den historischen und poetischen Schriften. Aber auch die Propheten, obgleich von der göttlichen Eingebung ihrer Aussprüche überzeugt (s. B. Jerem. 26, 12—15), waren weit davon entfernt, für ihre Bücher göttliche Verehrung zu fordern, und ihre Zeitgenossen, die den weichen derselben fast nur Widerspruch entgegensetzten, noch weiter entfernt, sie zu jollen (Jerem. 36). In der Hülfszeit der Propheten lag der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit ohnehin in ihrer mündlichen Predigt. Selbst ihre eigenen Gesinnungsgenossen und Nachfolger betrachteten die Werke ihrer Vorgänger nur als eine ehrwürdige Literatur, die sie in ihren eigenen Reden und Schriften stark benutzten und auf die sie sich gelegentlich berufen (Ges. 38, 17; Esch. 1, 4, 7, 12). Und dies führt auf das Wahrheitsmoment, welches jener altorthodoxen Meinung bei aller ihrer

Trichtigkeit zu Grunde liegt, daß nämlich die biblischen Bücher auf Grund der Eigenschaften, wegen deren sie später in den Kanon kamen, von jeher ein größeres oder geringeres Maß seiner Hochachtung genossen, bis dieses schließlich eine officielle Befestigung erhielt. Direkter zutreffend ist jene Ansicht nur bezüglich der geistlichen Schriften, da diese ja von vornherein mit der Absicht austraten, als Gottes Gebote anerkannt zu werden; aber auch sie beanspruchen dies nur als inhaltliche Vorschriften, nicht als Bücher, und die fortgehende Erregung des einen Gesetzes durch ein theilweise widerprechendes anderes zeigt, daß auch inhaltlich eine unbekündete Werthschätzung ihnen nicht zuteil wurde bis zur Zeit Esra's (458 fg.).

Hiermit ist der Name genannt, an welchen sich der zweite Versuch einer sehr einfachen, aber auch sehr naiven Gestaltung der Geschichte des Kanons knüpft. Nach dem sogenannten IV. Ertrabude, einer höchst wahrscheinlich gegen Ende des 1. christlichen Jahrhunderts geschriebenen Apokalypse³⁵), hat Esra vor seiner Himmelfahrt vermöge göttlicher Eingebung die (seinerfalls bei der Zerstörung des Tempels 586 vor Chr.) verbrannten 24 Bücher des Alten Testaments neu dictirt und so der Welt wiedergegeben, außerdem auf gleiche Weise noch 70 geheimzuhaltende Weissagungsbücher (14, 18—20). Die weiteren Ausführungen der Sage bei den Kirchenvätern besitzen keinen selbständigen Werth, da sie sämtlich in dieser Stelle ihre einzige Quelle haben.

Biel verständiger, aber deshalb auch viel irreführender ist die übrigens erst von Elias Levita³⁶ (gest. 1549) aufgetragte Version, der Kanon sei von Esra im Verein mit der sogenannten großen Synagoge endgültig festgestellt worden. Die große Synagoge selbst wird schon im Talmud als ein Collegium von 120 oder 85 Männern dargestellt, welches die Bücher Esra's, Dodekapropheten, Daniel und Esther wiedergeschriebenen³⁷), Gebete und andere Formeln und religiöse Gebräuche festgesetzt und Erläuterungen über gesetzliche Bestimmungen gegeben habe. Man stellt sich darunter gegenwärtig bald eine nur einmal zusammengetretenen, bald eine durch Jahrhunderte wirksam gewesene Körperschaft vor, bald eine demokratische Volkvertretung, bald eine Akademie von Schriftgelehrten. Vieles hat man auch ihre Erfindung bezweifelt; nach Kueen's überraschendem Nachweis³⁸) ist sie nichts als ein Phantasiebild, herausgeponnen aus der großen, Neh. 8—10 völlig glaubwürdig beschriebenen Versammlung des Volkes zur Verpflchtung auf das Gesetz, deren historische Bedeutsamkeit durch diese Annäherung der Sage an sie nur bestätigt wird.

30) Bei Gallandi, Bibliotheca patrum VI, 495. 31) So Semler, Abhandlung von freier Unternehmung des Kanon I (1711), II und III, Vorrede; Baur f. Ann. 25; Steiner in Schenkel's Bibliothek III, 481 fg.; Gigenfeld, Einl. 33 fa. 32) Bei Euseb. Hist. eccl. VI, 25, 1. 33) Obenab. §. 2. 34) Den Interesse ist noch die Hypothese von Mangelb (zu Biers's Einl. in das N. T., 3. Aufl. 734, 1).

35) Vgl. v. B. Schürer, Neueh. Zeitgeschichte (1874) 556—563. 36) S. Vorrede zu Masoreth hammasoroth. Aehnlich schon David Kimchi (um 1200) in der Vorrede des Commentars zur Chronik (bei Strauß in Herzog's Realencyclopädie, 2. Aufl. VII, 416). 37) Ueber diese merkwürdige Stelle aus Baba bathra 14^r, 15^r, welche jedoch nicht von der Sammlung des Kanons handelt, s. Strauß 417 fg. 38) Over de manning der groote synagoge, in: Verlagen an weddeelingen der k. Akademie van wetenschappen, afdeling Letterkunde, 2. Reeks, 6. Deel, Amsterdam 1877, p. 207—248.

2) In dieser großen Versammlung nämlich, in welcher das Gesetz vorgelesen, erklärt und dann feierlich unterzeichnet wurde, erscheint ebenfalls ein Theil des Alten Testaments, der Pentateuch, als heiliges Buch, außer diesem aber noch nichts. Man kann ihn deshalb den ersten Kanon nennen; denn schon hierauf ist deutlich, daß der heutige Kanon nur allmählich zu Stande gekommen und daß die hebräische Abschreibung des Pentateuchs als eines selbständigen und zwar des ersten Theils für die Kanongeschichte historisch vollkommen richtig ist. Ganz anders in Bezug auf die Literaturgeschichte, für welche mindestens das Buch Josua, in einem weiteren Sinne nach vielen auch die Bücher der Richter, Samuel's und der Könige mit dem Pentateuch ein einheitliches, in dieser Gestalt aber der älteren prophetischen Literatur erst nachfolgendes nationales Geschichtsbuch und Rechtsbuch bilden (vgl. den Artikel „Moses“). Allein eben die Nothwendigkeit eines Gesetzbuches als Grundlage einer Verfassung führte zur Abtrennung der nach-Mosaïschen geschichtlichen Partien, während die ebenfalls geschichtlichen Theile innerhalb des Pentateuchs eine Auscheidung nicht zuließen.

Freilich fand unter Nehemia (445—433) nicht die erste offizielle Anerkennung eines Gesetzbuches statt, sondern eine ganz ähnliche war schon vorausgegangen unter Josia (622). Nachdem das „Buch des Gesetzes“ bei einer Renovation im Tempel gefunden worden war und einen mächtigen Eindruck auf den König gemacht hatte, verpflichtete sich dieser sammt dem Volke in feierlicher Versammlung zu seiner steten Beobachtung (II reg. 22 fg., besonders 23, 3). Ob unter diesem Buche der ganze Pentateuch gemeint ist oder nur das Deuteronomium, wesentlich dessen Grundstoff, während die übrigen gesetzlichen Bestandtheile des Pentateuchs mit geringen Ausnahmen noch gar nicht existirten, ist seit der Erneuerung dieser letzteren Hypothese durch Graf³⁹⁾, Wellhausen⁴⁰⁾ und andere Gegenstand eines der Kritik des Alten Testaments in ihren tiefsten Grundlagen aufwühlenden Streitens, der hier nicht entschieden werden kann (vgl. den Artikel „Mose“, sowie „Josia“, Sect. II, 2. Hl. 23, S. 185—187). Im ersten Falle würde die feierliche Annahme des Gesetzes unter Nehemia nur eine Wiederholung sein; im letzteren wäre das Deuteronomium genau genommen als der allererste Kanon zu bezeichnen.

Eine weit frühere kanonische Geltung des Gesetzes oder gar fast des ganzen A. T. (Wolff, Biblioth. hebraea II, 172, S. 6—9) glaubte man allerdings aus der auch bei heidnischen Völkern mit großem Fleiß aufbewahrten Eitte erweisen zu können, welche Bücher im Tempel aufzubewahren. Allein ein derartiger Befehl deut. 31, 26 stammt sammt dem ganzen Deuteronomium, wie sehr allgemein anerkannt, erst aus dem 7. Jahrhundert. Falls der Noth I Sam. 10, 25 etwas Geschichtliches zu Grunde liegt, so ist uns doch das dort erwähnte „Königrecht“ nicht erhalten; ein Tempelarchiv müßte also für unsere heutige Samm-

lung nicht, wenn nicht zuvor deren Existenz nachgewiesen ist. Eben deshalb ist die Behauptung Jos. 24, 25 fg., Josua habe dem „Buch des Gesetzes Gottes“ etwas beigefügt, ohne alle Beweiskraft, und die aus II reg. 11, 12 erschlößene Eitte, einem König bei der Thronbesteigung das Gesetz einzuhändigen, wird wenn bestätigt durch die oben berührte Geschichte des Josia, dem das Gesetz, dessen Vorhandensein im Tempel auch niemand sonst geahnt, etwas völlig Neues war.⁴¹⁾ Vollends die Stelle Ps. 40, 8, von der weder Sinn noch Alter feststeht, oder gar Jer. 29, 15 hätte man nie anführen sollen.

3) Die übrigen Bücher des Alten Testaments zerlegt die jüdische Eintheilung in die 8 Propheten, nämlich in die 4 „vorderen“, geschichtlichen, die prophetischen Gedankten retrospectiv in die Geschichtsdarstellung hineintragenden (Buch Josua, der Richter, Samuel's, der Könige) und die 4 „hinteren“, eigentlichen (Jeremia, Gedachiel, Zetania, die 12 Propheten), und in die 11 „Schriften“, *μύθη* oder *ἀποκάλυψαι* (Psalmen, Job, Sprüche Salomo's; Hohelied, Ruth, Klagelieder, Prediger, Esther; Daniel, Esra mit Nehemia, Chronik).⁴²⁾ Daß auch diese weitere Theilung der Geschichte vollständig entspricht, daß der Kanon der Propheten wirklich in dieser Gestalt die nächste Einheit bildet und geschlossen werden sein muß, ehe manche Bücher der dritten Hauptabtheilung für die Aufnahme auch nur in Frage kommen konnten, ist überaus einleuchtend. Welcher Grund ließe sich denken, daß von den geschichtlichen Propheten die Chronik und Esra-Nehemia, von den eigentlichen Propheten Daniel ausgeschlossen wurde? Sie sind ja den entsprechenden Büchern des zweiten Kanons vollständig gleichartig und wesentlich verschieden von den poetischen des dritten. Daß Chronik und Esra-Nehemia einen mehr priestertlich-levitischen Charakter tragen, kann dem gegenüber doch gar nicht in Betracht kommen, und daß Daniel nur ein donum, nicht ein munus propheticum gehabt, nicht Prophet, sondern Apokalyptiker sei, wogegen sogar Matth. 24, 15 angeführt werden könnte, oder daß man ihn wegen seiner vorzugswürdigen Bestimmung zur Leuchte für das Geschick der Zukunft aus Ende des Kanons gerückt habe u. s. w., sind ja nichts als flüchtige Ausflüchte. Noch die Synagogapraxis, neben der ursprünglichen Gesetzeshütten (Paraschah) nur die von Abschnitten des zweiten Kanons (Saphtarah), und die der 5 mittleren Haglographen, der sogenannten Megilloth, nur an besonderen Tagen⁴³⁾ einzuführen, zeigt, daß der Unterschied der drei Theile des Kanons festgehalten wurde, und noch mittelalterliche Juden leiten nur den zweiten Kanon vom Geist der Prophetie, den dritten bloß vom Heiligen Geist her. Sie sprechen damit in felsamer Form den richtigen Grund der Scheidung aus. Die

41) Vgl. den Artikel Hebräische Literatur in diesem Werke Sect. II, Th. 3, S. 362 fg. 42) Ueber Eintheilung und Namen des A. T. vgl. den Artikel „Bibel“ in diesem Werke Sect. I, Th. 10, S. 1 fg. 43) In der angeführten Reihenfolge am Pessah, Pfingsten, Gedächtnistag der Zerstückung Jerusalems (9. Ab = Juli), Fasten- und Purimfest.

39) Die geschichtl. Bücher des A. T., 1866. 40) Geschichtl. Israels I, 1878.

Generation der nachprophetischen Periode fühlte, daß der Geist der Prophetie von ihr gewichen war⁴¹); um so sorgfältiger sammelte sie, was aus dem Zeitraum seines Waltens sich vorfand, um so ängstlicher aber auch schloß sie aus, was sich nicht aus ihm ableiten konnte.

4) Aber wann wurde dieser zweite Kanon geschoffen? Da Malachi, welcher frühestens kurze Zeit vor Nehemia gemirkt haben kann, noch als Prophet gilt, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß das Schwanken des prophetischen Geistes nach dem Tode des Nehemia erst eine beträchtliche Zeit lang schwer empfunden sein mußte, ehe man die Hoffnung, Gott werde seinem Volke wieder Propheten erwecken, gänzlich aufgab. Und daß das Geis. erheblich früher als die Propheten kanonisch war, dafür spricht die weit correctere Erhaltung seines Textes, während derselbe bei den Propheten, besonders z. B. in den Samuelebüchern und Gedchiel, in einer ganz traurigen und oft unheilbaren Weise verderbt ist. Denn jene wunderbare Uniformität, in der ihn alle heutigen Handschriften aufweisen, erhielt er gleich den Hebr. eben erst, als er für heilig galt, ja in einem strengen Sinne erst, seit sich seiner nach Christi Zeit die penitente Fürsorge der Schriftgelehrten bemächtigte. Die Vergleichung mit der alexandrinischen Uebersetzung (der sogenannten Septuaginta), die seit Anfang des 3. Jahrhunderts vor Chr. allmählich entstand, weist daher an unserem hebräischen Text auch im Pentateuch noch genug Entstellungen auf, aber doch in weit geringem Maße als bei den übrigen Schriften.

Hierdurch⁴²) ist schon der Protest begonnen gegen die Benutzung zweier ausdrücklicher Zeugnisse für einen früheren Abschluß des Prophetenkanons, denen man großen Werth beilegt hat. Das erste derselben, Jes. 34, 16⁴³), würde selbst nach der hebräischen Lesart: „forscheth aus dem Buche Jahve's und leseth“, nur dies besagen, daß der Verfasser dieses Nachtrags zu Jesaja dessen Buch sammt seinem eigenen Anhang, nicht aber die sämtlichen vorherden und hinteren Propheten für Eingebungen Jahve's erklärt; allein der Text ist überdies gewiß mit Hülfe der Septuaginta zu verbessern, welche statt $\nu\alpha\kappa$ $\nu\alpha\kappa$ das in den Zusammenhang sehr gut passende $\nu\alpha\kappa\alpha$ vor sich halten.⁴⁴) — Bedenklicher ist das zweite, aus 2 Mac. 2, 13 fg.: $\epsilon\lambda\eta\gamma\eta\sigma\iota\tau\omicron$ $\delta\epsilon$ $\kappa\alpha\iota$ $\eta\upsilon$ $\tau\omicron\iota\varsigma$ $\alpha\nu\alpha\gamma\gamma\omega\sigma\tau\alpha\iota\varsigma$ $\kappa\alpha\iota$ $\eta\upsilon$ $\tau\omicron\iota\varsigma$ $\iota\sigma\tau\omicron\rho\upsilon\mu\alpha\tau\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$ $\tau\omicron\iota\varsigma$ $\kappa\alpha\tau\alpha$ $\tau\omicron\nu$ $\kappa\epsilon\iota\tau\alpha$ $\kappa\alpha\iota$ $\omega\varsigma$ $\kappa\alpha\tau\alpha\beta\omicron\lambda\omicron\mu\omicron\upsilon\mu\epsilon\tau\omicron\varsigma$ $\beta\eta\beta\lambda\omicron\theta\eta\kappa\eta\upsilon$ $\epsilon\iota\sigma\eta\gamma\eta\gamma\omega\upsilon\varsigma$ $\tau\alpha$ $\pi\epsilon\tau\omicron$ $\tau\omicron\nu$ $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\epsilon\omega\upsilon$ $\kappa\alpha\iota$ $\pi\alpha\sigma\omega\tau\omega\upsilon$ $\kappa\alpha\iota$ $\tau\omicron\nu$ $\lambda\omicron\upsilon\delta$ $\kappa\alpha\iota$ $\iota\sigma\tau\omicron\lambda\omicron\lambda\omicron\varsigma$ $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\epsilon\omega\upsilon$ $\kappa\epsilon\tau\iota$ $\alpha\nu\alpha\gamma\mu\alpha\tau\omicron\upsilon$ $\tau\omega\upsilon$. $\omega\sigma\alpha\upsilon\tau\omega\varsigma$ $\delta\epsilon$ $\kappa\alpha\iota$ $\iota\sigma\tau\omicron\lambda\omicron\lambda\omicron\varsigma$ $\tau\alpha$ $\delta\iota\alpha\kappa\tau\omicron\lambda\omicron\kappa\omicron\tau\omicron\upsilon$ $\delta\iota\alpha$ $\tau\omicron\nu$ $\kappa\omicron\lambda\epsilon\mu\omicron\upsilon$ $\tau\omicron\nu$ $\gamma\epsilon\gamma\omicron\upsilon\tau\omicron$ $\eta\upsilon\iota\upsilon$ $\epsilon\iota\sigma\eta\gamma\eta\gamma\omega\upsilon\varsigma$ $\pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha$,

$\kappa\alpha\iota$ $\tau\omicron\tau\omicron$ $\pi\alpha\sigma\alpha\varsigma$ $\eta\upsilon\iota\upsilon$. Der Brief, aus dem die Stelle entnommen ist (1, 10^b—2, 11), hat ebensovienig wie der vorangehende ursprünglich zum 2. Macabobüch. gehört. Ueber das Alter beider läßt sich nur so viel vermuthen, daß sie wegen des Eisens, mit dem sie das Tempelversteht empfehlen, noch vor der Zerstörung Jerusalems im J. 70 nach Chr. geschrieben sein mögen.⁴⁵) Man hat jedoch die angeführte Notiz wegen der Berufung auf Aufzeichnungen über (oder von?) Nehemia, wegen ihrer Ausführlichkeit und Genauigkeit, wegen der Nennung des Nehemia statt des der Erfindung näher liegenden Esra, wegen der später ganz zurückgetretenen Unterscheidung zwischen Königsbüchern und Propheten, wegen der Nichterwähnung der anderen Hagiographen außer den Psalmen, endlich wegen der Anführung von förmlichen Schreiben, die nie in den Kanon gekommen sind, für sehr glaubwürdig gehalten.⁴⁶) Aus dem letzten ist vorerst klar, daß es sich nicht um den Kanon, sondern eben nur um eine wenn auch öffentliche Büchersammlung handelt. Immerhin wäre die hohe Schätzung der betreffenden biblischen Bücher zu Nehemia's Zeit nachgewiesen und ihre baldige Kanonirung wahrscheinlich gemacht. Allein jene Schrift über Nehemia hat nach dem der Stelle Vorangehenden einen ganz legendenhaften Charakter gehabt, weshalb auch ihre Ausführlichkeit nicht für Glaubwürdigkeit beweist; da Nehemia ihr Feld war, so ist seine Hervorhebung nur naturgemäß und die Entstehung der ganzen Sage aus Neh. 8—10 wahrscheinlich; auf die Abtrennung von Schriften über die Könige von den prophetischen Büchern konnte eine sehr einfache Beobachtung, auf die förmlichen Schreiben die im Tuche Esra⁴⁷) wirklich vorkommenden Urkunden führen, und die Anführung jener Briefe sammt dem Schweigen über die meisten Hagiographen beweist nur, daß bei Abfassung jener Schrift über Nehemia der Gesamtkanon allerdings noch nicht fest geschlossen war, da die Zeugnisse sonst anders lauten würde.⁴⁸)

Ein wirklich sicheres Zeugniß für das Vorhandensein des Prophetenkanons bietet erst Jesus Barab, welcher in einer Uebersicht über die hervorragenden Gottesmänner (46—49) Josua, die Richter, Samuel, Nathan, David, Salomo und andere Könige, Elia, Elisa, Jesaja, Jeremia, Gedchiel, die 12 Propheten⁴⁹), Serubabel u. aufgählt. Neben diesem detaillirten Verzeichniß ist sogar Daniel 9, 2, wo Jerem. 25, 11 fg. als eine Stelle „in den Schriften“ ($\sigma\upsilon\gamma\gamma\omicron\mu\alpha$) erscheint, nur von secundärem Werthe, da der Wortlaut hier an sich noch nicht sicher

44) Ps. 74, 9 (von sehr vielen für macchabäisch gehalten): 1 Mac. 9, 27; 14, 41; Gebet des Askaria 14; Sir. 36, 20 fg. 45) Entstehe das der Geschichte der Samaritaner vielfach entgegengesetzte Argument ist zu vergleichen mit dem Gebet der heil. Schriften N. T. (1881) S. 351. 46) Owalid, Jahrbücher der bibl. Wiss. VII, 75, 130; Dittmann, Vorlesungen für deutsche Theol. 1858, 446, 47) Knochel ad l. Heliopontem in Euseb's Hist. in das N. T., 4. Aufl. (1878), 554. Kurnen (N. Ann. 67) III, 399 fg.

48) Grimm, Handbuch zu den Apokryphen des N. T. IV (1857), 22—26. 49) Owalid, Gesch. des Volkes Israel VII, 2. Waj. 456—474; Dittmann, 446—449; Biers, 3. Mon. 671—675; Estrad 425 fg. 50) 1, 1—4; 4, 17—21; 6, 1—12; 7, 12—16. 51) Waj. 46. Weiger's nachgelassene Schriften IV (1876), 16 fg.; Wellhausen in Biers's Hist. 559 fg.; Hölbe, Die alttest. Literatur (1868) 238, 1; Kraß S. 411, 580, 52) Die Wahrheit von 49, 10^b beweist die Schriftsteller, über Jesu Sirinidae (1866) 602. Dodt ist nur Umstellung von 10^a und 10^b möglich. Waj. 46, 17; Biers, Handb. zu den Apokr. V (1859), 292 fg.; Ferrer selv. Gesch. des Volkes Israel III (1857), 95, 1

auf einen Kanon deuten und auch die Einschließung sämtlicher heutiger Bestandtheile desselben nicht verbürgen würde. Nun führen aber beide Zeugnisse nicht höher hinauf als bis kurz nach 200⁵³⁾, bezieht sich 167—165 vor Chr., binnen welcher letzteren Jahre das Buch Daniel nach übereinstimmender Ansicht fast aller kritischen Theologen geschrieben ist (s. den Artikel „Daniel“, Sect. I, Thl. 23, S. 4, 6 und sonst). Von Nehemia bis hierher bleibt also noch ein weiter Spielraum, und in der That kann die Zeit der Schließung des Prophetenkanons zu spät nur danach bestimmt werden, daß seine jüngsten Schriften in ihm noch Aufnahme fanden, die verwendeten Hagiographen aber nicht. Hier zeigt sich recht deutlich die Abhängigkeit der Geschichte des Kanons von der Specialuntersuchung seiner Theile. Nun ist Esra-Nehemia sammt der Chronik, welche einen gemeinsamen Verfasser haben, wegen I. chron. 3, 10—24, Neh. 12, 10 fg., 22 verglichen mit Josephus, Ant. XI, 7, 2, 8, 5 kaum vor der Zeit Alexander's des Großen, möglicherweise noch erheblich später⁵⁴⁾ verfaßt, Daniel, wie erwähnt, jedenfalls 167—165, das Buch Esther vielleicht ungefähr um dieselbe Zeit; und wenn es älter ist, so kam es damals für den Kanon gewiß noch nicht in Betracht (s. 5. ex.). Aber auch für die Chronik mit Esra-Nehemia mußte sicherlich nach ihrer Entstehung noch eine Zeit vergehen, ehe sie sich das kanonische Ansehen erlangen, besonders wenn gerade nach Ewald's Vermuthung⁵⁵⁾ Esra-Nehemia früher Anerkennung erlangte als die Chronik, weil jenes Buch mehr als dieses eine Rükke in der Geschichte der prophetischen Periode ausfüllte, und wenn demgemäß die Trennung beider erst zu dem Jovite vollzogen wurde, um wenigstens für den einen Theil höhere Werthschätzung zu ermöglichen. Wenn daher von manchen Kritikern Debraj⁵⁶⁾, Jona⁵⁷⁾, Malachi⁵⁸⁾, Sadaria 9—14⁵⁹⁾ aus inneren Gründen in die nächsten zwei Jahrhunderte nach Nehemia verlegt worden sind, so darf dagegen wenigstens von seiten der Geschichte des Kanons ein Verbot unserer Crachten nicht ausgesprochen werden. Die Maccabäerzeiten⁶⁰⁾ sind freilich ausgeschlossen. Daß die meisten der Schriften schon lange vorher in hohem, ja vielleicht in kanonischem Ansehen standen, soll natürlich nicht geleugnet werden; nur daß der Kanon bereits definitiv geschlossen gewesen, läßt sich nicht erweisen. Vollends Einschließungen kleinerer Stücke von vorn herein nicht für unmöglich gelten, da die starken Umgestal-

tungen und Zufüge der Septuaginta zeigen, wie wenig der damalige Begriff von Kanon die Unanständigkeit des Textes einschloß. Es kann auch nicht nachdrücklich genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Prophetenkanon durchaus nicht so wie das Gesetz durch einen öffentlichen Act, sondern nur durch die ganz allmählich wachsende Hochschätzung seinen Abschluß gefunden hat.

5) Ueber den dritten Kanon mußte bisher schon manches vorausgenommen werden. Er ist bei weitem nicht so einheitlich wie die vorangehenden. Neben Daniel und den Geschichtsbüchern, welche nur der Zeit wegen nicht in dem Prophetenkanon Aufnahme fanden, enthält er Bücher, die bei der Schließung jenes schon vorhanden waren. Diese müssen also an inhaltlichem Werth den prophetischen Schriften nachgestanden haben. Die Psalmen, in der nachchristlichen Zeit beim Gottesdienste reichlich benutzt, standen gewiß in hohem Ansehen und waren auch sicher, so viele damals von den jetzt gesammelten existirten, zu einem Gesangbuch vereinigt. Aber den prophetischen Aussprüchen gegenüber waren sie doch eben nur „Pfeider aus Menschenherzen“, und das wußte man um so besser, da gewiß noch immer neue entstanden, selbst wenn diese nicht recipirt wurden. Das Buch Hiob, welches wenigstens nach dem Talmud von Moïse geschrieben ist, und die drei Salomonischen Schriften werden wegen ihres angenehmen hohen Alters in Ehren geachtet haben, das Buch Ruth wegen seiner Beziehung zum Davidischen Geschlecht, die Klagelieder als Denkmal der Zeit der tiefsten nationalen Erniedrigung, deren Gedächtniß auch durch ein besonderes Fest erhalten wurde⁶¹⁾ (erst später auch als vernünftliches Werk des Jeremia). Aber an eine Kanonisirung gleichzeitig mit den Propheten wurde, soviel wir sehen, nicht gedacht.

Allerdings ist hier die fast allgemein vertretene Meinung zu berücksichtigen, daß wenigstens Ruth und die Klagelieder ursprünglich im Prophetenkanon gestanden haben. Jedoch der einzige Grund dafür ist die für ursprünglich geltende, nach Drigenes⁶²⁾ und Anastasius⁶³⁾ schon im hebräischen Alphabet von Gott angeordnete Anzahl 22 der gesammelten alttestamentlichen Bücher, die sich nur dann ergibt, wenn Ruth mit dem Richterbuche und die Klagelieder mit Jeremia zusammengefaßt werden (vgl. 3 in.). Diese Zahl findet sich aber zuerst bei Josephus um 100 nach Chr.⁶⁴⁾, noch dazu als Ergebnis einer ganz unhistorischen Einschließung des Kanons in 5 Bücher Moïse, 13 der Propheten (ebenfalls außer den ursprünglichen 8, in welche Ruth und die Klagelieder einbezogen sind), noch die Chronik, Esra-Nehemia, Esther, Daniel und Hiob⁶⁵⁾ und 4 mit Hymnen und Moralvorschriften (augenscheinlich die Psalmen und die 3 Salomonischen Schriften). Diese Wiederlegung scheint sich offenbar an die in der alexandrinischen Uebersetzung eingeführte Sachordnung an, aber in insbesondere dem im Zusammenhang jeder Stelle begründeten Streben, möglichst viele von Trägern des Geistes Gottes verfaßte Geschichtsbücher nachzuweisen.

53) Jong, De psalmis Maccabaeica (1857) 71—76; Dittmann 476, 1; Frisghe, Handb. V, S. XIII—XVIII. 54) Rolfeke 64: am oder nach 200 v. Chr. 55) Gesch. Israels I, 3. Kap. 284. 56) Hügig, Ergel. Handb. I, 1. Kap. vor 300. 57) Hügig ebenda; Schrader in de Wette's Einleit. ins A. T. 8, 292 u. A. 4. Jahrhundert. 58) Hügig, Gesch. Israels I, 1865, 306; 381—374. 59) Eichhorn, Einl. ins A. T. IV, 4. Kap. (1824), 442—460; nach Alexander d. Gr. Geiger, Uebersicht und Uebersetzungen der Bibel (1857) 55—59; Stade, Zeitschr. für alttest. Wiss. 1881, I, 1882, I fg. De populo Javan (1880) 19 fg.; Anhang des 3. Jahrb. 60) Hügig, Die Propheten Jonas Dratel über Weat (1831) 36—39; Baluzet, Commentar über die 3 ersten Evangelien III (1802), 130; Ergel. Handb. III, 1 (1852), 138; Schaff, 9, 1—10 im letzten Drittel des 2. Jahrb. v. Chr.

61) Hgl. Num. 43. 62) Opp. ed. Rommagnoli XI, 377 fg. 63) S. Num. 150. 64) Contra Apionem I, 8.

Uebersetz nennt das hebräisch redende Judenthum (Sohn 4 Esra, vgl. oben unter 1) stets die Zahl 24, und ein ähnl. Zeugnis für die einstige Zugehörigkeit der beiden Bücher zum Prophetenkanon liegt weder bei Melito von Sardes⁶⁵⁾ vor, der eine Zahl gar nicht angibt, trotz seiner palästinensischen Informationen der alexandrinischen Ordnung folgt und vor allem Ruth (nicht auch die Skageleiber) besonders anführt, noch bei Origenes (vgl. Anmerkung 62), der trotz seiner gerühmten Kenntnis der westlichen jüdischen Sitte dem Jeremia auch von Anfang an nur griechisch existierenden „Brief des Jeremia“ (= Baruch 6) zuzählt, noch bei Hieronymus (gest. 420), der vielleicht nur dem Origenes folgt und daneben doch die Einordnung der beiden Bücher unter die Hagiographen recht wohl kennt.⁶⁶⁾ Ein Grund für ihre spätere Versetzung; unter die Hagiographen und zwar erst kurz vor Hieronymus⁶⁷⁾ kann in dem bei Anmerkung 43 angegebenen gottesdienstlichen Zwecke doch kaum liegen, während umgekehrt die Einordnung unter die Propheten wegen Zusammengehörigkeit nach Inhalt, beziehentlich Verfasser, seit dem Aufgehen der echt historischen Dreiteilung des Kanons im alexandrinischen Bewußtsein nur zu begrifflich ist und bei den Septuaginta factisch vorliegt.⁶⁸⁾ Etwas Künstliches hat freilich auch die Zahl 24 an sich, weil das Zusammenfassen der 12 kleinen Propheten auf jeden Fall unberechtigt ist. Da sie der Anzahl der griechischen Buchstaben gleichkommt, so ist man geneigt, sie aus Alexandrien herzuweisen, wie die Zahl 22 aus Palästina; allein das wird eben Täuschung sein.⁶⁹⁾

Aber selbst wenn jene beiden Bücher ursprünglich unter den Propheten standen, so bleibt es doch für die 9 andern Hagiographen sicher, daß ihre Kanonisierung bei Abschluß der Prophetensammlung noch nicht in Frage kam. Wenn sie später doch erfolgte, so war der Grund wol der, daß sich durch vielfachen Gebrauch ihr Ansehen immer mehr erhöht hatte und daß man mit der fortschreitenden Entfernung von den Tagen der Väter immer mehr das Bedürfnis empfand, auch die nicht-prophetischen literarischen Denkmale derselben, welche sich allgemeinen Aufsehens erfreuten, dem Kanon anzuschließen. Für und ist heutzutage der hebräische Codex zugleich der Inbegriff der überhaupt erhaltenen hebräischen National-literatur. Etwas von dem Gedanken einer National-

literatur liegt nun auch wirklich in der sammelnden Thätigkeit; aber wäre er der maßgebende gewesen, so würde die Sammlung anders aussehen. Es muß ja damals noch viel mehr hebräische Werke gegeben haben (II chron. 35, 2; 79; Pred. 12, 1); erst wegen der einzigartigen Verehrung des Kanons, in welcher Rabbi Akiba um 100 n. Chr. sogar jede außerkanonische Lectüre bei Verlust der Seligkeit verbot⁷¹⁾, gingen sie, vielleicht zum Theil insolge planmäßiger Vernichtung, unter, soweit sie und nicht in griechischer Gestalt unter den Apokryphen⁷²⁾ oder sonst⁷³⁾ erhalten sind. Ein wirklich oder vermeintlich höheres Alter, welches z. B. dem Buche Daniel unferes Wissens anstandslos Aufnahme verschaffte, während der etwas ältere Jesaiah (vgl. Ann. 53) sie nicht erlangte, oder wenigstens Bezüge auf das Alterthum, wie bei Ruth, vor allem aber innere Wahrheit und religiöser Geist müssen wohl die Bedingungen gewesen sein, welche anfangs das Volksbewußtsein, später die Schriftgelehrsamkeit stellte.

Deutlich genug dies letztere noch die Bestreitungen einzelner Bücher, von denen verschiedene talmutische Stellen berichten.⁷⁴⁾ In den Sprüchen und dem Prediger wollte man nur die eigene menschliche Weisheit Salomo's erkennen, in letzterem speciell irreligiösen Sinn (1, 2; 11, 9) und innere Widersprüche (7, 3; 8, 15; 2, 1; 4, 2; 9, 4), im Hohelied zu viel Weltlichkeit. Die Schöpfung des Buches Esther hing allerdings wesentlich von der Anerkennung oder Nichtanerkennung des aus dem persischen Judenthum nach Palästina importirten Purimfestes ab, zu dessen historischer Begründung es dienen soll; aber auch bei ihm, in welchem der Name Gottes trotz hinreichender Betanlassung nicht ein einziges mal vorkommt, wurde der religiöse Charakter vermist. In dem strengeren Maßstab erkennt man bereits deutlich die gesteigerte Idee der Heiligkeit, welche besonders von der Schule Schammai's (kurz vor Jesu) auf den Kanon angewandt wurde und ein Zeichen der Nähe seiner Schließung ist. Aber gerade dieser Maßstab konnte für jene Bücher verhängnisvoll werden. Wenn sich gegen Ezechiel wegen seiner Widersprüche gegen das Gesetz Bedenken erhoben, so konnten diese nicht mehr seine Stellung in dem längst geschlossenen Prophetenkanon erschüttern, sondern nur den Escharfinn spornen, sie als nicht vor-handen nachzuweisen, was den Rabbi Hanania ben Hösia allerdings viele schlaflose Nächte gekostet haben soll.⁷⁵⁾ Ueber die angeführten Hagiographen aber scheint ein ernstlicher Schulstreit bestanden zu haben. Doch die Bedenken wurden schließlich überwunden. Das Buch Esther schwebte dem Nationalstolze so sehr, daß es schon nach dem Talmud sogar dem Gesetz an Werth gleichgestellt wurde.

65) Bei Euseb. Hist. eccl. IV, 26, 13 seq. (am 160—180).
66) S. den sogen. Prologus galenus zu den 4 Königsbüchern, opp. ed. Valtari IX, 453—462. 67) Kuenen, historisch-kritisch-und-erzoek naar het omtant en de verzameling van de boeken des Ouden Verbonds III (1865), 450. 68) Vgl. besonders Sirad 434—438; Eellhausen in Bleek's Einl. 552, 1; Rödelke 144; (Reuß § 243, 414). 69) Epiphanius (gest. 403). De mens. et pond. 4; 22 seq.; haer. 8, 6 und Hieronymus (s. Ann. 66) haben die Episteln dahin festgestellt, daß sie unter Simonasme der fünf am Westküste abweichenden hebräischen Buchstabenformen 27 Bücher zählten, indem sie das Buch Samuels oder Könige, der Groul, Ezra-Nehemia und entweder Richter-Buch oder Jeremia-Skageleiber in je zwei zerlegten. Unvollständig dieser sechs Zerlegungen und derjenigen des Tobitapropeten gäben wir heutzutage 39 Bücher.

70) Doch vgl. Rödelke 144 sq. 71) S. bei Hieronim (Ann. 52) III, 98 sq. 72) Jesaiah, Baruch (verwünscht 1, 1—3, 8), I. Parabierbuch, Jubilab, auch Tobit? 73) Die 18 sogenannten Palmen Salomo's, Buch Henoch, Buch der Jubiläen. 74) Am ausführlichsten bei 3: a, b, Der Kanon des A. T. (1868) 82—85; 91—96; 103—111. Deltig, Zeitschr. für lutherische Theol. und Kirche 1854, 280—283. 75) Bei Fürst 24, 3.

Salomo's Schriften schienen prov. 30, 6 ausdrücklich für Gottes Worte erklärt zu werden; auch enthielten sie doch viel Schönes, das man nicht missen mochte. Für den Prediger insbesondere wurde 12, 13 fg. entscheidend; das Hohelied aber wurde durch die allegorische Deutung auf die Liebe zwischen Gott und seinem Volke dem Zweifel so sehr entrückt, daß Rabbi Akiba sagen konnte, die Welt sei des Tages nicht werth, an dem ihr dasselbe gegeben worden.

6) Rabbi Akiba's Meinung drang durch. Die letzte Verhandlung der Frage, von welcher berichtet wird, soll in einer Versammlung des Synedrums zu Zabne am Tage der sogenannten Zeugnisammlung um 118 n. Chr. stattgefunden haben.⁷⁶⁾ Und hiermit wäre wol die Zeit der Schließung des ganzen Kanons (genauer nur seines letzten Theils) gegeben, da ungefähr gleichzeitig die Nennung der bestimmten Zahl 24 im 4. Buch Esra (s. 1) und der citirte Ausspruch des Josephus (Ann. 64) fällt, welcher zum ersten mal die heiligen Bücher als eine schreibegrenzte Sammlung bezeichnet (*ὅτι γὰρ μυριάδας βιβλίων οὐκ παρ' ἡμῶν ἀναγράφονται καὶ μακροτέρων, ὅσοι δὲ μὴνα πρὸς τοὺς ἑκατὸν βιβλία . . . τὰ δικαίως δεῖα πεποιθέντων*). Eine Schwierigkeit freilich dafür, daß nicht auch nach jener Zeit noch Meinungsverschiedenheiten zur Geltung kamen, geben auch diese Stellen nicht, da insbesondere die Zählung des Josephus willkürlich ist (s. 5.). Und wenn in der Aufzählung des Bischofs Melito von Sardes (s. Ann. 65) Escher nicht durch ein Schreibversehen fehlt und die ihm in Palästina gewordene Auskunft auf jüdischer Tradition beruht, so wäre durch ihn noch um 160—180 n. Chr. Ausschließung dieses Buches in jüdischen Kreisen bezeugt. Auf sie geht gewiß auch die positive Verwerfung desselben bei einzelnen Kirchenschriftstellern von Athanasius (365, s. Ann. 150) bis Nicophorus (gest. 828) zurück, deren Nachhaltigkeit freilich eher aus christlichem Widerspruch gegen seinen Inhalt zu erklären ist (vgl. sex.).

Vor Josephus kann der Abschluß des Kanons nicht nachgemessen werden. Des Josephus eigene Meinung (s. Ann. 64), seine der seit Artaxerxes Longimanus (465—424) entstandenen Schriften habe gleiches Ansehen wie die kanonischen erlangt, versteht noch nicht auch die Schließung des Kanons in jene Zeit und ist übrigens eine reine Abstraction aus seiner Annahme, daß das Buch Escher die jüngste kanonische Schrift sei, wobei er oben drein den darin genannten Phasaces falschlich mit Artaxerxes Longimanus statt mit seinem Vorgänger Ferres identificirt. Der verübte Prolog zu Jerus Sirach, welchen der Enkel des Verfassers nach 132 v. Chr. (s. Ann. 53) seiner Uebersetzung des Werkes voranstellte, hat neben *o νόμος* und *o προφήτας* für die dritte Klasse nur die sehr allgemeinen Bezeichnungen *o λόγος* *o κατ' αὐτοῦς ἠκολούθησεν*, *τὰ ἅλλα πατρία βιβλία, τὰ λοιπὰ τῶν*

βιβλίων, welche nicht einmal auf annähernde Gleichschätzung deuten, geschwehe denn die heutige Volkzahl verbürgen. Auf die obenhin nicht strictere Dreitheilung in *νόμος* *καὶ λόγοι θεσμοθέτητα* *καὶ προφῆται* *καὶ ἱστορίαι* *καὶ τὰ ἕλλα* bei Philo De vita contemplativa 3 muß gänzlich verzichtet werden, seit Lucius (Die Therapeuten, 1879) die Abfassung dieser Schrift um 300 n. Chr. wahrscheinlich gemacht hat. Daß der Maccabäerführer Judas die in den jüngsten Kriegen verbrannten gegangenen Schriften sammelte (2 Mac. 2, 14, s. oben unter 4), ist glaublich, beweist aber noch weniger. Wenn 1 Mac. 7, 16 fg. eine Palmstelle (79, 2 fg.) als *προφῆτι* citirt wird, so zeigt sich darin nur die bekannte Hochschätzung speciell der Palmen am Anfang des letzten vorchristlichen Jahrhunderts auf einer neuen Stufe. Dem gegenüber spricht neben der Freiheit, mit der die alexandrinischen Uebersetzer (vgl. 4 in. ex.) ganze Partien ummoderirten und einsigten (am stärksten bei Daniel und Escher), die Nachlässigkeit, mit welcher sich etwa ins erste christliche Jahrhundert der betrübteste Text fortgesetzt wurde, sodaß wir an zahllosen Stellen das Richtigere bei den Septuaginta zu finden haben, sowie die Ausführung nichtkanonischer Stellen im Neuen Testament und bei den ältesten Kirchenschriftstellern⁷⁷⁾ und den stolernen Citationsformen dafür, daß die spezifische Hochschätzung des Kanons und seine Abschließung gegen die übrige Literatur bis zu Christi Zeit und noch nach derselben nicht durchgedrungen war. Daß im Neuen Testament nur einmal und unvollkommen die Dreitheilung (Luc. 24, 44: *ἐν τῷ νόμῳ Μωϋσέως καὶ προφήταις καὶ ψαλμοῖς*), sonst — abgesehen von allgemeinen Ausdrücken — nur die Zweitheilung in Gesetz und Propheten sich findet, darf allerdings nicht gegen die Geltung der Hagio-graphen urtheilt werden, da dieselben, soweit sie damals in Geltung standen, leicht unter den *ψαλμοῖς*, beziehentlich unter den *προφήταις*, wie ja sogar unter *νόμος* (Joh. 10, 34; 12, 34; 15, 25; 1 Cor. 14, 21) alle übrigen Schriften mitverfaßten sein können. Auch daß das Hohelied, der Prediger, Escher und Esra-Nechemia im Neuen Testament nicht citirt sind, könnte Zufall sein; doch sind dies zum größten Theil gerade die zuletzt noch angeführten Bücher, und jedenfalls muß die Frage, ob die neutestamentlichen Schriftsteller den alttestamentlichen Kanon in seiner heutigen Gestalt erkannt haben, gänzlich offen gelassen werden. Aus Matth. 23, 23, selbst wenn hier auf II chron. 24, 20 so. Bezug genommen sein sollte, beweisen zu wollen, daß damals wie heute die Ehrenfil den Schluß des alttestamentlichen Kanons gebildet, ist vollends unerlaubt.

Daß sämtliche heilige Schriften schon lange vorhanden und geschätzt waren, braucht deshalb nicht geglaubt zu werden. Es ist fast schon durch die bloße Existenz der Septuaginta bewiesen, welche bereits dem Enkel des Siracliden wenigstens dem größten Theile

76) Grätz, Gesch. der Juden IV (1863), 43 fg. In früh wäre es vielmehr, wenn der Abschluß bei Herodian III, 2. Aufl. (1863), 499—502 in eine ähnliche Versammlung vom Jahre 67 n. Chr. und bei Bar 95 etwa 32 v. Chr. gesetzt wird.

77) 1 Cor. 2, 9; Jac. 4, 5; Joh. 7, 39; Jud. 14; Gpb. 5, 14. Auch Luc. 11, 49? Hier letztere vgl. Joh. Delellsch, De inspiratione scripturae sacrae quod statuerint patres apostolice et apostolice secundum saeculi (1872) 23—35.

nach vorlag (vgl. den Prolog zu Jesus Sirach). Ob freilich das Buch Daniel das jüngste ist oder etwa der Weidiger, oder ob in und nach den Maccabäerzeiten noch etliche⁷⁷⁾ oder vielleicht sogar sehr viele⁷⁸⁾ der Psalmen entstanden, kann die Geschichte des Kanons nicht entscheiden. Sie könnte es nur, wenn sie den Schluss des Kanons direct nach den Siegen der Maccabäer ansetzen dürfte. So aber bleibt es ihr gegenüber möglich, daß das früh schon hochgeschätzte Psalmenbuch anfangs nur aus einem Theil unserer heutigen Sammlung bestand, an welchen sich immer neue Lieder anfügten. Und da auch I Chron. 16, 26, wenn hier der cry von fremder Hand zum Abßluß des 4. Buchs der Sammlung dem 106. Psalm hinzugesetzt 48. Vers herübergenommen ist⁷⁹⁾, nicht Kanonicität, sondern nur Vorhandensein der in 5 Bücher getheilten Psalmenammlung beweist, so ist die ganze Frage nicht hier, sondern in dem Artikel „Psalmen“ zur Erledigung zu bringen.

7) In der alexandrinischen Uebersetzung finden sich mitten unter den Büchern des hebräischen Kanons noch diejenigen, welche später Apokryphen genannt wurden, nämlich 3 Esra (als 1 und 2 werden die kanonischen Bücher Esra und Nehemia gezählt), Baruch, Brief des Jeremia (= Baruch Kap. 6), Tobit, Judith, 3 Maccabäerbücher, Jesus Sirach, Weisheit Salomo's, Gebet Manasse. Dieser Name wurde auf sie nicht in dem Sinne angewandt, wonach darunter Bücher unbekanntem Ursprungs verstanden werden, was im Munde kirchlicher Schriftsteller leicht in den Begriff des Unedichten und Gefältssten übergeht, s. B. bei Irenäus adv. haer. I, 20, 1: *καὶ τῶν ἀποκρυφῶν καὶ ὑπόρων γραφῶν, ἃς αὐτοὶ ἐκλασάν*⁸⁰⁾. Vielmehr sollen sie im Gegensatz zu den *βιβλία θεογνωστὰ* (vgl. IV, 6) verstanden werden, nur nicht wegen geheimnißvollen Inhalts, wie etwa die 70 Weissagungsbücher 4 Esra 14, 46 fg. (s. I.), sondern bloß wegen mangelnder Zugehörigkeit zum Kanon. So bei Origenes, vielleicht auf Grund der Sitte in den Synagogen, gewisse Bücher, s. B. die nach dem Dblgen (s. 5) angefochtenen, bestesie zu legen (72).

In der griechischen Bibel aber sind sie von den eigentlich kanonischen Büchern durch nichts unterschieden, und es muß daher zugegeben werden, daß der alexandrinische Kanon, soweit man von einem solchen sprechen darf, einen weiteren Umfang hatte als der palästinaische. Doch wird die Tragweite des Sachverhalts dadurch beträchtlich eingeschränkt, daß die Idee eines streng ausgeheilten Kanons hier überhaupt nicht lebendig war. Wenn noch Philo (geb. 30–20 v. Chr.) sich selbst göttliche Umgebung zuschreibt, so ist dies das deutlichsie Zeichen dafür, daß das Schwärmen des prophetischen Geistes in

diesen Kreisen nicht empfunden wurde. Daß aber derselbe Philo doch ein Bewußtsein von dem Unterschiede zwischen den eigentlich kanonischen und den übrigen Büchern gehabt habe, da er letztere nie citirt, wird völlig entkräftet durch die Beobachtung, daß er Geschieh., Daniel und die 5 Megilloth ebenjemenig anführt. Und so haben denn auch von den neuteamentlichen Schriftstellern, welche das Alte Testament ja meist nach der alexandrinischen Uebersetzung benutzten, einzelne von den Apokryphen wenigstens flüßigzweigend einen je nach ausgedehnten Gebrauch gemacht.⁸¹⁾ — Die weitere Geschichte der Apokryphen in der christlichen Kirche s. V, 2.

IV. Nicht lange nach dem Abßluß des alttestamentlichen begann die Bildung des neuteamentlichen Kanons. Ihre Erforderniß wird durch einen größeren Reichthum an historischen Zeugnissen erleichtert, durch andere Umstände jedoch ungleich mehr erschwert. Es gilt hier nicht mit Hunderten, sondern mit Tausenden zu rechnen, während eine so genaue chronologische Fixirung der einzelnen Zeugen kaum möglich ist. Und die Ausläufer derselben lassen uns nicht nur gerade über die wichtigsten Fragen im Unwissen, sondern sie sind auch zum Theil von einer nur zur Verbundlung der Thatfachen geeigneten Tenenz eingegeben, die nur noch von der Gesüßlichkeit übertroffen wird, mit welcher conservative Theologen sie zum Beweis eines möglichst frühen Abßchlusses des Kanons und zur Aufhebung der kritischen Behauptung der Unedtheit neuteamentlicher Schriften ausdehnten betrifft sind. Auf solche Versuche kann hier nur ganz selten eingegangen werden; es muß genügen, die mutmaßliche Entstehung des Kanons theilich darzulegen und zu begründen.

Wit der Frage, welche Bücher des Neuen Testaments in den frühesten Perioden der Kirchengeschichte für kanonisch gehalten haben, verbindet man meist die andere, welche durch Benutzung von seitens der Kirchenäter als vorhanden, doch ohne kanonische Geltung, nachgewiesen sind. An sich ganz passend, da über beide dieselben Zeugen abzufragen sind und die eine ohnein in die andere übergeht. Allein wegen der Beschränktheit des Raumes muß die zweite hier gänzlich ausgeschlossen und der Besprechung jedes einzelnen Buches zugewiesen werden.⁸²⁾

1) Das Ideal einer Geschichte des neuteamentlichen Kanons für die conservative Theologie wäre es wol, wenn der letzte Apostel eigenhändig die Schließung der Sammlung vollzogen hätte. In diesen Traum wiegte man sich jahrhundertlang und bis auf Augusti⁸³⁾

78) Besonders 44. 74. 79. 68. 79) Hupf., Begriff der Kritik 1831; Commentar zu den Psalmen 1835 fg. (2. Aufl. 1863—65); v. Zengerle, Commentar 1847; Dilschhausen, Handbuch 1853; Reuß s. 474—484 mit in seinem französischen Wörterb. 80) Hupf. oben s. 169 zu beiden Seiten II, 311 fg.; Reuß s. 474. 81) Vgl. überhaupt den Art. Apokryphen, Sect. I, Eph. 4, S. 412 fg.; Schärer bei Herzog I, 2. Aufl. (1877), 484—486.

82) Der Jacobusbrief von Jesus Sirach, der Hebräerbrief (I, 1: 4, 12 fg.; II, 24—25) von sap. 7, 22—26; 2 Petr. 6, 18—7, 2; 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

herab durch die Annahme, Johannes habe nach Abschluß der Apokalypse den Kanon selbst festgestellt, ja durch die Eröpfung Apok. 22, 18 sq. wol gar der ganzen Bibel Alten und Neuen Testaments eine unverfälschte Erhaltung sichern wollen.⁸⁵⁾ Dieser strenge wie jeder noch so abgeschwächte Form einer solchen Behauptung gegenüber muss nun auf das nachdrücklichste für das apostolische wie für das nachapostolische Zeitalter eine Periode des Fehlens jedes neutestamentlichen Kanons constatirt werden.

Es gab einen Kanon; das war das Alte Testament. Dieser genügte auch vollkommen, mindestens den Juden; Schriften; aber auch den Heidenchristen muß er, entgegen der geringe Schätzung, welche das zwischen Verheißung und Erfüllung sich eindringende Gesetz (Röm. 5, 20), der Bund des Buchhabens (2 Cor. 3, 6—10; Röm. 7, 6) und der Knackhaft (Gal. 3, 10—4, 7) bei ihrem großen Lehrer Paulus gesunden hatte, frühzeitig und nachhaltig eingedrungen worden sein.⁸⁶⁾ Aus ihm erbob man den Beweis, daß Jesus wirklich der Weltbailand gewesen, da der Heilige Geist die Thatfachen seines Lebens bis ins Kleinste so lange schon vorhergesagt habe; in ihm hatte man zugleich eine reiche und von Gott direct für die Verhältnisse der Gegenwart bestimmte Quelle der Tröstung, der Ermahnung, der Gesetzgebung fürs Leben.⁸⁷⁾ An neue heilige Bücher dachte man nicht. Wozu hätte sie auch ein Geschlecht wünschen sollen, welches fort und fort die Wiederkunft seines Herrn und damit das Ende der gegenwärtigen Welt in der allerhöchsten Zeit erwartete?⁸⁸⁾ Und wenn sie mit der Zeit doch entstanden, weil der Herr eben verging zu kommen, so bestand wenigstens keinleiner Grund, ihnen eine besondere Heiligkeit beizumessen. Der heilige Geist, welcher sie eingegeben, lebte ja in jedem Christen⁸⁹⁾, und von ihm getrieben stand jeder Willkür in der Gemeinde auf, die Versammlung zu lehren und zu erbauen⁹⁰⁾; unter den vielen Fähigkeiten, in denen er sich äußert⁹¹⁾, ist von einem Charisma der Schriftstellerei nichts zu sehen. Was die Gemeinde an Unterweisung bedurfte, das brachte sie nicht aus Büchern zu nehmen, sondern in jedem Augenblick offenbarte es ihr der Geist durch Jungenerbener oder Propheten, oder es irrte sich als mündliche Tradition in dem, was später *κατὰ τὸν ἐκκλησιαστικὸν* hieß.⁹²⁾

Allerdings waren es Apostel und deren nächste Schüler, um deren Schriften es sich handelte, und es ist kein Zweifel, daß man dieselben in hohen Ehren hielt; aber dem Alten Testament fanden sie bei weitem nicht gleich. Daran hinderte ebenso sehr das Bewusstsein jener Allgemeinheit der Heilsgaben wie die übertriebene Vorstellung von der Inspiration des Alten Testaments, welche ganz wie bei Philo sogar auf dessen Buchstaben, noch dazu den des griechischen und erst im spätrömischen oder christlichen Interesse emendiren oder interpoliren Letztes (Barn. 6, 1; 7, 4, 8; 8, 5; 9, 3; 12, 7, 9 etc. und bes. Justin Dial. 72 sq.), solche Schlässe wie Gal. 3, 16, Barn. 9, 8 zu bauen gezeigte.⁹³⁾ Die Apostel hatten für ihre Schriften eine solche Geltung auch gar nicht in Anspruch genommen. Mit einiger Ausnahme der Apokalypse (1, 1; 22, 18 sq.), in deren Wesen das Gegentheil begründet liegt — und doch fehlen in ihr nicht Aussprüche wie 19, 10, 22, 9 — geben sich alle neutestamentlichen Schriften als völlig menschliche Erzeugnisse. So die geschichtlichen Bücher (besonders Luc. 1, 1—4), so die Briefe.⁹⁴⁾ Paulus unterschreibt auf das gemessenhafteste zwischen dem Wenigen, was er auf Christus zurückführt (1 Cor. 11, 23, 7, 10, 11) und seiner Privatmeinung (1 Cor. 7, 12, 23, 33), welche er nicht höher stellt als die Offenbarungen des Geistes an jeden andern Christen (7, 40).

2) Solche Zustände konnten natürlich nicht ewig währen; aber die Dauer dieser Periode war allerdings eine sehr beträchtliche.⁹⁵⁾ Die erste Autorität, welche bei den ältesten kirchlichen Schriftstellern neben dem Alten Testament einen Platz fand, waren die Worte des Herrn, aber rein als solche, ohne den Schriften, in denen sie sich fanden, etwas von ihrer göttlichen Würde mitzuthellen. Nicht nebeneinander werden im 1. Brief des Clemens Romanus⁹⁶⁾ 13, 46 alttestamentliche Stellen mit *γρηγορατα*, *λύα* und *πνευμα τὸ ἄγιον*, *ὄργανον ὁ λόγος* eingeführt, Worte Jesu aus den Evangelien einfach mit *εἶπε* (scil. ὁ Ἰησοῦς). Ebenso in dem nach Ritschl⁹⁷⁾ echten Grundtext des Briefes des Polycarp (Eph. 155 oder 156) 2, 3 etc., in den unechten Homilien des Clemens Romanus (etwa 150—180), welche nie eine schriftliche Quelle für die anzuführenden Worte Jesu angeben, bei Athenagoras um 177 und in der etwas früheren Apologie des Tatian, ebenso im Barnabasbrief (vgl. jedoch 3 ex.) und vorherrschend auch in den meisten

85) E. bei Lampe, Commentarius in evang. Jo. I (1725), 80. 86) Nachweise bei Heise, Das Muratorische Fragment (1873) 75 sq. 87) Matt. 1, 23; 2, 5 sq. 16, 17 sq. 23, 3; 27, 9 sq.; Joh. 19, 24 etc., Hebräerbrief, Barnabasbrief, 1. Brief des Clemens Romanus, Justin, und die Vornahme Röm. 15, 4; 1 Cor. 9, 9 sq.; 10, 11, 88) Matt. 24, 29, 34; 16, 29; 1 Cor. 15, 52; 2 Thes. 4, 15, 17; Phil. 4, 3; 1 Petr. 10, 25; 27; 1 Petr. 22, 6 sq. 11, 20; 2 Cor. 5, 7; 1 Petr. 4, 7; 1 Joh. 2, 18; Barn. 4, 3; 21, 3; Justin, Dial. 28; 11 Clem. 12, 1; Ignat. Eph. 11, 1; epist. ad Diogn. 7, 3; Tertull. De centu feminis, 9, de spect. 80. 89) Gal. 3, 2, 3; 1 Cor. 7, 14; Röm. 8, 9; Eph. 4, 1; 1 Joh. 2, 20; 1 Clem. 2, 3; 46, 6; Barn. 16, 3; 19, 7; Hermas, Mand. 3, 1 sq.; Justin, Dial. 82 in. 88 in. Irenäus ad Euseb. Hist. eccl. V, 7, 4, 6. 90) 1 Cor. 12, 20—33; 1 Thes. 5, 19 sq. 91) 1 Cor. 12, 4—11, 28—30; Röm. 12, 6—8; Eph. 4, 11. 92) Vgl. II, 1. Es ist bezeichnend, daß auch das Wort *κατὰ τὸν* zurük

die Tradition bezieht, erst später ein Buch. Redter Glaube war eben wichtiger als eine Bibel.

93) Vgl. unter Inspiration Act. 11, 23, 19, 5, 50—55. 94) Vgl. 3. B. zur Gal. 1, 20; 4, 20; 1 Cor. 1, 14. Ueber die freierheit eingegrenzten Stellen Matt. 10, 18 sq.; 1 Cor. 2, 13; 2 Tim. 3, 16 vgl. Inspiration E. 69 sq. 95) Origenes, 71 sq. 96) Origenes frühestens 93—97, spätestens um 125. Rom. 13, 1 ist 1 Cor. 1, 21; II, 10, 17 nicht citirt, sondern nur zu einer Modification des alttest. Citats benutzt. — Es dieses Schreiben der römischen an die corinthische Gemeinde wird nicht den Clemens zum Verfasser hat, ist allerdings zweifelhaft. 97) Anführung der alttest. Citate 1850 (2. Aufl. 1857). in Hamburg. Der frühere Termin für den Brief ist wegen 12, 3 erste pro regibus des Jahr 187.

aubern unter 3 wegen einzelner Stellen für das Gegenheil anzuführenden Schriften. Noch Hegeppus, der um 180 schrieb, sagt: *ἐν ἐκείνῃ πάλαι νόμος ἔχει ὡς ὁ νόμος κηρούσου καὶ οἱ προφήται καὶ ὁ κύριος.*⁹⁸⁾ Ebenso steht der Märtyrer Justin, dessen uns erhaltene Schriften zwischen 147 und 160, nicht schon 138 entstanden.⁹⁹⁾ Die Evangelien sind ihm nur *ἑτοιμασμένα καὶ τῶν ἀποστόλων* (Apol. I, 8 f. g. 21.) καὶ τῶν *ἐκείνων παρακαλοῦνθῶσαντων* (dial. 103); ihre Wahrheit tragen sie nicht in sich selbst, sondern nur in der Lebeteinigung mit dem Alten Testament, welche nachzusehen er geradezu als seine Hauptaufgabe betrachtet (Apol. I, 30, 53; Dial. 32). Den Evangelisten glauben die Christen nach Apol. I, 33 bezüglich der jungfräulichen Geburt Jesu deshalb, weil sie auch durch Jesaja vorausgesagt ist. Als inspirirt gilt ihm außer dem Alten Testament nur die Apokalypse (Dial. 81 f. g.), ebenfollt aber auch die Sibolle und Hysopas (Apol. I, 20 in 44 ex.), weil sie alle mit jenem, wie man es damals fasste, die Eigenschaft göttlicher Orakel gemein haben.

Nach einer andern Seite führt allerdings derselbe Justin wesentlich weiter; denn er bezeugt, daß die Demwürdigsten der Apostel neben den Schriften der Propheten in der sonntäglichen Gemeindeversammlung vorgelesen wurden (Apol. I, 67). Da die sogenannten Pastoralbriefe nach allgemeiner kritischer Ansicht nicht sehr lange vor Justin entstanden sind¹⁰⁰⁾, so kann auch I Tim. 4, 13 Vorlesung neuteamentlicher Schriften mit eingeschlossen sein. Aus früherer Zeit läßt sie sich nicht belegen (Act. 2, 47; Col. 3, 16; Eph. 5, 19); I Clem. 47, 1 (ebenso Polykarp 3, 2) wird hier nicht berichtet, sondern gemüthsft. Erst durch Justin ist daher bewiesen, daß man die Evangelien neben das Alte Testament zu stellen begann. Doch darf diese Noth nicht überschätzt werden. Einmal wurde zu Corinth nach 170 auch ein kurz vorher von der römischen Gemeinde dorthin gerichteter Brief regelmäßig sichtlich vorgelesen (bei Euf. Hist. eccl. IV, 23, 11), und sodann handelt es sich bei Justin noch nicht um die 4 heute kanonischen Evangelien. Denn Justin hat das Johannesevangelium, welches nach den Ergebnissen der kritischen Schule damals noch ziemlich neu und von zweifelhaftem Ansehen war, nur ganz selten und vorsichtig, öfters dagegen ein heute verlorenes Evangelium benutzt.¹⁰¹⁾ Daß die Evangelien aber keineswegs normale Geltung besaßen, lehrt am deutlichsten das Beispiel des Papias von Hierapolis, der um 150—160 in seinen „Auslegungen von Aussprüchen des Herrn“ in Bezug auf seine Quellen ausdrücklich erklärt (bei Euf. Hist. eccl.

III, 39, 4); οὐ τὰ ἐκ τῶν βιβλίων τοσοῦτον με ἀπέλειν ὑπελάμβανον ὅσον τὰ παρὰ τῶν ὁμῶν ἡρώης καὶ μαρτύρων (1), der über die Aussagen der Apostel von Jesu fogar bei Gefährten der „*προφῆτες*“ sich erkundigt (ebenfalls), der ferner von Evangelienchriften nur Matthäus und Markus nennt (39, 15 f. g.), Lukas und Johannes aber, wie aus dem Schweigen des Gusebius neben der Erwähnung seiner Benutzung des I. Johannebrieves und verglichen mit dem Grundfag genauer Berichterstattung über den Gebrauch der neuteamentlichen Bücher Hist. eccl. III, 3, 3 mit voller Sicherheit hervorgeht, auch in den verlorenen Theilen seiner Schrift nie erwähnt haben kann, der endlich mehrere *παράδοξα* und *μυθώματα* aus mündlicher Tradition in vollen Widerspruch mit den heute kanonischen Evangelien zu erzählen kein Bedenken getragen hat.¹⁰²⁾ Nach Melito von Sardes um 160—180, mindestens sein Freund Dnefimus, scheint, um *κερὶ τὸν σωτηριῶν καὶ πάσης τῆς πόλεως ἡμῶν* gewiß zu werden, nur *εὐλογαί* aus dem Alten Testament für zweideutig gehalten zu haben (vgl. Ann. 65). Nun mag die Zusammenarbeitung unier 4 Evangelien in ein einziges *εὐγγέλιον διὰ τῶσάντων*, welche als Bestandtheil eines syrischen Commentars des Ephräm (gest. um 378) über dieselbe jetzt in lateinischer Uebersetzung aus dem Armenischen vorliegt¹⁰³⁾, wörtlich von Talian zwischen 153 und 175¹⁰⁴⁾ oder von einem Späteren verfertigt worden sein, so beweist die Freiheit, mit welcher der Verfasser den evangelischen Stoff verändert, verkürzt und durch fremdartige Zusätze erweitert, in jedem Falle, daß er nicht sowohl eine sogenannte Harmonie aus vier kanonischen Schriften als vielmehr ein neues Evangelium mit selbständiger Benutzung von Vorarbeiten zu schaffen sich bewußt war, so gar wie Lukas (vgl. I, 1—) oder ein anderer seiner Vorgänger.¹⁰⁵⁾

Das Ansehen der neuteamentlichen Briefe war noch geringer als das der Evangelien und der Weissagungsbücher; Stellen aus ihnen werden deshalb noch weit seltener mit Nennung der Quelle citirt, meist ohne weiteres, aber gar nicht wörtlich, dem Texte einverleibt. Die spätere Einheit des Neuen Testaments trat damals nur in der geistlichen Formel *τὸ εὐγγέλιον καὶ ὁ ἀποστολος καὶ ἡ διακονία*¹⁰⁶⁾ noch eine Zeit lang ertheilt, öfters verbessert zu *τὸ εὐαγγέλιον καὶ τὸ ἀποστολικόν*. Daß

98) Bei Euseb. Hist. eccl. IV, 22, 3. Ganz entsprechend in der Num. 113 citirten Stelle. 99) Wellmar, Abt. d. Kirchengesch. d. 1. Jahrh. 1865, 227—283, 412—484. 1) Hgl. den Brief Paulus Act. III, 151, 16, 202 (g. 2) Grebner, Beiträge zur Einl. in die bibl. Schriften I, 1832; Hilgenfeld, kritische Untersuchungen über die Evangelien Justin's, de Clementinischen Homilien und Marcion's 1850; Thoma in der Zeitschr. für wiss. Theol. 1876, 490—565. Dagegen: E. m. i. f. Die apostol. Dahn'schen Briefe des Märtyrers Justin 1848. Sonst noch eine reiche Literatur.

3) Vgl. den Act. Papias, Eccl. III, 161, 11, 6, 74, und Judas Ischariote (II, 26, 425), außerdem Eus. Hist. eccl. III, 39, 9, 11, 17, bef. aber Hilgenfelds, Zeitschr. für wiss. Theol. 1876, 260—286 und Patr. apostol. ed. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. oder editio minor. 4) Evangelii concordantiae expositio facta a S. Ephraemo . . . ed. Moeningh 1876. 5) So Dornad in der Zeitschr. für Kirchengesch. 1890, 471—505; Dahn's Forschungen zur Gesch. des neutest. Kanons und der altchristl. Literatur I: Talian's Distiktionen 1881. 6) Dornad in der Theol. Literaturzeit. 1892, 102—109. (Gebhardt und) Dornad, Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristl. Literatur I, 1, 2, 1 (1892), 213—218. 7) Bei Origenes (gest. 254). Die eigentl. ungenutzte Uebersetzung *testamentum* war schon zu Tertullian's Zeit (3 ex.) gebräuchlich (adv. Marc. IV, 1).



man für den zweiten Theil nicht von vornherein das spätere *ἀποστόλου* anwandte, erklärt sich nur daraus, daß zuerst nur Einest Apostels Briefe dazu gerechnet wurden wie bei Marcion (S. 4); und jedesmal nur von Einem Apostel soll nach Bleef¹⁾ der Singular auch später überall, wo er vorkommt, gemeint sein. Bei Ignatius (vgl. Ann. 118) ad Philadelph. 5, 1 ist unter *εὐαγγέλιον* und *ἀποστόλου* übrigens nicht einmal etwas Schriftliches zu verstehen, ebenso wenig unter dem alles Neutestamentliche zusammenfassenden *εὐαγγέλιον* 9, 2; ad Smyrn. 5, 1; 7, 2. Doch war von hier aus der Uebergang zu concreteren Begriffen leicht zu vollziehen.

Abschriften vieler neutestamentlicher Bücher müssen allerdings den meisten kirchlichen Schriftstellern zu Gebote gestanden haben, wie ihre häufige Benutzung lehrt, und die spätere Geschichte legt die Vermuthung nahe (vgl. 5), daß man wenigstens die Evangelien oder Paulinische Briefe in kleine Sammlungen zu vereinigen begann.²⁾ Nachweisbar ist jedoch nur die des Marcion, worüber unter 4; und man muß sich sehr hüten, Derartiges zu früh und an zu vielen Orten vorauszusetzen³⁾, da die spätere Zweifel an der Echtheit der neutestamentlichen Bücher und die zahlreichen den Aposteln untergeschobenen Schriften eine Unmöglichkeit wären, wenn in jener der apostolischen Periode noch so nahe Zeit der Bestand an wirklich apostolischer Literatur bereits so weit festgestellt gewesen wäre. Sodann ist die bloße Möglichkeit des Aufkommens des Montanismus (S. 4 gegen Ende) ein vollständiger Beweis dafür, daß von einem mit Autorität umfleckten Kanon neutestamentlicher Schriften vor der Mitte des 2. Jahrhunderts nicht die Rede sein kann.

Vollends an eine der ganzen Kirche gemeinsame Büchersammlung zu denken ist gänzlich verwehrt durch die tiefgehende Spaltung zwischen der jüdenchristlichen und heidenchristlichen Partei, deren Konstitution ein der gesicherten Ergebnisse der neueren Kritik ist.⁴⁾ Das gesammte Jüdenchristenthum erkannte sehr lange nur ein einziges Evangelium, das sogenannte *εὐαγγέλιον κατ' Ἐβραϊσμός*, an⁵⁾, welches in verschiedenen, wol auf Matthäus ruhenden Bearbeitungen durch Weglassung der übernatürlichen Geburt Jesu und durch Beilage wie Luk. 6, 30 fg., 24 fg., 16, 23; 11, 41, 6, 25, 16, 9; 11, 8, 13, 1, 3—7 eine ganz bestimmte Richtung zum Ausdruck brachte. Und die apostolische Würde des Paulus wurde nicht bloß von solchen Männern und Parteien verworfen, welche späteren Kirchenchriftstellern für häretisch galten, damals aber noch nicht aus der kirchlichen Gemeinschaft

ausgeschlossen waren, wie Kerinth, die Elkesaiten, Gjo-niten, Emeritaner, sondern auch von einem so anerkannt kirchlichen Manne wie Hegesippus, welcher 1 Cor. 2, 9 für eine thörichte Rede und für eine Lüge „gegen die göttlichen Schriften (das Alte Testament) und den Herrn“ (Matth. 13, 14) erklärt hat.⁶⁾ Mindestens ablehnend gegen die Paulinischen Briefe verhalten sich Papias, bei welchem Eusebius (Hist. eccl. III, 39, 1) nur den 1. Johanneis⁷⁾ und den 1. Petrusbrief als benutzt aufgeführt, und Justin, welcher den großen Heidenapostel ausnehmend systematisch mit Stillkühnheit übergeht, indem er die Bekehrung der Heiden ausschließlich in 12 Ur-aposteln zuschreibt.⁸⁾ Wenn vollends eine ebionitische Apostelgeschichte erzählt, Paulus, ein Heide aus Tarsus, habe sich aus Liebe zu einer Tochter des Hohenpriesters in Jerusalem zum Judenthum bekehrt, aus Jörn über seine Verführung hinweg aber dann gegen Verheißung, Sabbat und Gesetz geschrieben⁹⁾, und wenn die pseudo-clementinischen Recognitionen und Homilien (um 150—180) ihn ohne Nennung seines Namens, doch greifbar für jebermann¹⁰⁾ als den feindseligsten Menschen und den Nagler Simon darstellen, welcher überall gesegnete Irthümer verbreitet und dem wahren Apostel Petrus entgegenarbeitet, ja den jerusalemischen Bischof Jacobus von der Zinne des Tempels herabstürzt und danach mit Brelaubungsbrieffen des südlichen Hohenpriesters nach Damaskus reißt, um auch dort die Christen blutig zu verfolgen¹¹⁾, so sprechen sich hier Gesinnungen aus, welche nicht erst tief in 2. Jahrhundert innerhalb einer Sekte gegen den ersten Vertreter der damals längst als Gottes Wille erkannten Heidenmission entstanden sein können, sondern zurückweisen in die ersten Zeiten, in welchen ihre Träger noch voll zur Kirche gehörten, und den Gedanken einer allgemeinen Anerkennung Paulinischer Schriften als so lange unmöglich erscheinen, bis die Ausgleichung jenes so tiefgehenden Gegensatzes der Richtungen sich vollzogen hatte.

3) Das Ergebniß dieses letzteren Processes ist die (alt-)katholische Kirche, und mit ihrem Aufkommen beginnt sofort die Periode eines ersten (engeren) katholischen Kanons. Die Devise der katholischen Kirche ist „Petrus und Paulus“¹²⁾. Auf beiderwürdigem Boden, wo der Gegensatz zwischen Paulus und dem Jüdenchristenthum nur in der älteren Zeit so stark wie innerhalb des letzteren empfunden worden war, hat die Zusammenstellung des Paulus mit Petrus, der übrigens persönlich nie so schroff war wie seine Partei, ganz entsprechend der Tendenz der Apostelgeschichte (S. den Artikel Lucas) sehr bald Wurzel gefaßt (vgl. schon 1 Clem.

5) Einleitung in das Neue Testament, 3. Aufl. 748, 755, 2, 9) Vgl. auch 2 Petr. 3, 15 fg. und dazu Ann. 125, 10) Got. 4, 16 sollte dafür gar nicht angeführt werden. Die schwierige Frage, ob Ignat. ad Philad. 8, 2 von Archiven oder weniger alten Urkunden (*ἀρχαία*) des Christenthums die Rede sei oder von den ältesten Schriften (*ἀρχαία*), kann hier unentschieden bleiben, da die Ignatianische Schrift zum nächsten Berichte gehören (vgl. Ann. 18). In ihr auch das erklärt nicht mehr merkwürdig wäre. 11) Vgl. nur die Kritik Ebloniten, Sect. I, Thl. 30, S. 279, und Jüdenchristen II, 27, 250 fg. 12) Beilage bei Hilgenfeld, Einl. ins N. T. 38—47, 148, 1, und im Art. Ebloniten I, 30, 282.

13) S. Stephanus Oberius (S. Jahrb.) bei Photius, Bibliotheca, codex 232, §. 13. 14) Apol. I, 39; vgl. dial. 42; I homo in der Zeitschr. für bibl. Theol. 1876, 393—412. 15) S. Epiphanius, Haer. 30, 16 ex. 16) Eipianus in Schenkel's Bibeletischen V (1876), 301—321. Zuerst Baur, Tübinger Zeitschr. für Theol. 1831, IV, 114—136. Einer der wichtigsten Beweise liegt in dem Vermerk, Simon habe den Petrus einen *καρτερωτάτω* genannt (Homil. XVII, 19; vgl. Gal. 2, 11). 17) Recogno. I, 70 fg.; vgl. Act. 9, 1 fg.

5). Der Name der „katholischen Kirche“ findet sich seit ungefähr 170 in den Briefen des Ignatius¹⁸⁾ und dem berühmten von Muratori in einem mailänder Sammelcozec gefundenen und zuerst 1740 in seinen Antiquitates Italicae mediae aevi III, 853 fg. veröffentlichten fragmentarischen Anfsatz über die Bestandtheile des neuesten katholischen Kanons¹⁹⁾, Zeile 61, 66, 69, sodann in dem martyrium Polycarpi²⁰⁾ in der Ueberschrift und 8, 1; 16, 2; 19, 2, und in einer Beschreibung des Montanismus²¹⁾, Schriftstücken, welche nur ungefähr in dieselbe Zeit gesetzt werden können.²²⁾ Gleichzeitig werden nun die neuesten katholischen Schriften als *ypographia* bezeichnet. Es ist höchst charakteristisch, daß die in diesem technischen Ausdruck aufgetrodene Kanonisirung derselben in ihrer Erhebung auf das Niveau des Alten Testaments bestand, während es auf Grund einer genuin christlichen Betrachtung der Dinge, wie sie auch in der heutigen Orthodoxie sehr im Widerspruch mit dem christlichen Alterthum immer mehr durchdringt (vgl. VI, 2), eigentlich hätte machen müssen, das Alte Testament auf der Höhe der dem Neuen zuerkannten Stellung zu erhalten.

In dem Briefe der Gemeinden zu Lugdunum und Bienna vom Jahre 177 wird, noch in Nachwirkung des Standpunktes Justin's, unter den vielen benutzten Schriften des Neuen Testaments nur die Apokalypse ausdrücklich als *ypographia* bezeichnet (bei Euf. Hist. eccl. V, 1, 28), Evangelien und Briefe aber bei Theophilus ad Autolyceum bald nach 180²³⁾, schon etwas früher in dem sogenannten 2. Briefe des Clemens Romanns 2, 4; 13, 4, sodann in der lateinischen Uebersetzung von Vohly, 12, 1²⁴⁾, wof auch in dem Briefe des im 3. 170 erwähnten Bischofs Dionysius von Corinth bei Euseb. Hist. eccl. IV, 23, 12 (als *συνοδικα γραφα*). Hierher ist mit aller Gutschiedenheit auch der 2. Petrusbrief mit seiner merkwürdigen Einreihung der gesammelten paulinischen Briefe unter die *ypographia* (3, 15 fg.) zu stellen.²⁵⁾

18) Ad Smyren. 8, 2. Daß die Briefe des Ignatius (gesch. 115) sämtlich unecht sind, dafür f. J. B. Hilgenfeld, Apostolische Hier. (1858), 215—271, und mit neuen Gründen Bismarck, Rheinische Museum für Philologie XII (1857), 485—504. Handb. der Einleitung in die Apokryphen I (1860), 121—127. 19) Ueber dieselben zusammenfassend: Hefke, Das Muratorische Fragment 1873. Der Text in ganz zuverlässigem Abdruck erst seit Tregelles, Canon Muratorius 1867, J. B. bei Hilgenfeld, Zeitschr. für wiss. Theol. 1872, 560 fg.; Wini. in das R. Z. 90—92 und besonders Harnack, Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 595—599. 20) In den Ausgaben der apostol. Hier. 21) Bei Euseb. Hist. eccl. V, 16, 9. 22) Euseb. Zeitschr. für wissenschaftl. Theol. 1874, 211—214. Patrum apostol. opp. edd. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. (1878), 141. Keim, Aus dem Urchristenthum I (1878), 114—119. 23) Besonders charakteristisch ist die Stelle III, 12 in: *ἀπόδοξα εὐαγγελια καὶ τὰ τὸν προφητῶν καὶ τὸν ἐπιγράφων ἱερῶν, διὰ τὸ τοὺς πάντας πνευματικῶς ἐπὶ πνεύματι Θεοῦ ἀλλοθρησκῶν.* 24) Dd auch in dem hier verlorenen Briefe, ist anzunehmen, da der Uebersetzer wenigstens 2, 3 vollständig ein quod dictum est eingefügt hat. Die Stelle ist übrigens auch Ritschl (f. Ann. 97) erst gleichzeitig mit der Entdeckung der Ignatianischen Briefe (Ann. 118) interpolirt. 25) Vgl. den Art. Petrus, Sect. III, Thl. 19, S. 365—369.

Daß dagegen 1 Tim. 5, 18 nicht bloß Deuteron. 25, 4, sondern auch Luk. 10, 7 als *ypographia* citirt sei, läßt sich nicht beweisen; ja so nahe es liegt, würde es doch, da der Brief nicht erst um 170 entstanden sein kann, gegenüber der bisher betrachteten Geschichte der Schätzung des Neuen Testaments eine starke Anticipation sein. Daß die Onofrius Basiliens (um 120—140) und Valentin (um 135—160) das Neue Testament als *ypographia* betrachtet haben, kann nicht aus dem *ypographia*, mit welchem die um 225 verfaßten und sichtlich dem Origenes beigelegten Bisliophymena²⁶⁾ ihre allerdings mit *ypographia* und ähnlichen Wendungen eingeleiteten Citate (VI, 25 fg.; VI, 34 fg.) einführen, begründet werden. Denn dieselben *ypographia* wechselt ohne Unterschied mit Pluralen, als deren Subject ausdrückliche Basiliens, bezeichnend Valentin „und ihre Schule“ bezeichnet werden (vgl. besonders VI, 29 med.), und erscheint ebenso in den Abschnitten über ganze Secten (unter denen insbesondere die Kaaflener und Peraten als sehr spät nachgewiesen sind, vgl. den Artikel „Onofriismus“, Sect. I, Thl. 7, S. 288. 293), ja sogar zur Einführung eines Citats aus Pindar ohne Nennung seines Namens, nachdem vorher bloß von *Ἐλλης* die Rede war.²⁷⁾ Die betreffenden Anführungen können also ebenso gut späteren Anhängern jener Schulhäupter entlehnt sein, und dies ist nimmher aus chronologischen Gründen das allein Wahrscheinliche.

Vollends abnorm würde es erscheinen, wenn in dem anonymen, sichtlich dem Barnabas beigelegten Briefe (4, 14), welcher wegen 16, 4 etwa 120—130 geschrieben sein muß²⁸⁾, obgleich 4, 4, auf 96—98, genauer vielleicht auf 97²⁹⁾ zu führen scheint, Matth. 22, 11 mit *ἡ ὑπεραγογία* citirt wäre. Das *sicut scriptum est* selbst darf seit Ausfindung des griechischen Textes nicht mehr wie mit autem Rechte, f. Ann. 124) in dem Artikel „Inspiration“ Sect. II, Thl. 19, S. 72 angezwungen werden. Allein da diese Stelle die einzige wäre, welche dem bisherigen Ergebnisse widerspräche, so wird die Vermuthung nicht zu gewagt sein, daß dem Verfasser die Worte vielmehr aus einem verlorenen alttestamentlichen Apokryphum, deren er mehrere benutzte, gegenwärtig waren, oder daß er die ähnliche Stelle aus dem von ihm auch 12, 1 als inspirirt citirten 4. Gebuch (8, 3) anzuführen meinte, welche freilich nach den und erhaltenen Uebersetzungen lautet: *multi quidem creati sunt, pauci autem salvabuntur.*³⁰⁾ Daß „Barnabas“ das Matthäusevangelium zwar gekannt, aber nicht für eine unbedingte Autorität gehalten haben kann, folgt besonders daraus, daß er 15, 9 in Uebereinstimmung mit der ursprünglichsten Anschauung³¹⁾, aber

26) Herausgegeben von Miller 1851, als Hippolyti refutatio omnium haeresium von Dunder und Schneiderman 1859. 27) V, 7 in. Vgl. überhaupt Zeller, Tübinger theol. Jahrbücher 1853, 144—152. Scholten (f. Ann. 83) 65 fg. 69. 28) Eusebius bei Eberhard I (1869), 370—373. Keim (f. Ann. 122) 17. 230. 29) S. Hilgenfeld, vgl. seine Einl. in das R. Z. 544, 1. 29*) Derartige Bemerkungen f. Matth. 27, 5, und in großer Menge bei Semich, Die apostolischen Dialektbegriffe des Lukas (1848), 218—232; 240, 1. 30) Vgl. J. B.

im directen Widerspruch gegen Matth. 28, 10, 16—20 Jesu Auferstehung und Himmelfahrt noch auf denselben Tag verlegt. Unerhört aber ist die Behauptung von Tischendorf³¹⁾, daß durch dieses Citat zugleich für das Johannevangelium kanonische Geltung gewährleistet sei, weil man dieselbe den 4 Evangelien nicht einzeln, sondern nur zusammen zuerkannt habe.

Die wichtigsten Vertreter der Idee der katholischen Kirche sind der Bischof Irenäus von Lyon, welcher etwa 177—190 schrieb³²⁾, und nur wenig später Tertullian, Presbyter in Karthago (gest. um 220), und Clemens, Lehrer an der Katechetenschule in Alexandrien. Sie erkennen mit dem Muratorischen Fragment die 4 Evangelien, die Apostelgeschichte, 13 Briefe des Paulus, den 1. des Johannes und die Apokalypse als kanonisch an. Ueber anderes gehen sie auseinander; doch fand der 1. Petrusbrief, den schon Irenäus anerkennt, bald eine feste Stelle, im Morgenlande auch der schon von Clemens Alexandrinus für paulinisch gehaltene Hebräerbrief. So gibt es denn wenige Jahrzehnte nach Iustin einen dem Alten Testament völlig gleichgestellten neutestamentlichen Kanon als Norm dessen, was für christlich zu gelten hat, und die Kirchenväter sind sich sehr wohl bewußt, was sie an diesem Kanon haben, und machen davon den ausgiebigsten Gebrauch.

4) Die Gründe dieses merkwürdigen und raschen Umsturzes zwischen Iustin und Irenäus, 150 und 180, müssen, da bestimmte Uebersetzungen leider gänzlich fehlen, so gut es geht, aus den damaligen Zuständen der Kirche erschlossen werden. Seit Anfang des 2. Jahrhunderts hatte eine Richtung in ihr Macht gewonnen, welche auf eine tiefere begriffliche Erkenntnis der Glaubenswahrheiten ausging. Dieses an sich ganz berechtigte und schon im Neuen Testament reichlich vorliegende³³⁾, im Barnabasbrief und der Apokalypse des 2. wie der alexandrinischen Theologie des 3. Jahrhunderts sich in kirchlichen Babun bewegende Streben bedrohte die Kirche mit der höchsten Gefahr, sobald es dazu forsjug, den jener tieferen Einsicht nicht fähigen einfachen Gläubigen das Heil abzusprechen oder dem christlichen Glaubensinhalte unter der Form seiner Vertiefung fremdartige und ihn zerstörende Lehren unterzuschleiben. Beides that die später als häretisch ausgediehene Gnosis.³⁴⁾ Was sie in ihrer schroffen Ausbildung an die Stelle des christlichen Glaubens setzte, war eine mit heidnischer Mythologie stark gemischte Religionsphilosophie, nach welcher die Materie absolut böse, die Welt daher nicht von Gott, sondern von einem seiner eigentlichen Bestimmung

entfremdeten untergeordneten göttlichen Wesen geschaffen war, das vielfach mit dem Gott der Juden identifiziert wurde. Das Alte Testament galt dann natürlich als eine ganz unverlässliche Gehalt der Religion; die wahre aber sollte nicht einmal allen Christen, sondern nur den aus dem Geiste Geborenen, d. h. eben den Gnostikern, offen stehen, während alle andern von Ewigkeit her dem unabänderlichen Verderben bestimmt waren. Das Werk Christi erschieß demgemäß nicht als eine Erlösung von der Sünde, sondern als die Erhebung der Pneumatiker zum Bewußtsein ihres göttlichen Ursprungs; und das er, das aus Gott emanirte Wesen, einen Leib aus gottwüdriger Materie gehabt und somit weltlich Mensch gewesen sei, wurde wenigstens von den consequenteren Vertretern dieser Weltanschauung für Schein und Zauberei erklärt. Daß die Moral gelodert wurde, konnte nicht ausbleiben.

Einer solchen mit großartigem Einfluß auftretenden Auffassung des Christenthums mußte sich die Kirche erwehren, wenn sie nicht ihre eigene Auflösung herbeiführen wollte.³⁵⁾ Leider war die Zeit nicht danach angethan, dies in der rechten Weise zu vollziehen. Das Verhältniß für die großartigen Gedanken Jesu und seines hervorragenden Apostels Paulus war sehr geringe, die geistigen Fähigkeiten gering; die Waffen der Kirche mußten nothwendig äußerliche sein. Nicht die Macht der Wahrheit, sondern die Autorität der Gründer der Kirche sollte entscheiden, was richtig sei. Höchst bezeichnend für den „katholischen“ Standpunkt ist es dabei, daß als solche nur die Apostel in Betracht kommen, weil auf sie die Einsetzung der Bischöfe, der eigentlichen Vertreter der Kirche, zurückgeführt wurde, nicht mehr Christus. Der Grundsatz des Bischofs Serapion von Antiochien um 190—210 (bei Euseb. Hist. eccl. VI, 12, 3): *ἡμεῖς καὶ Ἄγγελος καὶ τοὺς ἄλλους ἀποστόλους ἀποδοξοῦμεθα ὡς Ἰησοῦν* diente dazu, Christus gänzlich in den Hintergrund zu drängen; was bei Papias, Iustin u. s. w. die „Worte des Herrn“ waren, sind im 3. Jahrh. die Evangelien der Apostel³⁶⁾, und in ihnen speciell die Heilthatfachen der Glaubensregel.

In der letzteren, dem zugleich als Taufbekenntnis benutzten und unserem sogenannten apostolischen Symbol zu Grunde liegenden *κατὰ τὴν πίστιν* (vgl. II, 1) hatte sich schon früh der Widerstand der nachapostolischen Glaubensüberzeugung formuliert. Da aber der Tradition, welche ihn aus die Apostel zurückführte, die Gnostiker andere, angeblich geheime Uebersetzungen der Apostel entgegensetzten, so mußte eine auch von ihnen anerkannte Instanz gefunden werden, aus der sich die Glaubensregel als apostolisch erweisen ließ. Das waren die apostolischen Schriften. Wenige Jahrzehnte früher würde man, aus das, was man für richtig und zugleich für apostolisch

³¹⁾ Weisß, Bibl. Theol. des N. T. 3. Aufl. (1880), S. 19, Anm. 5; S. 39, 2; S. 78, 2; S. 138, 5.

³²⁾ Wann wurden unsere Evangelien verfaßt? 1865, 4. Aufl. 1866 (S. 98), eine wegen des mit andern Gebieten mit Recht bezüglichen Namens ihres Verfassers leider nicht ganz und gar überflüssige Schrift. ³³⁾ Vgl. von Art. Irenäus, Sect. II, 24, 23, S. 369; über das Sachliche 373—377. ³⁴⁾ Riggsin bei Scherff II, 489—505. ³⁵⁾ Vgl. den Art. Gnosticismus, Sect. I, 76, 71, S. 223—305.

³⁵⁾ Vgl. hierzu Riggsin, Die Zeit des Irenäus von Lyon und die Entstehung der altkathol. Kirche, in Scherff's histor. Zeitschr. XXVIII (1872), 241—295. ³⁶⁾ Vgl. schon 2 Clem. 14, 2: *τα ἄββλα καὶ οὐ ἀνεσώτατα* für das Alte und Neue Testament, und dazu Barnab. in der Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 306, 1.

hielt, zur Darstellung und zur Geltung zu bringen, zu der noch damaliger Elite durchaus gerechtfertigten (vgl. Anm. 166) pseudonymen Schriftstellerei gegriffen haben, welcher alle im engeren Sinne unechten Schriften des Neuen Testaments ihre Entstehung verdanken. Dies war jetzt nicht mehr ausföhrbar; man mußte zufrieden sein, Anerkennung für eine schon fertige apostolische Literatur zu finden, die ja theilweise erst durch jene Elite zu Stande gekommen und dadurch den Bedürfnissen der Gegenwart ziemlich entsprechend war. Diese Anerkennung wäre nun aber nicht zu erreichen gewesen ohne die für die gewöhnliche Ansicht vom Kanon höchst unwillkommene Thatsache, daß Häretiker in den ersten Stadien der Kanonbildung der rechtläubigen Kirche vorangegangen waren. Indessen, da sie das Alte Testament verworfen, mußten sie ganz naturgemäß früher als die Kirche zu christlichen Schriften greifen. Wahrscheinlich commentirte schon um 120—140 ein Evangelium (s. *Luceb. Hist. eccl. IV, 7, 7*), Valentin hatte um 140 zwar gewiß nicht alle, aber doch manche heute kanonische Evangelien, Marcion um dieselbe Zeit sein *evangelion* und seinen *axórologos*, d. h. das Evangelium nach Lukas und die (10) paulinischen Briefe ohne die an Timotheus und Titus (vgl. bei Anm. 108). Freilich war ihm das noch kein Kanon, denn er hatte selbst erst das Lukas-evangelium nach Gutdünken geändert — nicht gefälscht, wie es den Kirchenvätern von ihrem ganz verkörperten Gesichtspunkte aus erschien — und schon die ganze willkürliche Gezehe der Gnostiker zeigt, daß von eigentlicher Autorität der Schriften keine Rede war. Aber es lag darin für die Kirchenlehrer doch Möglichkeit wie Veranlassung, einen Kanon apostolischer Schriften herzustellen. Die tendenziöse Auslegung derselben durch die Gnostiker hinderte freilich andererseits — ein merkwürdiges Mißgeschick — wieder zur Betonung der echten kirchlichen Tradition über die richtige Gezehe, war aber für die Kanonisirung kein ernstliches Hinderniß. Zu derselben wirkten natürlich auch noch allgemeinere Momente mit: das schon an sich mit dem Fortschritt der Zeit immer mehr steigende Ansehen jener Schriften, die Unzulänglichkeit bloß mündlicher Unterweisung bei der zunehmenden Ausdehnung der Kirche, das Ungenügende der Argumentation rein aus dem Alten Testament, auch abgesehen von dessen Ablehnung durch die Gegner, sowie die Nothwendigkeit, die untergeordneten Schriften mit Entschiedenheit auszuscheiden. Allein die ersteren waren nicht so dringend, zu dem letzteren aber trieb doch wesentlich wieder das hiesig anti-häretische Interesse; und so zeigt sich in der That in dem Unternehmen an sich wie in der Art seiner Durchführung, bei welcher alles mit Recht — nach damaligen Begriffen — für apostolisch Geltende ohne Wahl aufgenommen, alle einmal Aufgenommene eiuerselbst als apostolisch (auch die Schriften des Markus und Lukas), andererseits als für die ganze Kirche bestimmt (auch der Brief an Philemon u. s. w.) nachgewiesen, jedes sonst hochgehaltene Buch ohne apostolischen Namen dagegen rüchschütlos ausgeschlossen werden mußte, daß der Kanon nicht sowohl das Product einer naturgemäßen Entwidlung war, als vielmehr das einer

Nothlage, deren Spuren er in alle Ewigkeit an sich zu tragen verurtheilt blieb.

Neben dem Gnosticismus trieb zur Verurufung auf die schriftliche apostolische Autorität sehr stark auch eine zweite Bewegung, welche nach schwächeren Anfängen etwa seit 170 die Kirche heftig erschütterte, der Montanismus.³⁷⁾ Als die urchristliche Erwartung der nahen Wiederkunft Christi (s. Anm. 88) eben zu erlöschen drohte, flammte sie hier noch einmal auf, und neue Propheten verkündigten, daß die Kirche zur würdigen Vorbereitung auf die Erscheinung des Herrn nur wirkliche Heiligkeit in sich dulden, alle unvollkommenen Elemente dagegen ausschließen müsse, um über das Jünglingsalter der apostolischen Zeit zu ihrem Mannesalter, dem Zeitalter des Geistes, fortzuschreiten. Diese sehr unbecueme Reaction gegen die Begehrlichkeiten, mit welcher sich die Kirche in der Welt einzulassen begonnen hatte, zugleich allerdings eine große Gefahr für die Kirche, welche an dem Veruche, die ihr theoretisch eigene Heiligkeit an allen ihren Gliedern praktisch durchzuführen, noch stets gefestigt ist, konnte nur dadurch wirksam bekämpft werden, daß man gegenüber der unter den Gläubigen fortgehenden und unerhörte Sagenungen aufstellenden Prophezie auf die ein für allemal in den apostolischen Schriften gelegte Grundlage verwies und diesen allein die Inspiration vindicirte, welche Montanus und seine Genosseninnen für sich in Anspruch nahmen. Die Folge war freilich, daß auch alle prophetischen Bücher der christlichen Zeit preisgegeben werden mußten; die Johanneische Apokalypse konnte ihrer Platz im Kanon nicht mehr wie bei Justin (s. bei Anm. 99) als Weissagungsschrift, sondern nur als apostolisches Werk behaupten.

5) Das im Bisherigen schon mitenthaltenen Princip für die Auswahl der Bücher der Kanonbildung, daß nur das Apostolische, aber auch alle Apostolische kanonisch sei, liegt deutlich vor bei Irenäus und Tertullian (über Clemens Alexandrinus vgl. 6 in.) und hat sogar den Vorzug innerer Geschlossenheit. Aber es scheint sehr wenig bekannt, in dem Muratorischen Fragment (vgl. Anm. 19), welches fast allgemein noch vor Ende des 2. Jahrhunderts und somit mindestens neben, wenn nicht vor Irenäus angefertigt wird, besonders weil Zeile 74 den Bischofpat des Pius in Rom (um 140—155), unter welchem Firmus den „Hirt“ geschrieben, durch unperrime temporibus nostris bezeugt ist. Die größte Bedeutung dieses merkwürdigen Schriftstücks würde nun darin liegen, wenn es und einen Einblick in vor-Irenäische, der wirklichen Entstehung des Kanons dann ganz nahe kommende Tendenzen seiner Sammlung gewährt. Die Frage ist erst von Firmus und Diederich in den Anm. 137 angeführten Schriften und von Hilgenfeld in seiner Zeitschrift für wissenschaftl. Theol. 1881, 129—170 eingehend erzwogen worden.³⁸⁾

37) Das können erst Darnack, Das Muratorische Fragment, in der Zeitschr. für Kirchengesch. 1873, 358—408, besprochen S. 399—374; 405—408; Diederich, Zur Gesch. des K. (1880) 73; Benoit, Gesch. des Montanismus (1881) 128—133. 38) Vgl. auch die Recensionen über Diederich von

Die wichtigsten Punkte sind folgende. Lufas wird (Zeile 2—8) nicht, wie bei Trendelenburg³⁹⁾, bloß als Aufzeichner der Reden des Paulus (wie Maritus des Petrus, vgl. auch Clemens Alexandrinus bei Euseb. hist. eccl. II, 15) gefaßt, sondern er hat sein Evangelium gerade suo nomine ex opinione geschrieben (a). Bei den paulinischen Briefen beruft sich der Verfasser nicht auf ihren apostolischen Ursprung, sondern tritt einen noch dazu höchst unnatürlichen Beweis dafür an, daß die 9 an einzelne Gemeinden gerichteten Briefe doch für die ganze Kirche bestimmt⁴⁰⁾ (b), die 4 an einzelne Personen adressirten (Zeile 59—63) wenigstens inhaltlich ihr förmlich seien (c). Letzteres beweist er obenbinden auch noch von den 4 Hauptbriefen an die Römer, Corinthher und Galater (Zeile 42—47). Dem gegenüber heißt es von dem Judasbrief und 2 Johannesbriefen Zeile 68 fg. ohne jede Rechtfertigung: in catholica (scil. ecclesia) habentur (d). Die verbreitete Meinung, daß dies trotz ihrer Unrichtigkeit der Fall sei, ruht ganz auf der sehr fälschlichen Veränderung der unmittelbar folgenden Worte in: ut (für et) sapientia in amicis Salomonis in honorem ipsius scripta (e). Neben der Apokalypse des Johannes wird die des Petrus anerkannt (Zeile 71—73), obgleich einige sie in der Kirche nicht gelten wissen wollen (f). Ausgeschlossen wird (Zeile 73—80) die erst in nachapostolischer Zeit geschriebene prophetische Schrift des Harnad, der „Hirt“ (g), ferner (Zeile 63—68) Briefe an die Raodirner und Alexandriner Pauli nomine factae ad haereseum Marcionis (h) und (Zeile 81—85) alles, was von Häretikern stammt (i); sel enim cum melle misceri non congruit (Zeile 67 fg.).

Hierin erblickt Harnad neben dem Princip der Apostolizität, welches nicht streng innegehalten sei (a, b, c, f), als zweites die Katholizität, sei es der Adresse (b, d), sei es des Inhalts (c), außerdem starke Aneignung gegen neutestamentliche Weissagungsbücher (f, g). Hilgenfeld findet die Apostolizität ebenfalls durchbrochen (c, f), aber durch die von dem Fragmentaristen respectiv herkömmliche Geltung der Schriften. Als ein zweites Princip erscheint ihm das Werthigen auf die rechte Lehre (h, i). Durch diese legitimiren sich nach Hilgenfeld speziell diejenigen Schriften, von welchen der Verfasser redet gut weiß, daß sie noch gar nicht lange in den Kanon aufgenommen sind, nämlich die paulinischen, besonders die Pastoralbriefe (c), von denen es Zeile 61—63 heißt: in honore(m) tamen ecclesiae catholicae in ordinatione ecclesiasticae disciplinae sanctificatione sunt, und das Johannesevangelium nebst den johanneischen Briefen (vgl. die Ausführung Zeile 16—26, daß die Evangelien ein-

müßig die Glaubensregel beständigen). In der Betonung der rechten Lehre kommt Hilgenfeld wesentlich überein mit Harnad's Katholizität des Inhalts (c), während er die der Adresse (h) als ein nicht vom Fragmentaristen aufgestelltes, sondern ihm von Gegnern der paulinischen Briefe entgegengehaltene Princip auffaßt, dem der Verfasser gerade zu weichen sich abmühe. Denn während urapostolische Schriften ohne weiteres aufgenommen seien (d, f), erscheine für die Paulinischen erst eine Rechtfertigung gegen den Einwand nöthig, daß sie nur als Privatchriften gelten können. In der Aufnahme der Paulinischen Briefe in den schon bestehenden Kanon urapostolischer Schriften sieht er den letzten Act der Ausöhnung zwischen den beiden christlichen Parteien (vgl. 2 ex.), während Harnad dieser gar keinen Einfluß mehr auf die Kanonbildung zuschreibt, sondern letztere rein auf den Verhältnissen der Heidenchristlichen Großkirche erklärt.

Doverbed sucht den Grundsatz der Apostolizität ganz rein durchzuführen. Die Petrusapokalypse (f) sei wegen ihres apostolischen Ursprungs trotz Widerspruchs gerade anerkannt, der „Hirt“ (g) nur wegen nachapostolischer Entstehung, nicht wegen prophetischen Charakters vermessen. Der Nachweis katholischen Inhalts oder Inhalts solle den Paulinischen Briefen (b, c) nicht erst Aufnahme im Kanon verschaffen, sondern nach deren Vollzug nur nachträglich beweisen, daß sie ihr Stelle auch auszufüllen im Stande seien; bei den katbolischen Briefen (d) fehle er nur deshalb, weil er hier selbstverständlich sei. Das nomine suo ex opinione bei Lufas (a) sei nur Wiederholung seines Prolog's (1, 1—4), und der Verzicht auf volle Apostolizität seines Evangeliums sei wenigstens nicht schlimmer als bei Tertullian adv. Marcionem IV, 5: Lucas digestum Paulo ascribere solent; capit magistorum videri quae discipuli promularunt, was Harnad übrigens aus Antipathie gegen Marcion's Hochhaltung des Lufas erklärt.

Es ist Doverbed in der That gelungen, die meisten dem Princip der Apostolizität entgegenstehenden Auslegungen Harnad's als nicht nothwendig zu erweisen. Aber ob jenes Princip wirklich so einzig maßgebend war, wie es Doverbed nicht bloß für das Muratorianum, sondern überhaupt für die Kanonbildung, auf die wir die Untersuchung hier ausdehnen, annimmt, unterliegt noch andern Erwägungen. Bei Lufas hat Doverbed die Durchbrechung desselben selbst zugestanden. Dazu kommt aber vorzüglich, daß der apostolische Ursprung ein rein formales Kriterium ist; sollte aber der Kanon die Glaubensregel fügen, so konnte auch der Inhalt der aufzunehmenden Bücher nicht gleichgültig sein. Wären alle in Frage kommenden Schriften apostolischen Namens echt gewesen, so war der gute Glaube, daß sie die reine Kirchenlehre enthielten, gestattet; die Menge der untergeordneten Schriften aber forderte gebletisch Kritik. Je weniger man nun, gerade nach Doverbed, damals im Stande war, die Frage apostolischer Herkunft zu entscheiden, und je gesicherter der Nachweis der Apostolizität war, desto mehr mußte es sein, daß die Kirche viel Unrechtes

R. im Literar. Centralblatt 1881, 1868 und von Vernb. Weiss in der theol. Literaturzeitung 1881, 232—234.

39) Adv. haer. III, 1, 1 auch bei Euseb. hist. eccl. V, 8, 2 fg. 40) Paulus habe nach dem Wasser seines Vorgängers Johannes (vgl. das 2. und 3. Kapitel der Apokalypse, welche freilich erst 68 oder 69, also mehrere Jahre nach Pauli Tode entstanden) deshalb nur an sieben Gemeinden geschrieben, um durch diese heilige Zahl die Gesamtkirche als Werksstatt zu bezeichnen (3. 47—59).

aufgenommen hat, desto mehr muß man sich jene Kritik als eine Prüfung des Inhalts denken. Dafür spricht auch, was Hilgenfeld (I. oben) aus dem Murator'schen Fragment über das Johannevangelium und die Pastoralbriefe geltend macht. Und der schon erwähnte Bischof Sarapion von Antiochien (f. 4) hat um 190—210 das Petrusvangelium, dessen kirchlichen Gebrauch er vorher ausdrücklich gestattete, hinterdrein und zwar als *πρωτοεὐαγγέλιον* (I) nur deshalb vermerkt, weil er inzwischen von seinem häretischen Inhalt Kenntniß erlangt hatte (bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 12, 3—4). Dierbeck's Behauptung, daß das Princip des apostolischen Ursprungs, obgleich nur aus Noth aufgestellt, doch gerade im Anfang der Kanonbildung am stärksten gewesen, läßt sich hiermit nur durch die Annahme vereinigen, daß man auf apostolische Herkunft zu achten glaubte, als Mittel dazu aber meist eine Prüfung des Inhalts benutzte.⁴¹⁾ Dabei bleibt aber der Unterschied, daß man nicht so sehr, wie es nach Dierbeck 89 fg. scheinen könnte, darauf ausging, alles, was sich als apostolisch darbot, zu erfassen. — Das Princip der Katholizität der Adresse muß wol aufgegeben werden. Es ist ebenso formal wie das der Apostolizität, aber in den Zeitverhältnissen weit weniger begründet und überhaupt geeignet, den Uebergang zu letzterem bei Irenäus und Tertullian zu erklären.

Darf man in solchen Vermuthungen weiter gehen, so war die Entscheidung nach dem sei es wahren, sei es vermeintlichen apostolischen Ursprung ausserdem noch beschränkt durch das Herkommen. Die Evangelien des Markus und Lukas müssen vor der Herrschaft jenes Gesichtspunktes schon ein Ansehen genossen haben, welches nicht mehr wie das des Hermas erschritten werden konnte. Wenn man mitten in einer geschichtlichen Entwicklung von vornherein so klar sah und dachte wie hinterdrein, so würden wir vielleicht einen streng apostolischen Kanon haben. Aber das war durch die ersten Stadien des Processes unmöglich gemacht. — Der Epizenz von Particularsammlungen, wie sie oben (vgl. 2) vermutet wurden und nach dem Letzterwähnten den Evangelien nach Markus und Lukas wol ihren Platz sichern halfen, haben abererweislich wahrscheinlich auch die Briefe des Paulus, der wirklich ein „Neuling im Kanon“ gewesen zu sein scheint, ihre rasche und vollständige Aufnahme zu danken, da ihr Bedürfniß im kirchlichen Leben der vorangegangenen Generation, welche für ihren Inhalt, besonders für ihre Polemik gegen die seitdem nur in veränderter Gestalt wiedererlebte Geseßreligion gar kein Verhältniß hatte, sicherlich ziemlich erloschen war.⁴²⁾ Ledte die Gestalt des Paulus in manden Gemeinden noch fort und lebte sie jetzt allgemein wieder auf, dann jedenfalls nicht mit

ihren ursprünglichen Farben, sondern mit denen, welche ihr die Apostelgeschichte, jene ausgezeichnete Hinführung aus den Wirren der apostolischen Zeit in die katholische Einheit, geliehen hatte (vgl. den Artikel Lucas, sowie Harnack, *Zeitschr. für Kirchengesch.* 1877, 363, 1).

Sollte es nach dem Vorigen scheinen, als ob die Kirche diesen ganzen Proceß unter einem starken Bewußtsein eigener Thätigkeit durchgeführt habe, so sei noch ausdrücklich bemerkt, daß man selbst den leitenden Persönlichkeiten, welche übrigens gewiß hauptsächlich im Episkopat zu suchen sind, den Gedanken, daß die Kirche am Kanon producire und mit ihrem Entscheidungsrecht über ihn stehe, schwerlich zutrauen darf. Es liegt im Begriff eines apostolischen Kanons, daß er — natürlich nur in dem Umfange, in welchem er schließlich angenommen wurde, welcher aber eben als der einzig richtige galt — von sehr erlittet und die Norm für die Kirche gebildet habe, und daß er lediglich zur Anerkennung zu bringen sei; und je weniger sich der Umschwung mit einemmal vollzog, desto naturgemäßer muß das erscheinen. Sehr correct begründet Sarapion bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 12, 3 seinen Satz: τὰ . . . πρωτοεὐαγγέλια . . . μαρτυροῦμεθα durch die Hinzufügung: *πρωτοκριντες ὅτι τὰ τοιαῦτα οὐ παρελάβομεν*.

Widen wir auf unsern Ausgangspunkt zurück, so scheint es schließlich allerdings richtig, daß und das Murator'sche Fragment einen Einblick in die Geschichte der Kanonbildung thun läßt, aber nicht sonal in ein von der Apostolizität abweichendes Princip als vielmehr in die Principlosigkeit, mit welcher man zu Werke ging. Was bei der Entstehung des Kanons an Princip wirksam war, das muß wol bei der Fortdauer apostolischer Herkunft gewesen sein; aber durchgeführt wurde sie nicht, und so kam es, daß dieser gewaltige Umschwung der Kirche doch keinen festen Kanon brachte, sondern nur neue Unsicherheit und Verlegenheit.

6) Die zwei nächsten Jahrhunderte nämlich haben nur als Periode des fortgehenden Schwankens mit allmählicher Bereicherung des Kanons ein Interesse. Die Beibehaltung der schon anerkannten Schriften, welche man so gern benutzte, um durch eine statliche, ununterbrochene Zeugenreihe zu imponiren, ist gar nichts Merkwürdiges; alle Aufmerksamkeit dagegen verdient die Anerkennung heute verlorener und die Ungewißheit über heute anerkannte Bücher. Doch auch hiervon nur das Wichtigste, und mit Beiseitelassung aller Häretiker nur aus den kirchlichen Kreisen selbst.⁴³⁾

Den freisten Standpunkt nimmt Clemens von Alexandrien ein. Den Barnabas und den Clemens Romanus mit seinem I. Briefe citirt er als Apostel. Noch mehr aber fast er an heiligen Schriften den prophetischen Charakter ins Auge und führt deshalb als Offenbarungsbücher den Hirtin, die Sibylle und den Hydras (strom. VI, 5, §. 43). Mit den kanonischen Schriften

41) Vgl. Rangold zu *Wlecks* Einl. in das N. T. 743, 2. 42) Vgl. besonders Dierbeck, Die Auffassung des Streits des Paulus mit Petrus in Antiochien (Pal. 2, II) fg. bei den Kirchenvätern (1877) 8—13, 18. Zur Gesch. des Kanons 122. Hilgenfeld, *Zeitschr. für wiss. Theol.* 1881, 151—155, Thoma, ebenda. 1875, 410—412, auch Harnack, *Zeitschr. für Kirchengesch.* 1879, 374—377, 383.

43) Wegen der Besage verweisen wir für diesen Abschnitt auf die Einleitungen, besonders Hilgenfeld (147—163).

und dem Barnabasbrief hat er in seinen und nicht erhaltenen Hypotyposen auch die Apokalypse des Petrus commentirt, anderwärts das *κρίθισμα* sowie das *αποκάλυψις* des Petrus und die *παράβολα* des Matthias als echt benutzt, zu schweigen von dem, was er als secundär doch noch mit Achtung gebraucht. Der Barnabasbrief, der „Hirt“, die Apokalypse des Petrus, dazu die Acta des Paulus stehen ohne jede Abtheilung, zum Theil nicht einmal am Ende, in einem Heft dem Codex Claromontanus der Paulinischen Briefe erhaltenen Verzeichniß der Zeilenzahl der einzelnen neuteamentlichen Bücher, der sogenannten Claromontanischen Etichometrie. Von den bei Clemens angeführten Schriften nennen wir folgende, welche in Gleichstellung mit den kanonischen noch anderwärts — von Eusebius dabei vorläufig abgesehen — vorkommen. Die Apokalypse des Petrus gehört außer im Murator'schen Fragment auch bei Methodius von Tyrus (gest. 311) zu den heiligen Schriften und wurde noch um 440 in einigen Gemeinden Palästinas am Eucharistieamt öffentlich vorgelesen. Der „Hirt“ erscheint als *πρωτότυπον* bei Irenäus, Pseudo-cyprian und Origenes (gest. 254), der ihn jedoch an anderen Stellen in zweite Linie rückt. Er wurde, wie auch der Brief des Volucarp, noch zu des Hieronymus (gest. 420) Zeiten kirchlich vorgelesen und hat dem entsprechend Aufnahme im sinaitischen Bibelcodex (4.—6. Jahrhundert) gefunden neben dem Barnabasbrief, welcher auch von Origenes geschätzt, von Hieronymus sogar einmal zur Heiligen Schrift gerechnet wird. Großen Ansehen genoß von Jeher der 1. und später, freilich ohne jede geschichtliche Berechtigung, auch der sogenannte 2. Brief des Clemens Romanus; ihren kirchlichen Gebrauch berichtet noch für seine Gegenwart Epiphanius (gest. 403), ja der Codex Alexandrinus (5.—6. Jahrh.) und der 85. der *Canones apostolorum* rechnen sie ausdrücklich zur Heiligen Schrift. Lepterer spricht die gleiche Würde sogar den angeblich von Clemens niedergeschriebenen Constitutionen der Apostel, einer erst im 3. und 4. Jahrhundert zu Stande gekommenen Sammlung der ältesten kirchenrechtlichen Festsetzungen, zu, und Epiphanius nennt diese *επιτομή των λόγων* (haer. 80, 7). Von dem Zaitianischen Diatessaron (f. Ann. 104—6) mußte Theodoret (gest. 457) noch über 200 in kirchlichem Gebrauch befindliche Exemplare durch die kanonischen Evangelien verdrängen.

Angeßichts solcher Schätzung heute gänzlich verworfener Schriften, welche sich noch durch zahlreiche weitere Beispiele bezeugen läßt, während sie andererseits schon damals lebhaft bestritten war, kann eine großartige Unsicherheit auch in Betreff der heute kanonischen Bücher nicht Wunder nehmen. An zwei Punkten war der vorläufige Kanon (f. 3 ex.) noch in sich selbst schwankend, bei den katholischen Briefen⁴⁴⁾ und dem Hebräerbrief. Von jenen konnte außer dem 1. Johannes- und dem 1. Petrusbrief bis ins 4. Jahrhundert hinein keiner allgemeine Anerkennung erlangen. Von ganz besonderem Interesse

aber ist die Geschichte des Hebräerbriefs.⁴⁵⁾ Bei Clemens von Alexandrien, welcher ihn zuerst zum Kanon rechnet, und schon bei dessen Lehrer gilt er als Christ des Paulus, wenn auch die von den andern Briefen so stark abweichende Eintheilung einem Schreiber desselben zugeschrieben wird (bei Euseb. Hist. eccl. VI, 14, 2—4); und seitdem galt er im Morgenlande fast ausnahmslos für voll paulinisch. Im Abendlande dagegen, wo der 1. Clemensbrief ihn stark benutzt (besonders Cap. 36) und Tertullian (*De pudic.* II, 20) ihn dem Barnabas zuschreibt, muß eine richtige Erinnerung an seinen nichtpaulinischen Ursprung seine Aufnahme in den Kanon verhindert haben. Infolge dessen blieb er hier zwei Jahrhunderte lang ganz unbekannt, bis endlich gerade deshalb seine Aufnahme durch morgenländische Einflüsse um so leichter durcageht werden konnte.

Aber noch an einem andern Punkte wurde der Kanon, der hier schon unerschütterlich schien, ins Wanken gebracht, bei der Apokalypse. Hier entstanden die Zweifel ganz im Gegensatz zu allen andern Fällen — mit Ausnahme geringfügiger Bedenken gegen die Inbaltillosigkeit des Philemonbriefs⁴⁶⁾, in ihrer Ausschloßlosigkeit denen gegen Ezechiel (III, 6) vergleichbar — nicht aus Unsicherheit über die Abkunft, sondern aus Widerspruch gegen den Inhalt, und zwar erst seit Cajus von Rom am Anfang des 3. Jahrhunderts (bei Euseb. Hist. eccl. III, 28, 2). Die Abneigung aufgeregter Geister gegen ihre seltsamen Gesichte überwand hier alle noch so feste Tradition; ihr verbannt wir auch ein der ausgezeichnetsten Beispiele einer kritischen Untersuchung, welche uns aus dem Alterthum erhalten sind, die Ausführungen des Dionysius von Alexandria (gest. 265) bei Euseb. Hist. eccl. VII, 25. Und wenn auch die andern Alexandriner in der allegorischen Auslegung ein Mittel fanden, sich mit ihrer kanonischen Stellung zu befriedigen, so drang doch im ganzen übrigen Orient ihre Ausschloßung durch.

Bei der völligen Unmöglichkeit einer Beseitigung dieser Zustände wenigstens das Geltende möglichst genau festzustellen war das Streben des Eusebius von Caesarea in seiner Kirchengeschichte (cap. 325). In Betrach kommen neben der Hauptstelle III, 25 besonders III, 3, 16, 24, 31, 4; cap. 38, 1; II, 23, 24 ff.; VI, 13, 4, 14, 1—7. Trotz der leider sehr nachlässigen Ausdrucksweise des Eusebius, in welcher sich jedoch seine Katholizität bei der Einordnung zahlreicher Bücher richtig spiegelt, kann jetzt als sicher gelten, daß er einer gelegentlichen Eintheilung des Origenes in *βιβλα γνήσια*, *νοθα* und *μικτα* (= *αμφιβαλλόμενα*) folgende 3 Klassen aufstellte:

1) *ὁμολογούμενα* = *γνήσια* (III, 3, 4); 4 Evangelien, Apostelgeschichten, 14 Paulinische Briefe (III, 3, 5), von denen aber der Hebräerbrief von einigen verworfen, nach VI, 13, 6 sogar ein Antilegomenon ist, der 1. Jo-

45) Steel, Der Brief an die Hebräer I (1828), 82—242, 437—444. Dierbeck, Zur Gesch. des Kanons (1880), 1—70.

46) Dessen Bericht im Vorwort zu ihrer Behandlung bei Briefen Hieronymus (opp. ed. Valarsi VII, 1, 741 ff.) und Hieronymus (opp. ed. Montfalconi XI, 772 C). Daz. bei Dierbeck 84—92.

44) Ueber diesen Namen vgl. den Art. Katholische Briefe.

bannes, der 1. Petrusbrief und, *εὶ γε φανεῖν*, die Apokalypse des Johannes;

2) *ἀντιλεγόμενα*: a) im engeren Sinne *ἀντιλεγόμενα*, die doch zugleich in *κλειστάς ἐκκλησίας διημοσιονεμένα* (III, 31, c) oder auch *πρὸς τοὺς χριστῶνα* (III, 3, 1) sind, gelegentlich aber *νόθα* heißen (II, 23, 22): die 5 andern katholischen Briefe, darunter der 2. und 3. des Johannes vielleicht von einem andern gleichen Namens; b) *νόθα* ohne weiteren Zusatz: Acta Pauli, der „Sitt“; die Apokalypse des Petrus, der Barnabasbrief, die „Lehren der Apostel“, das Hebräerevangelium und, *εὶ φανεῖν*, die Apokalypse des Johannes, welche nach III, 39, s. möglicherweise von dem sogenannten Presbyter Johannes verfaßt ist;

3) *ὄνματι τῶν ἀποστόλων πρὸς τῶν αἰρετικῶν προεπιόμενα*, daher *ἄποκα πέντη καὶ ὄνοσεβῆ* oder *παντελεῶς νόθα* (III, 31, e): die Evangelien des Petrus, Thomas u. s. w.

Die epist. I. von Clemens Romanus, welche III, 25 fehlt, heißt III, 16; 38, 1 *ἀντιλεγόμενῶν*, weil bezüglich ihres Ursprungs, VI, 3, s. *ἀντιλεγόμενῶν*, wol bezüglich ihrer kirchlichen Geltung.

In dieser letzten Notiz zeigt sich nun zugleich das Princip der ganzen Einteilung. Anerkennung, Bestreitung und Verwerfung einer Schrift bezieht sich augenscheinlich zunächst auf ihre Echtheit. Aber Eusebius sah nur zu deutlich, daß sich damit ein Kanon aus lauter wirklich von Aposteln verfaßten Schriften nicht herstellen ließ. Denn aus einem solchen mußten Schriften von Clemens Romanus oder Hermas oder Barnabas (2^b) trotz ihrer unangefochtenen Echtheit gerade ausgeschlossen werden; daß sie bloß auf „Widerspruch“ stoßen, ist viel zu wenig. Andererseits ist das Princip der Apokryphicität auch durch die bloße Existenz einer Mittelklasse, welche trotz Widerspruch gegen ihre apokryphische Echtheit in den meisten Gemeinden in Anerkennung steht (2^b), von selbst aufgehoben. Der wichtigste Entschuldigungsgrund ist für Eusebius denn auch ausgesprochenenmaßen die *ἀποστολικὴ ὁμοδοξία* (III, 31, e; 38, s; 25, r). Allein auch hierüber ist als Urtheil eben gar nicht mehr frei; und so blieb dem hervorragendsten Vertreter der kirchlichen Interessen jener Zeit nichts übrig, als sich blindlings der Tradition in die Arme zu werfen. Aber durch die mit richtigem Takte herausgefühlte, übrigens schon durch die Zusammenfassung der 7 „katholischen Briefe“ (s. diesen Artikel I, 4) vorbereitete Zerlegung der Mittelklasse hatte er der Zukunft vorgearbeitet.

7) Die fernere Entwicklung eilt nun mit raschen Schritten der Schließung des weltlichen Kanons zu. Abgesehen von den Differenzen in den Privatmeinungen der Kirchenslehrer wurden die großen provinziellen Verschiedenheiten, das im Abendland der Hebräerbrief fehlte, im außeralexandrinischen Morgenland die Apokalypse, in Syrien, 1. B. in der syrischen Volksbibel, der Besäto aus dem 3. oder 4. (nicht 2.) Jahrhundert, außerdem die 4 kleinen katholischen Briefe, welche inzwischen nebst dem Jakobusbrief anderwärts mehr und

mehr anerkannt worden waren⁴⁷⁾, immer unerträglich, besonders da jetzt die gesammte Kirche durch die wissenschaftlichen Fragen der Trinität auf bestigete erregt wurde. Gegenüber dem verkärrten Begriff einer festen schriftlichen Glaubensnorm, der sich auch in dem gleichzeitigen Aufkommen des Namens *κατῶν* (s. II, 2) an Stelle des lateren Ausdrucks *ὁμολογούμενα* zeigt, mußte die Mittelklasse fallen. Und das war nicht so schwer, wenn ihre angeblich apokryphische Hälfte (2^b) zu den unbedingt kanonischen, die anerkannt nichtapokryphische (2^a) zu den unbedingt aufserkanonischen Schriften geschlagen wurde. Das der Gelehrsamkeit des Eusebius nicht gelungen war, das vollbrachte der kirchliche Einfluß eines Athanasius und Augustin, und die Bescheidenheit des Hieronymus war diesem von ihm selbst getheilten Streben nur hinderlich.

Allem Anschein nach war Eusebius selbst zur praktischen Durchführung einer Festlegung des Kanons erschienen, als ihm Konstantin der Große etwa 332 den Auftrag gab, 50 kostbare Bibelhandschriften nach einer ihm gut scheinenden Auswahl der Bücher herstellen zu lassen (*Euseb. Vita Constant. IV, 36 fg.*). Welche Wahl er traf, erfahren wir nicht; doch ist es nicht schwer zu errathen. Wolfart⁴⁸⁾ vermuthet, daß der gewöhnliche⁴⁹⁾, aber für jene Zeit ganz zutreffende 60. Kanon der Synode zu Laodicea um 363 (Manf. II, 574), welcher im Neuen Testament alle heute dazugehörigen Bücher mit Ausnahme der Apokalypse aufzählt, nichts als ein Index einer solchen Eusebianischen Bibel sei.

Allein so große Verechtung diese Feststellung fand, durchschlagend war sie nicht. Athanasius, Bischof von Alexandrien, trat 365 in dem 39. seiner einflussreichen Briefe zur Verknüpfung der jedesmaligen Osterberechnung⁵⁰⁾ für den ganzen heutigen Kanon ein, und nach Ueberwindung des Widerspruchs gegen den Hebräerbrief im Abendland (s. 6) konnte Augustin auf einer Synode in Karthago 397⁵¹⁾, wahrscheinlich auch schon zu Sype 393⁵²⁾, ebendieselben zur Anerkennung bringen. Das vorher eine maßgebende Bestimmung in seiner Weise bestand, zeigt sich deutlich darin, daß Konstantin dem Eusebius völlig freie Hand ließ, daß Athanasius selbst sein Unternehmen eine *τῶνα* nennt, und daß die afrikanischen Beschlüsse nur gefaßt wurden ist, ut de confirmando isto canone transmarina ecclesia consularur. Nachdem aber Innocenz I. 405 an Gelasius von Toledo einen damit übereinstimmenden Befehl gegeben⁵³⁾, konnte dieser Zusatz auf dem ferneren Concil zu Karthago 419⁵⁴⁾

47) Die Aufnahme der Briefe von Jakobus und Judas wurde wol dadurch begünstigt, daß man, weil leibliche Brüder Jesu anzuerkennen seine steigende Bedeutung immer mehr verbot, beide Männer für die Apostel gleichen Namens hielt. Die drei größten der katholischen Briefe waren dann von den drei Zeugen der Verkörperung Jesu (Matth. 17, 1) verfaßt. 48) Zu Greuter, *Orthodox. auct. Kanon 320*. 49) *Wienf. 217—220*; vgl. auch die Literatur. 50) *Opp. ed. Bruch I, 961—963*. 51) *Canon 47, bei Manf. III, 891*. 52) *Canon 38, bei Manf. III, 894*. 53) *Bei Manf. III, 1040 fg.* 54) *Canon 29, bei Manf. IV, 430*.

weggelassen werden; und seit die römischen Bischöfe Gelastus (492—496), dieser freilich vielleicht doch noch mit Auslassung des Hebräerbriefes⁵⁵⁾, und Hormisdas (514—523) den Kanon durch Decrete⁵⁶⁾ bestätigt hatten, darf derselbe trotz allen spätern Schwankungen wenigstens für das Abendland als geschlossen gelten.

Dieser Ausgang, gewöhnlich als ein Triumph der göttlichen Leitung der Geschichte gefeiert, ist wegen der Art seines Zustandekommens eine der betrübendsten Erscheinungen. Es wiederholte sich hier ganz derselbe Proceß, welcher oben (III, 5) beim Alten Testament beobachtet wurde. Während in der vorletzten Periode der Kanonbildung eine Ausdehnung der wertvolleren Bücher aus einer größeren Masse sich vollzog, wurde in der letzten alles noch Zweifelhafte mit Gewalt in den Kanon hineingepreßt, und zwar beim Neuen Testament, was einem gefunden Gefühl besonders zuwider ist, zum Theil unter dem vollen Bewußtsein seiner Unrechtheit. Den Hebräerbrief haben Augustin und Hieronymus ebenso oft, und ohne daß sich Verboten darin unterscheiden ließen, dem Paulus ab wie zugeprochen; das Durchschlagende bleibt schließlich die Äußerung des Hieronymus⁵⁷⁾: nihil interesse curus sit, cum ecclesiastici viri sit et quotidie ecclesiarum lectione celebratur. Derselbe sagt von Petrus (catalog. 1): scripsit duas epistolas . . . quarum secunda a plerisque ejus negatur; vom Briefe des Jakobus (ibid. 2): quae et ipsa ab alio quodam sub nomine ejus edita asseritur, licet paulatim tempore procedente obtinuerit auctoritatem; vom Judasbrief (ibid. 4): a plerisque rejicitur; tamen auctoritatem vetustate jam et usu meruit; vom Johanneß (ibid. 9): scripsit . . . unam epistolam . . . reliquae autem duae . . . Joannis presbyteri asseruntur. Dem entsprechend zählt der Bibelindeß des Bischofs Damajus von Rom (366—384), welcher ebenfalls echt sein wird⁵⁸⁾, Joannis apostoli epistola una, et dem alterius Joannis presbyteri epistolae duae auf. Diese Sätze neßt denen des Augustin über die Weisheit und den Prediger Salomo's (doctrina christ. II, 8): de quadam similitudine Salomonis esse dicuntur, nam Jesus Sirach eos conscripsisse constantissime perhibetur; qui tamen quoniam in auctoritatem recipi (tam longa annositate, wie de praedest. I, 27 eingeschoben wird) meruerunt, inter propheticos numerandi sunt sowie über die Werthschätzung der kanonischen Schriften (ibid.): eas, quae ab omnibus accipiuntur ecclesiis catholicis, praeponat eis, quas quaedam non accipiunt, in eis vero, quae non accipiuntur ab omnibus, praeponat eas, quas plures gravioreque accipiunt juxta mentem dei des Eusebius

(Hist. eccl. II, 23, 24 sq.) von Jakobus: οὗ ἡ κρῆσις τῶν ὀνομαζομένων καθολικῶν ἐπιστολῶν εἶναι λέγεται. ἰστέον δὲ ὅς ποθεντα μὲν, . . . ὅπως δ' ἴσμεν καὶ ταύτας (Jakobusbrief und Judasbrief) μετὰ τῶν λοιπῶν ἐν κλειστοῦς δεδημοσιευμέναις ἐκκλησίαις εἶναι τὴν größteν ἔχοντα ἕνα ἀποστολικὸν Κανὸν, den man sich denken kann.

Ein letzter Rest der Mittelklasse erhielt sich in den *βιβλία ἀνεγνωσκόμενα* oder *libri ecclesiastici*, welche Athanasius, Epiphanius, Rufin und Hieronymus neben den kanonischen Büchern vorgelesen erlauben ad aedificationem plebis, non ad auctoritatem dogmatum confirmandam. Neben alttestamentlichen Apokryphen waren dies hauptsächlich die wichtigsten der alten Antilegomenen, außerdem die Geschichten der Märtyrer. Aber das Concil zu Laodicea um 363 (s. bei Ann. 27, S. 311), das zu Karthago 397, der 60. der canones apostolorum, Innocenz I. an Ersuperius, Sidor von Pelusium (epist. I, 369) und Cyrill von Jerusalem (catech. IV, 20) verboten mit steigender Strenge, irgendwelche nichtkanonische Bücher in der Kirche oder auch nur zu Hause zu lesen: ein consequenter, oder eines Nabu Nabu würdiger Gedanke, dem wir gewiß zu einem guten Theil den Untergang so mancher hochwichtigen altchristlichen Schrift, vergleichbar demselben Vorgang bei den alttestamentlichen Apokryphen (III, 5), zu verdanken haben.

— Solche Wahrnehmungen machen es, während wir die Ordnung der kanonischen Bücher⁵⁹⁾ und die darin liegenden Unterschiede ihrer Werthschätzung übergehen, unerlässlich,

8) eine kurze Würdigung der für die Richtigkeit des Kanons in seiner Entstehung stehenden Gewähr hinzuzufügen. Daß die Tendenz der Kirchenväter bei der Entscheidung über die Kanonicität eines Buches nicht immer eine objective war, ist wol schon zur Genüge gezeigt; daß aber auch ihr Wissen höchst mangelhaft, ihre Fähigkeit zur Erforschung des wahren Sachverhalts sehr gering und ihre Richtigkeitsnachteile großartig war, muß noch an einigen Beispielen nachgewiesen werden.

Ein unechtes Manuscript Hadrian's zu Gunsten der Christen wird schon von Justin am Ende seiner ersten Apologie, ein dergleichen von Marc Aurel⁶⁰⁾ über das Wunder der legio fulminatrix im Jahre 174 schon von Tertullian (apol. 5) um 200 als echt angeführt, obgleich bereits 177 unter demselben Kaiser die grausamste Christenverfolgung stattgefunden hatte.⁶¹⁾ Die (jüdischen und christlichen) Weissagungen der Sibyllen, welche sich Braut und Nachkommen des Noah nennt (III, 826), aber ohne Anstand die israelitischen Daten der spätern Geschichte, be-

55) Hilgenfeld, *Ginl.* 134. Daasegen *Ibid.*, *Epistolae Romanorum pontificum genuinae a S. Hilario usque ad Pelagium secundum I.* (1868), 53 sq. *Bibl. neq. Dverbed.* Zur *Gesch.* des Kanons 63, 3. 56) *Wet. Mansj.* VIII, 146 sq., neu herausgegeben von Gredner, *Zur Gesch.* des Kanons 149—290. 57) *Epist.* 129 (ad Dardanus), 3 ex. 58) *Wet.*, *Damajus* (1882) 145—147.

59) Reichhaltige Tabellen darüber bei Drey, *De bibliorum textibus originalibus* (1705) 644—664; daraus bei Wolf, *Biblioth. hebr.* II (1721), 47—62. Außerdem vgl. bei Hilgenfeld, *Ginl.* 153—155. 60) Gedruckt ebenfalls hinter den Apologien Justin's. 61) *Dverbed.*, *Subjunct.* zur *Gesch.* der alten Kirche I (1875) 93—167. *Reim.*, *Zübinger theol. Jahrbücher* 1856, 387—401. *Aus dem Urchristenthum I.* (1875), 181—193.

sonders des Lebens Jesu (VI, 21—26. VIII, 270—336. 457—480 etc.), sogar Eigennamen (III, 214. 253. 427) vorherzugesetzt oder durch die Zahlenreihe ihrer Buchstaben bezeichnet (V, 10—51 und oft), ja seit dem 3. Jahrhundert ein Afrosidien auf die bekannte Formel *Ἰσοῦς Χριστὸς θεοῦ υἱὸς αὐτῶν*, ebendrin mit dem Zusätze *αὐαῶν* (3), bietet (VIII, 217—250), wurden nicht nur von Justin und Clemens Alexander (vgl. 2 und 6), sondern noch von einer ganzen Reihe von Kirchenvätern für echt gehalten und mit Vorliebe zum Beweis des hohen Alters christlicher Ideen benutz, nach Clemens Alexander sogar vom Apostel Paulus in einer wörtlich angeführten Stelle (!) dringend empfohlen (Strom. VI, 5 ex.). Derselbe Clemens Alexander ist gleich gültig ein Buch von Zoroaster, in welchem dieser behauptet, was er nach seinem Tode in der Unterwelt von den Göttern erfahren (Strom. V, 14, §. 104). Das Buch des Iulianus Henoeh (Genes. 6, 1—21), seit Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. entstanden, aber schon im Judaschrift Werk 14 als echt angeführt, konnte nach Tertullian (De cultu femin. I, 3), nachdem es in der Flut untergegangen, durch Noah ebenjotig wiederhergestellt werden wie das Alte Testament durch Seth (vgl. III, 1); der Grund zu dieser Annahme ist der: *legimus (2 Tim. 3, 16) omnem scripturam aedificationi habilem divinitus inspirari.* — Von den biblischen Verhältnissen hatte man so wenig zutreffende Vorstellungen, daß z. B. das Evangelium nach Lukas, welches heute allgemein als Bearbeitung mehrerer schriftlicher Grundlagen anerkannt ist, als Niederschrift der Vorträge des mit den Einzelheiten des Lebens Jesu so wenig bekannten Paulus (s. Ann. 139), die Apostelgeschichte als *acta omnium apostolorum* (Murat. 34), Johannes mit den 7 apokalyptischen Briefen als *prodeceator* des Paulus erscheinen konnte (vgl. Ann. 140) und dem Irenäus über die einzig richtige Auflösung der Räthselzahl 666 in Apokal. 13, 18⁶²) durch קַרְיָר קַרְיָר (Kaiser Nero) trotz seines sofort zu erwahnenden Wechsels mit directen Jüngern des Johannes auch nicht die geringste Uebersetzung mehr zu Gebote stand (adv. haer. V, 30 = Euf. h. e. V, 8, 5 ff.). Fabeln wie die, daß Johannes auch sitzend dem Del, in das er unter Domitian getaucht worden, unversehrt hervorgegangen sei, wurden bereitwillig geglaubt.⁶³ Wenn nun Irenäus (adv. haer. III, 11, 1) die Annahme von gerade 4 Evangelien in der Kirche damit begründet, daß es 4 Himmelsgewölben und 4 Hauptmilde (*κενύματα*) gibt, weshalb das Evangelium, der Kirche Grundsäule und Lebensgeist (*ζωοποιον*), *ζωοποιον* ein viergestaltiges, aber von Einem *πνεῦμα* zusammengehaltenes sei, so findet das fiebermahnend abgemacht; wenn Theodoret (gest. 457) den Eusebius sagen läßt (opp. III, 542 ed. Halens.), die Basilianische Abfassung des Hebräerbriefs hätten auch alle Alten behauptet (vgl. 6), so lautet man über seine Richtigkeit; wenn der Bischof Dionysius von Corinth (seit 170), der des Paulus Corintherbrieft in seinem Archiv hatte, nicht bloß die römische, sondern

auch die corinthische Gemeinde von Paulus und Petrus in gleichzeitigen Wirken gegründet sein läßt (bei Euseb. Hist. eccl. II, 25, 1), oder wenn Irenäus⁶⁴) aus dem Munde von unmittelbaren Schülern des Johannes und aus einer Schrift des Papias zusammenführt, in der Endzeit würden für die Gläubigen Weinstöcke wachsen mit je 10,000 Stößen à 10,000 Reben à 10,000 Schößlingen à 10,000 Trauben à 10,000 Weeren à 25 Maß Wein, und dies alles für einen durch den Apostel Johannes garantierten Ausbruch Jesu erklärt⁶⁵), so glaubt ihn sein Mensch; wenn derselbe Irenäus (III, 12, 1) den in der Apostelgeschichte 15, 12 auftretenden Jakobus für den Zebaiden hält, dessen Tod Apostelgesch. 12, 1 berichtet ist, oder wenn Eusebius (Hist. eccl. I, 13, 1—4) mit diplomatischer Sorgfalt aus dem Staatsarchiv zu Cesäa den Brief Jesu an den dortigen Toparchen Abgar mittelt, in welchem er mit *ϕηραρα* *απο* *λυου* so gleichm. Joh. 20, 21 citirt, so behauptet man ihre Unfalsch; sobald aber dieselben Männer etwas den heute famonischen Schriften Ungünstiges oder den heute ausgeführten Schriften Ungünstiges „bezogen“, z. B. das vergeistigte Evangelium (vgl. nur Joh. 6, 8 sowie den Artikel Katholische Briefe II, 5), in welchem jede sinnliche Zufunftsbeziehung fehlt, jenem so cras fleischlich geschätzten Johannes zuzuschreiben, dann setzen sie plötzlich wahre Engel an Unbefangtheit, Kennnis der Uebersetzung und kritischen Sinne fein.⁶⁶ Eine dessen gilt es, den unendlich oft wiederholten Satz, oder jene neuentamliche Schrift sei bezogen schon von (beispielweise) Irenäus, Tertullian und Clemens Alexander, dahin abzuändern, daß sie erst von diesen Männern bezogen sei, und auch dies nur insofern, als durch Anführung von Citaten oder Nennung ihres Titels ihre Existenz bewiesen wird; was aber jene nur durch einen bedauerlichen Mißbrauch so genannten „Zeugnisse“ über Verfasser, Abfassungszeit, Zweck u. dgl. sagen, ist zum größten Theil nichts als Gedankenlosigkeit und Phantasie. Die Geschichte des Kanons in den 4 ersten Jahrhunderten erweist schließlich nur die volle Wichtigkeit der Garantie, welche die Kirche für seine Echtheit und Tauglichkeit zur authentischen Darstellung des ursprünglichen Geistes thums zu leisten verspricht, und nicht mit Unrecht bei Overbeck von der „großen Komödie des kirchlichen Terditionsbeweises“ gesprochen.⁶⁷

V. In der weiteren Geschichte des Kanons innerhalb der christlichen Kirche seit dem 5. Jahrhundert, welche für das Alte und Neue Testament,

62) Vgl. den Art. Johannes der Apostel, Sect. II, Thl. 22 S. 89. 63) S. die Stellen in Hilgenfeld's Einl. 402.

64) Adv. haer. V, 23, 3 ff., auch in patrum apostol. opp. edd. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. 87—89. 65) Euf. auch den Art. Papias, Sect. III, Thl. II, S. 74. 66) Anhaltige Zusammenstellungen über die Unfalsch der Kirchenväter haben sich bei Köstlin in den Tübinger theol. Jahrbüchern 1850, 1—62, 1851, 149—221: über die pseudonyme Literatur der älteren Kirche Schwieger, Nachapostel. Zeitalter I (1846), 43—88. Zeilner, Die Tübinger bibl. Schule, in Eufel's bibl. Zeitschr. IV (1850), 114 ff., und in seinen Vorlesungen und Abhandlungen (1) 1855, S. 293 ff. Hilgenfeld, Kanon und Kritik 72—7, Einl. 164—173. 67) Zur Gesch. des Kanons 28, 1; 66, 2.

nur für erstere noch etwas weiter zurückgreifend, eine gemeinsame ist, wird das Interesse ebenso wie in der vorhergehenden Periode (IV, 6) nicht sowohl durch das allgemeine Festhalten an den gewonnenen Resultaten als vielmehr durch die Abweichungen davon in Anspruch genommen. Diefelben sind überraschend stark und zahlreich, aber doch von geringerer Bedeutung als die früheren, weil sie den offiziellen Bestand des Kanons nicht mehr zu erschüttern vermögen. Wir erwähnen daher nur Weniges.⁶⁸⁾

1) Die immer noch herrschende Unflexibilität im allgemeinen wird durch Folgendes belegt. Der sogenannte Verbotener Kosmos (gest. um 535) begründet seine Verneinung sämtlicher katholischer Briefe durch den schändlichen und nur wenig überzeugenden Nachweis, daß über ihre Annahme nie Einmütigkeit geherrscht habe.⁶⁹⁾ Der afrikanische Bischof Julinus um 550, der seine Informationen auf einen in Äthiopien gestellten Pater Paulus zurückführt, stellt die Apokalypse und die 5 von jeher freitragenden katholischen Briefe in eine abgeordnete Klasse zweifelhafter Schriften.⁷⁰⁾ Auch der Patriarch Porphoros von Konstantinopel (gest. 828) führt in seiner Sittengeschichte⁷¹⁾ außer Apokryphen des Neuen Testaments auch Antilegomena auf, nämlich die Apokalypsen des Johannes und Petrus, den Barnabasbrief und das Hebräerevangelium. Manches hiervon mag nur auf gelehrten Reminiscenzen, z. B. aus Enstehung, beruhen; aber es beweist doch, daß bezüglich des Kanons die Forderungen der Rechtgläubigkeit sehr lax gehandhabt wurden. Freilich waren die Abweichungen nicht überall Privatsache einzelner Gelehrten, sondern sie hatten das Gewohnheitsrecht ganzer Kirchen für sich. Der Apokalypse blieb im Morgenland die allgemeine Anerkennung noch sehr lange verweigert; erst etwa im 14. Jahrhundert scheinen die Zweifel verflümmelt zu sein.⁷²⁾ In der syrischen Kirche scheinen außer ihr auch die 4 kleinen katholischen Briefe, ganz entsprechend dem Bestande in der Westkirche (IV, 7), wie allgemeine Anerkennung gefunden zu haben. In der äthiopischen Kirche werden sogar die Bücher Henoch, der Jubiläen, das 4. Buch Esra und andere Pseudepigraphen sowie 8 Bücher von apostolischen canones vielfach zum Kanon gerechnet.⁷³⁾ Die Verwirrung ging aber auch außerhalb der isolierten Länder so weit, daß ein aus Pausaniaschen Werken zusammengesetzter Brief an die Laodiceer, vielleicht schon im Muratorischen Fragment Zeile 64 erwähnt, velleicht erst kurz vor 400 entstanden, wegen Col. 4, 16 und wegen und zugleich trotz des denkwürdigen Ausspruchs Gregors des Großen (590—604): (Paulus)

quamvis epistolas quindecim scripserit, sancta tamen ecclesia non amplius quam quatuordecim tenet⁷⁴⁾, sowie trotz des Verbots der Dekumenischen Synode zu Nicäa im Jahre 787 sich in mittelalterlichen Bibeln nie nahe an die Reformationszeit erhielt, und daß der „Hirt“ des Hermas vereinzelt seinen Platz bei den alttestamentlichen⁷⁵⁾, die Weisheit Salomo's dagegen bei den neutestamentlichen Büchern fand.⁷⁶⁾ Solche Dinge sind nicht zu verwundern, wenn das Concil zu Konstantinopel von 682 (im 2. Kanon⁷⁷⁾) nicht nur die sich so stark widersprechenden Bestimmungen der Synoden zu Laodicea (vgl. IV, 7 und V, 2) und zu Karthago von 397, sondern obendrein auch die canones apostolorum sanctioniert, in welchen zum Neuen Testament auch die beiden Clementsbriefe und die freilich in denselben 2. Kanon von 682 ausdrücklich verworfenen constitutiones apostolorum gerechnet, die alttestamentlichen Apokryphen aber nur theilweise aufgenommen waren.

2) Vom Alten Testament kommen außer dem bereits III, 6 behandelten Buche Esther hauptsächlich die Apokryphen (III, 7) in Betracht. Starke Schwankungen unterliegt schon ihr Umfang. Ihre Verzeichnisse sind manchmal aufsähen unvollständig; anderwärts werden dagegen nicht bloß 3, sondern 4 Bücher der Makkabäer eingerechnet, z. B. im Codex Alexandrinus, und außer dem 3. Gebirgsbuch erscheint das erst kurz vor 100 n. Chr. entstandene 4. (vgl. III, 1), das Luther gänzlich verwarf, „weil so gar nichts drinnen ist, das man nicht besser in Xepho oder noch geringeren Büchern kann finden“, nicht nur in Ausgaben der Vulgata, sondern auch in nachtridentinischen katholischen und in mindestens 20 lutherischen und reformierten Bibeln bis wenigstens zum Jahr 1703 herab.

Was die Geltung der Apokryphen anlangt, so war man, weil man bei der herrschenden Unkenntnis des Hebräischen sich ganz auf die alexandrinische Uebersetzung angewiesen sah, in der christlichen Kirche sehr geneigt, sie den kanonischen Büchern gleichzusetzen. Im Morgenlande behielt jedoch wegen der noch ziemlich lebendigen und durch die Autorität besonders des Origenes gestützten Kenntnis des ursprünglichen Sachverhalts die Trennung die Oberhand. So schliesen nächst Nestor von Sardes (s. Anm. 65) Athanasius (s. Anm. 150), Gregor von Nazianz (gest. 389), Cyrill von Jerusalem (gest. 386), Amphilocheus von Iconium (gest. um 395) und der 60. Kanon der Synode zu Laodicea (über ihn s. IV, 7) die Apokryphen aus.⁷⁸⁾ Freilich gebrauchten sie dieselben Männer anderwärts doch wie kanonische Schriften; die Praxis entsprach also nicht der Theorie. Im Abendland war auch die Theorie den Apokryphen günstig. Zwar vertraten Hilarius von Victorinus (gest. 368), Rufin und Hieronymus die strengere Ansicht, aber gegenüber der

68) Genoueres z. B. bei Reuß, Geschichte der heil. Schriften R. T. S. 326—331 und Histoire du canon 193—305. 69) Topographia christiana VII, bei Ronsifauron, Collectio nova patrum et scriptorum graecorum II, 292. 70) Genoueres im Hist. Julien, Sect. II, Fol. 29, S. 75—77. 71) Strangus, von Grebner, Zur Weisheit des Kanons 95—126. 72) Lude, Einl. in die Dfens. des Joh. 2. Kapf. (1852), 641—651. 73) Dillmann in Ewald's Jahrbüchern der bibl. Wiss. V (1853), 144—151, auch in Herzog's Realencycl. u. v. äthiopische Uebersetzung.

74) Moralin in Joban 35, cap. 15. 75) Barnad in patrum apostol. opera III, p. LXVIII. 76) Epiphanius, Haer. 76, 5 (p. 941), velleicht schon im Muratorischen Fragment 3. 69 fg. 77) Bei Manj XI, 940 fg. 78) Ueber Epiphanius vgl. Schürer bei Herzog I (2. Aufl.), 487.

allgemeinen Unwissenheit und dem Drängen auf einen womöglich alle in der Kirche gebräuchlichen Bücher umfassenden Kanon ohne Erfolg. Wesentlich durch Augustin, dessen Ansichten hierüber schon IV, 7 angeführt sind, wurde zu Hippo und Karthago und ebenso in den nachfolgenden Decretalen (IV, 7) die ebenbürtige Aufnahme der Apokryphen in den Kanon durchgesetzt. Eine Widersprüche konnte sie freilich angeht des Ansehens des Hieronymus nicht bieten; aber der kirchliche Gebrauch schloß sich ganz an sie an. Als daher die Reformation wider die Abkehrung der Apokryphen sofort wieder völlig und ihnen nur die Geltung belies, die ihnen übrigens auch von Hieronymus nicht versagt worden war, daß sie nützlich und gut zu lesen seien, war es für das Concil zu Trident nicht nur eine That der Reaction, sondern eine geschichtliche Notwendigkeit, die Gleichstellung der Apokryphen mit den kanonischen Büchern — übrigens zum ersten mal durch bindenden Ausdruck der Kirche, dem höchsten ein damit übereinstimmender Beschluß des griechisch-römischen Unionconcils zu Florenz 1441 von zweifelhafter Echtheit und ein Erlass des Papstes Eugen IV. von demselben Jahre⁷⁹⁾ vorausgegangen war — zu decretiren (s. I, 1). Es hätte sonst nicht etwa nur die Vereinfachung für einige aus den kanonischen Schriften nicht belegbare Dogmen⁸⁰⁾ entbehren, sondern eine tausendjährige Vergangenheit verlegnen müssen.

In der griechischen Kirche wurde die ihr bis dahin ganz fremd gebliebene Gleichstellung der Apokryphen mit dem Kanon auf einer Synode zu Jerusalem 1672 durch Annahme der confessio des Patriarchen Dositheus⁸¹⁾ durchgesetzt, wesentlich aus Antipathie gegen protestantische Bewegungen unter Metrophanes Kritopolus von Merandrien und Cyrillus Lukaris von Konstantinopel am Anfang des 17. Jahrhunderts.

Auf protestantischer Seite war das Entsprechende die entgegengesetzte Confession, die Apokryphen ihrer Stelle in der Bibel gänzlich zu berauben, um die Scheidung zwischen unbedingtem Gotteswort und bloßem Menschenwort in voller Schroffheit durchzuführen. In den Niederlanden auf der Synode zu Dordrecht 1619 nicht durchgedrungen, fand sie in der Westminsterconfession der englischen (und schottischen) Puritaner (1648) 1, 3 Ausdruck und führte seit 1825 zur Ausschließung der Apokryphen aus den Druden der englisch-schottischen Bibelgesellschaften und zu dem traurigen Ansturm auf die Apokryphen, welcher sich 1861 auch nach Deutschland fortpflanzte.⁸²⁾

Einzelne römische Theologen konnten den Widerspruch der Wissenschaft gegen die tridentinische Entscheidung nicht überwinden; sie wagten es daher doch, eine zweite Klasse

abzuseiden, welche sie aus den alttestamentlichen Apokryphen und den 7 alten Antilegomenen des Neuen Testaments (der Apokalypse, dem Hebräerbrief und 5 katholischen Briefen) zusammensetzten und mit dem demwürdigen Namen deuterokanonischer Schriften — im Gegenjage zu den protokanonischen — belegten. So Sirtus Senensis 1566, Bellarmin 1587, Lamy 1696, auch Elliot du Pin 1701, Zahn 1802. Streu ihrer Kirche sügen sie meist hinzu, die früheren Zweifel gegen diese Bücher seien durch den tridentinischen Beschluß gehoben; aber der Versuch, die ganze Scheidung als übereinstimmend mit dem eigentlichen Sinn des Concils beschlusses nachzuweisen, ist natürlich gänzlich verfehlt. Dieses hat vielmehr die größte Verwandtschaft mit

3) Ansichten über das Neue Testament innerhalb der reformirten Confessionen. Der tridentinische Geist der Reformation, welcher über alle menschliche Tradition hinweg auf den unmittelbarer göttlichen Ursprung des Christenthums zurückgehen wollte, mußte auch bei der Bibel fragen, ob sie in allen Theilen directes Gotteswort sei. So entstanden jene freimüthigen, oft sehr hart verwerfenden Urtheile Luthers über die von ihm deshalb auch eigenmächtig am Ende der Bibel gerückten Briefe an die Hebräer sowie des Jakobus und Judas und die Apokalypse, welche sich, aus den heutigen Bibelstücken entfernt, in der Halle'schen (Wald'schen) Ausgabe seiner Werke Band XIV, S. 140—162 und Bortze S. 13, in der Erlanger Band 63, S. 154—170 finden.⁸³⁾ Andreas Bodenstein von Carlstadt (De canonicis scripturis 1520)⁸⁴⁾ scheidet nach dem Werthe 3 Klassen, deren letzte die alttestamentlichen Hagiographen und die 7 neutestamentlichen Antilegomena enthält. Zugleich verlegt er das entscheidende Kriterium aus dem subjectiven Eindruck, nach welchem Luther gerurtheilt hatte, in die Erforschung der ältesten Geschichte des Kanons. Letzteres blieb maßgebend. Man wollte nichts aufnehmen, worüber in der alten Kirche gewiselt worden war; man nannte die angebotenen Bücher, deren Siebenzahl ebenfalls durchdrang, seit Chemnitz 1565 apokryphisch, seit Joh. Gerhard 1610 deuterokanonisch und erklärte es für unzulässig, Glaubenssätze auf sie allein zu gründen. Jedoch dieses Urtheil einer freier gefassten Zeit mußte in der Periode der starken Orthodoxie, welche vor allem in jedem Buchstaben unerschütterbaren Kanon brauchte, notwendig verflümmern. Die Unterscheidung wurde dahin abgeschwächt, daß die Zweifel nicht die auctoritas divina, sondern nur die auctores secundarii (der auctor primarius ist der Heilige Geist) betreffen hätten und jetzt überwunden seien, ja daß nicht verschiedener Werth, sondern nur frühere oder spätere Aufnahme der Bücher habe angezeigt werden sollen, und sie wird heute nur

79) Gardwin, Acta conciliorum IX, 1023 fg. Wette in der Taschenrechner theol. Quartalsschrift 1839, 245 fg. 80) J. B. von Zegefer, vgl. 2 Meff. 12, 48. 81) Bei Kimmel, Libri symbolice ecclesiae orientalis (1843) oder monumenta aet. eocl. or. I (1860), S. 467. 82) Erard, Zeugnisse gegen die Apok. 1861; Keel, Die Apokryphen 1862; Die Apokryphenfrage 1865 u. f. w.

83) Nicht unerwähnt dürfen daneben die freien Urtheile seines Gegners Gajetan über den Hebräerbrief, den Jakobusbrief, Judasbrief und die zwei kleinen Deuterokanoniker bleiben sowie die Zweifel des Erasmus, welche sich freilich bereits mit dem Urtheil der Kirche unterordnen. 84) Neu herausgegeben von Erbner, zur Geschichte des Kanons 291—412.

nach von ganz wenigen Vertretern der Orthodorie aufrecht erhalten.

VI. Wenn die Geschichte nicht das Resultat von lauter Zufälligkeiten ist, sondern grundlegende Gedanken zur Verwirklichung, aber auch zur Klarheit bringt, so sind wir nunmehr in den Stand gesetzt, eine abschließende Zusammenfassung der Resultate zu versuchen.⁸⁵⁾ Daß durch die Ergebnisse der geschichtlichen Untersuchung die Voraussetzungen, mit welchen die Kirche an ihren Kanon herantritt (vgl. I, 1), nicht gerechtfertigt werden, ist im Vorhergehenden (besonders III, 1. 5; IV, 1. 4. 5. 7. 8) wol hinreichend erwiesen. Hier handelt es sich daher wesentlich um die dogmatische, principielle Seite der Sache.

1) Die Auslösung der orthodoxen Anschauungen, welche sich hier vollzog, läßt sich am besten an der Idee des Deuterokanonischen verfolgen. Ein vollkommener Widerspruch, so lange das Kanonische in der einzig richtigen Weise als das unbedingt Maßgebende gilt, beweist ihre Anwendung bei jedem, der sich wirklich etwas dabei gedacht, daß ihm der Kanon nicht mehr als absolut normativ gegolten hat. Damit ist aber der Begriff überhaupt ausgegeben. Der Kanon ist eben ein Schriftideal, das folgerichtig nur in absoluter Vollkommenheit gefaßt werden kann, das Ideal einer schriftlichen Grundlage der Religion, welches die Religionsgemeinschaft, aber nicht bios die christliche, sondern, wie oben (1, 2) gemeint, auch so manche außerechristliche, bedarf oder vielmehr zu bedürfen glaubt. Seine Existenz und seine Eigenschaften sind daher nicht zunächst Sache der historischen Untersuchung, sondern der dogmatischen Construction; sie sind nicht Wahrnehmungen, sondern Postulate. Eben darum haben sie nur bei der vollsten Strenge einen Sinn; jede Concession hebt das Ideal auf. Die Verlassung von deuterokanonischen Büchern nach der Reformationszeit, wie im Alerithum in der Mittelklasse des Gelehrten oder den Lesebüchern des Athanasius und Rufin (IV, 6. 7) war eine Inconsequenz, welche überwunden werden oder die ganze Anschauung hängen mußte; die volle Gleichstellung oder volle Ausschließung der Apokryphen und das Verbot jeder unkanonischen Lektüre war das einzig Richtige. Ebenso die Inspiration auch der hebräischen Botschaften. In diese genügt noch gar nicht; sondern da nicht alle, welche selig werden sollen, die biblischen Grundsprachen verstehen, so muß die Inspiration auch auf die Uebersetzungen (mit allen ihren Fehlern) ausgedehnt werden, wozu sich ja auch wirklich einzelne consequente Wänner entschlossen haben.⁸⁶⁾ Ist doch selbst Bengel's angeblich auf die Apokalypse, factisch auf lauter Luft gebaute Berechnung des Endes der gegenwärtigen Weltgehalt auf den 18. Juni 1836 von manchen seiner Anhänger für inspirirt gehalten worden.

Die ganze Anschauung ruht eben auf folgendem Syllogismus: die Kirche wie der einzelne Gläubige braucht

einen absolut unfehlbaren Codex der Belehrung über die göttliche Wahrheit; ohne ihn kann niemand selig werden. Nun existirt ein ehrwürdiges Buch, welchem die Tradition die entsprechenden Eigenschaften zubereitet; folglich ist dieses Buch jener Codex. Der Oberas unterliegt der dogmatischen Kritik, welche geltend zu machen hat, daß jenes Postulat nicht nur an sich unerschöpfbar, sondern auch religiös mindestens sehr einseitig ist. Die Seligkeit hängt weit mehr von andern Dingen ab als von einer bis auf den Buchstaben unfehlbaren Kenntnis der göttlichen Wahrheit; ein Buch aber, das sie wirklich bieten soll, wird von selbst zu einem Gesetzescodex, tem man sich knechtisch beugen und jede freie Aeußerung der Religiosität zum Opfer bringen muß. Als aus Israel ein Volk des Buches wurde, begann seine trübste Periode; und die herrlichsten Epochen der christlichen Kirchengeschichte sind die gewesen, in welchen der Kanon nicht im Vordergrund stand. Die Religion ist Leben und nicht bios Lehre. — Der Unterlass und der Schlußsatz jenes Syllogismus sind historisch zu prüfen, theils durch eine eingehende Untersuchung des Inhalts der Bibel — sonst urtheilt man thatsächlich über sie, bevor man sie wirklich aufgeschlagen — theils durch die Erforschung der Geschichte ihrer Sammlung. Und diese hat nun eben gezeigt, daß die Reformanten in ihrem Suchen nach Gotteswort doch schließlich bei Menschenwort stehen geblieben ist. Es war ein Verhängnis, daß Luther, der auf Christum bringen wollte sogar wider die Schrift, sich doch, um Christum erkennen zu können, an die Schrift halten mußte, und daß sein vermeintlich unerschütterlicher Stützpunkt im Kampfe wider die Tradition selbst auf Tradition ruhte. Niemand anders hatte ja den Kanon festgesetzt als dieselben katholischen Synoden, deren Autorität er im Princip ohne Ausnahme verwarf. Und wollte man meinen, bei dieser so wichtigen Thätigkeit hätte eine unmittelbare Leitung des Heiligen Geistes über ihnen gewaltet, so fragt sich nur, über welcher von denen, die so Entgegengeleitet bestimmt haben, ganz abgesehen von den früher (III, 5; IV, 4. 5. 7. 8) erdachten Nachweisen darüber, was für ein Geist es gewesen, der hier die Gemüther befeht hat. Jenes Verhängnis war nach der einen Seite allerdings eine geschichtliche Nothwendigkeit und hat großen Segen gefestigt. Der Kanon war das unzerbrechliche Gefäß, in dem der religiöse Gehalt des ansänglichen Christenthums, erst unbeachtet, aber doch wohlbehalten, hindurchgerettet wurde durch die Stürme der Zeiten, welche alle ohne solche Autorität auftretenden Meinungen verwehten; er war das festeste Einheitsband zwischen allen Perioden und Richtungen der Kirche; ohne einen solchen festen Halt hätte auch die Reformation weder ihren christlichen Charakter gegenüber dem Katholicismus noch ihre Besonnenheit gegenüber der Schwärmerei behaupten können. Aber für ewig aufrecht erhalten zu werden hat er kein Recht. Der Protestantismus, welcher nicht bios eine geschichtliche Erscheinung ist, sondern ein Princip, hat seinen Protest gegen alle menschliche Autorität in religiösen Dingen in der Reformationszeit nur zur Hälfte ausüben können; die genuine Fortsetzung der Arbeit der

85) Bgl.'den Artikel Inspiration, Sect. II, Zsh. 19, S. 86—88. 86) Orban, S. 47; Solymann, Kanon und Tradition (1869), 175; Augustin, De civitate dei XVIII, 42 seq.



Reformatoren hat in diesem Punkte die Auffälligkeit des vorigen Jahrhunderts übernommen. Die Geschichte dieses Processes soll hier nicht erzählt werden⁸⁷⁾; wir wollen nur den Namen Lessing nennen. Und der Erfolg ist ein so durchschlagender, daß es, was schwerlich von irgendem andern Dogma gesagt werden kann, heute kaum einen mit der Wissenschaft wirklich in Verbindung gekommenen Theologen gibt, der die alte Anschauung in ihrer Strenge nicht ausdrücklich ablehnt.⁸⁸⁾

2) Freilich sind viele nur zu Vermittelungsversuchen geneigt, durch welche von der alten Anschauung möglichst viel gerettet werden soll. Doch da sie das einzig consequente Princip verlassen haben, so tragen sie den Keim der Zerstörung von vornherein in sich, und ihre fortgehende Auflösung ist nicht schwer zu erkennen. Wenn nicht die Wörter, so sollen doch die Worte, wenn auch diese nicht, doch die Sachen inspirirt sein. Dabei wird aber aus der Inspiration bloß fürs Schreiben nur zu leicht eine habituelle Erläuterung, die dann andern christlichen Lehrern nicht auf vorzuziehen werden kann, und die Eingebung der Sachen löst sich sehr bald in eine allgemeine göttliche Leitung oder gar nur in eine Bewahrung vor Irrthum auf. Ja, wenn diese bezüglich der Fragen der Geschichte und der Naturwissenschaft nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, so wird sie auf die religiöse Wahrheit eingeschränkt, oder auf die christliche, oder auf die Hauptthesen des Christenthums, oder allein auf die Person Jesu, oder auf seine Lehre, oder nur auf deren allgemeinen religiös-stillichen Gehalt. Wie viel ist hier auf jeder Stufe preisgegeben! Und mit wie wenig Recht wird trotzdem der jedesmalige Rest aufrecht erhalten!

Anderer versuchte Schleiermacher (Der christliche Glaube S. 130, 4) den Bann des starren Kanons zu brechen und doch etwas Normatives zu behalten. Er will ihn nicht unfehlen aus den Händen der alten Kirche hinnehmen, sondern fordert für die Kirche das Recht, nach ihrer fortschreitenden Erkenntnis an seiner Feststellung immer noch zu arbeiten. Der dabei herauskommende Kanon bleibt aber doch die Sammlung der Bücher normativen Ansehens. Will man diese Voraussetzung gelten lassen, so ist der Gehalt ohne Frage richtig; aber das so gewonnene Recht ist auch abgehen von ihr sehr illusorisch. Höchstens im Ausscheiden von Büchern könnte es von Bedeutung werden, und gerade dies weist Schleiermacher so ziemlich ab. Was aber die Ausnahme neuer betrifft, so ist daran kaum zu denken. Man muß zugeben, daß die Kirche, um beim Neuen Testament stehen zu bleiben, trotz aller Gemaltheiten, rein auf den Inhalt gesehen, bei der Auswahl doch immer einen glücklichen Griff bedürftig hat, und daß die uns bekannten außerkanonischen Bücher von den kanonischen zwar nicht durch eine Art Sündenfall getrennt sind, aber doch an

Würde und Geschmack hinter der großen Mehrzahl derselben zurückstehen. Und die nicht wenig zahlreichen verlorenen Schriften, welche wegen ihrer hohen Alters unbedingte Aufnahme beanspruchen könnten, dem heutigen Geschlechte oder bei ihrem meist gewiß stark jüdischen Charakter kaum viel Freude gewähren dürften, werden aus dem Ihen von der Kirche bereiteten Grabe nie wieder auferstehen.

Die völlige Erhabenheit über alle sonstigen Bücher sucht man dem Kanon, speziell dem neutestamentlichen — denn das Alte Testament ist in den weitesten Kreisen der Theologen preisgegeben — in neuerer Zeit, zum Theil in Verbindung mit Schleiermachers Ansicht, meist aber unter Anerkennung desselben in seiner gegebenen Gestalt, damit zu vindiciren, daß er zwar in jedem seiner Theile eine einseitige, in deren Summe aber eine allseitige und dadurch unbedingt zutreffende Auffassung von der in Christus erscheinenden Offenbarung biete⁸⁹⁾, oder daß für jede der in der Urtithe vorgekommenen und in der späteren Geschichte denkbaren Lebenserscheinungen eine seiner Bücher eine entsprechende Darstellung und Belehrung gewähre und so das Schriftganzes sich als göttlich beabsichtigte Erfüllung aller Bedürfnisse der Kirche erweise⁹⁰⁾, sich das gerade diese Bücher, obgleich theilweise unecht, sich durch zutreffende Wiedergabe der genuinen alttestamentlichen Religion (im Unterschied von dem religiös auf Abwege gerathenen Judenthum) als maßgebend für das Christenthum darstellen⁹¹⁾. Allein abgesehen davon, ob das wirklich zutrifft, was da von den einzelnen Büchern behauptet wird — es unterliegt den allergrößten Bedenken — so würde auch das Geforderte gar nicht einmal bewiesen. Die Möglichkeit, die verschiebenen durch das Prisma zerstreuten Strahlen, welche von Jesu ausgegangen, im Auge des Beobachters zu einem zutreffenden Gesamtbilde zu vereinigen, ist ja ein reines Postulat; die Richtigkeit des Bildes kann nie controlirt werden. Angemessenheit für alle Fragen der Kirche oder authentisches Verständnis der genuinen alttestamentlichen Religion können aber nie einen specifischen Vorzug vor andern Büchern begründen.

3) Anstatt aller solcher Veruche ist das einzig folgerichtige Ergebnis der bisherigen Entwicklung die gänzliche Aufgabe der Idee eines Kanons. Mit unwiderstehlicher Gewalt hat sich die Auflösung des Begriffs vollzogen; nirgends kann der Bewegung halt geboten werden. Die Dictate des Heiligen Geistes haben sich in Christen verhandelt, welche sich der Art nach in nicht von menschlichen Büchern unterscheiden und der freieren Kritik nach allen Richtungen unterliegen. Nicht einmal Unfehlen über die Entstehung des Christenthums darf man sie nennen; denn damit verbindet sich sofort der

87) Vgl. unter Inspiration S. 82—85. 88) Vgl. besonders Walther, Was lehren die neuern orthodoxen und wahren Theologen von der Inspiration? Separatdruck aus „Lehre und Wehre“ 1871.

89) Kethe, Zur Dogmatik (1863), 300—356. Derselbe vertritt in den theol. Studien und Kritiken 1860, 287—338, 90) von Hofmann, Schriftbeweis, 2. Aufl. I (1857), 670—678, II, 2 (1860), 98—109. Die theol. Schrift N. L. I (1862), 45—54, 91) Riischel, Christl. Lehre von der Rechtfertigung und Verdammung II (1874), 14—18.

verhängnisvolle Irrthum, daß alle ihre Angaben authentisch seien, was weder vorausgesetzt werden darf, noch auch der Fortschritt befähigt. Nur Urkunden aus der Zeitnähe der Entstehung des Christenthums dürfen sie heißen.

Auf diesem Standpunkt besteht nun keinerlei Veranlassung mehr, den Bestand der gegenwärtigen Bibel zu alteriren. Ihn uns von der so vielfach irrenden alten Kirche, ja bezüglich des Neuen Testaments von den Juden vorschreiben zu lassen, verursacht nicht das geringste Bedenken, da er eben nicht mehr das unbedingt Maßgebende ist. Das Urtheil früherer Geschlechter, daß gerade diese Bücher kanonisch seien, wird vollkommen respectirt, aber auf die ihm gebührende Tragweite eingeschränkt; ohne dies müßte allerdings von dem Rechte der Ausschcheidung ein weitgehender Gebrauch gemacht werden. Allein die Aushebung der Idee des Kanons ist nicht so gemeint, wie wenn z. B. der Tübinger Schule vorgeworfen wird, daß durch ihre Verwerfung der meisten neuteamentlichen Bücher ins 2. Jahrhundert die Idee eines Kanons auf wenigstens reducirt sei.⁹²⁾ Hierbei ist unter Kanon eine authentische Bezeugung des ursprünglichen Christenthums verstanden. Diese authentische Bezeugung ist aber trotz aller Abschwächung immer noch das alte Postulat; und vor welchem Abgrund würden wir gestellt, wenn, was doch nicht als undenkbar abgewiesen werden darf, die Kritik zeigte, daß eine wirklich authentische Darstellung dessen, was Jesus gewesen, überhaupt nicht mehr vorliege! Durch diese Auffassung gerathe wir mit dem Kanon zugleich das Christenthum der Gefahr der Auflösung ausgesetzt.⁹³⁾ Die hier geforderte Auflösung dagegen geschieht nicht durch historische Urtheile und würde z. B. bei Echtheit sämmtlicher neuteamentlicher Schriften eben so nöthig sein. Sie schließt nur dies in sich, daß die specifische Erhabenheit der Bibel über andere Bücher beseitigt, der Artunterschied in einen Gradunterschied verwandelt wird. Nicht auf der einen Seite specifische Göttlichkeit, auf der andern rein menschlicher Ursprung, sondern eine einzige Reihe von kanonischen und außerkanonischen Schriften, innerhalb deren jede ihren Platz lediglich nach ihrem inneren Werthe angemessen erhält. So löst sich auch die auf andern Standpunkte so unlösliche Apokryphenfrage (V, 2); und alle Protestanten, welche gegen Aushebung der Apokryphen sich erheben, haben mehr oder weniger klar bewußt diesen Grundsatz gestellt. Der Werth eines Buches nun bestimmt sich nicht nach äußeren Zeugnissen, sondern rein nach dem, was gerade die lutherische Orthodoxie, hierin wirklich genuin religiös, das testimonium spiritus sancti in cordibus fidelium genannt hat, nur daß dieses Zeugnis nicht als ein objectiv und auf alle gleich stark wirksames, sondern lediglich als ein subjectiv vermitteltes gefaßt werden kann. Daß der Eindruck, welchen ein Buch auf ein religiöses Gemüth macht, stets etwas Unsicheres an sich hat, darf

nicht hindern, ihn zum Entscheidungsgrund zu machen; denn wir haben eben nur diesen. Und es liegt darin die große Ergründbarkeit des protestantischen Principes, daß die Anerkennung eines Buches niemand aufgezwungen werden kann, sondern sich ihm erst in eigener Erfahrung bewähren muß.

Alles dies geht gar nicht darauf aus, die Göttlichkeit und grundlegende Bedeutung der Bibel für das Christenthum zu leugnen. Wer überhaupt Göttliches in den menschlichen Dingen anerkennt, erblickt es auch in der Bibel, nur nicht in einer von andern religiösen Büchern specifisch verschiedenen Art. Daß aber die Bibel und speciell das Neue Testament neben manchem religiös zum Theil recht tief Stehenden wirklich die grundlegenden Gedanken des Christenthums in besonders ursprünglicher und lebenskräftiger Fassung bietet und die relativ treuesten Urkunden über die Entstehung des Christenthums enthält, kann nunmehr um so freudiger hervorgehoben werden, da sie nicht mehr als Kanon gilt.

Einig wegen der Bedürfnisse der Kirche könnte man geneigt sein, einen Kanon zuzusetzen, weil diese in der That, wie es die Geschichte gezeigt hat (vgl. I. ex.), bei ihrer jetzigen Lösung von dem ursprünglichen Leben ihrer Religion ein Buch bedarf, durch das sie sich immer wieder in ihre Urzeit zurückversetzt und aus ihr erneuert. Allein wirklich normativ dürfte und würde dieser Kanon trotzdem nicht sein; denn die Annahme, daß die urchristliche Epoche in ihren religiösen Äußerungen für alle Folgezeit unbedingt maßgebend sei, weil sich damals das religiöse Leben am reinsten und ursprünglichsten ausgewirkt habe, beruht weit mehr, als man sich gewöhnlich gestehen mag, auf bloßem Postulat und wird deshalb praktisch auch nie in dem Umfange der theoretischen Aussagen darüber befolgt. Die Kirche soll und wird sich vielmehr an den Schriften ihrer Urzeit nur immer wieder orientiren; diesem Zwecke aber genügen jene Bücher auch ohne ein Kanon zu sein, rein in ihrer Eigenschaft als die besten Urkunden aus dem Urchristenthum, welche uns zu Gebote stehen. Und so wäre denn wol zu wünschen, daß, wie Rothe (Zur Dogmatik 165 ff., 252, 272) längst gefordert hat, man die Bibel christlichweise ferner weder Gottes Wort noch inspirirt noch gottemähnlich nennen, auch der Name Kanon, abgesehen von seinem rein historischen Sinne, außer Gebrauch gesetzt würde, weil ihm, und zwar ganz mit Recht, der Begriff des unbedingt Normativen anhaftet, den doch so gut wie alle Theologen preisgeben.

Literatur. 1) Ueber den ganzen Kanon: Semler, Abhandlung von freier Unterweisung des Kanon 1771—75. — Schmid, Chn. Frdr., Historia antiqua et vindicatio canonis 1775. — (Corrodi) Versuch einer Beleuchtung der Besch. des jüd. und christl. Bibelkanons. 2 Bdeh. 1792. — de Witte, Einl. in die Bibel I., 1817. 8. Aufl. von Schrader 1869. — G.-ald, Besch. des Volkes Israel VII (1859). 2. Aufl. 445—521. — Reuß, Histoire du canon des livres saints dans l'église chrétienne 1863.

92) Reuß, Gesch. der heil. Schriften N. T. S. 344. 93) Dies ist besonders deutlich Reiche 297—300. In den Studien und Kritiken 1860, 265—267.

Dasselbe auch in der Straßburger Revue de théologie 1860 fg.

2) Ueber das Alte Testament: Movers, Loci quidam historiae canonis V. T. illustrati 1842. — Wette in der Länginger theol. Quartalsschrift 1855, 58—95. — Hirschel, Gesch. des Volkes Israel von Jerusalem des ersten Tempels III (1857), 48—57, 92—105. — Dillmann in den Jahrbüchern für deutsche Theol. 1858, 419—491. — Dehler in Herzog's Realencycl. VII (1857), 243—270. — Fürst, Der Kanon des N. T. nach den Uebersetzungen in Palmyra und Midrasch 1868. — Pfeiler, Gesch. des N. T. in der christl. Kirche (1869), 18—28, 69—78 und sonst. — Steiner in Schenkel's Bibellexikon III (1871), 481—489. — Geiger, Abr., Nachgelassene Schriften IV (1876), 6—17. — Bloch, Studien zur Gesch. der Sammlung der althebr. Literatur 1875. — Strack bei Herzog, 2. Aufl. VII (1881), 412—451. — Cobann die Einleitungen ins N. T., darunter Eichhorn I, 1780, 4. Aufl. 1823. — Zahn 1853, 3. Aufl. 1873, und besonders Ruinen 1865 (Titel f. Ann. 67). — Hildeke 1868 (Die alttest. Literatur 236—243). — Bleek 1860, 3. Aufl. von Kamphausen 1870, 4. Aufl. von Wellhausen 1878. — Reuß (Geschichte der heil. Schriften N. T.) 1881, §§. 411—414, 554, 579 fg.

3) Ueber das Neue Testament: Zachmann in der Zeitschr. f. histor. Theol. 1842, 2, 3—40. — Thierich, Versuch zur Herstellung des histor. Standpunkts für die Kritik der neuest. Schriften (1845) 305—443. — Credner, Zur Gesch. des Kanons 1847. — Gesch. des neuest. Kanons, herausg. von Volkmar 1860. — Landerer bei Herzog VII (1857), 270—303. — Hilgenfeld, Der Kanon und die Kritik des N. T. 1863. — Holtmann bei Schenkel III (1871), 489—493. — Overbeck, Zur Gesch. des Kanons 1880. — Schmidt, Wob., bei Herzog, 2. Aufl. VII (1881), 451—474. — Westcott, The Canon of the N. T. 5. ed. 1881. — Ferner die Einleitungen: Guericke 1843, 3. Aufl. 1868. — v. Hofmann, Die heil. Schrift N. T. IX (1881), 403—410, und besonders Reuß (Geschichte der heil. Schriften N. T.) 1842, 5. Aufl. 1874. — Pfeiler 1862, 3. Aufl. von Ranold 1875. — Hilgenfeld 1875. — Außerdem: Kirchhofer, Duellensammlung zur Geschichte des neuest. Kanons bis auf Hieronymus 1844, und darauf basirt Charteris, Canoncity 1880 (f. Gött. gel. Anzeigen 1881, 445—448). — Die wichtigsten der hier zusammengetragnen Stellen sind übrigens auch in den meisten der obengenannten Werke abgedruckt. — Vgl. außerdem noch die Ann. 77, 83 und 130 angeführten Schriften.

Die wichtigsten neueren Drucke der alttest. und newest. Apokryphen und Pseudepigraphen (vgl. den Artikel „Apokryphen“, Sect. I, Thl. 4, S. 413). Libri V. T. apocryphi ed. Fritzsche 1871. Accedunt libri pseudepigraphi selecti. Letztere aber apart (darin die Psalmen Salomo's, 4 Gera, Apokal. Baruch's, Himmelfahrt Moses). — Jesus Strack,

deutsch von Frißche im Handb. zu den Apokr. V (1859). — Rueder, Das Buch Baruch 1879. — Reliqua verborum Baruchi aethiops in Dillmann's chrestomathia aeth. 1866, griechisch als *παροιμιώματα Ιεροσολο* bei Ceriani, monumenta sacra et profana V, 1 (1868), 9—19, deutsch von Brätorius in Hilgenfeld's Zeitschr. f. wiss. Theol. 1872, 230—247 und von König in den theol. Stud. undkrit. 1877, 318—338. — Hilgenfeld, Messias Judaeorum 1869 (Psalmen Salomo's, 4 Gera, Himmelfahrt Moses). — Psalmen Salomo's von Hilgenfeld, Zeitschr. für wiss. Theol. 1868, 133—168 und deutsch ebenda. 1871, 383—418. — Assumptio Mosis bei Ceriani I, 1 (1861), 55—64; in Herzog's Archiv fürs N. T. I (1867), 111—152; in Hilgenfeld's Zeitschr. 1868, 273—309, 356. — 4 Gera und Rose's Prophetie und Himmelfahrt bei Volkmar, Handb. der Einl. in die Apokr. II (1863), III (1867). — Bensey, The missing fragment of the latin translation of the fourth book of Ezra 1875. — Apokalypse Baruch's lateinisch bei Ceriani I, 2 (1866), 73—98; deutsch ebenda, V, 2 (1871), 113—180. — Geschichte Daniel's persisch und deutsch von Jotenberg in Herzog's Archiv (1869), 385—427. — Das Buch Henoch in Uebersetzung mit Commentar von A. G. Hoffmann 1833. Dasselbe überf. und erklärt von Dillmann 1853 (äthiopsch 1851). — Die Himmelfahrt und Vision des Jesajas, deutsch von Solowitz 1854. Ascensio Jesaiae aethiopsche et lat. ed. Dillmann 1877. — Das Buch der Subtilen oder die kleine Genesis von König 1874; deutsch von Dillmann in Ewald's Jahrbüchern der bibl. Wissenschaft II (1850), 230—256; III (1851), 1—96 (äthiops. von Dillmann 1859). — Das christl. Adam-buch des Morgenlandes (deutsch) von Dillmann 1853. Dasselbe in Ewald's Jahrbüchern V (1853), 1—144. — Testamentum (oder apocalypsis oder poenitentia) Adami ed. Renan, Journal asiatique, serie V, t. II (1853), p. 427—470. — Testamenta XII patriarcharum ed. Sinker. Cambridge 1869.

1) Iohis, Codex apocryphus N. T. I, 1832 (Evangelien und Verwandtes). — Derf., Acta Thomae 1823 und in Programm: Acta Petri et Pauli 1837 fg. — Andree et Matthiae 1846. Fragm. actuum S. Joannis a Leucio Charino conscriptorum I, 1847. — Zischendorf, Evangelia apocrypha 1853. 2. Aufl. 1876. Acta apostolorum apocrypha 1851. Apocalypses apocryphae 1866 (mit wichtigen Nachträgen zu den beiden vorhergehenden). — Hilgenfeld, Novum testamentum extra canonem receptum, 4 fasc. 1866. In 2. Aufl. fasc. I—III: Clementis Rom. und assumptio Mosis 1876. Barnabas 1877. Hermae und Eirabuch 1881. Fasc. IV enthält wichtige fragmente. — Patrum apostolicorum opera ed. Hefele 1839. 5. Aufl. von Hunt 1878. — Dief., ed. Dreffel 1857. — Dief., ed. v. Gebhardt, Hermae und Zahn 1875—77 (I, 1 Clementis Rom.; I, 2 Barnabas, Papias, Presbyter bei Irenaeus, röm. regula fidei, Brief an Diognet; II Ignatius, Polykarp; III Hermae). Fasc. I, 1, 2 in 2. Aufl. 1876. 1878. Hier zugleich Berichtigungen der zahlreichen

älteren Ausgaben. Der bloße Text in der editio minor 1877. — Borberg, Die apokryph. Evangelien und Apostelgeschichten, deutsch 1841. — W. Wright, Apocryphal Acts of the Apostles, syrisch 1871. — Richardson, The gospel according to the Hebrews 1879. — Acta Joannis, bearbeitet von Zahn 1880. — Acta S. Timothei ed. Usener 1877. — Das Apostel- und Missionsbuch oder Abdias' Geschichte aller 12 Apostel, 2. Aufl. 1835. — Philippi, The doctrine of Adai the Apostle, syrisch und englisch 1876. Dasselbe armenisch und französisch als Lettre d'Abgar ou histoire de la conversion des Edesséens par Labounia, écrivain contemporain des apôtres. Venise 1868. — Rind, Das Sendschreiben der Corinthier an den Apostel Paulus und das 3. Sendschr. Pauli an die Corinthier 1823. — Anger, Ueber den Theodiceenerbrief 1843. — Westerbürg, Ursprung der Sage, daß Seneca Christ gewesen sei. Nebst einer Recension des apokryph. Briefwuchsfels des Apostels Paulus mit Seneca 1881. — Didascalia apostolorum Syriae (ed. Lagarde) 1854. — Constitutiones apostolicae ed. Ueltzen 1853 (mit den canones apostol.). — Reliquiae juris ecclesiastici antiquissimae graecae ed. Lagarde 1856 (in demselben Jahre auch syrisch). — Clementis Rom. recognitiones, lat. von Gerbers 1838, syrisch von Lagarde 1861. — Clementis Rom. homiliae viginti ed. Dressel 1853 (griech.). — Clementina (dasselbe) ed. Lagarde 1865. — Clem. epp. biniae de virginitate. Syr. ed. Beelen 1856. Deutsch von Zingerle 1827. (Paul Wih. Schmiedel.)

KANON (in der Rechtssprache) bedeutet die jährliche Geldabgabe, auf welche eine bis dahin ihrem Betrage oder ihrem Aufwalle nach ungewisse Leistung oder Beschränkung regulirt oder abgetheilt wird, z. B. Leubemialskanon. — Im römischen Rechte versteht man unter Kanon die vertragmäßig festzusetzende jährliche Abgabe, welche der Emphyteuta an den Eigenthümer des Grundstücks zu zahlen hatte, und wegen deren Nichtentrichtung er von letzterem seines Rechts entsetzt werden konnte; im deutschen Rechte des Mittelalters auch wol den Erbsitz oder die festgesetzte Pachtsumme, welche die Erbpächter (Colonen) jährlich an den Grundherren entrichten mußten. Heutzutage sind Grundbesitzungen solcher Art durch die moderne Ablosungsgefeßgebung meistens beseitigt.

(Abrecht Just.)

KANON (in der Mathematik und Astronomie). In seiner ursprünglichen Bedeutung als Richtschnur oder Regel wird das Wort Kanon in der mathematischen Literatur nur bei den älteren Schriftstellern gebraucht; dagegen dient es noch gegenwärtig (auch in dem Diminutivkanonien) zur Bezeichnung einer nach bestimmter Regel berechneten Tabelle oder Tafel von Zahlen, wie Canon logarithmorum, Canon ascensionum rectarum etc. Nur in der Theorie der Gleichungen (binären Formen) sind dem Worte kanonisch besondere, aber verschiedene Bedeutungen beigelegt worden. Harriot (Artis analyticae praxis 1631) nennt aequatio canonica eine solche, bei welcher die Coefficienten als Functionen der

Wurzeln ausgedrückt sind. Sylvester hat (Philos. Magazine 1851) das Wort in die Invariantentheorie eingeführt, indem er zeigte, daß jede binäre Form von der ungeraden Ordnung $2n-1$ auf die „kanonische Form“

$$a_1(x_1 \times a_1 x_2)^{2n-1} + a_2(x_1 \times a_2 x_2)^{2n-1} + \dots + a_n(x_1 \times a_n x_2)^{2n-1}$$

durch Lösung einer Gleichung n ten Grades gebracht werden kann, während bei Formen gerader Ordnung durch Auflösung einer Gleichung $n \times 1$ ten Grades die kanonische Form:

$$a_1(x_1 \times a_1 x_2)^{2n} + a_2(x_1 \times a_2 x_2)^{2n} + \dots + a_n(x_1 \times a_n x_2)^{2n} + b^2(x_1 \times a_1 x_2)(x_1 \times a_2 x_2) \dots (x_1 \times a_n x_2)$$

zu erzielen ist (Cayley, Journal f. Math. B. 54). T bedeutet hierbei eine Covariante n ter Ordnung der Form:

$$(x_1 \times a_1 x_2)(x_1 \times a_2 x_2) \dots (x_1 \times a_n x_2)$$

Gleisch definiert in seiner „Theorie der algebraischen binären Formen“ als kanonische Darstellung eine solche, bei welcher die Zahl der nicht numerischen Coefficienten durch lineare Transformation auf ein Minimum reducirt wird. Da durch die lineare Transformation nur höchstens vier Coefficienten festgelegt werden können, so ist diese Art der kanonischen Darstellung vornehmlich nur bei Formen niedriger Ordnung von Interesse. (Dr. Harnack.)

KANON (in der bildenden Kunst) ist die Bezeichnung der Norm oder Regel für die Schönheit und Harmonie des menschlichen Körpers. Der Künstler, der in dieser Richtung seine Studien nach lebenden Modellen machen will, wird bald herausfinden, daß diese in den meisten Fällen an Ausladung oder an Verkrüppelung und Härte der Formen leiden und daß ihn darum bei dem Studium nach der Natur eine feste Norm setzen müsse, die ihm die Schönheitsverhältnisse offenbare. Unter dem Titel Kanon gab Polyklet der Ältere (geb. um 480 v. Chr.) eine Schrift, ein solches Gesetzbuch der Schönheit der menschlichen Körperform heraus, das von den folgenden griechischen Künstlern eifrig studirt und befolgt wurde. Ueber das Princip seiner Theorie sind wir nicht ganz im Unklaren, wenn uns auch leider sein Werk nicht erhalten blieb. Es waren darin alle Symmetrien der Körpertheile dargelegt, des Fingers zum Finger, aller Finger zur rechten Hand, dieser zur Handwurzel, dieser zum Ellenbogen, dieses zum Arm u. s. f. Ex ungue leonem, d. h. zu einem gegebenen Theile die fehlenden Theile, ja zu einer gegebenen Hand den dazugehörigen Körper construiren. Um mit dieser Regel auch das Vorbild zu geben und seine Theorie greifbar zu machen, vollendete er nach dieser Norm eine Statue, nach gewöhnlicher Annahme den Doryphoros, einen spreitragenden Jüngling, von dem sich wahrscheinlich eine Nachbildung im Museum zu Neapel befindet. Vielleicht ist hier auch der Diadumenos zu nennen, ein nackter Jüngling, der sich die Siegesbinde umlegt (davon eine Nachbildung in der Barnesischen Sammlung). Dieser zeigt die Weichheit des jugendlichen Körpers, jener die jugendliche Kraft. In der Geschichte

der Kunst sind die Untersuchungen über den Schönheitskanon noch oft unternommen worden, so von Cypriano im 3. Jahrh. v. Chr., dann später, nachdem Pollakulo im 1475 die Ergebnisse der medicinischen Anatomie für eine künstlerische zu verwerthen begonnen hatte, von Michel Angelo und Lionardo. Auch Dürer sucht und findet das (absolute oder ideale) Maß des Körpers und gibt ein Werk über dessen Proportionen heraus. In neuerer Zeit ist Scabon's Werk: Polyplet (Berlin 1834) und das von H. Jeising: Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers, Leipzig 1854, zu nennen.

Außer den angeführten Werken v. Bruun, Geschichte der griechischen Künstler, I, 219 ff. (J. E. Wessely.)

KANON, Canon (in der Musik) ist eine polyphonische Compositionsform für Einstimmigen oder Instrumente, in welcher eine oder mehrere Melodien unter Beobachtung des einfachen oder doppelten Contrapunktes nachahmungsweise von verschiedenen Stimmen vorgetragen werden.

Entscheidend dafür, ob ein Canon ein einfacher (simplex), doppelter (duplex), dreifacher (triplex), vierfacher (quadruplex) etc. sei, ist die Anzahl der zur Verwendung kommenden selbständigen Melodien oder Themat, nicht aber der Stimmen, welche sich an der Ausführung beteiligen. Der Canon unterscheidet sich von der Fuge (s. d.), welche gleichfalls eine Nachahmungsform ist, durch sein melodisch freieres Wesen, während letztere sowohl in Bezug auf thematische Gestaltung als auch auf die modalisatorische Ordnung an ganz bestimmte Gesetze gebunden ist.

Öröhnlich ist es die kürzere Lied- oder Arienform, welche den Kanonenthemen zu Grunde liegt. Setzt einfach eine Stimme nach der andern ein, und zwar so, daß jede entweder nur ihre Melodie vorträgt und dann schließt, oder die ersten Stimmen zu den später folgenden sich in freiem Gegensatz so lange fortbewegen, bis diejenige Stimme, welche das Thema zuletzt vorgetragen hat, mit diesem zu Ende ist, so genügt die Anwendung des einfachen Contrapunktes. Setzen dagegen die einzelnen Stimmen, nachdem sie mit ihrem Thema zu Ende sind, mit demselben wieder von neuem ein, so daß jede derselben bald als Ober-, Mittel- oder Unterstimme erscheint, so muß der Canon, d. h. die Grundmelodie mit ihrer Nach-, resp. Gegenfuge gleich von vornherein im doppelten Contrapunkt entworfen sein.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es zwei Hauptgattungen von Kanons gibt: unendliche und endliche. Der unendliche Canon (Canon infinitus, perpetuus), wie er uns in jedem Schlußton vorliegt, unterscheidet sich von dem endlichen dadurch, daß jede einzelne Stimme, nachdem sie ihre Melodie vorgetragen hat, mit derselben immer wieder von neuem einsetzt, während in dem endlichen Canon die Stimmen zu einem gemeinschaftlichen Schluß verbunden werden, indem entweder die strenge Nachahmung an geeigneter Stelle abgebrochen und jede Stimme in mehr oder weniger freiem Gange in den Schlußton geführt, oder eine besondere Coda angehängt wird, in welcher ebenfalls meist an Stelle der strengen Nachahmung eine freiere Polyphonie tritt.

Geisse Canonformen, wie die des rückgängigen oder freibegängigen Kanons u. a., schließen den Begriff des „unendlichen Kanons“ nicht unbedingt aus, sondern aber doch seltener als langgepönnene Nachahmungssätze vor.

Mit dem Spiegel- oder Krebskanon (Canon cancrizans) sind wir auf das Gebiet der künstlerischen Kanons gelangt, auf welchem sich nicht allein die Tonleiter der Hebräerlandischen Schule, sondern auch viele Theorien der späteren Zeit mit Vortheile ergingen. Viele dieser Gebilde zeigen erst die spezifischsten Combinationen. Dieselben haben daher, eben ihres gestifteten Wesens halber, nur einen sehr untergeordneten ästhetischen Werth und können höchstens ein historisches Interesse in Anspruch nehmen oder allenfalls zu Studienzwecken mit Nutzen verwendet werden.

Die künstlerischen Kanons lassen sich nach drei Gesichtspunkten eintheilen: zunächst im Hinblick auf die Intervalle, in denen die einzelnen Stimmeneintritte erfolgen, — sozahn in Rücksicht auf die rhythmischsten Uebersetzungen, welche bei der Nachahmung zur Anwendung kommen (Augmentation, Diminution etc.), — endlich in Bezug auf die Art und Weise der Nachahmung selbst, insofern letztere wieder stattfinden kann: a) in der geraden Bewegung (in motu recto), b) in der Gegenbewegung (motu contrario), und zwar entweder einfach nur nach den diatonischen Stufen: a) contrario, oder streng nach den chromatischen Verhältnissen: alla verso, al rovescio, roversico; c) in der rück- oder freibegängigen Bewegung (al cancrizans), wobei zu bemerken ist, daß diese verschiedenen Arten der Nachahmung bei der gehörigen Anzahl von Stimmen wieder beliebig mit einander zu combiniren gehen.

Ein länger ausgeführter, recht wohlklingender Krebs- oder Spiegelkanon für 2 Violinen liegt von Wertin vor: Duo tres facile et curieux) Mainz bei Schott (Pr. 25 Pf.). Zur Ausführung derselben stellen sich die Spielenden einander gegenüber, so daß jeder derselben seine Stimme von dem zwischen beiden liegenden Notenblatt von oben an, also in umgekehrter Weise wie der Gegenpartner abliest.

Ein Canon kann sich hinsichtlich der Notationsweise in zweierlei Gestalt darstellen, entweder als offener, aufgelöster (Canon apertus, resolutus, canone in partito), oder als geschlossener (Canon clausus, canone in corpo). Offen ist der Canon, sobald alle Stimmen überständig in Partitur gesetzt sind, geschlossen dagegen, wenn nur eine Stimme notirt und der Eintritt der übrigen Stimmen entweder durch S (Segno) oder irgendein anderes Zeichen kenntlich gemacht ist. Die beginnende Stimme heißt Proposta (Verfasser), die nachfolgende Risposta (Nachsatz, Antwort), in einigen älteren Werken kommen dafür juxta die Benennungen Dux (der Führer) und Comes (der Begleiter) vor, Ausdrücke, welche jetzt vorzugsweise in der Fuge gebraucht werden. Erfolgen die Eintritte nicht alle auf gleichen, sondern auf verschiedenen Tonstufen, namentlich auf solchen, welche sich — ohne die Noten der in der Proposita gegebenen We-

Lobde von ihren Plätzen zu rücken — selbiglich durch Anwendung verschiedener Schlüssel (vgl. d.) ergeben, so legt man die entsprechenden Schlüssel als Vorzeichnung

vor die Proposta. Ein Kanon von J. S. Bach, welcher zugleich ein Beispiel eines unenblichen sowie eines Kanons in der Gegenbewegung ist, möge dies verdeutlichen.

a) geschlossene Rotationsweise:



Proposta.

b) Auflösung in die offene Rotationsweise:

Risposta I. (in der Unterquinte).

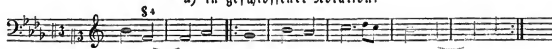
Risposta II. (in der Unterseptime von der Proposta und in der Unterterz von der vorangehenden Stimme aus) u. s. w.

Risposta III. (in der Unterdecime von der Proposta und der Unterquinte von Risposta II. aus).

Derselbe Kanon erscheint nachstehend durch Umkehrung der Stimmenfolge sowie durch Transposition in eine andere Tonart und durch Benutzung anderer, entsprechender Schlüssel in der Gegenbewegung. Nicht allein aber fallen hier die Noten der antwortenden Stimmen

(wie in dem voranstehenden Beispiel) mit den Notenplätzen der zweiten Proposta, sondern auch mit denen der ersten Proposta zusammen, sobald man das Blatt umdreht und die Noten von rechts nach links liest.

a) in geschlossener Rotation:



b) in offener Rotation:

u. s. w.

Die Stimmeneintritte und die Zahl der Stimmen, für welche der Kanon berechnet ist, werden, wie schon bemerkt, durch das Zeichen δ in der Proposita (s. Beispiel I), oder, was das Kürzeste ist, einfach durch eine jenem Zeichen beigefügte Zahl angegeben (s. Beispiel II), wofür die neuen Eintritte immer auf dieselbe Stelle der jedesmal vorhergehenden Stimme fallen.



desgleichen in der einfachen, zwei- oder vierfachen Verkleinerung, (Diminutio simplex $C \text{ } \frac{1}{2}$, duplex $C \text{ } \frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{6}$ u. s. w.), in der einfachen oder mehrfachen Vergrößerung (Augmentatio, Proportio subdupla $C \text{ } \frac{3}{2}$, subtrippla $C \text{ } \frac{4}{3}$, subquadrupla $C \text{ } \frac{5}{4}$), in der Proportio sesquialtera $O \text{ } \frac{3}{2}$ oder sesquialtera diminuta $O \text{ } \frac{2}{3}$ (vgl. Mensuralsystem), oder in irgendwelcher andern rhythmischen Umbildung erfolgen soll. Es werden dann die für gewisse rhythmische, resp.

Etwas dem Voraussetzen verschiedener Schlüssel Analoges geschieht, wenn die Nachahmung nicht im gleichen Takt und Rhythmus der Proposita, sondern im Gegensatz zu dieser, entweder im Tempus perfectum (dem dreitheiligen: O), oder im Tempus imperfectum (dem zweitheiligen: C),

tastliche Veränderungen zu Gebote stehenden Zeichen ebenfalls der Proposita als Vorzeichnung vorangestellt; wie z. B. ein Kanon von Joyssquin de Pres zeigt, welcher zugleich im Integer valor (dem Normaltakt der alten Mensuralmusik, s. d.) und im Tempus imperfectum diminutum (d. h. in dem um die Hälfte verkleinerten Werth des unvollkommenen zweitheiligen Taktes) gesetzt ist, der sich geschlossen in seinem Anfange so:

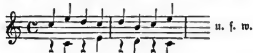


offen (d. i. in feiner Auflösung) so darstellt:



Das letzte Beispiel unterscheidet sich von dem vorausgehenden Bach'schen Kanon noch dadurch, daß seine Stimmen nicht nacheinander, sondern miteinander eintreten. Es ist dies eine Form, welche bei den Tonsetzern der Niederländischen Schule besonders häufig vorkommt.

Einen Kanon, in welchem die Proposita um den Werth einer halben Note ($\frac{1}{2}$), also um eine Minima der alten Mensuralmusik) nach der Proposita einsetzt, wie z. B. in dem angeführten Kanon von Bach, bezeichnete man früher als „Fuga ad minima“. Imtritt eine Stimme die andere nur um ein Viertel später, so heißt das „al sospiro“; erfolgt die Nachahmung nachschlagend, aber zugleich als Vergrößerung gedacht, so bezeichnet man letztere als unterbrochene, „imitatio interrupta“:



Ist der Kanon für zwei Chöre gesetzt und imitirt sonach der eine den andern Chor in streng kanonischer Weise

(im Sinne der Kithoposia), so nennt das die Kunstsprache „a cori battenti“.

Erfolgen in einem Kanon die Stimmeneintritte immer in den nämlichen Intervallabständen, also entweder stets in Secunden, Terzen, Sexten oder Septimen, vorzugsweise aber in Quartan oder Quinten, so enthebt ein Zirkelkanon, selbst wenn die Stimmenzahl nicht so groß ist, daß sich der ganze Umlauf vollzieht und die letzte Stimme wieder in den Ton der Proposita zurückkehrt, der ganze Kanon sich also in Bezug auf seine Tonfolge gleichsam in einem geschlossenen Zirkel bewegt (woon sein Name), sondern dieser Kreislauf nur angedeutet wird. Es sind daher zu einem solchen Kanon mindestens drei Stimmen nötig, um die diese Species charakterisirende Consequenz der Intervallenfolge klar darzutun.

Ein Muster eines, wenn auch nicht streng durchgeführten, wohl aber seiner ganzen Intervallordnung bei den verschiedenen Stimmeneinsetzungen nach hierhergehörigen Kanons hat uns J. S. Bach in seiner Matthäus-Passion in dem gewaltigen Chöre „Sind Wlge, sind Donner“ gegeben. Zeigen endlich die Stimmen eines Kanons die Möglichkeit verschiedenartiger intervallischer Umkehrungen, muß auch noch anderweitiger tonischer und rhythmischer Umbildungen, so nennt man solchen contrapunktischen Satz einen „polymorphischen“ (vielfältigen) und derartige Kanons polymorphische Kanons.

Wie aus dem Vorausgehenden erhellt, war unter Auflegung solchen Zwanges (obligo), worin besonders die Niederländer das Erdentlichsste leisteten, die Art und Weise der Nachahmung nicht immer so leicht zu erkennen.

Es wurden daher neben den bereits erwähnten Schlüsseln und Taktvorzeichnungen noch andere Zeichen und erklärende Beisätze (Mottos, Sprüche u. dgl. m.) nötig, welche den Ausführenden als Richtschnur dienten und dieselben auf die richtige Ausführung jener spinnenhaften Tongebilde hinführten. Fehlten solche Angaben, d. h. blieb die Auffösung des betreffenden Kanons dem Scharfsinn der Ausführenden überlassen, so wurde der Kanon für letztere zu einem „Räthselskanon“ (Canon aenigmaticus). Der Räthselskanon ist sonach keineswegs eine besonderer Species des Kanons, sondern — infolge des Mangels aller Angaben — für die Ausführenden nur bis zu dem Moment der Auflösung ein solcher.

Jene Zeichen und Mottos, welche anfangs nur als Richtschnur (Kanon) für die Ausführung dienten, führten nun — indem man das Wort, welches ursprünglich nur jene Anhaltspunkte für die Auflösung geschlossener netzter Kanons bezeichnete, auf die Sache selbst übertrug — auf den Namen der in Rede stehenden Form; hatte das Wort „Kanon“ doch schon, wenn auch in ganz andern Sinne (vgl. d. Artikel Kanonik in diesem Werke), seit Pythagoras Eingang in die Musikwissenschaft gefunden. Neben dem Worte Kanon kommen noch die Benennungen Kots, Kabel (d. i. rotula, Rädchen, — also etwas, was sich im Kreise bewegt), und im 15. und 16. Jahrhundert namentlich die Benennung Fuga (f. v.), Kreisfuge, sodann fuga perpetua, legata, consequenza, a simiglianza und risposta vor, bis, wie schon erwähnt, im Anfang des 17. Jahrhunderts durch Uebertragung des zur Angabe der Ausführung bestimmten Zeichens, für welches die Componisten häufige geradezu das Wort „Canon“ hinführten, auf die Sache selbst diese Bezeichnung zum musikalischen Gattungsnamen wurde.

Die Anfänge des Kanons datiren in die Zeit bald nach Entwicklung der Mehrstimmigkeit zurück; denn frühzeitig finden wir, wenn auch in ungeschickten Anfängen, schon keimhaft vor, was sich durch die Niederländer — von deren Schule die Geschichte des Kanons unzertrennlich ist — namentlich durch Dufay (1380 päpstlicher Sänger in Rom, gestorben 1432), Otheghem (geboren um 1430), Josquin des Prés (geb. zwischen 1450 und 1453, gest. 1521, nach andern 1531), Pierre de la Rue, Mouton, Brumel, Gombert u. a. u. zu den kunstvollsten Gebilden entwickeln sollte. — Ueber die bei den einzelnen Arten des Kanons zu beobachtenden harmonischen Regeln sowie über die metrische Structur der Kanontemen überhaupt gibt jede gute Compositionslehre die nöthige Auskunft (vgl. dort Lied- und Arienform).

Ueber den ästhetischen Werth und die künstlerische Verwendbarkeit des Kanons ist bis auf die neueste Zeit wenig geschrieben worden. Was man auch gegen die Künstler und Stimmenhäuflungen der Niederländer sagen mag (Nehem soll einen schwebend-frogstimmigen, Franciscus Valentinius [gestorben 1654] seinen vierundzwanzigstimmigen Kanon geschrieben haben), und wie sehr

auch zugestanden werden muß, daß die meisten der auf diesem Gebiete zu Tage geforderten Spinnwebigen ungeschön und der wahren Kunst nicht eben würdig sind, so darf doch andererseits der Nutzen nicht unterschätzt werden, den die Uebungen in dieser strengen Form dem Lernenden gewähren, und den überhaupt die Musik auf diesem Regelwege gezogen hat, ohne welchen sie sich jedenfalls nicht zu einer so reinen harmonischen Kunst abgeklärt haben würde und der Tonlag so frei, biegsam und bereit geworden wäre, wie dies in der That der Fall ist.

Es müssen daher vor allem diejenigen kanonischen Bildungen, welche als Künstlerlehen nur zu den musikalischen Curiosen und Albumscherzen zu zählen sind, von jenen Kanonformen unterschieden werden, welche wirklichen künstlerischen Werth haben und die uns durch unsere großen Tonmeister nach dieser Seite hin beglaubigt worden sind.

Es sind dies zunächst die größeren einfacheren Kanons mit Begleitung im Einklang oder in der Octav, wie uns solche in Cherubini's Dyer Panica und Beethoven's Fidelio, fobann in Bach's großer Matthäus-Passion in dem Gesange der beiden falschen Zeugen: „Er hat gesagt“ etc., sowie in dem schon erwähnten großen Chöre: „Eind Biß“, vorliegen. Künstlerliche Verwendung findet ferner der Kanon in jenen Gebilden, welche wir mit dem Namen Parafisienkanon bezeichnen möchten: darunter sind kleinere Kanons zu verstehen, welche sich als Begleitung entweder an einen größeren fortlaufenden Gesang (einen Choral oder an einen freierhunden Cantus firmus), oder an einen größeren, streng durchgeführten Kanon anschließen, hauptsächlich aber als Choralkanon, und zwar entweder in der schon angeführten Bedeutung als Begleitung zu einem gegebenen Choralgesange oder als kanonische Verarbeitung des Chorals selbst, wobei Ausschmückung und andere unwesentliche melodische und rhythmische Abweichungen von der ursprünglichen Choralmelodie der geschickteren Stimmführung wegen nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten sind. Meisterwerke dieser Art enthalten Bach's Choralvorspiele: B. v. VI und VII (Peters'sche Ausgabe).

Ein anderes hierhergehöriges Musterwerk ist das von Kengel: Canons et Fugues dans tous les tons majeurs et mineurs (1854). Seit Bach trat die Fuge (vgl. d.) an Stelle des Kanons und drängte den letzteren zu der Bedeutung eines technischen Vorstudiums zu jener herab. Gleichwohl bemüht sich moderne Componisten — Grimm, Jabasohn, Kiel, Richter, Ortel, Weigmann, Hauptmann, Reineke u. a. — diese Form neu zu beleben. Die beiden Erstgenannten versuchten derselben sogar wieder selbständige Geltung zu verschaffen, indem sie ganze Orchesterwerke (Suiten, Strechen) in streng durchgeführter Kanonform schrieben. Auch Joh. Haydn benutzte den Kanon zur Bildung größerer selbständiger Tonstücke, so z. B. im Choro des 109. Quintenquartetts, in der Abschiedsymphonie und andern Tonwerken. Ebenso war Mozart Meister in dieser Form. Von ihm existiren unter andern mehrere Hefte Kanons, welche allem Anschein

nach vorwiegend zum Zweck erweiternder Unterhaltung geschrieben sind. Als integrierender Theil findet sich der Kanon in vielen größeren Vocal- sowie in Instrumentalwerken, hauptsächlich aber in der Fuge.

Als Studienwerke über den Kanon empfehlen sich besonders: J. M. Bononcini, *Musicus practicus* (Stuttgart 1701); Marpurz, *Abhandlung von der Fuge* (Ausgabe von Dehn, Leipzig 1858); Stölzel, *Praktischer Beweis, wie aus einem Kanon deren mehrere zu machen sind*; Kirnberger, *Kunst des reinen Satzes* (Berlin und Königsberg 1777 und 1779); Albrechtsberger, *Anweisung zur Composition* (Leipzig 1790); Cherubini, *Cours de Contrepoint etc.*; André (Offenbach 1838); J. G. Lobe, *Lehrbuch der Composition*, Bd. IV (Leipzig 1866); S. W. Dehn, *Lehre vom Contrapunkt* (Berlin 1859); Marg, *Compositionslehre*, Bd. II. (Leipzig 1847); Simon Schuler, *Die Grundzüge der musikalischen Composition*, Thl. III (Leipzig 1859); C. F. Richter, *Lehrbuch der Fuge* (Leipzig 1859); H. Vettermann, *Der Contrapunkt* (Berlin 1862); Otto Kraußell, *Der Kanon in seiner geschichtlichen Entwicklung* (Leipzig 1875); ferner jede ausführliche *Compositionslehre*.

Als Ergänzung zu diesem Artikel vgl. übrigens die Artikel: *Contrapunkt*; *Compositionslehre*; *Fuge*; *Homophonie*; *Polyphoner Stil*; *Imitation*; *Nachahmung*; *Wenfsuramust.* (*A. Tottmann.*)

KANON (im Buchdruck) ist die Bezeichnung für große Buchdrucklettern, mit welchen ursprünglich die Messanonen gedruckt wurden und die jetzt auf Titeln, Anschlagzetteln u. s. w. Anwendung finden. Die Kanon-Type bildet im Schriftsystem (Regel) einen bestimmten Schriftgrad und zerfällt in große und kleine Kanon; erstere hat in dem allgemeinen typographischen Punktssystem die Stärke von 40 Punkten, letztere eine solche von 36 Punkten. (*B. Siegfried.*)

KANONE, unweifelhaft von dem lateinischen *canna* stammend und mit der italienischen vergrößerten Endung versehen, daher großes Rohr bedeutend, bezeichnet ein Geschäß, dessen Rohr eine relativ große Länge besitzt und das dazu bestimmt ist, Geschosse mit großer Geschwindigkeit, demnach mit möglichst starker Pulverladung in flachem Bogen zu schießen. Die ersten nach Benutzung des Schießpulvers zum Krieggebrauch auftretenden Geschütze waren ausschließlich Kanonen und hatten meist eine bedeutende Länge, weil man sehr große Ladungen anwendete und die Kraft derselben möglichst lange auf das Geschos wirken lassen wollte. Versuche aber, welche Kaiser Karl V. anstellen ließ, zeigten, daß eine übermäßige Länge des Rohrs für die Steigerung der Wirkung nicht nur nicht vorteilhaft, sondern sogar nachtheilig sei, da die Anschläge der mit Spielraum geladenen Geschosse an den Seitenwänden einen Theil der ihnen durch die Ladung erteilten Geschwindigkeit vernichten. Nach diesen Versuchen wurde die Länge der Seele der Kanonen, d. h. der cylindrischen Hohlung der Röhre, auf 18–22 Geschosdurchmesser festgesetzt, ein Maß, das sich bis in neuerer Zeit erhalten hat, wobei

die Minimalgrenze von 18 Kaliber nur selten überschritten wurde. Die andern Arten der Geschütze, die Haubitzen und die Mörser, entstanden erst später und sind der Zahl nach gegenüber den Kanonen stets in der Minorität geblieben, während die letzteren sowohl in der Feld-, als der Belagerungs- und Festungs- und auch der Schiff- Artillerie stets die Mehrzahl gebildet haben.

Die ersten Kanonen wurden aus eisernen Stüben gebildet, die wie die Dauben eines Fasses aneinandergefügt und durch Keifen zusammengehalten wurden. Die geringe Haltbarkeit derartigen Geschütze führte bald auf Benutzung der Bronze und des Gusseisens als Material für die Röhre, bei deren Guß man in Reminiszenz an die ungelagten Keifen hervorbringende, die Oberfläche rund umgebende Verzerrungen — die Friesen — anbrachte. Bronze und Gusseisen haben sich jahrhundertlang als alleiniges Rohmaterial erhalten, erst in neuerer Zeit sind sie durch Schmiedeeisen und Gußstahl ersetzt, wenn auch nicht vollständig verdrängt worden. Die äußere Form der Kanonen gleicht einem mäsig abgestumpften Kegels, da dem Theil, der die Pulverladung aufzunehmen hat, die größte Metallstärke gegeben werden muß, während nach der Mündung zu den Pulvergasen nur eine geringere Dike des Metalls entgegengesetzt zu werden braucht. Bei den bronzenen und gusseisernen Geschützröhren wurde die verschiedene Stärke der Seelenwände einfach durch den Guß erreicht, bei den schmiedeeisernen und gußstählernen Röhren werden zu diesem Zwecke auf deren hinteren Theil, das Bodenstück, schmiedeeiserne oder stählerne Ringe von verschiedener Breite oder zusammenhängende Mäntel warm aufgetrieben, sodas sie beim Erkalten sich mit einer gewissen Spannung an die Rohroberfläche anlegen.

Jedes Rohr bedarf zur Einlagerung in die Laffette ein Paar cylindrischer seitlicher Ansätze, die Schützspizen, welche in der Längsrichtung des Rohrs dergekal angeordnet sind, dasß der hintere Theil etwas Ubergewicht — das Hintergewicht — hat. Dadurch wird die starke Bewegung des Rohres um die Schützspizennachse beim Schießen ermäßigt und die ruhige Lage des Rohres beim Nichten gewährleistet, während ein Vorbergewicht oder selbst ein Gleichgewicht der um die Schützspizennachse schwingenden Rohrtheile erste die Nachtheile nach beiden Richtungen herbeiführen würde. Die Bohrung der Seele ist bei allen Vorderladgeschützen, sowohl den glatten wie den gezogenen, hinten durch den festen Stoßboden geschlossen, bei den Hinterladgeschützen von der Mündung bis nach hinten durchgeführt. Für den Schuß muß selbstverständlich in letzterem Falle ein Stoßboden gebildet werden, der beweglich gestaltet ist und Verschlußvorrichtung genannt wird. Diese Vorrichtung kann durch einen einfachen Keil, einen Doppelpfeil, eine Schraube mit durchbrochenen Öhngen, einen Glinderverschluß mit Durchbohren u. s. w. gebildet werden. Die Seele der glatten Kanonen ist rein cylindrisch ausgebohrt, die der gezogenen Kanonen ist an den Wänden mit Zügen versehen, die gewöhnlich von trapezförmigem

Durchschnitt, in einer flachen Schraubenwindung — dem Drall — von hinten nach vorn gehen, um dem Geschosse beim Durchgange durch die Seele eine Drehung um seine Längsachse zu verleihen, sodaß es gleichsam durch die Pulvergase aus dem Rohre herausgeschraubt und am Ende seiner Bahn in das Ziel hineingeschraubt wird. Der Drall ist entweder ein gleichbleibender oder ein steigender (Progressiv-) Drall, im ersteren Falle zeigen die Kanten der Züge auf der aufgewickelt gedachten Erlemdrängung gerade parallele Linien, während sie in letzterem Falle Curven darstellen. Bei dem steigenden Drall ist die Windung der Züge am Boden des Rohres eine schwache, verflacht sich aber nach der Mündung zu in erheblicher Mäße. Die glatten Geschütze verfeuert man Rundgeschosse, anfänglich aus Eisen gestirgt, dann aber aus Eisenblech gegossen, die gezogenen Geschütze verfeuern Langgeschosse, die entweder mit zwei Reihen inopartiger Vorhände (äillettes), welche in die Züge eingreifen und durch sie geführt werden, oder mit einem Mantel oder mit ringen Ringen werden Metall (Eisen, Kupfer) versehen sind. Die zwischen den Zügen sitzenden bleibenden Rippen — die Feder — pressen sich in das Weichmetall beim Schusse ein und bewirken bei der fortwährenden Bewegung des Geschosses gleichzeitig dessen Drehung um die Längsachse. Während die glatten Geschütze Vorkugeln, Granaten, Schrapnell und Karätschischen schossen, werden Vollgeschosse bei den gezogenen Kanonen nur ganz ausnahmsweise verwendet. Seit die gezogenen Geschütze am Anfange der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Gebrauch genommen sind, haben sie wegen ihrer bedeutenden Vorteile die glatten Geschütze immer mehr verdrängt, sodaß diese nach ihrer halbtausendjährigen Benützung auf den Ausserbetrieb gestellt sind und in nicht zu ferner Zeit nur noch in Waffen- und Trophäensammlungen zu finden sein werden.

Als Haupttheil der Artillerieanordnung aller Staaten finden sich die Kanonen in der Feld-, der Belagerungs-, Festungs-, Küsten- und Marine-Artillerie vertheilt; die ersteren sind die dem Gewicht und dem Kaliber nach leichtesten, ihr Seelendurchmesser variiert zwischen 7,5 und 10,5 Centimeter, ihr Rohrgewicht zwischen 400 und 650 Kilogramm. Die Küstenkanonen sind infolge ihres stabilen Standes und der Nothwendigkeit, die Panzerplatten der Kriegsschiffe zu zerstören, die schwersten; sie haben ein Kaliber, das in einzelnen Exemplaren bis zu 45 Centimeter reicht und ein Rohrgewicht, das zum Beispiel bei dem 43-Ton.-Geschütze des Woolwich-Arsenals 43,500 Kilogramm beträgt. (v. Löbell.)

KANONENBOOTE sind 20—25 Meter lange und mit einem oder zwei schweren Geschützen bewaffnete flachgehende Fahrzeuge, welche früher den Küstenschutz verjäten. Ihr geringer Tiefgang gestattete ihnen, sich auf leichtes Wasser zurückzuziehen, wohn ihnen größere Schiffe nicht zu folgen vermochten. Ebenso konnten sie in Windhüllen große Kriegsschiffe auch entfernter von der Küste angreifen, weil sie von 30—40 Ruderern getriebene betriebliche Manövrierfähigkeit besaßen, mit ihren

schweren Geschützen auf große Distanzen angreifen konnten und selbst nur ein kleines Ziel boten.

Kanonengebäude wurden zuerst im 17. Jahrhundert von den Franzosen bei dem Bombardement von Dünkirchen durch die alliierten Engländer und Holländer angewandelt, kamen dann aber lange Zeit wieder außer Gebrauch, bis Napoleon I. 1805 mehrere Hunderte erbauen ließ, um mit ihnen an windstillen Tagen eine Invasion Englands zu unternehmen. Er hatte zu diesem Zwecke eine Armee von 80,000 Mann bei Boulogne versammelt und bereits alle Vorbereitungen getroffen, als der ausbrechende Krieg mit Oesterreich ihn zwang, das Project bis auf weiteres zu vertagen. Inzwischen folgten jetzt auch andere Mächte Frankreichs Beispiel und in verschiedenen Kriegen spielten die Kanonenboote seitdem eine Rolle. Auch den Ausgangspunkt der deutschen Flotte bildeten die Kanonenboote, von denen 1848/49 nahe an 100 beschafft wurden. Ihre Lebensdauer war jedoch keine lange. Nachdem 1849 Schleswig-Holstein mit dem Bau des ersten Schraubenkanonenbootes, „Bon der Lann“ vorgegangen war, folgten dann sehr bald die übrigen Mächte und überall trat jetzt der Dampf an die Stelle der Ruder.

Die Dampfschraubenboote sind Fahrzeuge von 35—40 Meter Länge und 2—2½ Meter Tiefgang mit 3—4 schweren Geschützen, aber sie treten bei der Küstenverteidigung ungenügend in der Reihe als Vorposten, Despatchboote u. s. w. auf. Dagegen werden sie zum Schutze des Handels an leichte Küsten halb- oder unentwickelter Völkerstaaten und zur Verfolgung der Piraten in den okeanischen Gewässern verwendet. Zu diesem Zwecke hat man den Namen Kanonenboot auch auf eine etwas größere Klasse von Fahrzeugen ausgedehnt von 40 Meter Länge und 3 Meter Tiefgang, welche 6 Geschütze führen, obwohl der Begriff „Boot“ wenig auf sie paßt. Zur eigentlichen activen Küstenverteidigung sind dagegen die Panzerkanonenboote eingetreten, von welchen die deutsche Marine 15 besitzt. Um den schweren Panzer zu tragen, reichten jedoch die bisherigen Dimensionen der ungepanzerten Kanonenboote nicht aus und namentlich mußte die Breite der Fahrzeuge von 8 auf 10 Meter sowie auch der Tiefgang um ½ Meter vergrößert werden. Diese Boote tragen hinter einem Panzerschilde nur ein Geschütz auf ihrem Vordertheil, aber es ist das schwerste Kaliber, welches die deutsche Marine bis jetzt besitzt und hat einen Seelendurchmesser von 30½ Centimeter. Diese Kanonenboote sind speciell zur Vertheidigung der Mündungen von Älde, Weser, Jade und Ems bestimmt und deshalb in Wilhelmshafen stationirt. Ihr Vordertheil und der Schild des Geschützes sind mit einem Panzer von 20,5 Centimeter Stärke versehen, ebenso ist das Verdeck mit 5-Centimeter-Eisenschichten gepanzert. Sie sind sechsfähige Fahrzeuge, besonders manövrierfähig gebaut und haben eine Schnelligkeit von 10 Knoten (5 Meter in der Secunde). (R. Werner.)

KANONENSCHLAG ist ein Habitat der Kriegs- und Luftschwerartillerie, das einen starken Anall, ähnlich

dem beim Abfeuern einer Kanone, hervorbringt. Zu seiner Fertigung wird reines geförntes Schießpulver verwendet und dieses in einer widerstandsfähigen Umhüllung verschlossen. Man unterscheidet cylindeische und kubische Kanonenschläge. Ertere haben eine aus starkem Papier rollirte, an beiden Enden zugewürgte Hülse als Umhüllung und dienen zur Verjagung von Kugeln; eine Zündleitung führt dann von dem Treibfah der Kanone nach der Sprengladung des Kanonenschlages, sodas dieser am Ende des Treigens der Kanone zur Explosion gebracht wird. Die kubischen Kanonenschläge haben entweder eine aus dünnen Brettern bestehende, mit Blechstreifen benagelte Umhüllung oder als solche einen Würfel aus Papper, dessen Kanten mit Papieren oder Zeugstreifen beklebt sind und der mit mehreren Lagen Seeband zug umwickelt und in süßigen Keim getaucht wird. Die Zündung erfolgt entweder mit Frictionsschlägdröhren oder mit Spiegelgranatzündern, je nach der Verwendung der Kanonenschläge. Bei Rufffeuerwerken werden die kubischen Kanonenschläge meist als Signale für den Anfang und das Ende des Feuerwerks benutzt, dann erfolgt die Entzündung der Pulverladung gewöhnlich mit Frictionsschlägdröhren. Dienen die kubischen Kanonenschläge bei Feuersübungen zum Markiren feindlicher feuernder Geschütze oder des Krepiens der eigenen Geschütze, so wird die Sprengladung durch Spiegelgranatzündern, welche ihrerseits durch eine Zündleitung in Brand gesetzt werden, zur Explosion gebracht.

(v. Löbell.)

KANONIK in der Musik. Unter diesem Namen behandelte man früher die Ausmessung und Berechnung der Tonintervalle, die Zusammenfassung derselben zu Tonleitern und Tonssystemen, die Nothwendigkeit einer Temperatur und die Berechnung der gleichschwebenden und aller Arten ungleichschwebender Temperaturen. Solange aber die Physik des Klanges nichts weiter bekannt war, als daß die Höhe des Tones bei einer und derselben Saite und gleichbleibender Spannung nur von der Länge der Saite abhängt, war die Kanonik die gesammte musikalische Musik, jedoch ohne strenge Abgrenzung nach der Seite der Musik. Daher erklärte es sich, daß man dies Wissensgebiet auch mathematische Tonlehre, ja auch wol theoretische Musik nannte. Im Grunde war es gewissermaßen eine Kritiktheil der Töne und trug als solche die Bezeichnung Rationalrechnung. Unter diesem Namen ist sie als besondere Wissenschaft von Sorge im vorigen Jahrhundert noch behandelt (Sorge, Ausführliche und deutliche Anweisung zur Rationalrechnung, 1749.) Solange unser jetziges Tonssystem mit gleichschwebender Temperatur noch nicht zur ausschließlichen Herrschaft gelangt war, und solange man sich noch über die Vorzüge der verschiedenen Tonssysteme mit ungleichschwebender Temperatur stritt, also bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, mußte man der Kanonik begrifflicher Weise eine hohe Bedeutung für die theoretische Musik und den Bau der musikalischen Instrumente belegen; denn nur mit Hilfe der Tonrechnung konnte ein neues Tonssystem aufgestellt und gegen die andern abgemessen werden. Bedeutende Mathematiker und Musiktheoretiker

haben derartige Rechnungen ausgeführt, bis die gleichschwebende Temperatur zur allgemeinen Anerkennung gelangte, z. B. Wienzo Galilei, Bernini, Kepler, Euler, Rameau, d'Alembert, Kirnberger, Marpurz, Sorge. Vor der Untersuchung der Natur der Klänge sind jedoch in den Hintergrund getreten und was sie noch Brauchbares enthalten, pflegt man heutzutage in der Physik der Klänge und der Theorie der Consonanz, der Harmonie und der musikalischen Temperatur mitzubehandeln. Die Physik der Klänge wird auch über eine etwaige Verbesserung des heute gültigen Tonsystems zu entscheiden haben. Die Zusammenstellung des Wissens, das früher die Kanonik ausmachte, findet sich vertheilt in den Artikeln Ton, Klang, Temperatur, Schall (siehe diese Artikel, vorzugsweise Klang und Temperatur.)

Begründet wurde die Lehre von den Tonverhältnissen durch Pythagoras. Er hatte die Entdeckung gemacht, daß die Höhe des Tones von der Länge der Saite abhängt, die halbe Länge die Octave gebe u. s. w. Pythagoras und seine Schüler, die den Zahlen in mystischer Weise eine überchwengliche Bedeutung in der Natur unterlegten und die Zahl für das Wesen der Sache zu nehmen pflegten, setzten auch die Verhältnissaßen an Stelle der Töne und machten die Entscheidung über Consonanz oder Dissonanz einzig und allein von der Einfachheit des Zahlenverhältnisses der den Töne selbst angehörigen Saitenlängen abhängig, ohne die Töne selbst weiter zu beachten. So waren die Verhältnisse $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, welche der Quarte, Quinte, ersten, zweiten und dritten Octave angehören, Consonanzen; aber nicht die Quarte über der Octave, welche durch das Verhältniß $\frac{3}{8}$ ausgedrückt ist. Die Messung der Saitenlängen nahm man am Kanon vor, welches der Maßstab am Monochord oder auch das Monochord selbst ist, und aus diesem Grunde trugen die Pythagorer als Musiktheoretiker auch den Namen Kanoniker. Aristoxenos und seine Anhänger bildeten zu dieser Schule die Gegenpartei, sie hielten die Entscheidung über Consonanz und Dissonanz aus den Saitenlängen für unzulässig und forderten, daß das Ohr der höchste Richter in dieser Frage sein sollte. Die Aristoxener hießen deshalb die „Musiker“ oder die „Harmoniker“, waren aber nicht im heutigen Sinne Musiker, sondern gleich wie die Pythagorer ausschließlich musikalische Theoretiker.

(E. H. Niedermüller.)

KANONIKER. Ursprünglich wurde der Bischof in seinem Diöcesanregiment von den Klerrikern seiner Kirche beraten und unterstützt. Dieses Presbyterium nahm im 4. Jahrhundert den aßeitlichen Zuge der Zeit folgend unter dem Einflusse des Celsibius von Borellii (gest. um 371) und des h. Augustin in einzelnen Kirchen einen mönchlichen Charakter an, der in Hippo selbst ein Aufgeben des Privateigentums seitens der einzelnen Mitglieder, überall den Celibat derselben bedingte. Aber jeue vita canonica, so genannt, weil sie durch den allgemeinen christlichen Kanon normirt war, fand gerade deswegen weder überall Aufnahme, noch erhielt sie sich

dauernd selbst an denselben Kirchen, wo sie angenommen worden war. Erst als Erhebung von Weib sie im Jahre 760 für den dortigen Clerus angeordnet hatte, wurde sie durch das Nacener Concil von 816 oder 817 für alle Kirchen des fränkischen Reiches angeordnet, an denen eine Mehrzahl von Geistlichen wohnt, und erhielt sich in dieser Form, bis die wachsenden Reichthümer der Kirche bei der Geistlichkeit das Bestreben nach Sonder-Eigenthum und abgeändertem Leben wieder stärker hervorgerufen ließen. Freilich versuchte dann ein erneuter apostolischer Impuls Ende des 11. Jahrhunderts noch einmal die Wiederherstellung des früheren Zustandes, aber doch ohne durchgreifenden Erfolg zu erzielen. Vielmehr bildet sich jetzt ein Unterschied heraus zwischen den nach einer regula lebenden (regulierten) Ebstößen und den saeculares, die abgeändert in einzelnen Curien lebten und sich nur zu bestimmten Andachtübungen vereinten. Alle Geistlichen, die in Mehrzahl an einer Kirche wirken und ein Collegium bilden, werden auch nach heutigem Rechte canonici genannt, weil ihre Namen in die an der Kirche gehaltene Liste — canon — eingetragen wurden. So führen diesen Namen die Mitglieder der bischöflichen Kirche, die auch Domherren genannt werden, und die an nicht bischöflichen Kirchen, welche eine Collegiatverfassung besitzen und darum mit dem Namen Collegiatkürster bezeichnet werden. Die nicht regulierten Kanoniker genossen entweder die volle Priester (c. integrati, in fructibus) oder nur eine Quote derselben (semiparbandati, tertionarii) oder fanden sich bloß in Erpectanz derselben (c. in herbis). Während dieser Unterschied aber in den moderner Ebstößenfassungen hinsichtlich gemordet ist, hat sich der zwischen c. numerarii, residentiales, die wirklich zum Chordienst und zur Heiden Verpflichteten, und honorarii, non residentiales, deren Stellung nur eine Ehrenstellung ist, erhalten.

Literatur: Hinschius, Kirchenrecht §. 80 und die dort Angeführten. Vgl. in dieser Encyclopädie den Art. Domkapitel. (E. Friedberg.)

KANONISATION ist Heiligprechung eines Eiligen (canon). Der Name ist abgeleitet von canon, dem Verzeichnisse der Heiligen, in den eingereiht zu werden zum Range eines Heiligen erhob, und das Institut steht in einer gewissen Analogie zur antiken Apotheose, der Verehrung von Menschen unter die Götter.

Schon früh sind in der christlichen Kirche die Namen und Thaten der Wärtner gesammelt und in den Gemeindefassungen der andächtigen Gemeinde verlesen worden. Eine Anrufung derselben erfolgte aber erst nach der Zeit Augustin's, der ausdrücklich überliefert, homines Dei suo loco et ordine nominantur; non tamen a sacerdote qui sacrificat, invocantur (De civ. dei lib. XXII. c. 10). Dabei scheint ein bestimmtes Verfahren und eine feste Competenz für diese Seligsprechung nicht vorhanden gewesen zu sein. Wenigstens rügt Karl der Große in dieser Beziehung mehrere Mißbräude und bestimmt in dem Capitulare in Theodonis villa (806, c. 17) ausdrücklich: De ecclesiis seu sanctis

noviter sine auctoritate inventis, sine episcopo probante minime venerunt salva etiam de hoc et de omnibus ecclesiis canonica auctoritate (Mon. Germ. Leg. I, 134, ed. Boretius I, 125). Die hier den Bischöfen zugesprochene Function haben sie in der Folgezeit, mit dem römischen Bisthum concurrirend, oft auch unter dessen Befähigung ausgeübt, bis Alexander III. im Jahre 1181 auch in dieser Beziehung eine ausschließliche Competenz des römischen Stuhles feststellte, C. 1 X (3, 45), und die Declarationen Urban's VIII. (1625 und 1634) den Bischöfen auch die Befugnisse entzogen, für ihre Diöcesen Kanonisationen vornehmen zu dürfen. Die Materie der Seligsprechung ist dann päpstlicherseits durch eine große Zahl gesetzlicher Anordnungen geregelt (Fontanus, Codex constitutionum quas summi pontifices ediderunt in solenni canonisatione sanctorum etc. Romae 1729) und im Wesentlichen folgendermaßen gestaltet worden.

Wird bezüglich einer Person, die in der Regel seit 50 Jahren verstorben sein soll, und die einen heiligen Wandel geführt hat, ein Antrag auf Seligsprechung gestellt, so wird über diesen servus Dei eine Untersuchung eingeleitet und durch Weidwörterfahren sein heiliges Leben und die von ihm bewirkten Wunder constatirt. Auf Grund dieser durch den Diöcesanbischof geführten Untersuchung holt die Congregatio Rituum nach eigener Prüfung die Erlaubnis des Papstes zur Fortführung des Verfahrens ein. Dieses besteht in wiederholter Prüfung in der genannten Congregation, vor den Cardinälen und in einem päpstlichen Consistorium. Die Seligsprechung selbst erfolgt durch päpstliches Breve, welches das Was der dem Beatus zu erzielenden Ehren bestimmt, und wird vom Papste feierlich publicirt. Hat der Beatificirte neue Wunder gewirkt, so kann er Kanonisirt werden. Dies geschieht wieder nach einer dreifachen Prüfung, die bei der Beatification vorgenommen gleichartig ist, und wird die Kanonisation gleichfalls in der vaticanischen Basilica publicirt. Damit wird der Cultus des Heiligen für die gesamte katholische Kirche, nicht wie bei der Beatification für einen localen District, festgesetzt, und dieser Cult nicht wie bei dem Beatificirten bloß erlaubt, sondern geboten.

Während das Tridentinum die Heiligenverehrung aufrecht erhalten hat, ist dieselbe von der protestantischen Kirche verworfen worden.

Literatur: Prosper Lambertini (Benedict. XIV.) de servorum beatificatione et beator. canonisatione. Bononiae 1734—8, ed. II. Venet. et Patav. 1743. 4 Bände. Pol. — Vangen, Die röm. Curie. Münster 1854, S. 214 fg. — Vergl. auch Giattini, Leben des sel. M. Plavio. Wien 1835. (E. Friedberg.)

KANONISCH. Der Ausdruck κανονος (Nichtschwur) wurde ursprünglich gebraucht für die Bezeichnung des rechtlichen Princips im Gegensatz zu νόμος, den einzelnen Ausfüßen desselben. Aber allmählich änderte sich der Sprachgebrauch dahin, daß auch diese letzteren unter derselben Bezeichnung miteingegriffen wurden. Specifisch ist dann der Name für die auf Concilien festgestellten

Normen geworden. In besonderer Anwendung spricht man von kanonischen Büchern der heiligen Schrift, in dem man darunter diejenigen Schriften des Alten und Neuen Testaments versteht, welche die Glaubensregel — gleichfalls canon genannt — enthalten und somit im Gegensatz zu den Apokryphen stehen. — Kanonisches Leben bedeutet das einer mönchlichen regula entsprechende Leben von Geistlichen, die an Stabilitäten gemeinsam und collegial wirken (vergl. den Artikel Kanoniker). — Kanonische Strafen sind die von der Kirche zu verhängenden Strafen des kanonischen Rechts (s. diesen Artikel) und bestehen aus poenae medicinales einerseits und vindictivae andererseits (s. unter Kirchenstrafen). — Kanonisches Alter bedeutet die verschiedenen Altersstufen, welche im kirchlichen Rechte zur Erreichung der verschiedenen kirchlichen Weihen vorgeschrieben sind. — Kanonische Tageszeiten bezeichnen die Abschnitte des Tages, an welchen die entsprechenden Abschnitte des Breviarium von den dazu verpflichteten Geistlichen laut gelesen werden müssen, und die in dem folgenden Verfe angebeutet sind: Haec sunt septenis propter quae psallimus horis: Matutina ligat Christum, qui crimina purgat. Prima replet spiritus, das causam Tertia mortis. Sexta cruci necit, latus eius Nona bipertit. Vespera deponit, tumulto Completa reponit. (E. Friedberg.)

KANONISCHES RECHT. Mit diesem Ausdruck wurde ursprünglich der Inbegriff aller von der Kirche ausgehenden Rechtsfügungen bezeichnet, bis allmählich der Sprachgebrauch sich dahin festgestellt hat, daß man darunter die in dem Corpus juris canonici enthaltenen Rechtsvorschriften versteht. Der Charakter dieses Rechts empfängt seine Einzelheit lediglich durch die subjective Beziehung, daß sie von der Kirche ausgegangen sind. In objectiver Beziehung ist dagegen das kanonische Recht sehr mannichfach gestaltet und begrifflich Kirchenrecht, Völkerrecht, Staatsrecht, Strafrecht, Privatrecht und die beiden Proceß. Je mehr die Gewalt der Kirche über den Staat zunahm und je weitere Ausdehnung die kirchliche Gerichtsbarkeit empfing, um so mehr gelangte das kanonische Recht zur Geltung, welches ausserdem das persönliche Recht der Kleriker war. Im Mittelalter an den Universitäten neben dem römischen Recht behandelt, wurde ihm von der Theorie als dem neueren der Vorrang vor dem römischen eingeräumt, und so nahm es denn auch Antheil an der Reception der fremden Rechte, welche sich Ende des 15. Jahrhunderts in Deutschland vollzogen hat. Als gemeines deutsches Recht gilt es demnach auch noch heute, wenigstens insoweit es obdächlich das römische Recht corrigit hat. Aber wenn seine Geltung schon durch diese Distinction wesentlich eingengt ist, und nicht einmal innerhalb dieser unangefochtenen Anerkennung hat, so ist andererseits das Geltungsgebiet des gemeinen Rechts sehr beschränkt worden, und hatten innerhalb desselben das Strafrecht, Sündelrecht und die Proceßrechte eine das frühere Recht besitzende gesetzgebende Wirkung durch

das Deutsche Reich empfangen. Ja selbst für das Gebiet der katholischen Kirche ist das kanonische Recht durch zahlreiche neue Rechtsbildungen theils abgedrängt, theils außer Geltung gekommen, und in der evangelischen Kirche hat sich schon früh das allerdings erst ziemlich spät erfolgreiche Bestreben gezeigt, dies doch specifisch katholische Recht durch ein den evangelischen Principien entsprechendes zu verdrängen.

Aber wenn auch in Bezug auf die Geltung das kanonische Recht verloren hat, so doch nicht in seiner wissenschaftlichen und rechtshistorischen Bedeutung. Zahlreiche Grundzüge des modernen Rechts haben ihren Ursprung im kanonischen, und die Rechtsentwicklung jedes europäischen Volkes ist von ihm befruchtet worden.

(E. Friedberg.)

KANONISSINNEN. Nachdem Erbgang den Geistlichen, welche an einer Kirche collegial wirken, eine Regel gegeben hatte (vergl. den Art. Kanoniker), bildeten sich auch analoge Verbindungen unter Frauen, die wie die männlichen in reguläre und säculare zerfielen. Die Mitglieder der ersteren leisteten die nicht heidnischen Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams, die abern nur die beiden zuletzt genannten, ohne sich also zur freiwilligen Armuth zu verpflichten. Im Laufe der Entwicklung blieben nur die Secular-Kanonissinnen bestehen, die unter Leitung einer Äbtissin sich einem beschaulichen Leben hingaben oder Erziehungswesen widmeten. Auch an der Entwicklung der männlichen Eistie nahmen die weiblichen Antheil, jedoch sie wie jene Adel als Bedingung für die Zulassung ihrer Mitglieder aufstellten. Die Reformation brachte den meisten der sogenannten Damenstifte den Untergang oder wenigstens die Umwandlung in Versorgungsanstalten für Töchter von Adeligen, Beamten, Offizieren, zum Theil sogar mit Durchbrechung des alten Principes des gemeinsamen Zusammenlebens. (E. Friedberg.)

KANOPOS oder Kanobos (die Griechen schreiben gewöhnlich *Κανωπος*, die Römer, s. P. Tac. Ann. II, 60 Canopus; nach Stephanus Byz. wäre letzteres richtiger; auf Inschriften finden sich beide Formen, *KANΩΠΟΣ* zum Beispiel auf der Stele von Zanis), Hafenstadt in der Nähe des westlichsten Nilarmes, der daher gewöhnlich der Kanobische genannt wird, nach Strabo XVII, 1, 17: 120 Stadien westlich von Alexandria. Gegenüber im Meere liegt eine kleine gleichnamige Insel (s. Stylax u. a.). In dem berühmten trilinguen Decret von Kanopos wird der Ort hieroglyphisch und demotisch Pegutha(t) genannt. Wahrscheinlich ist dies derselbe, nur mit dem Artikel verfehene Name, wie der in älteren Zeiten wiederholt genannte Ort Guu oder Gutu(t); s. Brugsch, Dict. géograph. p. 820 sq. Der Name Kanopos ist wahrscheinlich griechischen Ursprungs; nach der Tradition hatte der Seemann des Menelaos, der hier durch einen Schlangengift starb, dem Ort den Namen gegeben (so schon Heliodorus bei Aristides, or. 48, p. 359, Reiske; das Detail bei Nicand., Ther. 312. *Conon* narr. 8. *Aelian*. Hist. anim. XV, 13). In der Pro-

iemerzeit haben dann die Aegyptier wie so vieles andere auch den Namen dieses Ortes von den Griechen übernommen und ägyptisiert; eine Inschrift des Tempels von Dendera (Brugsch l. c. 720) nennt die Stadt Ganup, und ein ägyptischer Priester übersezt (bei Aristides l. c.) den Namen in sprachlich zulässiger Weise durch χρυσόον ἱερός, goldener Boden.

Bei den griechischen Schriftstellern von Heratodot und Herobot abwärts wird der Ort häufig genannt und ist später eine wesentlich griechische Stadt geworden, die sich unter den Ptolemäern und Römern großen Wohlstandes erfreute. Aus dem Gebiete der Stadt wurde unter den Ptolemäern ein besonderer Nomos, *Μεμλιατικός*, gebildet (seine Münzen s. J. de Rougé, Rev. numism. XIV, 1870, p. 67; die von Wallant aufgeführte Münze mit der Legende *ΚΑΝΟΠΙΑ* ist unecht, vgl. Monnet, Descr. des méd. Suppl. IX, 178).

Die Industrie der Stadt, lebendige die Bandweberei (Athen. VII, p. 326a), wird im Alterthum gerühmt, vor allem aber ihre schöne Lage und das schwelgerische Hauptvergnügungsort der Alexandriner und der beide Orte verbindende Nilkanal den ganzen Tag über bedeckt von den Röhren vergnügungslustiger Gesellschaften, seine Ufer voll von Restaurationen (*καταστροφάς*), s. Strabo XVII, 1, 17; Ammian. XXII, 16, 14. Außerdem nennt Strabo die hohe Frühlingszeit des Ertragens von Kanopos, dessen Drafel, namentlich Trauromafel, für unsichtbar galten. Vgl. dazu C. J. gr. III, 4683 (aus Alexandria) *Ἄνθρα μυγαλο Σαρακίδι ἐν Κανόπω* etc. und Plut. De Is. 27. — Zu erwähnen ist noch, daß im neunten Jahre des Ptol. III. Evergetes (238 v. Chr.) die ägyptische Priesterkastei sich in Kanopos versammelte, um die Einführung eines Schalttages in jedem vierten Jahre (als Festtag der *ἑορτὴ Ἐπιεργίας*) zu beschließen und so das ägyptische Wandeljahr in ein festes (julianisches) Sonnenjahr zu verwandeln. Das Decret wurde in griechischer, altägyptischer und demotischer Sprache in Stein gehauen und in allen Tempeln Aegyptens aufgestellt; ein Exemplar desselben hat bekanntlich Kestfus 1866 in Tanis gefunden. — Mit dem Siege des Christenthums geht auch die Blüte von Kanopos zu Grunde. Unter Theodosius I. sorgte der Patriarch von Alexandria, Theophilos, der bekanntlich auch den großen Serapiestempel in Alexandria zerstörte, für die völlige Vernichtung aller Tempel von Kanopos, vor allem des Serapeus (*Rufin. Hist. eccles. II, 26. Eunapius v. Aedesii, p. 44 ed. Boissonade*). Ein abfälliger Dicht *Μετανοία „die Reue“* trat mit seinem Kloster an die Stelle der lebensfrohen alten Stadt (*Hieron. Prolog ad regulam 5. Pachomii*).

Die christlichen Schriftsteller (*Rufinus, Hist. eccles. II, 26. Suidas s. v. Κανόπος*) erzählen eine absurde Geschichte, wie ein schlauer Priester in Kanopos durch oberhalb Radikationen die „Galbäder“ (!) veranlaßt habe, eine Gottheit in Gestalt eines mit Hieroglyphen bemalten Wasserkruges zu verehren, dem er einen Menschen-

kopf — von der Statue des Steuermanns des Menelaos — aufgesetzt hatte. So sei der Cult eines Kruggottes Kanopos in Aegypten eingeführt. Eine derartige Gottheit hat es in Aegypten nie gegeben, die ganze Erzählung beruht auf Mißverständnissen. Man hat sich aber infolge dessen in neuerer Zeit gewöhnt, die vier Urnen, welche jeder Leiche mit ins Grab gegeben wurden und in denen man die Eingeweide der balsamirten Todten beisezte, mit dem Namen „Kanopos“ zu belegen. Diese Urnen stehen unter dem Schutze von vier Gottheiten (ge eigentlich „die Söhne“ oder „die Brüder des Horus“ genannt), Amseth, Haph, Djamufet und Debsjenuf, welche (in derselben Reihenfolge) mit einem Menschen-, Hundekopfschädel-, Schakal- und Sperberkopf ausgestattet werden. Die entsprechenden Köpfe setzte man auch auf die Eingeweideurnen, und in dem auf ihnen eingetragenen Texte werden die betreffenden Genien angerufen und der Todte unter ihren Schutze gestellt. Ein Mißverständnis dieser Anschauungen liegt der angeführten Fabel zu Grunde; warum aber der angebliche Gott gerade zu dem Namen Kanopos gekommen ist, wissen wir nicht. (*Edward Meyer*.)

KANOPUS oder *a* Argus ist einer der hellsten Sterne im Sternbilde des Schiffs Argo und auch einer der hellsten Sterne am ganzen Himmel überhaupt. Seine Position beträgt für 1875 Rectascension 6° 21' 11", Declination — 52° 37' 6; er erhebt sich daher für unsere Gegenden nicht über den Horizont, erst in einer nördlichen geographischen Breite von etwa 37° erscheint er gerade im Horizont. Infolge der Präcession hat er sich im Laufe der Jahrhunderte dem Aequator genähert; zur Zeit des Ptolemaeus (80 v. Chr.) stand er daher noch südlicher als jetzt, sodas er damals in Rhodus gerade über dem Horizont erschien. Ptolemaeus benutzte den Kanopus zur Ermittlung des Erdumfanges. Da der Stern nämlich in dem 5000 Stadien (nach anderer Angabe nur 3750 Stadien) südlicher gelegenen Alexandria eine Höhe von 7½ Grad (¼ des Kreisumfangs) über dem Horizont erreichte, während er in Rhodus nur den Horizont berührte, mußte der Erdumfang 48 × 5000, resp. 3750 Stadien = 240,000, resp. 180,000 Stadien betragen. Die Eigenbewegung des Kanopus ist fast unmerkbar, auch seine Parallaxe konnte bisher nicht ermittelt werden. (*W. Valentiner*.)

KÄNOZOISCHE FORMATIONSGRUPPE nennt man die Schichtenreihe, welche in der Kreuzeit der Erdentwickelung, in der Periode, welche durch organische Wesen vom Typos der Gegenwart ausgezeichnet ist, abgesetzt worden ist. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen, eine ältere, die Tertiarformation, und eine jüngere, das Quartär. Im Gegenlag zu dem mesozoischen Zeitalter gelangen hier die Säugethiere und die Laubbäuer zu ihrer größten Entwickelung, während die im Mittelalter der Erdentwickelung vorherrschenden Reptilien, Sauriden und Brachiopoden, Coniferen und Cycaden fast zurüdtreten und die Ammoniten und Belemniten sogar ganz ausgestorben sind. Die organischen Wesen der

lanosojischen Formation vermitteln den Uebergang zur Jetztwelt. Ebenso bilden sich in dieser Zeit die heutigen Formen des Continents, die heutigen Hochgebirge und die heutigen Klimazonen heraus. In der Tertiärzeit treten zuerst die höheren Säugethiere auf, welche aber noch gemeinschaftliche Typen, zum Theil sogenannte Embryontypen von jetzt getrennten Gruppen in sich vereinigen; so zum Beispiel das Anoplotherium und Palaeotherium, welche als Stammformen der Dickhäuter und Wiederläufer anzusehen sind u. a. m. Im jüngeren Tertiär treten die jetzt lebenden Säugetiere und deren Vordäuser auf, wie Mastodon, Elephas, das Hippopotam, der Vorläufer unsees Pferdes, weite Bären, Katzen, Hunde, Affen. Vermöge der vielen physikalisch-geographischen Unterschiede bilden sich die mannichfachen Localfaunen und -Flora. Im Quartär, der Diluvial- und Alluvialzeit sängen diese Verhältnisse aus und es entwickelte sich nach nochmaliger, großartiger Klimaüberschiebung die Gegenwart in ihren physikalischen und organischen Verhältnissen. (Väheres s. u. Tertiär und Quartär.) (E. Geinitz.)

KANSAS ist der letzte der rechts in den Missouri mündenden Nebenflüsse. Er entsteht aus dem Zusammenfluß zweier gegen 50 geogr. M. langer Ströme, welche in den öden Plains Colorados etwa im 104° westl. l. v. Gr. im Gebiete der Cheyenne-Indianer entspringen und dann durch die fruchtbaren Prärien von Kansas nach Osten fließen. Der nördliche ist der Republican-Fort, welcher im W.D. des Wildes Nil und der Stadt Colorado in etwa 2000 Meter Höhe entspringt; der südliche der Smokey-Hill-Fort, welcher links den Salomou oder Repaholla-Fluß aufnimmt und im Osten vom Fort Harter den Smokey-Hill umfließt. Ersterer ist der bedeutendere und führt deshalb auch den Namen Kansas. Der Kansas und der weiter im Norden fließende Nebraska sind die wasserärmsten der Missouri-Zusflüsse, obwohl hier die jährliche Regenmenge etwa 1022 Meter betragen soll. Bei Fort Riley, in 270 Meter Höhe, vereinigen sich beide, und der Kansas fließt dann noch etwa 13 geogr. M. weiter östlich, über die Hauptstadt Topeka, bis er sich unsern von Kansas-City, in 210 Meter Höhe, mit 260 Meter Breite, in den Missouri ergießt. Bis zum Vereinigungspunkt beider Forts ist er zu Zeiten mit ganz hoch gehenden Dampfern besähen worden; weiter aber sind die Forts monatlang im Jahre trockne Flußbetten. (A. v. Klöden.)

KANSAS, das in der Mitte der Vereinigten Staaten von Amerika gelegene Land, liegt zwischen 37 und 40° nördl. Br. und zwischen 76° 25' und 84° 20' westl. l. von Ferro, so daß es 101,5 und 45 geogr. Meilen mißt. Es grenzt an Nebraska, Missouri, das Indianer-Territorium und Colorado und hat eine mittlere Höhe über dem Meere von 724 Meter, indem es von 230 Meter im Osten bis zu etwa 1070 Meter im Westen ansteigt. Sein Flächeninhalt beträgt 82,080 englische □ Meilen oder 212,587 □ Kilom. oder 3864,4 geogr. □ Meilen, d. h. $\frac{1}{2}$ des preussischen Staates. An der Nord-Ost-Ecke bildet der Lauf des Missouri die

Grenze; im übrigen hat das Land die Gestalt eines Parallelogramms. Im östlichen Theile ist es wellig und hat einige ansehnlichere Höhen, der Westen aber ist ebene Prärie; der Osten zeigt reiche Prärien, mit Gras bedeckte Hügel und fruchtbare Thäler, ist auch an den Strömen mit einer Fülle von Holz versehen; der Westen aber ist sehr dünn bewaldet und erinnert hier und da schon an die südlicher gelegene Plano Escabdo, sodas eine künstliche Bewässerung in den meisten Gegenden unausführbar ist. Im Osten bildet den Boden ein dunkler Lehm, zum Theil mit Sand gemischt, der in den Flußgründen äußerst fruchtbar ist. Ehemals die „Große Weite“ genannt, ist dieses Land einer der blühendsten Agriculturstaaten Nordamerikas. Der den Staat von Westen nach Osten durchfließende Kansas (l. b.) ist der Hauptfluß; in den südlichen Quellflüssen münden der Saline und Solomon; nächst ihm der Arkansas, welcher den Verdigris und Neosho aufnimmt; der flage geht zum Missouri. Es sind dies alle flache, aber breite Steppensüße. Das Klima gilt für sehr gesund; es ist angenehm, im Osten feuchter, im Westen das der Steppe; die Winter sind kurz und Schnee fällt selten in Menge. Im Februar, März und April wechselt freilich die Temperatur oft plötzlich, und heftige Winde wehen ein. Vom ersten Drittel des Mai bis Mitte Juni dauert eine Regenzeit; aber im ganzen Jahre fallen durchschnittlich nur 848 Meter Regen. Winde fühlen die Luft stets ab, in dessen steigt das Thermometer doch auch einmal auf 46° C. Die mittlere Temperatur des Frühlings ist 10,5, die des Sommers 23,1, des Herbstes 11,1, die des Winters 1,1, die des ganzen Jahres 11,7 C.

An mineralischen Producten besitzt Kansas: röhlichen, gelben und blauen Kalkstein, Granit, Feldspat, große Blöcke porphyrtartigen Gneiss, Quarz, Gips, rothen Sandstein, welcher im westlichen Theile die Unterlage bildet, selbst etwas Gold, wichtige Steinkohlen, die sogenannten Missouri-Baden; die Lager der letzteren erreichen 22,256 englische □ Meilen oder 1047 geogr. □ Meilen ein, und auf diesen förderte man 1870 gegen 33,000, 1877 schon 275,000 (0,5 Proc. der amerikanischen), 1879 aber schon etwa 400,000 Tens Kohlen. Die wilden Thiere sind in der Steppe: Rothwild, Antelope, Prärie-hunde und Gekchörnen; von Vögeln: wilde Truthühner und Gänse, Prärie-Gemsen, Rebhühner, Goldvögel, der blaue Holzhäher, der Steinbeißer, die Krähe u. s. w.; auch der gehörnte Frosch ist zu nennen. — Auf der 40 geogr. Meilen breiten Strecke im Osten findet man mehrere Arten von Eichen, Eschen, Platanen, die weiße amerikanische Walnuß, die Haselberr, den Zuder-, Horn- und Sumachbaum, die an den fruchtbarsten Flußufern in Menge wachsen. Im Westen trifft man nur an den Strömen prärieische Baumwool- und Weidenbäume. Die häufigen Präriebrände haben hier den Wald immer mehr vermindert. Das Bauholz muß demzufolge hier vom Auslande bezogen werden.

Die Zahl der Bewohner ergab sich 1880 zu 996,096, von denen 952,155 Weiße waren, 43,107 Farbige, 792

Indianer (Steuerzahlende) und 19 Chinesen. Rängs der südlichen Grenze finden sich Däbischen (Djagen); abgetrennte und referirte Länderbereiche sind im fruchtbaren östlichen Theile vorhanden für Djagen, Tschiroki, New-York-Indianer, Esaf- und Fox-Indianer, Pottamotomis und Kanfas; 1870 mit 5900 Indianern. In neuester Zeit sind aus Mississippi und Texas bereits 40,000 Farbigte (Neger und Mischlinge), die von ihrer Freizügigkeit Gebrauch machen, eingewandert; diese sind aber nicht dazu zu bringen, sich selbst zu ernähren, und fallen also dem Staate zur Last, deshalb hat man bereits 4000 derselben wieder weiter beordert. Auch von den aus dem südlichen Ausland ausgewanderten Mennoniten hat sich ein Theil hier niedergelassen.

Kansas war ein Theil der großen Louisiana-Ländermasse, welche Amerika im J. 1803 auf dem Wege des Kaufes von Frankreich erwarb, und bildete später Theile von dem Missouri-, Arkansas-, Colorado- und Indianer-Territorium. Von dem letzteren wurde es 1854 getrennt, und nach einer fünfjährigen Debatte im National-Congresse über die Frage, ob der Missouri-Compromiß, d. h. eine im J. 1820 durchgegangene Acte, welche nördlich von 36 $\frac{1}{2}$ ° nördl. Br. die Sklaverei verbot, abgeschafft werden sollte, als besonderes Territorium begründet. „1856 war infolge dessen Kansas der Schauplatz eines erbitterten kleinen Krieges, den die beiden Parteien der Sklavenpartei und der Freibodenmänner gegeneinander führten, und in welchem John Brown, später durch seinen Zug nach Harpers-Ferry Märtyrer und volksthümlicher Held der Abolitionisten, eine hervorragende Rolle spielte.“ Die Abschaffung der Acte wurde durch eine große Majorität im Senate und eine entscheidende im Repräsentanten-Hause durchgesetzt, ein Beschluß, welcher erst nach Abschaffung der Sklaverei ohne Bedeutung ist. Im J. 1861 wurde Kansas als Staat aufgenommen; derselbe ist bereits in 104 Counties getheilt und sendet sieben Abgeordnete nach Washington. 1880 beliefen sich die Einnahmen des Staates auf 2,817,964 Doll., die Ausgaben auf 2,685,247 Doll., die Schulden auf 1,181,975 Doll. Der Werth des gesammten Eigenthums wurde 1880 auf 161 Millionen Doll. geschätzt.

Die Agricultur-Produkte zeigen jährlich eine ansehnliche Zunahme. In den organisirten Counties sind 33,599,600 Acres = 2470 geogr. □ Meilen vorhanden, in den noch nicht organisirten 18,443,920 Acres = 1330 geogr. □ Meilen. In Cultur sind 6,538,728 Acres = 480 geogr. □ Meilen, also der achte Theil des Bodens; die Zunahme innerhab der letzten sechs Jahre hat 262 geogr. □ Meilen, von 1877 auf 78 sogar 70 geogr. □ Meilen betragen. Die Größe der Fläche für den Winter-Weizen beträgt 1,297,525 Acres = 95,2 geogr. □ Meilen, die für den Frühlings-Weizen 30,2 geogr. □ Meilen, die für den Mais 2,925,070 Acres = 215 geogr. □ Meilen (in den letzten 3 Jahren 60 Proc. Zunahme), für den Hafer 42,2 geogr. □ Meilen; für Kartoffeln fast 5, für Flachö wenig über 5, für Colkbohnen ebenso. Die gesammte Erntefläche hat 1878 zugenommen um 900 geogr. □ Meilen. Der Viehstand hat sich in den letzten drei

Jahren ebenfalls ansehnlich vermehrt; die Zahl der Pferde ist um 51 Proc., die der Maultiere um 97 Proc., die der Milchfühe um 46 Proc., die der andern Rinder um 44 Proc., die der Schafe um 116 Proc., die der Schweine um 283 Proc. gewachsen. 1878 haben die Hunde 8025 Schäfe getödtet, sonst fünf gestorben 19,021. Man hat 1,059,640 Pfd. Käse im Jahre gemacht und 14,506,494 Pfd. Butter. Der Werth des Geflügels und der Eier betrug 393,070 Doll., der von geschlachtetem oder zum Schlachten verkauften Vieh 8,665,143 Doll. Die Gartenprodukte beliefen sich auf 307,292 Doll. Die 31,190 Bienenstöcke machten 370,378 Pfd. Honig und 10,949 Pfd. Wachs. Tragende Apfelbäume gab es 1,867,192, nicht tragende 3,978,062; für Birnen gaben die beiden Zahlen 58,482 und 154,265; für Pfirsich 4,784,076 und 4,049,801; für Pflaumen 169,940 und 254,968; für Kirichen 443,726 und 678,426. Die 3418 Acres Weingärten lieferten 84,079 Gallonen Wein. 1880 erntete man in Vuffels: Weizen 17,324,141, Mais 105,729,325, Hafer 8,180,385, Roggen 413,181, Gerste 300,273, Buchweizen 24,421, Kartoffeln 4,184,000, Hru 1,499,400 Tonne. 1880 wird angegeben die Zahl der Pferde zu 430,907, der Esel und Maultiere 64,869, der Milchfühe 418,333, der andern Rinder 1,032,724, der Schafe 1,733,275, der Schweine 1,787,969. 1880 hatte die gesammte Farm-Produktion einen Werth in Dollars von 27,630,651, und zwar war der von geschlachtetem Vieh 4,156,386, der für Waid-Produkte 368,947, der für Garten-Produkte 129,013, der für Obst 158,046 Doll.

Für den Unterricht geschieht viel. Jede, auch nur aus zehn Häusern bestehende Ansiedlung besitzt eine wohlgegerichtete Schule. 1880 hatte man in den 6134 Schul-Districten 5242 Schul-Häuser. Die Zahl der 5- bis 21-jährigen Jugend war 340,647; in den Schullisten standen verzeichnet 231,434; die Zahl der im Durchschnitt täglich die Schule Besuchenden war 137,667; die der Lehrenden 7780, wovon 4274 weiblichen Geschlechts. Der Schulfonds ist im Verhältniß der höchste in den gesammten Vereinigten Staaten; 1880 belief er sich auf mehr als 2,500,000 Doll. Die Gehälter betragen $\frac{2}{3}$ der Ausgaben. Die Staats-Universität zu Lawrence, welche 1866 nur 55 Studierende zählte, hat 1882 deren 438, bei 14 Lehrern; die Normal-Schule zu Emporia, am Keosho, zählt 247 Zöglinge; das Agricultural-College 276, davon sind 75 weiblichen Geschlechts. Die Staats-Bibliothek hat 10,500 Bände. Es erscheinen 303 periodische Schriften.

Im Staatsgefängniß befanden sich 500, im Irrenhaus 230 Insassen.

Die Hauptstadt ist Topeka, d. h. Kleine Kartoffel, eine in 904 englische Fuß = 276 Met. Höhe in der Shawee-County am Kanfas (schachbretartig gebaute Stadt mit 15,451 Einwohnern. Sie hat ein marmornes Capitol und seit 1879 ein Irrenhaus, und treibt großen Getreidehandel. Der Boden ist so fruchtbar, daß der Acker 4,3 Meter Höhe, und Aepfel und Pfirsiche fast die Größe von Kinderköpfen erreichen. Westlicher, am Kanfas,

liegt Lawrence, etwa 1858 gegründet, in 845 engl. Fuß = 258 Meter Höhe, am Anfange des Paradieses des Ackerbaues und der Bodencultur, mit 8511 Einwohnern, mehreren Kirchen und einer Universität, welche etwa einem deutschen Progymnasium gleichsteht; nördlicher Leavenworth-City, am Missouri, in 273 Meter Höhe, mit 16,560 Einwohnern; nördlicher am Missouri Wilson, in 785 engl. Fuß = 239 Meter Höhe, mit 15,106 Einwohnern, zwischen guten Weinbergen, welche namentlich in der Nähe bei Deniboni, ausgedehnt sind. — Militärische Posten sind: Fort Riley, an der Vereinigung des Smoky-Hill-Fluss und Republican-River, in 900 engl. Fuß = 270 Meter Höhe, und Fort Leavenworth, in 896 engl. Fuß = 273 Meter Höhe.

1880 hatten die Eisenbahn-Linien von Kansas eine Länge von 1844,99 engl. Meilen; dazu kommen 112,99 engl. Meilen Nebenlinien und Doppelgleise; das macht im ganzen 424,7 geogr. Meilen oder 3151,6 Kilom. Die Kansas-Pacific führt von Kansas-City in Missouri nach Denver-City in Colorado, geht also parallel mit der großen Pacific-Bahn; die Atchison-Topeka-Ea. Fr-Bahn führt durch Kansas auf New-Mexico zu.

(G. A. v. Klöden.)

KANSAS-CITY ist eine Stadt in den Vereinigten Staaten von Amerika, und zwar in dem Staate Missouri, wo sie an der Mündung des Kansas in den Missouri, 50 geogr. M. westlich von der Hauptstadt Saint-Louis, unmittelbar an der Dlgrenze des Staates Kansas und 13 geogr. Meilen östlich von dessen Hauptstadt Topeka in hügeliger Gegend gelegen ist. 1860 zählte die Stadt 17,000 Einwohner, 1870: 32,286, 1877: 45,000, hat aber insofern ihrer günstigen Lage und in der Industrie ihrer Bewohner, sowie als ein Ausgangspunkt wichtiger Eisenbahnen einen so rasig schnellen Aufschwung genommen, daß 1880 die Bevölkerung auf 55,813 angewachsen war. Ueber den Fluß führt eine herrliche, 423 Meter lange Eisenbahnbrücke, und auf den 12 Eisenbahnen gehen täglich über 200 Frachtzüge von hier aus. Den Charakter der handel charakterisiren folgende Zahlen: die Menge von Buchselt, welche hier einfahren, war 1878: 9,014,291 B. Meilen (in den vorhergehenden Jahren zusammengenummen, 2,434,605), 4,911,529 B. Mais, 155,089 B. Hafer, 382,262 B. Roggen, 163,257 B. Gerste. Der obere, etwas höher gelegene Stadttheil hat schöne Kaufhäuser, elegante Wohnungen, Bureau u. s. w.; der untere dagegen schlechte Herbergen und Wirthshäuser, Waarendepots, Viehmärkte, Schlachthäuser und die erbärmlichen Wohnungen ärthlicher Arbeiter. Der Ort ist fast ein einziges großes Schlachthaus geworden: jährlich schlachtet man hier innerhalb acht Wochen 4500 Schweine und 1000 Rinder (75 und 16 täglich), weshalb er auch den Beinamen Porcupolis erhalten hat. Beef-Packing ist also eines der Hauptgeschäfte der Bewohner. Die meisten der Kinder werden von Texas eingeführt. Die zusammentreffenden Eisenbahnen sind: die Missouri-Pacific, die Missouri-Fort-Scott-Golf, und die St. Joseph-Council-Bluffs. In der Stadt erscheinen 17 Zeitungen. (G. A. v. Klöden.)

KANSK, Bezirksstadt im sibirisch-russischen Gouvernement Jenissei unter 56°10' nördl. Br. und 113°20' östl. L., 237 Kilom. östlich von Krasnojarsk, am rechten Ufer des Kan und dessen Zuflusse Tarai. Die Gründung der Stadt fällt in das Jahr 1628, in welchem der Krasnojarskische Woiwode Andreas Dubensk einen Streifzug in das Stromgebiet des Kan machte, um die dort wohnenden Kotten zu unterwerfen. Die Stadt hat eine Kirche, eine jüdische Bethschule, 325 Häuser, 37 Kaufhäuser, eine Elementarschule, ein Gefängniß, eine Gerberei, eine Talschmelzerei, eine Eisenschmelze und 2771 Einwohner, die sich hauptsächlich mit Ackerbau und mit der Jagd auf Beizthiere beschäftigen. Im Kamskischen Kreise (nach Schewtzer 1702 □ Meter mit 60,000 Einwohnern) besteht der größte Theil der Bevölkerung aus Abkömmlingen verbannter Russen. Von den Ureinwohnern finden sich hier noch die Kamalinen im Quellgebiete des Kan und des Agul und die Karagassen, die Nachbarn der ersten. (A. von Wald.)

KAN-SSU (Gan-ssu), d. i. freiwillige Gberstcht, früher mit der Provinz Szechuan verbunden, die westlichste Provinz Chinas, liegt zwischen jener und dem Ghupe Kor, zwischen der Großen Mauer und dem Bering und reicht sich in einer schmalen Fortsetzung nach Nord-West zur Gobi hin, auf der sie sich ausdehnt und dann abermals mit dem Stende des Tianschan und dem nördlich von ihm gelegenen Landstriche in Verbindung steht. Man schätzt ihre Ausdehnung auf 18—20,000 □ Meilen, aber der größere Theil ist öde Wüste. Zum Theil ist das Land gebirgig und einige Gipfel sind schneebedeckt, worauf der Name Szechuan (Schneegebirge) hinweist, wie namentlich die Kette, welche die Gobi im Süden begrenzt, und vor allen der Tianschan oder das Himmelsgebirge im Süden des Fl. Der Hwangho strömt nach Nordosten durch die Provinz. Das Klima ist rauch; im Südosten baut man Weizen, Gerste und Hirse. Jagd und Viehzucht sind von Bedeutung; die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer u. s. w.

Die Hauptstadt ist Kan-schü-fu, in einiger Entfernung vom Gelben Fluß; sie handelt namentlich mit Seiden, die aus der Tarai kommen und mit grober Leinwand. Wichtigste Stadt ist Urumtsi oder Tschüa (150,000 Einwohner) in fruchtbarer, weidelandiger Gegend, in der aber noch im Juni Schnee fällt. Hier strömen die Waaren aus Rußland, Turkestan, der Bucharei, Persien und Kaschmir zusammen, so daß die Stadt eine beständige Messe hat. (Richard Oberländer.)

KANT (Immanuel), der größte Philosoph der neuen Zeit, wurde am 22. April 1724 zu Königsberg in Preußen als das vierte Kind eines Sattlers geboren, der späthier als Bildhauer und sich Cant schrieb. In einfach

1) Ueber Kant's Biographie vgl. L. E. Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters Kant's (Königsberg 1804), vom Philosophen selbst redigirt; R. B. Zachmann, I. Kant, ein Briefe an einen Freund (Königsberg 1804); A. G. Wulfenst, Kant in seinen letzten Lebensjahren (Königsberg 1804); Th. Rint, Kan

bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, empfing er den nachhaltigen Jugendeinfluss von seiner Mutter, welche der pietistischen Richtung ergeben war und durch die Bekanntschaft mit dem Professor F. A. Schulz die Aufnahme des Knaben in das von ihm (1733—1763) geleitete Collegium Fredericianum vermittelte. Aus der erst religiösen Erziehung, die ihm hier zuteil wurde, trug Kant als lebendigen Gernwin die Strenge gegen sich selbst davon, welche die Grundlage seines Charakters bildete, die pflichtmäßige Gesinnung, welche sich aus seiner Philosophie ausgeprägt hat und mit zunehmendem Alter der Gefahr in Pedanterie auszulaufen nicht entging. Nach dieser Vorbildung bezog er 1740 die Universität seiner Vaterstadt. Der anfänglichen Absicht, sich der Theologie zu widmen, wurde er durch die wachsende Vorliebe für philosophische und mathematische physikalische Studien entfremdet; in letzteren war der Professor Teske, in ersteren Mart. Knutzen sein Lehrer, ein Wolfenb., welcher in dem an sich unbedeutenden Schulstreite über die präformirte Harmonie sich hervorgethan hatte.³⁾ Nach Abschluss der Universitätsstudien war Kant in den Jahren 1746—1755 als Hauslehrer in verschiedenen Familien, zuletzt bei dem Grafen Kasselink-Rautenburg thätig. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war damals hauptsächlich auf naturphilosophische Probleme gerichtet. Seine erste Schrift „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“ (Königsberg 1747) behandelt die zwischen Cartesianern und Leibnizianern obwaltende Frage, ob die lebendigen Kräfte der einfachen Geschwindigkeit oder dem Quadrat derselben proportional seien, und sucht sie durch einige Untersuchungen zu lösen, welche zwar für die heutige Bedachtnis seinen Werth mehr haben, aber die kritische Tendenz des Verfassers bereits klar erkennen lassen. Aus seinen weiteren Studien wuchs dann am Schluss seiner Hauslehrzeit die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ hervor (Königsberg und Leipzig 1755; anonym erschienen und Friedrich dem Großen gewidmet), ein Werk, welches ihm eine Stelle unter den ersten Naturforschern und einen wichtigen Platz in der Geschichte der menschlichen Weltanschauung sichert.⁴⁾

Leben aus Kant's Leben (Königsberg 1805); Fr. B. Schubert, J. Kant's Biographie, Bd. XI von Kant's Werken herausgegeben von Rosenkronz und Schubert (Leipzig 1842); R. Fischer, Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre (München 1860) und Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III, 3. Aufl. (München 1882). 2) W. G. Erdmann, M. Knutzen und seine Zeit (Leipzig 1876). 3) Die Bedeutung dieses Buches, dessen literarischer Gehalt sehr unglücklich war, ist erst spät erkannt worden, nachdem Hamboldt, Schopenhauer, Heimboltz u. A. auf Kant's Priorität anmerksamer gemacht haben. Seitdem bezeichnen man jene Hypothese als die Kant-Laplac'sche. Kant und Laplace, der seit erst 1796 in der Exposition du système du monde ausgesprochen, sind jedenfalls unabhängig voneinander darauf gekommen; aber der Umstand, daß sie beide von wesentlich gleichen Argumenten ausgingen, macht es (vgl. Liebmann, Zur Analyse der Wirklichkeit, 2. Aufl., S. 369 ff.) wahrscheinlich, daß sie beide einer Anregung Buffon's folgten, die übrigens wieder auf Newton zurückgeht. Dasselbe gilt vielleicht von Lambert's Kosmologischen Briefen, welche 1761, ohne Kenntniss des Kantischen Buches, eine sehr nahe verwandte Hypothese aufstellten.

Dasselbe entwickelt zuerst diejenige Hypothese, welche in der heutigen Ästrophik, wenn auch mit einigen Modifikationen, allgemein anerkannt wird, die Hypothese einer Entstehung des Planetensystems aus einem rotirenden Gasball. Für Kant knüpfen sich daran Betrachtungen, welche im Sinne des physikotheologischen Beweises für das Dasein Gottes die Hand des Schöpfers gerade darin erkennen, daß die Materie, nur ihren Gesetzen folgend, das harmonische System des Planetenlaufes hat erzeugen müssen.

Nach nachdem er sich 1755 in der philosophischen Facultät der heimathlichen Universität habilitirt hatte, blieb Kant zunächst der naturphilosophischen Richtung getreu. Seine Promotionschrift (Meditationum quarundam de igne succinata delinatio, Königsberg 1755) hatte eine Hypothese über die imponderable Materie entwickelt; im folgenden Jahre verteidigte er eine naturphilosophische Abhandlung (Metaphysicae cum geometria intractae usus in philosophia naturali, cuius specimen primum continet Monadologiam physicam), welche die Stellung der (Leibniz-Wolff'schen) Metaphysik und der Mathematik zu den Problemen des Raums und der Bewegung behandelte; 1758 gab er einen „Reuen Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe“, der hauptsächlich auf der Relativität aller erfahrungsmäßigen Bewegungen beruhte. Daneben laufen einzelne naturwissenschaftliche Untersuchungen und Gelegenheitschriften (wie diejenigen über das Erdbeben von Lifabon, 1755, u. a.) einher, und ähnliche Arbeiten ziehen sich auch durch die späteren Jahrzehnte von Kant's literarischer Thätigkeit hindurch.⁵⁾ Vor allem aber betand sich dies naturwissenschaftliche Interesse Kant's durch seine Vorliebe für die „physische Geographie“, mit deren Vortrag er früh die Wirkung seiner Lehrthätigkeit über die Universität hinaus erweiterte. Obwohl er seine Vaterstadt und deren nächste Umgebung nie verließ, so wußte er doch Männer aller Stände durch seine anschaulichen Schilderungen von Land und Leuten zu fesseln, und indem er durch die genaue Aufmerksamkeitsleistung, welche er auf die mannichfachen Begehungen zwischen der physischen Natur der Länder und dem Charakter ihrer Bewohner richtete, den Auffassungen der neueren geographischen Wissenschaft vorarbeitete,⁶⁾ wußte er in diesen Vortrag seine ganze reiche Welt- und Menschenkenntnis zur Geltung zu bringen. Mit der Zeit erweiterte sich der psychologische Theil dabei so, daß Kant ihn unter dem Namen der „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ als eigene Vorlesung abzwigte.⁶⁾ Außer der eifrigen Lectüre von

4) Diese Arbeiten sind in alle Sammlungen der Kantischen Werke aufgenommen. Eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen findet man in der Uebersicht von Heberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie III (Königsberg 1880), S. 179 ff.; vgl. außerdem G. Thiele, Die Philosophie S. Kant's, I. Bd. 1. Abth.: Kant's vorläufige Naturphilosophie (Salz 1882). 5) W. G. Erdmann, Geschichte der Erdkunde in Deutschland S. 687 ff., und R. Dietrich, Kant's Auffassung der Geographie (Grimmschau 1876). 6) W. G. Erdmann, Reflexionen Kant's I, 1, S. 37 ff. Beide Vorlesungen, noch bei Kant's Lebzeiten herausgegeben, liegen in seinen Ges. Werken vor.

Reisebeschreibungen und sittengeschichtlichen Erzählungen verwendete er dazu die eigene scharfe und umfassende Beobachtung gefelliger Zustände. In den ersten Jahren seiner Docentur war Kant durchaus nicht der einsam grübelnde Gelehrte, sondern bewegte sich gern und frei in mannichfachen Kreisen, in denen seine geistigen Talente, seine Erzählergabe, sein Witz und Humor hoch geschätzt wurden.⁷⁾ Er fand mit offenem Sinn mitten in der lebendigen Welt, und als lebenswürdig literarische Denkmale dieser Zeit sind die Geist und Witz sprühenden Essays „Versuch über die Krankheiten des Kopfes“⁸⁾ (Königsberger gelehrte und pol. Zeitungen, 1764) und „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ (Königsberg 1764) erhalten. Später, als sich Kant, unverschämter und im Gefühl seiner großen Lebensaufgabe, mehr aus der Beschränktheit zurückzog, hielt er um so mehr an der Freundschaft mit bewährten Männern fest, die er gern aus andern Lebensphären wählte. Die geistig bedeutendsten aus seinem Umgegend waren Hippel und Hamann; von seinen Kollegen schätzte er den Mathematiker (Hofprebiger) Joh. Schulz und den Kameralisten Kraus.

Diese Verhältnisse beweisen, wie Kant's geistiges Leben sich mit seinen Interessen durchaus nicht von Anfang an den Höhen abstracter Speculation, sondern, wie er selbst gesagt hat, in dem fruchtbarsten Boden der „Erfahrung“ bewegte. Aus dem Reichtum und der Sicherheit des empirischen Wissens haben sich ihm die Probleme der Philosophie ergeben, und der Entwicklungsgang, durch welchen er zu seiner eigenen Lehre gelangt ist, war der, daß die landläufige Metaphysik des Wolff'schen Systems, in der auch er aufgewachsen war, unter dem Einfluß der Naturwissenschaft und der Menschenkenntnis ihm allmählich zerbröckelte. Darin hauptsächlich bestand die Einwirkung, welche einerseits Newton, andererseits Rousseau auf Kant gehabt haben⁹⁾, jener auf dem Gebiete der theoretischen, dieser auf demjenigen der praktischen Philosophie. Zwar war Kant niemals ein schulmäßiger Wolffianer; bereits seine Habilitationsschrift (Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio, Königsberg 1755), obwohl im allgemeinen eine Reproduktion der ontologischen Principien von Leibniz und Wolff, zeigt doch überall eine durch die Kritik von Crusius angeregte selbständige Auffassung der Probleme. Aber Kant's Emanzipation von dem Ontologismus der früheren deutschen Philosophie beginnt mit der schon in der „physischen Monodologie“¹⁰⁾ sich geltend machenden Einsicht in die Unverträglichkeit der Wolff'schen Principien mit der selbständigen Gewisheit der Mathematik und der durch sie bedingten theoretischen Naturwissenschaft; von diesem archimedischen Punkte aus hebt er nachgerade die gesammte Methode aus den Angeln, welche mit lediglich logischen Formeln eine Erkenntnis

der wirklichen Welt zu gewinnen meinte. Diesem heilen Schematismus erklärte Kant durch das Christen über „die falsche Epigonaligkeit der vier syllogistischen Figuren“ (Königsberg 1762) in einer an Sanchez, Bacon und Descartes erinnernden Weise den Krieg; ihm zog er den Boden unter den Füßen fort, wenn er in dem „Einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Deistens Gottes“¹¹⁾ und in dem „Versuch, den Begriff der negativen Existenz in die Beweisreihe einzuführen“ (beide Königsberg 1763) den Beweis lieferte, daß weder die Existenz noch das causale Verhältnis in rein logischer Weise erkennbar seien; von jener „geometrischen Methode“ der rationalistischen Philosophie befreite er sich definitiv, indem er in der „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral“¹²⁾ (einer mit dem Reich anerkannten Preischrift der Berliner Akademie, welche mit Mendelssohn's größter Schrift „über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften“ Berlin 1764 gedruckt wurde) Mathematik und Philosophie als zwei hinsichtlich der Methode, der Ausgangspunkte und der Aufgaben völlig einander gegenüberstehende Wissenschaften bezeichnen. Für die Mathematik nahm er den anschaulich constructiven Charakter¹³⁾ und die synthetische Methode, für die Philosophie die logische Analyse der Thatfachen in Anspruch.¹⁴⁾

Mit dieser Ueberwindung des schulmäßigen Rationalismus ging bei Kant eine wachsende Hinneigung zu dem entgegengesetzten Lager der zeitgenössischen Philosophie, dem von den Engländern und Franzosen vertretenen Empirismus Hand in Hand.¹⁵⁾ Der sensualistischen und positivistischen Tendenz jedoch, in welche diese Richtung gerathen und welche consequenterweise bei Dav. Hume in vollen Euphorismus umgeschlagen war, ist Kant deshalb nie beigetraten, weil er von der Aufgabe der menschlichen Wissenschaft, Thatfachen nicht nur zu sammeln,

10) Kant's Verdienst, den anschaulichen Charakter der Mathematik gegenüber der logischen Ansicht, welche hinsichtlich beider in früheren Philosophen der verschiedensten Richtungen gleichmäßig hegen, erkannt zu haben, ist vorzüglich auszuweisen in P. A. n. n. g. e. r. e., Dogmatismus und Euphorismus (Altenburg 1870). Wieland meint dasselbe aus Euphorismus. 11) Aehnlich bezeugt er die Methode der Philosophie als „reine“ in der „Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen im Winterhalbjahre 1765–66.“ 12) In welchem Grade die Belantheit mit dieser Theorie für die Abwendung Kant's von der rationalistischen Methode maßgebend gewesen, und zu welchen Zeitpunkten eine erneuerte Einwirkung von Locke, Hume und den schottischen Philosophen eingetreten ist, gebührt zu den vielen streitigen Punkten in Kant's philosophischer Entwicklung, welche in der obigen, räumlich beschränkten Darstellung nur gestreift werden können. Aus der reichhaltigen Literatur über diese und die im Folgenden berührten Fragen sind hervorzuheben: K. n. o. s. s. e. r. e., Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III, 1. Buch, Kap. 4 und 5 (2. Aufl. S. 111 ff.); Fr. Paulsen, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Kantischen Erkenntnistheorie (Leipzig 1875); A. Meißel, Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft, Bd. I (Leipzig 1876); G. Erdmann, Kant's Kriticismus, in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft (Leipzig 1878); J. W. v. S. t. e. i. n. g. e. r., Kant's Erkenntnistheorie nach ihren Grundprincipien analysirt (Leipzig 1879); W. W. e. i. n. s. t. a. n. d., Geschichte der neueren Philosophie, Bd. II (Leipzig 1880), S. 58, G. 15 ff.

7) Vgl. G. E. r. n. o. l. d. t., Kant's Jugend und die fünf ersten Jahre u. s. w. (Königsberg 1881). 8) Im Anfang der Prolegomena. 9) Ueber Kant's Verhältnis zu beiden haben wir Specialarbeiten von A. D. i. e. t. r. i. c. h., Kant und Newton (Tübingen 1877), Kant und Rousseau (Tübingen 1878).

sondern begreifend zu verarbeiten, feisenfest überzeugt und weil er nie in seinem Leben leicht genug war, um zu meinen, daß diese Aufgabe durch das bloße Zusammenkommen von Thatfachen und ohne Anwendung ursprünglicher Functionen der menschlichen Intelligenz zu lösen sei. In diesem Sinne müßte er sich, wie seine Correspondenz mit Lambert beweist, ab, „die Methode der Metaphysik zu verbessern“, und in diesem Sinne hat man recht, von einer „rationalistischen Grundansicht“ bei ihm zu sprechen. Persönlich wurzelte dieselbe bei Kant in der Meinung, daß die Metaphysik als die alte menschliche Erkenntniß der Wirklichkeit abschließende Weltanschauung dazu berufen sei, auf wissenschaftlichem Wege diejenigen Ueberzeugungen zu sichern, welche er für die unerlässlichen Grundlagen des ethisch-religiösen Lebens hielt. Je mehr er nun aber mit der Hinneigung zum Empirismus an der Fähigkeit der metaphysischen Erkenntniß, den Umkreis der sinnlichen Erfahrung zu überschreiten, irre werden mußte, um so sympathischer berührten ihn solche Schriften, welche die sittliche und religiöse Ueberzeugung aus den Wirren des metaphysischen Schulgenäuses herausheben und selbständig auf das ursprüngliche Bewußtsein der menschlichen Vernunft und auf die Stimmen des Gewissens und des Gefühls gründen wollten. So wirkte auf ihn Voltaire, besonders durch seinen „Candide“, so wirkte vor allen Rousseau. Auf diese Weise gerieth Kant zwischen seinen Bemühungen um die Reform der Metaphysik und der Ansicht von ihrer Unzulänglichkeit und eventuellen Schädlichkeit hinsichtlich der Fragen des überinnlichen Lebens in eine getheilte Stimmung, und dieser machte er gewaltsam Luft, als sich eine Gelegenheit dazu in der Swedenborg'schen Geisteslehre, einer damaligen Modeform der spiritistischen Gesehft, fand. Er schrieb sein wichtiges Büchlein „Träume eines Geistessehers, erläutert durch Träume der Metaphysik“ (anonym Königsberg 1766), um durch eine Parallelsführung der Arcana coelestia Swedenborg's und der metaphysischen Speculationen zu zeigen, wie das menschliche Denken, sobald es nach irgend einer Richtung den Boden der Erfahrung zu überfliegen sucht, sich in „lustige Hirngespinnste“ verlieren muß.¹³ Er bezeichnet hier mit Hume als die einzige Aufgabe der Metaphysik die Feststellung der Grenzen der menschlichen Erkenntniß. Die Ansichten von der überinnlichen Welt werden aus dem Gebiete der Wissenschaft verweisen und der praktischen Ueberzeugung anbelangend.

Audem nun Kant, nachdem diese Trennung des Theoretischen und des Praktischen sich in ihm vollzogen hatte, sich mit der Methode der Metaphysik als Erkenntnistheorie beschäftigte, wurde er mächtig von dem eben erscheinenden Hauptwerke von Leibniz, den Nouveaux essais sur l'entendement humain, ergriffen.¹⁴ Er

mußte sogleich einsehen, wie weit der logische Formalismus der Wolff'schen Schule von dem unerkannten Tiefen des großen Urhebers der deutschen Philosophie abgeirrt war, und er vertiefte sich völlig in dessen Anschauungsweise, wosach der Ursprung aller derjenigen Begriffe und Sätze, mit denen alle Verarbeitung des Erfahrungsmaterials geschieht, obwohl sie selbst niemals durch Erfahrung begründet werden können, in den Functionen der menschlichen Vernunft zu suchen ist, welche zwar in der psychologischen Entwicklung nie anders als an den besonderen Acten der Erfahrung zum Bewußtsein kommen, aber aus dieser selbst weder erklärt noch begründet werden können. Diese antipositivistische Ueberzeugung ist der Lebensenergie der deutschen Philosophie und daß Kant sie mit der größten Allseitigkeit und Consequenz zur Ausführung gebracht hat, das macht ihn zu unserm größten Philosophen.

Die erste Folge dieser entscheidenden Wendung war für Kant die Nothwendigkeit, mit den Leibniz'schen Principien seine von allen bisherigen Philosophen und auch von Leibniz selbst abweichende Ansicht von dem wissenschaftlichen Charakter der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaft in Einklang zu bringen; sie war um so dringender, als Kant mehr und mehr — in Uebereinstimmung mit Euler — sich davon überzeugt hatte, daß nicht, wie es früher in der „Physischen Monodologie“ nach Leibniz gethan hatte, der Raum aus dem Wesen der Körper, sondern umgekehrt die Möglichkeit der Körper aus dem absoluten (Newton'schen) Raum abgeleitet werden müsse, und als er in der rein anschaulichen Erkenntniß des Raumes und seiner Verhältnisse festhielt. Widres sprach er in dem Christiden, „Von dem ersten Grunde des Unerklärlichen der Gegenstände im Raume“ (Königsberg 1768) aus. Das Dilemma, in das er so gerathen war, löste sich ihm im folgenden Jahre, und diese Lösung legte er in dem Inauguraldissertation nieder, mit welcher er 1770 die ordentliche Professur an der Königsberger Universität antrat: De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principis. Er acceptirte darin den Grundgedanken der Leibniz'schen Lehre, daß

lung dieses Werkes für Kant's philosophische Entwicklung hat, nachdem Baulein (a. a. D. S. 145) daran getreift, zuerst Wibelbaum (Ueber die verschiedenen Wäsen der Kantischen Lehre von Ding-an-sich, Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie II, 234 fg.) aufmerksam gemacht. Wibelbaum's Commentar zur Kritik der reinen Vernunft I, 48) erkennt sie gleichfalls an und hat eine ausführlichere Darstellung derselben in Aussicht gestellt. Daß der Kantische Antirealismus in directen Zusammenhang mit der Leibniz'schen Lehre von dem virtuellen Angebornen der Ideen zu setzen sei, hat schon G. G. Schulze (Antirealismus) in seiner „Kritik der theoretischen Philosophie“ II (Hamburg 1801) S. 126 fg. gezeigt, und Kant selbst, der in der Kritik der reinen Vernunft mehr seinen Gehrsatz gegen die Leibniz'sche Metaphysik im Auge gehabt hatte. Inrach sich 1790 am Schluß der Streitschrift gegen Überhard („Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrt gemacht werden soll“) dahin aus: „So möchte denn wohl die Kritik der reinen Vernunft die eigentliche Apologie für Leibniz selbst wider seine, ihn mit nicht erfindenden (fendenden) Boshpüchden erhebeten Anhänger sein.“ Bgl.

13) Der Versuch von Tafel (Supplement zu Kant's Biographie, Stuttgart 1845), die vernichtete Kraft dieser Gaitre abzuschwächen und Kant gar hinterher zum Swedenborgianer zu machen, ist von Ruo Fischer, a. a. D. III (1. Aufl. S. 223 fg.), während zuzugewiesen worden. Bgl. auch H. Zimmermann, Kant und der Spiritismus (Wien 1879). 14) Auf die Behauptung Tacchi. v. M. u. s. Zweite Section, XXXII.

aus den reinen Begriffen als den Functionenformen des Verstandes eine Erkenntniß der absoluten Wirklichkeit sich ergebe, und er führte die Conformität derselben mit dem Wesen der Dinge auf ihren gemeinsamen Grund in der Gottheit auf eine Weise zurück, von der er selbst sagte, daß sie der Malebranch'schen Lehre sehr nahe stände: aber als Ergänzung fügte er seine eigene Lehre hinzu, daß ebenso wie der Verstand auf die Sinnlichkeit ihre ursprünglichen Functionenformen, nämlich die Synthese in Raum und Zeit, habe und daß diesen eine analog apriorische Geltung für das Gebiet ihrer Anwendung, die sinnliche Erfahrung, zukomme. Die Voraussetzung dafür war, daß Kant, im scharfen Gegensatz zu der Leibniz-Boissiac'schen Psychologie und Erkenntnistheorie, Sinnlichkeit und Verstand als zwei vollkommen verschiedene und unabhängig einander gegenüberstehende Erkenntnisquellen auffasse (a. a. D. S. 3 fg.); die Consequenz davon aber war die, daß er in Correspondenz zu diesen beiden Erkenntnisarten auch zwei verschiedene Erkenntnisobjecte annahm: die Welt der Erscheinungen für die Sinnlichkeit, die Welt der Dinge an sich oder Noumena für den Verstand. Für jene gilt die Mathematik, für diese die Metaphysik als die apriorische Wissenschaft, welche aus der Reflexion auf die Functionen hier der Sinnlichkeit, dort des Verstandes erwächst. Die Phänomenalität von Raum und Zeit und der in ihnen beschlossenen Sinnenwelt erscheint als die notwendige Consequenz der Voraussetzungen, unter denen Kant die Apriorität der Mathematik als der Wissenschaft von den reinen Formen der Sinnlichkeit in Analogie zu der Leibniz'schen Apriorität der Metaphysik als der Wissenschaft von den reinen Formen des Verstandes hatte nachweisen können.

Die platonisirende¹⁵⁾ Weltanschauung, welche die Inauguraldissertation vortrug, hatte jedoch, wie gelegentlich (ib. S. 9) zum Vorschein kommt, für Kant nicht nur theoretischen Werth; sie stimmte zugleich am besten mit der sittlichen Lebensauffassung zusammen, welche sich mit den vorrückenden Jahren in ihm befestigt hatte, daß alles ethische Leben in der Ueberwindung der sinnlichen durch die sittlichen Triebsfedern bestände¹⁶⁾, und der Verfasser der Inauguraldissertation hat zweifellos wieder gehofft, daß die darin angebahnte Metaphysik eine die ethisch-religiösen Ueberzeugungen wissenschaftlich gewährleistende Erkenntnis geben werde. Das System aber, dessen Grundriß in dieser Schrift so klar gezeichnet ist, wurde niemals ausgeführt; denn der Versuch dazu¹⁷⁾ brachte Ueber-

legungen mit sich, welche dasselbe wieder über den Hauften warfen¹⁸⁾ und mit ihren zahllosen Schwirrigkeiten den Denker während des Jahrzehnts von 1770—1780 beschäftigt haben. Der Gegenatz, welchen Kant numeriert im Anschluß an Leibniz zwischen Dingen an sich und Erscheinungen (Noumena und Phänomene) naturtätig bane, führte auf eine fundamentale Untersuchung des Verhältnisses, welches überhaupt zwischen dem menschlichen Denken und seinen „Gegenständen“ obwaltet, und bei diesem Hinabsteigen in die äußersten Tiefen der menschlichen Erkenntniß ergab sich, daß auch den Formen des Denkens, eben so wie in der Inauguraldissertation nur denjenigen der sinnlichen Anschauung, Wert anderer, als der subjective und phänomenalistische Werth zugesprochen werden dürfe, — daß die Formen des Denkens einen Erkenntniswerth nur so weit besitzen, als sie zur Verarbeitung des sinnlichen Materials verwendet werden, — daß somit auch die Verstandeserkenntniß auf den mundus sensibilis beschränkt ist. Mit dieser Einsicht aber verband sich bei Kant die Rückkehr zu jener früheren Ueberzeugung, daß die überfinnlische Welt ein Object nicht der Erkenntniß, sondern des ethisch-religiösen Glaubens sei, und damit war der Standpunkt der kritischen Philosophie gewonnen, welche die „Kritik der reinen Vernunft“ (Kritik 1781) verkündete.

Der Langsamkeit der Entfaltung von Kant's neuer Lehre entspricht die Langsamkeit in der Gestaltung seiner äußeren Verhältnisse. Auf eine fünfzehnjährige Lehrthätigkeit sah er zurück, als er 1770 die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik an der Königsberger Universität erhielt. Gleichzeitig lehrte er Vorfassungen nach Jena und Erlangen ab, und ebenso 1778 einen Ruf nach Halle. Er blieb bis an sein Ende in der beschriebenen Stellung an der heimatlichen Universität, deren Rectorat er zweimal bekleidete. Die Geschichte seines Lebens ist diejenige seiner Gedanken. Er lebte nicht dem Glang und nicht der Luft, er lebte seiner Pflicht und seiner Aufgabe. Die bewußte Grundrichtigkeit seiner Lebeneinrichtung und Zeiteinteilung ermöglichte es ihm, die Riesenarbeit seiner philosophischen Werke und die gewissenhafte Erfüllung seiner akademischen Pflichten mit seiner einfach begliedigen Geselligkeit zu verbinden. Als Lehrer verachtete er die geistlose Wirkungslosigkeit der Requite; er ließ den Zuhörer den Proceß der wissenschaftlichen Arbeit selbst mitmachen und lehrte ihn philosophiren. Im praktischen Leben von strengster Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit, bietet er mit der gewöhnlichen Consequenz und dem eisernen Festhalten an dem hohen Lebensziel das ehrwürdige Bild eines Charakteren dar¹⁹⁾, zu dem die Vaterstadt und bald das gesammte

auch Kant's Werke (Gartenstein) III, 359 fg., die Stelle über die „ursprüngliche Erwerbung“ der Anschauungen und Kategorien.

15) Die Analogie zu Platon besteht nicht nur in dem sehr verwandten Resultate, sondern in dem höchst interessanten Parallellismus zwischen dieser Entfaltung von Kant's Inauguraldissertation und der Genesis der Ideenlehre, welche sich aus dem Verhältnisse ergab, für die Begriffe und die Wahrnehmungen zwei verschiedene „oberflächliche“ Welten anzunehmen. 16) Doch geht es nicht an, diese Forderung, wie F. v. Hartmann, Siedem der kritischen Philosophie (Leipzig 1875) II, 107 fg., verjagt hat, zu der wesentlich bestimmenden in Kant's Genußmangelangänge zu machen. 17) Kant plante denselben unter dem Titel: „Ueber die Grenzen der Sinnlichkeit und des Verstandes.“

18) Vgl. Kant's Brief an Marc. Perz vom 21. Februar 1772, Rosenkranz'sche Ausgabe W. XI, 1. Abth., S. 284 f.

19) Wenn hier und da ein Critiker durch unansehnliche Verdrängung dieses Mannes sich selbst rechtete, so hat das weiter nichts zu sagen; zu behaupten heißt es, daß Schopenhauer (vgl. den von Rosenkranz in der Vorrede zu seiner Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft“, W. II, mittelstheilen Brief, und außerdem „Welt als Wille und Vorstellung“, 3. Aufl. Leipzig 1869, I, 515) durch eine seitdem längst wiederlegte Voraussetzung von einem Widerspruch zwischen Kant's Hauptwerken sich zu dem Verwurde hat

deutsche Vaterland mit gleicher Bewunderung wie zu seiner geistigen Größe aufblühte.

Die letzten Lebensjahre brachten ihm trübe Erfahrungen. Die Herrschaft einer fanatischen Orthodoxie, welche nach dem Tode Friedrich's des Großen unter dem Ministerium Wöllner blühte, traf ihn theils durch die Beanspruchung seiner religions-philosophischen Schriften, theils durch das Verbot des Vortrags seiner Philosophie, welches durch einen ungnädigen Erlaß des Königs an ihn verhängt wurde. Von den Segnungen der Regierung Friedrich Wilhelm's III. endlich, unter welcher er die Freiheit der Lehre wiedergewann, hat er nicht mehr viel genossen. Noch im 3. 1797 lebte zog er sich von den Vorlesungen zurück, und von Jahr zu Jahr mehr verlor die Marasmod des Alters ihm Leib und Seele, bis ihn der Tod am 12. Febr. 1804 erlöste.

Sein Vermächtniß an die Nation waren die Werke, in denen er das mit der Kritik der reinen Vernunft begründete System ausführte.²⁰⁾ Das Hauptwerk selbst²¹⁾,

hineinzu lassen. Kant habe aus allerhöchster Menschenfurcht den Standpunkt des transcendentalen Idealismus völlig verlegt.

20) Wir haben vier Gesammtausgaben der Kantischen Werke: von Rosenkranz und Schubert (12 Bde., Leipzig 1838—42); von Hartenstein (10 Bde., Leipzig 1838—39), welche in systematischer Anordnung; jedoch bis anher, der akademischsten Reihenfolge nach geordnete Ausgabe von Hartenstein (8 Bde., Leipzig 1867—69); endlich die in systematischer Anordnung zurückgeführte von v. Kirchmann (in der „Philosophischen Bibliothek“, 8 Bde., Berlin 1868 ff.). Alle enthalten, außer den von Kant selbst herausgegebenen Werken, mit größerer oder geringerer Vollständigkeit seine Correspondenz und seine kleineren Vorträge und Abhandlungen, von denen ich nur zwei oder noch ferner die Aelte vorziehe, wie nicht autorisierte Sammlungen erschienen waren, ferner die von seinen Schülern besorgten Ausgaben von mehreren seiner Vorlesungen. Kleinere Ergänzungen sind fast gelegentlich veröffentlicht worden; in neuerer Zeit hat v. Hermann dergleichen, die einzigen handschriftlichen Bemerkungen in Kant's Handexemplar von Baumgarten's „Metaphysik“, welche der Philofoz zur Aufnahme in seine Werke nicht würdig befand hat, unter dem Titel „Bemerkungen Kant's zu kritischen Philosophie“ (I. Bde., I. Hft., Leipzig 1882) abdrucken zu lassen. Vortreffliche Ausgaben der drei großen Kritiken sind die unter Redaction von R. Schmidt in der Reclam'schen Universalbibliothek erschienenen. Die wichtigsten Werke Kant's sind ins Englische, Französische und Italienische, die Kritik der reinen Vernunft auch ins Lateinische überföhrt; vgl. Ueberweg a. a. D. S. 193. 21) Der ersten Auflage dieses Werkes gegenüber enthält die zweite (Kiga 1787), der alle folgenden nachgedruckt sind, so viele Abweichungen der Darstellung, daß sich, fast Jacob und Schopenhauer darauf hingewiesen, fessel über den Grad der Differenz, als auch über den Werthunterschied brüder ein sehr verschiedenes Urtheil erhoben hat, zu welchem alle bisher erhaltenen und noch zu erwähnenden Darstellungen von Kant's Lehre und Entwicklung haben Stellung nehmen müssen. Vgl. außerdem Ueberweg a. a. D., Dissertatione de priore et posteriore forma Kantianae Criticae rationis puse (Berol. 1862). Die Anklagen über diese Freiirrage, welche mit der Gesammtausföhung der Kantischen Werke auf das neue zusammengebracht, gehen noch heute weit auseinander. In den Ausgaben wird bei Reclam'sang und Reclam'sche, bei Hartenstein, von Kirchmann und in dem Specialabruch von v. Hermann (Leipzig 1879) die zweite Auflage zu Grunde gelegt. Einige unvollständige „Nachträge zu Kant's Kritik der reinen Vernunft“ hat v. Hermann (Kripl 1881) aus Kant's Handexemplar seiner Werke herausgegeben. Das Jahr 1881 hat zur Schularfeier des Hauptteils eine große Menge literarischer Aufhügungen für die kritische Philosophie ge-

aus einer gegenseitigen Durchdringung mannichfacher Gedankenströmungen hervorgegangen und mit den tiefsten Problemen in einer schwerfälligen Sprache²²⁾ ringend, vermochte sich durch die philosophische Tageliteratur seinen Weg nicht zu bahnen; es wurde wiederflanden aber unbeachtet gelassen. Diefem Uebelstand suchte Kant durch eine analytische und populärere Darstellung seiner Lehre abzuhelfen in den „Vrolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wieder auftreten können“ (Kiga 1783).²³⁾ Den entscheidenden Sieg jedoch errang die Kantische Philosophie erst durch die Entfaltung ihres ethischen Theils, der ihr in Reinhold, Schiller, Fichte die größten und begeisterten Anhänger gewann. Diefes wurde durch die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ (Kiga 1785) eingeleitet, durch die „Kritik der praktischen Vernunft“ (Kiga 1788) principiell vollendet und durch die „Metaphysik der Sitten“ (Königsberg 1797; I. Rechtslehre, II. Tugendlehre) formell abgeschlossen. Inzwischen erschienen auch die übrigen Auswägungen des kritischen Grundgedankens: „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft“ (Kiga 1786), „Kritik der Urtheilskraft“ (Berlin und Fibau 1790), „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (vier Abhandlungen, Königsberg 1793). Um diese bedeutenderen Werke gruppiren sich eine Menge kleinerer, zum Theil in Zeitschriften erschienene Abhandlungen, unter ihnen als wichtigste die geschichts-philosophischen: „Zue zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ (Berliner Monatschrift 1784), „Nutzmaximale Anfang der Weltgeschichte“ (ibid. 1786), „Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf“ (Königsberg 1795).²⁴⁾

Es geht aus Kant's philosophischer Entwicklung hervor, daß zwischen den zahlreichen übrigen Interessen seines

beacht; die wichtigste darunter ist der weifschichtig ausgelegte „Gemeintae zu Kant's Kritik der reinen Vernunft“ von G. Waehinger (I. Bde., Stuttgart 1881 und 82).

22) Der Stil in Kant's Werken ist sehr ungleich. Die früheren Schriften zeigen eine leichte und flüchtige Form; eine bewußte, oft anmaßliche Darstellung. Die Kritik der reinen Vernunft bröht ihnen völlig neuen Gehaltsergebnis in eine schwierige und durchaus nicht consequent sorgefaltete Terminologie und läßt die Mühe der Gedankenarbeit in unbedeutend geringen Verloren erkennen. In den späteren Schriften waltet ruhige Arbeit und Sicherheit vor; sie haben einen ernstern, gemessenen Vortrag, der sich gelegentlich in begrifflicher Schärfe zeigt, mehr jedoch in einfacher Sachlichkeit der Begründung analysirt. Diefen Stil charakterisirt Schopenhauer (Welt als Wille und Vorstellung I, 507) als „schwermüthigen Redensart“. 23) Auf Grund eines, fälscher von E. Arnoldi (Kant's Prolegomena, nicht doppelt redigirt, Berlin 1879) widerlegten Hypothese, wonach der „populäre Auszug“ aus der Kritik und die Metaphik auf die misverständliche Auffassung derselben in der Harze-Höber'schen Recension (Göttinger Gelehrte Anz. 1782, 19. Jan.) zwei voneinander unabhängig entstanden und von Kant in den Prolegomenen nur zusammengefaßte Entwürfe seien, hat v. Hermann sich herausgenommen, in einer eigenen Ausgabe der Prolegomena (Leipzig 1878) diese beiden vermeintlichen Bestandtheile des Werkes topographisch voneinander durchgehend zu sondern. 24) Als Nachschärfere über die Kantische Philosophie kann neben Kellin, Knopffeld, Wörterbuch der Kantischen Philosophie (Zöllschau und Leipzig, 11 Bde., 1797—1804) auch Kugler's Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften (Leipzig 1827—34) gelten.

Geistes das erkenntnistheoretische den Mittelpunkt bildete, und dies ist daher auch das Centrum seiner Philosophie.²⁵⁾ Schon der Name des Kriticismus, den wir derselben nach seiner eigenen Bestimmung geben, deutet darauf hin: denn kritisch heißt im Gegenfatz zum Dogmatismus und Esotericismus ihrer Methode nach diejenige Philosophie, welche sich mit der Möglichkeit allgemeingültiger und notwendiger Erkenntnisse beschäftigt. Diese — und diese allein — bilden principell das Object der Kantischen „Kritik“. Er stellt daher als das Ideal der philosophischen Erkenntnis den Begriff der synthetischen Urtheile a priori, d. h. solcher Urtheile auf, welche, ohne durch die Erfahrung oder durch rein logische Begriffsanalysen begründbar zu sein, auf allgemein objective und notwendig subjective Geltung Anspruch erheben (vgl. Einleitung zur Kritik der reinen Vernunft), und seine Philosophie gliedert sich²⁶⁾ nach den verschiedenen Epochen des menschlichen Denkens, in denen derartige Urtheile angetroffen werden. Auf dem theoretischen Gebiete sind es generale Urtheile der wissenschaftlichen Erkenntnis, auf dem praktischen Ge-

biete ist es das allgemeine Willensgesetz des sittlichen Bewußtseins, auf dem ästhetischen Gebiete sind es allgemeingültige Betrachtungs- und Beurtheilungsweisen. So entsprechen den drei psychischen Grundfunctionen, dem Vorstellen, Wollen und Fühlen, die theoretische, praktische, ästhetische Philosophie als die Kritik der darin sich entwickelnden apriorischen Thätigkeiten; deshalb bilden den Grundstod der Kantischen Werke „die drei großen Kritiken“: Kritik der reinen Vernunft, Kritik der praktischen Vernunft, Kritik der Urtheilskraft.²⁷⁾

Der Kantische Begriff der Apriorität ist weder der Aristotelische der logischen Deducibilität, noch der in der dogmatischen Philosophie übliche der psychologischen Apriorität, sondern der „transcendentale“ Begriff einer Intention an besonderem Inhalte sich entwickelnden, aber aus diesem nicht zu erklärenden, deshalb aus einer ursprünglichen Functionswiese der menschlichen Organisation abzuleitenden Vernunftform, und die kritische Methode besteht darin, daß überall, wo die Geltung synthetischer Urtheile a priori innerhalb der menschlichen Selbstbeobachtung behauptet wird, die Untersuchung darauf gerichtet werden soll, ob die Functionswiese, unter deren Bedingung allein dieser Anspruch gerechtfertigt erscheinen könnte, in dem wirklichen Prozesse der menschlichen Vorstellungsthätigkeit sich nachweisen lassen oder nicht. Das Object der kritischen Philosophie als bilden alle jene generellen Sätze, welche als unabweisbar Voraussetzungen, Postulata, Betrachtungsweisen unsern gesamten Vorstellungswelt zu Grunde liegen; die Entscheidung über ihre Richtigkeit aber hängt nach der kritischen Methode davon ab, ob sie als Ausflüsse einer ursprünglichen Function der menschlichen Intelligenz nachgewiesen werden können, welche sich thatsächlich in den besonderen Ausprägungen unsern Vorstellungsebens betätigt. Das psychologische Kriterium²⁸⁾, dessen somit auch die kritische Methode bedarf, besteht nicht in der Einsicht, wie die zu prüfenden Sätze in dem einzelnen Individuum oder in der historischen Entwicklung der Gattung zum Bewußtsein gelangen²⁹⁾, sondern in dem Nachweise, daß ihre Begründung nicht anders als in dem bestehenden Wesen unserer geistigen Organisation zu suchen sei. Diese Methode aber involviret schon gewissermaßen das Resultat, daß zwar alle diese „Formen“ mit Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit für den ganzen Umfang der menschlichen Vorstellungsthätigkeit gelten, die nur durch sie zu Stande

25) Aus der enorm ausgebreiteten Literatur über die Kantische Philosophie kann bei dem beschränkten Raume dieser Darstellung so viel im allgemeinen als auch in den letzteren speciellen Verweisungen nur dasjenige erwähnt werden, was für die gegenwärtige wissenschaftliche Auffassung des Gegenstandes von entscheidender Bedeutung ist. Von der neueren Kantliteratur gibt Lieberweg's Grundriß III, 198 fg., 229 fg., 239 fg., eine Zusammenfassung, von der gemeinsamen Kantliteratur Böhlinger, Commentar zur Kritik der reinen Vernunft I, 14 fg., eine systematische Uebersicht. — Von den umfangreicheren Gesamtdarstellungen der Kantischen Lehre seien erwähnt: die entsprechenden Abschnitte in den philosophischen geschichtlichen Werken von Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III (3. Aufl. 1882) und IV (2. Aufl. 1869), J. G. Ermann, Versuch einer wissenschaftlichen Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III, Hftb. I (Leipzig 1848) S. 25—288, Ulrich, Geschichte und Kritik der Principien der neueren Philosophie (Leipzig 1845) S. 288—348, F. A. Viermann, Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Tage (Leipzig 1842) I, 56—120, Vorlesung, Geschichtliche Darstellung der Philosophie seit Kant (Leipzig 1852) 21—80, Lange, Geschichte des Materialismus II (2. Aufl., Sterblich 1876) S. 1—63, Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz (München 1875) S. 400—514, Windelband, Geschichte der neueren Philosophie II (Leipzig 1880) S. 1—171, Dezerenne, Histoire comparée des systemes de philosophie (Paris 1804) II, 167 fg., Willm, Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel I (Paris 1846); außerdem: Fortlage, Ueber die Kantische Philosophie, in „Philosoph. Vorträge“ (Zürich 1869), G. Caird, The philosophy of Kant (London 1876), W. Couiss, Leçons sur la philosophie de Kant (4. Aufl. Paris 1864); Cantoni, Immanuel Kant (I. Bd., Turin 1879).

26) Vgl. über diese erst allmählich sich bei Kant gehaltene sorgfältigste Gliederung seiner Philosophie theils die Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft, theils das für denselben Zweck ursprünglich bestimmte umfangreichere Fragment, welches (Sg. 1) mit Kant's Autorisation am Schluß der 2. Bandes seines „Antiquarischen Auswags aus den Schriften des Herrn Prof. Kant“ (Riga 1794) veröffentlicht, und welches unter dem Titel „Ueber Philosophie überhaupt“ in die Ges. Werke (Gartenstein, 1. Ausg., I, 137 fg.) übergegangen ist. Diese Eintheilung der kritischen Philosophie beruht auf einer von Windelband, Gölzer und Lotze eingeführten Lehre der empirischen Psychologie, welche seitdem geläufig geworden ist. Ueber die psychologischen Grundlagen von Kant's Lehre vgl. S. B. Meyer, Kant's Psychologie (Berlin 1870).

27) Für die weiteren Citate sind Kant's Werke in der ersten Gartenstein'schen Ausgabe zu Grunde gelegt. Bei den drei großen Kritiken erlauben die Nachbroschüren Ausgaben die Transparenz der Citate in jeder andern Ausgabe auf die bequeme Weise. 28) Gegenüber der Meinung, als müßte auch die Erkenntnis des a priori Wältigen a priori (in einer der früheren Bedeutungen) sein, haben Fries (Zweie Kritik der Vernunft, Heidelberg 1807, S. XXXV fg., obwohl mit Rießer's Einverständnis Kant's selbst) und Herbart (Werke III, 118 fg.) die psychologische Grundlage dieser Kritik nachgewiesen. 29) Als Typus dieser „psychologischen Ableitung“, welche aber keine „Deduction“ sei, beiläufig Kant mit Recht hauptsächlich Locke; vgl. neben vielen andern Stellen besonders Werke II, 119 fg.

kommt, daß aber eine darüber hinausgehende Geltung derselben zu behaupten oder zu verneinen überhaupt keinen verständlichen Sinn mehr hat. Dieser Standpunkt wird von dem gemeinen Bewußtsein aus, welchem die Beziehung von Vorstellungen auf unabhängig davon gedachte Dinge als selbstverständlich und unerläßlich gilt, als Phänomenalismus bezeichnet; der correcte, von Kant selbst dafür eingeführte Name ist der des transcendentalen Idealismus (II, 67b).

Kant's theoretische Philosophie ist also nicht Metaphysik alten Stils, sondern Erkenntnistheorie, und sie beschäftigt sich nicht mit der empirischen Erkenntnis, sondern mit den synthetischen Urtheilen a priori (II, 36 fg., IV, 177 fg.), welche notwendige und allgemeine Geltung beanspruchen, ohne sie auf Erfahrung begründen zu können.³⁰⁾ Solche Ansprüche finden sich in drei Wissenschaften: in der Mathematik, in der „reinen Naturwissenschaft“, d. h. dem System aller Grundsätze, durch welche erst alle besonderen Naturerkenntnisse begründet werden, und in der Metaphysik, d. h. der Erkenntnis des Ueber sinnlichen oder Unerfahrbaren (III, 183 fg., II, 46 fg.). Alle drei Wissenschaften unterliegen daher gleichmäßig³¹⁾ der kritischen Untersuchung. Was zuerst die Mathematik betrifft, so zeigt die „transcendentale Kritik“ (II, 59 fg., cf. III, 195 fg.), daß die Widerspruchlichkeit ihrer auf Raum- und Zahlverhältnisse bezüg-

lichen Erkenntnisse nur unter der Voraussetzung allgemeingültiger Anschauungsformen möglich ist (III, 196, II, 65), daß aber solche wirklich in Raum und Zeit vorliegen, welche, wie es schon in der Inauguraldissertation (III, 138 fg.) gelehrt war, als nicht empirisch, dabei notwendige, je nur ein einziges, unenbliches Object enthaltene Anschauungen, d. h. als „Anschauungen a priori“ nachgewiesen werden (II, 63 fg. und 69 fg.). Sie sind die Gelege der Anordnung der Empfindungen (III, 144), und zwar ist der Raum die Form des Äußeren, die Zeit diejenige des inneren Sinnes (II, 72). Diese Erklärung und Begründung der Apriorität der Mathematik setzt aber voraus, daß Raum und Zeit und die gesamte in ihnen enthaltene Sinnwelt nur unter gesetzmäßiger Vorstellungswiese, d. h. nur „Erscheinung“ sind; von einer von uns unabhängig existierenden Welt könnten wir nur empirische Kenntniss haben, welche auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit keinen Anspruch hätte; apriorische Einsicht gibt es nur von dem, was wir aus der gesetzmäßigen Natur unsern Intellect selbst erzeugen (III, 197). Das so Erkante gilt also für den ganzen Umfang unserer sinnlichen Vorstellungswelt, aber von einer weiteren Geltung zu sprechen, hat absolut keinen Sinn³²⁾; der transcendentalen Idealität entspricht und ist gleich die empirische Realität (II, 73 fg.).

Das gleiche Princip gilt für die „reine Naturwissenschaft.“ Eine „Natur“ kann nur so, wie a priori erkannt werden, als sie das Product des vorstellenden Geistes ist, d. h. ihrer Vorstellungform nach (III, 659, III, 211); a priori sind nur diejenigen Gelege, welche der Verstand nicht aus der Natur schöpft, sondern ihr vorgreift (III, 240). Diejenige „Natur“, für welche solche Gelege gelten, kann aber nicht ein Inbegriff von Dingen an sich, sondern nur das System der Erscheinungen sein, und für dieses System sind solche Gelege nur dann berechtigt, wenn sich entsprechende Functionen als die schöpferischen Formen der Vorstellungen selbst nachweisen lassen (III, 238). Nun ist die von uns vorgestellte Natur immer ein gedachter Zusammenhang von sinnlichen Erscheinungen (III, 222), und Gelege dieses Zusammenhangs wird es von apriorischer Geltung deshalb so viele und nur so viele geben, als es Verknüpfungformen des Denkens gibt. Alles Denken ist Verknüpfen von Vorstellungen; so viele Arten dieser Verknüpfung, so viele gesetzmäßige Formen des Zusammenhangs der Erscheinungen, d. h. so viele a priori geltende Naturgesetze (II, 657). Um diese systematisch darzustellen und zu rechtfertigen, muß also unterzucht werden, ob es ein System

30) Das schließt nicht aus, daß in einem Theile dieser Kritik (der transsc. Analst.) der Zweck, die generellen Urtheile der „reinen Naturwissenschaft“ (die sog. Grundsätze des reinen Verstandes) zu rechtfertigen, sich nur durch eine Unterfuchung erreichen läßt, in welcher die objective Nothwendigkeit der einzelnen Erfahrungsurtheile (sinnl. Urtheile a posteriori) der Angalmitt bildet und in einer an sich möglichen Weise behauptet wird (vgl. Cohen, Kant's Theorie der Erfahrung, Berlin 1871, der darin irrtümlicherweise den Schwerpunkt der ganzen Veranastalt. sucht.). Dies sehr einfache Verhältniß des Mittels zum Zweck ist Bahlinger (Commentar zur Kritik der reinen Vernunft S. 365 fg.) entgangen: eine sehr löse Bekräftigung desselben enthält gerade die von Bahlinger (ibid. S. 367) angenommene Stelle aus den von Erdmann herausgegebenen „Nachrichten.“ Damit fallen alle Beschäftigungen dahin, die vermöge dieser Ueberfuchung Bahlinger gegen Kant selbst und gegen diejenigen seiner Interpreten richtet, welche „Kant's eigene Darstellung einfach wiedergehen.“ 31) Damit ist es sehr gut zu vereinigen, daß Kant persönlich an der Berechtigung der Mathematik niemals zweifelt, daß sogar diese seine Ueberzeugung eines der wesentlichsten Momente seiner Entwicklung gebildet, und daß die Art, wie er sich dieselbe erklärt hatte, ihm als Wegweiser für die gesamte kritische Arbeit geblieben ist. Ein Richter, der die parallelen Bestandsurtheile mehrerer Partien zu prüfen hat, kann recht gut persönlich von vornherein von der Gültigkeit des einen wie von der Ungültigkeit des andern überzeugt sein; aber als Richter wird er diese seine Bestimmung vergessen und an objectives Kriterium suchen müssen. Es wird aber dann, wenn diese objective Unterfuchung seine Präsumtion bestätigt hat, ihm leicht postum, daß in der Normalung des Erkenntnisses seine persönliche Vermeinung hier und da fälschlich, ja, ja, ja, wenn er es so schnell nicht erfährt, wie Kant bekanntlich das thut. Dies dürfte die nächstliegende Lösung der Streitfrage über das Problem und die Voraussetzungen des kritischen Verfahrens sein, und bei sich Bahlinger, Commentar S. 385 fg., heranzuziehen; von den beiden dort einander gegenübergestellten Ansichten gilt die eine für Kant's persönliche Entwicklung, die andere für sein kritisches System.

32) Der bekannte Einwurf, es sei hier von Kant „übersehen“, daß möglicherweise Raum und Zeit sowohl subjective Formen als auch reale Verhältnisse sind und beide miteinander „übereinstimmen“, enthält ein totales Mißverständnis der ganzen Kantischen Lehre. Vgl. darüber den Krenlemburger „Historischen Streich“, hauptsächlich: Krenlemburger, „Historische Beiträge“ (Leipzig 1867) III, 215 fg., und „Runo Fischer und sein Kant“ (Leipzig 1868), welches Pamphlet durch Runo Fischer's „Anti-Krenlemburger“ (Jena 1870) in gebührender Weise zurückgeschlagen wurde. Weitere Literatur darüber vgl. Ueberweg, Grundriß III, 199.

solcher Verknüpfungsformen gibt, und ob dieselben zu den apriorischen Grundlagen unserer Vorstellung von sinnlichen Gegenständen ebenso gehören wie Raum und Zeit. Während die formale Logik³³⁾ es mit den Regeln für die correcte Verarbeitung gegebener Vorstellungen zu thun hat, ohne sich um den Erkenntniswerth der letzteren zu kümmern, untersucht die „transcendentale Logik“ (vgl. über den Unterschied beider II, 79 fg.) die viel einfacheren und tieferen Verknüpfungsformen, durch welche die sinnlichen Vorstellungselemente in objectiver, d. h. notwendiger und allgemeingültiger Weise aufeinander bezogen werden, um dann schon als fertige Bausteine von dem verarbeitenden Denken benutzt werden zu können. Diese Formen nennt Kant Kategorien (s. auch daselbst); sie enthalten, gegenüber der Mannichfaltigkeit individueller Associationen, diejenigen Verknüpfungswesen der Elemente, welche auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit Anspruch haben; durch sie verwandelt sich also das (subjective) Wahrnehmungsurtheil in ein (objectives) Erfahrungsurtheil (III, 215 fg.); sie erst erzeugen aus den sinnlichen Empfindungen die Gegenstände (II, 123 fg.), mit denen sich dann weiterhin das Denken nach den Regeln der formalen Logik zu beschäftigen hat. Die „transcendentale Deduction der reinen Verstandesbegriffe“, welche in Verbindung mit dem Abschnitt über den „Schematismus der reinen Verstandesbegriffe“ (II, 157 fg.) diesen Nachweis liefert, bildet den tiefsten, aber auch schwierigsten Theil der Kantischen Lehre. Der Kern davon ist der, daß gezeigt wird, es erlange die räumlich-zeitliche Synthese der Empfindungen erst dadurch den Charakter der Gegenständlichkeit, daß sie nach einer durch einen Begriff bestimmten Regel zu Stande kommt. Gehören so die Kategorien³⁴⁾ zu den unbewußt wirkenden Factoren der Vorstellungsinhalte, welche wir als Erfahrungsgegenstände bezeichnen, so ist damit erwiesen, daß sie und das aus ihnen sich ergebende System der Grundzüge (II, 165 fg.) apriorische Geltung für alle Erfahrung besitzen.

Aus der Anwendung dieser Grundzüge auf den empirischen Grundbegriff der Bewegung (VIII, 452) ergibt sich alsdann die Kantische Naturphilosophie. Die

vermittelnde Bedingung jedoch dafür sind die mathematischen Gesetze der Raum- und Zeitemen; daher geht die apriorische Erkenntnis der Erfahrung nur so weit, als die Inhaltbestimmungen derselben vermöge ihrer räumlich-zeitlichen Regbarkeit die Anwendung der Mathematik gestatten (VIII, 444 fg.), und damit ist die Naturphilosophie auf die Erscheinungen des äußeren Sinnes beschränkt; von den Erscheinungen des Sinnenlebens gibt es nur descriptive Empirie, keine auf allgemeine Grundgesetze zurückführende Wissenschaft (VIII, 449). Das Wichtigste in den „metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft“ ist negativ der Ausschluß aller teleologischen Erklärungsversuche für das Geschehen in der Körperwelt (VIII, 541 fg.), positiv die dynamische Constitution des Begriffs der Materie als des Productes zweier antagonisierender Kräfte, der Attraction und der Repulsion (VIII, 478 fg.).

Indessen gilt auch für die Kategorien und die aus ihnen fließenden „Grundzüge“ ebenso, wie für die mathematischen Gesetze, neben der empirischen Realität die transcendentale Idealität. Sie sind nur die Formen der Vergegenständlichung, in denen sich die einseitige Natur des verknüpfenden Bewußtseins überhaupt, die „transcendentale Apperception“ oder das „reine Ich“ behält (II, 655 fg.), und sie gelten nur als die notwendigen Verknüpfungsformen für eine sinnlich gegebene Mannichfaltigkeit von Vorstellungselementen (II, 239). Da nun wir Menschen keine andere Sinnlichkeit, als die uralte, empfindungen in Raum und Zeit anordnende, kennen, so ist für uns der Gebrauch der Kategorien, d. h. unserer gesammten Verstandeserkenntnis, auf die Erfahrung beschränkt (II, 243 fg.). Der Versuch, aus diesen für sich allein „lernen“ (II, 89) Formen eine inhaltliche „Ontologie“ herauszuspinnen, enthält stets, wie Kant an dem Beispiel der Leibniz'schen Monologie zeigt, eine „Amphibolie in Reflexionsbegriffe“ (II, 254 fg.), vermöge deren denselben ebenso unermüht wie unrichtig eine sinnliche Bedeutung untergeschoben werden muß. Ist so principiell die Unentfessbarkeit unerfahrbarer, übersinnlicher „Gegenstände“, da es für uns nur sinnliche Gegenstände gibt, erwiesen, so entwickelt sich diese polemische Tendenz der kritischen Philosophie in der „transcendentalen Dialektik“ zu einer vernichtenden Kritik der drei uralten metaphysischen Wissenschaften, der rationalen Psychologie („Von den Paralogismen der reinen Vernunft“ II, 160 fg. und 308 fg.), der rationalen Kosmologie („Die Antinomie der reinen Vernunft“ II, 330 fg.) und der rationalen Ideologie („Das Ideal der reinen Vernunft“ II, 440 fg.). Mit dieser Verwerfung geht jedoch Hand in Hand die philosophische Erklärung der über die Erfahrung hinausschwärmenden Bedürfnisse des menschlichen Denkens (III, 289 fg.); Kant zeigt, daß aus der Anwendung der Kategorien auf das Material der sinnlichen Erscheinungen vermöge des in den Anschauungen a priori begründeten progressus in infinitum Aufgaben der Erkenntnis entstehen, welche durch die auf die Erfahrung beschränkte Erkenntnis nicht gelöst werden können (II, 280 fg., III,

33) Kant's Vorlesungen über „Logik“ (herausgegeben von Jäsche, Königsberg 1800) haben den Vortrag dieser Wissenschaft als einer formalen Disciplin lange bestimmt. Vgl. J. Matban, Kant's logische Ansichten und Bezeichnungen (Zena 1878); W. Steudel, Kant's Logik (Weimar 1879). 34) Die systematische Aufzählung der Kategorien ist der schwächste, von Kant leider durchgängig übersehene Theil seiner Arbeit. Nach dem Princip, daß alles objectiv denkbare Urtheile sei (II, 102 fg., III, 220 und 244 fg.), muß es so viel Kategorien als Urtheilsformen geben; das System der Urtheilsformen aber entnimmt Kant der formalen Schullogik, indem nach den vier Gesichtspunkten der Quantität, Qualität, Relation und Modalität je eine trichotomische Eintheilung zu Grunde gelegt wird. Dieser sinnliche Grundriß der Kategorientheorie wurde dann später unglücklicherweise zu einem fast wiederkehrenden Schema der Kantischen Untersuchungen. Vgl. J. Jacobson, Ueber die Beziehungen zwischen Kategorien und Urtheilsformen“ (Königsberg 1877).

277 fg.); er nennt diese Aufgaben „Ideen“³⁵), und beweist, daß der „transcendentale Schein“ (II, 276 fg.) darin besteht, den formal logischen Begriff von der Lösung einer nothwendigen, aber unlösbaren Aufgabe für die Lösung selbst, d. h. für den Begriff eines Gegenstandes zu halten, der, obwohl nicht in den Sinnen gegeben, durch das reine Denken erfaßt werde (II, 304 fg., 299). Die Ideen sind daher berechtigt als „regulative Principien“ (II, 400 fg.) für die Verstandeserkenntnis, dagegen unberechtigt, insofern sie „constitutiv“ Erkenntnisse gewähren sollen. Die Metaphysik des Ueberfinitlichen ist als Wissenschaft ebenso unmöglich wie als „Naturanlage“ nothwendig und unvermeidlich (III, 289 fg., II, 279).

Dies Ergebnis, mit welchem die Kritik der theoretischen Vernunft abschließt, hat jedoch seinen Grund darin, daß die menschliche Erkenntnis zwar die durch ihr eigenes Wesen bestimmte Grenze nicht zu überschreiten, aber diese doch selbst festzustellen im Stande ist. Die anschauliche Mannichfaltigkeit, deren die Kategorien bedürfen, um auf einen Gegenstand bezogen werden zu können, ist für und nur für sich gegeben; belassen wir die Fähigkeit, einen anschaulichen Inhalt mit derselben Spontanität, welche das Wesen des Verstandes ausmacht (III, 131 fg., II, 89), von uns aus hervorzubringen, so entstehen daraus „Gegenstände“, welche von den Formen unserer Sinnlichkeit unabhängig, also nicht mehr Erscheinungen, sondern „Dinge-an-sich“ wären (II, 244 fg.). Eine solche Fähigkeit, die das subjective Correlat zum Ding-an-sich darstellt (II, 271 fg.), nennt Kant einen „intuitiven Verstand“ (II, 251) oder eine „intellectuelle Anschauung“ (III, 136, II, 245, IV, 216, VII, 285 fg.)³⁶); wir besitzen sie nicht, wir können uns auch von der Functionweise derselben keine Vorstellung machen (II, 271 fg.), aber wir können ihre Möglichkeit ebenso wenig leugnen, als wir Gründe haben, ihre Wirklichkeit zu bezagen (II, 248). Dieser Begriff und damit auch sein Correlatbegriff, derjenige des Dinges-an-sich, ist also für die theoretische Philosophie völlig problematisch (II, 250); er ist weder zu beweisen noch zu widerlegen³⁷); er ist nur der Grenz begriff, durch welchen wir aussprechen, daß möglicherweise alle unsere sinnlichen Gegenstände eben nur Erscheinungen sind, und daß es „hinter“ denselben eine unserer Erkenntnis unzugängliche, nur der schöpferischen, göttlichen Anschauung entsprechende Welt von „Dingen-an-sich“ gebe (II, 250, III, 280).

Diese problematischen Begriffe werden nun durch Kant's praktische Philosophie realisiert. Die kritische Methode nimmt hier eine sehr merkwürdige Wendung. Die synthetischen Urtheile a priori nämlich, um welche es sich hier handelt, stellen sich als die Gebote des „Sollens“ oder als „Imperative“ (IV, 34) dar, welche das sittliche Bewußtsein mit dem Ansprüche auf Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit an den Willen stellen und seiner Beurtheilung derselben zu Grunde legt. Da aber hier wie auf dem theoretischen Gebiete die Apriorität sich nur auf die Form, nicht auf den Inhalt beziehen kann, so müssen von der Untersuchung alle die „hypothetischen Imperative“ (IV, 35 fg.) ausgeschlossen werden, welche, unter bestimmten empirischen Bedingungen, um irgendwelcher Zwecke willen eine bestimmte Handlungsweise verlangen (woburch sowohl der Eudämonismus als auch die metaphysisch-theologische Moral abgelehnt werden, vgl. IV, 68 fg.), und es bleibt als Inhalt des Sittengesetzes der „kategorische Imperativ“ (IV, 38 fg.) übrig, wonach der Wille nur dann als gut gelten darf, wenn er ein selbstgegebenes und für allgemeingültig erachtetes Gesetz lediglich um seiner selbst willen befolgt. Das sittliche Bewußtsein setzt daher als Grund seiner Berechtigung die Autonomie (IV, 57) und diese die Freiheit des Willens (IV, 74 fg.) als seine Fähigkeit, sich unabhängig von der Naturnothwendigkeit selbst zu bestimmen, voraus. Könnte nun die Berechtigung des Sittengesetzes überhaupt in Zweifel gezogen und in einer der Kritik der reinen Vernunft analogen Weise entzogen werden, so müßte untersucht werden, ob die Freiheit zu den psychologischen Grundlagen des wirklichen Willenslebens gehört (IV, 209); dagegen ist aber schon in der Kritik der reinen Vernunft (II, 417 fg.) bewiesen, daß die Freiheit zu den Ideen gehört, deren Möglichkeit zwar die Erkenntnis bezagen, für deren Realität sie aber keinen Beweis liefern kann, da umgekehrt alle Entscheidungen des Sittenslebens, mithin auch die Prozesse der Motivation, als Erkenntnisobjekte unter der Bedingung der Kategorien stehen und es somit für das Wissen nur Naturnothwendigkeit und nie Freiheit geben kann. Hier dreht sich also die kritische Methode um, und aus der zweifellos verbindenden Geltung, mit der sich das Sittengesetz in uns darstellt, wird die allgemeingültige Nothwendigkeit der Ueberzeugung von der Realität der Freiheit des Willens als der Bedingung davon deducirt (II, 73 fg. 156 fg.). Diese Ueberzeugung wird aber somit nicht als ein Object des Wissens bewiesen, sondern als Gegenstand eines vernunftnothwendigen Glaubens aufgezeigt, welcher ebenso subjectiv gewiß sein muß wie das Bewußtsein der sittlichen Verpflichtung (IV, 266 fg.)³⁸). Die Kritik der reinen Vernunft führt zu einer apriorischen Erkenntnis, diejenige der praktischen Vernunft zu einem apriorischen Glauben.

Da jedoch Freiheit in dem Umfange der unster-

35) Die drei Ideen „Seele, Welt, Gott“ construirt Kant, wie die Kategorien nach den Urtheilsformen, nach der üblichen Eintheilung der Schlüsse in categorische, hypothetische und disjunctive (III, 252); glücklicher ist die Ableitung aus dem Begriffe des Unbedingten hinsichtlich 1) der inneren, 2) der äußeren Erscheinungen, 3) der Erscheinungen überhaupt (II, 309 fg.). 36) Der Begriff der intellectuellen Anschauung ist nur in negativer Beziehung der Richtbegriff der kantischen Erkenntnistheorie, nicht im positiven Sinne, wie es G. Hegel (Kant's intellectuelle Anschauung, Halle 1876) darzustellen gesucht hat. 37) Dasselbe gilt dann auch für die „Ideen“ der Seele, der Freiheit, der Gottheit, von denen die transcendente Dialektik zeigt, daß ihre Lösung wissenschaftlich ebenso unmöglich ist wie ihre metaphysische Beweis.

38) Vgl. G. Cohen, Kant's Begründung der Ethik (Berlin 1877).

Erfahrung zugänglichen Innenwelt nicht anzutreffen ist, so begründet diese Ueberzeugung zugleich den Glauben an die für die theoretische Vernunft problematische Realität einer von der Sinnenerfahrung verschiedenen intelligiblen Welt der Dinge an sich, der wir als „intelligible Charakter“ (II, 423 fg., IV, 210 fg.; vgl. VI, 200 fg.) angehören. Dieser Gedanke ist der Höhepunkt der kantischen Philosophie, in ihm gleichen sich alle verschiedenen Interessen derselben aus, ohne ihn ist es absolut unmöglich, sie anders denn als ein zusammenhängendes Aggregat von Philosophemen zu betrachten; in diesem Centralbegriffe der Freiheit entfaltet sich der „Primat der praktischen über die theoretische Vernunft“ (IV, 240 fg.). Von hier aus erst ist er berechtigt, die Welt, die Sinnerfahrung als „Erscheinung“ eines Dinges an sich zu bezeichnen, welches selbst nicht Object des Wissens, sondern nur des Vernunftglaubens ist; und von hier aus entwickelt sich andererseits die Metaphysik des Ueber-sinnlichen unter Leitung des sittlichen Vernunftglaubens, den Kant als sichern Kompaß in dem für das Wissen unüberwindlichen Dunkel des Unerschaffbaren³⁹⁾ benutzte, um zwischen rationalisierender Unerschaffbarkeit und mystischer Gefühlsphantasie hindurch den inneren Zusammenhang des Menschenseins mit dem Weltgesetze aufzusuchen. Aus dem idealen Gehalte des kategorischen Imperativs entwickelt er unter Hinzulegung des empirischen Elements der Glückseligkeit den Gipfelbegriff der praktischen Philosophie⁴⁰⁾, den Begriff des „höchsten Gutes“ (IV, 229 fg.), und indem er auch auf diesen und seine Realisierbarkeit den notwendigen Vernunftglauben ausdehnt, deducirt er als Bedingungen dafür die „Postulate der reinen praktischen Vernunft“: die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz der Gottheit als des Trägers der sittlichen Weltordnung (IV, 243 fg.).

Es ist hiernach selbstverständlich, daß Kant's Religionsphilosophie weder metaphysische noch psychologisch-historische, sondern lediglich ethische Grundlagen hat; sie ist „Moraltheologie“ (VII, 319 fg.). Sie untersucht nur diejenigen Inhaltsbestimmungen des religiösen Bewußtseins, welche aus dem moralischen Vernunftglauben zu deduciren sind (VI, 164 fg.). Da sie aber von der sündigen Natur des Menschen ausgeht (VI, 177 fg.) und in dem Kampf des guten Princips mit dem bösen (VI, 220 fg.) die Erlösung⁴¹⁾ durch den sittlichen Glauben als das Wesentliche betrachtet (VI, 261 fg.), so wird sie den Grundlehren des Christentums in viel höherem Maße und mit viel tieferem Verständnis gerecht, als der übliche Deismus des 18. Jahrh.; andererseits aber theilt sie (VI, 329 fg.) mit letzterem die durchaus kritische Stellung

gegenüber den positiven Dogmen und dem „naturalistischen“ Zwange der Consequenzen.⁴²⁾

Was die Ethik anbetrifft, so verwandelt sich die abstracte formale Definition des Sittengesetzes, welche der kategorische Imperativ enthält, durch die Ueberzeugung, daß nur das Sittengesetz und die sich dasselbe gebende Person die „Wurde“ des Selbstzwecks besitzt (IV, 59 fg.), in die Forderung, daß die Maxime jeder Handlung die „Achtung der Menschewürde“ zum Inhalt habe (IV, 53), und Kant's „Tugendlehre“ ist nur die Anmenndung dieses Princips auf die Mannichfaltigkeit der empirischen Verhältnisse des Menschenseins. In der Ausführung des Systems der „Tugendpflichten“ (V, 202 fg.), welche Kant in Rücksicht des Menschen gegen sich selbst und gegen andere Menschen eintheilt, tritt der streng rigoristische⁴³⁾, oft an Doctrinarismus streifende⁴⁴⁾ Zug seiner Lebensauffassung neben den Gesinnungen ernsterer Wahrhaftigkeit, vollkommenster Pflichttreue und reiner Selbstlosigkeit hervor; überall aber breitet sich die Ueberzeugung aus, daß die Welt um uns und wir in ihr nicht der Glückseligkeit, sondern der Pflichterfüllung halber da sind.

Neben den Pflichten der Gesinnung (Maximen), welche die Ethik behandelt, heben die Pflichten der Handlung, deren System das Recht ausmacht (V, 40, 214), insofern darin die Vorschriften gegeben sind, vermöge deren die Freiheit des Einzelnen mit Rücksicht auf die Freiheit aller übrigen eingeschränkt wird (V, 32 fg.). Demselben Kant auf diesem Gebiete durchaus von der individualistischen Tendenz des 18. Jahrh. ausging, so bedauert er doch die einzelnen Rechtsverhältnisse aus dem Bedürfnisse des sittlichen Gesamtbewußtseins und sah die Aufgabe aller einzelnen Rechtsinstitute darin, daß in dem Zustande der Gesellschaft eine vollkommene Realisirung der Freiheit herbeigeführt werde, — ein Princip, welches natürlich zu der Consequenz führte, daß nur in der absoluten Herrschaft des Gesetzes die Freiheit aller Individuen bestehen könne (V, 143 fg.).

Deshalb ist ihm auch die „vollkommenste Staatsverfassung“, welche dies Ideal realisiren soll, das Ziel der Geschichte (IV, 299), und erst von ihrer Herstellung erwartet er die Herbeiführung des „ewigen Friedens“ (V, 422); beide jedoch sieht er als Ideale an, welche in der unendlichen Ferne des Weltendes liegen, und von deren gegenwärtiger Eesaltung er nie geträumt hat. Das principielle Wichtige aber an seiner Geschichtsphilosophie ist die Unterordnung des casualen unter das teleologische Moment. Der scharfe Gegensatz zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Freiheit, welcher sich durch seine ganze kritische Philosophie hindurchzieht, erlaubt ihm nicht, in der Weise Herder's⁴⁵⁾ die mensch-

39) Vgl. Kant's kleine Schriften: „Was heißt sich im Druken orientiren?“ (Berliner Monatschrift 1786) und „Von einem neuerdings erhobenen vornehmsten Töne in der Philosophie.“ (Ibid. 1796). 40) Vgl. E. W. Krauß, Kant's Idee vom höchsten Gut (Königsberg 1874). 41) Die „Wiedergeret“, welche nach den Principien der kantischen Lehre eine Veränderung im intelligiblen (geistlichen) Charakter voraussetzt, bleibt hier ein ungelöstes Problem. Hehnliche Fragen stellt Kant in dem kleinen Essay: „Das Ende aller Dinge“ (Berliner Monatschrift 1794).

42) Vgl. B. Fünzer, Die Religionslehre Kant's (Jena 1874). 43) Vgl. die kleine Abhandlung: „Ueber ein vermittels Recht, als Menschliche zu lägen“ (Berliner Blätter 1797). 44) Vgl. „Ueber den Gemeinpruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“ (Berliner Monatschrift 1783). 45) Vgl. Kant's Rezension von Herber's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (Jenaische allgemeine Literaturzeitung 1785).

liche Cultur als ein letztes Product der Naturnothwendigkeit anzusehen (IV, 321 fg.); für ihn ist die Geschichte des Menschen die Geschichte der Freiheit, welche mit dem Bösen anhebt (IV, 349) und mit der Arbeit (IV, 351) des sittlichen Willens, durch Zwietracht und Unheil hindurch, auf das ideale Ziel hinführt; nur in der Betrachtung dieses Zwecks und dieser Aufgabe läßt sich bestimmen, was in dem wirklichen Verlauf der Geschichte Fortschritt ist.

Den Dualismus zwischen Natur und Freiheit soll das dritte der kantischen Hauptwerke, die Kritik der Urtheilskraft, überwinden. Die Betrachtung natürlicher Gegenstände unter der Kategorie der ethischen Welt, der Zweckmäßigkeit (VII, 19), tritt mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit in doppelter Form auf: als subjective Beurtheilung in den ästhetischen Urtheilen über Schönheit und Erhabenheit (VII, 28 fg.), als objective Beurtheilung in der Auffassung der immanten Zweckmäßigkeit der Organismen (VII, 32 fg.). Die Begründung der ersteren wird in der allgemeinen Mittheilbarkeit (VII, 55 fg. und 149 fg.) eines Gefühls gesucht, welches nothwendig aus der eigentümlichen Art erwächst, in der bei der Auffassung der Gegenstände Einseitigkeit und Verstand miteinander concurren; harmoniren diese beiden Kräfte, so entsteht das Gefühl der Schönheit (VII, 65 fg.); zeigt sich aber in der Anordnung, welche der Verstand an die Sinnlichkeit stellt und von ihr nicht erfüllt findet, die Uebermacht des geistigen über den sinnlichen Menschen, so entspringt das Gefühl des Erhabenen (VII, 93 fg.). Beide Dualitäten sind also nicht solche der Dinge, sondern des ihrer Auffassung entsprechenden Gefühlszustandes, und es gibt kein „objectives“ Princip des Geschmacks (IV, 137 fg.). Die reiche Fülle der daraus sich entwickelnden Uebersetzungen gibt bei Kant in der Lehre von der Kunst (VII, 165 fg.) und dem sie erzeugenden Genie, welches er als eine Intelligenz definiert, die wie die Natur wirkt (VII, 173 fg.).⁴⁵⁾

Die teleologische⁴⁷⁾ Betrachtung endlich, welche sich nach Kant nicht auf den Nutzen (VII, 232 fg.), sondern lediglich auf die formale Zweckmäßigkeit in dem Zusammenhang des Lebens bezieht, erreicht nicht als eine Erweiterung der Erkenntnis (VII, 263 fg.), sondern als eine nothwendige Anschauungsweise, in der als heuristischem Princip (VII, 301 fg.) die Veranlassung liegen muß, um die causale Erklärung für die Entstehung der einzelnen Organismen sowohl als der Arten⁴⁸⁾ (VII, 298 fg.) so weit, als nur immer möglich, zu treiben, während eine Ableitung des Lebens überhaupt aus dem

Mechanismus der Naturkräfte dem kritischen Kant (VII, 248 fg.) noch ebenso unmöglich erscheint als dem vor-kritischen (VIII, 253). Die Natur aber als lebendige Ganze kann niemals vom eudämonistischen⁴⁹⁾, sondern nur vom ethischen Gesichtspunkte aus als ein zweckmäßiges System insofern betrachtet werden, als sie mit ihrem ganzen Mechanismus in letzter Zukunft nur der Realisirung des Sittengesetzes dient (VII, 310 fg.).

So umpannt die kritische Philosophie in dem systematischen Rahmen ihrer neuen Grundfrage⁵⁰⁾ den ganzen Umfang der philosophischen Probleme; es ist keine Frage des philosophischen Nüchternens, der wissenschaftlichen Principien und des allgemeinen menschlichen Interesses, die er nicht behandelt, der er nicht durch neue Formulirung und Lösung eine wesentlich veränderte Gestalt gegeben hätte; und es ist keine Richtung des philosophischen Denkens der Vorseit, welche nicht mit ihren berechtigten Tzungen in seine Auffassung aufgenommen und zugleich durch dieselbe in die ihr gebührenden Schranken gewiesen worden wäre. In dieser Weise steht Kant namentlich der gesammten Philosophie des Zeitalters der Aufklärung⁵¹⁾ gegenüber; der Kriticismus ist zugleich ihr Abschluß und ihre Ueberwindung. Er theilt mit ihr die Selbständigkeit des wissenschaftlichen Bewusstseins, die Anerkennung der ethischen Persönlichkeit, das Weltbürgerthum, die Neigung für die mechanische Naturphilosophie, den kritisch aller positiven Religion sich gegenüberstellenden Vernunftglauben, die mit Rousseau sich gegen die Verdorbenheit der Cultur aufbäumende Sehnsucht nach einem natürlichen Zustande der Gesellschaft — kurz jene Ueberzeugung von der gesetzgebenden Kraft und Pflicht der Vernunft in Wissenschaft und Leben⁵²⁾, welche in Kant's Persönlichkeit mit typischer Großartigkeit ausgeprägt war. Auf der andern Seite aber verloren alle diese Richtungen bei Kant ihre Einseitigkeit durch die Unterordnung unter die Gesammtoberzeugung, daß jene „Vernunft“ nicht die Meinung der Einzelnen, sondern die geistige Organisation der Gattung, und daß die Ideale derselben in einem unendlichen Fortschritt durch die ständige Arbeit zu realisiren seien.

Wie deshalb in Kant's Philosophie alle Fäden der vorhergehenden Philosophien sich zu einem schwierig verdichteten Gebilde zusammenfürgen, so gehen auch alle Fäden der Weiterentwicklung von ihm aus. Die Philosophie des 19. Jahrh. ist die Geschichte der Entwicklung des kantischen Systems in alle die Richtungen, welche in

45) Vgl. S. Pögg. Geschichte der Selbstheit in Deutschland (München 1866), S. 31—70. 47) Vgl. Kant's Abhandlung, „Ueber den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie“ (Mieland's deutscher Merkur 1788). Außerdem A. S. Labler, Kant's Teleologie (Berlin 1874). 48) Vgl. Kant's Abhandlung „Ueber die Bestimmung des Begriffs einer Menidgenz“ (Prussianer Monatschrift 1785). Die Stellen, in welchen Kant die Verbindung der modernen entwickelungsgeschichtlichen Theorie ausgedrückt hat, sind gesammelt von S. Schultze unter dem Titel „Kant und Darwin“ (Jena 1875).

49) Vgl. Kant's Schriften „Ueber das Verhältniß aller philosophischen Verstande in der Speculation“ (Berliner Monatschrift 1791).

50) In dieser und seiner damit zusammenhängenden Methode sah Kant den Fortschritt, nur durch ihn die Philosophie gemacht habe; vgl. seinen Entwurf zur Verantwortung der Preisfrage der Berliner Akademie für das Jahr 1791: „Welches sind die wichtigsten Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibniz und Wolff's Zeiten gemacht hat“ (herausgeg. von Kant, Königsberg 1804).

51) Sein Verhältniß zur Aufklärung hat Kant sehr lebendig dargestellt in dem Aufsatze „Verantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ (Berliner Monatschrift 1784).

52) Vgl. Kant's letzte Schrift: „Der Streit der Fakultäten“ (Königsberg 1796).

ihm angelegt waren. Aber den organisch weiterbildenden Aristoteles hat der moderne Plato noch nicht gefunden. Als 1842 St. Rosenkranz die „Geschichte der Kantischen Philosophie“ schrieb, glaubte er sie im Hinblick auf all die metaphysischen Systeme, die sich daraus entwickelt hatten, für abgeschloffen ansehen zu dürfen; wir können heute sagen, daß sie seitdem von neuem und in viel umfangreichere Maße begonnen hat. Der Niedergang jener metaphysischen Tendenzen, die energigigen Hinweisungen auf Kant von Seiten Schopenhauers, das Bekanntniß bedeutender Naturforscher, wie Helmholtz, zu der Lehre des kónigsberger Philosophen, endlich das glänzende Wert Rano Fishers — alles dies hat dazu beigetragen, daß gegenwärtig — und das gilt nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze philosophirende Welt — Kant mehr als je im Mittelpunkt der philosophischen Bewegung steht. (W. Wundtband.)

KANTAKUZENOS ist der Name einer großen und vielverzweigten griechischen Familie, die in der mittleren und neueren Geschichte ihres Volkes seit dem 13. Jahrhundert vielfach genannt wird, deren historisch bedeutendste Persönlichkeiten aber dem 14. Jahrhundert angehören. Die Kantakuzenen erschienen bereits vor dem vierten Kreuzzuge als mächtige Grundbesitzer in Meskien und mit der Dynastie der Angelos verknüpft. Ihre historische Bedeutung aber erhielten sie durch ihre intimen Beziehungen zu der letzten byzantinischen Dynastie, der der Paläologen. Unter dem gemaltigen Michael VIII. Paläologos, der Constantinopel 1261 den Kaimern wieder abgenommen hatte, eröffnete der General Michael Kantakuzenos im Jahre 1263 von Monembasa aus den Krieg gegen die französischen Herren des Peloponnes, freilich nur, um schon 1264 in Etis den Tod zu finden. Glücklicher war 1308 bis 1316 ein anderer Kantakuzenos, der damals als Statthalter des Kaisers Andronikos II. Paläologos die peloponnesische Provinz Misthra verwaltete. Dessen Sohn nun war der berühmte Johannes Kantakuzenos, der zuerst 1321 auftritt, wo ihn Andronikos II. zum Nachfolger seines 1316 gefallenen Vaters in Misthra designirte. Den Peloponnes hat er nun freilich nur setzen gesehen; die Thätigkeit dieses ungemein talentvollen, aber auch verschlagenen und selbstgefalligen Politikers war vielmehr darauf gerichtet, die Interessen seines Freundes, des jungen Prinzen Andronikos (III.) Paläologos, im Conflict mit dessen Großvater, dem Kaiser Andronikos II., nach allen Kräften zu fördern. Als der junge Kaiser, der im Jahre 1328 endlich die Krone sicher gewonnen hatte, und für welchen Kantakuzenos als Großdomestikus im Jahre 1337 an der Propontis einen großen Sieg über des Sultans Urchan Dömanen davontrug, 1339 aber in Süd-Egypten erhebliche Erfolge gewann, am 15. Juni 1341 gestorben war, gerieth Kantakuzenos in eine höchst schwierige Lage. Wohl war er der leitende Staatsmann in Constantinopel. Aber die Eifersucht der Kaiserin-Witwe, Anna von Sarayen, die für ihren neunjährigen Sohn Johannes V. die Regentschaft führte, und der Ueberritt seines treulosen Freundes, des Großadmirals Apokaufos, zu ihrer Partei, trieben es nur

zu schnell zu gewaltigen inneren Kämpfen. Als nämlich Kantakuzenos die Residenz verließ, um gegen Ercebu und Seltschulen ein Heer zu sammeln, und später auch einen Schlag im Peloponnes zu führen, da erannte die Kaiserin Anna ihren Günstling, den Patriarchen Johannes, zum Chef des Ministerrathes, und schon zu Ende des September kam es dahin, daß Apokaufos in Constantinopel offen dem Kantakuzenos entgegensteuete, die Freunde des letzteren aber verhaftet und ihre Häuser geplündert wurden. Da schlug aber Kantakuzenos los und ließ sich im October 1341 zu Didymoteichos (i. Demotika) zum Gegenkaiser ausrufen, und begann, auf die aristokratische Partei des Landes gestützt, einen Bürgerkrieg, welcher in seinen Folgen für das Reich der Paläologen überaus verderblich geworden ist. Zunächst führte sein Gegner Apokaufos, jetzt zum „Großherzog“ ernannt, den Krieg so geschickt, daß Kantakuzenos im Jahre 1342 in Thracien sich nicht mehr halten, hier nur die Festung Didymoteichos behaupten konnte.

Unter diesen Umständen suchte er bei den schärfsten Feinden des Reiches seine Bundesgenossen; einerseits bei dem selbsthüthigen Fürsten Dmarzeg von Aidin in Kleinasien, andererseits bei dem mächtigen serbischen Herrscher Stephan Duschán, der damals zu Skupi residirte. Die Serben setzten ihn nun allerdings in Stand, wieder das Feld zu halten, und die Seltschulen halten ihm, die inzwischen in Thracien einmarschirten Bulgaren zurückzudrängen. Aber bald zeigte sich Stephan Duschán, der nur seine eigenen Plane verfolgte, als ein sehr bedenkllicher Bundesgenosse, der 1344 dann auch zur Partei der Kaiserin Anna übertrat. Weit nütlicher war für Kantakuzenos, dem nun auch seit 1343 sein (1342 bis 1349) in Thessalien commandirender tüchtiger Vetter Johannes Angelos erhebliche Hülfe brachte, die Unterstützung Dmarzegs, der 1344 in der Ghaldische die Serben so erfolgreich bekämpfte, daß sie sich zum Frieden mit Kantakuzenos bequemen. Als dann der tapferere Apokaufos am 11. Juni 1345 der Hand preislicher Feinde zum Opfer gefallen war, gewann die Sache des Kantakuzenos das Uebergewicht. Einen Sieg aber verdante dieser der Hülfe der Dömanen. Kantakuzenos, der mit Schweden erfuhr, daß die Kaiserin Anna mit Sultan Urchan ein Bündniß geschlossen hatte, zog durch seine wirksamere Diplomatie und durch Ueberlassung seiner Tochter Theodora an den Haem Urchans diesen Nachbaber auf seine Seite. Und nun (sein Freund Dmarzeg war 1346 in Aßen gefallen) sah Kantakuzenos die Dömanen als seine Freunde aufstehen, die dann freilich 1346 durch ihre Art der Kriegsführung das östliche Thracien in eine Wüste verwandelten. Allmählich erstarb aber jene Partei in Constantinopel so sehr, daß er diese Hauptstadt auch ohne die Hülfe der Türken gewinnen konnte. Am 3. Februar 1347 wurde ihm freiwillig das „Goldene Thor“ geöffnet, und am 8. Februar wurde er als Kaiser „Johannes VI.“ proclamirt. Auf Grund eines Vertrages mit der Regentin Anna sollte Kantakuzenos nun zehn Jahre lang allein regieren, dann aber dem jungen Johannes V. (der am 21. Mai 1347 seiner Tochter Helena

beitratete.) seinen Antheil an der Regierung übergeben. Eine allgemeine Amnestie krönte den Frieden.

Kantakuzenos sollte jedoch an diesem triumphalen Siege und an seiner Herrschaft nur wenig Freude erleben. Seine Lage wurde namentlich dadurch so sehr schwer, daß der ferbische Groberer Stephan Dukhan seit 1345 den Krieg erneuert, sich 1346 zu Eufup als „Kaiser der Serben und Griechen“ proklamiert hatte und offen darauf ausging, die byzantinische Macht auf der Balkanhalbinsel durch die ferbische zu verdrängen. Und die innern wie die äußern Schwierigkeiten seines Reiches wußte Kantakuzenos nicht zu überwäligen. Die Anhänger der Paläologen erbitterte er durch den deutlich erkennbaren Plan, seinen ältesten Sohn Matthäos zum Mitregenten zu machen; seine Finanzwirtschaft trug den Charakter einer baren Hölle. Stephan Dukhan wußte die Byzantiner auf den verschiedensten Punkten zu überflügeln; nur mit Hilfe türkscher und katalanischer Söldner gelang es, im Jahre 1350 für einige Jahre den sübnen südlamischen Küsten zu einem erträglichen Frieden zu nähigen. Ganz besonders schwierige Verhältnisse entwickelten sich zwischen Kantakuzenos und den Genuesen im Ägäischen Meere, die unter anderm 1346 die Insel Chios anneuert hatten, und seit 1351, wo Johannes V. mit Kantakuzenos wieder gebrochen und sich nach Aenos zurückgezogen hatte, mit dem jungen Kaiser verdächtige Beziehungen pflogten. Nur im Peloponnes, wo seit 1348 des Kantakuzenos jüngerer, sehr tüchtiger Sohn Manuel des griechische „Despotat“ Misthra verwaltete, stand die griechische Sache gut.

Dagegen suchte seit 1352 Johannes V. den Kantakuzenos ganz offen zu stützen. Von Aenos aus eröffnete er mit bulgarischer Hilfe 1353 mit vielem Erfolg den Krieg gegen den im südlichen Thralien regierenden Prinzen Matthäos Kantakuzenos und schloß ihn in der Citadelle von Adrianopel ein, während der ferbische König, mit ihm in Einverständniß, ebenfalls wieder zu den Waffen griff. Nun rief freilich der alte Kaiser Kantakuzenos wieder die Osmanen zu Hülf. Aber während es ihm gelang, sowohl die Serben wie die Bulgaren zu schlagen und Johannes V. zur Flucht nach Lesbos zu nöthigen; während er dann seinen Sohn Matthäos zum Mitregenten und Kaiser crnannte: so riß des alten Urbau feuriger Sohn Euleiman noch im Jahre 1353 durch einen Handstreich das Castell Lymbe bei Kallipolis (Gallipoli) am Hellespont und am 2. März 1354 auch diese Stadt an sich. Es war die erste selbständige Festsetzung der Osmanen in Europa.

Inzwischen fand der flüchtige Johannes V. einen neuen Freund an dem genuesischen Abenteurer Francesco Cattalino, dem er als Preis seiner Hülf die Hand seiner Schwester Maria und den Besitz der Insel Lesbos als eines Lebensfürsienhums anbot. Es gelang ihm wirklich, in einer Decembernacht des Jahres 1354 sich der Palanzen von Konstantinopel zu bemächtigen. Nun schloßen sich die Freunde der Paläologen, schnitten sehr geschickt den alten Kantakuzenos in seinem Palaß (in „den

Blachernen“) von seiner Garde ab, die in einem Castell am Goldenen Thore lag, und nöthigten ihn nun, förmlich zu Anfang des Jahres 1355 abzutreten. Der alte Kantakuzenos zog sich als Mönch Joseph (oder Joseph) in das Manana-Kloster zurück; seine Gemahlin Irene ging als „Schwester Eugenia“ in das Kloster S. Marika.

Prinz Manuel Kantakuzenos in Misthra vermochte sich dagegen zu behaupten; 1356 wurde er in seinen Rechten durch Johannes V. förmlich anerkannt, und hat bis zu seinem Tode (1380) in Misthra regiert. Matthäos dagegen setzte mit Urchan's Hülf den Krieg fort, bis einerseits dessen Sohn Kailil in die Hände der Griechen, Matthäos aber in die der Serben fiel, die ihn an Johannes V. anstifteten. Nun kam es zu einem Vergleiche, in Folge dessen Matthäos 1357 ebenfalls abdante und beide Gesangene freigelassen wurden.

Der alte Kantakuzenos hatte sich 1356 auf ein Jahr nach Misthra begeben; dann kehrte er wieder nach seinem Kloster in Konstantinopel (nicht, wie es oft heißt, auf den Athos) — zurück, und widmete seine unermüßliche Mühe der Abfassung einer Geschichte seiner Zeit, 1320 bis 1357, eigentlich der historischen Apologie seiner politischen Thätigkeit (in unserer Zeit von Schopen in drei Bänden, 1828—32, in Wien, kritisch herausgegeben). Außerdem verfaßte er einen Commentar zur „Ethik“ des Aristoteles, schrieb gegen die Juden sowie gegen Mohammed und den Koran. Zu hohem Alter hat er sein Leben (15. Juni 1383) im Peloponnes beendeten, und ist zu Misthra bestattet worden, wo auch seine Söhne begraben waren. Denn der treffliche Manuel war 1380, der Erzkaiser Matthäos, der dann Misthra übernahm, zu Anfang des Jahres 1383 gestorben. Mit dem schon 1384 erfolgenden Tode von Matthäos' Sohn Demetrios Kantakuzenos fiel auch Misthra wieder an die Paläologen zurück.

Die später im Verlaufe der griechisch-türkischen Geschichte auftretenden Männer des Namens Kantakuzenos, die übrigens keineswegs immer mit dem Hause des alten Kaisers Johannes VI. unmittelsbar zusammenhängen, sind nicht wieder zu solcher historischen Wichtigkeit gelangt wie die des 14. Jahrhunderts. Nach Vollendung der osmanischen Eroberung des Griechischen Reiches und seiner Dependenz haben die Kantakuzenos für lange ihre Bedeutung erhalten als ein angesehenes Haus unter den Phanarioten in der Hauptstadt Istanbul. Vermuthet unter diesen war zuerst der reiche Michael Kantakuzenos von Anhalos (dessen Abkunft von den Kaisern dieses Hauses übrigens nicht außer Zweifel steht), der als großer Handelsherr ein enormes Vermögen gewann, als harter Steuerpächer der Wüste den Schmelzpfannen „Sohn des Teufels“ (Seian-Daphn) erhielt, und durch seine Beziehungen zu dem mächtigen Großwesir Mohammed Solim, und durch seine Schwärmerei vor den Sultanen Selim II. und Murad III. in Istanbul lange einen sehr großen Einfluß ausübte. Aber obwohl er freigeblig genug war und unter anderm nach der furchtbaren Niederlage der türkischen Flotte bei Lepanto (1571)

der Pforte 15 neue Galerien schenkte, so stürzte ihn schließlich doch die Intrigue eines persönlichen Feindes, eines Paläologen, der die Habsucht des Sultans Murad III. nach seinen Schätzen führen machte. Auf Grund angeleglicher Intriguen in der Moldau wurde Michael Kantafugenos am 3. März 1578 zu Anhalos, wo er die Salzpacht in der Hand hatte, vor seinem eigenen Palast aufgeschnüft und seine Schätze für die Kasse des Sultans konfiskirt. Später fungirten mehrere Glieder der Familie Kantafugenos als Hospodare in der Moldau und in der Walachei. Ein Jüngling aber der Kantafugenos zog sich, wie so viele andere Griechen, im 18. Jahrhundert nach Rußland. Zwei junge Männer dieser Linie der Kantafugenos nahmen Antheil an den ersten ausländischen Bewegungen der Reuigrichen gegen die Pforte im Jahre 1821. Als der Fürst Alexander Ipsilanti am 7. März 1821 durch seinen Einmarsch in Jassy von Besarabien aus als Chef der „Großen Heerde“ den Aufstand eröffnete, besand sich an seiner Seite Georg Kantafugenos, früher Utanen-Oberst in russischen Diensten, der eine Zeit lang bei Ipsilanti Stabschef war und eine Schaar junger griechischer Freiwilliger befehligte. Am 21. Mai aus der Walachei nach Jassy geschickt, um Verstärkungen zu sammeln, wich er bei dem Vormarsch der Türken gegen die moldauische Hauptstadt am 26. Juni bei Tuleni über den Pruth zurück, ohne den großartigen, heroischen Untergang der Griechen an dem Pruth am 29. Juni zu theilen. — Sein Bruder Alexander Kantafugenos war dagegen mit des Alexander Ipsilanti Bruder Demetrios nach Morea gesendet worden, wo die beiden jungen Offiziere am 21. Juni 1821 zu Nitros ans Land stiegen. Als dann Demetrios Ipsilanti am 15. Juli die Oberleitung in Morea an sich gezogen hatte, erhielt Alexander Kantafugenos das Commando über die Palistaren, welche Monembasia blockirten, und erlangte am 4. August die Ergebung dieser Festung. Bald nachher aber, gegen Ende August, geriet er mit Demetrios Ipsilanti in Differenzen und folgte zunächst dem Fürsten Alexander Maurocordatos nach Nordwestgriechenland, um nachmals von Salona über Livorno sich nach Dresden zu begeben. Von Alexander Kantafugenos rühret her: „Briefe eines Augenzeugen der griechischen Revolution von 1821. Nebst einer Reisebeschreibung des Fürsten Georg Kantafugenos über die Begebenheiten in der Moldau und Walachei in den Jahren 1820 und 1821“ (G. F. Hertberg.)

KANTARA (El), vollständig el Kantarat el Chazne, d. i. die Brücke des Schazes, heißt das Dertchen, welches an der Stelle liegt, wo die ägyptisch-syrische Karavanzstraße den Suezkanal überspannt, zwischen dem Menzaleh- und Balahsee. Es ist die natürliche Brücke zwischen Asien und Afrika, und die vom Knotenpunkte der Verkehrswegs, Südlithe an pelusischen Nilarme, ausgehenden Karavane überdritten seit alter Zeit stets diese Stelle. Die Suezkanal-Compagnie hat die alte Brücke abgerissen und durch eine Föhre ersetzt. (Richard Oberländer.)

KANTE, der Durchschnitt zweier gerader Ebenen eines Körpers, wie im Bauwesen sowohl für die meist

geraden Begrenzungslinien eines Baugesegenstandes (Werkstückes oder Holzbalgens) als auch für die Seitenflächen desselben gebraucht. So bezeichnet man einen mit genau rechtwinkeligem Querschnitt gearbeiteten Balken als scharf- oder vollkantig; wenn er an den Kanten aber verbrochen und von dem natürlichen Wuchse des Stammes begrenzt ist, als baumkantig; so werden ebenfalls alle Baugesegenstände von parallelepipediger Gestalt, wenn sie auf ihre schmale Seite, als Lagerschäfte, gelegt oder mit ihrer breiten Seite aufricht gestellt werden, als „auf die hohe Kante“ gelegt bezeichnet. Es ist Regel, die Balken, sowohl hölzerner wie eiserne, auf die hohe Kante zu legen, weil in diesem Falle nach den Gesetzen der relation (Biegungs-)Biegefestigkeit die Tragkraft eine größere ist, d. h. mit dem Quadrate der Höhe des Balkens wächst. Ziegel nebeneinander auf die hohe Kante gestellt bilden eine sogenannte Kalkschicht. Oft werden scharfe, d. h. rechtwinkelige oder spitzwinkelige Kanten von Mauern, Pfeilern oder Holzsäulen, nur dieselben oder die Menschen vor Beschädigungen zu schützen, verbrodert oder abgefaßt, wol auch abgerundet.

Kanten oder Umfanten heißt das Fortbewegen eines prismatischen, im Querschnitt eckigen Körpers durch Umföhren oder Wälzen um seine Seiten- oder Unterlagsschichten.

In vulgärem Sinne versteht man unter Kante in der Decoration und auch in der Textilindustrie eine Einfassung oder einen Saum (Bordüre), besonders wenn dieselbe verziert oder ausgeföhnt ist.

(A. Gottschaldt.)

KANTII, ein preussisches Städtchen in der Provinz Schlesien, Regierungs-Bezirk Breslau, Kreis Neumarkt, liegt 20 Kilom. von Breslau an der Weistritz in 141 Meter Höhe. Die 2951 Einwohner sind zu zwei Dritteln katholisch, und treiben Tabaks-, Krapp- und Kardenbau. In einem Gesefche am 14. Mai 1807 siegten hier die Preußen. (G. A. von Klöden.)

Kanthare, f. Kandare.

Kanthariden, f. Cantharides.

KANTHARIDIN. Als Ergänzung der in dem Artikel Cantharides (s. d.) gemachten Angaben ist zu erwähnen, daß in der Recentia des Colloodium cantharidatum seiner leichten Anwendung und sichern Wirkung halber als ein blausenlegendes Mittel vielfach benutzt wird. Dasselbe wird durch Auslösung von Schießbaumwolle in Aether cantharidatus (durch Maceration von Kanthariden in Aether zu gleichen Theilen gewonnen) und Alkohol dargestellt.

Der innerliche Gebrauch der Kanthariden ist gegenwärtig fast ganz ausgefallen. Erscheint die innerliche Anwendung derselben angezeigt, so geschieht es am besten in der Form eines Oleum cantharidatum (0.12—0.30 g. Canth. mit 30.00 g. Ol. amygd. dulc. 15 Min. lang warm digerirt), welches tropfenweise, zweckmäßig in einer Emulsion, verabreicht wird. (Alfr. Krug.)

Kantare, f. Kandare.

Kanton, See- und Handelsstadt im südl. China, j. Kuangtung.

KANÜLE nennt man ein zu chirurgischen Zwecken dienendes, längliches, hohles, an beiden Enden offenes Rohr von verschiedener Länge und Dide. Die Kanülen werden aus verschiedenen Metallen — Silber, Gold, Stahl — sowie aus Kautschuk, Gutta-Serba, Holz, Knochen, Horn gefertigt und sind gewöhnlich gerade, für manche Zwecke aber auch gekrümmt.

Man benutzt dieselben hauptsächlich zur Entleerung von pathologischen oder zur Injection von indifferenten oder mit Arzneimitteln versehenen Flüssigkeiten. In sehr vielen Fällen liegen beide Indicationen gleichzeitig vor, da sehr häufig nach Entleerung pathologischer Flüssigkeiten Einspritzungen in die Höhle, welche dieselbe enthält, behufs Reinigung derselben, des. Verhütung der Wiederaufsammlung der Flüssigkeit, oder auch zur Herbeiführung von Verwachsung der Höhlenwänden erforderlich sind.

Hinsichtlich der Entleerung pathologischer Flüssigkeiten dient die Kanüle hauptsächlich zur Bedung des spitzigen Instruments, des Trokar, der verschiedenen Junctions-Nadeln, mittels welcher man die Wandung der Hohlräume durchbohrt, in denen die Flüssigkeit angesammelt ist. Alle solche sind zu nennen die Schädel-, Brust- und Bauchhöhle (Hydrocephalus; Lungenarterien, pleurit, und pericardit; Ergrüdat; verschiedene Formen der Hydrope), die Harnblase, die Scheiden, des Hoden und des Samenstranges (Hydrocoele), der Eierstock, sowie die Ausführlungen der Hiren oder Nierenmarksbäute (Meningocoelo, Spina bifida), Cysten an verschiedenen Körpertheilen (vorwiegend in den Eierstöcken und Gleiutern, in der Schilddrüse). Außerdem sind noch zu erwähnen hief gelegene Ansammlungen von Blut (nach Verletzungen) oder Eiter, sowie auch der Darmkanal, aus welchem in manchen Fällen mittels des mit einer Kanüle versehenen Trokars Luft entleert wird.

Die Kanüle wird nach geschehener Entleerung der Flüssigkeit — welche man sehr oft durch Aspiration mittels besonderer Instrumente bewerkstelligt — entfernt, wenn eben nur die Entleerung der Flüssigkeit bezweckt wird, deren Wiederaufsammlung nicht zu befürchten ist und eine Nachbehandlung der Höhlenwandung nicht erforderlich erscheint. Liegen letztere beide Indicationen vor, so muß die Kanüle liegen bleiben, damit der Zugang zu der Höhle, bez. die Application der nötigen Arzneimittel keine Behinderung erleidet.

Zu den Kanülen können auch gerechnet werden die sogenannten Drain-Röhren, welche aus Kautschuk (oder auch aus entfalteten Röhrenknoden von Vögeln) bestehen, an den Seiten mit Löchern versehen sind und überall da Verwendung finden, wo die Aufgabe besteht, nach Operationen oder Verletzungen oder nach Eröffnung von Abscessen, den Mundsecreten, namentlich dem Eiter, ununterbrochenen Abfluß zu verschaffen. (Vgl. *Krug*.)

KANURI-SPRACHIE. Kanuri heißt das Volk und die Sprache des Landes Bornu. Die Sprache scheint dem Teda verwandt zu sein; sie zerfällt in eine große Anzahl von Dialecten, unter denen der von Gajir

der verbreitetste ist und der folgenden Darstellung zu Grunde gelegt werden soll.

Das Lautsystem ist weich, doch nicht weichlich entwickelt. Die Wörter sind meist zwei- oder drei-, seltener vierstellig, der Accent ruht gewöhnlich auf der vor- oder drittletzten Silbe, kann aber auch noch weiter zurückliegen. Wörter mit zweimaliger Stimmhebung kommen vor, und zumal in solchen kann auch die letzte Silbe accentuiert sein.

Als einfache Laute haben zu gelten die Vocale a, ä, e (= ä), e, e, i, o, ö (= ä, a im engl. wall) und u, mit Längen ä, ä, e, e, i, ö, ö, u, u (die dumpfen Vocale ä und e sind stets kurz) und gelegentlichen Nasalirungen: ä u. i. w. Consonanten: k, g, h, ð, t, d, n; p, b, f, m; s, ð, z, ts, ts, dz; Halbvoiciale: y, w, l, r. Der Silbenanlaut ist vocalisch oder consonantisch; unter den Consonantenhäufungen im Anlaute zeichnen sich, wie in so vielen andern afrikanischen Sprachen, die Verbindungen des Nasales mit der entsprechenden tenuis oder media aus: nk, ñg, mb, nt, nd, nts, nts u. i. w.; seltener sind sk, kr und andere, wol durch Vocalausfall entstandene Verbindungen. Der Auslaut ist meist vocalisch oder auf n, seltener auf m, l, r. Lautwandel nach Wohltauts (sandhi-)Besetzung ist stark entwickelt, und auch Anläge zur Vocalharmonie finden sich.

Der Bau der Sprache ist agglutinierend, und zwar wesentlich suffigierend, doch treten als Wortbildungs- und Conjugationsmittel auch einige Präfixe auf; zum Beispiel: söba, Freund; nem-söba, freundschaft; bu-skin, ich esse; yige-bä-skin, ich lasse essen.

Der Sagbau ist beweglicher als in vielen andern agglutinierenden Sprachen. Das Verbum beschließt den Satz, Attribute treten nach. Congruenzgesetze in unserm Sinne gibt es nur betreffs Person und Zahl des Prädicatsverbums; hat ein Substantivum ein adjectivisches Attribut, so nimmt letzteres die Casusuffixe, ersteres das Pluralsuffix an sich: per, Pferd; per-bé, des Pferdes; per-wä-bé, der Pferde, — aber per káriti-bé, des schönen Pferdes; per-wä káriti-bé, der schönen Pferde. Das Nomen hat zwei Numeri: Singular und Plural, letzterer durch das Suffix -wa gekennzeichnet, — und fünf Casus: Nominativ auf -ye, Genitiv auf -be, Dativ-Plurativ auf -ró, Accusativ auf -ga, und Locativ-Instrumentalitiv auf -n, seltener -nyim. Das Suffix -ye kann aber auch vor den andern Casusuffixen eingeschaltet werden: Kitábu-ye-gá götsel, ein Buch nahmen sie. Ebenso verbindet sich der Genitiv mit andern Casusuffixen in prägnanter Bedeutung: dábu-bé-n tséta, an (einer Stelle) des Namens padi sie; kasgimá-bé-ró légoné, in des Wabrigers (Haus) glug er. Der Genitiv dient zugleich als Casus der Apposition: abá-ni bélama-bé pásérgi. Vater-mein, der Beamte, ist geboren. Wegen der secundären Declination des attributiven Genitivs gilt das von dem Abstractivum Bemerkte: vu táta mílam kúra-bé-ga rúski, ich (den) Sohn des Priesteres großen (= den Sohn des großen Priesters) sah.

Die Subject- und Objectcasus können durch die bloße Wortstellung gekennzeichnet werden: mei keigama böböise, (der) König (den) General ruft. Ebenso der Locativ bei Zeitangaben: ägali ndi nem-te dätäin, (in) Jahren zwei Haus-dies wird fertig sein. — Grammatisches Geschlecht ist nicht vorhanden.

Die Stämme der Personalpronomina lauten: (Sing.) wu, u, ich; ni, du; si, er, sie, es; (Plur., der Etymologie nach Dual) ändi, wir; nändi, ihr; sändi, sie. Diese Stämme werden ganz wie Substantiva declinirt: wüyé, wübé, würo u. f. w. Possessivsuffixe sind:

Sing. 1. -ni	Plur. 1. -ndé
2. -nem	2. -ndó
3. -ntse	3. -ntsa

Diesen werden die Casussuffixe angefügt: söbä-ndé-ró, unserm Freunde.

Lemmastrategiepronomina sind: Sing. äté (suffigirte Form: -te); Plur. äni, auf Rahe, — und tü; Plur. tóni, auf Fernes weisend.

Die Declination von äté lautet: ätiyé, ätébé oder ätibé, äturó, ätéga, ätényin.

Interrogativpronomina sind: ndá; Plur. ndúso, wer? wéder? áá; Plur. ássó, wéder? was? ndágú, wérier? ndásó, wécher? wécher? Durch Anfügung von -só, -ye, -yáye, werden pronomina indefinita gebildet.

Die Steigerung der Adjectiva wird durch syntaktische Mittel erzieht.

Die Cardinalzahlen sind: 1 tló, tuló, láge, pal. 2 ndi. 3 yáge. 4 dége. 5 úgu, úge. 6 árasge. 7 túlur. 8 wúsege. 9 legár. 10 mégu, méogu. 11 lágarí. 12 ndúri. 13 yásge. 14 déri. 15 úri, wúri. 16 árasge. 17 túlurri. 18 wúsege. 19 legárri. 20 píndi. 21 píndin tátá tílon. 22 píndin tátá yásge u. f. w. 30 píasge. 40 pídege. 50 píügu. 60 pírasge. 70 pítulur. 80 pítsugu. 90 pílegár. 100 mían, míá, yóru. 1000 dúbú.

Ordinalzahlen sind: tló, burgóbe, erster; deregébé oder ngáfóbe, zweiter; dann mit dem Präfix ken: kenyasge u. f. w. Das Suffix -ró, an die Cardinalzahlen gefügt, bildet Zahladverbien: tílóró, einmal u. f. w.; in Verbindung mit dem Präfix ken dient es zu Wörtern wie kéndéguró, viertes Mal, vier Male.

Sehr hoch entwickelt und hier nur in Andeutungen zu behandeln ist das Verbum. Zu einem solchen kann jedes Prädicatenomen durch gewisse Wortbildungsmittel erhoben werden. Der Conjugation nach zerfallen die Verben in zwei Klassen, welche nach der Endung der 1. Pers. Sing. des Duratives der 1. Conjugation als Verba auf ngin und solche auf skin bezeichnet werden. Beide Klassen zerfallen wieder in je vier Conjugationen (Genera): eine radicale, eine relative oder transitive, eine intransitive oder reflexive, und eine causative. Diese können überflüssig Verbindungen untereinander eingehen, zum Beispiel: kérgáin, ich binde; kértéskin, ich binde mich; kertegeeskin, ich binde mich an etwas, haite daran fest. Jede Conjugation hat zwei Indefinita,

ein durativ-iteratives und ein momentanes, ferner ein Perfectum, einen Nihil und ein Futurum, ferner einen Imperativ, einen Coniunctivus Präteritii und einen Coni. Futuri, eine verneinende Indefinit- und eine ebensolche Perfectform und endlich je für Präsens, Präteritum und Futurum einen merkwürdigen Participialmodus. Dieser ist nicht nur seiner Bedeutung, sondern auch seiner Form nach zugleich verbal und nominal, conjunctiv- und declinierbar; er verwandelt den Satz in einen substantivischen Satztheil, hat daher selbst Personal- als auch Casusformen. Endlich können die transitiven Conjugationen der beiden Hauptklassen in jedem Tempus und Modus objective Pronominalclemente einverleiben.

In diesen zweierlei Pronominalformen beruht nur die Hauptschwierigkeit der Conjugation. Lautlich sind beide sowohl voneinander als auch von den Stamm- und Possessivsuffixformen der betreffenden Pronomina verschieden, vielfach ist ihre lautliche Gestalt, zuweilen auch ihre Stellung im Wortkörper von der Klasse, der Conjugation, dem Tempus und Modus des Verbums, endlich von euphonischen Gesetzen bedingt, und selbst noch hiernach bleiben sogenannte unregelmäßige Verba übrig.

Den Dienst unserer Präpositionen versehen die Casus, zumal der Nomin und Locativ, ferner Postpositionen, gewisse nominale Surrogate und Verbalformen, endlich zuweilen die bloße Wortstellung. An Coniunctionen ist kein Mangel, und die reiche Entfaltung des Verbums thut das Uebrige, um der Sprache einen hohen Grad syntaktischer Widrigkeit zu sichern. Rechnet man dazu einen reichen Vorrath an Wortbildungsmitteln aller Art, so wird man den geistigen Werth des Kanuri nicht gering veranschlagen dürfen.

Quellen: E. Norris, Grammar of the Bornu or Kanuri Language, with Dialogues, Translations and Vocabulary. London 1853. 101 pag. 8°. E. W. Keesle, Grammar of the Bornu or Kanuri Language. London 1854. XX. 326 pag. 8°.

(G. v. d. Gabelst.)

Kanut, König von Däumerf und England, i. Knut.

KANZEL ist diejenige Stätte einer Kirche, von welcher herab der Gemeinde durch die Predigt das göttliche Wort verkündet wird. Ihr Name stammt vom lateinischen „cancelli“ d. h. die Schranken; gemeint sind diejenigen, welche in den altchristlichen Kirchen das Ober von dem Schiff trennten. An diesen Schranken fanden ursprünglich die zum Verlesen der Evangelien bestimmten erhöhten Lesepulte (Ambonen); später aber wurden die Cancellen zu einem Pectorium (Letzter) erweitert, der Ambon des Predigers wurde auf dem Letzter errichtet und erhöht, der Name „Cancelle“ jedoch beibehalten, woraus allmählich unser jetziges „Kanzel“ wurde. In der ältesten Basilika sprach der in der Oberrische von seinem Breviaren umgebene Bischof noch von erböstem Sige (der Kathedra) aus zu dem Volke, die Verlesung der Perikopen jedoch hatte als minder wichtig ein Plafon von den Ambonen aus zu besorgen. Diese erhöhten Lesepulte, zu denen nach zwei Seiten Stufen hinaufgingen, hatten

eine polygone oder aus Kreissegmenten gebildete Brüstung; einen dertartigen Ambon beßen wir noch im Dome zu Kaperna (6. Jahrh.) sowie im Münster zu Aachen, ein Geschenk Kaiser Heinrich's II. Weil nun die früheliche Kathedra weit entfernt von der Gemeinde lag, so sprachen die Bischöfe schon zu den Zeiten des Christenthums und Augustin lieber von dem Ambon aus zur Gemeinde; dies warde zur Regel, seitdem der Altar in das Ghor zurückgerückt wurde. Im 13. und 14. Jahrh. wurde in Deutschland vom Letztern aus gepredigt und das aus der Wand des Letztern herantretende Lesepult ausdrücklich Kanzel genannt. Selbständige Kanzeln kommen zuerst in Italien vor, während in Deutschland sich die nachweisbar älteste Kanzel in der Martinskirche zu Landshut (1422) befindet (die durch ihre Sculpturen berühmte Kanzel zu Wechelsburg stimmt zwar aus dem 13. Jahrh., ist aber ursprünglich ein integrierender Theil des jetzt in einen Altarbau umgewandelten Letztern gewesen.) Als durch die Dominikaner die Predigt wieder eine größere Bedeutung gewann und viele Hörer in die weiten Kirchenräume zog, brachte man die Kanzel in der Mitte des Schiffs an einem Pfeiler an. Die ersten Kanzeln waren beweglich, jedach man sie bald hier bald dort aufschlagen, auch wol in das Freie tragen konnte. Erst im 15. Jahrh. wo an den Kirchen vielfach feste Predigerstellen errichtet wurden, erbaute man feste Kanzeln aus Holz oder Stein. Anfangs errichtete man sie auf einem massigen Unterbau, später auf 4, 6 oder mehr Säulen oder auch einer Ehler- oder Nischengegestalt; zur Zeit der Spätgothik wurden die sehr hoch gewordenen Kanzeln noch mit baldachinartigen, riesigen Schallbedeln (Kanzelhaube) überdeckt. Eine völlig freistehende Kanzel, wie im Dome zu Freiburg, kommt sehr selten vor. Zu den berühmtesten Kanzeln gehören die im Dome zu Wien, in den Münstern von Ulm, Basel, Freiburg i. Br. An der Außenseite einer Kirche angebrachte Kanzeln dienen nur zum Vorzeigen von Reliquien.

Die Kanzeln sind meist aus dem Achte konstruirt, jeltener rund; die Wände der Brüstung tragen häufig die Bilder der Evangelisten, den thronenden Christus in der Mitte, oder auch der Kirchenwäler. Das Kanzelpult wird nach dem Vorbilde der altiridischen Lesepulte häufig von einem Adler, dem Symbol des Evangelisten Johanes, aus dessen ausgebreiteten Flügeln getragen. Sowoil in katbolischen wie in evangelischen Kirchen schmückte man gern die Kanzel mit allerlei Symbolen, in Belgien sind noch heute die Kanzeln der spätgothischen Kirchen förmlich überladen mit pflanzlichen Holzschmuckstücken. Vom ästhetischen Standpunkte aus am reinsten architektonisch durchgebildet erscheinen die gothischen Kanzeln; vom kunsthistorischen aus ist am berühmtesten diejenige des Nicolo Pisano im Baptisterium zu Pisa. Letztere wird getragen von sieben Säulen, die Brüstung enthält fünf dem Neuen Testament entnommene Reliefsbilder. Ihr ziemlich nahe im Aufbau und an Werth kommt die Kanzel desselben Meisters im Dome zu Siena.

Die Kanzel als die Stätte der Predigt gehört aus symbolischen wie aus praktischen Rücksichten in das Schiff

der Kirche. Wenn man seit ungefähr 100 Jahren die Kanzel an das Ende der Kirche (Epistole) setzte und zwar entweder selbstständig hinter den Altar oder aus der Altarwand hervortragend, so ist dies ebenso falsch mit Rücksicht auf die Grundzüge des christlichen Gottesdienstes, wie die riesigen Altaraufsätze der Spätrenaissance und der Jopzeit geschmacklos waren. Die Kanzel muß stehen in dem einen der beiden Brennpunkte des Durchmeßes einer Kuppel, die Kirche als letztere gedacht, der Sprecher muß sich den Hörern möglichst nahe befinden, nicht aber mit seiner Stimme die ganze Länge des Schiffes durchschneiden. Die Kanzel darf stehen auf der Grenze zwischen Ghor und Schiff an der Außenseite des Triumpfbogens, noch besser am ersten Pfeiler, nur dürfen im letzteren Falle die Stulpköpfe nicht zu weit an das Ghor heranziehen, weil dann einige Reihen der im Schiff Versammelten den Prediger im Rücken haben. Ob man die Kanzel auf der Nord- oder Südseite des Kirchenschiffes errichtet, ist völlig irrelevant; jedenfalls aber muß sie einen festen Platz einnehmen. Die Form anlangend, soll sie sich in streng geometrischer, am besten auf dem Achte gegründeter Konstruktion in verschiedenen, sich auseinander entwickelnden Viefeln tulpenartig erheben. Sie muß sich frei aus dem Boden erheben und nicht auf einer Art Console an die Wand geheftet werden. Unsere Kanzeln sind meistens zu hoch, die Schallbedel dürfen nicht zu Thurnpyramiden anschwellen, sind aber unentbehrlich, um die Stimme des Predigers zusammenzuhalten. Das Material der Kanzel darf nur Holz und Stein sein, welche beide aber auch nach Construction oder Färbung als solche behandelt sein wollen; Stoffbesledung ist nur dann zulässig, wenn die Kanzel des plastischen oder malarischen Schmuckes entbehrt. (G. Portig.)

KANZEL, verborgener Eih auf Wäumen zum Anstand auf das Bild. (William Löbe.)

Kanzelboredsamkeit, f. Homilitik.

KANZLEI (Cancellaria) hieß ursprünglich der mit Schranken (cancellis) umgebene Ort, wo die öffentlichen Urkunden, Gerichtsurtheile, landesherrlichen Rescripte und andere Schriften ausgefertigt wurden, und Kanzler (s. d.) der Versteher der hierzu bestellten Beamten. In einigen Ländern wurde später der Name Kanzel aus den höheren Gerichten selbst beilegt (Justizkanzeln), deren Versteher meist Kanzleidirectoren, auch wol Kanzleipräsidenten genannt wurden. Neuerdings versteht man aber unter Kanzlei mehr das subalterne Schreibersonal und sprizt deshalb von Cabinet-, Ministerial-, Gericht-, Consulat- und Regierungskanzeln, bezw. Kanzlikern; aus der deutschen Gerichtssprache der Gegenwart ist der Ausdruck jedoch vollständig verschwunden. Wenn früher den unteren Behörden das Recht, eine Kanzlei zu haben, häufig verweigert war, so bezog sich dies auf die Siegelmäßigkeit oder die dem Landesherren oder andern privilegierten Stellen und Personen vorbehaltenen Befugniß, Urkunden mittels Befugigung des Siegels zu beglaubigen und die dadurch verliehenen Ansprüche sofort vollstreckbar zu machen. — Kanzleiskil nennt man diejenige Schreibart und äußerliche Formlichkeit, welche früher

in den öffentlichen Urkunden und amtlichen Schriften, wie solche von den Kanzleien auszugeben pflegten, üblich war. Derselbe erscheint gegenwärtig veraltet, steif und pedantisch, weshalb er auch in den meisten Staaten abgeschafft und statt seiner in allen öffentlichen Schriften die Form und Sprache des gewöhnlichen Briefstils anbefohlen ist. *(Albrecht Just.)*

KANZLEISCHRIFT nennt man in der Typographie eine in den verschiedensten Größen (Schriftgrößen) vorhandene Schriftgattung im Grundcharakter der deutschen Druckschrift (Structur), von Schwunghafter, edeln Formen mit leichten Verzierungen, namentlich der Anfangsbuchstaben (Versalien), in gemundenen Schwüngen und reicher in diesem Charakter ornamentirt bei besondern Versalien. Die Kanzleischrift ist jetzt in mehreren Arten, theils mit vereinfachenden Umbildungen, theils mit wesentlichen Veränderungen vorhanden und wird vielfach als Zier- und Auszeichnungsschrift angewendet. Wahrscheinlich hat die Theuerdant'sche zur Kanzleischrift Anregung gegeben; dieselbe war für Theuerdant's Dichtung (1517) geschuldet und den Grundformen der lateinischen Schrift entlehnt. Als Schreibschrift, insbesondere als Documenten- und behördliche Geschäftsschrift, wurde die Kanzleischrift in früherer Zeit ziemlich allgemein, namentlich zu den Anfangswellen, sowie zu Titeln und Ueberschriften verwendet; jetzt findet man dies nur noch selten. Die Schrift bildet die Grundlage der deutschen Currentschrift.

An die Stelle der Kanzleischrift ist in neuester Zeit als Geschäftsschrift zur Hervorhebung von Ueberschriften u. s. w. vielfach die formverwandte Ronde oder Rundschrift (s. d.) getreten. *(B. Siegfried.)*

KANZLER (Cancellarius) hieß im Mittelalter derjenige Hofbeamte, welchem die Ausfertigung der Staatsurkunden oblag, daher der Reichsiegelbewahrer. Der Kanzler gehörte zu den vier oder fünf obersten Hofbeamten, welche an den germanischen Fürstenhöfen gewöhnlich angetroffen werden, und war vermöge des Einflusses, welchen ihm sein Amt gab, einer der wichtigsten. Dem der Schrift kundigen Kanzler, der ebendeshalb in älterer Zeit gewöhnlich ein Geistlicher war, wurde die Correspondenz und die Ausfertigung der nöthigen Urkunden übertragen. Das Kanzleramt in den Königreichen besaß so die Bedeutung eines diplomatischen Beamten, dem vorzugsweise die auswärtigen Angelegenheiten zufamen. In dem deutschen Reiche des Mittelalters wurde das Erzkanzleramt mit der Kurwürde des Erzbischofs von Mainz verbunden. Der Erzbischof von Köln war Erzkanzler für Italien, der von Trier für das alte Königreich Arelat in Burgund (s. Erz- und Erbämter). Mit dem Erzkanzleramt des Kurfürsten von Mainz waren wichtige Functionen, namentlich das Directorium des Reichstags, aller Reichsgeschäfte und Reichskanzleien verbunden. Der Erzkanzler ließ sich seit der Gründung des Reichsobersthofs in Wien durch einen von ihm ernannten Vicekanzler vertreten, der am Hofe des Kaisers lebte und der eigentliche Reichsminister war. Wie der Kaiser so hatte auch die Kaiserin ihren Erzkanzler, den Abt zu Fulda. Der Kanzler von Frankreich war der erste Staats-

beamte und der einzige, welcher lebenslänglich ernannt wurde. Um ihn von den Geschäften zu entfernen, wählte man den Aukteur, neben ihm noch einen Siegelbewahrer zu ernennen. Er war Justizminister und wurde daher aus dem Stande der Reichsgelehrten erwählt. Außer dem Reichskanzler (Chancelier de France) hatten die Königin, die Söhne und Enkel des Königs und der erste Prinz von Geburt ihre besondern Kanzler. In England ist der Lordkanzler (Lord High Chancellor) der erste Staatsbeamte, Präsident oder Sprecher des Oberhauses, Chef der Reichskanzlei und Vorsitzender des damit verbundenen höchsten Gerichtshofs (Court of chancery); als eigentlicher Justizminister fungirt aber der Staatssecretär für das Innere. Außer ihm gibt es noch einen Kanzler des Herzogthums Lancaster und den Kanzler des Lehnhofs und der Finanzkammer (Chancellor of the Exchequer), welches der Finanzminister ist. Auch Irland hat seinen besondern Reichskanzler. In den deutschen Territorien sind man die Mitte des 15. Jahrh. an, Kanzler zu bestellen, deren Geschäftskreis sich sehr verschieden gestaltete, indessen am häufigsten mit dem Amte eines Präsidenten der höheren Gerichts- und Regierungsbehörden verbunden wurde. König Friedrich II. von Preußen errichtete 1746 die Stelle eines Großkanzlers und Chef de Justice für Samuel von Cocceji, welchem er eine durchgreifende Reform des Justizwesens übertragen hatte. Später ging das Amt eines juristischen Kanzlers wieder ein. Dagegen wurde 1810 der Fürst Hardenberg, der die auswärtige Politik leitete, zum Staatskanzler ernannt. Zum Norddeutschen Bunde von 1867 und in dem Deutschen Reiche von 1871 wurde in dem Amte des Bundes-, jetzt Reichskanzlers (s. d.) die gesammte oberste Leitung der Bundes- und Reichspolitik, nächst dem Kaiser, concentrirt an Fürst Bismarck übertragen. Auch Rußland hat an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten einen Reichskanzler, während in Oesterreich der Ministerpräsident öfter den Titel Staatskanzler, Graf Beust dagegen vorübergehend ebenfalls den Titel Reichskanzler führte. — Endlich werden die ersten Beamten und Siegelbewahrer mancher Ritterorden wie auch die Rectoren verschiedener Universitäten Kanzler genannt. *(Albrecht Just.)*

KANZLERSGRUND (Kesslersgrund), ein zwei Stunden langes Thal zwischen Oberhönan und Oberhof, das in den großartigen und wildesten Partien des Thüringer Waldes gehört und mit seinen zerstreuten Felswänden und jadisigen Gipfeln, die es einschließen, fast einen Hochgebirgscharakter trägt; am Eingange von Ober-Schönau her die Felsströmme des Hermannsberges, die schönen Felsgruppen der langen Wäp, der fast senkrechte Finsterstein und der fast ebenso schroffe Hohenstein. Dann folgen der zum Theil kahle zuderhufförmige, 866 Meter hohe Knappberg, der ehemals eine Burg trug, die aber im 12. Jahrhunderte zerstört wurde; weiter der 898 Meter hohe Gebrannte Stein, ein zerstreuter Felsfelsen, dahinter der 901 Meter hohe jadisige Schuppenberg, etwas rechts der pittoreske, 879 Meter hohe Spitzberg und im Hintergrunde, sie alle überragend, der 983 Meter hohe Beerberg.

Das gerade im höchsten Theile des Thüringer Waldes eingebeutete Thal ist von einem Bach durchflusst, dem von beiden Seiten mehrere Nebenbäche zueilen.

(A. Schroot.)

KAOLIN heißt ein zur Familie der Thone gehöriges, feinerbiges, zerreibliches Mineral, welches in verden, schönbar amorphes Massen vorkommt; von weißer Farbe, matt, undurchsichtig. Im trocknen Zustande fühlt er sich mager an, im feuchten wird er sehr plastisch. Härte nur 1. Bei starker Vergrößerung bemerkt man, daß der Kaolin aus feinen, meist sechsseitigen Lamellen besteht, die wahrscheinlich dem rhombischen Krystallgestein angehören, dadurch wahrscheinlich identisch mit dem Kaolit. Der Kaolin ist wasserhaltige kiesellose Thonerde von schwankender Zusammenlegung; die Normal-Zusammenlegung entspricht der Formel $M_2O_3 \cdot 2SiO_2 \cdot 2H_2O$, mit 46,0 Kiesel säure, 39,88 Thonerde und 13,92 Wasser. Vor dem Löthrobre ist er unschmelzbar, mit Kobaltlösung erlöst wird er schön blau. Von fochender Schwefelsäure wird er zersetzt. Der Kaolin ist das Zerlegungsprodukt der Feldspate und Feldspathiride Gesteine, wie Granit und Porphyre, und stellt den bei jenen Processen bleibenden unlöslichen Rest vor. Er findet sich daher besonders in Gegenden, wo diese Gesteine vorkommen. Daher sind seine Ablagerungen naturgemäß durch die bei dem Verwitterungsprocess nicht auflösbaren Mineralien, wie Quarz und Glimmer, verunreinigt, und er muß durch künzlichel Schlämman davon befreit werden. (natürliche Schlämmpolprodukte, mit verschiedenen Substanzen verunreinigt, sind die Thone.) Als Zerlegungsprodukt findet sich der Kaolin auch in Pleistocenophenen nach zahlreichen Mineralien; die weisliche Eröndung der meisten Feldspatkrystalle rührt von Kaolinbildung her.

Bekannto Fundorte des Kaolin sind: Aus bei Schneberg, Eellig bei Meissen, Kupfphas bei Altenburg, Merl bei Halle, viele Orte des Thüringer Waldes, St. Vriuz bei Vimoges, in Gernswall, in China u. s. w. — Der Kaolin wird zur Porzellanfabrikation verwendet, wozu er sich 1) wegen seiner hohen Plastizität im feuchten Zustande eignet und 2) wegen seiner Unlöslichkeit; die Gegenstände frillen nur zusammen, zeigen daher halbgläsigen Bruch, sind durchscheinend und bedürfen keiner fremden Glasur (s. Porzellan). Die Chinesen stellen aus der Porzellanerde oder Kaolin schon längst das Porzellan her, der Apotheker Böttcher entdeckte es im Jahre 1706; 1710 wurde die Fabrik in Meissen angelegt.

(E. Geinitz.)

KAPANEUS, *Kαπανεύς*, -ιος und -ης, Capaneus, Capaneus (Etymologien bei Pape, Handwörterbuch der griechischen Eigennamen s. v.), Sohn des Hipponeos und der Astynone (oder der Kaodice), Bruder des Iphios, Gemahl der Euadne, der Tochter des Iphios),

oder der Jancira¹⁾, Vater des Ethnelos²⁾, ein Argiver von riesiger Gestalt³⁾ und gewaltthätigem Einn⁴⁾, dessen vermessenes Prahlen (*ώμπος, ώμπος*) seinen jähigen Untergang herbeiführte. Als einer der sieben Meerführer gegen Theben rühmte er sich, die Stadt selbst gegen den Willen des Zeus einzunehmen.⁵⁾ Als er aber am Dnyalissen⁶⁾ Iher oder am Iher der Mela⁷⁾ schon die Sturmleiter, deren Erfindung (im später angeführten wurde⁸⁾, an die Mauer angelegt hatte, zerstückerte ihn der Nigistrab⁹⁾ des eräurten Gottes.¹⁰⁾ Die Leiche wurde in der Helmat¹¹⁾ selerlich verbrannt, seine verzweifelte Gattin fürzte sich in die Flammen des Scheiterhaufens.¹²⁾ Später fabelten, Kapaneus habe zu dem Gedächtnis, die Kasseles wieder ins Leben zurückgerufen.¹³⁾ Wie Euadne als Mutter ehlicher Liebe und Treue¹⁴⁾ mehrfach erwähnt wird, so war Kapaneus als warnendes Grempl menschlichen Troges und Uebermuthes ein beliebter Gegenstand der Behandlung bei den Alten. Die Tragiker, welche die Exprolium der Leiden gegen Theben schildern, berühren auch stets den Frevler und das gemisamte Ende des Helden; Timotheos dichtete eine Tragödie *Kαπανεύς*¹⁵⁾, als Gegenstand der Drahelil wird Kapaneus mehrfach genannt¹⁶⁾, und manche Reden bezugen die Belletheit dieses Stoffes auch in der blühenden Kunst.¹⁷⁾ Ob das Epigramm *εξ άνθράκων Καπανεύς*¹⁸⁾ sich auf eine merkwillich erhaltene Statue bezieht, kann zwar bezweifelt werden, dagegen haben wir sichere Kunde von einem großen Werke von Hypatodoros und Aristogiton, welches die Argiver nach Delphi wehrten: es bestand in den Statuen der sieben Meerführer gegen Theben, unter

Schol. Hom. Od. X, 1, 325; Hygin. F. 243; Ischier bei Philag ibid. 256 weil nur durch einen Schriftfehler genannt.

5) Schol. zu Pind. Ol. VI, 46. 6) J. B. Serr. zu Virg. Aen. II, 261; Aeneas zu Hor. Od. I, 15, 24; Hyg. 175, 257; Orund. Anal. I, 179; Diet. Crat. I, 14; Apd. III, 7, 2, 6 und 10, 2; Ethnelos heißt dreimal *Kαπανεύς* (II, V, 109) und *Kαπανεύς* (ibid. IV, 367, 403; V, 108 und sonst). 7) *γύγος δὲ λίλος* Aesch. S. c. Th. 405. 8) J. B. Eurip. Phoen. 184 seq.; 1180 seq. 9) Aesch. l. c. 409—413 *θεός τε γὰρ Διόκωρος κάμηπος μάχι καὶ μὴ Διόκωρος*, Eurip. Spl. 496 seq. *ἀνοῦρα κτλ. μίσητος θεός Διόκωρος* *ἤ τε μὴ ὄλην, cf. Philost.* Imag. I, 27; Stat. Theb. X, 899, 906; Hyg. 68. 10) Apollod. III, 6, 6. 11) Aesch. l. c. 404 seq.; Paus. IX, 8 exir. 12) Veget. Milit. IV, 21. 13) J. B. Soph. Ant. 130 seq.; Eurip. Phoen. 1172 und Spl. 988; Philost. Imag. I, 27 und II, 30; Tzetzes, a. Lykophr. und Trist. V, 14, 38 und Ex F. III, 111 seq. 14) Apollod. III, 10, 2 und Schol. zu Pind. Pyth. III, 96. 15) Hyg. 256 heißt sie unter den Frauen auf, bei castaliamen waren, bei Philostrotos pünden Orten bei Scheiterhaufen an. 16) *Wider*, Griech. Tragödien S. 1046. 17) Lucian. *ιστορίαι* 76; Antonius Epigr. 84 (in saltatore inceptum); *Lukillos* op. 82 (Anthol. gr. II, 334). 20) Dieses gemaltel von S. D. Müller, Handb. der Arch. S. 639, und besonders von Dürer, *Wal. bei toischer Bildn.* S. 126—129. 21) Aesch. 293 (Anthol. gr. III, 213).

1) J. B. Apollod. III, 6, 3, 6 und 7, 1; Paus. IX, 8, 7 und X, 10, 3; Hygin. Fab. 70. 2) Schol. zu Eurip. Phoen. 185. 3) Paus. II, 16, 4. 4) Eurip. Spl. 988 seq.; Schol. zu Pind. Ol. VI, 46; Apollod. III, 7, 15; Quint. Smyrn. X, 481 seq., *καλέσθαι Iphios* genannt; Ovid. A. III, 21 seq. und sonst; *U. Gessl. I. B. u. S. Jovis Section. XXXII.*

denen auch Kapanens nicht fehlt.²²⁾ Derselbe war der Gegenstand eines Gemäldes in Ardea²³⁾ und eines andern von einem gewissen Lauricus²⁴⁾, welches vielleicht eine größere Composition bot.²⁵⁾ In solchen ist Kapanens und mehrfach erhalten: auf einem Spiegel ist er mit Kassandra, Kaster und Memnon gepaart²⁶⁾, er assistirt auf der berühmten Archemorofose bei der Bekleidung des Knaben²⁷⁾, sein Tod bildet eine Scene in der Darstellung der Ereignisse vor Hebeu auf einer Mithenciste des Museums zu Volterra²⁸⁾ und einem Relief der Villa Pamfili.²⁹⁾ Allein, bald die Leiter erleidend, bald vom Blitze getroffen, zeigen ihn nur eine Reihe geschnittener Steine³⁰⁾ und eine Münze.³¹⁾ Zwar hat man noch manche andere Bildwerke auf ihn bezogen³²⁾, ihnen allen aber fehlt die Leiter oder der entscheidende Blitz, auch zeigt das Gesicht einen weit milderen Charakter³³⁾, als die Schriftsteller dem Kapanens vindiciren.

(R. Gaedchens.)

Kapau, der in der Jugend castrirt Hausbahn, f. Hahn.

KAPELLE (mittelaltenglisch capella, französisch Chapelle), ein kleines kirchliches Gebäude, welches zur Verehrung einer Reliquie oder zum Privatgebrauch bestimmt ist. Kapellen kommen bereits in den altchristlichen Katafomben vor, in ihnen befindet sich ein Grab mit den Leibern eines oder mehrerer Märtyrer, die Platte über dem Grabe diente als Altar, auf welchem das heilige Abendmahl gefeiert wurde. Irne sehr kleinen Räume haben aber nur ausnahmsweise gottesdienstlichen Zweck gebend. Der Basilikenstil schloß die Anlage von besondern Kapellen aus, doch kommen gleichzeitig mit den Basiliken, besonders während der Herrschaft des Byzantinischen Stils, Lauskapellen (Vapstherien) vor. Diese waren eigentlich über den Gräbern der Märtyrer errichtete Versammlungsstätten und bestanden aus einem

achtseitigen oder runden, auf Säulen oder Pfeilern ruhenden, mit einer Kuppel überhöhten Mittelbau, der von einem concentrischen, niedrigen Umgange umschlossen war. Die seit Constantin dem Großen vorkommenden Kapellen enthielten im Innern nur einen einsachen Altar, weil sie lediglich der Privaterebauung dienen durften und die Feier des Messopfers in ihnen nicht gestattet war; man kann sie also als Behälter (Oratorien) bezeichnen. Während des Mittelalters bezeichnet Kapelle jede kleinere, von einer Pfarrkirche abhängige Kirche, welche entweder für sich abgefordert (an Landfröhen, auf Friedhöfen u.) oder an eine Kathedrale angebaute (bischöfliche Hofkapelle St. Gothard zu Mainz) oder in sie eingebaut, oder endlich auch in Privatgebäuden zur Andacht und Vollziehung gottesdienstlicher Handlungen errichtet war. Kapellen, welche unter dem Altarraum einer Hauptkirche lagen, hießen Krypten. Die Grotte gab dieselben auf und legte einen Kranz von Kapellen um den Chorumgang, welcher zuerst halbkreisförmig, später rechteckig gestaltet war. Als der spätgotische Stil die Erdreifeiler nicht mehr nach außen, sondern nach dem Innern des Gotteshauses vorbringen ließ, bildeten sich naturgemäß an den Seiten der Nebenchiffe ganze Reihen von Kapellen. Die Renaissance adoptirte diese Art von Kapellen, von denen jede gewöhnlich ihren eigenen Altar und Heiligen hat. Der Name „Kapelle“, welcher erst seit dem 7. oder 8. Jahrhundert vorkommt, soll herabühren von der höhern Bedeutung, mit welcher die oft im Freien errichteten Altäre geknüpft waren. Wichtig dürfte seine Ableitung von cappa, der rauhen Mantelkappe des heil. Martin von Tours, welche wegen ihrer Kleinheit cappella hieß und dem Gotteshaus am fränkischen Hofe, wo dieses Rationalpalladium aufbewahrt wurde, den Namen gab. Nur so läßt sich die Erscheinung erklären, daß der Name „Kapelle“ zuerst für die frühlichen Privatkirchen vorkommt. Dem Beispiel Constantin's des Großen folgend erbauten sich auch die byzantinischen und die deutschen Kaiser sehr oft in ihren Residenzen und Pfälzen besondere Schloßkapellen, welche der bischöflichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen waren. Die berühmtesten dieser Privatkapellen sind die sogenannte Sixtine in der Vatikan zu Rom, die heilige Kapelle zu Paris (1248 erbaut), die Wartburgkirche zu Wenig (ursprünglich Palastkapelle des Dogen) und die Schloßkirche zu Wittenberg, an welcher Luther seine Thesen anschlag. Die herrlichsten, in neuerer Zeit restaurirten Burgkapellen finden sich zu Stolzenberg am Rhein, auf der Wartburg bei Eisenach, in der Marienburg an der Rogal. Außerdem sind hervorzuheben diejenigen in Nürnberg, Coburg, Goslar, Landsberg, Freiburg a. d. L. Die Vorrechte der Hofkapellen gingen nach und nach auf die Klosterkapellen über; selbst einzelne vornehme Familien und Gilden durften mit bischöflicher Erlaubnis Kapellen besitzen und Kapläne halten. Uebrigens pflegt bei Gemeindepapellen kein Lausstein und kein Friedhof zu sein, weil die Lausbandlung und das Begräbniß den Pfarrkirchen vorbehalten bleiben. Nur an gewöhnlichen Sonntags- und Festtagen darf in der Kapelle die Messe gelesen werden; an den höchsten Fest-

22) Paus. X 10, 3. 23) Seros zu Virg. Aen. I, 44. 24) Plin. Hist. nat. XXXV, 40, 19. 25) Dverbed l. c. S. 128. 26) Arch. Ann. 1857, S. 71; Bulletin dell' Inst. 1859, S. 79. 27) Die Statuen der Heppmann, Die Westsamml. d. Mus. zu Rom, S. 586. 28) Zanghirami, Mon. Err. I, II, 87; Riccati, Monum. CVIII.; Dverbed l. c. Taf. V, 2. 29) Zanghirami l. c. Urne 84; Geri, Mus. Err. III, 12; Racca Rosa, Mon. ined. 67 A.; Dverbed, Taf. VI, 9; Weider, Annot. d. Inst. 1854, p. 169 seq. 30) S. Dverbed S. 126 fg., Nr. 34 fg.; cf. de Witte, Coll. Beugnot p. 133, n. 393. 31) Von Iphigenie bei Triguani, Num. Imp. Graec. tb. 12, n. 185, nach Dverbed Nr. 39. 32) So das schone Relieffragment eines zusammengesetzten Heben in Villa Albani (Winckelmann, Monum. Ined. 109; Geyg, Basir. I, 47; Dverbed, Taf. V, Nr. 6; Villa Alb. ora Torlonia p. 6, n. 20), gegen welche Drang um. Brann (Antiken und Museen Rom S. 626) gesprochen hat. — Kopf im Museum zu Neapel, bald auf Laocoon, bald auf Nias oder Kapanens gedeutet. S. Weider zu A. D. Müller, Handb. der Arch. S. 156, I und Gipsbild Gcl. II, S. 360, Nr. 394 und Winckelmann, Ann. d. Inst. 1856, p. 107. 33) Dverbed hat seine Inschr. S. 128, Num. 22 aus Kunstschick. Vorlesungen S. 137 geäußerte Vermuthung, der Kopf des Verganneten stübe den Alexander's in Hieron (Ihne Kapanens darzustellen, sehr, nach Blümmers' Deutung (Arch. Zeit. 1880, S. 162 fg.), ausgegeben (Schriftsteller der Gr. Plakitt II, 40).

lagen jedoch muß der Kaplan in der Pfarrkirche assistiren, und die öfterliche jährliche Hauptcommunion der gläubigen Katholiken darf nur in der Pfarrkirche stattfinden.

Kapelle nennt man auch die gesammte Kleidung von katholischen Priestern und deren Ministranten, sofern solche für ein feierliches Hochamt bestimmt ist und diese Gewänder aus gewissen Stoffe, derselben Farbe und nach derselben Form angefertigt sind. Größere Kirchen verfügen über so viele derartige „Kapellen“, als die Einnahme für verschiedene Feste herbeiführt, also von weißer, rother, violetter, grüner, schwarzer Farbe.

(G. Portig.)

KAPELLE hieß schon sehr früh im Mittelalter die Gesammtheit der Musiker und Sänger, welche in kirchlichen Gebäuden geistliche Musik aufführten. Im engeren Sinne des Wortes führten später die Musiker allein diesen Namen, besonders dann, wenn sie im Dienste vornehmer Personen standen (für Kirchenmusik oder Kammermusik oder für beide zugleich). Seitdem die Instrumentalmusik an Bedeutung gewann, gab es viele Kapellen für weltliche Musik. Besonders in Oesterreich bürgerte sich seit ungefähr 100 Jahren die Sitte ein, daß sich jeder reiche Adelige eine Hauskapelle hielt (Hauß). An katholischen Höfen gebden zur Kapelle die angestellten Kirchenmänner und die Instrumentalisten. Heutzutage nennt man jedes selbständige Orchester und jedes Militär-Musikcorps eine Kapelle, zuweilen sogar den Orchesterraum in den Theatern. Kapellmeister heißt derjenige Musiker, welcher eine Kapelle leitet; er hat die auszuführenden Werke auszuwählen, einzuführen und deren Ausführung zu leiten. Er muß theoretisch durchgebildet sowie mit der Eigentümlichkeit aller Stimmen und Instrumente vertraut sein.

(G. Portig.)

KAPELLE, coupelle, cupel, oder Kupelle (von cupella, kleines Gefäß) heißt ein zum Probiren des Silbers und Goldes oder zum Abreiben im Kleinen (Kupelliren, Trennen, cupellatio) des Bleies vom Silber durch die Oxidation des Bleies und durch die Schmelzung des gebildeten Bleioxydes dienendes Gefäß, welches aus einem Gemenge von Kalkmergel, Holzkohle und vorzüglich aus Knochenmehl in einer eigenen schalenförmigen Form gepreßt wird. Die Vorrichtung zum Formen der Kapelle heißt das Kapellensutter, bestehend aus einem hoblen konischen Messingcylinder (Konne) und einem unten, halbkugelförmig abgerundeten Stempel (Wönd) von Stahl oder Messing, durch welchen die innere Fläche der Kapelle aus dem schon bezeichneten teigartigen Gemenge gebildet wird. Die durch schwache Glühhitze bewußte Trocknung der Kapelle, deren Größe sich nach dem Bedürfnisse richtet, nötige Operation des Ausgehübens nennt man Abwätzen. Von den Kapellen nur in der Form verschieden sind die meist aus senerischem Thon gefertigten Probirtinnen und Köpfscherben, die indes nicht zum Kupelliren gebraucht werden. (C. Reinhardt.)

KAPER (vom lateinischen capere, nehmen, abnimmend) nennt man solche armirte Schiffe, die, durch Private ausgerüstet, von ihrer Landesregierung die Erlaubniß und Berechtigung erhalten, auf eigene Gefahr

während eines Seekrieges dem Feinde in jeder Beziehung Abbruch zu thun und dessen Schiffe zu nehmen. Der leitende Gedanke dabei ist, den feindlichen Handel zu lähmen oder zu zerstören, dadurch die Kräfte des Gegners zu erschöpfen und ihn zum Frieden zu zwingen. Die Kapererei kammt aus früher Zeit und man findet ihre Spuren bis tief in das 12. Jahrhundert n. Chr. hinauf. Die Erlaubniß, sie zu betreiben, erteilten die Fürsten durch sogenannte Kaperbriefe. In diesen wurden die betreffenden Kaper ermächtigt, feindliche Schiffe überall auf offenem Meere zu nehmen und gleichzeitig alle freundschaften oder neutralen Herrscher erucht, den Kapern für sich, ihre Beute und Alles, was sie mit sich führten, freies Geleit, Einlaufen, Verbleiben, Reparieren u. s. w. in ihren Häfen zu gestatten, indem der Aussteller Gegenseitigkeit zusicherte. Im Beige eines solchen Briefes konnten im Allgemeinen die Kaper daraus rechnen, im Falle des Gelingenverdens wie erbliche Feinde behandelt zu werden, während man sie ohne denselben als Seeräuber betrachtete und ohne weiteres hinrichtete. Einem Theil ihrer Beute mußten sie ihrem Fürsten abgeben und wechseite derselbe nach den Rändern und dem Gebietsbedürfnisse der ersten. Gemöhnlich betrug dies Regal $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{5}$, immerhin blieb aber für die Kaper noch so viel Verlockung, daß es nie an solchen Abenteurern fehlte, die dann auch wol nicht selten ihre Stellung mißbrauchten, um an Neutralen Seeraub zu treiben. Ein der schlimmsten Beispiele dieser Art lieferten senerzeit die Vitalienbrüder in der Ost- und Nordsee. In dem Kriege der nordischen Städte gegen die drei skandinavischen Königreiche (1389) stellten erstere Kaperbriefe, die zu damaliger Zeit sehr treffend Siegelbriefe hießen, aus, um das von Margaretha beagerte Stockholm mit Proviant zu versehen, woher der Name Vitalien- oder Vitalienbrüder stammt. Infolge dessen sammelte sich unter dieser Flagge eine Masse Geiseln, das sehr bald offenen Seeraub trieb, nach diesen Tausenden zählte, sich Wibby's benädigtigte und Jahrzehnte lang den Seehandel auf das empfindlichste schädigte. Die Hanseaten mußten große Flotten aufbieten, um ihrer Herr zu werden, aber erst nach Beginn des 15. Jahrhunderts gelang es, die deutschen Meere einigermaßen von dieser Pest zu reinigen. Die langwierige und blutigen Seekriege des 17. und 18. Jahrhunderts, namentlich des ersten, in dem sich die Kriegsschiffen als militärische Institutionen herauszubilden begannen, gaben der Kapererei besonderea Aufschwung. Es war nicht Ungerechtes, daß in einem solchen Kriege zwischen Holland und Frankreich oder Holland und England auf beiden Seiten mehrere tausend Handelsschiffe genommen wurden. Ein französischer Kaperkapitän, der berühmte Jean Bart, fügte den Feinden seines Landes in dieser Weise unberechenbaren Schaden zu. In dem Actesdiplom, mit dem Ludwig XIV. ihn wegen seiner kühnen Unternehmungen zur See auszeichnete, ist angeführt, daß er 698 holländische Schiffe gekapert oder zerstört habe. Mit dem Anwachsen der Kriegsschiffen und dem bessern Bau ihrer Schiffe wurde die Kapererei allmählich beschränkt und der Seehandel

eingetreten („Jerusalem und das Heilige Land“ II, 174 fg.). Nach ihm hat Chan Minje seinen Namen von Minim (d. i. Keger), mit welchem Namen in jüdischen Quellen der nachapostolischen Zeit besonders die Juden-Christen von Kapernaum bezeichnet werden. Dieser Grund verdient indes keine Berücksichtigung mehr, seitdem Giltmeiser (Zeitschr. des deutschen Palästinavereins 1881, S. 194 fg.) bewiesen hat, daß Minje auf eine spätere Wort zurückgeht, welches die Araber in der Form minja oder minje für „Wohnplatz“ brauchen; wahrscheinlich ist das heutige Minje verstimmt und nunjat Hischäm, d. h. Wohnung des (Hallens) Hisham (723—742 n. G.). — Dagegen sprechen nun die Raritäten und von den meisten Forschern anerkannten Gründe für die Ansetzung von Kapernaum auf der Ruinenstätte von Tell Chum: 1) In Tell Chum hat sich offenbar der alte Name erhalten; kephar (Dorf) wurde naturgemäß in tell (Trümmerruine) verwandelt und nachhın zu chüm abgefügt. Und sollte chüm auch, wie andere wollen, Abzögerung von Tanchum sein, so bliebe deshalb immer die Beziehung auf Kapernaum, denn nach jüdischer Uebersetzung ist Kephar Tanchum (nach einem dort begrabenen Rabbi dieses Namens) nur eine andere Bezeichnung von Kepharnachum. 2) Josephus erzählt in seiner Lebensbeschreibung (S. 72), daß er, durch einen Sturz von Pferde an der Jordanmündung verundet, zunächst nach Kapernaum (er nennt es „das Dorf Kepharnome“) gebracht worden sei. Da man nun den Verwundeten offenbar in den nächst gelegenen Ort transportierte, so kann Kapernaum nicht in dem fast eine Stunde weiter entfernten Chan Minje gesucht werden. 3) Nach Marc. 2, 11 fg. befand sich zu Kapernaum eine Zollstätte (nach Vers 15 mit „vielen“ Zöllnern; vgl. auch Matth. 9, 9 fg., Luc. 5, 27 fg.). Da nun der Jordan damals die Grenze bildete zwischen dem Bierfürkenthum des Herodes und dem des Philippus (vgl. Luc. 3, 1), so muß Kapernaum als Zollstätte an der Grenze, d. h. zunächst am Jordan gelegen haben; in der That ist Tell Chum in grader Linie nur 2, 5 Kilom. von der Jordanmündung entfernt. 4) Wenn Tell Chum nicht Kapernaum ist, so bliebe es ein abgethetes Käthel, welcher Drißchaft denn eigentlich die Ruinen von Tell Chum angehört haben sollten. Diese Ruinen aber sind durchaus nicht unbedeutend. Vier Reihende bewundern die schönen Quadern von weißem Kalkstein und die Kapitule von ionischen Säulen, welche in geringer Entfernung vom Seeufer zu Tage liegen. Daß wir in diesen Trümmern die Ueberreste einer jüdischen Synagoge vor uns haben, hat auch Robinson anerkannt, und es hat sogar alle Wahrscheinlichkeit, daß es die Trümmer der von dem heidnischen Hauptmann (Luc. 7, 2) erbauten Synagoge sind. Hierzu kommen die Trümmer einer christlichen Basilika, welche mit der von Constantin d. Gr. (nach Epiphanius adv. haer. 1, 4) in Kapernaum errichteten identisch sein könnte (vgl. hierzu besonders Wilson, der die Trümmer 1866 untersuchte, in „The Recovery of Jerusalem“ S. 268 fg.). Noch im Ausgange des 6. Jahrh. n. G. wird in Pilgerschriften einer Basilika in Kapernaum (nach der

Tradition über dem Hause des Petrus) gedacht. Auch die Trümmer der einstigen Wohnhäuser von Tell Chum, diese von idumäerem Basalt, lassen auf eine nicht unbedeutliche Drißchaft schließen. 5) Sowol die Pilgertradition, wie die noch jetzt in der Umgegend einheimische Tradition erbldt in Tell Chum die Stätte des alten Kapernaum; vgl. den Nachweis im Einzelnen bei Gurter, Zeitschr. des deutigen Palästinavereins 1879, S. 63 fg. — Zur Literatur über die Streitfrage ist außerdem zu vergleichen: V. Schaff, „Kapernaum“ in derselben Zeitschr. 1878, S. 216 fg. Eine seit mehreren Jahren von der englischen Palästina-Gesellschaft geplante besondere Expedition zur Erforschung der Trümmer von Tell Chum (vgl. die Quarterly Statements des englischen Palestine exploration fund, Erd. 1878, S. 176 fg.) wird hoffentlich die cadgültige Lösung des oben behandelten Problems herbeiführen. (E. Kautsch.)

Kapital, Erwerbvorrath, Erwerbflam, i. Capital.

Kapital über von Knauf (Bauf.), i. Knauf.

KAPITÄN, von dem lateinischen caput, Haupt, hergeleitet und daher sinngemäß durch Hauptmann im Deutschen wiedergegeben. Älteri leitet das Wort von dem griechischen καταπαν, „über alles“, ab, wogegen Muratori schon bemerkt, daß das Wort Capitaneus sich bereits in alten Annalen lange vor dem Auftreten des Wortes Capitanus findet. Von anderer Seite wird behauptet, der Ursprung der Bezeichnung sei im Angelsächsischen zu suchen, in welchem cap oberster und than Führer bedeute, sodas der capthan gleichbedeutend mit oberstem Führer sei. Dieses Wort soll dann in das mittelalterliche Latein als capitaneus und danach in die modernen Sprachen übergegangen sein; thatsächlich findet sich im Französischen capitaine, im Italienischen capitano, im Spanischen capitán, im Portugiesischen capitão, im Englischen captain, im Holländischen kapitein, im Schwedischen kapiten, im Russischen kapitän, im Neugriechischen kapitano u. s. w. gegenwärtig für die Bezeichnung des Befehlshabers einer Compagnie, einer Escadron und einer Batterie, wobei nur in einigen Armeen für die Escadronsführer der Titel Rittmeister oder ein sprachlich analoger im Gebrauch ist. Die heutige Bedeutung hat das Wort erst erhalten, seitdem Karl VII. in Frankreich 15 Ordennanscompagnien errichtete und deren Befehlshabern den Titel Kapitän beilegte; vorher wurde es vorzugsweise zur Bezeichnung der höheren und höchsten Chargen verwendet und hat sich theilweise in dieser Bedeutung noch erhalten, z. B. in Frankreich, wo man es für Feldherr gebraucht, denn man sagt dajelbst, daß Scipio, César, Turenne, Condé, Napoleon étaient de grands capitaines. Früher wurden in Frankreich auch die Gouverneure der Befestungen und Städte Kapitäne genannt; man sprach nicht von einem Gouverneur von Melun, Terrouanne, sondern von einem Kapitän von Melun, Terrouanne u. s. w. In den Ordennanzen von Heinrich III. über die Staaten von Blois führt Artikel 276 den Titel: Des capitaines des places fortes et guets dus à icelles. Zur Zeit Karls IX. wird vor Rochelle von dem Regiment des Kapitän Guas, von den Regimenten der Kapitäne

Coffins, Poillac u. a. gesprochen. In den Legionen, welche Franz I. einführte, besetzte der Kapitän 1000 Mann. Dieselben waren in 10 bandes à 100 Mann eingetheilt, die ihrerseits von einem centenier commandirt wurden. Daneben tritt in Frankreich schon sehr früh die Stellung eines capitaine-général auf, die dem Inhaber eine fast schrankenlose Machtvollkommenheit für den District, welchen er besetzte, verlieh. Dies geht aus dem Patent hervor, durch welches Philipp von Valois 1349 Guy de Neves zum Generalkapitän ernannte. Später wurde die Stelle des capitaine-général gleichbedeutend mit Generallinimus; Louis XIII. ernannte den duc de Savoie zum Generalkapitän der Armeen in Italien und wies den Marschall de Crequi, welcher früher dieselben commandirte, an, ihm zu gehören; unter Ludwig XIV. wurde der duc de Savoie 1695 unter dem Titel Generalkapitän Befehlshaber der gesammten Armeer, daneben gab es aber auch Generalkapitäne, welche unter den Befehlen des Marschalls von Frankreich standen, der sie commandirte, die aber über den Generalleutenants rangirten. — In Spanien hat sich der Titel des capitán general im französischen Sinne bis heute erhalten; der Träger desselben befehligt die höchste Generalcharge, entsprechend dem Feldmarschall oder dem General der Infanterie oder Cavallerie anderer Heere, hat aber keine bestimmte Stelle im Armeeorganismus, sondern wird von dem König zum Militärgouverneur einer Provinz oder zum Oberbefehlshaber eines formirten Heeres ernannt. — Nach der englischen Constitution ist der König captain general of all the forces of Great Britain; hier wird also in bestimmter Weise mit dem Titel der höchste Rang in der Armeer bezeichnet, der freilich meist von dem Herrscher einem andern, gegenwärtig dem Herzog von Cambridge, übertragen wird. — Der Name kommt im Landheere aber nicht nur bei den höchsten Stellen der Hierarchie, sondern auch bei den untern Chargen vor; so wird in einigen Armeen derjenige Unteroffizier einer Compagnie, welcher die Aufsicht über die Bewaffnung und die Bekleidungsvoordrthe führt, Kapitän d'armes genannt, welcher Ausdruck in neuerer Zeit in der deutschen Armeer durch die Bezeichnung Kammerunteroffizier ersetzt worden ist. Außerdem wird er in mannsfahrer Weise verwendet. In Griechenland hießen z. B. die Führer der unregelmäßigen Truppen der Armatolen, Palikaren und Klephizen ebenfalls Kapitän.

Von dem Landheere ist der Titel Kapitän auch auf die Commandeure von Schiffen übertragen worden; derselbe wird den Führern aller Kaufschiffe beigelegt und kommt auch in der Kriegsmarine vor. In letzterer bezeichnet er die Charge der Staboffiziere, sodas entgegengekehrt dem Gebrauche bei der Handelsflotte der Commandant eines kleineren Kriegsschiffes nicht immer Kapitän und umgekehrt ein Kapitän, der sich an Bord eines Kriegsschiffes befindet, nicht immer der Commandant desselben ist. In der deutschen Marine gibt es zwei Klassen: Corvetten-Kapitäne im Range des Majors und Kapitäne zur See mit Obertranz. In der österreichischen Marine werden Corvetten-, Fregatten- und

Linienfahrts-Kapitäne unterschieden. In der englischen Marine gibt es zwei Klassen Kapitäne, die der 1. Klasse heißen postead captains, die der 2. Klasse commanders.

(v. Löblich.)

KAPITEL bezeichnet den Inbegriff einer Schrift und danach die einzelnen Abtheilungen einer solchen, weil dem jeder eine kurze Inhaltsangabe vorangesezt zu werden pflegt. Solche Kapitelabtheilungen sind schon früh an den Büchern der Heiligen Schrift vorgekommen worden, welche man nach den Abschnitten, wie sie bei den einzelnen gottesdienstlichen Feierlichkeiten vorkamen, in Einheiten zusammenfaßte, die aber, was wenigstens bei Neue Testament betrifft, erst seit dem 13. Jahrhundert mit unserer Kapiteleintheilung übereinstimmen. Von dieser Bedeutung wurde das Wort übertragen auf die Zusammenstellungen der Klosterconventualen, in deren jeder ein bestimmtes Kapitel der Schrift vorgelesen wurde; nachdem die Klosterverfassung auf die Geistlichen Anwendung gefunden hat, welche gemeinsam an einer Kirche corporativ wirkten, wurden auch diese aus demselben Grunde Kapitel genannt. (Das Weitere siehe unter Domstift, Kanoniker und unter Cist.) (E. Friedberg.)

KAPLAKEN nennt man die Vergütung des Frachters an den Schifför über oder unter den Frachtdauern, welche einen Theil von dessen Einkommen bilden. Es beträgt gewöhnlich 2—3 Proc. der Frachtgebühr, welche letztere dem Abhder gebührt, und war wol ursprünglich ein Mittel, um in früheren Zeiten, wo die Schifför bei dem Mangel an Communicationen meistens selbständig das Frachtgeschäft abschloffen, jene dafür zu interressiren, daß sie möglichst hohe Frachten forderten und die Ketten zu beschleunigen suchten, da sie dann ebenfalls höheren Verdienst hatten. In neuerer Zeit kommt das Kaplak immer mehr in Fortfall und existirt nur noch an einzelnen Seeplätzen. (R. Werner.)

KAPLAN (capellanus) bedeutet ursprünglich den an einer Kapelle angestellten Geistlichen. Da nun „Kapelle“ sein kann ein für Rebenogottesdienste bestimmter Raum einer Kathedrale, die filiale einer Pfarrkirche, endlich auch eine selbständige Kirche, so modificirt sich hiernach die Stellung eines Kaplans. In der norwegischen Kirche bezeichnete „Kaplan“ einen Subalternen, welcher die mit der sogenannten Kappa bedeckten Reliquien eines Heiligen trug. Am Hofe der fränkischen Könige besaßen sich Kapläne, welche den Gottesdienst in der Hofkapelle abhielten, deshalb von der bischöflichen Jurisdiction befreit waren und später auch die Geschäfte von Secretären und Notaren der Könige übernahmen. An ihrer Spitze stand ein Archikaplan. Im Mittelalter hielten solche auch Ecclesiale Burgkapläne an den Kapellen ihrer Schlösser an. Vorzugsweise aber hielten sich die Bischofe Kapläne sowohl für ihre Kathedrale wie für andere Hauptkirchen ihrer Diöcese. Auch der Paps besorgte minder wichtige Geschäfte personam (in capella) und bezieht sich dabei der Hälfte seiner Kapläne, während er wichtige Geschäfte seinem Procurator überträgt. Man unterscheidet am päpstlichen Hof drei Arten von Kaplänen: Titularkapläne, bei den Paps

sicalen assistirende Kapläne und zum Privatdienst des Papstes verwendete geheime Kapläne. Nach katholischer Lehre soll ein Pfarrer dann einen oder mehrere Kapläne stellen, wenn seine Gemeinde so groß ist, daß er die mit seinem Amte verbundenen Pflichten nicht selbst erfüllen kann. Solche Gehülfen des Pfarrers genießen gewöhnlich seine feste Anstellung, doch können die meisten Inhaber solcher Stellen nur aus den gewöhnlichen famonischen Gründen nach vorausgegangener Untersuchung entlassen werden. Der Kaplan ist oft im Besiz eines Benefiziums (Kaplanat), für dessen Bezug er eine bestimmte Anzahl von Messen in einer vorgeschriebenen Kapelle oder an einem festgesetzten Altare zu lesen hat (Missa, Messfeindner, Frühmesser). Diejenigen Kapläne, welche stiftungsgemäß zur Anschaffung bei den Pfarrgerichten verpflichtet sind, heißen Curatkapläne; diese dürfen sogar Besuche hören und die Sacramente verwalten.

Die früheren französischen Desservants oder Succursalfarrer waren vom Bischof angestellt, aber mit einem Benefizium nicht versehen Kapläne. In den sogenannten organischen Artikeln hatte der Staat die Belohnung der Pfarrer (cures) übernommen und bestellte in jedem Canton nur einen solchen. Da deren Sprengel aber zu groß für die Kraft eines Einzigen waren, so sollten noch so viel Geistliche für die übrigen Kirchen (succursales) angestellt werden, als das Bedürfnis erheischt; allmählich näherte sich die Stellung der Desservants sehr derjenigen der Cantonalpfarrer. In der Kraxis befolgen die Bischöfe die Regel, daß die ad nutum episcopi amovibiles desservientes nur dann entlassen werden können, wenn das Official eine Entlassung auf Grund vorangegangener Untersuchung verfügt.

In den deutschen Bisthümern des linken Rheinufers gewährte zwar die Einführung von geistlichen Gerichten dem Succursalfasten eine größere Sicherheit; aber der Staat setzte die dauernde Anstellung derselben durch §. 19 des preussischen Gesetzes über die Vorbildung der Geistlichen vom 11. Mai 1873).

Die Kapläne in der englischen Kirche (curate) sind entweder mit Zustimmung des Bischofs vom Pfarrer angestellt an einer zum Pfarrsprengel gehörigen Hülfkapelle oder sie fungiren als Gehülfen des Pfarrers an der Pfarrkirche. In ersterem Falle hat der Pfarrer deren Unterhalt zu bestreiten und kann sie entlassen. Sie müssen die Priesterweihe empfangen haben, wenn sie alle städtischen Functionen vollziehen sollen. Die Prediger an Hülfkirchen dürfen auch nach dem Tode des Pfarrers so lange bleiben, wie es dem Bischof gefällt.

In einzelnen Gemeinden von lutherischen Landeskirchen kommt das Prädicat „Kaplan“ bis auf den heutigen Tag vor; unter der Geistlichkeit selbst ist die evangelische Ansicht noch immer nicht ausgestorben, daß nur die ersten Geistlichen eigentliche Pfarrer, die folgenden aber Geistliche zweiten Grades seien. Dem Begriffe eines katholischen Kaplans entspricht in der evangelischen Kirche nur derjenige eines Hülfpredigers, nicht aber der eines Diaconus, welches der Name für einen zweiten oder dritten Pfarrer ist. Die älteren evangelischen Kirchen-

ordnungen bestimmen, daß dem Pfarrer nach Bedürfnis ein Kaplan zugeordnet werde. In der Reformationszeit überspannte man die Bedeutung der Predigt, wenn man den Pfarrern das Studium derselben zuschrieb und deshalb die Sacramentverwaltung und Seelgerge als minder wichtige Aufgaben des geistlichen Amtes den Kaplänen oder Diaconen zuschrieb. Dieser Artium der lutherischen Visitationenartikel von 1527 graßirt beutunage noch. In der englischen Hochkirche ist Kaplan ein Hausprediger, welcher in den Oratorien und Kapellen vornehmer Geistlichen und weltlicher Würdenträger den Gottesdienst leitet; desgleichen der Hofgeistliche, welcher in den kleineren, der bischöflichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfenen Kapellen predigt. (G. Portig.)

KAPLITZ, Stadt im südlichen Böhmen, an der Maltitz, Sitz eines l. f. Bezirksgerichts und einer l. f. Bezirkshauptmannschaft, hatte nach der Zählung vom 31. Dec. 1880: 2299 Einwohner, darunter 2095 Deutsche und 204 Czechen. Als Gewerbszweig der Bevölkerung dienen der Landbau und das Kleingewerbe, unter welchem letzterem die Erzeugung von Töpfergeräth hervorragt. Die Stadt besitzt zwei Kirchen, ein Bürgerhospital, ein Krankenhaus und ein Armeninstit. Das römische Brauhaus ist vollständig neu eingedrückt. Für den Unterricht der Jugend wird durch eine fünfklassige Volksschule und eine dreiklassige Bürgerchule gesorgt. Die kaiserliche Schule war die erste in Esterreich, in welcher die unter Maria Theresia im J. 1774 vom damaligen kaiserl. Pfarrer Ferdinand Kindermann (später lutherischer Bischof und geadelt mit dem Prädicate „von Schultzein“) entworfene Lehrmethode zur Durchführung gelangte. Kindermann sammelte hier eine große Anzahl von Lehrern und Geistlichen um sich, um ihnen die neue Lehrart praktisch vorzuführen. — Kapitz, gegenwärtig zur Herrschaft Oragen gehörig, unterstand im 14. Jahrh. den Ältern von Poretsching, ging dann an die Herren von Mchelsberg über und später an die mächtigen Rosenberge. Seit 1621 befindet sich die Herrschaft Oragen im Besitze der Grafen von Bouquol. Als besondere Merkwürdigkeiten der Stadt werden gezeigt: ein Thurm ohne Grund (der Rathhausthurm ruht auf einem Gesülte), die Rathhausuhrmahn, welche vor jedem Stundenschlag läutet, und der Kranger, welcher in der Mitte des auf dem Marktplatz befindlichen Röhrkastens steht. (L. Schlenker.)

KAPNIK-BÁNYA, ein von Ungarn, Walachen und einigen Deutschen bewohnter Bergflaen in ungarischen Comitai Eszmatár, mit bedeutendem Gold-, Silber- und Bleibergwerken, die auch Antimon-, Zink- und Arsenitzerge fördern. Die Drikschaft liegt östlich von Nagy-Bánya an der siebenbürgischen Grenze in einem engen Thale am Abhang des traditionellen Gullingberges. Die Zahl der Einwohner beträgt 2610, davon sind 1331 Ungarn und 1135 Walachen; 1354 bekennen sich zur römisch-katholischen, 1192 zur griechisch-katholischen Kirche. (J. Hunfalvy.)

KAPNIST (Wassilij Wassiljewitsch), russischer Dichter, wurde 1757 in Kleinrussland auf dem Gute seines Vaters im Gouvernement Poltawa geboren. Diefes

Gut hat er später in einem besonderen Gedichte horazischer Manier geschildert (Den II, 18). Seinen Unterricht empfing er zuerst zu Hause und eignete sich dabei das Französische gut an, später in Petersburg in der Schule des Smalawischen Regiments. Aus der Militärschule trat er in den Civildienst, und zwar in das Postfach über, nahm aber bald seinen Abschied und zog auf sein Gut. Kapnist war ein Kenner der alten Sprachen und liebt besonders Homer. Er schrieb viel in der damaligen pseudo-classischen Manier, religiöse und Pöbelliche, moralische, horazische, anacreontische, elegische Gedichte (herausgegeben 1806); sein Hauptergänzung aber, das seinen Namen bekannter machte, war die Komödie „Zabega“ (Chicane). Dieses Stück, geschrieben 1796, gedruckt 1798, konnte nur erscheinen dank der Beachtung und Begünstigung des Kaisers Paul. Die Chicane, die in den damaligen Formen des in den Eredikuben vorgezogenen, nicht öffentlichen Gerichtsverfahrens besondere Nahrung fand, und die Sachheit der Richter, die unter eben diesen Formen gehiebt, ist der Gegenstand der Komödie. Sie erregte auf der einen Seite außerordentliche Erbitterung bei den Studenten, die sie angriff, den rüchlichen und Verwaltungsbeamten, fand aber auf der andern Seite Beifall bei der Gesellschaft, die zu schwer die Nachtheile einer solchen Ordnung der Dinge an sich selbst empfunden hatte. Die Klaufligkeit der Richter und Beamten bildete ein altes Uebel des russischen Lebens, das, schon aus den Zeiten des mooskauer Jarcenthums vererbt, auch durch die Reformen Peter's des Großen nicht beseitigt war; jetzt aber begann wenigstens die öffentliche Meinung auf diesen Schäden hinzuweisen und Mittel dagegen zu suchen. Die Satire des vorigen Jahrhunderts hat sich vielfach mit diesem Gegenstande beschäftigt, aber niemals war derselbe in solcher Schwärze und mit so realen Zügen dargestellt worden. Obgleich das Stück in dem bekannnten künstlichen, gezwungenen Stil der pseudo-classischen Komödie geschrieben ist, so gaben ihm doch die thatsächliche Wahrheit der Situationen, die gelungen gezeichneten Charaktere, einzelne kräftige Stellen und glückliche Verse (die Komödie ist in Versen) große Popularität, es hielt sich lange auf der Bühne und einzelne Verse wurden sprichwörtlich. Dasselbe ist überhaupt ein der besten und bemerkenswertheften Ergüsse der russischen dramatischen Literatur. Kapnist starb 1824. Seine Schriften erschienen gesammelt in der Ausgabe Smidtin's, S. 1. Petersburg 1849.

(A. Pypin.)

KAPODISTRIAS, neugriechischer Staatsmann. Kapodistrias ist der Name eines edeln, ursprünglich dalmatischen, im Jahre 1373 aus Zfrien nach der griechischen Insel Korfu ausgewanderten Geschlechts, welches sich daselbst nach seiner alten iltischen Heimat (Capeo d'Zfria, dem antiken Justinopolis, bei Tricis) benannte. Die Familie ist 1689 durch den Herzog Karl Emanuel von Savoyen (unter später erfolgter Anerkennung von Seiten der venetianischen Regierung) in den Grafenstand erhoben worden. Einen europäischen Ruf aber gewann der Name Kapodistrias erst im 19. Jahrh. Zuerst ist zu nennen

der alte Graf Antonio Maria Kapodistrias in Korfu, der bei den Bewegungen auf dieser Insel nach Ausgange der venetianischen Herrschaft als strenger Aristokrat und als Gegner der Franzosen, die ihn auch für längere Zeit in Haft nahmen, eine Rolle spielte, und im Herbst und Winter 1799 nach Befiegung der Ionischen Inseln durch die damals verbündeten Russen und Osmanen mit Lescotte und Nicolò Grabenigo die ionische Inseln geführt hat, die sich in Stambul mit der Flotte über die neue, aristokratische-republikanische Verfassung des jungen Ionischen Siebenmeeresstaats („Hephanissos“) benahm. Dieser alte forsiatische Edelmann besaß drei Söhne, Biaro, Giovanni Antonio, geboren 1776, und Agostino (Augustin), geboren 1778, von denen Giovanni zu einem überaus bescholtenen Leben auf der Höhe der politischen Gesellschaft seiner Zeit brufen war.

Graf Giovanni Kapodistrias (geb. am 11. Februar 1776) hat nach der damals ganz allgemeinen Gewohnheit der jungen Griechen aus guter Familie in Venedig und Padua Philosophie, alte Sprachen und namentlich Medicin studirt. Nach seiner Rückkehr aber in die Heimat, die insolge des Vertrages von Stambul vom 21. März 1800 politischen Ausland und der Flotte unter türkischer Euzeränität und russischer Garantie ihre neue staatsrechtliche Stellung und Verfassung erhalten hatte, trat er auf seines Vaters Antriebe in den Staatsdienst und wurde sofort unter dem Präsidium des Grafen Spiridon Theotokis zum Secrerär des regierenden adeligen Senats der Inseln ernannt. Hochbegabt, namentlich nach der diplomatischen Seite, vielseitig, gewandt, und dabei voll ebenso lebhafter Arbeitsfreude wie eigener Arbeitskraft, hat Graf Giovanni zuerst (1800) die Verwaltung der Inseln Kejalonia, Zithala und Santa Maura geordnet; dann mit Theotokis und mit dem Grafen Mocengo von Jante die neue Verfassung vorbereitet, die endlich am 24. November 1800 in aller Form functionirt worden ist. Als erster Secrerär der nun functionirenden legislativen Versammlung, dann als leitender Minister zuerst des Innern, dann des Auswärtigen, diente Graf Giovanni seinem Vaterlande mit seiner reichen Kraft, wurde aber zu Anfang des Jahres 1807 höchst unpopulär, weil sich damals seine entschiedene Abneigung gegen die demokratischen Elemente der Verfassung von 1803 stark bemerkbar gemacht hatte. Momentan außer Amt wurde Kapodistrias jedoch bald wieder aufgesucht und zum außerordentlichen Militärgouverneur in dem damals zwischen Russen, Türken und Franzosen wüthenden Kriege ernannt, um namentlich die Insel Santa Maura gegen die Angriffe des Ali Pascha von Janina zu schützen, was im Mai und Juni 1807 mit gutem Erfolg geschah. Als nun aber der Frieden von Tilsit die Ionischen Inseln an Frankreich überließ, da war des Grafen Giovanni Aufenthalt in der alten Heimat nicht mehr von langer Dauer. Die Zeit war gekommen, wo er in die Kreise der großen Politik in Europa gezogen wurde. Giovanni hatte bereits früher den Titel eines kaiserlich russischen Collegienraths erhalten; jetzt trat er auf die Einladung des Kanzlers Rumjanzoff

in den russischen Staatsdienst über. Er begab sich zu Anfang des Jahres 1809 nach St.-Petersburg und wurde hier zuerst als Attaché in dem Ministerium des Ausrüstungsamtes angestellt. Im Jahre 1811 ist er der russischen Gesandtschaft in Wien zugetheilt worden und stand 1812, bei den wichtigsten abschließenden Friedensunterhandlungen des russischen Admirals Tschitschagoff mit den Diplomaten der Vierte, als Chef an der Spitze von dessen diplomatischem Bureau. Während des großen okeanischen Krieges gegen die Franzosen und Napoleon I. befand sich Kapodistrias im Stabe des russischen Generals Barclay de Tolly, hatte dann als Vorstand der Kanzlei im russischen Hauptquartier bis 1815 an den diplomatischen Arbeiten großen Antheil, welche diesen ungeheuren Kampfskämpfen theils zur Seite gingen, theils folgten. Am 20. November 1815 unterzeichnete er für Rußland den zweiten Pariser Frieden.

Giovanni hatte sich während dieser ereignisvollen Jahre, die ihn mit allen namhaften europäischen Staatsmännern jener Zeit in nahe Berührung, mit Stein selbst in persönlicher Freundschaft brachten, den Ruf eines sehr feinen Staatsmannes und eines höchst begabten und sündigen Diplomaten erworben. Kaiser Alexander I. von Rußland, dessen ausgesprochene Gunst Kapodistrias seit dem Wiener Congreß bejaß, machte ihn nach Abschluß des zweiten Pariser Friedens 1816 zum Staatssecretär. So stand Giovanni nimmer mit dem Fürsten Nesselrode an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands; zugleich war er Minister für das damals für Rußland neu gewonnene Bessarabien. So fand er auf der Höhe seiner politischen Macht und galt als der Stolz und die Hoffnung seiner damals noch überall der politischen Selbstständigkeit entbedrungenen griechischen Nation. Unter diesen Umständen schien es nach einigen Jahren den Führern der sogenannten „Hetäre der Philister“ sehr zweckmäßig, den großen Diplomaten an die Spitze ihres Geheimbundes gegen die Vierte zu stellen. Kapodistrias aber, der freilich auch mit patriotischer Gluth die bessere Zukunft seines Volkes ersehnte, dieselbe jedoch erst von einer inneren sittlichen und intellectuellen Erneuerung erwartete, darun aus sehr gern 1814 Präsident der „Hetäre der Philisten“ geworden war, zeigte sich sehr betroffen, als ihm im Februar 1820 der Agent der Hetäre, Emanuel Kantoos, in St.-Petersburg den Umfang der im Verborgenen eingeleiteten griechischen Bewegung enthüllte und ihm die Ueberleitung übertragen wollte. Diese lehnte der Graf nun allerdings ab. Aber er erklärte sich doch mit dem Grundgedanken des Bundes einverstanden und hielt auch seinen Freund, den griechischen Fürsten Alexander Pylanti, damals Generalmajor in russischen Diensten, von der Uebernahme des General-Oberraths der Hetäre und von der Leitung der sich daran knüpfenden weiteren Operationen nicht zurück, erhielt auch noch ziemlich lange einen Schein russischer Connlung.

Deshalb Kapodistrias wußte, daß 1820 die Revolutionsnachrichten aus dem romanischen Südeuropa, namentlich die von dem spanischen Soldatenaufstande Riego's zu Cadix, den Kaiser Alexander tief verstimmten

hatten, und daß zur Zeit von dem sonst griechenfreundlich gesinnten Kaiser nichts zu hoffen war, am wenigstens für einen griechischen Geheimbund und für eine revolutionäre Bewegung des griechischen Volkes: so scheint damals doch das griechische Nationalgefühl den Sieg bei dem Grafen davongetragen zu haben über die fähle Auffassung des erfahrenen Staatsmannes. Aller Wahrheitslichkeit nach hoffte er, sobald der nun doch unvermeidliche griechische Aufstand ausgebrochen sein würde, durch seinen persönlichen Einfluß auf Alexander I. und seine diplomatische Kunst die Wacht seines Adoptivvaterlandes zu kräftiger Unterstützung der Griechen gewinnen zu können. Als aber alle diese Hoffnungen scheiterten, als Kapodistrias auf dem Congreß zu Laibach, wo sein Kaiser sich die damals von Metternich bestimmte feindliche Auffassung der griechischen Revolution vollständig angeeignet, genöthigt worden war, am 26. März 1821 in des Kaisers Namen an den in die Moldau einmarschirten Fürsten Alexander Pylanti den unumwundenen Aufgabebrief zu schreiben; als Kapodistrias auch weiterhin mit seiner anti-osmanischen Politik nicht mehr gegen die des österreichischen Staatskanzlers aufkommen konnte: da nahm er im Sommer 1822 unter der Form eines Urlaubes seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienste und wirkte von nun ab als Privatmann in der Schweiz, namentlich von Genf und Lausanne aus, für die verzweifelungslos gegen die moslemnische Uebermacht kämpfenden Griechen. In solchen Geschäften befand er sich auch seit dem März 1827 in Paris, als er im April die Nachricht erhielt, daß ihn die Majorität der damals funktirenden griechischen Nationalversammlung in einem Electorenhaufe zu Dhamcla (das antike Trözene) auf Anlaß des Generals Theodor Kolotronis und des Grafen Metaxas am 11. April 1827 auf sieben Jahre zum Präsidenten („Kypernetes“) gewählt hatte.

Patriotismus und Ehrgeiz bestimmten den Grafen, die neue Stellung unbedenklich anzunehmen, die für ihn nur die Quelle endloser Mühe, aufstrebender Arbeiten und eines frühen, blutigen Todes werden sollte. Der Graf, der Ende April 1827 nach St.-Petersburg gegangen war, um (2. Juli 1827) in aller Form seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienst zu nehmen, dann auch noch die andern großen Höfe von Europa besucht hatte, erreichte endlich in der Nacht des 18. Januar 1828 den Hafen von Nauplia und übernahm am 24. Januar zu Aegina die Regierungsgewalt. Die Aufgabe, das so gut wie gänzlich ruinirte Griechenland wieder emporzubringen und das in weitem Umfange verwilderte Volk zu civilisiren, wurde für den neuen Präsidenten dadurch im höchsten Grade erschwert, daß es zunächst gar sehr an genügenden materiellen Hülfsmitteln aller Art, namentlich an regelmäßig einströmenden, fehlte. Noch äbler aber hat es von Anfang an (und auf die Lage des Landes weit über Kapodistrias' Tod hinaus) gewirkt, daß bei der Wahl des Kapodistrias zum Präsidenten Griechenlands die englische Diplomatie sich auf diesem wichtigen Punkte der Levante durch die russische entschieden überlegen fand. In London war Kapodistrias schon als Jonier

sehr ungern gesehen; seit 1828 galt er in St. James und im Foreign-Office nur als russischer Agent, dem dann auch von hier aus alle möglichen Schwierigkeiten gemacht wurden. Und doch fühlte sich Kapodistrias in erster Reihe als Grieche. Wodte er immer mit der russischen Politik darin übereinkommen, daß er dem in jener Zeit modernem romanischen Liberalismus in Griechenland seinen Raum gewähren wollte, — der Gedanke der russischen Politik, Griechenland's künftige staatsrechtliche Stellung zur Pforte nach Art der rumänischen Hospodariate zu gestalten, mißfiel ihm durchaus. Aber die Schwierigkeiten, die dem Präsidenten mit jedem der folgenden Jahre mehr, namentlich von London aus bereitet wurden, trieben ihn doch allmählich immer bestimmter nach der russischen Seite hinüber, von wo aus ihm doch sehr erhebliche materielle Unterstützung zugeführt wurden. Geschweigt aber ist die Arbeit des Präsidenten an den innern Schwierigkeiten. Imponirt hat allerdings Kapodistrias zu jeder Zeit, auch seinen vielen Gegnern in Griechenland, durch seine stilles Reinheit und Sauberkeit; durch die antike Einfachheit und Schlichtheit seiner Lebensweise, durch seine rastlose und umfassende Thätigkeit; den Soldaten und vielen Privaten auch durch seine geistige Ueberlegenheit; während die ländliche Bevölkerung theils durch seine Sorgfalt für ihr Wohl, theils durch die Treue, mit welcher Kapodistrias an ihrer Religion hing, sich dauernd an „Vater Johann“ gefesselt fühlte. Das Landvolk, die meisten peloponnesischen Cliefs und der Serbde Kanaris blieben ihm stets treu ergeben. Die Wackerheit seiner Abthsien, sein edler Wille ist nun auch nicht anzusehen. Aber der Präsident hatte mehrere Eigenschaften, die ihm auf die Dauer gefährlich geworden sind. Er war doch bisher überwiegend Diplomat für auswärtige Angelegenheiten gewesen und in Sachen der eigentlichen Verwaltung nur auf wenigen Punkten sachmäßig geschult. Bei großer Energie und nur einseitiger Erfahrung war er trotz seines Wohlwollens und seiner gewinnenden Formen oft heftig, unzulässig, und bei 52 Jahren nicht mehr elastisch genug, um so leicht sich über die Einbrüche und viele eingewurzelte Auffassungen seiner Vergangenheit zu erheben. Wie es und schienen will, so zählte Kapodistrias zu den Männern des „intelligenten Absolutismus“, die im 18. Jahrhundert so Großes geleistet hatten. Aber selbst für Griechenland war die Möglichkeit damals vorüber, ein solches System mit Vortheil zu tragen. Denn trotz des 40jährigen türkischen Despotismus hatte der siebenjährige Revolutionskrieg mit den alten Zuständen hier weithin gründlich aufgeräumt; und die wahre Schwierigkeit für den Neubau lag darin, daß ein Theil der Griechen, auf Grund der Nationalversammlungen, bereits nach europäischen Verfassungformen drängte, die frappe und strenge Art der europäischen Verwaltung für lästiger zu halten als die planlosen Wüthen der Pasha Herrschaft, und daß es gar sehr an tüchtigen Beamten mangelte. Nun aber übertrieb Kapodistrias das auf diesem Booen noch immer, wenigstens relativ berechtigte System persönlicher Thätigkeit bis zu ungeheurer Viel-

geschäftigkeit und regierte dabei viel zu viel nur durch Verordnungen. Aus seiner durch die russische Epitobe noch gestärkten Ueberzeugung von der Schädlichkeit des europäischen Liberalismus für dieses Volk drängte er hier auf eine Art von Dictatur, die durch einige parlamentarische Institutionen nur leicht verschleiert wurde. Darüber gerieth er allmählich in immer tieferer Mißverhältnisse zu einer großen Zahl patriotischer Griechen, die einerseits seine Wahl nicht unterstützt hätten, andererseits liberalen Ideen zugewandt waren. Sein skroffes Griechenthum (ein Ausläufer der alten rhomaischen Abneigung gegen die Katerine) verleidete ihn mit vielen abendländischen Wohlthellen; und wieder mißfiel der particularistischen Sinnweise der Griechen die Verwendung vieler fremder, nämlich forstionischer Beamten, unter denen freilich manche, wie des Grafen älterer, brutalter, gewaltthätiger Bruder, Graf Vriao (Rechtsgelehrter in Korfu, seit April 1828 zu Giovanni berufen und mehrfach in Kriegs- und Marinestellungen beschäftigt), diese Abneigung gar wohl verdienten.

Itten die zahlreichen neuen und wohlgemeinten Schöpfungen des Präsidenten natürlich unter dieser ungünstigen geistigen Temperatur gar sehr; war namentlich zu den allseitig freier auftretenden Hyrioten, mit denen auch materielle Differenzen bestanden, der Gegensatz bereits sehr skroff; gar es nun auch auf griechischem Boden in rascher Progression bei ohnehin schlechter Luft sehr gehäßige Press- und politische Proceffe: so wurde die moralische Stellung des Präsidenten zu der immer massenhafter an die Hyrioten sich lebenden Opposition noch schwieriger, als die wenigstens zum Theil durch seine Berichte über die griechischen Zustände motivirte Resignation des Prinzen Leopold von Coburg (21. Mai 1830), der bisher von den Europmächten zum künftigen Regenten Griechenlands ausgesprochen gewesen war, in dem Lande bekannt wurde. Damit ist für weitere zwei Jahre die Aussicht auf eine leidlich friedliche Lösung der griechischen Probleme hinausgerückt worden. Denn die innern Conflcte trieben endlich im Frühling 1831 zum offenen Bruche zwischen Kapodistrias und den Hyrioten, die endlich (13. August) mit theilweise sichlichem Erfolge es versuchten, die griechische Staatsflotte bei Poros zu zerstören, um dieselbe nicht (wie sie, freilich irrthümlich, fürchteten) in russische Hände fallen, jedenfalls nicht gegen die Insel Hydra vorgehen zu lassen. Als nachher der Präsident zur Verhütung der Stimmung zwar der unpopulärsten forstionischen Beamten, den Grafen Vriao und den energischen und scharfsinnigen Polizeiminister Gennatas (Ende September), entlies, machte er abnunglos nur der wider ihn gerichteten maniaschen Wendeta die Bahn offen. Langwierige Conflcte mit den Maniaten; dann (seit Februar 1831) die Fehhaltung des greisen Veteranen Petro-Vei oder Peter Mauroichalis, des alten Fürsten der Mani, aus Motiven politischen Argwohns, in dem Castel Itskale in Nauplia; endlich (8. October) eine schwere, obwohl durchaus unbedachtigte Demüthigung des alten Hämptlings durch Kapodistrias, alles das bestimmte einen Sohn und einen Bruder Petro-Vel's, unterstützt durch

die Blindheit der neuerdings schlaffer gewordenen Politik, am 9. October 1831 früh 6 Uhr vor der Kirche St. Spiridon zu Rauplia den Präsidenten durch Pistolenwürfe und Dataganstiche zu ermorden. Den einen Mörder rief das Volk sogleich in Süde, der andere, Petro-Bei's Sohn, Georg, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und am 22. October erschossen.

Die Leidenschaft der herrschenden „fortschrittlichen“ oder „liberalistischen“ Partei erhob nun sofort am 9. October des Ermordeten Bruder, den Grafen Augustin, durch den griechischen Senat an die Spitze einer neuen provisorischen Regierung (mit Dr. Kolesitis und Theodor Kolofretomis). Herr Augustin, in Korfu zum Juristen gebildet und bisher von seinem Bruder mit möglichem Erfolge in militärischen Aufgaben beschäftigt, besaß keine einzige der tüchtigen Eigenschaften Giovanni's und mehrere von dessen Fehlern in erhöhtem Grade. Jetzt zeigte er sich politisch so unfähig, daß es ihm unmöglich wurde, gegenüber der vortrefflich geleiteten Gegenpartei der sogenannten „Synagmatiker“ seine Stellung zu behaupten. Es half ihm nichts, daß die treu zu seinem Hause haltende „liberalistische“ Majorität der damaligen griechischen Nationalversammlung ihn am 20. December 1831 zum Präsidenten, und unter höchst gespannten Verhältnissen gegen Ende März 1832 kurz vor ihrer Auflösung zu Rauplia zum Regenten bis zur Ankunft des bereits neu designirten Königs Otto ernannte. Unter diesen Umständen griffen die seit Ende 1831 in Megaris in bewaffneter Masse gesammelten Synagmatiker (meist Rumelioten) nachdrücklich zu den Waffen, dahinten sich seit dem 6. April ohne Mühe den Weg vom Äthmos nach Rauplia, wo (3. April 1832) nun der Abmarsch seiner Kinetruppen und das Drängen der europäischen Diplomatie den neuen Präsidenten (der in seiner eigenfönnigen und unfähigen Art nur Rache für seinen Bruder gesucht hatte) zur Abdankung nöthigten. Graf Augustin kehrte sogleich mit Giovanni's Nichte nach Korfu zurück; er ist hier im Mai 1857 gestorben, nachdem Blaro schon 1842 ihm vorausgegangen war. (G. F. Hertzberg.)

KÄPOLNA bedeutet soviel als Kapelle; es gibt 12 Ortschaften dieses Namens in Ungarn, ferner 2 Älfi-Käpolna und 2 Besz-Käpolna in Siebenbürgen und noch mehrere Ortschaften, die dieses Epitheton führen. Es sind aber meistens unbedeutende Dörfer; einige berühmtheit erlangte das ungarische Dorf Käpolna, mit 1800 ungarischen und römisch-katholischen Einwohnern, welches zwischen Öhnygyös und Erlau im Hevescher Comitai am fließenden Tarna liegt, weil im Jahre 1849 am 26. und 27. Februar bei demselben und bei den benachbarten Ortschaften das erste große Gefecht der ungarischen Truppen gegen die österreichischen stattfand. Die Straße von Öhnygyös nach Erlau führt über die letzten südlichen Ausläufer des Matragebirges und erreicht bei Käpolna das fließende Tarna, welches in seinem Laufe von Nord nach Süd das Thal gleichen Namens bildend einige Tausend von hier in die große Heisebene tritt und bei Zäzberény in die Jägova mündet. Im Tarna-Thale liegen an beiden Ufern des fließenden, von Peter-

vásár in südlicher Richtung, die Drie Citof, Bepelét, Döbrö, Tetsfal, Käpolna, Kompost und Kä. Das Thal verengt sich bei Citof in einem Döflic, durch welches die Straße von Petervár führt, und zieht sich zwischen sandigen Abhängen über Käpolna gegen Kä. Die westliche Seite ist meist bewaldet, die südliche mit Feldern und Weingärten bedekt. Den Schlüssel zu dieser Linie bildet der von der Tarna umflossene Ort Käpolna. Diese Gegend, und zwar von Kä bis Citof, hatte sich Dembinski, der damalige Obercommandant der Ungarn, zur Vertheidigungsstellung erwählt, als die Oesterreicher unter Windischgräß Wiene machten, die Ungarn anzugreifen. Die ungarische Armee war von Erlau und Citof bis Füred an der Theis aufgestellt und zählte 36,000 Mann mit 136 Geschützen. Die ganze Kraft aber, welche am 26. Februar die Tarna-Linie von Citof bis Kä besetzt hielt, betrug bloß 17,000 Mann. Der linke Flügel der Oesterreicher unter Salkü bestand aus 13,000, das Centrum aus 11,000 und der rechte Flügel aus 15,000, im ganzen bestand also die österreichische Armee aus 39,000 Mann und zählte 147 Geschütze. Die Schlacht begann am 20. Februar um 2 Uhr nachmittags und dauerte bis in die früheste Nacht; am ersten Tage waren weder Dembinski noch Windischgräß am Kampfplatze erschienen, jener verweilte in Erlau, dieser in Öhnygyös. Dembinski entsprach durchaus nicht den Erwartungen, die man von seinem heldenmüthigen Heger: seinen fehlerhaften Dispositionen ist es zuzuschreiben, daß die Ungarn schon am ersten Tage im Nachtheil blieben, daß sie am zweiten Tage die Schlacht verloren und aus ihren Positionen verdrängt wurden trotz der Tapferkeit der einzelnen Bataillone. Der Verlust an den zwei Schladttagen mag wol auf beiden Seiten ziemlich gleich gewesen sein und 1200 Mann an Todten und Verwundeten betragen haben*), außerdem verloren die Ungarn gegen 600 Gefangene. Die momentane Wirkung der Schlacht war kaum fühlbar, die Oesterreicher wagten es nicht, die Ungarn auf ihrem Rückzuge zu belästigen und zu verfolgen; aber insofde des Siegesberichtes des Fürsten Windischgräß wurde in Olmütz das berühmte Manifest vom 4. März erlassen, welches über das Schicksal Ungarns voreilig verfügte und die ganze Verfassung desselben umstürzte. Das war ein großer politischer Fehler, der nur durch die im April erfolgte Unabhängigkeitserklärung von Seiten Kossuth's noch übertröten wurde. (J. Hunfalvy.)

KAPONNIÈRE, ein Bestandteil der Festungswerke, der zur rasenden Bestreichung der Gräben und als gesicherte Verbindung der Hauptumsfassung der Festungen mit den Außenwerken und dem Bedekten Wege dient. Der deutsche Auedruck Koffer entspricht dem fremden Worte, das Giusseppe Grassi in seinem Dictionario militare (Turin 1817) für Italien reklamirt, indem er meint, die Etymologie lasse sich auf den Zweck des Wortes

*) Der officielle Bericht über den Winterfeldzug in Ungarn gibt den Verlust der Oesterreicher mit 16 Offizieren und 386 Mann an. Derselben Bericht zufolge zählte die österreichische Armee bloß 18,696 Mann Infanterie und 2974 Mann Cavalierie.

zurückführen, das den Kopf (capo) eines jeden schützen sollte, der dasselbe zu passieren oder zu verteidigen hat, wobei er die Schreibart mit doppeltem *n* labelt. Früher wurden die Kaponniere meist durch glackartige Brustwehren gebildet, die nur nach einer Seite oder nach beiden Seiten aufgeworfen waren und hiernach einfache oder halbe und doppelte oder ganze Kaponniere genannt wurden. Chasseloup schlug statt der doppelten Kaponniere gemauerte, überwölbt und mit Erde bedeckte Gallerie vor, Gebohren wollte zur rasenden Grabenbefreiung Kaponniere verwenden, welche die Form gemauerter Blockhäuser hatten, Montalembert brachte in den eingehenden Winkeln seines Traversiersystems säfemattierte Werke an, die er ebenfalls Kaponniere nannte. Bei dem Polygonalsystem bilden die Kaponniere bombensichere, eingedekte, mit Gewehr- oder Geschüßscharren versehene Räume, welche quer über der Grabensohle angelegt werden, um eine sichere, vollkommen rasante Befreiung der letzteren zu gestatten. Dieselben können nur nach einer Seite oder nach beiden Seiten feuern und heißen danach halbe oder einfache, resp. ganze oder doppelte Kaponniere. Je nach ihrer Anlage an der äußeren oder inneren Grabenbefreiung werden sie Gescarpen- oder Contreescarpen-Kaponniere genannt. Die ersteren können vor der Spitze oder an den Schulterpunkten eines Werkes erbaut sein und erhalten danach die Bezeichnung von Saillant- oder Schulter-Kaponniere. Liegen Kaponniere an der Kehle eines Werkes, so legt man ihnen den Namen von Kehl-Kaponniere bei. Die Hauptgraben-Kaponniere liegen bei permanenten Einheiten vor der Mitte oder an den Ecken der Fronten und sind stets als doppelte zur Geschüßvertheidigung eingerichtete Gescarpen-Kaponniere erbaut. Die detaillierten Forts haben gewöhnlich vor der Spitze eine doppelte, für Geschüßvertheidigung bestimmte Saillant-Kaponniere und an den Schulterpunkten zwei einfache, mit Gewehrcharren durchbrochene Schulter-Kaponniere. Bei der Anlage aller gemauerten Kaponniere müssen Maßregeln getroffen werden, daß sie nicht in der Längeneichtung der Gräben frontal, selbst nicht durch indirectes Feuer getroffen werden können.

(v. Löbell.)

KAPOSVÁR, Comitatshauptort im ungarischen Comitat Somogy, am Rißischen Kapod, in einer anmuthigen, hügeligen und fruchtbaren Gegend; Sitz eines königl. Gerichtshofes, eines Bezirksgerichts und eines Steueramtes. Die Einwohner sind fast ausschließlich Ungarn und beschäftigen sich größtentheils mit Land- und Weinbau, ihre Anzahl beträgt nach der Zählung von 1880: 9571, davon sind 8705 Ungarn, 427 Deutsche, 7194 sind römisch-katholisch, 1792 Israeliten und 505 Calvinen. (I. Hunfalvy.)

KAPP (Johann) ist am 12. Dec. 1739 in Ober-Rogau geboren, Sohn des gleichnamigen Fuhr- und Handelsmanns und der Anna Margarethe Jendel aus Schwargenbach. Da er seinen Vater bereits im Januar 1740 verlor, übernahm die Mutter die Erziehung des Kindes, und als diese sich wieder mit einem Bauwirth in Hof verheiratet hatte, bot diese Stadt in ihren niederen Schulen

und seit 1749 im Gymnasium Gelegenheit zur Ausbildung. Aus Gehorsam gegen seine Mutter trat er 1753 in ein kaufmännisches Geschäft zu Nürnberg, aber die Liebe zu den Wissenschaften trat so entschieden hervor, daß er bereits nach 15 Wochen auf das Gymnasium in Hof zurückkehrte. Hier fand er an Longolius und Seidel vorzügliche Lehrer und machte so sichere Fortschritte, daß er am 8. März 1758 die Schule verlassen konnte. In Leipzig waren Grunius, Crusii, Stenler, Oeltter und Erdlig*) seine Lehrer. Reich unterrichtet konnte er vier Jahre auf der Universität bleiben, mußte aber, um den Landesgeiz zu genügen, doch 1762 nach Erlangen bejahren. Nach einem kurzen Hauslehrerleben in Aidt trat er am 2. Sept. 1765 die Stelle als vierter Lehrer am besten Gymnasium an, ward 1768 Tertius und 1775 Conrector. Schon 1774 hatte er von der philosophischen Facultät in Erlangen die Doctorwürde erlangt. Sein Schulamt legte er am 10. Dec. 1777 nieder, weil er als Schloßprediger und Professor der Theologie und Geschichte am Collegium Christiano-Ernestinum nach Baireuth berufen war: 1784 wurde er zugleich Confflorator und bei der die 1792 bauenden Curatel der Universität Erlangen Stiftensrath an derselben. Bei der Vertagung des Conffloriums nach Ansbach 1799 wurde er als Confflorator und Schloßprediger dahin beordert, aber schon 1801 kehrte er als Suprintendent nach Baireuth zurück, erlangte in demselben Jahre die theologische Doctorwürde und entfalten dann eine geeignete Wirksamkeit als vortrefflicher Lehrer und Kanzelredner bis zu seinem am 18. Aug. 1817 erfolgten Tode. Die Wissenschaft des Mannes erkennt man aus seinen Schriften, unter denen gerade die theologischen, abgesehen von einigen Predigten, Gyprian's Belehrung vom Papstthum (1769) und dem neuen Gesangbuch (1794), die geringere Zahl ausmachen. Auch die geographischen: Alphabetsches Verzeichniß aller Ortshafien im Fürstenthum Baiereuth (1793) und alle zum Herzogthum Württemberg gehörigen Ortshafien (1798), sind nur fleißige Sammlungen. Das historische Lebensbuch für die bairerische Jugend, welches er 1783 angefangen hatte, ist nicht erschienen. Wohl aber hat er über die Local- und Gelehrten-geschichte theils von Baiereuth, theils von Hof interessante kleine Schriften geliefert und zur Kirchengeschichte der Landes drei Beiträge über den Gregorianismus (1791—95) und über die Kirchenvisitation in den Jahren 1561—1564 (1796—99). Wichtigere sind seine pädagogischen und philologischen Arbeiten. Ersterer sind theils lateinisch, theils deutsche Schulprogramme, wie 1775 De diurnis commentariis meus, d. h. über Schuldiarier, 1776 un- 1777 Methodus certa signa ingenii nostri studiosaque artis inveniendi, 1778 Multa in Philanthropinis pro movis venditari, quae nova non sunt, 1779—80 ab eis tantum sei, die öffentlichen Schulprüfungen gänzlich abzuschaffen. 1783 und 1786 von den Mitteln zur Erweckung der Aufmerksamkeit bei der Jugend nach dem Vorbilde Jesu u. a. Seine philologischen Arbeiten beschränken sich auf die la-

*) Diefem hatte er im Namen seiner Committenten die Censulaturfchrift De vitis in argumentando obvia 1762 geschrieben.

leinische Literatur und zwar nur auf Prosaisker. Bemühungen um Herbeischaffung eines kritischen Materials darf man in jener Zeit nicht erwarten, Kapp begnügte sich, hier und da eine ältere Ausgabe zu vergleichen. Eigene Conjecturen finden sich selten, überall aber genaue Nachweisungen über die Parallelen und sorgfältige Wortregister. Kupper war ihm Harless in Erlangen, der ihn besonders begünstigte. Und so erschien 1772 in Hof Julius Obsequens de prodigiis mit den Anmerkungen von Scheller und Dubendorp, 1774 ebenfalls Pomponius Mela, eine Schulausgabe, welche 1781 wiederholt wurde. Als Harless 1774 den Repos von Stawern abdrucken ließ, fügte er außer seinen eigenen auch kurze kritische Bemerkungen Kapp's hinzu (1800 erschien eine editio altera et correctior). Dieser aber hatte bereits 1773 Observaciones criticae in Nepotem drucken lassen und diese ausführlichen Bemerkungen gab Harless in den Opuscula varii argumenti S. 458—469. 1782 folgte in Leipzig sein Hauptwerk Valerius Maximus cum varietate lectionis notisque perpetuis et iudicibus copiosis; es ist der Text von Torrenius, die Lesarten der Ausgaben (einer alten Ausgabe wird ohne Grund ein großer Werth beigelegt) und eine Auswahl aus den Anmerkungen der Vorgänger. Endlich in Leipzig 1788 Taciti Germania ex recensione et cum selectis observationibus hucusque anecdotis P. D. Longolii ex Ms. editis aus dem Nachlasse des 1779 verstorbenen hiesigen Rectors Longolius. Eine Ausgabe des Justin hatte er gleichfalls beabsichtigt.

Andr. Meyer, Nachrichten von den Schriftstellern in Anspach und Bairrut, S. 156—164; Gifencher, Geschichte Fürstenthum Bairrut, V, 11—19. Sein Bild ist von Hoff 1800 in Kupfer gestochen. (F. A. Eckstein.)

KAPP (Johann Christian) war am 18. Juli 1764 in Kirchleus geboren, Sohn des dortigen Pfarrers Johann Georg Kapp, der selbst den Unterricht leitete und wissenschaftlichen Trieb früh in dem Knaben weckte. 1779 bezog dieser das Gymnasium in Waireuth und fand in dem Hause seines Oheims Johann Kapp nicht bloß freundliche Aufnahme, sondern auch allseitige Förderung. 1783 bezog er die Universität Erlangen. Wenn er auch die theologischen Vorlesungen Pfeiffer's und Bayer's nicht vernachlässigte, so setzten ihn doch mehr die historischen Breyer's und Meusel's und vor allem die philologischen von Harless, der ihn als Lehrer seiner Kinder in sein Haus nahm. Das bereits 1777 errichtete philologische Seminar befestigte ihn in seinen humanistischen Neigungen; die Benutzung der reichen Bibliothekschätze führte ihn zu der Vergleichung mancher alten Ausgaben der alten Schriftsteller und zur Sammlung bibliographischer Nachrichten. Eine Probe solcher Studien gibt der Catalogus editionum in des Oheims Valerius Maximus 1782 und der geographische Index zu Miela (1781). Die Absicht, seine Studien in Leipzig fortzusetzen, verordnete eine schwere Erkankung an den Blättern, die ihn ein halbjahr in dem Hause der Aeltern zurückhielt. Nach seiner Genesung nahm er eine Handschreiberstelle in Waireuth an, erwarb am 26. April 1787 die philosophische

Doctorwürde, erhielt 1788 die Stelle des Tertius am Gymnasium in Hof und rückte 1791 in das Conrectorat auf. Feder starb er schon am 7. April 1793. Von seinen Schriften ist zuerst zu erwähnen Rutili Numantiani (benu dieser Name des Dichters galt damals noch allgemein) itinerarium 1786, nachdem er schon 1785 seinen Dheim mit einem specimen observationum criticarum in Rutil. Num. beglückwünscht hatte. Es ist der Text von Damus, für die Kritik wenig gethan, was bei der Uebersetzung weniger auffällig sein kann, die Erklärung verabsäumt. Wohl hat er von Kotter Anmerkungen hinzugefügt, aber diese beziehen sich nur auf die ersten 28 Verse. Harless hat eine epistola beigezeichnet. Von Fraenkbord's Schriften de praefectis urbi befragte er 1787 einen Abdruck. 1791 erschien Minucii Felicis Octavius (die Ausgabe 1794 hat nur einen neuen Titel erhalten), 1792 Aristoteles de mundo mit reichhaltigen kritischen und erklärenden Anmerkungen und einigen gelehrten Excursen, in deren erstem er die Schrift dem Aristoteles abspricht. Daß er sich auch mit dem Tragiker Seneca beschäftigt hat, zeigt das periculum criticum, welches er unter dem Vorhänge von Harless 1786 in Erlangen vertheidigt hat, und die Abhandlung über den Charakter der Medea (1789). Ein Schulprogramm (1792) behandelt den Zustand des hiesigen Gymnasiums im 16. Jahr. Die griechischen Mathematiker Nicomachus und Kleomedes wollte er herausgeben, aber der frühe Tod hat es verhindert.

Gifencher, Gelehrtes Fürstenthum Bairrut, V. 19—22. (F. A. Eckstein.)

KAPP (Johann Erhard) ist am 23. März 1696 in Ober-Kogau bei Hof im Voigtlande geboren, eines Fuhrmanns Sohn. Seine Vorbildung erhielt er seit 1706 in Hof; seine theologischen Studien machte er seit 1714 in Leipzig. Unter seinen Lehrern hatten den größten Einfluß Ehr. Fr. Börner, bei dem er exegetische und kirchengeschichtliche Vorlesungen hörte und Joh. Gottl. Carpov, der ihn in die neuestensamentlichen Schriften einführte und durch die von ihm in der Thomastraße gehaltenen Predigten Muster und Vorbild für ihn wurde. Wenn schon Börner durch den ihm gewortenen Zugang zu seiner Bibliothek auf die überwiegend bibliographische Richtung seiner Studien Einfluß hatte, so noch mehr der Historiker Joh. Burk. Wende, dessen Bibliothek noch reichere Schätze darbot und der auch zu journalistischer Thätigkeit und zu bestimmten gelehrten Arbeiten in den Nova litteraria ihm früh heranzog. So war er auch schon 1715 in das collegium historiae litterariae Walchianum eingetreten, in welchem man sich unter J. G. Walch's Leitung wöchentlich einmal zur Pflege der Gelehrtengeschichte vereinigte. Am 17. Febr. 1718 wurde er Wälfster, 1719 Mitglied des von Börner geleiteten collegium exegeticum practicum, blieb auch ferner in Carpov's collegium disputatorium, wurde am 16. März 1720 Mitglied

1) Die Erstausg. des Prediger-Collegiums (Sp. 1824) nach daraus Entzogen bei Paruth, wol Miessnerhändnis aus Oberkotzau-Baruthiensis.

des älteren Freidiger-Collegiums. Am 30. Dec. 1720 habilitirte er sich mit einer Disputation de nonnullis indulgentiarum quaestoribus seculis XV. et XVI. und mit diesen Untersuchungen über den Ablasshandel bingen auch die nächsten Schriften zusammen, wie 1720 „Schauplag des Teufelschen Ablassframes und des darüberströmenden Luifers“, 1721 Exercitatio in Ambrosii Altamurae elogium Joh. Tetzelii und Sammlung einiger zum päpstlichen Ablass überhaupt, insonderheit aber zu der zwischen Luther und Zewel hieron geführten Streitigkeiten gehörigen Streitchriften mit Einleitung und Anmerkungen, 1727—1733 kleine Radicle einiger größtentheils noch ungedruckten und zur Erläuterung der Reformationgeschichte nützlichen Urkunden (4 Hefte). Inzwischen hatte er am 14. März 1723 abermals pro loco disputirt de celeberrima Chrysostomi ad Caesarium epistola veritatis evangelicae contra pontificiorum transsubstantiationem insigni teste und war Professor der philosophischen Facultät geworden. Im October dieses Jahres schloß er sich auch dem collegium anthropologicum an, welches seit 1660 eifrig die Übung in lateinischer Poesie pflegte. Im April 1726 trat er als ein zu der bairischen Nation Gehöriger in das große Fürsten-Collegium und schrieb in demselben Jahre De Novi Foederis graeci latinismus merito et falso suspectis zum Reformationstage, wenn nicht der Respondent Dresse der Verfasser ist. 1727 erhielt er eine außerordentliche Professur der Brechsamkeit; zu der am 27. Dec. gehaltenen Antiristrede lud er ein durch das Programm De causis corruptae hoc aevo eloquentiae Romanae, in welchem er sich wesentlich an Tacitus' dialogue de oratoribus anschließt und nur Weniges über die modernen französischen Methodiker wie Rollin, Jouvenet, Gibert hinzufügt. Das Jubelfest des Augsburgerischen Bekenntnisses nahm ihn sehr in Anspruch; zunächst gab er Klein's Reden der Jubel-Oration de Augustiniana confessione von 1630 und die Jubelhistorie von 1630 für die Sächsischen Lande heraus, veröffentlichte die Jubel-Disputation de curiae Romanae solocismis circa reformationem Lutheri commissis merito suspectis, deren Verfasser der Respondent Thümmig war, hielt längere Zeit lectiones iubilares und wendete sich an alle Behörden mit der Bitte um Mittheilung der Festschriften, Kupferstücke und Medaillen, weil er eine ausführliche Beschreibung des Festes herauszugeben beabsichtigte. Zur Ausführung ist dieser Plan nicht gekommen.

1731 wurde er ordentlicher Professor der Brechsamkeit (Antiristrede Necessitas litterarum humaniorum in academiis diligentius excolendam commendanda) und damit erhielt er die Verpflichtung, in den verschiedenen Aemtern als Programmator, als Decan und als Procancelar die herkömmlichen Schriften zu verfassen. Schon ehe dies begann, erschien 1733 die dissertatio de Xiccone Polentino cancellario Patavino historiae litterariae in Italia instauratore, zu der ihm Herr von Schönberg handchristliches Material aus Italien gegeben hatte. Die Trienatsprogramme schloßen sich an seine geschichtlichen Studien an, so 1739 de scriptoribus historiae reformationis Lipsiensis mit der ziemlich fleinlichen und

bedeutlichen Verichtigung einiger Irrthümer Hofmann's in Birtenberg, aber auch mit dem lebhaftesten Interesse nach Benutzung der in den Archiven liegenden Documente, und in demselben Jahre historiam disputationis Lipsiensis a. 1519 institutae aliquatenus supplet mit dem von der theologischen Facultät ausgefertigten Zeugnisse Gf. f. 1746 comment. solocismus politico circa reformationem L. commissos ab anonymo Gallo observatos expendens; eber auf dem Gebiete der Universitätsgeschichte 1735 de origine doctorum theologiae et magistrorum artium horumque dignitate, 1747 comment. de procancellario facultatis philosophicae Lipsiensis, zu der die achtmässigen Belege genau benutzt sind, 1754 de Johannis a Breitenbach Icti scriptis quibusdam; eudlich auch aus der christlichen Archäologie, wie 1747 de proslolio utrum signum palmae tumulis christianorum adiectum certum martyrii sit signum necne. Auch die Denkschriften gehören hierher, wie der Panegyricus auf Wende, in der vom Coburg besorgten Ausgabe der dissertationes academicae (1734) abgedruckt, 1734 Oriben, 1736 Pastor Chr. Weiss, 1737 Schwager und Wagner, 1739 Pastor Schöp, Professor Lehmann, 1740 Evandicus Nollus und sofort eine ganze Reihe von Geistlichen und Professoren, wie Klausius, Joh. Jac. Platner, Jr. Meng und 1750 die memoria Romani Telleri, des jüngst verstorbenen Pastors zu St. Thomä und Preceptor. Das Rectorat hat er öfters bekleidet, so 1734 und 1746, wo unter ihm am 20. Sept. Lessing inscribed ist. Auf Kirchengeschichte bezieht sich 1745 die Sammlung einiger vertrauter Briefe in Beziehung auf Ausgleichung zwischen Lutheranern und Calvinisten; es sind Leibniz und Zabelnowsky, die er besonders betrautlicht. 1755 feierte er das Jubelfest des Religionsfriedens. Als 1749 Valentin Ernst Köcher gestorben war, übernahm Kapp die Redaction der „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen“ und führte dieselbe bis 1756. Tief war das Feld, auf welchem er am meisten bewandert war. Daneben geht eine andere Schriftstelleri, die er wol mehr das Verlangen der Buchhändler bestimmen gewesen sein mag. Ich meine damit zunächst die Verreden zu andern Schriften, wie 1723 zu Maria de Monte Muera Sanctiana, 1734 zu Gundling's Historie der Gelehrtheit, 1739 zu Hager's Buchdruckerkunst und Schriftsetzerei, 1740—45 zu Götner's Druckerkunst, 1744 zu Cicconii bibliotheca, 1745 zu Benzeli's syntagma dissertationum Lundinensium, 1746 zu Born's Schwammner aller theologischen Wissenschaften (auch besonders gedruckt), 1748 zu Saavedra's Gelehrten Republik, 1752 zu Erasmi epistulae selectae. Damit sind die Sammlungen von Schriften anderer und die Nachdrucke viel begehrter Bücher zu verbinden, die besonders in die erste Zeit seiner akademischen Wirksamkeit fallen. 1722 lief er erschienen Clarissimum virorum orationes selectae in 3 Bänden, 1728 folgten Paulini a Josepho orationes, die 1753 mit noch 12 andern Reden vermehrt wurden, 1728 Joann. Jensii purae et impurae latininitatis collectanea und die selectae et profanis scriptoribus historiae, eine

von Heuzet veranfaltete Ebrethomatbie, die noch jetzt in Frankreich benützt wird, 1750 Muretii orationes et epistolae, eine Erneuerung der zuerst 1672 von Jakob Thomas in Leipzig veranfalteten und öfter wiederholten Sammlung, 1724 Athanasii Schiadae arcaua bibliothecae Moscuensis sacra, 1741 M. J. Wehr, rerum Meelenburgicarum libri VIII, welchem Folianten er auch ein Leben des Verfassers hinzugefügt hat. Einiges hat er aus dem Italienischen (eine historia concilii Lateranensis 1731) und aus dem Französischen übersezt, so Iuvenel de Carleucas, Geschichte der schönen Wissenschaften (2 Bände 1749—1752). Am meisten wird noch jetzt benützt die 1722 erschienene Ausgabe einiger Schriften des Jesuiten François Vavassier (Vavassor), unter denen die Abhandlung de ludicra dictione von ermunderndem Weitschweifigkeit den Nachweis zu liefern versucht, daß das Burselste, das man damals bei den Franzosen in der Anwendung einer alterthümlichen Schreibart (siva Varot's) suchte, den Alten unbekant geblieben sei. Das Buch war seit 1685 selten geworden, deshalb glaubte Kapp es wiederholen zu müssen und stattete es mit gelehrten Vorreden und Anmerkungen aus, in denen man eine gute Kenntniß auch der französischen Literatur findet. Da er oft Gelegenheit nimmt, die Valinität des Jesuiten zu berichtigen, ist es erklärlich, daß er auch den Antibarbarus desselben hinzugefügt und erweitert hat, und darin allein besteht der Werth des Buches auch heute noch. Alle übrigen Inthaten, wie epistolae selectae von Balgac, Menagii et aliorum epistolae et poemata sind entbehrlich. Am 7. Febr. (auch 9. Febr. oder 7. März werden angegeben) 1756 ist der fleißige Mann gestorben als Senior der Bairischen Nation und Decembr der Universität. Seine reiche Bibliothek wurde 1758 versteigert. Sein Bildniß steht vor dem 195. Theil der deutschen Acta eruditorum.

Sein Sohn Christ. Gerhard Kapp, geb. 23. Jan. 1719, widmete sich der Medicin und war bis 1808 der gesuchte Arzt in Leipzig, dann zog er nach Dresden, wo seine einzige Tochter lebte, und starb am 30. Sept. 1824. (F. A. Eckstein.)

KAPPADOKIEN, seit der Verzeiit Name einer Landschaft im östlichen Kleinasien. In seiner weitestest Ausdehnung beziehet es das vom silischen Tauros, dem Gubbrat, dem Schwarzen Meere und dem Halys begrenzte Gebiet. Der größte Theil ist ein kahles, ebenes Plateau, das sich im Osten 3—4000, im Südwesten 2—3000 Fuß über den Meerespiegel erhebt, meist völlig baumlos, im Winter kalt und mit Schnee bedekt, im Sommer glühend heiß, jedoch selbst die Viehzucht nur schlecht gedeiht. Das einzige Product des Plateaus ist Salz. In seiner Mitte erhebt sich völlig isolirt die gewaltige Bergmasse des Argäos (jetzt Erdschiff, 11,000 Fuß über dem Meer), sonst durchziehen nur niedere Hügel- und schmale unsichbare Wasseradern das Land.

Fruchtbarer und gegliebeter ist der südöstliche Theil der Landschaft, der nach dem Gubbrat zu abfällt, das alte Melitene, jetzt das Sandsthal von Malasia. Dasselbe wird von dem übrigen Kappadokien durch die parallelen Höhenzüge getrennt, welche die Alten als die kappadokischen Anitaurus (mit dem syphianischen in Armenien nicht zu verwechseln) bezeichnen. Derselbe wird von dem Saros und seinen Nebenflüssen durchströmt, und zieht sich vom Hauptstod des Tauros nach Nord-Osten bis in die Nähe der Halysmündung. — Einen wesentlich andern Charakter trägt das rebenwalder und fruchtbare pontische Küstengebirge (s. Pontos). — Wen Flüsse sind in Kappadokien außer den genannten zu erwähnen der Halys, s. Kyzyl Armat, „der rothgelbe Fluß“, der größte Strom Kleinasien's, der in den kleinarmenischen Gebirgen (s. *Aqueviov oboios, Herod. I. 72*) entspringt und in laugem Bogen das Hochplateau durchzieht, dann die Küstengebirge durchbricht, und nach einem Laufe von 140 Meilen nur 40 Meilen von seiner Quelle entfernt mündet. Weber der Halys noch der ihm fast völlig parallel fließende Tiris (jetzt Kil Armat) sind schiffbar, letzterer besigt in dem durch eine reiche Ebene zwischen den Küstengebirgen hindrömenden Lykos einen weit wasserreicheren Nebenfluß. — Vergl. *Strabo lib. XII; Ritter, Erdkunde, XVIII, XIX. Tschitachoff, l'Asie Mineure* und die Reisenwerke von Hamilton, Anstworth u. a.

Weber Ethnographie, Religion, älteste Geschichte ist der Artikel Kleinasien zu vergleichen. Einige Punkte sind auch in meiner „Geschichte von Pontos“ 1879 ausgeführt.

Etwa im 13. Jahrhundert v. Chr. hat, so scheint es, der in Syrien ansässige Volksstamm der Geta (Hethiter) wie ganz Kleinasien so auch Kappadokien erobert. Ihnen gehören die ältesten Monumente des Landes an, die Trümmer eines Palastes bei Hüf (zwischen Tschorum und Yggat) und südlich davon die räthselhaftesten Felsenculpulturen von Boghazkioi (zuerst von Texier. Descr. de l'Asie mineure, am besten von Verrot, Explor. de la Bithynie publicit). Als dann die Ägypter Armenien und Syrien unterwarfen, finden wir im ganzen Gebiete Kappadokiens die Stämme der Tabal, bei denen Salmanaßar IV. einmal 24 Flüsse erwähnt — sie werden wiederholt als die nördlichen Nachbarn der Assier (Hilakku) bezeichnet —; nordöstlich von ihnen (also etwa am obern Halys und Gubbrat) sitzen die Mußli (vergl. Schrader, Keilschr. und Geschichtsforschung 155 fg.). Beide Völker werden seit Gedeh (vgl. Etabe, Ueber Japan, Gießen 1880, Progr. S. 5 fg.; Wen. 10, 5) ist von Gedeh abhängig) bei den jüdischen Schriftstellern mehrfach genannt als ferne Nordvölker, mit denen die Ägypter Handel trieben. Bei den Griechen finden wir die Namen in der Form *Τίβαροι* (*Hekst. fr. 193; Τίβαροι*) und *Μάδοροι* wieder. Doch sind sie hier auf die Bewohner der pontischen Küstengebirge beschränkt, zu deren Hauptstämmen beide gehören; nur von den Tabarern wird bei *Cic. ad fam. 15, 4* ein verstrengter Rest in den silischen Gebirgen erwähnt.

Daß die assyrischen Könige jemals bis ans Schwarze

2) Eisenacher, Gelehrtes Juchentum Baicru, V, 22—34; Saxii Onomast. liter. VI, 328. 705.

Meer vorgezogen seien, scheint monumental nicht nachweisbar. Dagegen haften bei den Griechen an dem östlichen Küstengebiet des Pontos, vor allem aber an der Gegend von Sinope, bis in späte Zeiten der Name *Ασσυρία* oder *Σινωπία* (s. vor allem Kildsch, *Ασσυρία*, *Σινωπία*, *Σινώπις* im „Hermes“ V.). Die Bewohner Kappadokiens nennen sie *Συρρ*, wofür später zur Unterscheidung von den Karamern der Name „weiße Syrrer“ *Λευκωσυροι* eingeführt wird. Wie diese Namen zu erklären sind, ist noch nicht klar; schwierig aber beruhen sie auf ethnographischen Verhältnissen. Daß Völkerveränderungen stattgefunden haben, ist nicht unwahrscheinlich; vor allem wird der Einfall der Kimmerer (assy. Gimirai, hebr. *γμ*) in Kleinasien dabei mitgewirkt haben, und vielleicht ist es von Bedeutung, daß die Armenier das Land Kappadokien auch *Σαμιρ* nennen (Kiepert, *Ver. Berl. Kl.* 1859, 205; de Lagarde, *Ges. Abhandl.* 254).

Nach dem Falle Ninives stand Kappadokien unter medischer Herrschaft. Doch muß damals der Südboten, die Landschaften Kataonien zu beiden Seiten des Antiaturos und Melitene am Euphrat, die frühesten Kilikien gekommen sein. Dieses ganze Gebiet wird daher in der Persezeit zu Kilikien gerechnet (*Her. I.* 72; V, 52) und die Landschaft am Argäos mit der Hauptstadt *Μαζατα* bezieht bis in die spätesten Zeiten den Namen *Κιλικία*. Daher bemerkt *Strabo* XII, 1, 2, die Alten (d. h. die Schriftsteller vor Alexander) hätten die Kataoner als ein besonderes Volk gerechnet, obwohl zwischen ihnen und den übrigen Kappadokern in Sprache und Sitte kein Unterschied sei. Auch daß von den beiden Tempeln der großen kappadokischen Göttin, die den Namen Komana führen, der eine am Iris, der andere in Kataonien am Saros liegt, weist darauf hin, daß von einem nationalen Unterschiede hier nicht die Rede sein kann.

Unter den Persern kommt zuerst der Name Kappadokien, altpers. *Kapradukia*, vor, den Herodot I, 72; V, 49; VII, 72 den Griechen, welche die Bevölkerung *Σινωπι* nannten, noch erklären muß. Hoher der Name stammt, ob er alt und einheimisch ist und nur zufällig jetzt zuerst erwähnt wird, ob er das Eindringen einer neuen Nationalität bezeichnet, oder ob nur ein neuer Name an die Stelle des alten (Tibarenen) tritt, ist nicht zu entscheiden. Ihrer Nationalität nach sind die Kappadoker wahrscheinlich Inbogermanen; wenigstens weisen die zahlreichen Ortsnamen auf -*assos* (-*issos*) und die durchgehende Bildung der kappadokischen Landschaftsnamen aus nicht erhalten, von Worten nur zwei Klassen: *νυξ*, *βελμα* (Heiligtum) und das Wort *μάλω* s. Lagarde, *Ges. Abh.* 263.

Die Religion der Kappadoker scheint mit der der West-Kleinasien eng verwandt. Wir finden einen Himmelsgott, der in Tyana den Namen *Σαββαμαϊος* führt (*Philost.* Vit. Ap. Tyana, I, 6), den Melike auch bei *Strabo* XII, 2, 6 für *Διός Σαυαίου* der Hauptstätten angeeignet hat. Er ist der Schirmherr des Gides, der durch das Wasser seines heiligen Duells die

Weinridigen erludert, weshalb Philostratos den Namen mit *Ζεύς Όρνυς* wiedergibt.

Andere Zeusheiligthümer werden erwähnt zu Benaja, mit zahlreichen Hieroboten (*Strabo* XII, 2, 5), und in dem jedenfalls ursprünglich kappadokischen Tarsa (ib. 5, 2); eins der erwähnten wird mit dem bei *Diodor*, XXII, 34 erwähnten Zeusheiligthum am *ὄρος Αρμάδης*; einem alten Ayl mit reichem Tempelbau, gemein für. Neben Zeus steht ein Sonnengott Apollo *Καράων*, der in Kataonien und im ganzen übrigen Lande verehrt wird (*Strabo* XII, 2, 5), ein Mondgott mit dem persischen Beinamen *Μην Ουανύκων*, der in Amicia in Pontos sein großes Heiligthum besitz (ib. 3, 31). Am bekanntesten aber ist die große Naturgöttin, die, wie bei den West-Kleinasien, den Namen Ma „Mutter“ führt und vor allem in den beiden Komana verehrt wird. Die Göttin wird mit wilden Orgien gefeiert, bei denen die Priester und Verehrer sich mit geschlammtem Schwanz selbst zerfleischen — deshalb nennen die Griechen sie *Συνο*, die Römer *Bellona*. Genso gut geben sich die zu Ehren aber die heiligen Weiber preis; und die gewal im Jahre stattfindenden Processionen (*ἑσόδω*) der Göttin werden mit rauschenden Festen gefeiert. Die hellenistische Sage erklärt die Göttin für die Artemis taurotopos, deren Cult Drexler nach Komana getrieben habe; der Dtr selbst verbanke seinen Namen den Umstände, daß er hier sein in der Trauer lang gewachsen Haar ablegte. Auch mit Celene und Athene wie die Göttin bei *Plut.* Sulla 9 identifiziert; entspricht die *Αρτε* die in römischen Inschriften so häufige *Minerva Berynthia*? In späterer Zeit ist der Cultus zunächst durch Sulla nach Rom gekommen und hat sich dann in der Kaiserzeit mit den übrigen orgiastischen Dämonen weit verbreitet. (*Strabo* XII, 2, 3; 3, 32, 36; 8, 9. *Plut.* Sulla, 9. *Caes. Bell. Alex.* 66. *Tibull.* I, 6. *Lactant.* I, 2. *Tertullian.* Apol. 9 cet. *Drexl.* insc. No. 1903, vergl. 2316—18 u. a.). Endlich ist hier ein *Ιης ἄρζυρε* einer Grabinschrift von Amasia zu erwähnen: Perrot, *Explor.* 372.

Neben den einheimischen haben sich persische Götter weit verbreitet, wobei der Umstand, daß bis auf die Römerzeit persische Dynastien im Lande herrschten, mitgewirkt haben mag. Persische Feueraltäre und „Feuer aufsteckende“ Magier (*αυράδα*) fanden sich überall (*Strabo* XV, 3, 15). Zu Jera haben die persischen Götter Anaitis (Anahita) Omanos (Vohumano?) und Anabates (unbek.) ein großes Heiligthum, in dem man sich das mit dem Anaitiscult überall verbundene Feuerwesen der Saken (vielleicht ein Fest der Winterferien) weiß, da um diese Zeit noch jetzt eine große Wüste in Zille gefeiert wird: Perrot, *Explor.* 378) gefeiert wird. An dasselbe knüpft dann eine — historisch natürlich wertlose — Erzählung, es verbanke seinen Urmutter der Vernichtung der Saken, die in das Land eingedrungen seien. Ueber die Saken s. *Berosos* fr. p. 3. Müller: *Strabo* XI, 8, 4, 5 (wo in der zweiten Erzählung *Herod.* I, 211 benutzt ist), XII, 3, 37; vergl. XI, 14, 16;

XV, 3, 15. — Von Kappadokien aus verbreiten sich die persischen Gulte dann über das westliche Kleinasien (*Pausan. V, 27. Tac. Ann. III, 62. C. J. gr. 3424; daher Haseh.: Μέγιστος ἰ Ζεύς ἄγαθὸς Φοῦς*, womit natürlich das persische Mazda, sein einheimischer Gott gemeint ist) und schließlich über die ganze hellenistisch-römische Welt. — In Verbindung mit der Religion sind auch die parthischen Monatsnamen, und zwar nicht die zur Achämenidenzeit üblichen, sondern die späteren, auf der parthischen Religion beruhenden, nach Kappadokien gekommen (vgl. Zeller, *Chronol. I, 441*; Benfey und Stern, *Monatsnamen 77*; v. Gutschmid, *Das römische Jahr, Ver. sächs. Ges. d. W. 1863*), die aber nicht mit de Lagarde (*Ges. Abh. 258 fg.*) als Zeugnisse der kappadokischen Sprache betrachtet werden dürfen.

Eine höhere Cultur haben die Kappadoker nie entwickelt. Die Masse der Bevölkerung scheint dem Adel überlassen gewesen zu sein, namentlich zu den Tempeln überrichten zahlreiche Hörige. Die zahlreichen Burgen des Landes mögen gleichfalls zum Theil Adelschlösser gewesen sein. Die Bauern wohnten in Dörfern, zum Theil aber beträchtlichen Umfangs (daher bei Strabo *καυότολις*). Eigentliche Städte mit selbständiger Communalverwaltung (griech. *πόλις*) gab es nur ganz vereinzelt. Strabo kennt nur Tyana (*Xen. Anab. I, 2, 20 Λάνα*) und Mazasa, wozu in *Ποντος* Amasia am Iris hinzukommt; erst die Römer haben überall eine städtische Organisirung eingeführt.

Unter den Persern gehört Kappadokien — abgesehen von Kataonien (I. c.) — zur dritten kleinasiatischen Satrapie (Hauptstadt Phrygion), *Herod. III, 90*, und erscheint infolge dessen zum Beispiel als Bestandtheil der Satrapie des jüngeren Kyros (*Xen. Anab. I, 9, 7*). Die Satrapie zerfiel in mehrere Unterstatthalterkassen, deren eine das ganze westliche Kappadokien von Tyana bis Amisos umfaßt zu haben scheint (s. m. *Gesch. v. Pontos 26 fg.*). Derselben gehört der *ἄγιον Κακκαδοζίας* an, welche nach Theopomp bei *Strabo XII, 3, 14* Amisos (neu-)gegründet haben soll, ferner, wenn die Angabe überhaupt historisches Verth hat, der von *Ktesios Pers. 16* während Darios' Sythienfeldzug genannte Ariaramnes, Satrap von Kappadokien. Aus späterer Zeit gehören hierher Mitradates im Jahre 401 (*Xen. Anab. VII, 8, 25*), Kamisares und sein Sohn Datames (*Nep. Datam. I. Diad. XV, 91 u. a.*), dessen Empörung gegen den Großkönig bekannt ist (*Herodot. ver. 358*), zu Alexander's Zeit Mitrebunagos *δὲ τῶν Κακκαδοκῶν Ἐταρος*, der am Granios fiel (*Arr. I, 16, 3*). Zu dem zu Kilikien gehörigen Kataonien finden wir zu Datames' Zeit einen Hyparchen Nisios (*Nepos, Dat. 4*).

Plato (*De leg. III, 695 c*) berichtet, als Darios mit Hilfe seiner sechs Mitverschworenen die Herrschaft gewonnen, habe er das Perserreich in sieben Theile getheilt und jedem einen zugewiesen, „wovon sich geringe Spuren noch bis in die Gegenwart erhalten haben“. Daran ist so viel richtig, daß die Stammeshäupter in den Provinzen einen bedeutenden und vielfach kriegerischen

Einfluß erblich zugewiesen erhielten; so gehörte dem Geschlecht, aus dem später die pontischen Könige hervorgingen, die Stadt Kios. Die Hyparchen scheinen in Armenien mächtig gewesen zu sein (vergl. *Strabo XI, 14, 15*), und das Geschlecht des Satrapen (Utanna, bei *Ktes. Anaphas*) besaß einen Theil des nordöstlichen Kappadokiens, dessen Hauptstadt wahrscheinlich Gajura am Iris (*καλιον βαλιουρ, Strabo XII, 3, 15*) war. Aus diesem Geschlecht sind die späteren Könige Kappadokiens hervorgegangen, und es ist daher sehr begründet, daß die Geschichte des Hauses der Diadonen während der Perserzeit, um das spätere Königthum zu legitimiren, stark entstellt ist, wie ähnlich bei den pontischen Königen. Die officielle Version (*ἱστοριαν λαοῦς οὐκ ἴσταν Κακκαδοκίας* cet.) der späteren Zeit hat Photios in seinen Auszügen aus Diodor (*XXXI, 19* Dinbors) bewahrt. Hier wird das Geschlecht aus einem angeblichen kappadokischen Urfönig Pharnakes juridischgeführt, der mit Kyros' Schwester Atossa einen Sohn Gallos (?), den Megrosvater (?) des Anaphas-Dianes, gezeugt habe. Letzterem sei von Darios die Herrschaft über Kappadokien steuerfrei übergeben worden. Ebenso unhistorisch ist der weitere Stammbaum, in dem zum Beispiel der oben erwähnte Datames zum Enkel des Anaphas gemacht wird, während er in Wirklichkeit mindestens zwei Generationen später anzusehen war und überdies aus sarkischem Geschlecht stammte. Historischen Boden gewinnen wir hauptsächlich mit einem Ariarathes, der sich bei Artaxerges' III. ägyptischer Expedition ausgezeichnet haben soll. Sein gleichnamiger Sohn ist dann zu Alexander's Zeit im Besitze des väterlichen Erbes; er erscheint vielleicht als Führer der Kappadoker bei Artabes unter dem Namen Ariakes (*Arr. III, 8, 5*). Alexander hat sein Gebiet nicht berührt, und während er fern im Osten kämpfte, dehnte Ariarath seine Macht bedeutend aus; die griechischen Küstenstädte von Trapezus bis Sinope schloßen unter seiner Herrschaft gestanden zu haben. Wir besitzen von ihm Münzen mit Legendens in der zur Perserzeit in Kleinasien weit verbreiteten aramäischen Sprache und Schrift, die theils die Typen von Sinope tragen (Ader und Delybin), theils ein sphenoides Götterbild mit der Legende (?) *ΑΡΙΑΘΑΣ*, d. i. Ba'al (= Ζεύς) von Gajura (??) aufweisen, der Name des Fürsten ist *ΑΡΙΑΘΑΣ*, Ariarath, geschrieben (s. *Waddington, Rev. numism. 1861, S. 3*; Brandis, *Münz, Maß und Gewichtshöfen, S. 427*; *H. Droyen's Ansicht*, die Münzen gehörten einem späteren Ariarath an [*Zeitschr. für Numism. II, 316*] scheint ganz unhaltbar).

Nach Alexander's Tode zogen bekanntlich Perdikkas und Antiochos zur Eroberung Kappadokiens aus; der zwölftägige Ariarath wurde gefangen und bingerichtet, sein gleichnamiger Sohn entkam nach Armenien (*Diad. XVIII, 16; XXXI, 19. Luc. Macrob. 13 u. f. w.*). Nach Antiochos' Sturz kam Kappadokien an Antiochos (*Diad. XVIII, 39. App. Mithr. 8*), dann crebret es Antiochos 315 (*Diad. XIX, 57—60*). Unter seiner Herrschaft blieb es, bis die im Jahre 302 gegen ihn geschlossene Coalition des Seleukos, Ptolemaios, Lykymachos

und Kassander zur Entstehung einheimischer Staaten die Gelegenheit bot. Mithradates, der Sohn eines von Antigonos ernannten Fürsten von Kios, bewährte sich der Herse Kimiata in Paphlagonien und unterwarf von hier aus die Küstenlandschaften zu beiden Seiten des Halses; es ist der Gründer des Reiches „Kappadokien am Pontos“; das später fälschlich Pontos genannt wird (s. d.). Gleichzeitig führte Ariarathes, von dem (Klein-)armenischen Dynasten Ardoates unterstützt, in seine väterlichen Besitzungen zurück (*Diod.* XXXI, 19). Auch das Reich der Spharanden in Armenien, das bis auf Antiochos den Oxyden besaß, dürfte um diese Zeit entstanden sein. Als dann durch die Schlacht bei Zypos 301 dem Pyrrhos das westliche Kleinasien, dem Seleukos das gesammte übrige Reich des Antigonos zufiel, wurden die neuen Staaten, wenn auch keineswegs offiziell anerkannt, so doch nicht weiter angegriffen; zwanzig Jahre herrschte fast völliger Friede in Asien.

Ariarathes I. war zunächst nur im Besitz der Landschaften am oberen Hals — etwa Kaviansene und Sargaraufene. Das Königreich mit Galatia, Komana, Amasia gehörte zum neuen Reich des Mithradates, das südwestliche Kappadokien (*ἡ Σελευκῶν λεγομένη, App. Syr.* 55), d. h. vor allem Tyana, und ebenso zwei selbstobne Kataonen mit Melitene, gehörten dem Seleukos, der hier eine Stadt Amarna Dama gegründet haben soll (*Plin.* V, 127; vergl. Droyen, *Hellenismus* III, 2, 265). Als dann Seleukos dem Pyrrhos das besiegte hatte (282) und nach Europa hinübergehen wollte, gleichzeitig aber, so scheint es, Ansprüche auf die Herrschaft über ganz Kleinasien erhob — speziell wird von Angriffen auf Trastria und Bithynien berichtet — scheint Ariarathes sich zur Wehr gesetzt zu haben. Eine vereinzelte Notiz berichtet, daß Seleukos' Truppen in Kappadokien besiegte seien (ut Seleucus amissis in Cappadocia cum Diodoro copias interfectus est, *Trog. prol.* 17), und nach *Strabo* XII, 1, 2 eroberte Ariarathes I. Kataonen. Jedenfalls ermöglichten ihm die nach Seleukos' Ermordung (281) ausgebrochenen Wirren, das Land südlich vom Hals dauernd zu behaupten, sein Reich bis an den flüßlichen Taurus auszuweiten. Vielleicht erstreckte sich dasselbe auch über den Euphrat; nach *Strabo* XI, 14, 5 gehörte die armenische Landschaft Arsilene „und das Land am (sophenischen) Antitaurus“ vor 190 v. Chr. den Kataonern (?), und jedenfalls war die wichtige Feste Tomisa gegenüber von Melitene kappadokisch (*Strabo* XII, 2, 1). — Das eigentliche Kappadokien zerfiel unter den Königen in 10 Provinzen (*επαρχιας*), deren Verzeichniß *Strabo* XII, 1, 4 gegeben hat. An ihrer Spitze stehen die *Pol.* XXXI, 17 = *Diod.* XXXI, 21 erwähnten *ἡγεμόνες*.

Von der Geschichte des kappadokischen Reiches im 3. Jahrhundert erfahren wir sehr wenig. Unzweifelhaft hat es, wie ganz Kleinasien, auch unter den Au-

griffen der Galater zu leiden, von denen sich der Tromer östlich vom Hals um Tavia auf altkappadokischem Grundt ansiedelten. Ariarathes' I. Sohn, Ariamenes oder Ariaramenes, wurde um 259, so scheint es, von den Seleukiden anerkannt — von hier an datirt eine Notiz bei Eusebios (p. 52:) die Selbstständigkeit Kappadokiens (v. Gutschmid, *Vit. Centr.* 1880, S. 869). Ariamenes vermählte seinen später zum Mitregenten erhobenen Sohn Ariarathes II. mit einer Tochter des Antiochos Theos (regierte 262—247; *Euseb.* I, p. 251, *Schöne*) und spielt dann im Bruderhrieg zwischen Seleukos Kallinikos und Antiochos Hierax eine Rolle, indem er letzteren, der zu ihm geflüchtet war, seinem Bruder ausliefern will (um 235; *Justin.* XXVII, 3 und *Trog. prol.*). Dem Ariamenes möchte ich die von Friedländer, *Zeitschr. für Numism.* IV, 265 publicirte Münze mit der Legende *APIAPAMNOS* zuweisen, dem Ariarathes II. die ältesten Münzen mit der Legende *ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΑΡΙΑΡΑΘΟΣ* (ib. 270 fg.; *Borell*, *Nom. Chron.* New Ser. II). Unter ihm findet sich zuerst eine Athene als Münztypus, unter seinen Nachfolgern ist Athene Nikephoros durchweg das Zeichen der Kappadokischen Könige. — Ariarathes II. ist früh gestorben; ihm folgt sein noch unmündiger Sohn²⁾ Ariarathes III. Eusebios (221—163; *Pol.* IV, 2, 8; *Diod.* XXXI, 19). Im Jahre 193 wird derselbe von Antiochos III. zum Bundesgenossen gegen Rom geworden und vermählt sich mit dessen Tochter Antiochia. Für die Unterjochung des Evrerfönigs hat er nach den Friedenspräliminaten 600 Talente zu zahlen, die später, vor allem durch die Vermittelung des Gummens, der Ariarathes' Schwager Stratoniak geschirmt hatte, auf die Hälfte herabgesetzt wurden. Seitdem ist der kappadokische König ein getreuer Bundesgenosse der Pergamener und der Römer, denen er schon bei der Expedition des Sulla gegen die Galater 189 v. Chr. Zuzug leistete (*Liv.* 38, 26) und die er im Perseukerriege seiner Erbgenossen verpfändete. Als er im Jahre 182 vom König Pharnakes von Pontos mit Krieg überzogen wird, leistet ihm Gummens Hülfe und es entspinnt sich ein vierjähriger Krieg, in den alle kleinasiatischen Staaten hineingezogen werden. Wieder und wieder wird die Vermittelung des Cnaeus angegangen; schließlich im Jahre 179 gelingt es, Pharnakes zum Frieden zu zwingen. Eine neue Gefahr brachten im Jahre 164 die trosmischen Galater, die auf Kosten der Kappadokier sich ausbreiten wollten, indessen nichts ausrichten konnten und nun in Rom durch Beschwerden etwas zu erlangen hofften, in dessen, wie es scheint, ohne Erfolg (*Pol.* XXXI, 13). Dagegen verlor Ariarathes seine armenischen Besitzungen an die dort nach 190 v. Chr. neu entstandenen Königsreiche Großarmenien (unter Artaxias) und Sophene (unter Zariadris) — ein dritter armenischer Staat war das

2) Bei *Justin.* XXIX, 1: Cappadociae regnum Ariarathi pueri admodum patre ipse tradiderat sub Ariarathis II. sub III. zu Cener Verion verhältnissen, anders v. Gutschmid. *Aben. Byzanz* XXXVII, 549; Rehtnützich findet sich bekanntlich bei Julius sehr häufig.

1) Myrian's Angabe, Mithradates habe Pontos und Kappadokien beherrscht, der letzte Satz ist späteren Ursprungs (*Mithr.* 9), beruht auf einem Miverständniß; s. *Wesl.* von Pontos S. 37.

westlich vom Euphrat gelegene, unter persischer Oberhoheit stehende Kleinasien; — die Festung Tomisa wurde an den Ispahanischen Fürsten für 100 Tal. verkauft (*Strabo* XI, 14, 3. XII, 2, 1).

Im Jahre 163 starb Ariarathes III. (*Pol.* XXXI, 14. *Liv.* epit. 46). Er hatte lange keine Kinder gehabt, und seine Gemahlin deshalb zwei fremde Kinder, Ariarathes und Drophernes (so auf i. Münzen; bei den Schriftstellern auch Sotophranes), untergeschoben. Als sie dann einen Sohn (urspr. Mithradates, später Ariarathes genannt) gebar, erndete sie dem Könige den Betrag, und die untergeschobenen Bräutigam wurden der eine nach Rom (172 v. Chr.: *Liv.* 42, 19), Drophernes nach Jonien geschickt. Der wahre Sohn, dem der Vater schon bei Lebzeiten die Herrschaft hatte abtreten wollen — daher nennt derselbe sich Ariarathes (IV.) Eusebes Philopator — folgte zunächst unbestritten. Seine erste Handlung war, sich der Freundschaft des Senats zu vergewissern, das jedoch mit Rom zu erwarren und den Leichnam seiner Mutter, die bei den nach Antiochens Emporköm Tod (164) in Syrien ausgebrochenen Wirren ermordet worden war, aus Antiochia zurückzugewinnen (*Pol.* XXXI, 14, 17. *Diod.* XXXI, 19, 21. *Liv.* Ep. 46). Einen Angriff des syrischen Satrapen Ptolemaos von Kommagene, der sich selbstständig gemacht hatte, schlug er zurück, den Nachfolger des Zariabris von Syrien, Mithrobuzanes, schickte er gegen die Angriffe des Artavas von Sogdarien (*Diod.* XXXI, 19, 22. *Pol.* XXXI, 17, 5). Als dann im Jahre 162 Demetrios I. sich des syrischen Thrones bemächtigte und Rom ihm zunächst die Anerkennung verweigerte, trat Ariarathes mit Entschiedenheit gegen ihn auf und versetzte ihm die angetragene Versöhnung (*Pol.* XXXII, 3, 5. *Diod.* XXXI, 29). Die Folge war, daß Demetrios, sobald er sich auf dem Throne besetzt hatte, den Drophernes als Präsidenten aufstellte und Ariarathes verjagte — wofür er sich von dem neuen König 1000 Talente versprechen ließ (158 v. Chr.). Ariarathes fand Unterstützung bei Eumenes, der zunächst in der Person des Alexandros Balas, eines angeblichen Sohnes des Antiochos IV., dem Demetrios einen Gegenpräsidenten aufstellte, der sich in Kilikien einen Ausgang gewann (*Diod.* XXXI, 32a). In dessen 157 v. Chr. starb Eumenes und sein Bruder und Nachfolger Antiochos II. wurde unmittelbar darauf von Antiochos II. von Bithynien so heftig angegriffen, daß er zunächst nicht helfen konnte (*Pol.* XXXII, 22, 27). In Rom aber, wiewohl sich alte Parteien wandten, ließ man die günstige Gelegenheit zur Schwächung Kappadokiens nicht vorübergehen; der Senat beschloß, beide Brüder sollten gemeinsam regieren (*App. Syr.* 47, bedingt bei *Liv. Epit.* 47). Indessen Drophernes machte sich in Kappadokien durch seine Oppressungen und Mordthaten so verhaßt, daß es dem Ariarath gelang, das ganze Reich wiederzugewinnen (156 v. Chr.); *Pol.* XXXII, 22, 24, 25. *Diod.* XXXI, 32—34. *App. Syr.* 48. *Trog. Prop.* 34. *Justin.* 35, 1. Münzen des Drophernes: *Newton*, *Numism. Chron. New Ser.* XI, 19 sq. — Häubel

des Ariarathes mit Briene über ein Depositum des Drophernes im Jahre 155: *Pol.* XXXIII, 6. *Diod.* XXXI, 32. *Newton* 1. c.)

Nach seiner Wiedererhebung unterthürte Ariarathes zusammen mit dem pontischen Könige Mithradates den Antiochos gegen Antiochos II. (155 v. Chr. *Pol.* XXXIII, 12). Ein Verbot des Demetrios, den Drophernes auf eine nach Kappadokien zu führen, schickte er daran, daß der König erwiderte, sein Wast habe inzwischen die Antiochener aufzuwiegen gesucht, und ihn insolge dessen gefangen setzte (*Justin.* 35, 1). Bald darauf erlag Demetrios dem jetzt von Antiochos, Ptolemaos und Ariarathes unterstützten Alexander Balas (151 v. Chr.). Für Kappadokien ist Ariarathes IV. Regierung epochenbildend; er ist dieser König, ein edler und hochbegabter Mann, der zum Beispiel mit dem Atabaterer Katurades in Briefwechsel stand (*Diog. Laert.* IV, 65) hat das Land der hellenischen Cultur geöffnet — wie Drophernes den ionischen Luzos einführte (*Diod.* XXXI, 19. *Pol.* XXXII, 25). Sein Vater mag schon damit begonnen haben, wenigstens hat er die Stadt Ariarathia gegründet (*Steph. Byz.*). Wichtiger ist, daß jetzt Lyana und Mazata hellenische Städteverfassung erhielten — in letzterem Orte gelten seitdem die Gesetze des Chorandatos (*Strabo* XI, 2, 9). Beide Städte werden dabei in Eusebia (am Tauros und am Argaios) umgetauft, doch wohl eher nach Ariarathes IV. Eusebes Philopator als nach seinem Vater; vergl. Droysen, *Gesch. d. Hellenen*, III, 2, 264.

Unsere Kenntnis der folgenden Zeit beruht ausschließlich auf *Justin.* 37, 1, 38, 1—7 und ziemlich zahlreichen Münzen — nach *Edhel*, *Bisconti*, *Mionnet* zusammengestellt von *Borell*, *Num. Chron. New Ser.* II, und dazu *Friedländer*, *Zeitschr. f. Num.* IV, 10, 270. Ich gebe den Abriß der Geschichte nach meiner Geschichte von Pontos, S. 89 sq., unter Berücksichtigung der Bemerkungen von v. *Gutschmid*, *Vit. Centr.* 1880, S. 869, die ich für richtig halte.

Ariarathes IV. leistete den Römern im Kriege gegen Antiochos Zugung (181 v. Chr.), fiel aber im Kampfe. Seinen Kindern überwiegen die Römer zur Belohnung die Insaonisch-kilikischen Grenzgebiete (im westlichsten wol den Westen von Garsaritis und Izanitis). Die fünf ältesten Söhne wurden inbeson von ihrer Mutter Laodice oder Nysa umgebracht, die dann im Namen des sechsten, noch unmündigen, Ariarathes V. Epiphanes, regierte, indessen bald vom Volke erschlagen wurde. Gegen Ariarathes V. hat Mithradates V. Euergetes Krieg geführt (*App. Mithr.* 10); um 112 v. Chr. wurde er, angeblich auf Anstiften des Mithradates VI., von dem vornehmen Kappadoker Gordios ermordet. Einem jungen Sohn Ariarathes VI. Philometor, für den die Mutter Laodice, eine Schwester des Mithradates IV., regierte, drängte sich Nifemetes II. von Bithynien als Stiefvater auf. Mithradates VI. verjagte denselben und ließ wenig später seinen Neffen bei einer Verhandlung im Angeicht belder Herrscher nieder (100/99). Daran machte er seinen achtjährigen Sohn zum König, der den Namen Ariarathes VII. Eusebes Philopator annahm,

später auch für einen Sohn des Ariarathes IV. ausgegeben wurde. Der Versuch eines Bruders des Ariarathes VI., den Fremdherrscher zu verdrängen, mißlang (um 95). Sept suchte Mithradates das Land ausser neue zu gewinnen; in den Verhandlungen, die vorher in Rom geführt wurden, entschied der Senat, Kappadokien solle frei sein (93 v. Chr.). Indessen der Adel verbat sich dies problematische Geschenk und bat um die Erlaubnis, einen König wählen zu dürfen. Die Wahl fiel auf Ariobarzanes; indessen Mithradat bedauerte, der vorher erwähnte Gortios habe die Majorität erlangt, und ließ ihn durch seinen Schwiegersohn Tigranes von Armenien auf den Thron setzen (92 v. Chr.). Da Schritt im Auftrage des Senats der Propätor von Kilikien, R. Enlia, ein, verjagte Gortios und die Armenier, und setzte Ariobarzanes auf den Thron. Indessen derselbe wurde ein zweites Mal im Jahre 91, und dann nach M. Ananias' Intervention wieder im Jahre 88 — beim Ausbruch des ersten mithradatischen Krieges — von dem pontischen König zu Gunsten des Ariarathes VIII. verjagt und kam in den dauernden Besitz seines Reiches erst, als Pompejus den Mithradates definitiv besiegt hatte und nun die Verhältnisse Afiens ordnete.

Das Haus des Ariobarzanes beherrschte durch drei Generationen Kappadokien als römischen Vasallenstaat, der durch Pompejus um Tomisa in Syphene und das von Kilikien bewohnte Gebiet von Kasabala und Kybrista nördlich vom Taurus erweitert wurde (*Appian. Mithr.* 105. *Strabo*, XII, 1, 4; 2, 1. 7 u. a.), im übrigen aber von jezt an in alle Particulargruppen der römischen Provinzen vertheilt blieb (Ariobarzanes I. *Philoromaios* 93 — ca. 59, Ariobarzanes II. *Philopator*, seit 63 Mitregent seines Vaters, ermordet 52; Ariobarzanes III. *Eusebes Philoromaios*, durch Cassius *Philadelphos* 42—36 v. Chr., vergl. C. J. Alt. III, 541—543; *Seneca*es erfahren wir namentlich aus *Cicero*, *Ad fam.* XV). Wegen des letzten König unterstützte Antonius schon im Jahre 41 den Prätorianer Sinesios (*App. Civ.* V, 7. *Strabo* XII, 2, 5); im Jahre 36 setzte er ihn ab und übertrug dem (Galb.) Bruder des letzteren, Artablaes, einen Theil des bekannten Herrthums des Mithradates VI., die Herrschaft. Derselbe wurde von Augustus befhätigt und noch mit dem rauen Kilikien besetzt, um hier dem Räuberwesen ein Ende zu machen (*Strabo* XIV, 5, 6 u. a.). Dieser König hat in Kappadokien die Stadt Artablaes gegründet. Im Alter wurde er geistlich und schwachsinntig, wozu Augustus ihm einen Praetor setzte (*Dio* 57, 17). Im Jahre 17 u. Chr. berief Tiberius ihn zur Verantwortung nach Rom, wo er starb. Darauf wurde Kappadokien in eine Provinz verwandelt (*Toe. Ann.* II, 42. *Strabo* XII, 1, 4 u. a.). Doch erscheint Artablaes' gleichnamiger Sohn noch im Jahre 36 u. Chr. als Herrscher in einem Theile Kilikiens (*Toe. Ann.* VI, 41. — *Bergl.* C. J. Att. III, 543—549. *Memmien*, *Ephem. epigr.* I, 276).

Seitdem ist Kappadokien bis auf die Selbstun-
zeiten römisch geblieben und in diesem fast tausendjährigen

Zeitraume allmählich völlig hellenisiert. Namentlich suchten die Römer hier wie überall das Städtewesen zu heben, wenn auch der Natur des Landes nach dies nur in weit geringerer Umfange möglich war als selbst in Pontos (vergl. *Ruhn*, *Stadt*, u. bürgerl. Verf. des röm. Reichs. II, 230 fg.). Im 2. Jahrhundert n. Chr. scheint man in den Städten schon allgemein griechisch gesprochen zu haben, freilich mit wenig correcter Aussprache (*Philostr.* *Vit. Apoll.* I, 8; *Vit. soph.* II, 13), und allmählich ist die einheimische Sprache völlig erloschen, zum Theil weit erst unter dem Einflusse des Christenthums. Freilich eine höhere griechische Cultur konnte sich im Lande nur wenig verbreiten; es ist charakteristisch, daß hier wie im innern Pontos im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Kleinasien die antiken Künste sehr unbedeutend sind und griechische Aufschriften nur in sehr geringer Anzahl vorkommen, noch dazu meist erst aus christlicher Zeit. — Ueber die Organisation der Provinz f. *Ruhn*, I, e. II, 144 fg.; *Marquardt*, *Röm. Staatsverwaltung* I, 207 fg.

Denkmäler des Alterthums hat Kappadokien nur wenige aufzuweisen. Außer den Ruinen von Nik und den Sculpturen von Bogazhisai (f. o.) sind namentlich mehrere Felsengräber, zum Theil aus griechischer Zeit, zu erwähnen, die ja überall in Kleinasien vorkommen (f. vor allem *Berret*, *Explor. de la Bithynie* etc.). Interessanter sind die zuerst von P. Lucas entdeckten, vielfach abgebildeten Troglodytenwohnungen, zahllose Kammern, welche in die eigenhüßlich gestalteten Felsfugen der Gegend von Urqu (westlich von Masata) eingehauen sind und als Wohnungen dienen. Derselben scheinen erst einer späteren Epoche anzugehören (Abbildungen bei *Treriz*, *Hamilton* u. a. *Bergl.* *H. D. Mertmann*, *Die Troglodyten in Kapp.*, *Ver. Münch. Abt.* 1861. II.).

Ältere Darstellungen der Geschichte Kappadokiens von *Freret*, *Mem. de l'Ac. des insc.* XIX; *Hifely*, *Disp. de historia Cappadociae*, 1833; *Clinton*, *Fast. hellen.* III, 429—438. (*Eduard Meyer*.)

Kappel, verschiedene Distschalten in Deutschland und in der Schweiz (Kappeler Krieg), f. Cappel.

Kappeln, Stadt an der Elbe, in der jetzigen preuss. Provinz *Schleswig-Holstein* (Kappeler Bistum), f. Cappel.

KAPPENMUSKEL. Der Kappenmuskel oder Mündstappennuskel (*Cuellaris*, *Trapezius*) ist der oberflächlichste Muskel in der Nacken- und Rückenenge. Er ist dreieckig gestaltet. Beide Muskeln zusammen haben aber eine schiefe, vierseitige Gestalt, indem sie in der Mittellinie, längs der Dornfortsätze, aneinanderstossen. Der Kappenmuskel entspringt vom innern Drittel der obern halbmondförmigen Linie des Hinterhauptbeines, vom Nackenbunde und von den Dornfortsätzen des 7. Halswirbels bis zum 12. Rückenwirbel hinab, sowie von den dazwischen befindlichen Epigenbändern. Die so entspringenden Fasern verlaufen convergirend gegen die Schulter hin und befestigen sich hier am äußern Drittel des Schlüsselbeines am innern Rande der Grätendeckel und an der obern Lippe der Schultergräte. Bisweilen reicht

der Ursprung des Muskels nicht bis zum letzten Rücken-
wirbel herab; höchst selten fehlt auch die vom Hinter-
hauptseine kommende Portion. — Der Muskel zieht die
Schulter nach oben und innen.

(F. W. Theile. — A. Winter.)

KAPSDORF oder Kapsdorf (ung. Kaposztalva), ein Marktflecken, mit 1566 größtentheils slowa-
kischen Einwohnern, im Zipfel Komitat Ungarns, in der
Nähe des Hernadflusses, an der Kaiserin-Überberg-
Bahn, nordwestlich von Igó oder Neudorf. Der Ort
gehört zu den sogenannten 24 zipfer Städten und war
ursprünglich von Deutschen bewohnt, die im Verlaufe
der Zeit sich slavisirten, sowie auch andere deutsche Orts-
schaften im Hernad- und Ropárdthal. Es befinden sich
dort Eisenwerke. Der nahe Berg heißt Schauberg oder
Zustuchtesen (Lapis resugiis). Als nämlich die Mongo-
len im Jahre 1241 auch die zipfer Städte verheerten,
flüchtete sich der „Sachsegraf“ Jordan mit den Stadt-
richtern und dem Volke des ganzen Gebiets an den von
zwei Bächen auf drei Seiten umflossenen waldigen Feld-
berg, besetzte ihn mit einer Ringmauer und baute
innerhalb derselben auch eine Kirche. Dort blieben sie
fast drei Jahre lang und hatten mit großer Noth zu
kämpfen. Nach dem Abzug der Mongolen erbaute sie
angeblich die Stadt Kuschau, den Schauberg aber
schenkte sie im Jahre 1290 zwei Karäuser-Mönchen,
die nun daselbst zu Ehren der heiligen Maria, Johannes
des Täufers und der heiligen Margarethe ein Kloster
errichteten. Vom Kloster sind nur noch die Grund-
mauern zu sehen, die Mauern der Kirche jedoch stehen
noch zum größten Theil; die Steine sind ohne Mörtel
nur mit Erde und Moos zusammengefügt. Südlich davon
sind Höhlen, die einst vielleicht Keller waren.

(J. Hunfalvy.)

KAPSEL heißt in der anatomischen Nomenclatur
gleichwie im gewöhnlichen Leben ein Theil, welcher eine
schadtel- oder futterartige Umhüllung bildet, mag nun
der betreffende Theil nur von der Kapselfläche umschlossen
werden, ohne mit ihr verwachsen zu sein, wie die Krystall-
linse des Auges von ihrer Linienkapselfläche, oder mag die
Umhüllung mit dem Umhüllten verwachsen sein, wie
dies mit der sogenannten Glissnischen Kapselfläche der Leber
der Fall ist. Im besondern werden aber die fibrösen
Theile, welche im Umfange von Knochen oder Knorpel-
gelenken vorkommen und die Gelenkhöhle oder vielmehr
die Synovialkapselfläche mehr oder weniger futterartig um-
geben, Kapseln genannt. Sind diese Kapseln dünn und
gleichsam nur zum Schutze der Synovialkapseln dienend,
so daß die Befestigung der zum Gelenk gehörigen Theile
durch besondere runde, bündelförmige Faserbänder bewirkt
wird, denn heißen sie Kapselbänder (ligamenta capsularia).
Bildet aber die fibröse Kapselfläche im ganzen Um-
fange des Gelenks eine gleichmäßige, ununterbrochene
Schicht, welche ebenso zum Schutze der Synovialkapsel
wie zur wirklichen Befestigung der Knochen dient, z. B.
jene im Wannengeteile und Schultergelenke des Men-
schen, dann wird sie eine Kapselhaut (membrana
capsularis) genannt. (F. W. Theile. — A. Winter.)

KAPSEL (capsula) bezeichnet in der beschreibenden
Botanik jede aus mehreren verwachsenen Fruchtblättern
gebildete, mehrsamige oder nur durch Festschlagen ein-
samige, in verschiedener Weise sich öffnende Trockenfrucht.
Hierdurch unterscheidet sie sich auch von der Balgkapfel,
welche nur aus einem Fruchtblatte gebildet ist und sich
nur in der Bauchnaht öffnet; man nennt deshalb diese
Fruchtart palender Balgfrucht (folliculus). Gewöhnlich
springt die Kapfel der Länge nach in Klappen auf, viel
seltener in der Quere mit einem Tadel (capsula oper-
culata s. circumscissa), z. B. bei *Hyoscyamus*, *Ana-
gallis*, *Plantago*, *Lecythis* u. a., ebenso öffnet sie sich
selten in Röhren oder Köchern. Sie ist außerdem wie
der Fruchtnoten, aus dem sie entspringt, ober-
oder unterständig und ein- oder mehr- oder vielzählig. In
eigenbüthiger Weise ist die von der scheibelebenden,
schiffbörmigen Narbe gekrönte Kapfel des Weibens (*Pa-
paver*) gebildet, bei welcher sich im Innern unvollständige
scheinbare Scheidewände finden, welche auf ihren beider
Seiten sehr zahlreiche, kleine Samen tragen. Diese
scheinbaren, aber in der Mitte der Höhlung nicht zu-
sammenstoßenden Scheidewände sind aber Samenleisten,
welche von den Wandungen der Fruchthöhle plattenartig
ins Innere einspringen und dadurch scheidewandähnlich
erscheinen. Eine andere abweichende, aber mit der eben
beschriebenen verwandte Form ist die schotenartige
Kapfel (*capsula siliquaformis*) bei *Corydalis* und
Chelidonium, welche einfächerig, zweifächerig und mit
zwei gegenüberstehenden wandständigen Samenträgen
versehen ist, von welchen sich bei der Reife die Klappen
ganz ablösen. Bisweilen springen die Kapseln elastisch
auf, wodurch ein Fortschleudern der Samen bewirkt wird.
Dies geschieht z. B. bei *Impatiens noli me tangere* und
andern Arten dieser Gattung schon bei leiser Verührung
der Kapseln statt und ist eine Folge der großen, durch
Elastizität entspannten Spannung in den äußeren Zellen-
schichten der Fruchteinwandung, welche ein Zerreißen der
Röhre bewirkt. Andere Kapseln öffnen sich mit Geräusch
oder Knall, namentlich bei den Euphorbiaceen, in ge-
ringerer Maße schon bei den einheimischen Weiswülch-
arten, weit härter bei einigen in den Tropen vorkom-
menden Mitgliedern dieser Familie, z. B. bei *Hura crepitans*,
bei welcher das Aufspringen der Kapfel von den Resten
den mit einem Rißfortsatz verglichen wird. — Unter
Kapselrüchten im weitern Sinne hat man alle Früchte
mit aufspringender Schale, bisweilen sogar geschlossenen
bleibende Früchte mit trockener Fruchthöhle verstanden,
jedoch wird dadurch der Begriff des Wortes unsicher und
schwankend, weshalb es rathsam ist, hiervon Abstand zu
nehmen. (Garcke.)

Kaptschakisches Fürstenthum oder das Khanat
der Goldenen Horde, j. unter Mongolen.

KAPUDAN PASCHIA ist in der Türkei der Titel
des Marineministers und zugleich Großamirals. Das
Wort, in organischer Lautveränderung aus *capitane* ge-
bildet, erinnert an die Zeit, wo Italien, welches selber
sein *amiraglio* (amir al bahar), sein *darsana* (dar es
saw'a) u. a. m. dem Orient entlehnt hatte, auf dem

Mittelmeer für die Ausbildung des Seewesens muster-gültig war und auch für die sich erst bildende türkische Flotte die Lehrmeister lieferte. Bis vor wenigen Jahren war der Kapudan Pascha zugleich mit der General-Statthalterchaft der der Pforte unterstehenden Inseln des Aegeischen Meeres betraut; eine in jedem Sommer mit der gesammten Flotte durch die Dardanellenstraße ge-machte Expedition gab ihm damals Gelegenheit, durch Ein- und Abziehen der Behörden seine Autorität zu be-weisen und überall den Tribut zu eheben. Ueberhaupt galt der Kapudan Pascha immer wie für einen der nächst-hohen, so für einen der am besten dotirten Großwürden-träger der Pforte; bei Aufzählungen der Minister findet er sich in der Regel zuerst dem Serrafier, Kriegsminister, gleich hinter dem Großvezier und Großmufti erwähnt. Vor allem wegen der damit verknüpften Einnahme war der Posten immer in der hohen türkischen Beamtenwelt ein Ziel des Ehrgeizes und wurde von den Sultans als Zeichen besondern Wohlwollens ohne Rücksicht auf theoretische oder praktische Vorbildung verliehen. Namentlich die Damads, kaiserliche Schwäger und Schwieger-söhne, erlangten dadurch die Mittel, mit ihren vornehmen Frauen handgemäsig leben zu können. In neuerer Zeit ist dem Kapudan Pascha ein alle technischen, administrativen und Gemeindegewaltigkeiten behandelndes Marinecensur-, Schura-i-Bahrije, zur Seite gesetzt und ihm dadurch viel von seinem früheren Einfluß auf die Schiffe-banten und das Personal entzogen worden; da außerdem hinfür bei Besetzung des Postens die sachmännische Qualifikation den Ausschlag geben soll, so dürfte der Inhaber eine seinen europäischen Collegen mehr analoge Stellung haben. Der Kapudan Pascha residirt in dem Palais des Arsenal, Tersana nach dem italienischen daršana genannt, einem dem großherrlichen Kriegshafen von Konstantinopel überragenden städtischen Gebäude auf dem Nordufer des Goldenen Horns, inmitten der großartigen Schiffswerften, Marinbedarf-Fabriken und Ver-rathshäuser jener Anstalt, deren Oberaufsicht, der Tersana nasiri, als der höchste Ministerialbeamte zur Zeit des Sultans Abdul-Aziz, als aus Spaniamelitschrichtigen das Amt eines Kapudan Pascha zeitweilig unterdrückt worden war, die Geschäffsführung zu übernehmen hatte. Die Inseln des Aegeischen Meeres bilden jetzt eine von der Armiraldit unabhängige Statthalterchaft mit dem Titel Deshasar-i-bahr-i-sekks wilajeti, Statthalterchaft der Inseln des Meeres. (G. Rosen.)

KAPUDSCHII, von Kapu, die Pforte, bedeutet im Türkischen im allgemeinen einen Thürhüter. Häufig erwähnt findet man das Wort in der speziellen Bedeu-tung eines Thürhüters des großherrlichen Serail. Die Kapudschii bildeten früher ein zur Leibwache des Sultans gehöriges besonderes Corps in eigener Uniform, welches von der Zahl weniger Hunderte allmählich auf beinahe 2000 Mann gebracht wurde, und welchem die Hut der Außenherde des Serail von Constantinopel oblag. Die Offiziere dieser Mannschaft, 12 an Zahl, führten den Titel Kapudschii-Bahsi, Oberpförtner, und wurden als höhere Hofbedienstete angesehen, weshalb sie auch wol

mit den Kammerherren der europäischen Hofe verglichen worden sind. Dieselben wurden in ähnlicher Weise wie die Tischaulde zu den mannichfaltigsten Diensten gebraucht; wiederholt finden wir sie als außerordentliche Vortren-Botschafter an den europäischen Höfen, namentlich aber fiel ihnen die Ueberbringung der sedenen Ednur an mißliebige gewordene hohe Beamte, ja bisweilen der Auf-trag neuerlicherer Begrüßung solcher zu. Seit der Einführung des Tanzimat, als das Garde-Arme-Corps (Ghassé-Drufsu) gebildet wurde und den Wachdienst in den großherrlichen Residenzschlossern übernahm, ver-zoren die Kapudschii ihre Bedeutung, doch blieb das Corps unter dem Sultans Abdul-Medschid bestehen und diente ihm bei feierlichen Aufzügen als Ehrengeleit. Zugleich wurde der Titel Kapudschii-Bahsi zur Bezeichnung einer Rangabstufung im Civilstand gemacht und als solche in der Regel dem Kaimakam (s. d.) als Statthalter eines Sandshah verliehen, von welcher Stellung er zu dem höheren Range eines Miri-Miran oder Beglerbeg und zu dem Amte eines Mutisarrif oder Wali avanciren konnte. (G. Rosen.)

KAPUVAR, ein ungarischer Marktsiedeln im Oden-burger Comitau, an einem Nebenarme des Raabflusses, südlich vom großen Raabauslag, das sich östlich vom Neufelder See (ung. Fertő) erstreckt. Es befindet sich ebenfalls ein altes rüstlich Uferbauw'ches Schloss. Ebe-mals war hier eine bedeutende Festung, welche in den Türkenkriegen eine wichtige Rolle spielte, doch im J. 1708 zerstört wurde, sodas jetzt kaum noch eine Spur davon zu sehen ist. Der Ort hat nach der Zählung von 1880: 5617 größtentheils ungarische und römisch-katholische Ein-wohner. Als Curiosum erwähnen wir, daß im J. 1749 in dem Kapuvärer Walde von zwei Fischen ein wilder Knabe gefangen und ins herrschastliche Schloß gebracht wurde, der in den Wassertrümpeln des Auslag nach Art der Amphibien gelebt hatte. „Der Knabe“ — so heißt es in dem amtlich aufgenommenen Protokoll — „war nackt, hatte einen sehr runden Kopf, keine Augen, wenig eingewölbt, reiten Mund, an ganzen Körper, sogar am Kopfe, keine gewöhnliche Menschenhaut, sondern eine schuppenartige festsitzige Rinde, langgestreckte Glied-massen, besonders an Händen und Füßen doppelt lange Finger und Zehen, und fraß bloß Gras, Heu und Stroh, litt keine Kleidung, und wenn er keine Menschen um sich erblickte, so sprang er sechlich in das um das Schloß befindliche Grabenwasser und schwamm gleich einem Fische. Fast ein Jahr war er im Schlosse, als bereits gedachte Speisen, ließ sich auch antieiden und fing ziemlich an, ein Mensch zu werden, als eben aus diesem Grunde die Trabanten ihm zu viel trauten, sodas dieser Knabe un-verbessert in Verlor gerathen und nicht mehr gefunden worden ist. Vermuthlich ist er in die unweit vom Schlosse vorbeiziehende Raab geirrenen und abermals in den Auslag geschwommen.“ — Man hatte ihn, als er ins Schloß gebracht worden war, weil er gar nicht reden konnte, betingungsweise getauft und ihm den Namen Stephan gegeben, daher wurde er im Ungarischen Hans Jüf genannt. (L. Hunfalvy.)

KAPUZINADE. Es ist Sitte geworden, mit diesem Worte eine Ansprache zu bezeichnen, welche den Charakter der Kapuzinerpredigten trägt und zwar nach der Seite der bitter tadelnden, verdammenden Urtheile, der grellen Farbe, der derben, vollschämlichen Bilder und Wendungen, der satirischen Uebersetzungen, der Tendenz lächerlich zu machen, welche sich unter Umständen dadurch selbst lächerlich macht. Aus der christlichen Heimlichkeit sind, abgesehen von den wirklichen Kapuzinern, beispielsweise bekannt viele Predigten des Wiener Augustinermönchs Abraham a Sancta Clara, wie wenn er den Hebräern zu ihrer Sinnesänderung vorhält: Ihr habt jetzt volle, rothe Wangen, aber mit der Zeit wird ein angroßhieser Tubel sack darauß; ihr habt jetzt schöne, alabasterne Räslein, aber mit der Zeit wird ein alter Kalender darauß, darinnen alle Zeit feucht Wetter angutreffen ist. Unter den protestantischen Heimlichkeiten nennen wir beispielsweise den frankfurter (a. M.) Geistlichen, von welchem wir Predigten über den Solentensal besitzen*, und seine Amtsgenossen bei Halle an der Saale aus dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jahrh. Für den allgemeinen Sprachgebrauch, und zwar in Deutschland, hat sich dies Wort wohl besonders seit Schiller eingebürgert, welcher in Wallensteins Lager einem Kapuziner die unbekannt, wiederholt an die Bischofsrid Johannes des Läufers ankündigenden Verse in den Mund legt. — Die Terminalbildung des Wortes ist diejenige von Jobstade, Hartkeuade, Handwurstaide und theilt mit ihr den Charakter des Keimischen, des Lächerlichen. (J. Haemann.)

KAPUZINER (die), auch Capuziner. So heißen die Mitglieder eines römisch-katholischen Mönchordens, welcher aus demjenigen der Franziskaner (1223 bestätigt) hervorgegangen ist. Letztere, bereits durch den Eintritt in die drei Stufen der Minores, Clarissae (weiblich) und Poenitentiae geschieden, verzweigten sich bald noch mehr. Sie hatten indeß, als Betsmönche, sämmtlich die Gelübde des unbedingten Gehorsams, der vollkommenen Keuschheit und der gänzlichen Armuth, sowie das grane härtne Gewand mit einem Strid von der Leib, woran eine Weigel hing, und die Kapuze (von Caputium, Kopfbedeckung)** gemein, und zwar in runder, kurzer Form, während die Kapuziner sich durch eine lange, spitze unterschieden und außerdem einen langen Bart tragen, resp. tragen. Schon 1426 entstand unter den Oberbräuern-Franziskanern eine eigene Congregation, welche sich nach ihrer capuziola benannte, aber schon 1434 wieder einging. Immer neue Abzweigungen tauchten unter den Franziskanern auf, namentlich unter den Minoriten. Einer derselben, Mathias von Poff, verließ in dem Streben, die Ordensregeln, auch in allen Außerlichkeiten, streng auf das Vorbild des Stifterz zurückzuführen, namentlich in der Uebersetzung, daß dieser nicht eine kurze, runde, sondern

eine hohe, spitze Kapuze getragen habe, 1525 sein Oberbräuertkloster Montefalcone in Italien und erstehen 1526 vor dem Papste Clemens VII., welcher ihm erlaubte, in der von ihm erwählten Weise ein Eremitenleben zu führen und überall zu predigen. Ihm schloß sich der Oberbräuern-Franziskaner Ludwig von Fessembroue an, welchem noch 1526 Clemens VII. ein Breve ertheilte. Da trotzdem der Oberbräuern-Bräueral der Mark Ancona gegen beide mit harten Verfolgungen auftrat, so fanden sie Edng bei dem Herzoge von Cambrino, welcher es erwirkte, daß sie mit ihren zwei andern Genossen als Fratres minores Eremitae von den Camaldulenser-Oberbräuern aufgenommen wurden. Unter dem 18. Juli 1528 gab Clemens dem Ludwig von Fessembroue und seinem Bruder Raphael eine Bulle, kraft deren sie als eine besondere Congregation bestätigt, von den Oberbräuern losgelöst und den Conventualen untergeordnet wurden, sodas sie nur einen Generalvicar haben und im besonders bei Processionen nicht unter einem eigenen Kreuze, sondern unter dem der Conventualen einhergehen sollten. Von den Kindern anfangs hollwweise Capucini genannt, führten sie fortan diesen Namen. Ihr erstes Kloster war das von Colimoneo, welches ihnen die Herzogin von Cambrino schenkte; 1529 besaßen sie vier Klöster, sämmtlich in Italien.

In dem zuletzt genannten Jahre hielt Ludwig von Fessembroue in Urbacina das erste Kapitel ab, durch welches die für die Zukunft gültigen Statuten aufgestellt wurden. In diesen ist unter andern verordnet, daß der Gottesdienst in der alten strengen Uebersatz gehalten, für keine Messe eine Bezahlung oder Vergütung angenommen, täglich zwei Stunden still gebetet, den ganzen Tag über mit wenigen Ausnahmen stillgeschwiegen, das Weissen fleißig geübt, kein Fleisch, kein Ei, kein Käse gebettelt, dasselbe aber und anderes, wenn freiwillig abgegeben, angenommen, Vorrath nur auf drei, höchstens sieben Tage gesammelt werden soll. Fleisch und Weingenuß ward nicht absolut verboten, aber die höchste Mäßigkeit hierin geboten. Die Kleidung soll ärmlich, grob und eug sein. Die Mitglieder sollen in der Regel barfuß gehen, weder zu Pferd noch zu Wagen reiten. Die Gesellschaft darf durch dritte Personen keine Geschäfte machen, kein Besitzthum haben, wie dies bei andern Betsorden geschehen sei. Die Klöster sollen in „erbärmlicher“ Obacht hergestellt werden und in der Regel nur sechs oder sieben Brüder, höchstens zehn bis zwölf in sich schließen. An der Spitze steht ein Generalvicar, unter welchem Provinzial, Custoden und Guardianer Amt verwalten; ersterer wird in jedem dritten, letztere in jedem Jahre neu gewählt. In Betreff der geistlichen Thätigkeit sagt die Constitutio XXXVI von 1529: „Superiores eos praedicatoros, quos ampliori praedicationis gratia praedictos noverint, otiosos esse non sinant, sed in vineam Domini mittant, ut in ea non modo quadragesimali tempore, sed alius quoque anni temporibus laborent. Qui vero ad id munus ordinati fuerint, meminisse debent, potissimum praedicationis partem esse ipsius

* Vgl. v. Berlepsch, Gehenk der Gewerbe.

** Ueber diese Kopfbedeckung vgl. die beschreibenden und illustrirten Werke über die Klostertracht u. s. w., 3. B. von Atlas der Culturgeschichte von H. v. Gye.

pra dicatoris vitam atque honestam conversationem. Quapropter minus verborum ornatum ac subtiles speculationes curantes, magis audientium utilitati student pureque ac simpliciter sanctum Domini nostri Evangelium praedicant.“ — Zum ersten Generalepiscopus wählte 1529 das Kapitel den Matthäus von Vass, aber schon nach zwei Monaten, als dieser abstarb, den zweiten Episcopus, Ludwig von Foscombrone, welcher bis 1535 in dieser Stellung blieb. Unter ihm nahm der Orden stark zu und gewann namentlich in Rom und Neapel neue Ansiedelungen. Nachdem er in der letzten Zeit durch Papp Clemens angefeindet worden war, erfreute er sich unter Paul III. einer förderlichen Gunst.

Das Kapitel von 1535 ernannte Ludwig von Foscombrone nicht wieder zum Generalepiscopus, sondern statt seiner Bernhard von Asti, welcher sich um die Organisation des Ordens große Verdienste erwarb. Gegen die Giltigkeit dieser Wahl protestirte zwar Ludwig bei dem Pappste und dieser ließ 1536 unter dem Vorhange eines Cardinals ein neues Kapitel halten; aber dieses bestätigte Bernhard und stieß jenen aus dem Orden aus. Diesen verließ gleichzeitig auch Matthäus von Vass, welcher jetzt die von ihm selbst angeordnete lange Episcopus der Kapuziner abschloß und in dieser Tracht vermöge einer Erlaubnis von dem Pappste Clemens frei predigen überzog. Das Jahr 1536 brachte dem Orden die ausdrückliche päpstliche Anerkennung des Namens der „Kapuziner“. Im Jahre 1538 wurde Bernhard von Asti, welcher 1534 von den Observanten-Ordensbrüdern zu den Kapuzinern übergetreten war und sich den Ruhm des heiligsten, demüthigsten, geduldesten Mönchs, des bereitesten, gewaltigsten, glühendsten Bußpredigers erworben hatte, gegen sein Sträuben zum Generalepiscopus erwählt, eine Würde, welche man ihm 1541 noch einmal aufnöthigte. Aber zwei Jahre später trat er gegen die Pappstgewalt und ihre Interessen auf, nahm die Partei der Reformation, stieß sie nach Genf über und verheiratete sich.

Hierdurch veranlaßt, wollte der Pappst, welcher in ihm noch andere eppositionelle Elemente wahrnahm, den Orden ganz aufheben und verbot seinen Mitgliedern zunächst das Predigen. Die Mehrzahl derselben wurde durch Bernhards Abfall derart geküßert und betroffen, daß der Orden von jetzt ab auf höheres geistiges Leben, freie Forschung und Kritik, wissenschaftliche Bildung so gut wie ganz verzichtete. Man brachte dem Pappste in demüthvollster Weise das Gelübde der Untertänigkeit und Fleißfertigkeit entgegen, so daß dieser den Entschluß der Aufhebung und 1545 das Verbot des Predigens zurück. Erst von dieser Zeit an wurden die Mitglieder des Ordens die echten, eigentlichen Kapuziner nach demjenigen Begriffe, welchen man mit diesem Namen jetzt zu verbinden pflegt; fortan suchten und fanden sie fast ausnahmsweise die Charaktereigenbüßlichkeit ihres Anstretens und ihrer „Religion“ in strenger Enthaltensamkeit von leiblichen Genüssen, in härtesten Kasteiungen, in absichtlicher Vernachlässigung des Körpers und seiner äußeren Erscheinung, in Misachtung der weltlichen Wissenschaft und Cultur, in kräftiger und derber, oft gemeiner

und plumper Beredsamkeit, durch welche sie bei den Ungebildeten populär wurden und materielle Günst erwanden. Ihrer Kirche treu ergeben, erriethen sie sich als deren aufopferungsvolle, süßne Missionare und als tapfere Kämpfer gegen die Reformation.

Wären die Kapuziner bis 1573 vermöge päpstlicher Verbote auf Italien beschränkt, so erlangten sie jetzt auf die Fürbitte Königs Karl IX. von Frankreich die Ermächtigung, sich auch in andern Ländern anzusiedeln, und machten namentlich Paris zu einer Stätte ihrer Thätigkeit. Im Jahre 1593 drangen sie nach Deutschland vor, zunächst nach Innsbruck, um dieselbe Zeit nach der Schweiz, seit 1606 nach Spanien; 1619 löste sie der Pappst aus dem Verbände mit den Conventualen, sodas sie damals ihren ersten eigenen General wählen und bei Profectionen unter ihrem eigenen Kreuz gehen durften. Bald zogen sie mit den Spaniern und Portugiesen über's Meer und wirkten in America, Afrika, Asien als Heidenbefreier. — Im 18. Jahrhundert, vor der französischen Revolution, sollen sie in allen Ländern der Erde zusammen 1700 Klöster mit 25,000 Insassen — wahrscheinlich die Novizen, Aelterer und Kalenbrüder mitgezählt — besessen haben. Allen Franciscanern zusammen, mit Einschluß der Kapuziner, werden für die damalige Zeit 7000 Klöster mit 115,000 „Mönchen“ zuertheilt.

Als am Ende des 18. Jahrhunderts, nachdem ähnliche, wenn auch mildere Maßregeln in Oesterreich-Ungarn durch Joseph II. und anderwärts vorausgegangen waren und den Klosterbestand, namentlich der Jesuiten, geschwächt hatten, die große französische Revolution den Mönchs- und Nonnenwesen in Frankreich und andern Ländern durch gänzliche Unterdrückung harte Schläge beigebracht hatte, wurden hieron und in erster Linie besonders die Bettelorden betroffen, mithin auch die Kapuziner, welche schon längst zu den am meisten fanatischen Werkzeugen der den Revolutionären verhassten kirchlichen Hierarchie gezählt werden mußten.

In Frankreich, wo seit 1789 alle Klöster für aufgehoben erklärt wurden, begann seit 1815 das Mönchs- und Nonnenwesen sich wieder zu heben und die Revolutionen von 1830 und 1848 waren ihm in ihren Folgen so wenig nachtheilig, daß es besonders unter Napoleon III. einen starken Aufschwung nahm. 1850 gründeten die Kapuziner in Paris, wo man sie seit vielen Jahrzehnten nicht gesehen hatte, 1852 in Vozzage eine Niederlassung, obgleich sie zu den vom Staate nicht anerkannten Congregationen gehören. Dasselbe geschah 1857 zu Gen. Die seit 1830 eingetretene Spannung zwischen Napoleon und der römisch-katholischen Hierarchie führte 1861 zur Ausweisung der fremden Kapuziner und Redemptoristen. Die Republik von 1870 führte zu dem Decret vom 29. März 1880, durch welches der Jesuitenorden verbannt und den nicht anerkannten Congregationen aufgegeben wurde, um ihre Anerkennung nachzuwirken, wenn sie bleiben wollten, eine Maßregel, welche sich besonders gegen die Bettelmönche richtete und zu vielen gewaltthätigen Ausreibungen durch die Polizei führte.

Im Mutterlande der Kapuziner, in Italien, wirkte Papp Bius 1849 durch persönliche Visitationen und andere Schritte auf eine allgemeine Reform des Klosterwesens hin, suchte besonders die Jucht wieder strenger zu gestalten und verlegte die weissen bis dahin noch auswärtigen Generaleate nach Rom. Seine für den Kirchenstaat angeordneten Reformen wurden, meist in der Stille, nach der von ihm gegebenen Weisung durch die Bischöfe, denen die Klöster wieder schärfer unterstellt werden sollten, mittelst Visitationen, Rescripten u. s. w. auch in vielen andern Ländern durchgeführt. — Nachdem das Königreich Sardinien, wo im 1840 91 Kapuzinerklöster, die zahlreichsten von allen Orden, bestanden, schon bald nach 1848 mit den Klöstern, zuerst mit denen der Jesuiten, aufzuräumen begonnen hatte, erschien, vom 25. dazirt, untern 29. Mai 1855 das Gesetz Suardi, welches diesen Proceß verallgemeinerte und alle Klöster, falls sie sich nicht vorzugsweise mit Predigt, Unterricht und Krankenpflege beschäftigten, im besondern diejenigen der Bettelmönche, auf den Aussterbe-Etat setzte, wozu später eine cassa ecclesiastica aus dem Erlöse der aufgehobenen Anstalten kam. Die Regel betraf von 68 Orden 37, und in diesen waren ausdrücklich auch die Kapuziner begriffen, welche inreth sich nicht ausnahmslos als Feinde der neuen nationalen Einheit erwiesen, indem sich viele derselben mit andern Bettelmönchen der Bewegung angeschlossen; als Garibaldi 1860 auf Sicilien gelandet war, nahm er einen Kapuziner als Secretär in seinen Heer. Auch ging es mit der factischen Exclusion und Pensionirung dieser und anderer Ordensmitglieder nicht so schnell vorwärts, wie es die Absicht des Gesetzes von 1855 und der ihm für andere Theile Italiens nachfolgenden Gesetze, resp. Verordnungen war. In Umbrien bestanden 1861 bei der Visitation durch Pepsoli noch sämtliche Kapuzinerklöster, einige derselben mit bedeutenden Baargelvvorräthen. Für Rom wurden um dieselbe Zeit 160, für die Stadt Neapel circa 100 Kapuziner registriert. Als Papp Bius IX. 1865 durch ein Breve das Provinzialcloster der Kapuziner auf dem Plage Barberini in Rom zu deren Generalhaufe machte, entstand unter den Mitgliedern eine starke Bewegung; sie klagten laut über die Verletzung ihrer althergebrachten Verfassung durch den Papp und ihren General, von welchen sie in einer Ordensversammlung hätten befragt werden müssen.

In Spanien wandte sich die Staatsumwälzung seit 1833 mit vernichtender Gewalt gegen das Klosterwesen, besonders gegen die Mönche; 1836 wurden durch Gesetz alle Klöster für aufgehoben erklärt und die Insassen auf eine Staatspension gesetzt, welche ihnen nur sehr lächerlich zufließ, sodas namentlich die Mönche einer schlimmen materiellen Noth verfielen und meist um so mehr sich als Parteigänger der Reaction gegen die Epararchien oder Christinoen hervorthaten. Im Jahre 1846 existirten unter staatlicher Erlaubnis kaum noch 20 Mannklöster mit circa 200 Mitgliedern. Der Druck ließ zeitweilig nach, namentlich 1860, wo zum Beispiel die Kapuziner ihr ehemaliges Kloster bei Madrid wieder bezogen, jedoch

anfangs ohne die Ordensstracht, um die Stimmung der Bevölkerung nicht zu provociren; das Concorbat von 1851 brachte weitere Begünstigungen, aber das Jahr 1855 neue, verstärkte Klosterfeindschaft, woldem die Congregationen wie früher die Müt entgegensetzten, den verstorbenen Mitgliedern Nothgen unterzuziehen, um nicht dem Untergange durch Aussterben zu verfallen. — Noch gründlicher als in Spanien räumte die Staatsbewegung der dreißiger Jahre unter Dom Pedro in Portugal mit dem Klosterwesen auf, namentlich seit 1834; im Jahre 1846 existirte hier kein einziges Mannkloster als anerkanntes Institut mehr, und seitdem ist bis jetzt kein solches öffentlich errichtet worden. — Dagegen haben sich in Belgien die Klosterleute aller Art von circa 4000 im Jahre 1830 auf circa 25—30,000 im Jahre 1879, und zwar ohne Unterbrechung, vermehrt.

Die in Südamerika schwach vertretenen Klöster erlitten seit der Lostrennung von Spanien und Portugal während der zwanziger Jahre, wie in den folgenden Jahrzehnten bis jetzt, durch die sich ablösenden Parteilregierungen mehr Beinträchtigung als Förderung, während die sittliche Dualität der Mönche auf einer höchst niedrigen Stufe gefangen hat. Wiederholt wurden in mehreren dortigen Staaten, wie in Peru, Kugranada und anderwärts, die Klöster oder die meisten derselben für aufgehoben erklärt. Selten kam es zu einer Neugründung, wie 1848 bis 1852 zur Errichtung eines Kapuzinerklosters zu Santiago in Chile. — Fast in allen mittelamerikanischen Staaten, mit Einschluß der Inseln, wurden bei der Lostrennung von Europa die Mannkloster sämmtlich cassirt; nur in Mexico behaupteten sie sich in der alten Blüte bis in die fünfziger Jahre unersr Jahrhunderts, von wo ab namentlich der Präsident Juarez, soweit seine Macht reichte, mit wiederholten Unterdrückungsdecreten gegen sie vorging. — Nach dem Vereinigten Staaten von Nordamerika wandten sich zwar aus den europäischen Staaten, wo sie Hemmnisse und Ausbreitungen erfuhren, jährliche Ordensleute, namentlich Beuedictiner und andere; aber Kapuzinerklöster von einiger Bedeutung hat das Land bis jetzt nicht aufzuweisen.

Für Großbritannien und Irland, vorzugsweise für England und Wales, erscheint seit dem vierten und fünften Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die römisch-katholische Hierarchie in starker numerischer Zunahme; aber erst 1854 etablierte sich hier, und zwar in Wales, seit der Reformation im 16. Jahrhundert die erste, eine Kapuzinerleiderfassung. — Die Niederlande besaßen 1853 ein Kapuzinerkloster, und zwar im Bisthum Gentzenbosch.

In der Schweiz gibt seit 1841 vom Canton Argau eine antilösterliche Bewegung aus; dem Sonderbundskriege von 1847 folgte 1848 in Thurgau die Aufhebung sämmtlicher Klöster, unter welchen sich besonders dasjenige der Kapuziner von Frauenfeld befand, in demselben Jahre die Entfernung fast aller Congregationen aus dem Canton Freiburg, während die andern durch das Verbot der Aufnahme von Nothgen auf den Aussterbe-Etat gesetzt wurden, unter ihnen die Kapuziner

der Stadt Freiburg. Im Jahre 1852 debnte der Regierungsrath von Tesin, wo die Kapuziner so zahlreich waren, daß ihrer je 18 auf 39 Weltpriester came n, seine kaiserlich-königlichen Decrete auch auf diese aus, denen man besonders ihre Hezprobigen gegen die Staatsgewalt sowie ihre Bettelci und Unmuth zum Vorwurf machte. Noch in demselben Jahre, am 19. November, befaß die genannte Behörde allen nicht-schweizerischen Mönchen dieses Ordens, welche noch nicht 65 Jahre jährlten, daß sie den Canton sofort zu verlassen hätten; aus Lugano wurden dieselben in der Nacht vom 22. auf den 23. November gewaltsam exmittirt. Nachdem Oesterreich, welchem die Ausgewiesenen als Landbesitzer meist angehörten, mit Repressalien gedroht hatte, setzte ihnen 1855 die Staatskasse von Tesin eine Entschädigung von 150,000 Francs aus. In Baden im Kurgau wurde 1868 das dortige Kapuzinerkloster durch die weltliche Behörde beseitigt. Als ein hervorragender schweizerischer Kapuzinermönch ist der Vater Theobaldus, Generatrcar des Bisthums Gtut, zu nennen, welcher am 15. Februar 1865 starb. Ein außerordentlich fröhlicher Mann, hatte er unter anderm mehrere industrielle Anlagen geschaffen, um für seine Kirche auch materiellen Gewinn zu erzielen.

Von den deutschen Staaten erklärte Preußen durch ein Decret vom October 1810 alle Klöster ohne Ausnahme für aufgehoben, was für die späteren linksrheinischen Provinzen eine französische Verordnung vom 17. December 1811 that, indem es nur diejenigen Nonnenklöster beibehalten ließ, welche sich mit Krankenpflege beschäftigten. Nach und nach, besonders seit 1840, noch mehr seit 1848, verstärkte sich die Zahl der Klöster wieder, auch für Mönche; indes haben die Kapuziner bis jetzt fast gar keine Bedeutung gewonnen. Zwischen 1860 und 1862 wurde zu Ottbergen in Hannover ein Kapuzinerkloster gestiftet. Um dieselbe Zeit jählte man in Abteibessen 13 Mitglieder dieses Ordens. Paern besitzte 1802 von den 398 Klöstern die meisten. Aber ihre Zahl mehrte sich seit 1828, dem Regierungsantritte König Ludwig's I., namentlich seit 1840, welcher sehr stark, und es zogen besonders die Benedictiner und die Kapuziner in verschiedenen Niederlassungen ein; am 5. August 1843 wurde ihnen eine Kirche mit Zubehör in Augsburg übergeben; 1847 gestattete König Ludwig I. den letzteren, nach München zurückzuziehen. Am Anfange des Jahres 1865 waren die Franciscaner, nächst ihnen die Kapuziner, die zahlreichsten männlichen Klosterleute, nämlich mit 100 Priestern und 107 Laienbrüdern.

Die Revolution von 1848 in Oesterreich-Ungarn schritt nicht bloß gegen die Jesuiten, Redemptoristen, Figuarianer, Oblaten und Franciscaner, sondern auch gegen die Kapuziner ein, deren viele gewaltsam, zum Beispiel aus Mailand, durch das Volk vertrieben wurden; aber diese fehlten schon seit 1850 mit jenen meist alle zurück. Im Mai 1855 ward den Kapuzinern zu Triest, und zwar mit der Tseelorge an dem dortigen großen Spital, eine Station übergeben, welche je schon unter Joseph II. hatten verlassen müssen. Ihre pädagogische Bedeutung ergibt sich daraus, daß 1851 an den 262

öffentlichen Gymnasien im ganzen Kaiserstaate neben 329 Maristen, 184 Benedictinern, 122 Franciscanern, 82 Bräunensbräuern, 56 Cisterciensern, 34 Barnabiten, 27 Augustinern, 24 Minoriten nur 3 Kapuziner als Lehrer thätig waren. Im Jahr 1855 waren unter den böhmischen Mönchen nächst den Franciscanern die Kapuziner mit 90 Priestern, 7 Novizen, Klerikern, Coadjutoren und 57 Laienbrüdern an 15 Anstalten die zahlreichsten. Eine amtliche Statistik für 1872 nennt allein in Oesterreich 83 Kapuzinerklöster (höchst wahrscheinlich zu viel), während eine andere für 1875, auch den Laienbrüdern, wahrscheinlich mit Einschluß der Novizen, 908 Kapuziner-Priester aufführt, sodaß nur die Obergärten und die reformirten Franciscaner wie die Benedictiner zahlreicher vertreten waren. Die für Oesterreich-Ungarn seit 1852 thätige Klosterreform-Visitation, welche vom Papste angeordnet wurde und neben der strengeren Zucht die strengere Unterordnung unter die Bischöfe zum Ziel hatte, umfaßte auch den Kapuzinerorden. — In Aulstadt castrierte ein Ukas des Kaisers Nikolaus vom 29. December 1842 für Großpolen von den 261 römisch-katholischen Klöstern 202, verbot den übrigen zum Theil die Aufnahme von Novizen und schuf dem Ordenswesen andere, schwere Hindernisse. Für das engere Polen (Königreich) verzeichnet die „Cien“ am Ende des Jahres 1852 im ganzen nur 55 Klöster, von welchen 10 den Kapuzinern gehörten. Eine neue Klosteraufhebung, und zwar für Klein-, Böhmen und Pödelien, brachte das Jahr 1865, in welchem zum Beispiel das Kapuzinerhaus von Bruck diesem Verordnungsbesche verfiel. — Aus der Türkei ist und für das Jahr 1854 als nennenswerth ein Kapuzinerkloster zu Constantinopel bekannt.

Für das Jahr 1861, wo der Orden nach wie vor die zwei Hauptaufgaben, Tseelorge und äußere Mission, verfolgte, werden in dem zweiten Jahrgange des Statistischen Jahrbuchs von Vater Karl, nach dem Annuario Pontificio in Rom, 2, in übrigen Italien mit Einschluß von Malta — wahrscheinlich unter Nichtanerkennung der staatlichen Gaffringsgeße — 273, in Deutschland, in der Schweiz, in Holland und Belgien 124, in Frankreich 12, in Oesterreich-Ungarn und Irland 5, in Spanien 2, in Ungarn, Polen und dem übrigen Oecumene 30, in Asien 21 (Missionstationen?), in Afrika 3 Häuser der Kapuziner aufgeführt, in Australien und Oceanien keine, mithin zusammen 477. Derselbe Statistik, erster Jahrgang, 1860, berechnet die Zahl sämtlicher Kapuziner auf der Erde, wahrscheinlich mit Einschluß der Novizen und Laienbrüder, auf circa 12,000, was etwa so hoch gegessen erscheint.

Zur Literatur über den Kapuzinerorden gehören, außer den gehörten allgemeinen kirchenschriftlichen Werken von Schröckh, Gieseler u. A., des Verrius (sehr partielle) Annales sacrae hist. ordinis minorum, (sehr Capucini nuncupantur, Lugd. Bat. 1632 seqq. III Tomi; (als deren Correctur) die Acta Sanctorum, Maji T. IV, p. 283 seqq.; M. u. Tugio, Bullarium ordinis Capucinatorum, Rom. 1740 seqq. in VII Tomi; des Occhino Dialogi XXX, Basil. 1563; Badding,

Annales ordinis Minoritarum 1672 seqq., T. XVI., p. 207 seqq., mit den Fortsetzungen (bei Winer, siehe unten, S. 717); ferner die allgemeinen Werke über die Geschichte der Mönchsorden, wie Helvet's Geschichte der Klöster- und Ritterorden, Bd. VII., S. 192—211 und 238—249, und desselben Pragmatische Geschichte der Mönchsorden, Th. II., S. 357—374. Bzgl. hierzu das Handbuch der theol. Literatur von G. B. Winer, Bd. 1, 1838, S. 719. — Eine zusammenfassende Darstellung, mit Ausschluß der neueren und neuesten Zeit, gibt N. Vogel in Herzog's Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. II., S. 571 fg. (J. Husemann.)

KAPUZINERINNEN. Dieser römisch-latholische Frauenorden verbandt seinen Namen dem Anschlusse an die Kapuziner¹⁾ und seine Entstehung der Maria Laurentia Longa, welche als Witwe in Neapel ein Krankenhaus für Unbeibräute und darauf das Kloster Unserer lieben Frau zu Jerusalem stiftete. In letzterem nahm sie 1534 mit andern Frauen den Schleier und schloß sich der dritten Regel des heil. Franz von Assisi an, sodas ihre Stiftung den Tertiärerinnen angehört. Nachdem in den ersten Jahren die Sacramente und die geistliche Aufsicht in dem Kloster von den Theatinermönchen verwaltet worden waren, gingen sie 1538 auf die Kapuziner über. Gleichzeitig nahmen die Nonnen die strengste Regel des heil. Franciscus, die der heil. Clara, an und mit ihr die lange Kapuze, sodas sie von jezt als Kapuzinerinnen genannt wurden, nachdem ihnen vorher, aus Veranlassung ihrer harten Bußsucht, vom Wolfe der Name der Schwestern von Leiden beigelegt worden war. Einige Zeit darauf legten sie die Kapuze ab und siedelten sich 1573 in Rom an, wo ihnen Baronius für ihr Kloster eine Kirche errichtete; später verzweigte der Orden sie nach Mailand. Die sehr feierliche Einweihung ihres Klosters zu Paris erfolgte 1606.²⁾ — Seit der französischen Revolution überall, wo sie sich, im allgemeinen nicht zahlreich, niedergelassen hatten, den Wechselkassen der Verdrängung, auch der Ausreibung, wie der Kuldlebr unterworfen, wenn auch als Nonnen in geringerm Grade als die Kapuziner, führten sie meist ein Leben in stiller, beschaulicher Weite und traten fast nirgend in eine aufsehen erregende Oeffentlichkeit. Beispielsweise darf für die neueste Zeit an nachstehende Data erinnert werden. Das sardinische Gesetz Eicardi von 1855 und die ihm folgenden staatlichen Bestimmungen des Königreichs Italien trafen mit dem Gebote der Aufhebung angedrückt auch

die Kapuzinerinnen. Im J. 1848 hatte sie der Canton Freiburg aus dem Auserker-Etat gestrichelt. Uebrigens ist die Schweiz dasjenige Land, welches in neuerer und neuester Zeit verhältnismäßig viele ihrer Klöster aufweist, nämlich 12, während alle andern Länder zusammen um 1854 nur 8 jährl.³⁾ Doch wurden später in mehreren Ländern die gegen sie erlassenen Unterdrückungsregeln gemildert oder zurückgenommen, resp. gar nicht ausgeführt. In Holland existirt 1853 nur 1 Kloster dieses Ordens⁴⁾, eteudo für ganz Oesterreich-Ungarn im J. 1852. Die Wiener Kirchenzeitung von 1852⁵⁾ ertheilt den Kapuzinerinnen auf der ganzen Erde 40 Säuler mit circa 500 Schwestern, wobei vielleicht die Nebenstationen eingerechnet sind. — Die Literatur über die Franciscaner, speziell über die Kapuziner, ist zugleich diejenige über die Kapuzinerinnen. (J. Husemann.)

Kapuzinerkraut, s. Nicella.

Kapuzinerkresse, s. Tropaeolum.

KARABAGH (schwarzer Garten oder Weinberg), bei den Georgiern Kani, bei den Persern Karabach oder Karu, bei den Arabern Karu, das Arianer der Zendbücher, „also das eigentliche echte Iran des Alterthums“, zwischen der Kura und dem Aras, ehemals selbständiges Khanat, jezt Theil des russisch-transkaukasischen Gouvernements Baku. Ehemals ein armenisches Fürstenthum, das Persien Steuern zahlte, kam es in die Gewalt der Tataren und von diesen an die Russen. Das Gebirge enthält ein ausgedehntes, für Getreidebau ausgezeichnet geeignetes Hochplateau; die Ebenen an den Flüssen haben trefflichen Boden für Reis und Baumwolle; in den tieferen Thaleinschnitten finden sich die schönsten Weinberge; die Steppe ist für Pferdezug sehr geeignet und liefert eine der arabischen zunächst stehende Klasse. Die Hauptstadt ist Schukha (s. v.). (Richard Oberländer.)

KALABUGAS (p. i. schwarzer Edlund), großer Meerbulen an der Ostseite des Kaspiens, mit diesem durch die Straße von Karabugha verbunden, i. Kaspiisches Meer. (Richard Oberländer.)

KARABULAKEN ist der Name eines Volksstammes im Kaukasus, welcher der sogenannten mittleren Familie der nördlichen Abtheilung der Kaukasusböcker angehört. Diese Familie führt den Stammmamen Asten, Kischbeggen oder Tschibscheggen und wohnt nördlich von der Hauptseite des Kaukasus östlich und südlich von Terel, westlich von dem nordöstlich von der Hauptseite sich abzweigenden arabischen Schelbegebirge, an dessen Ostseite Daghestan liegt. (R.)

1) Bgl. den Art. Kapuziner in dieser Encycl. 2) N. Vogel in Herzog's Real-Encycl. für protest. Wissenst. und Kirche II, 573.

3) Obenda. 4) Sien, 1853, Nr. 60. 5) Obenda, Bei lage zu Nr. 120.

Ende des zweihunddreißigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brodhaus in Leipzig.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
Erstj und Gruber.

Erste Section (A—G) 99 Theile (nebst Register).
Zweite Section (H—N) 1.—32. Theil.
Dritte Section (O—Z) 1.—25. Theil.

Mittheilung über die beabsichtigte Fortführung und Vollendung des Werks.

Die Verlagsbandlung freut sich, der wissenschaftlichen Welt Deutschlands die Mittheilung machen zu können, daß es ihr gelungen ist, die Schwierigkeiten zu beizulegen, welche einer raschern Fortführung und Vollendung der von Erstj und Gruber begründeten „Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“ entgegenstanden, und daß sie sich entschlossen hat, das umfassende, einzig in seiner Art dastehende Unternehmen energisch fortzusetzen, um seine Vollendung in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Bänden und in absehbarer Zeit herbeizuführen. Sie thut dies in der Voraussetzung, daß es ihr durch die Theilnahme des deutschen Publicums an der Abnahme des Werks bis zu seiner Vollendung ermöglicht werden wird, inwiefern die bisherigen Subscribenten auch die noch zu veröffentlichenden Theile beziehen und sich neue Abnehmer in solchen Kreisen finden, welche, wie namentlich die öffentlichen Bibliotheken, zur Anschaffung eines derartigen Werks besonders berufen und gewissermaßen verpflichtet sind, davon aber bisher wegen der Langsamkeit des Erscheinens oder der Unsicherheit der Vollendung Abstand nahmen.

Die „Allgemeine Encyclopädie“ ist jezen an einem wichtigen Abschnitt angelangt. Mit dem 99. Theil der ersten Section (A—G), welcher auch ein die Verwendbarkeit des Werks wesentlich förderndes Register mit den Namen der Verfasser im Umfange von 25 1/2 Bogen enthält, ist letztere vollendet und hat zugleich den Anschluß an die zweite Section (H—N) erreicht, von welcher bereits 31 Theile vorlagen (die Buchstaben H, I und J umfassend) und deren 32. Theil, von Buchstaben K beginnend, jezen erschienen ist. Da von der dritten Section (O—Z) auch bereits 25 Theile vorliegen (O—Phyxios), so fehlen zur Vollendung des Werks, welches bisjezt 156 Theile umfaßt, noch die Buchstaben K—N und P—Z (außer dem Anfange von K und P). Zunächst wird der Anschluß der zweiten an die dritte Section herbeizuführt und dann auch letztere wieder aufgenommen werden.

Die Redaction des Werks hat vom Buchstaben K an Herr Professor Dr. August Leskien an der Universität Leipzig übernommen und wird dabei von Herrn Wilhelm Cramer in Leipzig unterstützt werden, welcher seit dem Tode von Professor Dr. Hermann Brodhans (5. Jan. 1877) die erste Section herausgab. Das

Bestreben der Redaction ist dahin gerichtet, das Werk mit der bisherigen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit fortzuführen, dabei aber die Grenzen des Aufzunehmenden und den Umfang der einzelnen Artikel im Interesse des ganzen Werks und seinem ursprünglichen Charakter gemäß etwas mehr zu beschränken, als es früher geschah. Es ist ihr auch gelungen, den Kreis der bewährten Mitarbeiter des Werks durch neue Kräfte zu erweitern. Die Namen der gegenwärtigen Mitarbeiter nebst Angabe der von ihnen bearbeiteten Fächer sind untenstehend aufgeführt.

Der hohe wissenschaftliche Werth der „Allgemeinen Encyclopädie“ und die hervorragende Stellung, welche sie in der encyclopädischen Literatur einnimmt, bedürfen

keiner ausföhrlicheren Darlegung. Sie ist die einzige in unserm Jahrhundert unternehmene deutsche Universal-Encyclopädie von wissenschaftlichem Charakter und hat einen bleibenden Werth, da auf allen Gebieten die bedeutendsten deutschen Gelehrten an ihr mitgearbeitet und zu derselben mehrfach Beiträge geliefert haben, die ihrer Zeit epochemachend wirkten und jedem Forscher auf den betreffenden Gebieten unentbehrlich sind; nachstehend ein Verzeichniß einiger der hervorragendsten solcher Artikel.

Die Verlagsabhandlung fügt noch hinzu, daß sie Einrichtungen getroffen hat, welche ein regelmäßigeres und rascheres Erscheinen der zur Vollendung der „Allgemeinen Encyclopädie“ noch fehlenden Theile ermöglichen.

Leipzig, im December 1882.

f. A. Brockhaus.

Einige der hervorragendsten Artikel in den bisher veröffentlichten Theilen
der Allgemeinen Encyclopädie.

Adel von Mittermeier und Han,
Bibel von Gesenius und De Wette,
Daute von Blanc,
Nischart von Wilmар,
Weten von Müllenhoff,
Wahagnviden von Wölbecke,
Wagolisch von Miklosich,
Wosticismus von Lipfins,
Wriehenland (8 Bände umfassend), darunter
Geographie von Krause,
Geschichte von Herberg,
Wriechische Sprache und Dialekte von Mullah,
Wriechische Musik von Fortlage,
Wriechische Rhythmik und Metrik von Weissenborn,
Wriechische Metrologie von Gultsch,
Wriechische Literatur von Bergl,
Wriechische Mythologie von Peterfen,
Wriechische Kunst von Purfian,
Wriechisches Theater von Wieseler,
Geschichte Wriehenlands im Mittelalter von Hoff,

Gordius von v. Gutschmid,
Wriechbritannien (Geschichte) von Herberg,
Grumbach und die Grumbach'schen Fändel von Fallmann,
Gymnasium (im Alterthum) von Krause,
Gymnasium (in der Neuzeit) von Gstein,
Hebräer und Hebräische Literatur von Hoffmann,
Indien von Neufen,
Indogermanischer Sprachstamm von Pott,
Juden (Geschichte) von Selig Cassel,
Jüdische Literatur von Steinschneider,
Kaaba von August Müller,
Kafir und Kafiristan von Tomashel,
Kampfspiele (im alten Wriehenland) von Mezger,
Kanen (kirchlich) von Schuiedel,
Kant von Wudelband,
Kappadokien von Ednard Meyer,
Ktrid von Lachmann,
Kerjer (Sprache und Literatur) von Gustav Flügel,
Ketrarca von Blanc,
Ktilologie von Haase,
Ktilosophie von Hayn.

Verzeichniß

der

gegenwärtigen Mitarbeiter an der „Allgemeinen Encyclopädie“.

Alberti, Bürgermeister Dr. J., Schlesig: Preussische Topographie u. Geschichte.
Barth, Geh. Hofrath Prof. R., Weidberg: Deutsche Literatur des Mittelalters.
Böttger, Dr. P., Tharand: Chemische Technologie.
Beuthem, W., Venden: Englische Topographie und Biographie.
v. Borwitz und Hartenstein, S., Berlin: Genealogie.
Brandes, Prof. S., Leipzig: Thüringische Geschichte.
Bengman, Dr. R., Leipzig: Griech. u. lat. Grammatik, Rhetorik.
Buchholz, Finanzrath, Oldenburg: Oldenburgische Topographie.
Buthaupt, Hr., Bremen: Bremische Geschichte und Biographie.
Burkhan, Prof. R., München: Griech. Geographie.
Cappeller, Prof. R., Jena: Jüdische Literatur u. Mythologie.
Casani, Prof. S., Leipzig: Zoologie.
Chytrauder, Dr. F., Vengsdorf: Musil.
Ceodner, Prof. M., Weissenau: Erdkunde.
Geizmann, Dr. W., Leipzig: Deutsche Literaturgeschichte.
Grünhau, Dr. D., Leipzig: Mythologie.
Kelch, Prof. R., Leipzig: Keilschrift.
Donner, Prof. R., Helsingfors: Finnische Literatur.
Treichel, Prof. C., Leipzig: Chemie.
Coffein, Rector a. D. Prof., Leipzig: Biologie.
Fald, P. T., Zeuzenthal b. Neval: Estländ. Geschichte u. Biographie.
Fetscherin, W., Bern: Schwyz. Geschichte.
Fisch, Prof. S., Tübingen: Classisches Alterthum.
Fische, Prof. Th., Weissen: Sächsische Topographie u. Geschichte.
Frauff, Rabbinats-Richter Dr., Berlin: Jüdische Literatur.

Friedberg, Geh. Hofrath Prof. C., Leipzig: Kirchenrecht.
v. d. Gabelenk, Prof. C., Leipzig: Ethnographie u. Sprachwissenschaft.
Gädchens, Prof. R., Jena: Classisches Alterthum, Mythologie, Archäologie, mittelalterl. Kunstgeschichte.
Gardt, Prof. A., Berlin: Botanik.
Gardthausen, Prof. S., Leipzig: Paläontologie.
Gebauer, Prof. J., Prag: Böhmische Literatur.
Geinig, Prof. C., Kassel: Mineralogie, Geologie.
Goebel, Th., Stuttgart: Buchdruck, Buchbinder, Buchhändler.
Gottschalt, Prof. A., Chemnitz: Musikl.
Grafauer, Dr. Ferd., Wien: Oester. Topographie.
Grube, Dr. Wilh., Petersburg: Ethnographisches u. Sprachliches.
Günther, Prof. S., Ansbach: Classisches Alterthum.
Harnau, Prof. A., Dresden: Mathemat.
Helmann, Parer J., Arzberg: Pöbelliches, Pöbelgelehrtes.
Heringer, Hauptmann F., Berlin: Geographie von Nord-, West-, Ostasien.
Heinrich, Prof. C., Budapest: Ungarische Literatur u. Geschichte, Biographie.
Hertzberg, Prof. W., Halle: Geschichte.
Hinschius, Prof. F., Berlin: Kirchenrecht.
Hirschfeld, Dr. Adolf S., Leipzig: Aeltere u. neuere franz. Literaturgeschichte.
Höfmeister, Prof., Karlsruhe: Pabilsche u. Württemberg. Topographie.
Hügel, Dr. R., Leipzig: Mittelalterliche Literatur.
Hunsaly, Prof. J. Budapest: Ungarische Topographie.
Jan, Dr. v., Saargemünd: Classische Literatur.
Jenßen, Dr., Alzenberg: Pöbeliarie.

Jlgen, Dr., Marburg: Deutsche Geschichte.
Jrmer, Dr., Marburg: Mittelalterliche Geschichte, die Rheinlande, bes. die rheinischen Pfalzgrafen.
Rapp, Dr. F., Berlin: Nordamerikanische Biographie u. Geschichte.
Raufmann, Prof. C., Straßburg: Geschichte.
Rauhy, Prof. C., Tübingen: Biblische Geschichte.
Reinischmidt, Dr. A., Weidberg: Geschichte, neuere u. neue Deutsche. Engl. Geschichte.
v. Riden, Prof. C. A., Berlin: Geographie, Topographie.
Rippen, Staatsrath, Petersburg: Russische Biographie.
Roemann, Dr. C., Leipzig: Medicin, Chirurgie.
Rug, Dr. Albrecht, Leipzig: Medicin.
Rehmann, Dr. G., Hamburg: Südamerica.
Reffien, Prof. A., Leipzig: Slavische Sprache u. Literatur.
Rde, Dr. Willm., Leipzig: Landwirtschaftl.
Reuch, Dr. v., Berlin: Kriegswissenschaft.
Rehmeyer, Prof. H. R., Königsberg: Geschichte, Asia, Kreuzzüge, Russland, Polen.
Rauzer, Prof. R., München: Medicin. Rechtsalterthümer.
Reger, Dr. C., Leipzig: Classisches Alterthum.
Regger, Prof. F., Rugsburg: Classische Literatur.
Roch, Prof. F., Meudny: Bairische Topographie u. Biographie.
Rüller, Prof. A., Halle: Arabische Literatur u. Geschichte.
Rüller, Dr., Bibliothekar in Straßburg: Deutsche Rechtsgelehrte.
Rüller, Prof. W., Tübingen: Neue Geschichte.
Rehring, Prof. W., Poeslan: Polnische Literatur.

- Niederhäuser, Dr. E. S.,** Leipzig: Musik.
- Neubad, Dr. F.,** Berlin: Handelswissenschaft, Baarenkunde. Maß u. Gewicht.
- Niederländer, Mich.,** Leipzig: Ethnographie, Geographie von Australien, Sildafrika, Ostasien.
- v. Neuhäusen, Kammerherr J. Graf,** Berlin: Heraldik.
- Ononowski, Prof. C.,** Lemberg: Kleinrussland (ethnograph. u. sprachl.).
- Palkmann, Dr. K.,** Berlin: Preussische Geschichte u. Biographie.
- Pavik, Prof. A.,** Agram: Serbische Literatur.
- Philippson, Prof. M.,** Braunschweig: Franz. Geschichte des Mittelalters, des 16. u. 17. Jahrh. Spanische Geschichte des 16. u. 17. Jahrh.
- Pietzschmann, Dr. A.,** Breslau: Altägyptisches.
- Peritz, Dr. G.,** Hamburg: Kirchliches.
- Prinz-Hals, Dr. D.,** Stockholm: Schwedische Geschichte u. Literatur.
- Pupin, A.,** Petersburg: Russische Literatur.
- Radmans, Varer A.,** Holsbäumen: Nordische Mythologie, nordische Literatur.
- Reinhardt, Dr. G.,** Dresden: Bergbau.
- Richter, Prof. S. M.,** Wien: Oesterr. Geschichte u. Biographie.
- Rieger, Justizrath A.,** Rötzen: Anhalt. Topographie u. Geschichte.
- Rosen, General-Consul Dr. G.,** Detmold: Orient.
- Sach, Dr. A.,** Oberlehrer am Gymnasium, Schleswig: Schlesw.-Holst. Topographie u. Geschichte.
- Schlesinger, Dr. L.,** Prag: Böhmische Topographie u. Geschichte.
- Schmiedel, Vicentia P.,** Jena: Zoologie: Reuensamentliche Geologie u. Einleitungswissenschaft.
- Schnor v. Carolsfeld, Dr.,** Dresden: Biographie.
- Schreiber, Dr. Th.,** Leipzig: Kunstalterthümer.
- Schroet, A.,** Hildburghausen: Thüring. Topographie.
- Schulze, Dr. B.,** Leipzig: Kirchl. Alterthümer.
- Schumann, Bibliothekar Dr. A.,** Jüngling: Geschichte u. Biographie.
- Schwartz, Schulrath Dr.,** Wiesbaden: Heilige Geschichte u. Gelehrten-Biographie.
- Stenstrup, Dr. jur.,** Kopenhagen: Dänische Geschichte u. Biographie.
- Steinacker, Dr. C.,** Braunschweig: Braunschweigische Topographie.
- Steinbock, Prof. G.,** Göttingen: Deutsche Geschichte, älteres Kaiserreich, bis im 10. u. 11. Jahrh.; Franz. Geschichte, bis z. 15. Jahrh.
- Steiner, Prof. F.,** Prag: Wasser-, Brückenbau.
- Steinshneider, Dr. M.,** Berlin: Jüdische Literatur.
- Stern, Dr. A.,** Dresden: Deutsche Literaturgeschichte.
- Stern, Dr. Ludw.,** Directorial-Assistent der Königl. Museen, Berlin: Kothen und Kopitische Sprache.
- Stöckner, Lehrer,** Leipzig: Pädagogisches.
- Stübner, Bibliothekar Dr.,** Leipzig: Numismatik.
- Tenfelz, Dr. Franz,** Karlsruhe: Pers., äth., arab. Literatur u. Geschichte.
- Tobler, Dr. G.,** Bern: Schweiz. Geschichte.
- Tomafsch, Prof. Wilh.,** Graz: Selter- u. Sprachkunde (Nord- u. Westasien).
- Zeitmann, Prof. A.,** Leipzig: Musik.
- Ulrich, Major,** Eberswalde: Militärische Biographie.
- Valentiner, Prof. W.,** Karlsruhe: Nomenclonie.
- Wäber-Lindt, Gymnasiallehrer A.,** Bern: Schweiz. Topographie.
- v. Wald, Staatsrath Dr. A.,** Zurich: Russische Topographie.
- Walther, Geh. Rath Dr.,** Darmstadt: Heilige Topographie.
- Weiske, Dr. H. A.,** Leipzig: Pöyöl.
- Welkman, Dr. C.,** Oberlehrer am königlichen Alter Gymnasium in Berlin: Alte Philologie.
- Wenzelburger, Prof. Th.,** Amsterdam: Niederländ. Geographie; Geschichte und Literatur.
- Werner, Contre-Admiral a. D. R.,** Wiesbaden: Seewesen.
- Wessely, Dr. J. C.,** Braunschweig: Kunst- u. Künstler-Biographie.
- Wiegand, Archibidirector Dr.,** Straßburg: Geschichte.
- Winkelband, Hofrath Prof. W.,** Straßburg: Philologie.
- Winkler, Prof. L.,** Leipzig: Religiöse Sprachen.
- Winter, Prof.,** Leipzig: Medicin.
- Zettler, Oberlehrer M.,** Chemnitz: Turnwesen.
- Zehfisch, Prof. R. C.,** Berlin: Telegraphenwesen.



71E
27
A6
sect. 2
V. 32

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

--	--	--





Stanford University Libraries



3 6105 014 733 476

112

27

A6

sect. 2

v. 32

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

--	--	--



112
27
A6
sect. 2
V. 32

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

--	--	--

